UNIV. OF
TORONTO
LIBRARY

BINDING LIST DEC 15 1922

Ph. 161 A

ARCHIV

FÜR DAS STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN UND LITERATUREN

BEGRÜNDET VON LUDWIG HERRIG

HERAUSGEGEBEN VON

ALOIS BRANDL UND OSKAR SCHULTZ-GORA

75. JAHRGANG, 141. BAND
DER NEUEN SERIE 41. BAND

177461
16/1/23

BRAUNSCHWEIG UND BERLIN
DRUCK UND VERLAG VON GEORG WESTERMANN
1921

3
A5
Bd. 141–143

Inhalts-Verzeichnis des 141. Bandes

der neuen Serie 41. Bandes

Abhandlungen

Seite

Albert Malte Wagner, Ungedruckte Dichtungen und Briefe aus dem Nachlaß Heinrich Wilhelm von Gerstenbergs. (Fortsetzung) 1
Albert Leitzmann, Kleine Studien zu Gottfried Keller 24
Albert Malte Wagner, Ungedruckte Dichtungen und Briefe aus dem Nachlaß Heinrich Wilhelm von Gerstenbergs. (Schluß) 169

Gertrud Jahrmann, Das Gebet in Shakespeares Tragödien 41
Fritz Fiedler, Das Weihnachtsfest in England vor und bei Dickens 59
Wilhelm Schulze, Nordhumbrisch *speoft* und *beoftun* 176
Georg Kartzke, Die amerikanische Sprache 181

Fritz Neubert, Das Weltsystem des Benoît de Maillet 79
Baerwolff, Christine von Pisan, ihre Auflösung und Weiterbildung der Zeitkultur . . 93
Leo Spitzer, Eine Strömung innerhalb der romanischen Sprachwissenschaft 111
G. Cohn, Bemerkungen zu 'Adolf Toblers Altfranzösischem Wörterbuch', Lieferung 1 u. 2. (Fortsetzung statt Schluß) 199
O. Schultz-Gora, Die deutsche Romanistik in den letzten beiden Jahrzehnten . . . 208
V. Klemperer, Petrarcas Stellung zu Humanismus und Renaissance 222

Kleinere Mitteilungen

Zur Voranstellung vornehmlich des räumlichen Adverb- und Präpositionsattributs in der modernen deutschen Prosa. Von Arvid Smith 132
Zur Vita Ceolfridi Gyrvensis. Von F. Liebermann 138
Ein Nordfranzose über die Angelsachsen um 625. Von F. Liebermann 138
Zum Namen 'Angelsachsen'. Von F. Liebermann 138

Spenseriana. Von I. Gollancz 138
Reim neben Alliteration im Anglolatein um 680. Von F. Liebermann 234
Liebeslied zum Tanz um 800. Von F. Liebermann 234
Der Eigenname Arthur vor Galfrids Einfluß. Von F. Liebermann 235
Englische Urkunden nach 1066. Von F. Liebermann 235
Englisches Zutrinken 1248. Von F. Liebermann 235
Zur Kreuzzugsepik Frankreichs und Englands. Von F. Liebermann 235
Zu Spenser. Von F. Liebermann 236
Zur Geschichte der Phonologie. Von F. Liebermann 236
Zur deutschen Beurteilung englischen Lebens 1770—1800. Von F. Liebermann . . . 236
Phonetische Umschrift in englischen Schulbüchern. Von A. Brandl 236
Englischer Kriegsgrund. Ein Geständnis in Versen. Aus der Londoner Wochenschrift 'Referee', 28. Nov. 1920 237
Zum englischen Studium. Von Feldm. v. Hindenburg ('Aus meinem Leben') . . . 238

Randnoten zu Emil Levys provenzalischen Wörterbüchern (Nr. 9—22). Von Adolf Kolsen 144
Ital. *farfalla* 'Schmetterling'. Von Leo Spitzer 146
Zur urkundlichen Identifikation von Peire d'Alvernhe. Von O. Schultz-Gora . . . 149
Zur *Bibliographie des Voyages en Espagne*. IV. Von Ludwig Pfandl 238
Die Frau des Trobadors Gaucelm Faidit. Von Adolf Kolsen 243
Prov. *perezeza*. Von O. Schultz-Gora 244

Sitzungen der Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen 245
Verzeichnis der Mitglieder der Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen, Januar 1921 254

Beurteilungen und kurze Anzeigen

E. [Ella] Vettermann, Die Balen-Dichtungen und ihre Quellen. (Rudolf Zenker) . . . 150
Friedrich Schiebries, Victor Hugos Urteile über Deutschland. (Erich Loewenthal) . . 161

N. Bogholm, English prepositions. (G. Schleich) 259
Eilert Ekwall, Contributions to the history of Old English dialects. — Derselbe, Scandinavians and Celts in the North-West of England. (A. Brandl) 258

Seite

Wozu Französisch und Englisch? Gutachten hervorragender Männer und Frauen über die Erfordernisse des fremdsprachlichen Unterrichts. Herausgeg. von der Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen 261

Luigi Foscolo Benedetto, Le Origini di 'Salammbô', Studio sul realismo storico di G. Flaubert. (H. Gelzer) 277
Attilio Levi, Le palatali piemontesi. (Leo Spitzer.) 262
Dante Alighieri, La Divina Commedia. Vollständiger Text, mit Erläuterungen, Grammatik, Glossar und sieben Tafeln hg. von Leonardo Olschki. (Berthold Wiese) 264
T. Navarro Tomás, Manual de pronunciación española. (F. Krüger) 267

Verzeichnis der bei der Redaktion eingelaufenen Druckschriften, mit folgenden kurzen Anzeigen:

Allgemeines

Clara und William Stern, Monographien über die seelische Entwicklung des Kindes. I: Die Kindersprache, eine psychologische und sprachtheoretische Untersuchung. 2. erw. Aufl. 280
Joseph Graß, Experimentalphonetische Untersuchungen über Vokaldauer, vorgenommen an einer ripuarischen Dorfmundart 280
Motiv und Wort, Studien zur Literatur- und Sprachpsychologie. 1. Hans Sperber, Motiv und Wort bei Gustav Meyrink. 2. Leo Spitzer, Die groteske Gestaltungs- und Sprachkunst Christian Morgensterns 280
Richard Benz, Die Grundlagen der deutschen Bildung 281
Hans Lorenz Stoltenberg, Reine Farbkunst in Raum und Zeit und ihr Verhältnis zur Tonkunst 281
Siegfried Schab, Studieren oder nicht? 281
Wilhelm Lamszus, Die Begabungsschule 281
Friedrich Jodl, Sein Leben und Wirken, dargestellt nach Tagebüchern und Briefen von Margarete Jodl. 282

Neuere Sprachen

C. Th. Lion, Kurzgefaßtes Lehrbuch der niederländischen Sprache für den Selbstunterricht 293

Skandinavisch

Edda. 2. Band. Götterdichtung und Spruchdichtung. Übertr. von F. Genzmer . . . 295

Deutsch

Lesebuch zur Einführung in die ältere deutsche Dichtung, hg. von E. Schönfelder, R. Kniebe und P. Müller 296
Othmar Meisinger, Bilder aus der Volkskunde 296
Franz Muncker, Anschauungen vom englischen Staat und Volk in der deutschen Literatur der letzten vier Jahrhunderte. Erster Teil 297
Adolf Hauffen, Geschichte des deutschen Michel 299
Lawrence M. Price, English-German literary influences. Bibliography and survey. Part I: Bibliography 300
J. Petersen, Das deutsche Nationaltheater 300
Else Pfenniger, Friedrich Ludwig Schröder als Bearbeiter englischer Dramen 301
Ludwig Tieck, Das Buch über Shakespeare, hg. von R. Lüdeke 301
Emil Soffé, Bühne und Gesellschaft 301
Friedrich Otte, Meeresrauschen. Dichtungen 302
Blätter des Burgtheaters. 5./6. Jan./Febr. 1920 302
Das große Schauspielhaus. Zur Eröffnung hg. vom Deutschen Theater zu Berlin . . . 303

Englisch

F. Liebermann, Ort und Zeit der Beowulfdichtung 307
Hans Dürrschmidt, Die Sage von Kain in der mittelalterlichen Literatur Englands . 308
Otto Theodore Wedel, The mediæval attitude towards astrology 316
Purity. A Middle English poem, ed. with introduction, notes and glossary by R. J. Menner 309
Albert Stanburrough Cook, Chaucerian papers. I. 309
Kurt Schröder, Platonismus in der englischen Renaissance vor und bei Thomas Eliot, nebst Neudruck von Eliots 'Disputacion Platonike' 1533 309
Paulus Scharpf, Über ein englisches Auferstehungsspiel 309
Rudolf Großmann, Spanien und das Elisabethanische Drama 310
Oscar James Campbell, The position of the 'Roode en witte roos' in the saga of King Richard III. 311
Ben Jonson, Cataline his conspiracy (Yale Studies in English LIII), hg. von L. H. Harris 311
The Stonyhurst pageants, ed. with introduction by Carleton Brown 312
Fritz Zschech, Die Kritik des Reims in England 312
Nelly Diem, Beiträge zur Geschichte der schottischen Musik im 17. Jahrhundert nach bisher unveröffentlichten Manuskripten 313
Daniel Webb, Ein Beitrag zur engl. Ästhetik des 18. Jahrhunderts 313
Erich Schwebsch, Schottische Volkslyrik in James Johnsons The Scot's musical museum 313
Adam Smith (Jastrows Textbücher Wirtschaft und Staat, 3). 3. verm. Aufl. 314

Seite

The English novel of the 19th century. II. Specimens of the local novel. hg. von Karl Holtermann 314
S. E. Liljegren, American and European in the works of Henry James 315
Hertha Korten, Thomas Hardys Napoleondichtung *The dynasts*, ihre Abhängigkeit von Schopenhauer, ihr Einfluß auf Gerhart Hauptmann 315
Walther Fischer, Bernard Shaw in seinen dramatischen Werken. Einführungsvortrag zu einer Aufführung von: Der Arzt am Scheideweg 315
Alfred Ehrentreich, Zur Quantität der Tonvokale im Modern-Englischen 315
Eduard Meyer, Die Vereinigten Staaten von Amerika, ihre Geschichte, Kultur, Verfassung, Politik 316
George Sylvester Viereck, Roosevelt. A study in ambivalence. 'A psycho-analytic study of Theodore Roosevelt 317
Felix Salomon, Lord Morleys Erinnerungen 317
Karl Arns, Das Herz des Feindes. Eine Auswahl engl. Gedichte ins Deutsche übertragen 318
M. L. Annakin, Exercises in English pronunciation 319
Auswahl englischer Gedichte für den Schulgebrauch zusammengestellt von E. Gropp und E. Hausknecht 319

Romanisch

Romanische Texte zum Gebrauch für Vorlesungen und Übungen. hg. von E. Lommatzsch und M. L. Wagner. No. 1: Del tumbeor Nostre Dame, altfranzösische Marienlegende 320
Ernst G. Wahlgren, Étude sur les actions réciproques du parfait et du participe passé dans les langues romanes 320

Französisch

A. Tobler, Altfranzösisches Wörterbuch. Aus dem Nachlaß hg. von E. Lommatzsch. 5. Lieferung. Sp. 593—751 (*assidiel—ave*) 321
H. Kjellman, Les rédactions en prose de 'l'ordre de chevalerie' 321
Eug. Lerch, Einführung in das Altfranzösische 322
Aug. Bertuch, Britannicus. Trauerspiel von Racine für die deutsche Bühne bearbeitet . 322
L. Schemann, Quellen und Untersuchungen zum Leben Gobineaus. 2. Band 323
Christine Sarauw, Die Italianismen in der französischen Sprache des 16. Jahrhunderts . 324
H. Kjellman, La construction moderne de l'infinitif dit sujet logique en français. . . . 324
Bibliothèque française. Eine Sammlung französischer Romane, Novellen, Gedichte, Essays usw. in der Ursprache. Vol. I: H. de Balzac, Eugénie Grandet 325

Provenzalisch

E. Levy, Provenzalisches Supplement-Wörterbuch. Berichtigungen und Ergänzungen zu Raynouards Lexique Roman. Fortgesetzt von C. Appel. 36. Heft (*tenu—tolemen*) . 325
C. Appel, Provenzalische Chrestomathie mit Abriß der Formenlehre und Glossar. 5. verbesserte Auflage 325

Italienisch

Ernestine Werder, Studien zur Geschichte der lyrischen Dichtung im alten Florenz . . 326
M. L. Wagner, Die Beziehungen des Griechentums zu Sardinien und die griechischen Bestandteile des Sardischen 327

Spanisch

J. Melander, L'origine de l'espagnol so *mis* au sens de 'seulement' 328

Ungedruckte Dichtungen und Briefe aus dem Nachlaß Heinrich Wilhelm von Gerstenbergs.[1]

(Fortsetzung.)

XX. Gerstenbergs Briefe an den Grafen Schimmelmann, im Besitz des Reichsarchivs in Kopenhagen und des Freien deutschen Hochstifts in Frankfurt a. M.

1. (Kopenhagen.)

Hochgebohrener und verehrungswürdiger Graf,

Da wohl Niemand die edle Emilie[2] gekannt hat, (von allem, was sie in dieser Welt, selbst unter dem besten Theile ihres Geschlechts, auszeichnete, ist nun hier nichts als ihr schöner verewigter Name übrig geblieben), der nicht lebhaft begriffe, was Ew. Excellenz durch ihren frühen Hintritt aus dieser Vergänglichkeit verlohren haben: so darf auch ich wohl sagen, daß ich den ganzen Umfang dieses großen und unerwarteten Verlustes mit innigster Theilnehmung empfunden habe. In der That hätten meine eignen häuslichen Leiden, mit denen es Gott gefallen hat, mich seit einiger Zeit in vollem Maaße zu prüfen, keinen bittereren Zusatz erhalten können, als die Vorstellung, daß sie, die Einzige, nicht mehr ist, die Ew. Excellenz für so viele Verdienste eines geschäftvollen und wohlthätigen Lebens schon diesseits des Himmels belohnen konnte. Wie gegenwärtig ist sie mir itzt, da ich dieß schreibe, mit jedem unnachahmlichen Reize ihres holdseligen Lächelns! mit jedem unnennbaren Zuge ihres grundgütigen Charakters! Ich glaube sie vor mir zu sehen in dem lichthellen Gewande eines Engels, ihren himmlischen Blick unverwandt geheftet auf den, der noch vor wenig Wochen das höchste Gut ihres irdischen Lebens war: als wollte sie sagen — Trauere nicht, du Geliebtester unter den Menschen! auch hier wird die Seligkeit deiner Emilie durch die Gewißheit erhöht, ewig und unwandelbar dein zu seyn. Kein Zustand weder im Himmel noch auf Erden kann Bande auflösen, die für alle Ewigkeit gebunden wurden. Und wäre ich bereits heute ein Cherub auf der letzten Stufe göttlicher Herrlichkeit, so würde ich doch ewig nicht aufhören können, Deine Vermählte zu seyn.

O möchte diese Hand und diese hellen Locken
Dir sichtbar seyn: ich trocknete
Mit dieser Hand, mit diesen goldnen Locken
Die Thränen, die Du weinst.
Ich schreite jeden Tag, der dich dem Himmel nähert,
Dein ganzes Leben, um dich her.
Auch dieß ist Lohn des früh errungnen Zieles:
Und nenne dich vor Gott.

---

[1] Allgemein verweise ich auf den inzwischen erschienenen ersten Band meiner Biographie Gerstenbergs (Heidelberg, Carl Winters Universitäts-Buchhandlung).

[2] Schimmelmanns Gattin, Charitas Emilie v. Buchwald.

Ich habe lange bey mir angestanden, verehrungswürdiger Graf, ob ich mir anmaaßen könnte, ein Wort der Beruhigung oder des Trostes an Ew. Excellenz unter solchen Umständen zu schreiben, da ich nur mein eignes Herz zu fragen brauche, ob es auch wohl sonst noch ein anderes Beruhigungsmittel gebe, als Ergebung in den göttlichen Willen. Ich habe mich enthalten, meine Empfindungen bey freudigen Veranlassungen zu äußern, und glaubte, es gezieme mir um so viel mehr, auch bey Veranlassungen so trauriger Art zu schweigen. Da inzwischen mein unschätzbarer Freund, Herr Graf Stolberg, mich durch die Versicherung ermunterte, daß Ew. Excellenz den Charakter meines Herzens insbesondere auch in dem Verhältnisse eines Ehemannes desjenigen Grades der Achtung würdigen, der dem Ausdrucke wahrer und ungefärbter Mitempfindung bey den großen Prüfungen der göttlichen Vorsehung allein einen Werth geben kann: so habe ich es dennoch gewagt, wenigstens diejenigen Gründe zu erwähnen, denen ich es zutraue, daß sie auf mich selbst noch einige Wirkung in einem Falle thun könnten, den ich mir sonst nicht anders als mit Schrecken und Entsetzen zu denken weis. Ich schließe mit den eifrigsten Wünschen, daß Gott jede Kraft seiner allbelebenden Gnade herablassen möge, Ew. Excellenz noch ferner und bis in das späteste Alter zu dem wichtigen Berufe zu stärken, zu welchem er Sie zur Wohlfahrt eines wachsenden Staates und zum Muster der Menschlichkeit ausgewählt hat, und ich beharre mit der größten dankvollsten Ehrerbietung lebenslang

Ew. Excellenz ganz unterthäniger Diener

Lübeck den 7ten März 1780. H. W. v. Gerstenberg.

2. (Kopenhagen.)

Hochgebohrener Graf, Höchstzuverehrender Herr Geheimer-Rath, Deputirter, Ritter p.

Nie hat ein Brief mich in eine so außerordentliche Lage gesetzt, als der, den ich von Ew. Excellenz zu erhalten die Gnade hatte. Gott im Himmel! es war ein herrlicher, ein väterlicher herzvoller Brief! ein Brief voll Edelmuths und Herablassung! ich hätte ihn augenblicklich beantworten sollen. — Aber der Inhalt war für die ganze Zukunft meines Lebens unendlich wichtig; es galt Entscheidung. Ew. Excellenz verweisen mich zugleich auf Boiens Ankunft, von dem ich die näheren mündlichen Erläuterungen erwarten sollte; und Boie, der sich mit der freundschaftlichsten Theilnehmung in ein weitläuftiges Detail meiner näheren und entfernteren Bedürfnisse, meiner itzigen und meiner künftigen Ausgaben einließ, glaubte auch seinerseits wieder andre Erläuterungen einziehen zu müssen, die er mir schriftlich mittheilen wollte. In dieser Suspension sind nun meine Angelegenheiten geblieben, bis die große Nachricht von Resignationen im Staate einlief, die mich sehr wahrscheinlich weiter als jemals vom Ziele entfernt hat. Gott allein weiß, was mir noch bevorsteht! Es ist denn nun freylich, wie auch Boie mir vor 14 Tagen schrieb, der Zeitpunkt nicht, Ew. Excellenz mit den Klagen eines Unglücklichen zu belästigen (ach die ganze Erde ist des Elends voll!) Nur dieß Einzige, verehrungswürdiger Graf, erlauben Sie mir itzt zu bitten, daß der Abzug von meiner Gage, den Sr. Excellenz der Herr Graf von Moltke, auf den Anfang des bevorstehenden Jahres angesetzt hatte, noch einige Zeit aufgeschoben werden möge. Das Finanz-Collegium muß befriedigt werden, ich begreife es ganz; alle meine Gläubiger müssen es,

sollen es; es ist ja der erste Wunsch aller meiner Wünsche, und ich wäre weniger elend, wenn er, dieser erste große Wunsch, nicht längst an der Ruhe meines Herzens nagte. Aber höchst notwendig ist und bleibts mir, daß Abzug und Ressource mit einander in Verbindung bleiben, wie Ew. Excellenz mir selbst den Plan an die Hand gegeben haben. Was für Ressourcen hätte ich wohl itzt? Alles, alles ist dicke Finsterniß um mich her, und der Quell, der mich laben soll, lispelt mir nirgend durch die undurchdringliche Nacht.

Es ist mein tägliches und stündliches Gebet zu Gott, daß er Ew. Excellenz und jedes edle Herz, dessen der Staat bedarf, zur Wohlfahrt des Einzelnen wie des Ganzen lange lange bewahren wolle. Ich kann aus dieser Fülle meiner Seele, die mich drängt, nichts hinzusetzen, als daß ich nie aufhören werde, mit jeder Verehrung zu seyn

Ew. Excellenz ganz unterthäniger Diener

Lübeck den 21ten Decemb(er) 1780. H. W. v. Gerstenberg.

3. (Kopenhagen.)

Hochgebohrener Graf, Höchstzuverehrender Herr Geheimer-Rath, Commerz-Minister, Ritter p.

Ewr. Excellenz Stillschweigen hatte mich freylich sehr gebeugt: aber ich konnte nicht zweifeln, ich glaubte bis auf den letzten Augenblick; und ich danke dir, o mein Gott, du Vater aller, du, dessen gewaltige Hand tief in den Staub erniedrigt, aber mächtig wieder emporrichtet, o Gott, ich danke dir, daß auch dieser Glaube nicht unbelohnt geblieben ist!

Ich kann mir nun, auf einige Monate wenigstens, einen Schimmer von Seelenruhe versprechen: recht hell und lauter wird meine Sonne doch schwerlich je wieder scheinen; es ist irgendwo schon zu trübe.

Insbesondere, gnädiger Graf, dank ich Ewr. Excellenz für die Art, mit der Sie mir ausgeholfen haben; sie zeigt Achtung für mein Unglück an, wie sie nur großen Seelen eigen ist, und giebt mir einige Hoffnung für die Zukunft. Ich lege, dero Befehle gemäß, die Assignation auf meine Consulatgage mit dankbarem Herzen hiebey an; was ich darinn unbestimmt gelassen habe, kann und muß von Ewr. Excellenz allein nur bestimmt werden.

Ew. Excellenz erinnern mich an Ihr wahrhaftig edles Schreiben vom 12. Aug. 1780, und scheinen mir einen gelinden Vorwurf zu machen, daß ich dero mir damals gegebenen und mit des Grafen von Bernstorf Excellenz concendierten Vorschlägen nicht gefolgt bin. Gnädiger Graf, ich habe Ihre Güte, Ihre Herablassung, tief in dem Innersten meines Herzens gefühlt, glaube es mehr als einmal gesagt zu haben, und wiederhole es hier vor Gott, er soll mir unvergeßlich seyn, dieser herrliche, menschenfreundliche Brief. Allein er gründete sich auf eine Voraussetzung, die sich weder in meiner damaligen noch itzigen Verfassung fand; er setzte voraus, daß eine Einschränkung meiner Oekonomie noch möglich wäre. Ich habe es aber der Überzeugung aller meiner hiesigen Gläubiger von der wirklich äußersten Einschränkung, unter der ich lebe, ganz allein zuzuschreiben, daß sie bis itzt noch Nachsicht mit mir gehabt haben; und es wäre eine vorgespiegelte Aufopferung, deren ich unfähig bin, gewesen, wenn ich an eine Seite, um mir Ewr. Excellenz gute Meynung zu erhalten, 600 Th. von meiner Gage hingegeben hätte, die ich, da weder Boie, noch ein Verleger sie mir mit Zuverlässigkeit versprechen konnte, nicht anders als durch die grausamsten

Palliatif-Mittel von einer andern Seite wieder herbeyzuschaffen gewußt hätte. Wie so was an der Wurzel des Lebens nagt, fühl ich, der ich mein eignes Leben für nichts, aber ein gewisses andres desto mehr achte, mehr als ich ausdrücken kann. Wollte Gott! es gäbe noch irgend in mir oder außer mir eine sichre Hülfsquelle! längst hätte ich den besten Theil meines Unterhalts mit Freuden dahin gegeben.

Etwas will ich inzwischen diesen Winter versuchen: vielleicht erfahre ich dann gewisser, ob noch diesseits des Grabes — nicht Glückseligkeit, die mir nicht beschieden war, sondern nur Beruhigung für meine vielgeliebten mich Übrlebenden zu finden sey.

Ich bin ewig mit der wärmsten Erkenntlichkeit und der innigsten Verehrung

Ewr. Hochgräfl(ichen) Excellenz ganz unterthäniger

Lübeck 28ten Oktober 1782. Gerstenberg.

4.[1] (Kopenhagen.)

Hochgebohreuer Graf, Höchstzuverehrender Herr Geheimer-Rath, Commerz-Minister, Ritter p.

Sechs Monathe sind nun seit dem Verkauf meiner Bedienung verflossen, und Ehre, Pflicht, und Gewissen fordern mich auf, die Ungeduld meiner noch übrigen Gläubiger, die zum Theil schon aufs höchste gestiegen ist, nicht noch länger zu ermüden. Für mich selbst, für die fernweitige Wohlfahrt meiner zahlreichen Familie habe ich in aller dieser Zeit nur die Überzeugung gewonnen, daß ich auf jede Ressource Verzicht thun müsse, die außer dem kleinen Capital liegt, das mir nach Abzug meiner Schulden noch übrig bleibt, und für welches ich meine bisherige Einnahme von 1500 Th. aufgeopfert habe. Ob ich gleich selbst nie aus eigner Wahl daran gedacht habe, den Weg des Verkaufs einzuschlagen, sondern mich in diesem ganzen Handel blos einer höheren Verfügung unterwarf: so weiß ich doch gar wohl, daß ich von nun an für die Veränderung der Grundsätze werde büßen müssen, die seitdem über den Punkt des Chargen-Verkaufs entstanden ist; und mit eben dieser Veränderung verschwindet auch meine Hoffnung auf jede andre Art der Unterstützung, deren ich sonst vielleicht wohl als ein in Gnaden entlassener Königl Bedienter gewürdigt worden wäre, wenigstens in so fern ich die Umstände meines Abgangs mit denen so vieler Anderer vergleiche, die zum Theil ihre Demission wirklich ertrotzt, und doch ansehnliche Pensionen und Gnaden-Versprechungen davon getragen haben. Ich kann mich also von diesem Augenblick an als einen Menschen betrachten, der, wiewohl etwas spät, eine völlig neue Laufbahn betritt, und sich seinen notdürftigen Unterhalt in der Welt aus eigenen Kräften, so weit diese reichen, zu verschaffen hat. Meine Absicht, gnädiger Graf, ist nach Eutin zu ziehen, und da mit einigen meiner Freunde einen Plan zu entwerfen, wie ich mir zu dem Belauf meiner wenigen Zinsen noch nebenher noch etwas erwerben könne. Weil aber dergleichen Entwürfe durch viele nicht vorzusehende menschliche Zufälle, Krankheiten, Hindernisse, vermehrte Ausgaben p. auf eine ungewisse Rechnung hinauslaufen, und der wirkliche Erfolg, ehe alles ins gehörige Gleis kommt, von Zeit, Umständen, und Erfahrung abhängt:

[1] Am Kopf des Briefes findet sich von Schimmelmanns Hand die Bem.: 'Eingegangen am 4ten Juni, beantw. d. 5ten — daß man das Geld nicht zur Disposition habe, folglich ihm nicht damit helfen.'

so ist es der Vorsicht gemäß, mich wider die Gefahren eines augenscheinlichen Minus wenigstens gleich in dem ersten Jahre einigermaßen gesichert zu wünschen; und ich weiß diese nothwendige Rücksicht mit der eben so dringenden, mich meiner Schulden zu entledigen, nur durch folgende Mittel zu vereinbaren, welches ich Ewr. Hochgräflichen Excellenz in unterthänigster Zuversicht auf dero fortdauernde gnädige Gesinnung hier vorzulegen mir die Freyheit nehme.

Nach den ersten 3000 Th., die ich auf die gesamte Masse meiner Schulden abgetragen habe, stehen itzt noch 17000 Th. bey der Landschaft Süder-Dithmarschen, die mir von nächstbevorstehenden Kieler-Umschlag[1] an, zu 4 P.C. gerechnet, 680 Th. eintragen, wozu noch die Pension meines Nachfolgers von 100 Th. hinzu kommt, so daß nach Michaelis dieses Jahres, als dem Termin, da die mir noch vorbehaltene Gage aufhört, zu meiner ganzen Subsistenz bis zum Kieler Umschlag 1786, also für 1½ Jahre (wenn ich das erste Quartal dieses Jahres, für welches das Königl[iche] Finanz-Collegium meine Gage zurückbehalten hat, mit dazu schlage), 780 Th. haben würde, wofern ich nicht von eben diesem Capital gleich itzt schon eine Summe von wenigstens 4000 Th. abziehen müßte, um theils noch einen Rest meiner Schulden zu tilgen, theils meine erste Einrichtung zu machen, und allerley Unkosten zu bestreiten, die bey jeder Veränderung eines langen Aufenthaltes vorfallen: bleiben also nach Abzug dieser 4000 Th. meine ganze Einnahme auf 1½ Jahre nur noch 620 Th. Ich zweifle sehr, ob ich in Eutin jährlich mit 900 Th. werde auskommen können: folglich verfiele ich von den 1350 Th., die dieß für 1½ Jahre beträgt, gleich in einen Rückstand von 730 Th., die ich von dem Überreste meines Capitals, nämlich 13000 Th., ersetzen müßte. In dem zweyten Jahre 1786 ginge es mir wahrscheinlich nicht viel besser, da ich nun schon den Hauptstuhl um 730 Th. gemindert hätte, und doch schwerlich gleich in dem ersten Jahre, mit dem sich die Wirkung meiner Industrie anheben sollte, auf neue Zuflüsse sonderlichen Betracht nehmen dürfte.

Mir schaudert vor einer solchen Berechnung; und ich will lieber gleich auf das Mittel kommen, wodurch dem Übel meiner Meynung nach wenigstens auf die ersten beyden Jahre vorgebaut werden könnte. Dieß Mittel biethen mir meine müßig liegenden Obligationen der Landschaft Süder-Dithmarschen dar, sobald ich Gelegenheit fände, einen Theil derselben gegen das Anlehn jener Summe der 4000 Th. unter leidlichen Bedingungen auf Hypothek auszusetzen. Ich nehme an, daß mein Creditor den Werth von 6000 Th. in diesen Obligationen für die baare Anleihe der 4000 Th. empfinge, und sich dagegen in zwey Jahren gefallen ließe, die Zinsen stehen zu lassen, für die er in dem Überschusse der 6000 Th. hinlängliche Sicherheit hätte. Alsdann liefe meine jährliche Einnahme von 780 Th. während dieser zwey Jahre ungehindert und unverkürzt fort, ich legte einen Theil des aufgenommenen Geldes für das Minus in dem ersten Jahre zurück, und wendete die Zwischenzeit dazu an, um mir die Zinsen von den 4000 Th. fürs künftige entbehrlich zu machen, und also nach Verlauf zweyer Jahre meine Obligationen wieder einzulösen.

Der Etatsrath Traut, dieser wohlgesinnte und thätige Freund, der die Forderungen meiner Hauptgläubiger in Kopenhagen auf sich genommen hatte, hielte Anfangs dafür, daß ich meine sämtlichen Schulden, wo möglich, so lange zinsenfrey stehen lassen möchte, bis ich auf andre Art versorgt

[1] Die Kieler Messe.

seyn würde. Da ich das aber nicht möglich zu machen, und durch Umstände, die Ewr. Hochgräfl. Excellenz noch erinnerlich seyn werden, mich in der mir etwa vorher gemachten Hoffnung bestärkt fand, daß ich mich einer baldigen Beförderung zu getrösten haben dürfte, aus beiderley Grund also mit der Bezahlung meiner Schulden sofort den Anfang machte, und 3000 Th. auf einmal abtrug: so veränderte das, wider alle vernünftige Erwartung, die Gesinnung der vorerwähnten Kopenhagener Gläubiger, daß Traut plötzlich mit meinen dortigen Schulden ins Gedränge kam, und mir einen Termin nach dem andern, immer nur von 14 Tagen setzte, wie er mir denn eben einen solchen 14tägigen Termin noch mit der vorletzten Post aufs neue gesetzt hat.

Ewr. Hochgräfl Excellenz sind also wirklich der einzige meiner Gläubiger (denn daß ich Hochdieselben persönlich dafür erkennen müsse, lehrt mich das Stillschweigen des General-Commerz-Collegii über die ehemals gethanen Vorschüsse, welches ich sonst nicht zu erklären wußte), der bisher eine auf Billigkeit und Umstände gegründete Nachsicht mit mir gehabt hat; und eben dieß bringt mich auf die Gedanken, daß ein so wahrhaftig edelgesinnter hoher Gönner sich wohl auch entschließen möchte, die oben gedachte auf 6—7 oder mehrere 1000 Th. zu bestimmende Hypothek in landschaftlichen Obligationen von mir anzunehmen, und auf der einen Seite die eignen Forderungen dadurch zu sichern, auf der andern aber mir durch die bedürftige Summe der 4000 Th. ein leichtes Mittel an die Hand zu geben, wie ich Traut außer Verlegenheit setzen, und zugleich meine nothwendigen Ausgaben p. zu meiner vorhabenden Einrichtung bestreiten könne. Sollte Ew. Hochgräfl. Excellenz nun noch diese letzte Gnade für mich haben wollen, die mir so äußerst wichtig und unentbehrlich ist, und die ich sonst von Niemandem zu erlangen weiß: so würden von gedachtem Darlehn 2000 Th. an Herrn Etatsrath Traut gleich zur Stelle ausbezahlt werden können, und die übrigen 2000 Th. würde ich mir hier zu bevorstehendem Johannis, da ich von hier ziehen muß, weil meinem Hauswirthe auf diesen Termin aufgekündigt ist, in klingender Münze unterthänigst erbitten. Eben dieser nahe Termin aber dringt mir den angelegentlichsten ehrfurchtvollsten Wunsch ab, daß Ew. Hochgräfl Excellenz mich dieserhalb mit einer baldmöglichsten gnädigen Antwort zu erfreuen geruhen, und überhaupt mein gegenwärtiges Anliegen, das augenscheinlich durch die allertriftigsten Bewegungsgründe veranlaßt ist, mit Dero gewöhnlichen menschenfreundlichen Gesinnungen beurtheilen wollen. Die Beylage ergiebt übrigens das Formular der hienächst auf weiteren hohen Befehl originaliter einzusendenden Obligationen, nebst der, auf Verlangen per ad Notarium zu fidinidirenden, Clausel in der Jessenschen Obligation, durch welche mir das Eigenthum über jene landschaftlichen Verschreibungen übertragen und eingeräumt worden.

In sehnsuchtvoller Erwartung einer gnädig genehmigenden Antwort habe ich die Ehre, mit der tiefsten unverbrüchlichsten Veneration lebenslang zu beharren

Ewr. Hochgräfl Excellenz ganz unterthäniger Diener

Lübeck den 31ten May 1784. H. W. v. Gerstenberg.

Sollte ein ungünstiges Schicksal mich wider alles Verhoffen eine Fehlbitte thun lassen, so wäre mir doch gar zu viel daran gelegen, zeitig genug davon unterrichtet zu werden; ich schmeichle mir aber, daß es Ewr. Excellenz edlem Herzen unmöglich seyn wird, das Glück eines alten treuen Dieners nicht vollenden zu wollen, für den Sie bisher so viele Gnade gehabt haben.

Beilage zu Nr. 4.

I.

Abschrift einer per vim contractus mir zugehörigen Obligation der Landschaft Süderdithmarschen, der die übrigen, mutatis, mutandis, bis auf die Summe von 20000 Th. völlig gleichlauten.

N. 14. (Stempelbogen) Sechzehn Rthl

Wir Endesbenannte, Königl Etatsrath und Landvoigt, Kammer-Rath, Commerz-Rath und Kirchspielvoigte, als Gerichtspersonen und Landespfennigmeister, wie auch Landes- und kirchspiels Gevollmächtigte und andre mit untergeschriebene Eingesessene des Süderntheils Dithmarschen Uhrkunden und bekennen hiermit und in Kraft dieses, für Uns, unsere Erben und Nachkommen, im Namen und von wegen angeregter Landschaft, daß wir den hochwohlgebohrenen Herrn Mathias Reinhold von Jessen, Ihro Königl Majestät zu Dännmark, Norwegen p. hochbetrauten Etatsrath und Landschreiber in Süder-Dithmarschen, und dessen Erben, wohier, wissentlicher, und wolgeständiger Schuld, schuldig und pflichtig seyn = Viertausend Reichsthalern, welche wir von demselben in guter grober couranten Münze, auf einem Brete baar empfangen, und in der Landschaft scheinbaren Nutzen hinwiederum verwendet haben, derohalben wir aus der Exception: non numratae vel in rem nostram non versae pecuniae, ausdrücklich begeben. Gereden, loben, und verpflichten uns demnach hiemit für uns, unsere Erben und Nachkommen, im Namen und von Wegen obberegter Landschaft, wohlbemeldeten Herrn Gläubigern, dessen Erben, oder dieses Briefs getreuen Inhabern, obbemeldetes Capital der viertausend Reichsthaler, grob Courant, alle Jahr, und jedes Jahr besonders, so lange dasselbe bey uns unabgelöset stehen bleibt, in Octavis Trium Regum mit Vier pro Centum zu verzinsen, und welche Zinsen, gegen des Herrn Gläubigers, oder dieses Briefs getreuen Einfahrers, Quitung, zu bezahlen, auch damit solchergestalt ein Octavis Trium Regum des Eintausendsiebenhundertundsechsten Jahres den Anfang zu machen. Da aber obbesagtes Capital länger zinsbar stehen zu lassen, einem oder andern Theile nicht beliebt, soll dasselbe dem andern ein halb Jahr vorher die Loskündigung schriftlich oder mündlich zu thun berechtigt seyn, und wenn solches geschehen, so sollen und wollen wir und unser mit beschriebener, in deren nächst darauf folgenden Octavis Trium Regum, das Capital, zusamt allen verfallenen Zinsen und verursachten Kosten, in einer unzertheilten Summe, in empfangener Münze wiederum zu bezahlen verpflichtet, Herr Gläubiger auch nicht gehalten seyn, einige Portionlies Solution an Land, Vieh, Waaren und dergleichen anzunehmen. Damit nun der Herr Creditor, und dessen mitbeschriebenes, angeregtes Capital sowohl, wie auch der verschriebenen Zinsen, und über Verhoffen verursachten Kosten und Schadens desto besser gesichert seyn mögen: Als versehen und verpfänden denenselben wir hiemit unsere und unserer mitbeschriebenen eigne, auch erstgemeldeter Landschaft gesammte Eingesessenen, sämtliche Beweg- und unbewegliche, itzige und künftig überkommende Haabe und Güter, keine davon ausbeschieden, dergestalt, daß Sie, auf den Fall der nicht erfolgten beschriebenen Zahlung, daraus dieselbe zu suchen, und zu nehmen berechtigt seyn mögen. Dawider uns und unsere mitbeschriebenen nicht schützen noch befreyen sollen einige Exceptiones oder Ausflüchte, geistlich oder weltlich Gebot oder Verbot, kein Statutem Provinciale, kein widriger Landesgebrauch, und was der-

gleichen mehr schon ersonnen oder künftig noch denen Debitoribus zu gute mag ersonnen werden, viel weniger die Regula: genzelen remendationem non valere, nisi praecessit pecialis, maßen diesen allen, absonderlich der Exception, rei non sic, sed aliter gestae, und übrigen allen, wie die Namen haben mögen, kraft dieses wohlwissentlich uns begeben. Alles ohne List und Gefährde. Zur Urkunde haben Wir diese Verschreibung mit eignen Händen, anstatt und von wegen der Landschaft untergeschrieben, und mit unsern Pettschaften versiegelt. So geschehen Melldorf in Octavis Trium Regum des Eintausend Siebenhundert Neun und Fünfzigsten Jahres

(L S) Eggers (L. S) Claus Lienau
(L S) Thießen pp H. Karstens pp
[in allem 32 Namen].

II.

Aus den Obligationen des p. t. Herrn Residenten von Jessen und dessen Frau Mutter d. d. 11. und 15. Febr. 1784

Besonders aber wollen wir sieben von der Süderdithmarschen Landschaft ausgestellten und mir, der Etatsräthin Anna Christina Hedewig von Jessen, geb von Rheder, zuständige Pfand-Verschrbg. als:

1)	d. d. Oct. trium regum	1759	auf 4000 Th. grob Cour.
2)		1760	500 Th.
3)		1762	600 Th.
4)		1765	900 Th.
5)		1766	2000 Th.
6)		1774	1500 Th.
7)		1775	500 Th.

und die mithin zusammen zehntausend Reichsthaler betragen, hiermit plenoite dominii originaliter cediret und in des Herrn Verkäufers Händen überliefert haben, um sich daraus semper tamen salvo iure variandi nach Willkühr bezahlt zu machen, gleich wie uns dann von dieser unserer Schuldverschreibung nichts als die wirkliche baare klingende Bezahlung des völligen Capitals, der Zinsen und eventuellen Unkosten befreyen soll.

5. (Kopenhagen.)

Hochgebohrener Graf, Höchstzuverehrender Herr Geheimer-Rath. Staats-Minister, Ritter p

So fest ich darauf gerechnet hatte, gnädiger Graf, den ganzen Belauf des von Ewr. Hochgräflichen Excellenz mir angediehenen Vorschusses im dießjährigen Kieler-Umschlage auf einmal abtragen zu können, so schwer, ja unmöglich wird es mir, mich dieser Verpflichtung nach der Strenge und nach ihrem völligen Umfange zu entledigen. Wie unendlich schmerzhaft es mir seyn müsse, besonders unter den itzigen Umständen, auch nur den entferntesten Anschein wider mich zu haben, als ob ich entweder so unbedachtsam, oder so unordentlich in meinen wichtigsten Angelegenheiten, seyn könnte, die Nachsicht Ewr. Excellenz im eigentlichsten Verstande zu misbrauchen, läßt sich besser denken, als sagen. Die bloße Furcht, mich einem solchen Verdachte auszusetzen, müßte mir schon die Feder lähmen, wenn es allein auf die Frage ankäme, ob ich nicht mein Möglichstes thun sollte, das Ganze lieber, als die Hälfte, von dem Belauf meiner geringen Kieler-Ressource abzunehmen. Ich sehe aber, gnädiger Graf, eine ungeheure Menge von theils

unvermeidlichen theils nöthigen Ausgaben vor mir, daß ich kaum bis Johannis, geschweige bis künftigen Umschlag, auszureichen weiß. Meine beiden ältesten Söhne sollte ich nothwendig auf die Universität schicken; und wenn ich so glücklich wäre, die Haderslebener Bedienung zu erhalten, so würde und müßte das auch noch zu Ostern geschehen. Meine beiden ältesten Töchter sollte ich dieses Jahr nothwendig zur Confirmation gehen lassen. Die Ausgaben häufen sich, drängen sich von allen Seiten, und noch nirgends sehe ich einen Strahl des Lichts, wo ich sie nur für die unentbehrlichsten Bedürfnisse hernehmen soll. Meine Hoffnungen auf eine baldige Beförderung werden mit jedem Tage, mit jeder neuen Nachricht von den großen Veränderungen um uns herum, schwächer, unsichrer. Ach gnädiger Graf! meine Lage ist entsetzlich!

Nach langem Kampfe, wozu ich mich entschließen sollte, sehe ich mich doch noch gedrungen, Ewr. Hochgräflichen Excellenz gnädige Genehmigung zu erbitten, daß ich von meiner Schuld für dießmal nur etwa die Hälfte mit 300 Th. abtragen dürfe, und, wenn mir dieß zugestanden würde, unterthänigst anzufragen, ob ich die 300 Th. hier in Hamburg ausbezahlen, oder in dänischen Banknoten nach Kopenhagen absenden solle? In Bereitschaft stehen sie schon seit dem Ablaufe des vorigen Monaths. Nicht die wirkliche Ablieferung derselben, sondern die beschämende Vorstellung, meine Verpflichtung nur zur Hälfte, oder vielmehr nicht einmal zur Hälfte, zu erfüllen, ist mir schwer geworden, und hat mein gegenwärtiges Schreiben verzögert.

Mit der tiefsten Veneration ersterbe ich

Ewr. Hochgräflichen Excellenz p ganz unterthäniger Diener

Altona den 18ten Febr. 1791. H. W. v. Gerstenberg.

6. (Kopenhagen.)

Hochgebohrener Graf, Höchstzuverehrender Herr Geheimerath, Staats-Minister, Ritter p

Ewr. Hochgräflichen Excellenz gnädiger Verfügung zufolge habe ich die Summe von 300 Th. Schlesw. Holst. Courant in klingender Münze, und zwar in Species-Thalerstücken, an den Herrn Bank-Direktor Gebauer unterm 5ten dieses abgeliefert, wovon derselbe vermuthlich mit der heutigen Post den Empfang einzuberichten nicht ermangeln wird. Meine Rührung, gnädiger Graf, über den ausnehmenden Grad von innerer Herzensgüte und wahrer Hoheit der Seele, den der übrige Theil dero gnädigen Schreibens ausdrückt, ist unbeschreiblich. Ich glaube der Zukunft mit größerer Beruhigung, als jemals, entgegensehen zu dürfen, wenn es meinen Söhnen gelingen sollte, sich der hohen Protektion würdig zu machen, die Ew. Hochgräfliche Excellenz nicht allein persönlich mir selbst, sondern auch diesen Jünglingen für ihre herannahenden reiferen Jahre, durch solche Beweise einer mehr als gewöhnlichen Herablassung und Theilnehmung zu versichern die Gnade haben. Da Ostern schon zu nahe herangerückt, und meine Aussicht auf die Haderslebner- oder eine andre Stelle noch zu unbestimmt ist, als daß ich mir schon einen Plan auf drey Jahre hinaus für die Studien meiner Söhne zu machen getraute, so werden sie dieß Jahr schwerlich nach Kiel kommen, und sich desto angelegener seyn lassen, ihre Zeit hier noch gut anzuwenden. Sollte ich unterdessen so glücklich seyn, eine Bedienung mit einer verhältnißmäßigeren Einnahme, als meine gegenwärtige ist, zu erhalten, wie Ew. Excellenz mir durch die gnädigen Versicherungen, welche Hochdieselben mir theils von den Ge-

sinnungen Dero eignen hohen Wohlwollens, theils von Seiten Sr. Excellenz des Herrn Grafen von Bernstorf, zu geben geruhen, die erfreuliche Hoffnung dazu machen: wie unerwarteter Weise hätte dann die göttliche Vorsehung den Weg vor ihnen her gebahnt, und wie leicht und muthig würden sie in jene neue Laufbahn ihres bürgerlichen Lebens hineintreten!

Mit der tiefsten und dankvollsten Verehrung ersterbe ich

Ewr. Hochgräflichen Excellenz p ganz unterthäniger Diener

Altona den 8ten März 1791. H. W. v. Gerstenberg.

7. (Frankfurt.)

Gnädiger Graf,

Ew. Exzellenz haben die Gnade gehabt, mir mündlich zu erlauben, daß ich mich über die Ursachen, die mich nöthigen, um eine Zulage aus der Lotto-Casse anzusuchen, schriftlich näher erklären dürfte. Ich glaube durch die That bewiesen zu haben, daß ich nicht gerne sollicitire. Ich habe in den theuersten Jahren, die wir erlebt haben, mich — fast möchte ich sagen ohne Beyspiel — enthalten, Ewr. Excellenz mit Bitten um Zulage beschwerlich zu fallen, weil mir immer noch das Mittel übrig blieb, meine wenigen dringenden Bedürfnisse in eben dem Verhältnisse einzuschränken, wie die Pretia rerum stiegen, ob sie gleich, wie ich als allgemein anerkannt voraussetzen darf, seit 10 Jahren in dieser Gegend weit über das Duplum gestiegen sind. Mit den 500 Th., die ich aus der Lotto- und den 200 Th., die ich aus der Pensions-Casse genieße, wäre mir dieß freylich nicht möglich gewesen: ich hatte aber noch eine Reßource in dem Künstler-Talente meiner Ehegattinn, die mit einer Hamburgischen Cattunfabrik schon vor meiner Heirath unter Contract stand, ihr die Zeichnungen zu liefern, wodurch nach meiner ehelichen Verbindung mit ihr meine Einnahme um 100 Th. vermehrt ward. Durch die Rivalität der Engländer ist aber itzt dieser Nahrungszweig dergestalt für die Stadt Hamburg in Abnahme gerathen, daß der Eigenthümer der gedachten Fabrik schon beschlossen hatte, sie ganz eingehen zu lassen, als ihn vor einiger Zeit ein plötzlicher Tod der traurigen Vollziehung dieses Entschlusses überhob. Was er indessen nicht persönlich gethan hat, das haben seine Erben ausgeführt. Die Fabrik ist eingegangen, und ich sehe mich seitdem auf meine eigne jährliche Einnahme von 700 Th. zurückgesetzt, mit der ich kaum ein halbes, geschweige ein ganzes Jahr auskommen kann. Fühlte ich mich nicht schon zu alt, gnädiger Graf, um wieder als Schriftsteller aufzutreten, so würde ich durch meine Feder zu ersetzen suchen, was der Pinsel meiner Frau nicht mehr herbeyschaffen kann. Ich muß aber leider schon lange in die Antwort einstimmen, die der alte Theokrit Jemanden gab, der sich über sein schriftstellerisches Verstummen wunderte: was ich itzt schreiben möchte, das kann ich nicht mehr, und was ich noch schreiben könnte, das mag ich nicht. Der Mann, der dieß sagte, mochte etwa den Sechzigen nahe seyn, und war ein Grieche. Ich, der ich seit einiger Zeit nur zu fühlbar erinnert werde, daß ich mich den Siebzigen nähere, bin kein Grieche, finde keine Geldquellen in dem, was ich ehemals war, und hoffte noch vor kurzem, in Ermangelung derselben, meine letzte Ruhestätte erreichen zu können, ohne meine hohen Gönner mit einer Meiner Sollicitationen belästigen zu dürfen. Doch das Schicksal hatte es anders beschlossen.

Aus dem, was ich oben von meiner bisherigen Einnahme von 1400 Th., und von der Nothwendigkeit, worinn ich mich befand, mir bey dieser, an

sich nicht unbeträchtlichen, Einnahme alle bloß conventionellen Bedürfnisse abzuschneiden, erwähnte, werden Ew. Excellenz Höchstselbst ermessen, daß ich meine Wünsche auf die äußerste Gränze des nothdürftigen Auskommens beschränke, wenn ich nur um eine Zulage von 500 Th. ansuche. Dürfte ich mir die Absicht erlauben, den kurzen Rest meiner Tage nicht bloß kärglich, sondern auch einigermaßen ruhig und heiter zu verleben, und wüßte ich, daß ich durch die Äußerung einer solchen Absicht mir nicht schaden würde: so möchte ich — ich gestehe es, gnädiger Graf — mit meinen Wünschen gern, auch nur um ein weniges, mich über diese äußerste Gränze hinaus versteigen. Mein Vorerster,[1] der Conferenzrath von Aspern, hat, so viel ich weiß, nie weniger als 1000 Th. aus der Lotto-Casse gehabt, und stand noch außerdem in dem lucrativen Posten eines Altonaischen Stadt-Kämmerers. Allein ich bin weit entfernt, die Regel meiner Glückseligkeit in solchen Vergleichungen zu suchen, und überlasse mich und mein Schicksal ganz der mir längst bewährten theilnehmenden Gesinnung eines großen Staats-Ministers, der, wie ich gar wohl weiß, und mich gern bescheide, bey der Bewilligung von Zulagen und Gratificationen in dem mehr oder weniger beschränkten Vermögen des Staates einen ganz anderen Maaßstab der Wohlthätigkeit, als in seinem eigenen edlen und gefühlvollen Herzen findet. Da ich aber bis dahin nur von meinem itzigen Gehalte leben muß, und also in Gefahr bin Schulden zu machen, wenn mir nicht bald geholfen wird: so wage ich es, auch noch diesen Umstand, in Beziehung auf die baldmöglichste Datierung der Zulage — denn daß auf mein nothgedrungenes Gesuch um die Zulage selbst keine Rücksicht sollte genommen werden, darf und mag ich mir nicht einmal denken — so respect- als vertrauensvoll zu berühren.

Ich schließe mit der Wiederholung von etwas, wovon der erhabene Menschenfreund, an den ich dieß Gesuch richte, längst überzeugt seyn muß, daß Niemand eine Wohlthat von diesem Belang tiefer, inniger, und dankbarer empfinden könne, als

Ewr. Hochgräfl Excellenz ganz unterthäniger

Altona d 30st Okt. 1804. H. W. v. Gerstenberg.

8. (Kopenhagen.)

Gnädiger Graf!

Ewr. Hochgräflichen Excellenz nahm ich mir zu Anfange dieses Winters unterthänigst die Freyheit, mein nothgedrungenes Gesuch um eine Zulage, nach der mir deßfalls mündlich auf Wandsbek gewordenen gnädigen Erlaubniß, schriftlich zu wiederholen. Die Hauptmomente dieses Gesuchs bestanden in einer Darstellung des mich betroffenen Verlustes meiner halben jährlichen Einnahme, und der Unmöglichkeit, bey meinem hohen Alter diesen Verlust, oder auch nur einen geringen Theil desselben, durch meine eignen Kräfte zu ersetzen.

Ich fühle die Unschicklichkeit, einen großen für das höhere Wohl des Ganzen unabläßig beschäftigten Staatsminister mit beständig erneuerten Sollicitationen über einen und denselben Gegenstand zu bestürmen, die doch weiter nichts sagen können, als was schon gesagt ist, zu sehr, als daß ich meine Ungeduld, nur irgend einen Ausweg aus meinem itzigen Labyrinth geöffnet zu sehen, das Übergewicht über dieses Pflichtgefühl der Bescheiden-

[1] Vorgänger.

heit hätte verstatten können; zumal da jene Edlen auf Wandsbek, die an meinem Schicksale einen so unverkennbaren Antheil nehmen, gerade in der bisher noch verschobenen Beantwortung meines Gesuchs einen Grund zu entdecken glaubten, mich über den Erfolg desselben zu beruhigen. Gleichwohl darf ich mir doch die Möglichkeit nicht verhehlen, daß meine Privat-Angelegenheit, so wichtig sie auch mir selbst ist, doch unter der Menge neuer Einrichtungen, durch die sich Ew. Hochgräfliche Excellenz in der gegenwärtigen Epoche, so wie in jeder vorhergegangenen, um den Staat verdient machen, auch bey dem erklärtesten Triebe des Wohlwollens sich der Aufmerksamkeit und dem Andenken des erhabenen Menschenfreunds, an den jenes Gesuch gerichtet war, habe entziehen können. Und selbst auf den Fall, daß ich mir hierunter eine ganz unnöthige Besorgniß machte: wird diese große und schöne Seele mir nicht gern den Versuch verzeihen, einen günstigen Augenblick zu treffen, wo durch den Federstrich eines einzigen Fiat dem unruhigen schmerzvollen Herzen einer von innen und von außen bedrängten Familie ein sehnlich erwünschtes Ende gemacht würde? einer Familie, die sich nur noch durch die einzige Hoffnung aufrecht erhält, daß eine Zulage von 300 Th., um die ein alter 70jähriger Mann, der nach dem natürlichen Verlaufe des menschlichen Lebens, dem Staate auch damit nicht lange zur Last fallen kann, sich nun zum letztenmale anzusuchen genöthigt sieht, keine unübersteiglichen Hindernisse finden werde? Ach, um des Himmels willen, gnädiger Graf, — wenn ich dem Schrecken, mit dem mich die bloße Vorstellung von solcher Möglichkeit ergreift, diesen starken Ausbruch erlauben darf — um des Himmels willen, gnädiger Graf! keine abschlägige Antwort! Die Folgen einer Einbuße von 700 Th. sind mir schon in diesem halben Jahre so äußerst nachtheilig gewesen, daß mir der Gedanke, meine letzten Tage in einer Geldnoth, wie diese war, und es mit jedem Tage in immer steigenden Verhältnisse werden muß, beschließen zu sollen, die härteste Strafe scheint, deren selbst ein durchaus nichtswürdiger Mensch sich schuldig erkennen könnte.

Ich wage es, mich auf die in meinem vorigen unterthänigsten Schreiben weiter detaillirten Umstände, welche die erwähnte Einbuße, für mich und die Meinigen herbeigeführt haben, ehrfurchtsvoll zu beziehen, und einer gnädigen Erhörung meiner so flehentlichen und wahrlich nothgedrungenen Bitte mit derjenigen tiefen Devotion entgegen zu sehen, mit der ich ersterbe

Ewr. Hochgräflichen Excellenz ganz unterthäniger Diener

Altona den 22ten Febr. 1805. H. W. v. Gerstenberg.

9. (Frankfurt.)

Hochgebohrener Graf, Höchstzuverehrender Herr Geheimer-Staats-Finanz- und Commerz-Minister,

Nicht ohne die äußerste Besorgniß, Ewr. Excellenz mir so sehr bewährte gnädige Gesinnung durch abermaliges Sollicitiren zu mißbrauchen, sehe ich mich genöthigt, das einzige Mittel das mir übrig bleibt, zu ergreifen, und meine Zuflucht zu der Autorität des großen Staatsministers zu nehmen, die es allein in ihrer Macht hat, der mir angediehenen königl Gnade in der Beybehaltung meiner bisherigen Einnahme von 700 Th. ihren abgezielten Effect zu verschaffen. Es ist hier leider! mit dem Mißcredit des S.H. Papiergeldes, besonders der kleineren Sorten, die man von der Stadt-Cämmerey empfängt, so weit gekommen, daß ich in Gefahr bin, mit diesem Papiergelde noch vor

meiner natürlichen Auflösung Hungers zu sterben; wenn jene mir allergnädigst beybehaltene 700 Th. auf eine Casse angewiesen werden, die mir statt dessen lauter Zettel auszahlt, welche im täglichen Verkehr, ich darf nicht einmal sagen einen sehr schwankenden, sondern überhaupt gar keinen Cours haben, weil Niemand, der es irgend vermeiden kann, sich damit belasten will. Nur die Lotto-Casse ist im Stande, da sie die Einsätze unter 5 Th. in Scheidemünze von den Collecteurs erhebt, die auf sie angewiesenen Auszahlungen baar, nämlich ebenfalls in Scheidemünze, zu leisten; und nur von ihr kann ich also auch nach wie vor den effektiven Belauf der mir bewilligten 700 Th. erhalten, wenn Ew. Excellenz die einzige Gnade für mich haben wollen, die Verfügung zu treffen, daß ich dieses Geld quartaliter wie bisher hier in loco bey gedachter Lotto-Casse erhalten kann. Die General-Lotto-direction ist, wie ich aus ihrem eignen Munde weiß, so weit entfernt, mir diese gerechte Erleichterung meiner nothdürftigen Subsistenz zu mißgönnen, daß es ihr vielmehr nahe gehen würde, wenn ein so bejahrter Emeritus, wie ich es bey der Altonaischen Zahlen-Lotterie in dem hohen Alter von 76 Jahren nun durch die Gnade Gottes geworden bin, an eine Casse verwiesen werden sollte, von der er nichts als Verlust, und in diesem Verluste nichts als Jammer zu erwarten hätte. Ich bitte flehentlich, geben Ew. Excellenz mir doch noch diesen, mit so gar keiner Schwierigkeit verbundenen, für mich und die Meinigen aber höchst wichtigen und nie genug zu verehrenden Beweis Ihrer Teilnahme an dem Schicksale des alten Gerstenbergs, damit ich, unter den übrigen schönen Erinnerungen, die ich der Gnade Ewr. Excellenz verdanke, auch diese mir noch zu allerletzt gewährte mit mir ins Grab nehmen könne! —

Ich ersterbe in den Empfindungen der tiefsten Veneration

Ewr. Exzellenz ganz unterthäniger Diener

Altona d 25st Aug. 1812 H. W. v. Gerstenberg.

10. (Kopenhagen.)

Hochgebohrener Graf, Höchstzuverehrender Herr Geheimerath und Commerz-Minister,

In der dringenden Verlegenheit, worinn ich mich befinden würde, wenn ich an den mir allergnädigst beygelegten, so eben zu meinem kärglichsten Unterhalte hinreichenden 700 Th. noch etwas verlieren sollte, nahm ich mir vor einiger Zeit die Freyheit, an Ew. Excellenz mein unterthäniges Ansuchen gelangen zu lassen, daß mir diese 700 Th. wenn es irgend thunlich wäre, aus der hiesigen Lotto-Casse ausgezahlt werden möchten. Da aber bei dem itzt abgelaufenen Quartals-Termine der Stadt-Cämmerier Olde mir meine wenige Pension von 200 Th. in sogenannten blauen Zetteln zugesandt, und mich zugleich benachrichtigt hat, daß die Anweisung auf die übrigen 500 Th. wohl schwerlich vor Neujahr eintreffen würde, so fühle ich das Traurige meiner Lage doppelt — leider schreibe ich diesen Brief auf dem Krankenstuhle nach einem vorhergegangenen gefährlichen Bein- oder vielmehr Flechsenbruche — daß ich mich genöthigt sehe, Ew. Excellenz mit dieser Geld-Angelegenheit abermals behelligen zu müssen. Ich brauche wohl in keinen weitschweifigen Detail einzugehen, um zu beweisen, daß es mir schlechterdings unmöglich sey, mit 150 Th. — und selbst von diesen 50 Th. was bleibt mir übrig, wenn ich den Verlust auf die blauen Zettel, die mir die Stadt-Cämmerey unbegreiflicher Weise aufdringt, und die Stadt-Opera, die an die nämliche Cämmerey alle in Silber abgetragen werden müssen, nebst

den übrigen Abgaben davon abrechne? — bis Neujahr auszukommen; mithin hängt meine ganze Subsistenz davon ab, daß mir die mir allergnädigst bewilligte Pension von 700 Th. quartaliter, und nicht erst zu Neujahr ausgezahlt werden. Indem ich nun hierüber einer gnädigen Resolution mit ehrerbietigem Vertrauen entgegen sehen darf, wage ich unter der Voraussetzung, daß es mit der Anweisung auf die gedachten 500 Th. vielleicht noch res integra sey, meine vorige unterthänige Bitte zu wiederholen, daß mir wenigstens diese 500 Th., wenn auch nicht das Ganze der 700 Th., von der Lotto-Casse ausbezahlt werden möge, welches mir auf jeden Fall, selbst wenn die Lotto-Casse in der Folge genöthigt sein sollte, ihre Zahlungen gleichfalls in Papier-Gelde zu leisten, verschiedener häuslicher Verhältnisse wegen zur nicht geringen Erleichterung gereichen würde, wenn anders unter solchen Umständen noch von Erleichterung die Rede seyn darf.

Ich habe die Ehre, mit der tiefsten Veneration zu beharren

Ewr. Excellenz ganz unterthäniger Diener

Altona den 6ten Oct. 1812. H. W. v. Gerstenberg.

XXI. Briefe Gerstenbergs an Voß.[1]

1.

Altona 2 May 1794.

Liebster Voß, ich bin Ihnen, mehr als ich sagen kann, für das ganz vortreffliche Geschenk Ihrer Mythologischen Briefe verbunden. Was ich mir immer als das Studium Ihres Homer dachte, hat, wie ich nun sehe, so ausnehmend ich mir es auch dachte, den außerordentlichen Umfang, den hohen Werth, den in seiner Art ganz einzigen Gehalt desselben bey weitem nicht erreicht. So wie Sie hat, meines Wissens, noch nie ein Leser, Ausleger, Übersetzer seinen Homer gelesen. Ich wundre mich gar nicht, daß Ihnen das Heynische seichte und eitle Gewäsche die peinlichsten Empfindungen gemacht hat. Ein Halbscher, dem es gelingt, digitis monstrari et dicier: Hic est![2] blos weil Niemand da ist, der auch etwas sähe, muß für den, der ihn so, wie Sie, übersieht, ein unerträglich windigter Patron sein. Wenn Heyne noch Menschenverstand hat, und sich zu schämen im Stande ist, so muß er einsehen, daß er, Ihnen gegenüber, wie ein Gorgias oder Protagoras neben Sokrates hingestellt erscheine.

Alles Lesen — ich bin itzt mehr als jemals davon überzeugt — ist eine Art von Seelen-Hermeneutik, die diesen vielumfassenden Namen nur halb verdient, so lange der Leser den Horizont verkennt, unter dem sein Autor geschrieben hat, und den er sich nur durch eigne Intuition vergegenwärtigen kann. Man muß, wie Sie, begriffen haben, daß keine menschliche Phantasie ihren Gesichtskreis anticipire, sondern vielmehr mit den Bedürfnissen und Erfahrungen des Zeitalters in einem sehr genauen Verhältnisse stehe. Ehe die Künste der bildenden Hand mit dem, was der Verstand hinzuthut, erfunden waren, mußten die Gestalten der Götter und Heroen, ihre Zwecke

[1] Im Besitz der Gymnasialbibliothek zu Eutin.

[2] Schluß eines Hexameters, Persius satira 1, 28; dicier archaisch = dici. Auffällig die persönliche Konstruktion des Persius. Persius ist Nachahmer des Horaz; der Vers, als Einwand eines Anhängers philiströser Auffassung des Dichterberufs, ironisch.

und Mittel, sich der Einbildung des Dichters mit demjenigen Schematismus darstellen, den diese aus sich allein hervorbringen konnte. Das Schreiten der Götter über Luft, Meer, Land mußte immer ein Schreiten bleiben: denn wo sollten die Flügel herkommen, wenn vom Schreiten die Rede ist? Eben das, daß sie in der Folge auch in der Poesie zum Vorschein kamen, deutet, wie Sie entscheidend gezeigt haben, auf einen Ursprung, welcher der Poesie fremd ist; und eben das, daß Homer seine Götter Luftschritte ohne Flügel machen läßt, beweist unwidersprechlich, daß die Künste der bildenden Hand in ihrer nachherigen Vollendung ihm glücklicher Weise noch fremd waren. So auch die Homerische Erdkunde. So seltsam es auch auf den ersten Anblick scheint, daß Homer etwas von Scylla und Charybdis gehört haben, und gleichwohl Thrinakien[1] an der Gränze des Oceans mit den Kimmeriern und Aethiopen in gleicher Entfernung und Lage denken sollte, so begreiflich wird es doch, wenn man sich mit Ihnen einen festen Standpunkt macht, aus dem Homer seine Welt überschauen mußte.

Ehe wir unsern Horizont überall noch dem wirklichen Gesichtskreise der Alten abändern und abgränzen lernen, werden wir sie nie mit dem wahren Interesse lesen, mit dem Voß sie gelesen hat, und Lessing sie zu lesen suchte. Wie sehr wünschte ich, daß Sie Jedermann so lebendig davon überzeugen könnten, als mich die Lesung Ihrer Myth. Briefe davon überzeugt hat!

Aber daran, so weit ich die Bedürfnisse und die Superviliosität unserer heutigen Lesewelt kenne, verzweifle ich vor die Hand noch ganz. Ihr Stil ist zu attisch, zu gearbeitet, als daß er dem schlüpfrichen verwöhnten Gaumen des großen Haufens nicht trocken vorkommen sollte. Mica salis ist den Leuten heutiges Tages zu wenig: es muß scheffelweise ausgeschüttet werden.

Sohn der Natur! wie glücklich müssen Sie sich in Ihrem freundlichen Garten, an den Ufern Ihres beneidenswürdigen Eutiner-Sees, in dem Kreise Ihrer herrlichen guten Gattinn und Kinder fühlen, bey dieser schönen Jahreszeit fühlen! Werde ich nie den sehnlichen Wunsch meiner Seele erfüllen, meinen Voß noch einmal in diesem Paradiese zu umarmen? Wie wenig habe ich Ihren lehrreichen Umgang zu nutzen gewußt! wie viele Stunden meines Lebens habe ich selbst in Eutin verlohren, wo ich noch Ruhe und Heiterkeit hatte, um mit Nutzen zu lesen! Doch diese Saite muß ich ja nicht berühren — —

Ich sehe, daß es nun doch der Dichter Nonnus, und nicht der Nonnius de piscium, den ich Henslern geschenkt habe, war, den Sie letzthin von mir verlangten. Nur begreife ich nicht, wie Sie jenen Nonnus bey Henslern gesehen haben können, da ihn H., so viel ich mich erinnere, nie von mir geliehen hatte, und ich selbst kein andres Exemplar vom Nonnus besaß, als was ich meinen Söhnen, und Fritz der Gymnasien-Bibliothek hingab.

Leben Sie wohl, mein theuerster Voß, und lieben Sie stets

Ihren Gerstenberg.

2.

Undatiert.[2]

Da ich noch ein Vierthelstündchen übrig habe, so kann ich mich nicht erwehren, über Wolfs Briefe ein wenig mit meinem Voß zu kosen. Vielleicht läßt mein Voß sich gefallen, mir gelegentlich einmal etwas umständ-

[1] Die sagenhafte Insel, auf der die Rinder des Helios weiden (11. Buch der Odyssee, Vers 107 ff.). Meist, wie auch G. es tut, auf Sizilien gedeutet.

[2] Wolfs Werk erschien 1795, also vermutlich auch dieser Brief.

licher über eine Streitfrage zu schreiben, die mir so verwickelt, als je eine andre zu seyn scheint.

Die Frage ist, so viel ich davon verstehe:

Läßt es sich denken, daß ein Gedicht von 24 Büchern, in dem eine so tief durchdachte und bis auf die geringsten Kleinigkeiten durchgeführte Einheit herrscht, wie in der Ilias und in der Odyssee, durch Rhapsoden zusammengeflickt, und durch Grammatiker zu einem solchen Ganzen aufgestutzt werden konnte?

Hierauf antwortete Wolf:

Es läßt sich allerdings denken. Denn es ist ganz gewiß, daß Macpherson mit seinem Ossian etwas ähnliches unternommen hat.

Da erwidert man aber:

Mitnichten. Macpherson hat keineswegs aus seinem Ossian ein solches Ganzes gemacht, wie die Ilias und die Odyssee ist. Bey ihm ist das Flickwerk aus biblischen Sprüchen und aus gälischen Sagen und Liedern noch immer sichtbar. Aber wer kann sich rühmen, in der Ilias nur einen Schimmer von einer Nath zu zeigen, wo das Mannigfaltige ganz verschiedener Dicht- und Denkarten zu der Einheit eines vollendeten Ganzen zusammengefügt wäre?

Das kann ich, antwortet Wolf. Ich will euch nicht eine, sondern viele dergleichen Näthe zeigen, die ganz offenbar eine Zusammenstückelung mehrerer Hände, sogar aus ganz verschiedenen Zeitaltern, verrathen. Und wie? Gesteht ihr nicht selbst, daß die homerischen Hymnen bloß ihrer in einzelnen Worten abweichenden Diction wegen, die auf andre Zeiten und Sitten hindeutet, unmöglich von Homer seyn können, ob ihr gleich einräumt, daß übrigens der Geist, der über der Ilias, der Odyssee, dem Hymnus an den delischen Apollo, an Aphrodite, an Hermes schwebt, so durchaus der nämliche sey, daß Niemand darauf verfallen würde, ihnen verschiedene Verfasser unterzulegen, wenn diese Verschiedenheit der Diction nicht zuerst darauf aufmerksam gemacht hätte.

Mit eben den Grund, sagen Andre, ließe sich nur beweisen, daß Luthers Bibelübersetzung nicht von Luther seyn könne, weil die neuen Ausgaben ganz andre Ausdrücke uud Sprachwendungen haben, als die von Luther besorgten. Was du als einen Beweis für die Mehrheit der Verfasser ansiehst, beweist weiter nichts, als daß mehrere Abschreiber, Kritiker, Sprachreiniger u. s. w. dabey geschäftig waren. In den Hymnen und in den beiden Epopöen herrscht eine ganz andre Art der Einheit, als in irgend einigen andern Produkten des nachahmenden Geistes pp

Ich bitte Sie, liebster Voß, helfen Sie mir zurechte. Ich gestehe es, ich bin hier ganz im Dunkeln.

3.

Altona 20 Jun(i) 1800.

Nie hat mir eine schlechte Witterung bey gesundem Leibe so unangenehme Empfindungen gemacht, als die in diesem unseligen Jun. Monath, von dem ich mir so viele Freude versprach! In beständiger Unruhe, ob die geschwächte Gesundheit meines Voß ihr wohl in dem Grade würde widerstehen können, daß der Reiseplan auf Hamburg und Meldorf nicht ganz dadurch vereitelt würde, erlosch mir mit jedem Tage ein Fünkchen Hoffnung nach dem andern, den lieben Freund und seine edle Ernestine noch in diesem Monathe hier in Altona zu umarmen. Eine Besorgniß ist nun durch Ihren gestrigen Brief,

mein innigst geliebter Voß, glücklich gehoben: Sie sind gesund; das ist die Hauptsache. Aber wie schwer wird es mir, all die schönen Luftschlösser wieder einzureißen, die ich mir für die so sehnlich herbeygewünschten 8 Tage Ihres hiesigen Aufenthaltes erträumt hatte! Das Andenken an die vielen glücklichen Tage, die ich ehemals mit meinem Voß verlebt hatte, war nach meiner itzigen Rückkunft von Eutin so lebendig in meiner Seele geworden, daß ich nur mit Ungeduld daran denken kann, mich auf unser Wiedersehen so ganz vergeblich gefreut zu haben. Gewiß, mein theuerster Freund, wie sehr ich auch Ihre Entschlüsse ehre, so kann ich mich doch kaum enthalten, über den letzten Entschuldigungsgrund, den Sie mir anführen, ein wenig zu murren. Soll ein Mann wie Voß nicht das Recht haben, auf einer Reise, die er seiner Gesundheit, seiner Aufheiterung wegen unternimmt, seine Besuche nach seinem eignen Gutdünken einzurichten? Wie oft habe ich mir nicht müssen gefallen lassen, daß meine Lübeckschen Freunde sich 8, 14 Tage und länger in Hamburg aufgehalten haben, ohne mich ein einzigesmal zu besuchen? War ich befugt, sie darüber zur Rechenschaft zu ziehen? Habe ich mich selbst nicht in Hundert ähnlichen Fällen über die Meynungen Anderer hinweggesetzt? Wird durch bloße Besuche irgend ein Verhältniß in der Welt anders, als es sonst war? Und dann würde Kl.[1] der ja wohl wissen muß, was schriftlich unter Ihnen beiden vorgefallen ist, nicht vielleicht recht wohl damit zufrieden gewesen seyn, wenn Sie ihm und sich selbst eine mündliche nähere Erörterung erspart hätten? Was übrigens die Abendschmäuse betrifft, so wissen Sie besser, als ich es Ihnen sagen kann, wie ein Mann von Grundsätzen, der dafür bekannt ist, zumal wenn seine unschätzbare Gesundheit dabey in Betrachtung kommt, sich gegen dergleichen Zudringlichkeiten zur Wehre setzt. Zu geschweigen, daß Ihre wirklichen Freunde in Hamburg sie sich gegen Sie gewiß nicht einmal erlauben würden.

Die Witterung fängt gerade itzt, da ich dieses schreibe, an wieder günstig zu werden. Auf einer Reise, die man seiner Gesundheit wegen macht, hat ein kleiner Umweg bey heiterer Sonne allemal Vorzüge vor dem besten Richtwege, und Zerstreuungen gehören ohnehin mit in Ihren Reiseplan. Lassen Sie sich erbitten, lieber guter Voß, die Sache noch einmal mit Ihrer Ernestine zu überlegen, und wenn es irgend möglich ist, so lassen Sie meine so warmen Hoffnungen, Sie auf einige Tage auch unter meinem Dache zu genießen, nicht zu Schanden werden. Meine Sophie vereinigt ihre Bitten mit den meinigen: Sie haben ja beide uns beide lieb.

Ihre Anmerkungen zum Theokrit, da ich nicht wissen kann, ob Sie ihrer bis dahin entbehren können, schicke ich Ihnen inzwischen gleich, und, weil ich einmal beym Einpacken bin, und der Brief doch mit der fahrenden Post geht, auch die drey griechischen Bücher nebst Wolfs Briefen an Heyne zurück. Aus allen habe ich viel gelernt, was mir neu und wichtig war: vorzüglich aus Ihren Anmerkungen und aus Ihren Lesarten und Conjekturen zur Hymne an die Ceres. Hammerich[2] ist noch mit Auspacken beschäftigt, möchte auch wohl so bald nicht damit fertig werden. Mit der lebhaftesten Dankbarkeit sehe ich daher auch Ihrem Virgil vom Landbau entgegen: Niemand macht so reichhaltige Geschenke, als Voß. O daß der Gedanke, mit Ihnen den Rest meiner Tage zu verleben, etwas mehr als ein schöner Traum

[1] Klopstock. [2] Altonaischer Buchhändler und Verleger Gerstenbergs.

wäre! Wie geizig wollte ich diesen Rest auskaufen, dessen Werth mir immer mehr einleuchtet, je weniger ich zu verlieren habe!

Die beiden Guzman behalte ich mit Ihrer Erlaubniß bis zu einer andren Gelegenheit zurück. Ich habe noch keine Zeit erübrigen können, sie zu lesen. So viel ich aber beym vorläufigen Durchblättern bemerkt habe, möchte der Gewinn auch nicht einmal von Erheblichkeit seyn, wenigstens der nicht, der sich von der Übersetzung machen läßt. Es ist doch eine eigne Sache mit den franz. Übersetzern: diese Menschenclasse ist in ihrem Geschmack so ekel, daß er kein Original aus ihren Händen entschlüpfen läßt, ohne es mit ihrem eignen Unrathe zu besudlen.

Warum haben Sie mir nichts von Ihren eignen Idyllen gesagt, die Sie mir zur Michaelis-Messe versprechen? Ich bin sehr unzufrieden mit mir selbst, daß ich die kostbare Zeit, die ich bey Ihnen zubrachte, so wenig genutzt habe. Von den Gedichten Ihrer Ernestine, die, wie mir meine Sophie sagt, so voll der schönsten mütterlichen Empfindungen sind, habe ich nur ein einziges gelesen. Sie können sich aber kaum vorstellen, mein bester Voß, wie wild mir da alles durch Kopf und Herz schwärmte, wie ganz sonderbar mir von dem Augenblicke an zu Muthe war, da ich den lieben Eutiner-Boden, Ihre Zimmer, Ihren Garten pp wieder betrat.

Tausend Grüße an die gastfreundlichen Jacobis, an denen ich weiter nichts zu tadeln habe, als daß man bey ihnen nicht schlafen kann. Auch an die Herren Vandebourg und Villers,[1] wenn Sie den letzteren etwa vor Ihrer Abreise sehen. Ganz Ihr G.

4.

Altona 24 Dcbr 1812.

Liebster Voß,

Wenn Sie etwa zuweilen in den Zeitungen den Artikel von Kopenhagen lesen, so werden Sie gleich auf den ersten Anblick des hiebey angeschlossenen gedruckten Laufzettels errathen, was Ihren alten Freund bewegt, Sie nach einem langen mehrjährigen Stillschweigen mit einer Angelegenheit dieser Art bis nach Heidelberg zu verfolgen. Lange, sehr lange — Sie selbst werden es mir bezeugen — habe ich mich gesträubt, meine, fast schon in meiner eignen Erinnerung verschollenen, Papiere noch einmal, und zwar zum letztenmale, mit dem Vorsatze durchzublättern, um, wo möglich, etwas daraus zusammenzusetzen, was unter dem Titel: Sämtliche Werke, oder einem ähnlichen, mit einigem Anstand vor dem Publico erscheinen kann. Man hat aber in Kopenhagen, wie ich Ihnen gleich umständlicher erzählen werde, Mittel gefunden, mich dazu zu zwingen, freylich nicht direct in der Absicht, meinen schriftstellerischen Entschluß zu beschleunigen — so beschlüssig ist man in Kopenhagen nicht — aber doch indirect. Das einzige Gute, was ich vor der Hand diesem, mir sonst wahrlich höchst mißfälligen, Zwangsmittel zu verdanken habe, ist, daß es mir die Gelegenheit verschafft, wieder an meinen herrlichen Voß zu schreiben, und sein Andenken an mich nicht etwa bloß aufzufrischen, sondern mit einer Art von Zudringlichkeit, die ich mir nur bey einem Freunde wie Voß erlauben konnte, in Thätigkeit zu setzen. Wie sehr werde ich Ursache haben selbst dieser Zudringlichkeit mich zu erfreuen, wenn sie mir das sehnlich erwünschte Vergnügen bewirkt, einen Brief von der Hand dieses Vielgeliebten zu lesen, der mich auch seinerseits seiner un-

[1] Charles de Villers; s. meine Biographie.

verminderten Liebe und Freundschaft und Bereitwilligkeit mir nützlich zu seyn versichert.

Um mich Ihnen also über das Zwangsmittel, dessen ich vorher erwähnte, näher zu erklären, fange ich mit der Nachricht an, daß ich, da ich mich doch nun schon meinem achtzigsten Jahre nähere, — das 77ste habe ich schon zurückgelegt, — für nöthig hielt, zu Anfang dieses Sommers um meinen Abschied anzuhalten; der König hatte nichts dawider; und um mir einen Beweis seiner Zufriedenheit mit meinem 50jährigen Dienste zu geben, that er etwas (oder vielmehr, wie sie gleich sehen werden, schien es zu thun), was seit vielen Jahren hier im Lande fast unerhört ist: er sicherte mir in meinem Abschied zugleich ausdrücklich die Beybehaltung meiner bisherigen vollen Einnahme zu. So weit gut. Einige Posttage nachher aber — wer hätte sich so was träumen lassen? — ward mir von der Finanz-Casse bey Übersendung des Abschieds zugleich angezeigt, daß Sr. M. allergnädigst geruht hätten, der Resolution eigenhändig hinzuzufügen, daß mir meine Pension in sogenannten Repräsentationen ausgezahlt werden sollten. Die Repräsentationen sind eine Anweisung auf die Schatzkammer, den Werth in baarem Gelde zu zahlen. Recht gut auch das. Unglücklicher Weise hatte aber der Cours, der über alles Papiergeld mit unbeschränkter Machtvollkommenheit gebietet, wie der König wohl wußte, diesen Werth bis auf den vierten Theil herabgesetzt, d. h. die Schatzkammer bezahlte mir dieser königlichen Verfügung zufolge für 100 Th. nur 25 Th. Stellen Sie sich, liebster Voß, mein Erstaunen, meinen Schrecken, meine Verlegenheit vor. Ich, der ich meine letzten Tage mit der Aussicht auf ein ruhiges, und wenigstens von dieser Seite ungetrübtes, Alter zu beschließen hoffte, finde mich nun auf einmal in wirkliche Nahrungssorgen versetzt, in Nahrungssorgen, wie ich sie kaum in der traurigsten Periode meines Lebens gekannt hatte. Es war also durchaus und unumgänglich nothwendig, daß ich auf eine andre Hülfsquelle bedacht sein mußte, die mir, bis etwa das allgemeine Elend mit einer besseren Lage der Dinge wechselt, den Verlust an dem Papiergeld ersetzen könnte. Da ich nun in der Geschwindigkeit keine näheren ausfindig zu machen hoffte, so habe ich mich in mich selbst eingehüllt, und trete noch einmal als Autor auf.

Was ich damit sagen will, werden Sie aus der Ankündigung[1] ersehen. Nur über das abgezielte Mittel, und ob ich mir nach Ihrer reifern Einsicht etwas davon versprechen könne, muß ich noch einige Worte hinzusetzen. Der gute Hammerich geht von der Voraussetzung aus, daß es ihm gelinge, sich 1000 Subscribenten zu verschaffen, was zwar in dieser Zeit der allgemeinsten Geldnoth, und bey der itzigen Beschaffenheit der deutschen Litteratur kaum zu erwarten ist. Es soll ihm aber auch nur zur Basis dienen um seine Anerbietungen darauf zu gründen. Für jedes Hundert dieser Subscribenten bezahlt er mir 200 Th.; und wenn sich 600 Subscribenten eingefunden haben, so fängt er an zu drucken. Sind ihrer aber nur 400, so entlasse ich ihn seiner Verpflichtung und suche mir einen Verleger zu verschaffen, bey dem ich meinen vorher erwähnten Endzweck besser erreichen kann.

Nun bitte ich Sie, Bester, mir zu sagen, was Sie über jene Voraussetzung der 1000 Subscribenten, und über die davon abhängige Ausführbarkeit des

[1] Nicht erhalten, doch wohl identisch mit der im dritten Bande von Friedrich Schlegels 'Deutschem Museum' abgedruckten (Wien 1813, S. 546 ff.).

ganzen Planes denken. Ihr Urtheil soll in dieser Angelegenheit über meine ferneren Entschließungen entscheiden.

Um Ihnen aber doch einigermaßen einen Begriff zu machen, was ich unter den angekündigten Zusätzen verstehe, lege ich hier eine Art von Einleitung zu den Idyllen aus den Hesperischen Gärten, von denen wir wohl eher mit einander gesprochen haben, und ein paar Beyträge zu meinen Tändeleyen bey,[1] mit denen ich eben itzt tändle, und so wie sie mir vor ein paar Tagen frisch aus der Feder geflossen sind. Ob es meinem 80jährigen Alter gezieme, mich gerade so zu beschäftigen, muß ich meinerseits dahin gestellt seyn lassen. Sie werden mir am besten sagen, was Sie davon denken.

Empfehlen Sie mich und meine gute Sophie Ihrer lieben Ernestine. Sie wird das traurige Schicksal der vortrefflichen Mad. Sieveking,[2] bey der wir uns noch zuletzt so glücklich fühlten, wohl längst schon wissen. Eine wärmere Freundinn kann Ihre würdige Frau schwerlich haben, als sie an ihr und der nicht weniger unglücklichen Mad. Pauli besitzt. Ich habe davon selbst, weil mir das damals, besonders an der letzteren, nicht so recht einleuchten wollte, eine fast zu vorwitzige Erfahrung gemacht. Schreiben Sie mir doch, wie Sie alle in Heidelberg leben, unter andern auch von ihren Söhnen, in denen Sie, wie ich von dem jungen Eckstein[3] höre, so glücklich sind.

Ich umarme Sie, lieber Voß, ganz Ihr Gerstenberg.

In dem Gedichtchen: Der Paradiesvogel wird es Ihnen mit Recht anstößig seyn, daß Theanor die Wörter Amor und Venus braucht, da er doch ein Grieche war. Ich glaube aber, da die Tändeleyen mehr für Lesecrinnen, als für sachkundige Leser geschrieben sind, mich hierinn nach dem Bedürfnisse Jener bequemen zu müssen, und habe mich darüber in einer Anmerkung zu Anfange des Ganzen zu entschuldigen gesucht. Inzwischen wünschte ich doch auch darüber Ihre Meynung zu wissen, ehe daran gedruckt wird.[4]

den 26sten Jan. 1813.

Der Abdruck meiner Ankündigung hat sich von einem Tage zum andern verzögert, bis ich ihn Ihnen nun endlich übersenden kann. Während der Zeit ist jedoch glücklicher Weise eine Veränderung in unsern Finanzen vorgegangen, die mir die volle Auszahlung meiner Pension für die Zukunft sichert. Dagegen verliere ich wieder an einer andern Seite, da der König die Altonaische Deposito-Casse aufhebt, worinn ich ein nicht ganz unbedeutendes Capital liegen hatte, das ich nun nicht aufkündigen kann, und wofür ich überdem nur die Hälfte der bisherigen Zinsen erhalte.

[Am Fuß der ersten Seite findet sich die Bemerkung]:

Den baldigen Empfang dieses Briefes mit den Beylagen, wenn ich bitten darf! Es ist mir bey der itzigen Einrichtung der benachbarten Posten viel daran gelegen.

---

[1] S. Anmerkung auf voriger Seite. [2] S. meine Biographie S. 180.

[3] Ferdinand v. Eckstein, siehe Biographie S. 184.

[4] Voß an G.: 5. XII. 1814: 'Amor, Venus, Grazien? Unbedenklich; wie in Geßners deutschen, nur mit griechischer Farbe, geschilderten Hirtenszenen. In den Hexametern finde ich nur Kleinigkeiten, die von meiner Theorie abweichen. Aber warum soll Gerstenberg nicht seinen eigenen Gang gehen, zumal da meine Theorie noch bei weitem nicht von andern ... als richtig erkannt wird?'

5.

Altona 13 Dcbr 1814.

Den empfindlichen Kummer über Ihr unerklärbares zweyjähriges Stillschweigen, mein theurer unvergeßlicher Voß, konnte mir nur ein Brief, wie Ihr letzter vom 5ten d. J.[1] war, versüßen. Ich nenne Ihr Stillschweigen unerklärbar, weil ich von Hammerich die wiederholte Versicherung erhalten hatte, daß mein Brief mit den Beylagen richtig und ohne Zeitverlust bey Ihnen angelangt wäre, und ich auch von Eckstein, der selbst in Heidelberg gewesen war, lauter beruhigende Nachrichten von Ihrer Gesundheit und von Ihrer äußeren Lage bekommen hatte. Ihr lieber Brief löst mir nun das ganze Räthsel zu meiner völligen Beruhigung auf, und ich freue mich, die unveränderliche Gesinnung eines meiner ältesten, verehrtesten, und geliebtesten Freunde in jeder Zeile desselben zu erkennen. Was Sie verhindert haben kann, in diesen beiden erstaunlichen Jahren an andre Gegenstände zu denken, erfahre ich ja ganz an mir selbst, da ich sogar die bereits angekündigte Ausgabe meiner gesammelten Schriften habe schuldig bleiben müssen. Wohl uns, daß wir den letzten Akt des großen Drama erlebt haben, und wieder über Litteratur und eigne Geistesarbeiten wie ehemals an einander schreiben können.

Und doch, hätte das Schicksal nicht gerade diese zweifelvollen Jahre über uns verhängt, wer weiß, ob wir unsern Briefwechsel, wenigstens über etwas, das ich Ihnen von mir hätte schreiben können, sobald erneuert hätten? Ich hatte von der Schwierigkeit, eine lesbare Ausgabe meines buntscheckigen Geschreibsels zu veranstalten, eine so abschreckende Vorstellung, daß selbst die Hoffnung, das Deficit, das der König in meiner Einnahme hervorgebracht hatte, auf diese Art zu ergänzen, mich nicht dazu vermocht haben würde, wenn nicht mein Freund Gähler hier in Altona mich halb mit Gewalt dazu gezwungen hätte; wie Sie aus den beiden Briefen an ihn, die ich meiner Sammlung vordrucken lasse, umständlich ersehen werden.

Was ich Ihnen vor zwey Jahren darüber schrieb, betraf eigentlich nur den zweyten Theil, von dem ich Ihnen einige Pröbchen zu Ihrer freundschaftlichen Beurtheilung übersandte. Von dem ersten Bande, der nun zu Johannis herauskommt, und der gleich voran meine Minona enthält, konnte ich Ihnen damals wenig oder gar nichts sagen, weil ich selbst noch nicht wußte, was sich daraus machen ließe. Gern möchte ich mich noch itzt auch über diese Minona bey Ihnen Raths erholen, wenn es nicht zu spät wäre, etwas Wesentliches darinn zu verändern. Sie werden sich über die neue Gestalt verwundern, die ich sowohl dem Gange der Handlung als den Charakteren der spielenden Personen gegeben habe. So wie das Stück nun ist, darf ich es wohl selbst eine Oper von einer ganz neuen Art nennen; und wenn sich ein Componist fände, der allen den vielseitigen Anforderungen Genüge leistete, die ich darinn an seine Talente mache, so würde ich für das, was der Zuhörer noch außerdem zu hören bekäme, und was ihm eben nicht in jeder Oper zu Ohren kommt, ziemlich unbewegt seyn.

Ihren Tadel[2] meiner mythologischen Namen-Verwechselungen hatte ich also richtig vorausgesehen. Sie haben ganz Recht. Aber etwas glaube ich doch auch zu meiner Vertheidigung sagen zu können. Wären die römischen Benennungen Amor, Venus, Grazien p dem Eindrucke nachtheilig, den Geß-

[1] Erhalten. [2] Voß hatte das gar nicht getadelt!

ner in seinen Idyllen auf die Phantasie seiner Leser machen wollte, wie hätte Herder in seinen Fragmenten sich überwinden können, diese Geßnerschen Idyllen den Theokritischen an die Seite zu setzen? und würde nicht Lessingen schon bey der bloßen Überschrift meiner Grazien die Ungereimtheit seiner Lobeserhebungen aufgefallen seyn, da er in den mir so schmeichelhaften Ausruf: o die Griechen! die Griechen! ausbrach? Der Zweck verändert den Gegenstand der Beurtheilung. Wenn ich mich je selbst, bey der Lesung der bessern Gedichte dieser Art in allen Sprachen, wahr und treu beobachtet habe, so konnte ich mich nie der Täuschung erwehren, daß ich mir irgend ein wirkliches griechisches Original dabey dachte, was ein freyer Übersetzer mehr oder weniger keck modernisiert hätte. Ich verzieh dem Übersetzer diese poetische Licenz um desto williger, je angenehmer ich mich bei seiner Täuschung gefühlt hatte. Laß ich mir doch gefallen, daß sogar Apulejus in seiner griechischen Liebesgeschichte der Psyche das eben so griechische Nomen proprium Eros durch Cupido übersetzt! Seitdem uns Ihre mythologischen Briefe, mein edler Voß, und noch mehr Ihre unerreichbaren Beyspiele gelehrt haben, bey dieser willkührlichen Täuschung unserer Phantasie etwas behutsamer, als ehemals, zu seyn, ist auch mir in meinem jugendlichen Getändel manches nicht recht, was ich itzt gern anders hätte: aber ist sowas eine Unternehmung für einen 80jährigen Autor? Ich werde schon froh seyn müssen, wenn ich nur den gröbsten Mißgriffen abhelfen kann.

Lieber Voß! sind es wirklich nur Kleinigkeiten, was Sie an meinen Hexametern auszusetzen finden? Ich bitte Sie, zeigen Sie mir diese Kleinigkeiten ja etwas näher. Eben weil es Kleinigkeiten sind, kann ich nur hoffen, sie zu verbessern. An Gelehrigkeit fehlt es mir gewiß nicht. Niemand kann von der Richtigkeit Ihrer Prosodie und von der Vortrefflichkeit Ihres Versbaus überzeugter seyn, als ich.

Eine Übersetzung des Aristophanes?[1] mit allen seinen attischen Zierlichkeiten? allen? allen? Himmel! was sagen Sie mir da! Und eine neue, abermals revidierte, Ausgabe Ihres Homer mit Kupfern? O Voß! welchen köstlichen Genuß bereiten Sie mir für diesen ersten nahbevorstehenden Sommer unsers schriftstellerischen Wiedererwachens!

Und welch ein Vollgenuß auch für Sie selbst, wenn Sie neben diesen wohlgerathenen Kindern Ihres Geistes auch Ihre nicht weniger wohlgerathenen leiblichen Kinder um sich her versammelt sehen! Sowohl in der letzteren Beziehung wenigstens, wird es mir dießmal nicht werden. Nur einen von meinen Söhnen kann ich hoffen, von Zeit zu Zeit bey mir zu sehen, meinen Wilhelm, und dieß Vergnügen ist mir doch schon in diesem abgelaufenen Herbste zu Theil geworden, da er die Erlaubniß erhielt, nach seinen ehrenvoll zurückgelegten beiden Feldzügen 12 ganze Wochen lang bey mir auf seinen Lorbeern auszuruhen. Etwas zum Andenken hat er aus seinen Feldzügen doch davon getragen, etwas, worüber wir itzt beide gelacht haben, etwas, worüber Yorick sich halb todt gekitzelt hätte: kurz, einen Schuß in the groine, genau wie Onkel Toby, nur daß es glücklicher Weise ein Streifschuß, und die Kugel schon matt war.

Ich bin übrigens Gottlob! bey meinem hohen Alter gesund, wie man es so nah am Grabe nur selten ist; wer mich seit 20 Jahren nicht gesehen hat, findet mich fast unverändert; meine Haare sind noch nicht einmal grau;

[1] Die Voß in 14 Monaten geliefert hatte.

und was dieser mir selbst unerwarteten Fortdauer meiner Lebenskraft ihren besten Werth giebt, ich habe ein zufriedenes Herz. Viel trägt freylich dazu bey mein sehr glücklicher Ehestand, und meine schöne ländliche Wohnung. Ich wohne mitten in einem Garten, der nicht nur die Hälfte größer ist, als der, wo wir uns zuletzt sprachen, einen geräumigen Ententeich mit einem stattlichen Springbrunnen und einer Brücke gerad vor dem Eingange meines Hauses hat, mir vortreffliches Obst von allen Sorten (auch Pfirsiche, nur keine Weintrauben), und sogar aus diesem Obste einen Wein, der mir beynah wie Jacobischer Mallaga schmeckt, das ganze Jahr hindurch liefert, mir von Morgen bis Abend neun Monathe lang einen reinlichen wohlthätigen Spatziergang gewährt, und mir sogar, wenn es mir so gemüthlich ist, aus einem artigen Lusthäuschen einen Blick auf das Getümmel der Gasse darbiethet. Wahrlich, ich hätte sehr Unrecht, ungeachtet der, auch schon nun überstandenen, Leiden einiger Kriegsjahre, über mein Schicksal zu murren.

Wie ich sehe, sind Sie in Ihrer paradiesischen Pfalz doch auch nicht so ganz leer ausgegangen. Der Verlust eines Sparpfennigs von 4600 Th. muß keine Kleinigkeit seyn. Der Congreß wird viel zu thun haben, wenn er unsere verschiedenen Lagen nur einigermaßen wieder so herstellt, wie sie gewesen sind.

Ich danke Ihnen sehr, mein theurer Freund, für Ihre ansehnliche Subscribenten-Liste. 25 Subscribenten in dem einzigen Heidelberg! So viele wird vielleicht das ganze Königreich Dänemark nicht aufzuweisen haben. Im Ganzen rechne ich doch auf keinen großen Ertrag für Hammerich. Ich bin dem Publicum schon zu lange abgestorben; und was ich in meinen früheren Jahren schrieb, ist seitdem durch Werke von einem ganz andren, und zum Theil weit bessern, Geschmack verdrängt worden. Wie könnt' ich mir das wohl verhelen? und was hülf's mir?

Kann man sich etwas ärgerlicheres denken? Sie, der Sie mit einem einzigen türkischen Pfeifenkopfe so haushälterisch umzugehen wissen, daß Sie nach Verlauf, ich weiß nicht wie vielen, Jahren noch itzt zu meinem Andenken daraus rauchen, müssen mich vergebens um einen andern bitten! Mit den beiden letzten, die ich noch hatte, thut sich mein ehrlicher Rodriguez, ein spanischer Soldat, der bey mir einen ganzen Sommer hindurch, und zwar in dem vorerwähnten Lusthäuschen, in Quartier lag, itzt vermuthlich in Estremadura gütlich. Ich selbst rauche schon längst, da der Artikel der türkischen Köpfe, bey der allgemeinen Handelssperre seit vielen Jahren hier in Altona und Hamburg zwar ausgegangen ist, nur aus Meißnischem Porcellan. Was mich tröstet, ist, daß der unsterbliche Justus uns wieder mit rauchbarem Tabak versieht.

Meinen hochachtungsvollen Gruß dem Herrn Professor J. H. Voß, der seinem vollen Namen so viele Ehre macht. Meine Frau empfiehlt sich nebst mir dem Andenken ihrer Ernestine. Erhalten Sie mir, lieber Guter, Ihre Freundschaft. Ich bin stets und unwandelbar Ihr Gerstenberg.

(Schluß folgt.)

Hamburg. Albert Malte Wagner.

Kleine Studien zu Gottfried Keller.

1. Gottfried Kellers Zitate.

Die folgende kleine Studie will ich nicht mit langen prinzipiellen Erörterungen darüber einleiten, was eigentlich ein Zitat ist und wie Zitate zu bewerten sind, obwohl darüber mancherlei zu sagen wäre. Nur wenige kurze Andeutungen genügen hier, ehe wir zur Sache kommen. Zwischen dem wissenschaftlichen Zitat, das belegen und beweisen will, und dem Stimmungszitat, das stimmen, färben, gefühlsmäßig beleuchten möchte, ist ein strenger Unterschied, formell wie inhaltlich. Jenem hat Michael Bernays eine seiner geistreichen Abhandlungen gewidmet ('Zur Lehre von den Zitaten und Noten', Schriften zur Kritik und Literaturgeschichte 4, 253, zuerst erschienen 1892 in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung); um dieses, das auch alle sogenannten geflügelten Worte in sich faßt, hat Büchmann in seinem bekannten, zuerst 1864 hervorgetretenen Buche sich große Verdienste erworben. Bei beiden kann der an sich vernünftige Gebrauch bis zur vollen Inhaltslosigkeit und Äußerlichkeit schematisiert werden: dann bekommen wir auf der einen Seite den pseudowissenschaftlichen Anstrich so vieler Abhandlungen, die ohne ein Dutzend 'vgl. ...' auf jeder Seite nicht glauben auskommen zu können, auf der andern den sinnlosen Massenverbrauch geflügelter Worte, wie wir ihn täglich und stündlich im gewöhnlichen Alltagsleben bei vielen Menschen beobachten können. Die Meister, die mit Sparsamkeit, Geist, Geschmack und Witz zitieren, werden naturgemäß auf beiden Gebieten selten sein. Man kann etwa vier verschiedene Gruppen oder Arten von Zitaten unterscheiden, wenn wir einmal das wissenschaftliche Zitat und seine Formen hier ganz beiseite lassen und uns auf das Stimmungszitat, trete es nun in geschriebener oder gesprochener Form auf, beschränken: jede dieser einzelnen Gruppen entfernt sich mehr von dem abstrakten Ideal des Zitats, bei jeder verschwimmt der Begriff mehr und geht schließlich nahezu ganz verloren. 1. Zitate mit korrekter Quellenangabe. Dahin gehören bei Keller z. B. die Motti, die er den einzelnen seiner sieben Legenden vorangestellt hat, oder auch die in sein Trauerspiel 'Therese' verwebten Bibelstellen aus dem Hohenlied und dem Prediger Salomo (vgl. Preitz, Gottfried Kellers dramatische Bestrebungen S. 115) und die Stelle aus der Exodus 35, 10 bis 19 in der Predigt des Pfarrers von Schwanau im 'Verlorenen Lachen' (Gesammelte Werke 5, 300). 2. Zitate mit falscher Quellenangabe. Bei Keller kommen solche nicht vor. Ein hübsches Beispiel fand ich in meiner jüngsten Lektüre, in Kreuzhages

Leipzig 1916 erschienener Biographie des Komponisten Hermann Goetz (S. 138): dessen Frau berichtet, daß er ihr in seiner Sterbestunde 'einen alten Kirchenvers, der ihm durch den Sinn ging', in das Taschenbuch geschrieben habe ('Geduld, Geduld, wenn's Herz auch bricht: mit Gott im Himmel hadre nicht!'); dieser 'alte Kirchenvers' ist von einem sehr unheiligen Liederdichter, nämlich aus der Schlußstrophe von Bürgers Lenore. 3. Zitate ohne Quellenangabe, der bei weitem häufigste Fall. Hierher gehört es unter andern auch, wenn Keller in Briefen an die Geschwister Exner seine Schwester Regula mehrfach als die 'Sorrentinerin' oder die 'Schwester von Sorrent' bezeichnet (Ermatinger, Gottfried Kellers Leben, Briefe und Tagebücher 3, 84. 122. 299), womit er auf Tassos Vision von seinem Besuch bei seiner Schwester Cornelia in Sorrent in Goethes Drama (5, 4) anspielt; vielleicht war der Scherz, die Dichterschwester so zu nennen, ursprünglich von Exners ausgegangen, und Keller zitierte selbst nur aus zweiter Hand. Endlich 4. Unbewußte Zitate, bei denen dem Zitierenden nicht nur mehr oder weniger unbekannt ist, wen er zitiert, sondern oft auch, daß er überhaupt sich eines Zitats bedient. Beispiele sind in der Konversation unserer Gebildeten Legion: wer denkt, wenn er die Wendung gebraucht 'Und ward nicht mehr gesehen', an Goethes 'Fischer' (daß sie im allerletzten Grunde biblisch ist und Goethe sie der Genesis 5, 24 entnommen hat, bemerkt Hehn im Goethejahrbuch 8, 190 unter gleichzeitigem Hinweis auf Schillers Braut von Messina Vers 717), wer bei dem fast sprichwörtlichen 'roten Faden', der von dem englischen Marinetauwerk hergenommen ist, an die Wahlverwandtschaften 2, 2 (Genaueres bei Büchmann, Geflügelte Worte[23] S. 168)? Den letzteren nennt daher der Philologe Zumpt in einem Briefe an Lobeck mit vollem Recht einen 'Goethischen roten Faden' (Ausgewählte Briefe von und an Lobeck und Lehrs S. 99). Aus Keller führe ich die Briefstelle 'Kann auch ich kecklich ausrufen daß mir nichts Menschliches fremd sei' (Ermatinger 3, 217) an, bei der es ihm sicherlich nicht bewußt war, daß er einen berühmten Vers aus Terenzens *Heautontimorumenos* zitierte, zumal er den römischen Komiker wahrscheinlich gar nicht kannte.

Direkt über Zitate ausgesprochen hat sich Keller nur äußerst selten, aber die paar Stellen, die ich mir aus seinen Briefen notiert habe, sind charakteristisch und verdienen hier noch angeführt zu werden. Bei Gelegenheit eines Dramas von Mathilde Wesendonck, das ihm zur Durchsicht und Begutachtung übergeben war, schreibt er an diese (Ermatinger 3, 25): 'In dem "Bischoftum für ein Schiff" wird jeder trotz der geschichtlichen Berechtigung eine Reminiszenz an das "Königreich für ein Pferd" [Shakespeare, Richard III. 5, 4] erblicken. Es ist aber eine der ersten Pflichten

konfidentieller Beurteilung, auf Reminiszenzen dieser Art aufmerksam zu machen, weil es sonst nachher die öffentliche Kritik tut. Gewiegtere Schriftsteller beseitigen sogar solche Stellen sofort freiwillig, auch wenn sie das, was als nachgeahmt erscheint, nicht einmal gekannt haben, nur um den Schein des Nachsagens zu vermeiden.' Daß Keller für die Korrektheit von Zitaten ein empfindliches Gefühl hatte, zeigt der Umstand, daß er Rodenberg für ein richtiges Goethezitat aus 'Jägers Abendlied' gegenüber einem von Scherr beharrlich falsch zitierten aus dem Epilog zur Glocke eigens lobt (ebenda 3, 403) und an einer Schrift von Schott die 'bis auf die Zitate ungewohnte Sachlichkeit' rühmend hervorhebt (ebenda 3, 526).

Die folgende Musterung von Kellers Zitaten beginnt mit der antiken Literatur, geht dann zu den neueren ausländischen Literaturen über und schließt mit der deutschen, die das meiste zu dem gesammelten Material beigetragen hat.

Aus der Antike habe ich nur zwei Zitate gefunden, von denen das erste zudem die wirkliche Lektüre des Quellenschriftstellers nicht einmal bezeugen kann, da es dem Schatze der allgemein und häufig zitierten geflügelten Worte angehört. Am Schluß der 19. Romanze der älteren Fassung des 'Apothekers von Chamounix' (Euphorion erstes Ergänzungsheft S. 175; Brunner, Studien und Beiträge zu Kellers Lyrik S. 391) lesen wir: 'Denn das best' ist nicht das Wasser, wie einst Pindar hat behauptet'; um diesen Anfangsgedanken der ersten olympischen Ode zu zitieren, brauchte man schon damals kein Wort Griechisch zu können und Pindar nie in der Hand gehabt zu haben. Neben dies pseudogriechische Zitat tritt ein pseudolateinisches. In dem wichtigen, für Lindaus 'Gegenwart' verfaßten autobiographischen Aufsatz finden sich (Nachgelassene Schriften und Dichtungen S. 11) bei Gelegenheit des modernen Industrialismus und der Dekadenz fünf Verse aus Juvenal deutsch zitiert, die Verse 48—52 der siebenten Satire. Auch in einem wenig späteren Briefe wird der Name des Satirikers genannt (Ermatinger 3, 264), aus dem ein preisendes Zitat auch in Kellers Ehrendoktordiplom erklungen war (ebenda 3, 21 Anm.).

Die englische Literatur wird nur durch den einzigen Shakespeare vertreten, über den uns der Dichter seine innerste Meinung mit tiefen Worten in 'Pankraz dem Schmoller' (Gesammelte Werke 4, 47) enthüllt. Von seinen Werken müssen ihm die Dramen von Heinrich IV. und seinem Sohn ganz besonders lieb gewesen sein, denn alle Shakespearezitate mit Ausnahme eines einzigen sind aus ihnen entnommen: die 'ergötzlichen Dialoge' des Percyschen Paares aus Heinrich IV. 1, 2, 3 zieht ein Brief an Marie Melos (Ermatinger 3, 440) heran; im Grünen Heinrich 4, 9

(Gesammelte Werke 3, 142) werden Bardolphs Diebsstreiche in England und Frankreich aus Heinrich V. 3, 2 und 6 im ersten Gespräch zwischen Heinrich und Dortchen Schönfund zitiert, die sich dadurch als schlagfertige Shakespearekennerin erweist, im Fragment 'Die Roten' (Preitz S. 120) des Pagen schnöde Bemerkung über Bardolphs rotes Gesicht und das Gitter aus Heinrich IV. 2, 2, 2. Ein Zeitungsartikel aus dem Züricher Intelligenzblatt (Kriesi, Gottfried Keller als Politiker S. 263) gibt eine längere Stelle aus Julius Caesar 1, 2 mit den bekannten Worten über Cassius' Hagerkeit wieder; zwei ironische Schlußverse sind von Keller hinzugedichtet.

Auch aus der französischen Literatur sind nur zwei Zitate entnommen. Das schöne Gedicht 'Rosenglaube' (Gesammelte Werke 9, 186) mit seiner tröstlichen Philosophie trägt im ältesten Druck (Brunner S. 272) ein Zitat als Motto: 'So lange eine Rose zu denken vermag, ist noch nie ein Gärtner gestorben. Fontenelle'; es ist der Gedanke, der, leise in der Form geglättet, den Refrain der drei Strophen des Gedichtes bildet. Das Wort findet sich in Fontenelles berühmtester Schrift, den für die Popularisierung der Grundgedanken der cartesianischen Philosophie so bedeutungsvollen *'Entretiens sur la pluralité des mondes'*. Hier wird in der fünften Abendunterhaltung die Anschauung der Alten, daß die Himmelskörper von Natur unveränderlich seien, weil man sie noch nie sich habe verändern sehen, durch folgende Erwägungen ad absurdum geführt (*Œuvres* 2, 168 in der Ausgabe von 1758): *'Si les roses qui ne durent qu'un jour faisoient des histoires et se laissoient des mémoires les unes aux autres, les premières auroient fait le portrait de leur jardinier d'une certaine façon et de plus de quinze mille âges de roses; les autres qui l'auroient encore laissé à celles qui les devoient suivre, n'y auroient rien changé. Sur cela elles diroient: Nous avons toujours vu le même jardinier; de mémoire de rose on n'a vu que lui; il a toujours été fait comme il est; assurément il ne meurt point comme nous, il ne change seulement pas.'* Voltaires bekannter 'Trumpf' von dem Gott, der erfunden werden müßte, wenn es ihn nicht gäbe (*Epitre à l'auteur du nouveau livre des trois imposteurs* Vers 22) wird im Grünen Heinrich (Gesammelte Werke 3, 20) zitiert; auf ein andres Wort Voltaires, dessen Herkunft ich genauer nicht nachweisen kann, spielt ein Brief an Baumgartner (Ermatinger 2, 278) an.

Aus der spanischen Literatur begegnet nur einzig Cervantes, dessen Don Quixote, allerdings in der mißlungenen Bearbeitung Florians, seit der Kindheit Kellers Lieblingsbuch war (Ermatinger 1, 29). Noch in späteren Jahren pflegte er gern daraus in seiner originellen Art zu erzählen, so die Geschichte von

den sich allmählich auflösenden Quarkkäsen im Helm, den sich der Ritter nichtsahnend aufgesetzt hat (ebenda I, 527; Don Quixote 2, 17). Im Martin Salander 15 (Gesammelte Werke 8, 246) muß Louis Wohlwend seinen Bildungsmangel damit kennzeichnen, daß er von der Hochzeit des Camacho (Don Quixote 2, 20) nichts weiß.

Wir wenden uns schließlich zur deutschen Literatur. Aus deren älteren Bereichen sind die Belege spärlich. Daß Keller auch dem Mittelhochdeutschen, wenn auch nicht intensiv, nahe getreten ist, war wohl Jakob Baechtolds Einfluß zu verdanken, und er konnte ebenso wie seinerzeit Bodmer und Breitinger aus dem altertümlichen Lautstand seiner Züricher Mundart, der demjenigen der alemannisch getönten Dichtersprache der höfischen Zeit so ähnlich ist, sich das Verständnis dieser Dichtungen wesentlich erleichtern. Der kleine humoristische Brief an Baechtold in mittelhochdeutscher Prosa (Ermatinger 3, 151) allerdings wimmelt von Fehlern, wie sie kaum ein germanistischer Anfänger machen dürfte und würde. Mit einem mittelhochdeutschen Zitat aus Bonerius' Edelstein (22, 35) hat sich Keller unter den Sprüchen der Mitarbeiter zum hundertsten Heft von Lindaus 'Nord und Süd' verewigt (Baechtold, Gottfried-Keller-Bibliographie S. 32): er hat also wohl die Fabelsammlung in Beneckes Ausgabe (Berlin 1816) durchlaufen, die sich durch das angehängte Wörterbuch empfahl und in der die beiden Zeilen außerdem gesperrt gedruckt sind. In der autobiographischen Skizze von 1876 werden (Nachgelassene Schriften und Dichtungen S. 7. 8) zwei Strophen aus alten Volksliedern zitiert, die die verschiedene Achtung des Schreiberberufs im ausgehenden Mittelalter beleuchten sollen, eine positive und eine negative: sie finden sich in zwei unmittelbar hintereinander stehenden Liedern in Uhlands Sammlung Nr. 263 Strophe 3 und Nr. 264 (S. 687. 688), deren Kenntnis für Keller auch durch den ersten Gotthelfaufsatz neben der des Wunderhorns bezeugt wird (Nachgelassene Schriften und Dichtungen S. 115). Auf die Zitate aus Angelus Silesius im Schlußband des Grünen Heinrich (Gesammelte Werke 3, 204. 207; Cherubinischer Wandersmann 1, 10. 8. 9. 14. 15. 7. 12. 13. 47. 3, 90) und auf das Zitat aus Lessings Logau (6, 48), auf das das 'Sinngedicht' aufgebaut ist, braucht nur hingewiesen zu werden.

Den Löwenanteil an den Zitaten Kellers nehmen Goethes Schriften für sich in Anspruch, was nichts weniger als verwunderlich ist, wenn man sich der begeisterten Stelle im Grünen Heinrich 3, 1 (Gesammelte Werke 2, 11; in der ersten Fassung 2, 3 Ermatinger) erinnert, wo dieser den überwältigenden Eindruck schildert, den 'die goldenen Früchte des achtzigjährigen

Lebens', dieser 'Himmel' voll 'ganzer Sternbilder in ihren schönen Stellungen zueinander' auf ihn machen; vgl. auch das Sonett 'Goethepedanten' von 1845 (Gesammelte Werke 9, 120). Aus Goethes lyrischen Gedichten werden zitiert (im allgemeinen vgl. über Goethes Lyrik auch ebenda 7, 86): Beherzigung Vers 10 und 12 (Ermatinger 2, 325; da Keller die Verse als 'Spruch' zitiert, war ihm wohl ihre Herkunft aus Goethes Gedicht augenblicklich nicht gegenwärtig); Auf dem See Vers 17—20 (Nachgelassene Schriften und Dichtungen S. 230); Geistesgruß Vers 1 bis 4 (Ermatinger 3, 116); Harfenspieler Vers 1 (ebenda 3, 519); Ritter Kurts Brautfahrt Vers 39. 40 (Grüner Heinrich 1, 301 Ermatinger; auch diese Verse werden als 'Spruch' zitiert und waren daher dem Dichter nicht als Goethische gegenwärtig; aber auch Ermatinger in den Anmerkungen hat die Herkunft sowenig bemerkt wie Beyel, Zum Stil des Grünen Heinrich S. 46); Schatzgräber Vers 1 (Ermatinger 2, 416) und 39 (Nachgelassene Schriften und Dichtungen S. 69); Römische Elegien Vers 108. 109 dem Sinne, nicht dem Wortlaut nach zweimal (Gesammelte Werke 10, 215; Ermatinger 2, 458); endlich Lilis Park (ebenda 3, 505). Daß im Schlußkapitel des 'Sinngedichts' (Gesammelte Werke 7, 327) eine volkstümlich zersungene Gestalt des Gedichts 'Mit einem gemalten Band' gegeben wird, hat Erich Schmidt (Charakteristiken[2] 2, 195) zum Ausgangspunkt einer lehrreichen Betrachtung ähnlicher apokrypher Bildungen gemacht. In die Schilderung des Künstlerfestes im alten Grünen Heinrich 3, 6 (2, 151 Ermatinger) hat Keller bei Gelegenheit Hans Sachsens eine Reihe längerer Zitate aus 'Hans Sachsens poetischer Sendung' (Vers 60 bis 64. 71. 72. 77. 78. 107. 108. 127—132. 146—154. 169—172. 177. 178) eingefügt, und zwar mit den Lesarten der älteren Fassung im Merkur von 1776 (64 'kollert!', 72 'möcht' statt 'mögt' und 'sein'n', 108 'Affen-Sprüngen', 129 'anzuschau'n', 130 'Wie'n' und 'Frau'n', 149 'Sitzt's' statt 'Sitzt', 151 'ihr'n', 152 'gar' statt 'sehr', 170 'Müh' er' statt 'Mühe', 171 'runde' statt 'liebe', 172 'Lebenstäg'' statt 'Lebenstag''). Wenn Ermatinger diesen letzteren, bei oberflächlichster Betrachtung deutlichen Umstand bemerkt hätte, würde er nicht die wahrhaft ungeheuerliche Behauptung aufgestellt haben, die auf Vers 78 folgenden zwei Verse

'Sie ist rumfet, strumpfet, bucklet und krumb,
aber eben ehrwürdig darumb'

seien 'kein Zitat aus Goethes Gedicht' (2, 547), womit er Keller die Frechheit zutraut, er könne zwischen die Goetheschen Verse zwei Verse eigener Mache oder sonstiger unbekannter Herkunft eingeschmuggelt haben: die beiden Verse finden sich wörtlich so im Merkur hinter Vers 78 und wurden von Goethe seit der Göschenschen Ausgabe der Schriften aus dem Texte gestrichen.

Aus dem ersten Teil des Faust, dessen Verse 'jeden Deutschen, sobald er einen davon hört, elektrisieren' (Gesammelte Werke 1, 112), werden zitiert oder angespielt; aus dem Vorspiel auf dem Theater Vers 97 (Nachgelassene Schriften und Dichtungen S. 34) und 220. 221 (ebenda S. 124); aus der Osterspaziergangsszene Vers 903 und 933. 934 (Gesammelte Werke 5, 299), 911 (Nachgelassene Schriften und Dichtungen S. 231) und 941. 942 (Ermatinger 3, 400); aus der Szene im Studierzimmer Vers 1740 (Brunner S. 302); aus der Hexenküche Vers 2392 (Ermatinger 3, 500); aus den Gretchenszenen Vers 2802—4 (ebenda 2, 405, 3519. 3520; ebenda 3, 240) und 3587—89 (Kriesi S. 265). Aus Iphigenie findet sich Vers 11. 12 zitiert (Gesammelte Werke 5, 301), aus Tasso Vers 930—32 (Kriesi S. 245) und der vielzitierte Vers 969 (Ermatinger 2, 409). Goethes Motto zum zweiten Teil von 'Dichtung und Wahrheit' zitiert Keller in einem Briefe (ebenda 3, 71), eine Anekdote von dem uralten Gouverneur von Messina aus der Italienischen Reise (Werke 31, 208) in einem andern (Ermatinger 3, 425). Daß der Dichter auch den Briefwechsel Goethes mit Schiller gut gekannt hat, beweisen zwei Anspielungen: wie Goethe (Briefe 10, 357) seinen Wilhelm Meister mit einem 'Strickstrumpf, der bei langsamer Arbeit schmutzig wird', vergleicht, so Keller seinen Grünen Heinrich während der Umarbeitung (Ermatinger 2, 346. 357); Goethe nennt (Briefe 10, 265. 269) Jean Pauls 'Hesperus' und später auch (ebenda 12, 372) seinen eigenen Faust einen 'Tragelaphen', ebenso Keller seinen Roman und ein andermal Spittelers 'Prometheus und Epimetheus' (Ermatinger 3, 348. 401). Endlich ist auch ein französisches Zitat bei Keller sicher aus Goethe abzuleiten: 'Es ist doch ein wahres Wort ... wenigstens für die ideale Liebe, jenes geflügelte: *L'amour est le vrai recommenceur*' im Martin Salander 15 (Gesammelte Werke 8, 267); dieses Wort der Frau von Sévigné hat sich Goethe in seinen Maximen und Reflexionen Nr. 305 (Hecker) notiert (vgl. Varnhagens Aufsatz darüber in seinen Vermischten Schriften[3] 2, 348).

Schiller, der Sänger des Schweizer Freiheitskampfs, stand Keller wie allen seinen Volksgenossen nicht nur als Dichter, sondern auch als Mensch sehr nahe: das beweist die herrliche Charakteristik im Grünen Heinrich 4, 3 (Gesammelte Werke 3, 42), in der ersten Fassung 4, 4 (2, 300 Ermatinger), die ursprünglich den Abgesang des 'Apothekers von Chamounix' bildenden Verse zum großen Schillerfest von 1859 (Gesammelte Werke 10, 153) und der Aufsatz 'Am Mythenstein' (Nachgelassene Schriften und Dichtungen S. 34). Von den vielen geflügelten Worten, die aus ihm lebendig sind, finden sich auch bei Keller gebraucht der Eingangsvers des Räuberlieds (Ermatinger 2, 250), der des Don

Carlos (Baechtold, Gottfried Kellers Leben 1, 428) und das Wort von den Pappenheimern (Ermatinger 2, 404; Wallensteins Tod Vers 1871). Ferner zitiert Keller aus den Gedichten: Kindesmörderin Vers 1, 111 und 115 (Ermatinger 2, 112), Erwartung Vers 46 (Gesammelte Werke 6, 264), Worte des Glaubens Vers 7. 8 (Kriesi S. 245) und 11. 12 (Gesammelte Werke 5, 300), Gang nach dem Eisenhammer Vers 199. 200 (Ermatinger 2, 423; vgl. auch S. 442), Handschuh Vers 13—15 (Baechtold 1, 450); aus den Dramen finde ich nur Tell Vers 1514 (Gesammelte Werke 8, 208).

Die übrigen Zitate aus deutschen Dichtern ordne ich nach deren Namen alphabetisch: zu besonderen Bemerkungen geben sie nirgends Veranlassung. Bürger: Lenore Vers 201. 202 (Baechtold 1, 447). Geibel: Lieder als Intermezzo 29, 1 (Ermatinger 2, 453). Grün: Kolibri Vers 36 (ebenda 2, 414). Ida Hahn-Hahn: Stelle nicht aufgefunden (Gesammelte Werke 10, 190). Heine: Heimkehr 37, 11. 12 (Ermatinger 3, 160); Atta Troll 8, 73 (ebenda 2, 412). Klopstock: Züricher See Vers 52, der vielzitierte 'Schweiß der Edeln' (Grüner Heinrich 2, 272 Ermatinger). Körner: Lützows wilde verwegene Jagd Titel (Brunner S. 291); Männer und Buben Vers 1 (ebenda S. 317). Kotzebue: Lorenz Kindlein im 'Armen Poeten' Theater 28, 216 (Ermatinger 2, 311). Platen: Ghaselen 60, 10 (Gesammelte Werke 10, 199). Prutz: Politische Wochenstube 1 (Ermatinger 2, 418). Rückert: Selbstschau Vers 1—6 und 15. 16 in den Gesammelten Gedichten 1, 5 und Die sterbende Blume Strophe 10 und 3 ebenda 1, 21. 19 (Gesammelte Werke 5, 300. 301).[1] Wagner: Lohengrin 2, 3 (Ermatinger 3, 110).

Für drei Zitate habe ich den Ursprungsort nicht feststellen können: für die Stelle eines 'neueren Schriftstellers' über den Jesuitismus und die Welt im alten Grünen Heinrich 4, 3 (2, 285 Ermatinger), die in die Schule Pascals weist; für die Spottverse, die der 15. Romanze des 'Apothekers von Chamounix' als Randbemerkung beigefügt sind (Euphorion erstes Ergänzungsheft S. 164):

'Kein Deutscher ist so schlimm daran,
Er hat noch seinen Eckermann;
Und wo ein Faust zum Teufel fährt,
Fühlt sich das Wagnertum verklärt.'

[1] Das häufige Zitieren von Dichtern ohne Quellenangabe ist eine Eigentümlichkeit der Predigten Heinrich Langs, von dem es der Pfarrer von Schwanau überkommen hat (vgl. Ermatinger 1, 505. 519): Goethe z. B. erscheint dort als 'der Dichter', 'jener Dichterfürst der neueren Zeit', 'jener große Dichter' usw. Keller läßt seinen Pfarrer offenbar rein zufällig nach der Ausgabe von Rückerts Gedichten von 1836 greifen und aus den ersten anderthalb Bogen sich wahllos blätternd seine Zitate zusammenlesen.

und für die Worte 'Die Zeit ist hin, da Bertha spann' (Baechtold 1, 428), über die Seiler in der Zeitschrift für deutsche Philologie 45, 244 zu vergleichen ist.

Den Schluß meiner Zusammenstellung bilde ein Selbstzitat Kellers, dessen Feststellung mir erst nach langem Suchen zufällig gelungen ist. In der Novelle 'Regine' im 'Sinngedicht' 8 findet sich der Satz (Gesammelte Werke 7, 100): 'Indessen glaubte ich mehr als einmal während des Tages das Phänomen bemerkt zu haben, daß eine gewisse innere Unruhe und Unzufriedenheit durch alle Lustigkeit ging, wie ein heimlicher Lufthauch im welkenden Laube zittert und raschelt oder wie es im Liede von einer Gesellschaft von Männern und Frauen heißt, die in einer Lustgondel auf stillem Wasser fahren:

Die Herzen schlagen unruhvoll,
Kein Auge blickt, wohin es soll!

und die einzige Regine schien die ruhigste Person von allen zu sein.' Nachdem ich in den verschiedensten Dichtern des 19. Jahrhunderts die Stelle vergeblich gesucht hatte, wandte ich mich, da das Wort 'unruhvoll' ja wohl nicht allzu geläufig ist, an Karl Euling, den Bearbeiter des U im Deutschen Wörterbuch, mit einer Anfrage, die dieser an die Göttinger Zentralsammelstelle weitergab, von wo ich aber nach einiger Zeit den negativen Bescheid bekam, daß man die Stelle weder in dem bereits verzettelten Material habe noch bei eigenem Suchen habe auffinden können. Schon hatte ich die Hoffnung auf Erfolg gänzlich aufgegeben, als ich das Zitat zufällig fand, und zwar — bei Keller selbst. Baechtold hat folgenden nicht ausgeführten Gedichtplan veröffentlicht (2, 542): 'Seefahrt. Ein von Frauen und Männern angefülltes Schiff fährt auf abendlichem spiegelglattem See. Alle sind leidenschaftlich erregt, aber die Neigungen kreuzen sich unglücklich und mißverstanden.

Es droht kein Sturm, kein Felsenriff.
Und doch sind sie so unruhvoll;
Die Herzen schlagen wild und toll,
Die Saiten tönen lang erregt,
Es sagt's das Lied und sagt's doch nicht usf.

Nur der am Steuer sitzt, ein halberwachsener Schifferknabe, ist ruhig, fröhlich und unschuldig.' Die Identität beider Stellen unterliegt keinem Zweifel: das zitierte 'Lied' ist vom Verfasser des 'Sinngedichts' selbst.

2. Zu Gottfried Kellers Sprache.

Man ist ja leider aus vielen Beispielen gewöhnt, daß in literarhistorischen Arbeiten und Untersuchungen über Schriftsteller des 18. und 19. Jahrhunderts sich eine bejammernswerte Hilflosig-

keit und eine haarsträubende Unwissenheit überall da einstellt, wo die Rede auf grammatische und sprachgeschichtliche Fragen kommt, ein redender Beweis dafür, daß der heute vielfach praktisch so beliebte und theoretisch verteidigte Schnitt zwischen älterer und neuerer deutscher Sprach- und Literaturgeschichte nicht ungestraft ausgeführt werden kann und stets zum Schaden der Sache ausschlägt, um die es sich handelt. Auch Paul Brunner hat sich nicht überwinden können, uns in seinem vielfach so förderlichen und trefflichen Buche über Kellers Lyrik (Zürich 1907) mit einem Kapitel 'Grammatisch-syntaktische Verbesserungen' (S. 135) aufzuwarten, in dem nach den guten einleitenden Bemerkungen über des Dichters Autodidaktentum und die Entwicklung seiner Kenntnis der hochdeutschen Schriftsprache leider recht schlimme Dinge zu lesen stehen, wie man sie keinem angehenden germanistischen Seminarmitglied hingehen lassen würde: das schlimmste ist wohl (S. 137), daß 'forcht' ein 'aus metrischer Verlegenheit' gebildetes starkes Präteritum zu dem schwachen Verbum 'fürchten' sein soll! Teilweise im Anschluß an seine Erörterungen teile ich im folgenden einige sprachliche Bemerkungen zu Kellers Gedichten mit, die ich alphabetisch nach den besprochenen Worten und grammatischen Kategorien ordne.

Ablaut. Auf dem Gebiete des verbalen Ablauts ist höchst sonderbar die Optativform 'geböre' von 'gebären', die in einer in den Neueren Gedichten von 1851 gedruckten, später ausgeschiedenen Ghasele (Brunner S. 401) im Reim auf 'höre : Chöre : gehöre : schwöre' sich findet. Das der vierten Ablautsreihe angehörende Wort ist hier offenbar von der Analogie der zweiten angezogen worden: nach dem Vorbild von 'gefroren, fröre; verloren, verlöre; erkoren, erköre' entstand so zu 'geboren' die Form 'geböre'. — Nach der Analogie von 'sinken, trinken' geht das schwache 'winken' in die starke Flexion über und bildet ein Partizip 'gewunken', das wir heute nur mit komischer Klangfarbe brauchen können. Keller braucht es auch im pathetischen Stil, so in den wunderschönen und charakteristischen, leider in die spätere Gedichtsammlung nicht aufgenommenen Terzinen an Freiligrath (Brunner S. 423) und in einem erst bei Baechtold (1, 433) gedruckten Jugendgedicht.

'Anschicksmann' = 'Werber, Agitator, Vermittler' (fehlt in den Wörterbüchern von Grimm, Heyne, Paul und Weigand) findet sich Gesammelte Werke 8, 201. 233. 9, 252 und Nachgelassene Schriften und Dichtungen S. 259. Das Wort ist schweizerisch (vgl. Schweizerisches Idiotikon 4, 278).

'Bord' von Gewässern, schriftsprachlich nicht üblich, steht Gesammelte Schriften 6, 34. 409. 9, 64. 10, 100 und Brunner S. 404. Wie die erste der angeführten Stellen klar und eindeutig ausweist,

hat das Wort bei Keller neutrales Geschlecht, wofür ich bei Grimm 2, 239 nur einen Beleg aus Wieland finde. Daß das Wort im Zürcherischen geläufig ist, beweist die Vorliebe, die Geßner dafür hat (Sämtliche Schriften 1, 79. 2, 54. 73. 76. 81. 83); vgl. auch Zagajewski, Albrecht von Hallers Dichtersprache S. 123 und Schweizerisches Idiotikon 4, 1628.

'Dämlich', das sich Gesammelte Werke 7, 49. 10, 177 und Brunner S. 380 findet, dürfte sich der Dichter in Berlin angeeignet haben, wo es in der gewöhnlichen Umgangssprache floriert.

'Dämmer' steht Gesammelte Werke 10, 203 und Brunner S. 225 (hier hat es Keller später beseitigt, aber wohl nicht des Wortes selbst, sondern des fehlerhaften Daktylus wegen in dem sonst streng die Einsilbigkeit der Senkungen wahrenden Gedicht). Brunner (S. 138) nimmt daran als 'unserm Sprachgebrauch fremd' Anstoß: aber 'Dämmer' hat stets als poetische Nebenform für 'Dämmerung' gegolten, und Keller konnte es z. B. im Faust (Vers 395) und in Tiecks Novellen lesen.

'Ferg, Ferge' findet sich Gesammelte Werke 9, 15. 147. 174 und Brunner S. 403. Das Wort, im frühen Neuhochdeutsch veraltend, ist dann durch die altdeutsche Literatur, besonders das Nibelungenlied (aus ihm notiert es sich z. B. Goethe, Werke 42, 2, 437), und deren Nachahmung bei Dichtern wie Uhland wieder in unsre höhere Dichtersprache eingeführt worden. Im Schweizer Dialekt lebt es nicht mehr.

'Flattern' braucht Keller vom Licht in der ersten Fassung eines Jugendgedichts (Brunner S. 193), hat es aber dann in der letzten Ausgabe durch 'flackern' ersetzt. Dieser Umstand legt die Auffassung nahe, daß auch in dem Verse aus dem Gedicht 'Sonnenaufgang' (Gesammelte Werke 9, 32): 'Flattre, du rosige Wölkleinschar' rosig glänzende und nicht etwa in dem Naturbilde ganz fremd und ungehörig wirkende, sich rasch bewegende Wolken gemeint sind. Wenige Belege für den Gebrauch gibt Grimm 3, 1732: ich füge noch Wielands Übersetzung des Sommernachtstraums 3, 2 (Gesammelte Schriften 2, 1, 46, wo durch Druckfehler 'flakernd' steht) hinzu.

'Fluh, Flühe', ein speziell schweizerisches Wort (vgl. Schweizerisches Idiotikon 1, 1184), das schon bei Ulrich von Zazikhoven und Bonerius vorkommt (Mhd. Wörterbuch 3, 355 a), findet sich Gesammelte Werke 9, 47. 221 und Brunner S. 371. 372; ebenso das Kompositum 'Nagelfluh', überall später beseitigt, Grüner Heinrich 1, 6 Ermatinger, Brunner S. 203 und in der erst durch Freys Faksimileausgabe bekannt gewordenen ersten Fassung des ersten der 'Rheinbilder' (Gesammelte Werke 9, 177).

'Flunkern' = 'glitzern, flimmern' steht Gesammelte Werke 5,

74. 9, 63 und Brunner S. 400. Grimm 3, 1851 bringt nur einen Beleg aus Voß.

Fremdworte. Bei einer ganzen Anzahl von Fremdworten, die Keller in seinen lyrischen Gedichten verwendet, kann man die merkwürdige Beobachtung machen, daß er sie zunächst mit falscher Betonung gebraucht hat, die sich deutlich aus der metrischen Messung der betreffenden Verse ergibt, und sich dann bei Herstellung des Druckmanuskripts für die letzte Gedichtsammlung vielfach zu Besserungen genötigt sah, die dann änderten oder die richtige Betonung herstellten. Das Material ist folgendes:

'Das füllte mich mit Ärger, denn im ganzen war der *chápeau* gut' (Brunner S. 298), später: 'Das füllte mich mit Ärger, der *chapéau* war doch im ganzen gut' (Gesammelte Werke 10, 14);

'Fanátismus als Feldprofoß' (Brunner S. 291), später: 'Den (Der) Fanatísmus als (ist) Profoß' (ebenda; Gesammelte Werke 9, 282); 'Fanátismus' vielleicht nach Analogie von 'Fanátiker, fanátisch';

'Über die marmórnen Wangen' (Brunner S. 232), später: 'Über deine weißen Wangen' (ebenda); 'Marmórnen Säulen zeigt' (ebenda S. 402);

'Der Martýrer blass Gebein' (Gesammelte Werke 9, 16), dagegen: 'Darin ein Freiheitsmärtrer ruht' (ebenda 9, 61);

'In den Staub mit dem Popánz' (Gesammelte Werke 9, 277);

'Die *ultima ratió*' (Brunner S. 277), später: 'Die *rátio ultima*' (Gesammelte Werke 9, 202);

'Mir ist ein Rival aufgewacht' (Brunner S. 229), später: 'Mir ist ein Nebenbuhl' erwacht' (ebenda; diese Korrektur stammt von Follen, der sie in die durch Frey als Faksimile herausgegebene Handschrift des Dichters eingezeichnet hat; vgl. Frey, Gottfried Kellers Frühlyrik S. 30), endlich: 'Es scheint mir ein Rivál erwacht' (Gesammelte Werke 9, 91);

'Auf den Weiden der Saone' (dreisilbig; Brunner S. 391), später: 'Auf der Saone grünen Weiden' (zweisilbig; Gesammelte Werke 10, 227);

'Mit tiefblauem Licht' (Brunner S. 208), später: 'Mit äth'rischem Licht' (Gesammelte Werke 9, 56; hier ist erst bei der letzten Revision ein falsch betontes Fremdwort in den Text hineingekommen); der Dichter hat das Wort offenbar nie gehört, sondern nur gelesen und dann nach der Analogie von 'Äther' betont.

Die bei dem letzten Wort gegebene Erklärung, daß Keller die Worte nur durch das Auge, nicht aber durch das Ohr bekannt geworden sind, wird auch bei einigen andern, wie 'Fanatismus, marmorn, Martyrer, *ratio*, Saone', die einzig annehmbare bleiben:

in Fällen wie '*chapeau*' und 'Rival' könnte germanische Zurückziehung des Akzents vorliegen, auf die er dann verzichtet hätte. Ich kenne keine ähnlichen Erscheinungen bei irgendeinem andern deutschen Dichter.

'Geländer', heute nur im Sinne einer Brustwehr oder Einfriedigung an Treppen, Brücken, Galerien usw. gebräuchlich, braucht Keller einmal im Sinne von 'Gelände' (Brunner S. 190): 'Siehe, wie lebend'ge Fahnen flattern dort am Berggeländer Kinder, bunte Lenzgewänder'; in der letzten Gedichtsammlung ist die Stelle geändert (Gesammelte Werke 9, 15): 'Und wie ferne Kirchenfahnen flattert's von der Burg Geländern bunt von seidnen Lenzgewändern', so daß man nun mit Brustwehren versehene Galerien einer Burg sich vorstellen muß. Grimm 4, 1, 2858 bringt zwei frühnhd. Belege für diesen Gebrauch bei: daß er im Zürcherischen geläufig war, beweist wieder Geßner (Sämtliche Schriften 1, 137. 140. 174. 175); vgl. auch Schweizerisches Idiotikon 3, 1307. 'Gelände' in dem gewöhnlichen Sinne erscheint in einer neuhinzugekommenen Versgruppe Gesammelte Werke 9, 93.

'Handlich', ein Schweizer Idiotismus (vgl. Schweizerisches Idiotikon 2, 1404), den auch Schiller (Tell Vers 2258) aus Tschudis Chronik aufnahm, findet sich Gesammelte Werke 6, 308. 7, 366, Nachgelassene Schriften und Dichtungen S. 37. 156. 355 und Brunner S. 382.

'Hellebarde' kennt der Dichter in zwei verschiedenen Formen: 'Hellebarte' steht Nachgelassene Schriften und Dichtungen S. 258 und Brunner S. 294. 431, 'Halmbarte' Gesammelte Werke 1, 361. 9, 255. 285. 10, 133. Zur Geschichte und Verbreitung der Formen vgl. Grimm 4, 2, 969.

'Kraken', der Name jenes grausigen Wasserungetüms, das ursprünglich in Freiligraths 'Meerfabel' beheimatet und von dort her durch Keller in seine Versgefilde verpflanzt ist, steht Gesammelte Werke 10, 212 und Brunner S. 231, und zwar an der letztgenannten Stelle nicht nur in der durch Frey faksimilierten Handschrift, sondern, wie mir Herr Gagliardi aus Zürich mitteilt, auch in dem Manuskriptband von 1845, aus dem Brunner 'Krabben' abgedruckt hat; damit erübrigt sich Freys Bemerkung (S. 42): 'Er wußte wohl selbst nicht recht, was er sich darunter vorstellen und was er mit dem Worte anfangen sollte.'

'Minne' und seine Ableitungen verwendet Keller nur in der Lyrik: 'Minne' Gesammelte Werke 9, 211. 10, 51. 59 und Brunner S. 234; 'Minnelohn' Gesammelte Werke 9, 156; 'Minnesang' ebenda 9, 97; 'minnen' ebenda 9, 33. 233. 10, 52; 'minnig' Brunner S. 193.

Optativ. Ich möchte auf einen mundartlich beschränkten Gebrauch des umschriebenen Optativ praeteriti hinweisen, den ich

bisher nur bei oberdeutschen, d. h. alemannischen und bairisch-österreichischen Schriftstellern gelesen oder bei Angehörigen dieser Sprachgebiete mündlich gehört habe und wo nach meinem und wohl allgemeinem mittel- und norddeutschen Sprachgefühl unbedingt der echte statt des umschriebenen Optativs gefordert ist. Aus Keller habe ich mir zahlreiche Belege notiert: 'Meine Mutter ... tat so, als ob sie essen würde' (Gesammelte Werke 1, 44); 'daß es beinahe klang, wie wenn einer in Flageolettönen auf der Geige spielen würde' (ebenda 2, 258); 'daß sie einige Worte veränderte oder hinzusetzte, als ob eine Frau an einen Mann schreiben würde' (ebenda 5, 117); 'Für einen jungen Krieger ... betete er fast etwas zu gern und zu laut und mit zu feierlichem Gesichte, wie wenn er sich selbst wohlgefällig belauschen würde' (ebenda 6, 388); 'und stellte sich, als ob er erst jetzt nach und nach seinen Besucher erkennen würde' (ebenda 8, 49); 'Sie ... rieb sich die Hände, als ob es sie frösteln würde' (ebenda 8, 104); 'Sie ließen sich gar nicht mehr bei uns sehen, wie wenn sie das Elternhaus geflissentlich fliehen würden' (ebenda 8, 276); 'Mir ist, ich geh' im grünen Tale, als würde mich ein Liebchen küssen' (ebenda 9, 265); 'Es ist mir zumute, als ob lange Jahre des Leidens und des Kampfes zwischen gestern und heute lägen und wie wenn ich aus einem Grabgewölbe an die Sonne treten würde' (Nachgelassene Schriften und Dichtungen S. 322; in diesem und dem vorigen Beispiel echter und umschriebener Optativ in derselben Periode nebeneinander); Kellers Mutter an den Dichter (Ermatinger 1, 334): 'Man könnte daraus schließen, als würdest Du dich schämen, sie als Deine Schwester zu betrachten.' Bei dem Kellerforscher Brunner finde ich zwei Beispiele: 'Bald erscheint die Zusammensetzung mit her, bald mit hin, ohne daß es gelingen würde, eine bestimmte Ordnung darin zu erkennen' (S. 140); 'Viele Varianten des Sammelbandes sind syntaktische Verbesserungen im einzelnen, ohne daß sich gemeinsame Gesichtspunkte für die Art der Korrektur ergeben würden' (S. 141). Eine weitere Beleggruppe entnehme ich den Erzählungen der Marie von Ebner-Eschenbach: 'So schüchtern kam's heraus, als ob sie kaum hoffen würde auf die Erfüllung ihrer Bitte' (Gesammelte Schriften 4, 198); 'Mir hat manchmal geschienen, als ob er so wenig Gewissen hätte und die Reue so wenig kennen würde wie ein Tier' (ebenda 7, 207; wieder echter Optativ und Umschreibung nebeneinander); 'Dem ist jetzt, als ob er einen lieben Toten ins Bahrtuch hüllen würde' (ebenda 8, 121); 'Mir war's, als ob ich dich auf einer großen Reise wüßte und in deinem Zimmer auf deine Rückkehr warten würde' (ebenda 9, 182; wie im vorvorigen Beispiel beide Ausdrucksmöglichkeiten nebeneinander).

Der einzige nicht oberdeutsche Schriftsteller, bei dem ich einen Beleg kenne, ist der Hamburger Hauptpastor Goeze (Streitschriften gegen Lessing S. 36 Schmidt): 'Da sie den vermeinten Gärtner, der ihr eben die Frage gleich nachher tat, auch gleich geradezu in Verdacht nahm, daß er den vermißten Leichnam weggebracht haben würde'. Durchweg handelt es sich, wie man sieht, um Irrealfälle, die mit 'als ob', 'wie wenn' oder 'ohne daß' eingeleitet sind. Soviel ich sehe, ist auf diese Erscheinung in der grammatischen Literatur bisher nirgends geachtet worden.

'Plan' steht, fast immer im Reim, in den Gedichten Gesammelte Werke 9, 52. 10, 59 und Brunner S. 266. 404. 436 ('Himmelsplan'), in Prosa nur Baechtold 1, 422.

Präfixe. 'Anglühen' intransitiv = 'zu glühen anfangen' findet sich Gesammelte Werke 5, 213 und Brunner S. 359, wie es scheint, nach dem Vorbild Jean Pauls, aus dem Grimm 1, 355 drei Belege anführt; das Partizip 'angeglüht' im Sinne von 'leicht angetrunken' steht Gesammelte Werke 1, 366. Für das Nebeneinander von 'ver-' und 'zer-' an zwei Stellen der Gedichte hätte Brunner (S. 137) auf die einleuchtende Erklärung hinweisen sollen, die Behaghel in seiner Rede über Schriftsprache und Mundart S. 13 dafür gegeben hat.

'Reuen'. Keller hatte in der Feueridylle 3, 8, 1 ursprünglich geschrieben: 'Nur eins reut mich', wie das von Frey faksimilierte Manuskript ausweist: Follen änderte das in 'Eins tut mir leid' und schrieb mit Recht an den Rand 'Provinzialism' (vgl. Frey S. 33 und Schweizerisches Idiotikon 6, 1883). Diese Korrektur trug der Dichter dann auch in seinen Manuskriptband von 1845 ein (Brunner S. 259) und nahm Follens Lesart in den gedruckten Text auf (Gesammelte Werke 9, 154).

'Risch', das im oberdeutschen Sprachgebiet von Haus aus nicht heimisch ist (vgl. Grimm 8, 1039 und Schweizerisches Idiotikon 6, 1463), verwendet Keller, offenbar als Reminiszenz aus der Lektüre, Gesammelte Werke 10, 107 im Reim.

'Schank' = 'Schenke' Gesammelte Werke 10, 105 und Brunner S. 252. 421 soll nach Brunner (S. 138) 'eine Originalbildung von Keller' sein: vgl. über das frühnhd. belegte und im letzten Jahrhundert als Archaismus erneuerte Wort Grimm 8, 2160.

'Schlotter' = 'Zittern' Brunner S. 427 ist spezifisch schweizerisch; vgl. Grimm 9, 785.

Substantivflexion. Auf diesem Gebiete sind auffällig: starker Dativ 'Hirt' Gesammelte Werke 9, 46. 10, 15 (vgl. den starken Akkusativ bei Schiller, Der Abend Vers 46 und Grimm 4, 2, 1572); Femininum Singularis 'die Linne' (Gesammelte Werke 10, 51 (sonst nirgends belegt); Nominativ Singularis 'die Sonnen'

ebenda 9, 34, durch den Reim auf 'gesponnen' gesichert (vgl. Grimm 10, 1, 1592).

'Trollen' wird eigenartig gebraucht in der ersten Fassung des 'Grußes der Sonne', wo es in der Eingangsstrophe heißt (Brunner S. 197): 'Grüne Knospen trollen tausendfach hervor'; die spätere Besserung 'rollen' (Gesammelte Werke 9, 33) ist eine ganz entschiedene Verschlechterung. Das geläufige Reflexivum 'sich trollen' hat der Dichter öfter (ebenda 9, 125. 135. 10, 50. 76); wie schon Brunner (S. 142) bemerkt, ist 'trollen' mundartlich.

'Überschnappen' = 'sterben', von einem Hasen gesagt, steht Brunner S. 211, später geändert in 'ausschnappen' (Gesammelte Werke 9, 63).

'Unentwegt'. Dieser demokratische Modeausdruck des vergangenen Jahrhunderts ist ursprünglich Schweizer Herkunft (vgl. Grimm 11, 3, 473). Bei Keller findet er sich Gesammelte Werke 4, 240. 6, 314. 324. 332. 10, 70 und Brunner S. 279. 307 (die beiden letzten Stellen später geändert Gesammelte Werke 9, 212. 10, 30).

Verbalflexion. Der von Brunner (S. 137) notierten und schulmeisterlich-unwissenschaftlich besprochenen Kontamination der Präsensformen des transitiven und intransitiven 'schwellen' vergleicht sich der ähnliche Vorgang bei 'quellen' Gesammelte Werke 9, 128, wo Keller nicht wie bei jener geändert hat (vgl. Grimm 7, 2345).

'Verhirschen' = 'mit Hirschhörnern versehen, in einen Hirsch verwandeln', von Aktäon gesagt, Brunner S. 429 hat Keller einem Gedicht Heines (Atta Troll 19, 23) und dieser wohl Bürger (Bellin 6, 2) entlehnt.

'Vor' im Sinne der Konjunktion 'bevor' steht Gesammelte Werke 10, 126 (fehlt in den Wörterbüchern von Heyne, Paul und Weigand). Ich kenne keinen zweiten literarischen Beleg, wohl aber einen schwäbischen Kollegen, der es mündlich wie schriftlich beständig braucht, offenbar ohne sich der Unüblichkeit irgend bewußt zu sein.

Korrekturnote. Seit der vorstehende Aufsatz an die Redaktion abgeliefert war, ist der Briefwechsel Kellers mit Heyse durch Kalbeck veröffentlicht worden (Braunschweig 1919), und ich benutze die Gelegenheit, die häufigen dort vorkommenden Zitate als Ergänzung meiner obigen Studie hier noch zusammenzustellen. Außer Shakespeares 'Bereit sein ist alles' (S. 256; Hamlet 5, 2) entstammen sie sämtlich der deutschen Literatur. Ulrich von Huttens berühmtes 'Obwohl mein fromme Mutter weint, da ich die Sach hätt gfangen an ... Ich habs gewagt' (aus dem gereimten Vorwort zur Übersetzung seiner lateinischen Gespräche:

Strauß, Ulrich von Hutten 2, 121) wird dreimal (S. 296. 314. 406 mit origineller Variante 'Mein fromme Mutter weint im Grab') zitiert. 'Die Bitterniß, es wie der selige Lessing auch einmal so gut haben zu wollen wie andre Leute' (S. 199) zitiert Lessings monumentalen Schmerzbrief an Eschenburg nach dem frühen Tode seines Sohnes (Sämtliche Schriften 18, 259). Der Löwenanteil entfällt auch hier wieder auf Goethe: Lilis Park (vgl. oben) wird S. 414 zitiert; ferner aus dem ersten Teil des Faust Vers 941. 942 (vgl. oben) zweimal in scherzhafter Umformung (S. 197. 268), Vers 3519. 3520 (S. 125; vgl. oben) und Vers 4572 (S. 237). Ein Zitat aus Tasso (Vers 389) in einem Briefe Heyses (S. 180): 'wenn ich merken sollte, daß gute Freunde nur sehr schonend seiner sich zu erfreuen vermögen' hat Keller nicht erkannt, wenn er in seiner Antwort (S. 182) 'schonende Freude' einen 'ingeniösen Ausdruck' nennt, den er offenbar für Heysisch hält. Auf den Briefwechsel Goethes mit Schiller spielen außer dem auch hier begegnenden 'Tragelaphen' (S. 320. 406; vgl. oben) an 'Bin darnach verlangend, wie Schiller in seinen Briefen sich ausdrückte' (S. 238, ähnlich S. 383; die Wendung ist nicht Schiller individuell, sondern auch Goethe und andern Schriftstellern des 18. Jahrhunderts eigen, wie Grimm 12, 717 beweist) und die 'Sperlingskritik', deren Quelle Keller selber genau angibt (Schillers Briefe 5, 457). Drei Zitate sind aus Schillerschen Dichtungen hergeholt: Don Carlos Vers 3141. 3142 (S. 385), Die Zerstörung Trojas Vers 3. 4 (S. 320), Wilhelm Tell Vers 2792 (S. 301). Wilhelm Buschs bekannte Stelle vom rauchenden Frosch finden wir S. 303.

Daß der 'Krabbe' (vgl. oben) auch Heyse geläufig war, ersehen wir aus folgender Stelle eines Briefs an Keller (S. 306): 'Dem braven Sindbad, als er merkte, daß das Eiland, an dem er gelandet, ein tückischer Krabbe war, kann nicht trübseliger zumute gewesen sein.' Oder ist das Wort auch hier verlesen für 'Krake'? Grimm hat wohl für letzteres Belege, aber nicht für ersteres.

Jena. Albert Leitzmann.

Das Gebet in Shakespeares Tragödien.

Der da ein Meister war an Gestaltungskraft, der das heiße Lallen der Liebeslust wiederzugeben wußte wie auch das kalte Planen des Ehrgeizes, das scharfsichtige Schachspiel der Politik wie die blinde Raserei des Hasses — Shakespeare —, der nahm seine Menschen und stellte ihre Seele vor Gott. Jede Hülle fiel vor dem Angesichte des Ewigen. Menschliches und Allzumenschliches ward schonungslos offenbar. Staunend stehen wir vor dieser Fülle seelischer Erregungen, die widergespiegelt werden in der Erhebung des leidenden Helden zu Gott. Alle Wirren des Lebens, alle Laster der Leidenschaft tönen mit, alles Erhebende und Zermalmende klingt wider aus der Zwiesprache des Geschöpfes mit dem Schöpfer. Von den Jugendwerken bis zu den Meisterstücken, von der Selbstzerstörung Romeos bis zur Vernichtung eines Weltreiches in Antonius und Cleopatra, mit einziger Ausnahme von Coriolanus, nimmt das Gebet eine bedeutende Stelle in Shakespeares Tragödien ein.

I. Wer betet in Shakespeares Tragödien? Des Dichters Schöpferkraft führt uns die verschiedenartigsten Vertreter der Menschheit vor Augen. Seine Darstellungsmöglichkeiten sind so vielfältig wie die Natur selbst. Er hält das Gebet geeignet für die reine Ophelia[1] (Ham. III, 1. 139; IV, 5. 199), Cordelia (Lear IV, 7. 92), Imogen (Cymb. II, 2. 12; III, 2. 29; IV. 2. 303) und Desdemona (Oth. II, 1. 195; III, 4. 163; IV, 2. 135; V, 2. 34) wie auch für Cleopatra (Ant. I, 3. 99), Lady Macbeth (I, 5. 41) und Julia (Rom. III, 5. 54. 57), und er zwingt einen Jago und Othello (Oth. III, 3. 447), einen Romeo (Rom. I, 4. 112) und einen Hamlet (Ham I, 2. 130; 4. 39) in die Knie, ja sogar den Verbrecherkönig im Hamlet (Ham. III, 3. 69). Titus (I, 1. 150) und Timon (III, 6. 79; IV, 1. 1; 3. 23. 177. 502), Brutus (Caes. II, 1. 303; IV, 3. 80) und Posthumus (Cymb. I, 1. 115; V. 1. 31; 4. 10), auch Cymbeline (III, 5. 52) halten Zwiesprache mit den Göttern, und der unglückliche Lear entlastet seine Seele im Gebet (I, 4. 296; I, 5. 50; II, 4. 193. 276; III, 2. 1). All diese tragischen Gestalten wandeln oft in der Dunkelheit des Zweifels und der Verzweiflung, und wenn ihre Kraft nicht mehr ausreicht, suchen sie Hilfe von oben — oder von unten!

Doch welche Schar drängt sich um diese Hauptpersonen? Es sind die Nebenpersonen, die Shakespeare den Helden zur Seite gestellt hat, keine Schattenbilder ohne Eigenleben, sondern auch Fleisch von unserem Fleisch und Bein von unserem Bein. Nicht

[1] Die Zitate sind gegeben nach der Everyman-Edition.

so überragend wie ihre Führer und Herren, zuweilen ihr schwaches Abbild, zuweilen ihr schroffer Gegensatz, immer aber so gestaltet, daß sie einen wirkungsvollen Hintergrund für den eigentlichen Hauptcharakter bilden. Auch sie alle wenden sich im Gebet an eine höhere Macht. Da ist der Spottvogel Thersites (Troil. II, 3. 1), der treue Bruder Marcus (Tit. IV, 1. 66; 123), der liebenswürdige Cassio! (Oth. II, 1. 77). Da drängen sich Apemantus (Tim. I, 2. 63), Flaminius (Tim. III, 1. 53), Alcibiades (Tim. III, 5. 114), Flavius (Tim. IV, 3. 464), Banquo (Macb. II, 1. 123), der alte Mann (Macb. II, 4. 40) und Enobarbus (Ant. IV, 9. 12). Charmian erscheint (Ant. I, 2. 64) und Gloucester (Lear III, 7. 92; IV, 6. 34; 9. 220), Pisanio (Cymb. III, 5. 165), Guiderus (Cymb. IV, 2. 276) und Belarius (V, 5. 350). Ja, wir hören sogar das Gebet der Geister von den verstorbenen Eltern und Brüdern des Posthumus (Cymb. V, 4. 87).

II. Was wird erbeten? Verschieden wie die Charaktere und die Lage, in der sie sich befinden, ist auch der Inhalt ihrer Gebete. Segen und Fluch, Verzeihung und Rache, Erhaltung und Zerstörung, Hilfe und Tod werden mit gleicher Inbrunst vom Himmel erfleht. Hier entringt sich gepreßten Lippen nur ein kurzer Schrei der Seelenqual, dort hören wir lange Ergüsse, welche die Höllengeister zu dunklen Taten herbeirufen.

Um des Himmels Segen fleht Bruder Laurence, als er dem jungen Romeo alles Gute wünscht (Rom. II, 6. 1), und Brutus, da er seines edlen Weibes wert sein möchte (Caes. II, 1. 303). Mit frommem Segenswunsch scheidet der alte Mann von Macduff und Ros[illegible] (Macb. II, 4. 40). Gloucester bereut seine Ungerechtigkeit gegenüber und gibt ihm seinen väterlichen Segen (Lear III, IV, 6. 34). Cassius grüßt fröhlich seine Herrin (Oth. II, [illegible] mit einem Wort des Segens. Desdemona betet für ihres Gatten Glück (Oth. II, 1. 195), Posthumus für seines Weibes Wohl (Cymb. I, 1. 115). Imogen hat nur den einen Wunsch, gute Nachricht von ihrem Gemahl zu erhalten (Cymb. III, 2. 29), Pisanio betet um das glückliche Entkommen seiner Herrin (Cymb. III, 5. 165), Belarius segnet des Königs Söhne beim Abschied (Cymb. V, 5. 350).

Hilfe soll der Himmel senden in Tagen der Trübsal oder in Augenblicken banger Entscheidung. Des Schicksals Schläge haben Timon fast vollständig zerschmettert, da beschwört sein Bruder Marcus die Götter, ihnen beizustehen (Tit. IV, 1. 66). Jung-Romeo dagegen wendet sich schon gleich zu Anfang seiner Laufbahn zu den Himmlischen und erbittet ihr gnädiges Geleit (Rom. I, 4. 112). Timon ist schließlich so weit, daß er nur an sich denkt und für sich Hilfe erfleht gegen den Hunger (Tim. IV, 3. 23. 117. 464), während Lennox die Leiden eines ganzen Landes

im Gebet vor Gott bringt. Wie entsetzt ist Hamlet bei der Geistererscheinung seines Vaters (Ham. I, 4. 39), wie unglücklich Ophelia bei Hamlets anscheinendem Wahnsinn (Ham. III, 1. 138)! Innere Gewissensqual entringt den Lippen des Königs den Verzweiflungsschrei nach Engelbeistand (Ham. III, 3. 69), äußeres Elend veranlaßt Lear, geistige Umnachtung zu fürchten (Lear I, 5. 50) und seinen Töchtern zu fluchen (Lear II, 4. 164). In das Kindesherz Cordelias und in Gloucesters Vaterherz schauen wir, wenn wir das Gebet kindlicher Treue und väterlicher Liebe lesen (Lear IV, 7. 726 u. 6. 40). Der teuflische Jago schrickt nicht zurück, einen Gebetsseufzer in schlechtester Absicht hervorzustoßen. Um Othellos Eifersucht zu schüren, flüstert er betend: 'Good Heaven, the souls of all my tribe defend from jealousy!' (Oth. III, 3. 175). Den gleichen Wunsch hegt Desdemona für ihren Gatten, aber hier aus lauterstem Herzen. Eines treuen Dieners Sorge um seine Herrin erfleht der Himmlischen Hilfe (Cymb. III, 5. 165), und toten Eltern läßt das Schicksal ihres Sohnes im Grabe keine Ruhe, Hilfe heischend heben sie die Hände zum höchsten Herrscher empor (Cymb. V, 4. 87).

Vergebung für seine Untreue ist des reuigen Enobarbus letzter Wunsch, bevor er sich selbst vom Leben scheidet (Ant. IV, 9. 12), auch Gloucester betet zu den gütigen Göttern, ihm sein Verhalten gegen Edgar zu verzeihen (Lear III, 7. 92). Jagos Anrufung der Gottheit ist nur leere Phrase (Oth. III, 3. 373), dagegen ist es Desdemona heiliger Ernst, wenn ihre reine Seele des Himmels Verzeihung erfleht für anderer Leute Sünden.

Gnade erbittet Banquo als Schutz gegen seine schwarzen Gedanken (Macb. II, 1. 7) und Desdemona in der Todesangst ihres letzten Stündleins (Oth. V, 2. 34—57). Ophelias Lippen entschlüpft das Gebet: 'God ha' mercy on his soul and of all Christian souls, I pray God!' (Ham. IV, 5. 199), als ihr armes Herz gebrochen und ihr armes Hirn verwirrt ist.

Ergreifend klingt Imogens Beten um Schutz und Beistand, als sie neben dem toten Gatten erwacht und des Himmels Mitleid zu erregen sucht (Cymb. IV, 2. 203). Herr, gib ihm die ewige Ruhe! Diesen letzten Wunsch gibt man geliebten Entschlafenen mit ins Grab. Es ist das letzte, was Titus für seine toten Söhne tun kann (Tit. I, 1. 150), es ist auch der Abschiedsgruß für Imogen, den Guiderius und Arviragius ihr weihen (Cymb. IV, 2. 276). Dem Lebenden dagegen wünscht Cleopatra Erfolg in einem tatenreichen Dasein des Ruhmes und Glückes.

Doch auch Kraft brauchen die Lebenden, teils um sich hindurchzukämpfen zum Thron, sei es auch durch blutigen Mord wie Lady Macbeth (Macb. I, 5. 41), teils, um sich nach freiwilligem Thronverzicht zu rächen an undankbaren Töchtern (Lear II,

4. 274), hier, um mutig zu sterben wie Posthumus (Cymb. V, 1. 31), dort, um ein verhaßtes Leben weiterzuführen wie Hamlet (I, 2. 130). Ja, auch dazu gehört Kraft, fortan der Menschheit zu mißtrauen, was Apemantus beabsichtigt (Tim. I, 2. 63). Der Tod ist denen ein erwünschter Genosse, die alles eingebüßt haben, was das Leben lebenswert machte. Kann man es Gloucester verdenken, wenn er nach dem Verlust des Augenlichtes und des Sohnes den Tod herbeiruft? (Lear IV, 6. 220). Kann man es nicht Posthumas nachfühlen, daß er zu sterben wünscht, nachdem, wie er glaubt, Imogen auf seinen Befehl getötet wurde? (Cymb. V, 4. 10). Zum Fluch wird das Gebet in dem Augenblick ungebändigter Wut. So flucht Thersites dem Lager der Griechen (Troil. II, 3. 1), und der Grimm des Flaminius über das Betragen von Timons Freunden entlädt sich in derselben Weise (Tim. III, 1. 53). Bei Alcibiades bewirkt die Enttäuschung (Tim. III, 5. 114), bei Lear die Undankbarkeit der eigenen Kinder eine gewaltsame Entfesselung der Leidenschaft in der Form des Fluches (Lear I, 4. 296). Jagos verabscheuenswürdiger Verrat legt seinen aufgebrachten Weibe den Fluch auf die Lippen (Oth. V, 2. 155).

Bis zum vollständigen Vernichtungswillen werden Shakespeares Menschen getrieben, und auch diesen erkennen wir im Spiegel des Gebetes. Was soll Timon in seiner melancholischen, zynischen Weise weiter wünschen, als daß nach der Zerstörung seines eigenen Glückes nun auch ein allgemeiner Zusammenbruch erfolgen möchte? (Tim. IV, 1. 1). In der Streitszene ruft Brutus Vernichtung seiner selbst vom Himmel herab (Caes. IV, 3. 79), Lear dagegen erfleht in seinem freudlosen, gramvollen Alter eine Aufhebung aller Naturgesetze (Lear III, 2. 1).

Der Wunsch nach Rache beseelt Marcus, der tief erregt ist durch seines Bruders nie endende Unglücksfälle (Tit. IV, 1. 123). Als Macduff die Nachricht vom Tode seiner Familie überbracht wird, ist ein glühender Racheschwur seine einzige Antwort, der Wunsch, sich an dem Urheber dieses teuflischen Massenmordes rächen zu können, sein einziges Gebet. Der schwarze Undank seiner Töchter nagt an Lear (II, 4. 193), die vermutete Untreue seines Weibes bringt Othello zum heißen Begehren nach Rache (Oth. III, 3. 447).

III. Wann führt Shakespeare das Gebet ein? Seine Stellung ist nicht bedeutungslos, sondern wechselt je nach der Wirkung, die dadurch erzielt werden soll.

Am Anfang eines Aufzuges oder eines Auftrittes finden wir häufig ein Gebet. Hier hat es nur einführenden Charakter und gewährt uns einen Einblick in die Stimmung des Redenden, so wenn Thersites vor dem Zelt des Achilles durch sein Fluchen

seine schlechte Laune offenbart (Troil. II, 3. 1—40), oder wenn Bruder Laurence die kirchliche Einsegnung von Romeo und Juliet durch ein kurzes Gebet einleitet (Rom. II, 6. 1). In Cymbeline eröffnet Posthumus den V. Aufzug mit einem Monolog, in den Gebetsausdrücke eingeflochten sind.

Weit wirkungsvoller ist das Gebet am Schluß des Auftritts. Da bezeichnet es meistens leidenschaftliche Erregung oder kennzeichnet einen Fortschritt in der Entwicklung der Handlung. Nach heftigem Rachegebet verlassen Marcus (Tit. IV, 1. 66) und Flaminius (Tim. III, 1. 53) die Bühne auf dem Höhepunkt ihrer Entrüstung. Mit furchtbarer Verwünschung endet Alcibiades den 5. Auftritt des III. Aufzuges in Timon (Tim. III, 5. 114). Doch haben wir zuweilen auch ein Abebben der Bewegung und den Ausblick auf die Zukunft. So wenn der 2. Aufzug von Macbeth geschlossen wird durch den frommen Wunsch des Alten Mannes:

'God's benison go with you and with those
That would make good of bad and friends of foes.' (Macb. II, 4. 40).

Am Ende des 3. Aufzuges fleht Lennox die heiligen Engel an, sein Vaterland zu segnen (Macb. III, 6. 44), den gleichen Wunsch hegt Pisanio für Imogen (Cymb. III, 5. 165).

In der Exposition schlägt das Gebet das Leitmotiv des ganzen Dramas an. Das können wir nachweisen am Begräbnisgebet des Titus. Er wünscht seinen Kindern Ruhe, entfernt von den Wechselfällen des Lebens, wo kein Verrat lauert, kein Neid wühlt, und zählt dabei all das auf, was sein eigenes Dasein bald so äußerst elend macht (Tit. I, 1. 150). Romeo erbittet Gottes Beistand, da sein Geist mit trüben Ahnungen erfüllt ist (Rom. I, 4. 112). Selbst des Apemantus Gebet schließt das Thema der ganzen Tragödie in sich: 'Grant, I may never prove so fond, To trust — — my friends if I should need 'em' (Tim. I, 2. 63). Lady Macbeths Anrufung der Geister ist besonders interessant, da sie zeigt, wie sie ihre ganze Willenskraft nur auf eins richtet: auf die königliche Krone (Macb. I, 5. 41). Als Hamlet über seiner Mutter Betragen nachdenkt, spricht er das große Wort gelassen aus: 'It is not, nor it cannot, come to good!' (Ham. I, 2. 130). Darin bestärkt ihn das Erscheinen seines ermordeten Vaters (Ham. I, 4. 39). Cassios Begrüßung der Desdemona (Oth. II, 1. 77) und Desdemonas eigenes Gebet erstrecken sich auf den Wunsch des Wachstums ihrer ehelichen Liebe (Oth. II, 1. 95). Wie tragische Ironie wirkt das auf den Hörer. Cleopatras Abschied von Antonius (Ant. I, 3. 99), Posthumus Lebewohl seiner Gattin gegenüber sind durchklungen von der Ahnung des Kommenden (Cymb. I, 1. 115).

Die Schürzung des Knotens wird oft durch Anrufung der

Götter betont. Jedoch hat dies Gebet meist retardierenden Charakter und dient nicht zur Weiterführung der Handlung. Dies wird ersehen aus der Streitszene zwischen Brutus und Cassius (Caes. IV, 3. 282), Banquos Kampf gegen seine eigenen Gedanken (Macb. II, 1. 7), Macduffs Racheschwur (Macb. IV, 3. 230), des Königs vergeblichen Versuch, zu beten (Ham. III, 3. 69), Ophelias Klage über Hamlets Wahnsinn (Ham. III, 1. 139. 147). Überall steht das Gebet am Grenzpunkt des Dramas, wo die steigende Handlung durch den Beginn der Verwicklung unsere gespannte Aufmerksamkeit erregt. Hierher gehört auch Cornelias Gebet für ihren Vater (Lear IV, 7. 14. 26) und Jagos Verhalten gegen Othello in der Verdächtigungsszene (Oth. III, 3. 175. 373. 447). Meisterhaft versteht es Jago, die Eifersucht des Mohren zu wecken, zu fesseln und zu steigern.

Vor der Katastrophe dient das Gebet dazu, die Tragik zu vertiefen. Dabei müssen wir den Begriff Katastrophe in doppeltem Sinne betrachten, einmal als Schlußpunkt des ganzen Dramas, dann aber auch als Wendepunkt in dem Leben des einzelnen, der zu frühzeitigem Tode führt. Wir erleben Cressidas Verzweiflung darüber, daß sie Troilus zu verlassen hat (Troil. IV, 2. 165). Ehe Timon seine Freunde verjagt, spricht er das berühmte Tischgebet (Tim. III, 6. 79). Im Banne des Wahns erbittet Ophelia des Himmels Gnade (Ham. IV, 5. 199). Lear fleht um Geduld für sein grenzenloses Elend (II, 4. 274), bald aber wütet er sinnlos in der Einsamkeit der sturmgepeitschten Heide (III, 2. 1). Desdemona betet in holdseligem Erbarmen für den Verleumder (Oth. IV, 2. 131) und in zitterndem Zagen um himmlische Gnade für sich selbst (Oth. V, 2. 34. 76). In Antonius und Cleopatra vernehmen wir das letzte Gebet des Enobarbus vor seinem Selbstmord (Ant. IV, 9. 12), in Cymbeline die letzten Gebetsworte des Posthumus vor der Hinrichtung (Cymb. V, 4. 10). Nach der Katastrophe werden Ausdrücke der Klage oder der Wut gen Himmel gesandt. Marcus beschwört die Götter, ihn den Schurken finden zu lassen, der sich an Virginia vergangen hat (Tit. IV, 1. 66). Timon wütet nach seiner Verbannung gegen Athen (Tim. IV, 1. 1) und jammert nach einigen Wurzeln, um seinen Hunger zu stillen (IV, 3. 23. 177), und nach einem einzigen ehrlichen Menschen (IV, 3. 464). Gloucester begehrt des Himmels Gerechtigkeit (IV, 1. 69), versucht Selbstmord (6. 34) und bereut dann diesen vergeblichen Versuch (6. 220). Wie ist Emilia zornentflammt über ihren verleumderischen Gatten! (Oth. V, 2. 155). Wie innig beklagt Imogen den vermutlichen Tod ihres Gemahls! (Cymb. IV, 2. 303).

IV. Warum führt Shakespeare das Gebet ein? Mannigfache Gründe, auf den verschiedensten Gebieten liegend,

bewogen ihn dazu. Er hat es nicht nur in den Tragödien angewandt, auch alle Geschichtsdramen außer H 4 A weisen es auf, ja selbst einige Komödien. Bald ist es der Dichter, der unsere Spannung erregen oder steigern will durch das feierliche Anrufen höherer Mächte, bald beabsichtigt der Künstler, dadurch einer Stimmungsszene erhöhte Anschaulichkeit zu verleihen. Der Ethiker möchte unsere Begeisterung für das Gute, unseren Abscheu vor dem Bösen wecken; der Schauspieler unterstreicht dadurch die Deutung oder Entwicklung eines Charakters. Schließlich blickt auch noch der Praktiker durch, der Szenen miteinander verknüpfen muß und vereinzelt seine eigene Ansicht zum Ausdruck bringt.

Ästhetische Gründe sind also zunächst maßgebend. Wer wird nicht in Spannung versetzt, wenn Marcus Lavinia zeigen will, wie sie ohne Hände schreiben kann, vorher aber die Götter feierlichst anruft:

'Apollo, Pallas, Jove or Mercury
Inspire me, that I may treason find!' (Tim. IV, 1. 66).

Nicht nur die Tischgäste, sondern auch die Zuschauer werden durch Timons langes Tischgebet vor dem Mahl in Erwartung gehalten, zumal der sarkastische, hohnvolle Ton des Gebetes auf etwas Außerordentliches schließen läßt (Tim. III, 6. 335).

Gloucester ist bereit, sein Leben zu enden. Aber ehe er den Vorsatz ausführt, kniet er nieder und macht uns mit seiner Absicht bekannt. Diese lange Verzögerung erhöht die Wirkung der Tat, wenn sie dann endlich vollbracht wird (Lear IV, 6. 635).

Mit gespanntem Interesse verfolgen wir den Gang der Handlung, wenn Othello die schwarze Rache anruft und niederkniend feierlich sein Wort verpflichtet, nicht seinen Sinn zu ändern; wenn Jago, in derselben Art und Weise, sich auf den Knien dem Othello weiht (Oth. III, 3. 702).

Imogen erhält einen Brief von ihrem verbannten Gatten. Anstatt ihn sofort zu lesen, ergeht sie sich in Erwägungen, was er enthalten könnte, und betet zu den Göttern um recht gute Nachricht:

'You good gods,
Let what is here contain'd relish of love,
Of my lord's health, of his content, yet most
That we two are asunder; let that grieve him.
Good news, gods! (Cymb. III, 2. 29).

Dieses retardierende Moment macht uns um so neugieriger, den wirklichen Briefinhalt kennenzulernen.

Die Einführung der Stimmungsszene ist ein anderes Mittel, um die Aufmerksamkeit des Hörers zu gewinnen. Diese Art Szenen haben keine direkte Verknüpfung mit der Handlung, liegen anderseits natürlich nicht ganz außerhalb der Hauptidee.

Sie nehmen zuweilen die Stelle des antiken Chores ein, indem sie die verschiedenen Situationen und Stimmungen widerspiegeln. Auch hierin findet das Tragische und das Schöne, das Abstoßende und das Erhabene den passenden Ausdruck in einem ernsten, schlichten Gebetswort oder in gesteigerter religiöser Ekstase. Der Zuschauer der Shakespeare-Zeit war ja viel abhängiger vom Wort als wir, da die Bühnentechnik nichts ahnte von unserer raffinierten Ausstattung. Heutzutage hören wir den rollenden Donner und den strömenden Regen, wir sehen den zuckenden Blitz auf der Bühne, das Heulen des Windes geht uns durch Mark und Bein. Aber in Shakespeares Zeit konnte das Toben der Elemente nur durch das Wort geschildert werden, das übrige war der Phantasie des Zuschauers überlassen. Sicherlich aber hatte jeder einzelne eine klare Vorstellung von dem furchtbarsten Unwetter, wenn Lear in die beschwörenden Worte ausbrach:

'Blow, winds, and crack your cheeks! rage! blow!
You cataracts and hurricanoes, spout
Till you have drenched our steeples, drown'd the cocks!
You sulphurous and thought-executing fires,
Vaunt couriers to oak-cleaving thunderbolts,
Singe my white head! And thou, all-shaking thunder,
Smite flat the thick rotundity o' the world! —
Rumble thy bellyful! Spit, fire! spout, rain.'

Es ist eine Szene von großartiger Wildheit, die uns der Dichter hier vorführt. Von dem dramatischen Hintergrund von Nacht und Sturm heben sich die erregten Wogen menschlicher Empörung ab. Es ist kein gewöhnliches Unwetter, das über die einsame Heide dort rast; 'it is a night of bleak winds sorely ruffling, of curling waters swelling above the main.' All das aber harmoniert mit dem Wirbelwind menschlicher Leidenschaften, der nur dadurch ungehemmt dahinrast, daß er dem Aufruhr der Elemente Trotz bietet und sie zu noch wahnsinnigerer Wut anspornt. Die gezeichneten Situationen sind so scharf umrissen, daß uns kein einziges Bild entgeht und alles sich unverlierbar einprägt (Lear III, 2. 1). Es ist an sich eine ergreifende Szene, wenn Titus mit den beiden lebenden Söhnen auf der Bühne erscheint, und der Sarg mit den beiden im Kriege gefallenen Söhnen wird herbeigetragen. Aber der Höhepunkt ist in dem Augenblick erreicht, in dem der Sarg ins Grab gesenkt wird, und der Vater seinen Kindern ein letztes Lebewohl widmet mit dem ruhigen Gleichmut des antiken Römers, der in den schönen Zeilen zum Ausdruck kommt, die beginnen: 'In peace and honour rest you here, my sons!' ... (Tit. I, 1. 150).

Eine vorhergehende Bankettszene gestaltet den Auftritt im 'Timon' vor den Mauern von Athen noch packender. Dort sahen wir Timon, umgeben von Senatoren, Freunden, Dienern, hier fin-

den wir ihn, verlassen von aller Welt. Bei seinem Festmahl lauschten wir süßer Musik, jetzt vernehmen wir entsetzt die fürchterlichen Verwünschungen jener selben Stadt, die ihn einst verwöhnte (Tim. IV, 1. 337). 'Wälder und Höhle nahe der Seeküste' sind der nächste Ort, wo wir Timon wiederfinden, arm, einsam, elend. Er durchwühlt den Erdboden und wimmert verzweifelnd: 'Roots, you dear heavens! ... one poor root!' (Tim. IV, 3. 23. 117).

Der Auftritt zwischen Hamlet und Ophelia wird pathetischer durch Ophelias kurze Stoßseufzer: 'O help him, you sweet heavens! — O heavenly powers, restore him!' Gebrochenen Herzens spricht sie diese aufrichtigen Wünsche in demselben Augenblick aus, da Hamlet sie mit ausgesuchter Grausamkeit beleidigt und verletzt hat (Ham. III, 1. 139).

Eine entgegengesetzte Seite des Lebens enthüllt sich uns, wenn wir der Unterhaltung beiwohnen, die Charmian und Iras mit dem Wahrsager führen. Ihr spöttisches Gebet gibt uns einen klaren Begriff von der leichtfertigen Lebensart, die am Hofe der bezaubernden Königin herrscht (Ant. I, 2. 64).

Nach Cäsars Feldlager führt uns der Dichter in klarer Mondscheinnacht. Schildwachen sind auf ihrem Posten und brechen das Schweigen der Nacht durch ihre Flüsterworte. Ein Krieger tritt auf und ruft zum heiligen Mond. Enobarbus ist es, den Gewissensqual nicht schlafen läßt, und der deshalb den ewigen Schlummer sucht. Er bereut seine Untreue gegen Antonius, erfleht Vergebung und stirbt mit seines Herrn Namen auf den Lippen. Zuerst halten ihn die Soldaten für eingeschlafen, bald aber erkennen sie 'so bad a prayer as his was never yet for sleep.' Die Hand des Todes rührte ihn an (Ant. IV, 9. 6).

Eine andere Abschiedsszene ist dargestellt in der Gartenszene zwischen Posthumus und Imogen. Ein grausames Schicksal zwingt sie zur Trennung. Sie wechseln Erinnerungszeichen aus. Imogen deutet eine Ehe des Posthumus mit einem anderen Weibe an. Er aber weist diesen Gedanken mit dem Gelübde ab:

> 'You gentle gods, give me but this I have
> And sear up my embracements from a next
> With bonds of death.' (Cymb. I, 1. 115).

Im zweiten Aufzug sehen wir in der friedvollen Abendszene 'Imogen in bed, reading, a Lady attending' ein rührendes Stimmungsbild, dessen Reiz erhöht wird durch Imogens schlichtes, kindliches Abendgebetchen:

> 'To your protection I commend me, gods!
> From fairies and the tempters of the night
> Guard me, beseech ye!' (Cymb. II, 2. 12).

Hochpoetisch ist auch die Begräbnisszene mit den lyrischen Sän-

gen. Blumen streut man auf Imogens Blumengesicht, und ihre Brüder beenden die Feierlichkeit durch eine Abschiedsstrophe, deren einzelne Zeilen sie abwechselnd singen (Cymb. IV, 2. 276). Die letzte Stimmungsszene der Tragödien, die durch das Gebet besonders gehoben wird, ist die, in der wir den schlafenden Posthumus umgeben sehen von den Erscheinungen seiner verstorbenen Angehörigen, die für ihn ihre Gebete zu Jupiter emporsenden.

Ethische Gründe kommen hinzu als Ursache für die Gebetsverwendung im Drama. Des Hörers Anteilnahme soll geweckt werden. Glänzend löst Shakespeare diese Aufgabe. Er erregt unser Mitleid, und dadurch erreicht das Drama erst seine volle tragische Wirkung. Unser Herz fühlt mit dem alten Titus am Grabe seiner jungen, hoffnungsvollen Söhne (Tit. I, 1. 150), es wird schmerzvoll bewegt durch Hamlets tiefes Stöhnen zu Gott (Ham. I, 2. 129), es kann nicht umhin, heftiger zu schlagen bei Lears Verzweiflungsschrei: 'I would not be mad!' (Lear I, 5. 50). Cordelia erregt unser Mitleid durch ihr schluchzendes Gebet für ihren Vater (Lear IV, 7. 14. 26), Desdemonas sanfte Unterwerfung unter den gewaltsamen Tod und ihr Gebet um Erbarmen ruft allerreinste Sympathie in uns hervor mit diesem armen, unschuldigen Opferlamm (Oth. V, 2. 34. 37). Imogens Sehnsucht nach dem Gatten, ihre herzbewegliche, jammervolle Klage um ihn wird wieder und wieder tiefgerührte Hörer finden. Es ist unmöglich, gleichgültig zu bleiben bei Kassandras trostlosem Aufschrei (Troil. II, 2. 101) oder bei ihrem herzzerreißenden Abschied von Hektor (Troil. V, 3. 81). Dann sieh Romeo und Juliet im frischen Liebesglück ihrer jungen Ehe! Kann ihnen ein härteres Los zufallen, als sich jetzt voneinander losreißen zu müssen? Kannst du da gefühllos bleiben, wenn du weißt, diese Trennung steht unter dem dunklen Schatten banger Ahnungen? (Rom. III, 5. 54). Weilt nicht all dein Wünschen, Hoffen, Bangen, Sorgen bei diesen jugendschönen Menschenkindern?

Anderseits versteht es Shakespeare gleicherweise, unseren Abscheu zu erregen bei Timons entsetzlichem Fluch gegen seine Vaterstadt (Tim. IV, 1. 337) oder Lears unnatürlicher Maßlosigkeit (Lear I, 4. 297; II, 4. 164). Ruft Lady Macbeth die Geister an 'to unsex her and to fill her from crown to toe with direst cruelty', so erzittern wir vor dieser unweiblichen Roheit (Macb. I, 5. 40). Ähnlich wirkt die unvergleichlich gebaute Verdächtigungsszene im Othello, die in grandioser Steigerung von den harmlosesten Fragen zum gemeinsamen Racheschwur des Verleumders und des Betörten führt (Oth. III, 3. 447).

Künstlerische Absichten führten Shakespeare dazu, durch das Gebet die Charakterentwicklung anzudeuten. Die Charaktere in Shakespeares Stücken werden nicht durch abstrakte Abhandlun-

gen oder Beschreibungen vor unser Auge gestellt, sondern in voller Wirklichkeit erblicken wir sie, durch ihr eigenes Wort, durch ihre eigene Tat scharf gezeichnet. Es sind Selbstporträte, aber wir bewundern nicht nur ihre Außenseite, wir schauen ihnen ins Herz. Shakespeare ist nicht damit zufrieden, uns zu zeigen, was sie taten, sondern er enthüllt ihre innersten Beweggründe, warum sie es taten, und das häufig genug durch das Gebet.

Wenn uns von Thersites nur das Gebet überliefert wäre, es genügte vollkommen, um uns seine menschenfeindliche Weltanschauung zu offenbaren, seinen beißenden Witz, seine scharfe Ironie, den böswilligen, neidischen, boshaften Grundzug seines Wesens (Troil. II, 3. 1).

Cressidas Klage zeigt ihre heftige Neigung zu Troilus und ihre feste Absicht, ihm treu zu bleiben. Diese leidenschaftlichen Beteuerungen verstärken den Eindruck ihrer flatterhaften Unbeständigkeit, wenn sie ihn später so schnell vergißt und mit gleichem Feuer einem anderen Manne ihre Liebe weiht (Troil. IV, 2. 105).

Aus Titus' Totengebet spricht der starre Römer, der ohne Seufzer seine Söhne dem Staatswohl opfert, der klar und hart das Leben beurteilt und scharfsichtig die üblen Zeichen der Zeit erkennt (Tit. I, 1. 150).

Romeos kurzer Wunsch: 'He, that has the steerage of my course Direct my sail!' spiegelt uns das Bild eines leidenschaftslosen, frommen, melancholischen Jünglings wider. Wie bald beobachten wir im Gang des Dramas die Entwicklung dieses Charakters! Wie schnell nimmt er sein Schicksal selbst in die Hand und hat's nach eigenem Willen zu Ende dann gebracht: Here will I set up my everlasting rest! Die Entwicklung Timons von einem freigebigen, freundlichen, glücklichen Herrn zu einem fluchenden Menschenhasser, der an nichts Gutes im Menschen glaubt, haßerfüllt seiner eigenen Vaterstadt gedenkt und am liebsten die Naturgesetze umstürzen möchte, wird dargelegt in der langen, inbrünstigen Anrufung der Götter vor den Mauern Athens. Das Erscheinen seines treuen Dieners wandelt seine gefährliche Stimmung etwas zur Milde, er stellt die Bitte um Verzeihung für seine allgemeine, ausnahmslose Verdammung des Bestehenden in den Vordergrund. So erkennen wir wenigstens einen Versuch zur Selbstbeherrschung (Tim. IV, 1. 1; 3. 102).

Nur Wille, nicht Weib, das ist der Eindruck, den die Geisteranrufung der Lady Macbeth hervorruft. Ihre ganze Natur ist auf ein Ziel gerichtet. So gewaltig wirkt diese Einstellung ihres ganzen Ichs auf eine Tat, daß sie schon vollendet sieht, was kaum geplant ist. Alles, was von außen auf sie eindringt, wird auf diesen einen Zweck gedeutet: die krächzenden Rabenstimmen

künden ihr nur den verhängnisvollen Eintritt Ducans unter ihres Schlosses Zinnen an. Böse Geister ruft sie an um Hilfe. Sie sollen ihr beistehen, Gewissen und Weiblichkeit abzulegen. Hüllenlos steht sie vor uns in ihrer eisernen Selbstbeherrschung, ihrer starken Zielstrebigkeit, ihrer gewissenlosen Rücksichtslosigkeit. Ihre Wünsche zeigen uns ihrer innersten Seele Triebfeder: verbrecherischen Ehrgeiz (Macb. I, 5. 41). Der regt sich auch leise in Banquo. Er aber wünscht, im Schlaf und Wachen ein reines Herz zu haben und scheut sich selbst vor der Gedankensünde:

'merciful powers,
Restrain in me the cursed thoughts that nature
Gives way to in repose!' (Macb. II, 1. 7).

Zu diesen Tatmenschen bildet Hamlet einen schroffen Gegensatz. Schon sein erster Monolog beginnt mit einem Gebet, das seinem Charakter entspricht: Weltschmerz, Todessehnsucht, nur in Schranken gehalten durch religiöse Bedenken, erfüllt ihn. Dem toten Vater trauert er nach, von der lebenden Mutter wendet er sich schaudernd ab, da ihre übereilte zweite Ehe sein Zartgefühl empfindlich verletzt (Ham. I, 2. 130). Auch der König charakterisiert sich selbst durch seine Betrachtung über das Gebet und deutet die Wandlung an, die er durchgemacht hat. Ist das noch der selbstzufriedene, hartherzige, lächelnde Schurke? Schuldbewußtsein schüttelt ihn, zwingt ihn zum Schuldbekenntnis, bringt ihn an den Rand der Verzweiflung, und läßt ihn himmlischen Beistand erflehen. Seine steifen Knie beugen sich, sein zerschlagenes Herz bebt in Furcht und Hoffnung (Ham. III, 3. 69).

Lears Reizbarkeit, Rachsucht, Raserei — alles wird scharf beleuchtet durch sein Flehen zu der Natur, seiner Tochter Goneril Kinder zu versagen. Luft und Licht, Nacht und Nebel werden angerufen, ihr Schaden zuzufügen. Sein ganzes tiefgekränktes Selbst spricht aus dieser furchtbaren Beschwörung (Lear I, 4. 296; II, 4. 164. 193).

In Cordelias Gebetsworten ist dagegen ein wundervoller Charakter voll Selbstverleugnung, frauenhaftem Vergeben, kindlicher Liebe, inniger Frömmigkeit enthüllt. Ihr reines Herz strömt über in den zartesten Tönen der Sorge und Liebe. Ihr Vater hat ihr schmachvolles Unrecht zugefügt — sie ist von tiefstem Mitgefühl erfüllt für sein herbes Geschick. Ihrer Schwestern unehrerbietiges Betragen wird von ihr aufs heftigste beklagt (Lear IV, 7. 14. 26). Wie ein holder Engel schreitet sie über die Erde.

Doch auch erschreckende Abgründe des Menschenherzens werden offenbar im Gebet. Jagos niedrige Heuchelei benutzt das heilige Gebet zu unheiligem Zweck. Mit seinen berechnenden, halb hingeworfenen Bemerkungen, seinen hämischen, heimlichen

Andeutungen, seinen schlauen Wiederholungen könnte er den friedlichsten Menschen zur Wut bringen. Kein Wunder, daß er den heißblütigen Othello zum Verderben hinreißt, zum feierlichen Racheschwur, zur verbrecherischen Tat (Oth. III, 3. 175. 373). Diesen Mächten der Finsternis ist Desdemonas Lichtgestalt nicht gewachsen. Hören wir ihr Gebet, so sehen wir ihr ins Herz, das ausgefüllt ist von alles verzeihender Liebe zu ihrem Gatten und zu ihrem Feinde Jago; was sonst noch darin lebt an wahrhaft christlicher Ergebung und Tugend, das gehört ihrem Gott, auf dessen Gnade sie baut.

Technische Gründe, die eine Anrufung der Götter erwünscht sein ließen, können nur aus der damaligen Bühne verstanden werden. Bis 1599 bestand keine Akteinteilung. Pausenlos wurde durchgespielt. Durch ein Gebet war die Möglichkeit gegeben, einen Menschen auf der Bühne zu belassen, während die geringe szenische Veränderung oder auch ein Kostümwechsel vorgenommen wurde. Außerdem konnte dadurch eine zuweilen nötige Erklärung eingeflochten werden, die das Verständnis des folgenden Auftritts erleichterte. In dem Sinne der Zeitgewinnung ist eingeführt das Gebet des Marcus in Tit. IV, 1. 66, des Alcibiades in Tim. III, 3. 114, des Lennox in Macb. III, 6. 45 und des Posthumus in Cymb. V, 1. 31.

Imogens Verzweiflung beim angenommenen Tode ihres Gatten (Cymb. IV, 2. 302) oder das Gebet der Geister für Posthumus erläutert die Vergangenheit oder Zukunft und klärt dadurch die Lage.

Im Gebet haben wir auch den so seltenen Fall, daß Shakespeare seine eigene Meinung zum Ausdruck bringt. Er ist so überaus unpersönlich, daß es ein sehr gewagter Versuch ist, Shakespeare, den Mann seiner Zeit, in seinem Werk zu finden. Verschiedene unternahmen es, diese Aufgabe zu lösen, die Ergebnisse waren aber nicht sehr ermutigend. Der eine wies aus Shakespeares Worten nach, daß er ein frommer Katholik und ein Charakter von hohem sittlichem Wert war, der andere belegte klar seinen Atheismus und seine gemeine Lebensauffassung. Nur bei zwei Gebeten möchte ich den Ausdruck seiner persönlichen Ansicht zeigen. Im Timon beginnt Flaminius seine Anrufung der Götter:

'O you gods!
Is yond despised and ruinous man my lord?'

und fährt fort:

What viler thing upon the earth than friends
Who can bring noblest minds to basest ends!

Hier klingt das von Shakespeare besonders in den Sonetten so oft behandelte Freundschaftsthema an. Timon entstand ungefähr in

derselben Zeit, so daß wohl ein Klang persönlichen Interesses mit hineingekommen sein mag (Tim. IV, 3. 464). Im Lear ist Gloucesters Unterhaltung mit dem Narren fast etwas zu hochgehend angelegt, so daß man da wohl zu dem Schluß kommen könnte, es ist der Dichter, der da spricht:

'Heavens, deal so still!
Let the superfluous and lust-dieted man,
That slaves your ordinance, that will not see
Because he does not feel, feel your power quickly;
So distribution should undo excess
And each man have enough.' (Lear IV, 1. 69.)

V. Wodurch wirkt das Gebet so gewaltig?

Äußerst zahlreich sind die Mittel, welche dem Dichter zur Verfügung standen, um den Eindruck des Gebetes zu vertiefen. Das Gebet als Monolog lenkt die ungeteilte Aufmerksamkeit des Hörers auf sich. Was ist natürlicher als eine laute Zwiesprache, wenn die betende Seele sich mit ihrem Gott allein fühlt! Shakespeare, der große Psycholog, macht deshalb von diesem Mittel Gebrauch in den Stimmungsmonologen des Thersites (Troil. II, 3. 1—40), Marcus (Tit. IV, 1. 123—129), Timon (IV, 1. 1—41; 3. 22—44; 175—196), Hamlet (I, 2. 129. 159) und des Königs in Hamlet (III, 3. 35—72). Leidenschaftlich erregte Personen offenbaren hierin in machtvoller Eindringlichkeit ihres Herzens geheimstes Weh. Der Entschließungsmonolog macht uns mit den Willensentschlüssen des Alcibiades (Tim. III, 5. 104) und der Lady Macbeth (Macb. I, 5. 39) äußerst wirkungsvoll bekannt.

Die Wirkung des Gebetes wird auch dadurch erhöht, daß es in eine Sterbeszene verlegt wird. Ist der Tod dann gar noch ein gewaltsamer und frühzeitiger, so gewinnen selbst so schlichte Stoßseufzer wie Desdemonas Gebet um des Himmels Barmherzigkeit (Oth. V, 2. 34. 67) oder des Enobarbus letzter Wunsch um Vergebung eine erschütternde Verinnerlichung.

Die eindrucksvolle Umgebung, welche oft den Rahmen für das Gebet bildet, offenbart so recht Shakespeares künstlerische Ader. Die einsame Terrasse, die tiefe Dunkelheit, die nächtliche Stille nach dem Verklingen der Trompeten, die Geistererscheinung, jetzt hier, jetzt dorthin gleitend, das alles ist die ausgesucht wirkungsvolle Einleitung zu Hamlets entsetztem Aufschrei: 'Angels and ministers of grace, defend us!' (Ham. I, 4. 39).

Imogens Verzweiflung leuchtet jedem ein, der miterlebt, wie sie im offenen Grabe erwacht, mit Blumen bedeckt, und neben sich den blutenden Rumpf ihres vermeintlichen Gemahls erkennt. Kaltes Grausen durchbebt uns und ihr Gebet.

Schließlich führt Shakespeare an einer Stelle übernatürliche Wesen ein, um das Gebet wirksamer und geheimnisvoller zu ge-

stalten. Ein ganzer Reigen Verstorbener in spukhafter Geistergestalt läßt seine unheimlichen Stimmen an Posthumus' Lager ertönen. Wie aber vertieft sich der Eindruck noch, als plötzlich der angerufene höchste Gott in Person erscheint und zu antworten geruht auf die flehenden Bitten!

Neben diesen äußerlichen Situationsmitteln, die des Zuschauers Einbildungskraft und Auge beschäftigen, stehen dem Dichter noch die poetischen Stilmittel zur Verfügung, die das Ohr des Hörers gefangennehmen. Versbau und Sprache der Gebete ist den Anforderungen der dramatischen Kunst angepaßt. So erzielt Shakespeare große Wirkungen durch die Anwendung des Gegensatzes in der Ausdrucksweise. Die äußerst schlichte Sprache des Gebetes wirkt doppelt wohltuend, wenn sie neben aufgeregter Rede steht. In dieser Art steht Gloucesters einfaches Gebet neben Edgars närrischem Geplapper (Lear IV, 1. 69). Imogens Abendgebet, gesprochen mit der anmutigen Schlichtheit der Unschuld, hebt sich vorteilhaft ab von Jachimos langem Getöne, womit er sein schlechtes Gewissen zu betäuben sucht (Cymb. II, 2. 902). Dann wieder bietet Imogens gemäßigtes, ruhiges Gebet vor Eröffnung des Briefes einen angenehmen Gegensatz zu dem vorhergehenden Monolog des Pisanio, der nur aus wilden Ausrufen und Fragen besteht (Cymb. III, 2. 30).

Der Ausruf ist seinerseits auch für eine ganze Reihe von Gebeten, ja, wohl für alle angewandt; denn schließlich ist jede Anrufung der Götter in diese Form gekleidet, jeder lebhafte Wunsch so ausgedrückt. Aus der großen Zahl weisen wir nur kurz auf die auffallendsten Stellen hin. Zahlreiche Ausrufe gestalten das Gebet des Thersites vor dem Zelt des Achilles lebhafter (Troil. II, 3. 1). Cressidas Gebet beginnt mit dem betonten Gelübde:

'O you gods divine!
Make Cressid's name the very crown of falsehood,
If ever she leave Troilus.'

Marcus ruft vier Gottheiten an, ihn mit ihrem Geist zu erfüllen (Tit. IV, 1. 66), und beendet den Auftritt mit dem Racheschrei:

'Revenge, ye heavens, for old Andronicus!' (Tit. IV, 1. 129).

Flaminius' Gebet besteht nur aus entrüsteten Ausrufen (Tim. III, 1. 53), und Alcibiades beginnt in gleicher Weise (Tim. III, 5. 114). Das treffendste Beispiel für wirkungsreichen Nachdruck durch Anwendung des Ausrufs gibt Timons lange Fluchfolge. In 40 Zeilen prasseln 21 Ausrufe auf den Hörer hernieder (Tim. IV, 1. 1), und sein späterer Schrei nach Wurzeln und einem ehrlichen Menschen zeigt noch die heftige Erregung seines Geistes (Tim. IV, 3. 23. 177. 502). Ihm zur Seite steht Lear als typi-

sches Beispiel für die höchste Ekstase, ausgedrückt durch aufeinanderfolgende oder eingestreute Ausrufe (Lear I, 4. 296; II, 4. 164. 192. 274; III, 2. 1). Emilias Zorn über die Niedertracht des Gatten (Oth. V, 2. 222), Cleopatras Abschied von ihrem Geliebten (Ant. I, 3. 99), des Posthumus Gattentreue (Cymb. I, 1. 115), Cymbelines Furcht vor Unglück (III, 5. 52), Pisanios Treue gegen seine Herrin (Cymb. III, 5. 165) und des Guiderius und Arviragus Trauer um die Tote sind durch soviel Ausrufe als Sätze ausgedrückt. Findet Flaminius seinen Herrn (Tim. IV, 3. 464), unterhält sich Brutus mit Portia (Caes. V, 1. 303), erwartet Lady Macbeth den Gemahl (Macb. I, 5. 41), schwört Macduff Rache (Macb. IV, 3. 230), beklagt Hamlet seiner Mutter zweite Ehe (Ham. I, 4. 39) oder versucht der König zu beten (Ham. III, 3. 69) — in den verschiedensten Situationen verstärken die verschiedenen Personen die Macht ihres Gebetes durch Ausrufe.

Rhetorische Fragen sind dabei oft eingestreut. Ihre Plötzlichkeit gestaltet die Gebetsform lebhafter und natürlicher. In Titus (IV, 1. 123) und Timon (III, 1. 157/8; 5. 110—112; IV, 3. 15. 25/6. 30. 465/6), in Hamlet (I, 2. 143), Othello (III, 3. 374) und Cymbeline (V, 4. 11. 13. 77—80) sind sie vorhanden.

Die Wiederholung einzelner Worte oder Sätze verleiht dem Gebet einen rhythmischen Schwung und bewirkt dadurch eine Steigerung seiner Wirkung. Diesen Eindruck erhalten wir durch Cressidas leidenschaftlich betontes:

> 'I know n o touch of sanguinity,
> N o kin, n o love, n o blood, n o soul ...' (Troil. IV, 2. 102).

Titus' letztes Gebet für seine Söhne beginnt und endet mit dem feierlichen Gruß: 'In peace and honour rest you here, my sons!' Wie die gemessenen Klänge eines Trauermarsches wirkt diese Wiederholung (Tit. I, 1. 150. 156).

Wie weit Shakespeare in der Verwendung dieses Stilmittels ging, zeigt das Gebet des Marcus. Um die Rachevorstellung zu verstärken, endet er eine Zeile mit dem Wort als Verb und beginnt die nächste mit dem gleichen Wort als Substantiv:

> 'But yet so just that he will not r e v e n g e.
> R e v e n g e, ye heavens, for old Andronicus!' (Tit. IV, 1. 128/9).

In zwei Zeilen braucht Lear dreimal das Wort 'mad':

> 'O, let me not be m a d, not m a d, sweet heavens!
> Keep me in temper: I would not be m a d!' (Lear I ,5. 50/1).

Diese gewaltige Wiederholung entspricht vollständig Lears Seelenzustand und läßt uns ahnen, daß er nicht weit vom Wahnsinn entfernt ist. Auch in der folgenden Stelle ist die einfache Wiederholung des Wortes 'weep' äußerst eindrucksvoll:

'You think I'll w e e p;
No, I'll not w e e p :
I have full cause of w e e p i n g; but this heart
Shall break into a hundred thousand flaws,
Or ere I'll w e e p.' Lear II, 4. 285—289.)

Voraus geht das Gebet um Geduld: 'You heavens, give me that p a t i e n c e, p a t i e n c e I need!' (274).

Jago verstärkt eine gut gespielte Entrüstung durch eine doppelte Wiederholung: 'O monstruous w o r l d! t a k e n o t e, t a k e n o t e, o w o r l d!' Desdemona stammelt ihre Todesangst in fast gleichem Ausdruck:

'T h e n heaven h a v e m e r c y o n m e!'
T h e n Lord h a v e m e r c y o n m e!' (Oth. V, 2. 34. 67).

Vergleiche bereichern die Anschaulichkeit der Rede mit Gott. Romeo vergleicht sein Leben mit einer Schiffsreise, wenn er fleht:

'He, that has the steerage of my course
Direct my sail!' (Rom. I, 4. 112. 113.)

In seinem Tischgebet vergleicht Apemantus etwas, dem man nicht trauen kann, mit dem Manneseid, den Dirnentränen, dem schlafenden Hund, dem Wärter und dem Freund. Unsägliche Bitterkeit, Menschen- und Weltverachtung kommt darin zum Ausdruck (Tim. I, 2. 63—70) wie auch in Timons Behauptung:

'The unkindest beast more kinder than mankind.' (Tim. IV, 1. 36.)

Hamlet betrachtet diese beste aller Welten als

'an unweeded garden,
That grows to seed; things rank and gross in nature
Possess it merely.' (Ham. I, 2. 135—137.)

Er zieht eine Parallele zwischen dem verstorbenen König und Hyperion, dem lebenden König und einem Satyr, seiner Mutter und Niobe (140. 149). Lear bezeichnet ein undankbares Kind als Schlange, Tränen als die Waffe des Weibes oder auch als Wassertropfen (Lear I, 4. 310. 311; II, 4. 280).

Othello stellt in durchgeführtem Vergleich das Pontische Meer neben seine Blutgedanken (Oth. III, 3. 453—460).

Desdemona setzt die Eifersucht einem Ungeheuer gleich (Oth. III, 4. 163). Imogen erfleht vom Himmel 'as small a drop of pity as a wren's eye' (Cymb. IV, 2. 304. 305). Belarius preist seine Söhne als Sterne, des Himmels Segen ist Tau für ihn (Cymb. V, 5. 350. 352).

Personifikation ist das nächste rhetorische Mittel, das Shakespeare im Gebet anwendet, um es recht wirkungsvoll zu gestalten. Friar Laurence läßt den Himmel lächeln und Sorgen schelten (Rom. II, 6. 1. 2). In überwältigender Weise häuft Lady Macbeth die Personifikationen in der schaurigen Beschwörung:

'Come, thick n i g h t,
And p a l l t h e e in the dunnest smoke of hell,
That my keen k n i f e s e e not the wound it makes,
Nor h e a v e n p e e p through the blanket of the dark
To c r y: "Hold, hold"!' (Macb. I, 5. 51—55.)

Lears Beseelung der Naturmächte, die ein Gewitter begleiten, ist schon zitiert in seiner bildhaften Eindringlichkeit (Lear III, 2. 1. 5. 14). Cordelia stellt gute Mächte als hilfreiche Geister dar in dem Wunsch:

'Restoration hang
Thy medecine on my lips.'

So offenbart uns jede neue Vertiefung in Shakespeare sein einzigartiges Genie, wenn wir an ihn herantreten, wie es Moulton rät: 'Sympathy is the great interpreter: secrets of beauty will unfold themselves to the sunshine of sympathy, while they will wrap themselves all the closer against the tempest of sceptical questionings.'

Cottbus. G e r t r u d J a h r m a n n.

Das Weihnachtsfest in England vor und bei Dickens.

Der Ursprung des englischen Weihnachtsfestes mit seinen zahlreichen volkstümlichen Gebräuchen ist in Dunkel gehüllt.

A. Tille (*Gesch. d. deutschen Weihnacht*, 1893, und *Yule and Xmas*, 1899, G. Bilfinger, *Untersuch. über die Zeitrechnung der alten Germanen*, 1899 (1901) und E. **Mogk** (*Mythologie Pauls Gr.*[2] III, 391 ff.; 1900) bestreiten das Bestehen eines germanischen Wintersonnwendfestes. Tille nimmt germanische Feste des Winteranfangs an — dieser war zugleich Jahresanfang — die im Martins- und Nikolaustage fortgelebt hätten (D. W.) und setzt die Entstehung des altnordischen Julfestes erst in das 9. Jahrh. (Y 218). Bilfinger betrachtet die Nachrichten von einem alten germanischen Julfest als eine unberechtigte Zurückversetzung eines christlichen Gebrauches in heidnische Vorzeit (II, 125). Als dritter sieht Mogk (391) im Julfest das höchste Fest der alten Germanen und erklärt es als ein Totenfest, 'das zu einer Zeit gefeiert wurde, wo die ganze Natur ausgestorben zu sein schien, wo die Winde ärger heulten als je, wo die Geister nach dem Volksglauben los waren und allüberall ihr Wesen trieben'.

Das Wort '*Jul*' ist unbekannter Herkunft. Zuerst finden wir es als Monatsnamen: got. *jiuleis* = Julmonat, *fruma jiuleis* = November; aisl. *ýler* = Julmonat. Altnordisch *jōl* (n. pl.) bedeutet Julfest und seit Hakon dem Guten (940—60) Weihnachten. Ags. *ȝeōla*, *iūla* = Dezember (auch *sē ǽrra ȝeōla*; *sē æftera ȝeōla* = Januar). In Alfreds Gesetzen (888) bezeichnet *ȝehhol* noch die heilige Zeit um Weihnachten. Erst vom 11. Jh. ab wird *ȝeōl* (*ȝiūl*, *iūl*, *eoh*[*h*]*ol*) zur Bezeichnung des Weihnachtstages, wahrscheinlich unter skandinavischem Einfluß (vgl. Y 147 und **Miles**, '*Xm in ritual and tradition*' 25).

Mit den Missionaren Ende des 6. Jh.s kam das 354 in Rom entstandene christliche Weihnachtsfest nach England (Usener, *Das Weihnachtsfest*, 281).

Die älteste Bezeichnung für den 25. Dezember in den ags. Annalen ist *midwinter*, erst für das Jahr 827 heißt es *on middes wintres mæsse niht*. Der Name *Christes mæssa* erscheint zuerst 1038: '*to Cristes mæssan on Stephanes mæsse dæg* (*Saxon Chronicle*, Laud Ms.), wird aber erst am Ende des Jh.s häufiger. *ȝeōl* kommt in der Bedeutung Weihnachtstag erst Ende des 11. Jh.s auf (Y 158 ff.).

Der bekannte Brief Gregors d. Gr. an den Abt Mellitus in Britannien lehrt, daß die Kirche zunächst bemüht war, altes Heiden-

tum umzudeuten und mit der christlichen Lehre in Einklang zu bringen (Y. 123). Anderseits erkennen wir auch aus Verboten und Erlassen der Kirche das Eindringen heidnischer Elemente in die Weihnachtsfeier. Es sind namentlich Fastengebote, Verordnungen gegen Vermummen, Neujahrsaberglauben, Geschenkegeben, Schlemmerei usw. Capitula des Bischofs Martin v. Braga, verboten auch das Schmücken der Häuser (vgl. Miles 169, Y 125, Chambers, *Med. Stage*, II, 290 ff.). Die Reste alten Heidentums im Weihnachtsfeste, die sich zum Teil bis in die neueste Zeit erhalten haben, entstammen hauptsächlich der römischen Januarkalendenfeier und den Saturnalien, die kurz vor den Kalenden gefeiert wurden, wie Bilfinger (II, 40 ff.) nachweist. Schmausgelage, Tanz, Gesang, Festbettel, Aberglaube verschiedener Art, Schmücken der Häuser mit grünen Pflanzen, Anzünden von festlichen Lichtern, Maskenumzüge, Narrenfest und Bohnenkönig sind alle schon im alten Kalendenfest zu Hause und finden sich als Weihnachtsgebräuche wieder. Dazu kam als christliche Sitte Freigebigkeit gegen Arme, Nachsicht gegen die Dienerschaft, Gerichts- und Schulferien.

Die weite Ausdehnung des Kalendenfestes spiegelt sich in der Erhaltung des Wortes *calendae* in verschiedenen Sprachen (Miles 24). In Britannien hat es sich behauptet im wallis. *Calenig* = *Christmas-box* und im gäl. *Callüinn* = Neujahrsnacht.

Das Wort hängt auch mit politischen und periodischen Dingen zusammen. Von 800 an, vom Tage der Kaiserkrönung Karls des Großen, erscheint Weihnachten als Tag für Staatszeremonien. Für das Jahr 1065 berichtet Florence von Worcester († 1108), daß der englische König zum ersten Male zu Weihnachten Hof gehalten habe (Y 160 ff.). Der Normannenherzog Wilhelm der Eroberer ließ sich am Weihnachtstage des Jahres 1066 zu Westminster zum englischen König krönen. 1085 wurde Weihnachten bürgerlicher Jahresanfang an Stelle des 1. Januar (Y 159 Anm. 3), und von diesem Jahre an verzeichnet die Laud-Hs. der Chronik regelmäßig, wo der König Weihnachten feierte (Y 161).

Auch das Wort *nativitedh* für Weihnachten und *noel*, eigentlich = Neujahr, kommt nach England — zuerst 1102 (vgl. Y 159, Anm. 4).

Durch das Rittertum wurde es am Hofe der normännischen Könige Brauch, Weihnachten durch prächtige Festlichkeiten mit Schauspielen und Aufzügen zu feiern. Die Haushaltbücher der englischen Könige aus dem 12. Jahrh. geben uns die erste Kunde von diesen Hoffesten (Hervey, ***Book of Xmas***, 56 f.).

Bei den höfischen Festen läßt sich eine ständige Entwicklung zu größerem Glanze verfolgen, die nur durch den Bürgerkrieg der beiden Rosen ernstlich unterbrochen wurde (BX 55 ff.). Unter den prachtliebenden Tudors gelangte das Fest zu hoher Blüte.

Mit großem Kostenaufwande wurden glänzende *court-revels* inszeniert. Ähnliche offizielle Feiern fanden in den *Inns of Court,* an den Universitäten und bei den städtischen Behörden statt (BX 65 ff.). Nach kurzem Rückgang während des Alters der Königin Elisabeth — ein beredtes Zeugnis dafür liefert Nashs Spiel '*Summers last Will and Testament*' (1600) — erhob sich das Weihnachtsfest unter Jakob I. und besonders unter Karl I. noch einmal zu alter Herrlichkeit.

Mit Karls I. Unglück aber begannen auch schwere Zeiten für *Father Christmas.* Die Puritaner mit ihrem Fanatismus gegen jede Art fröhlichen Lebensgenusses bekämpften auch die heiteren Feste des englischen Volkes, besonders das Weihnachtsfest (Y 166 f.). Am 3. Juli 1647 verbot das Parlament alle Kirchenfeste (NQ VII, 2, 504). Auf den 25. Dezember '*commonly called Christmas-day*' wurde Markt angesetzt. Die Läden sollten geöffnet sein. Das Parlament trat zusammen. Weihnachtsgottesdienst sowie jede Art Feier wurde bei Strafe verboten.[1]

Dieser gewaltsame Eingriff in die durch ihr Alter geheiligten Gewohnheiten des Volkes rief heftigen Widerstand hervor. Es kam selbst zu öffentlichen Tumulten, bei denen der Pöbel die Läden zertrümmerte, die am Festtag offen waren (BY 123). Im Jahre 1647 erschien folgender Protest gegen das puritanische Regime: '*A Declaration of many Thousands of the City of Canterbury, provokt by the Mayor's violent Proceedings against those who desired to continue the Celebration of the Feast of Christ's Nativity, 1500 years and upwards maintained in the Church*' (NQ X, 6, 485).

Mit der Restauration der Stuarts kehrte Weihnachten wieder zurück und wurde von seinen Freunden mit Jubel begrüßt (NQ III, 2, 481). Diese Stimmung spiegelt sich deutlich wieder in der Ballade jener Zeit '*Old Christmas Returned*' usw. (*Pepys. Collection* I, 474; gedr. bei Jamieson, Pop. Ballads, 1806, II, 278 und Sandys, Xmas Carols 53.) Der Glanz und die Pracht früherer Zeiten aber waren für immer dahin. Der puritanische Geist hatte zu weite Kreise ergriffen. Die offiziellen Feiern hörten auf.

Die Zeit der Aufklärung konnte einem Feste, an das sich so viel Aberglaube knüpfte, auch nicht günstig sein. So ist denn ein allmählicher Rückgang des Weihnachtsfestes zu bemerken, den selbst die Zeit Sir Walter Scotts, die Romantik, mit ihrer Liebe für alten Brauch und ererbte Sitte nicht aufhalten konnte.

Der Verfall des Festes wurde sehr gefördert durch die sozialen Veränderungen, die sich in England im Anfang des 19. Jh.s vollzogen. Die Umwandlung aus einem Agrar- zu einem Industrie-

---

[1] *Common's journal*, Friday, December 24, 1652; NQ VII, 12, 126; BX 122.

und Handelsstaat hatte eine starke Verminderung der Landwirtschaft und das gewaltige Anwachsen der Städte zur Folge. Während der Bauer zum Fabrikarbeiter wurde, verlegten auch die Adligen ihren Wohnsitz immer mehr nach der Stadt. Das patriarchalische Verhältnis zwischen Gutsherrn und Bauern, das die Grundlage der ländlichen Weihnachtsfeier gebildet hatte, hörte auf und hatte in der Stadt, wo sich Arbeitgeber und Angestellter fremd gegenüberstanden, keine Parallele.

Ein neuer Feind erwuchs Weihnachten in der Nützlichkeitsrichtung der Philosophie, die in der lustigen Feier nichts als eine törichte, überlebte Sitte sah. Gegen sie wandte sich 1836 Thomas K. Hervey in seinem Buche über Weihnachten. In Herveys Gefolge trat Dickens für das Weihnachtsfest ein, und seinen volkstümlichen, überall gelesenen Schriften gelang es, das verschwindende Fest in England wieder zu beleben. '*Dickens saved Christmas*' sagt Chesterton (*Appreciations and Criticisms of the Works of Ch. D.* S. 145), und auch Miles gibt D. einen bedeutenden Anteil an der Erhaltung des Festes (S. 359).

Die verschiedenen Entwicklungsphasen der Weihnachtsfeier in England finden in der englischen Literatur ihr getreues Spiegelbild.

Von den großen Hoffesten zur Weihnachtszeit im Mittelalter und der Sitte, dabei reichlich zu schmausen und zu zechen, berichten mittelalterliche Romanzen (vgl. 'Richard Cœur de Lion' v. 1783 ff., ed. Brunner, Wien 1913, S. 173). Für die spätere Zeit berichtet Holinshed eingehend von den '*Mummeries*' und Maskenaufzügen, den Banketten, dem '*Lord of Misrule*' usw. bei den königlichen Weihnachtsfeiern (*Chronicles*, ed. 1808, 1. Aufl. 1577, III, 558, 613, 1032). Wie die Londoner Bürger in den Jahren 1377 und 1400 ihren Herrscher mit einer '*mummery*' und durch Darbringung von Geschenken ehrten, erzählt Stow im '*Survey of London*' (1598; ed. Morley S. 123). Er spricht weiter von der Sitte des '*Lord of Misrule*', den üblichen Weihnachtsvergnügen (Verkleiden, Kartenspiel usw.) und dem Schmücken der Häuser und Kirchen. Dem Anfang des 17. Jh.s entstammt der Bericht '*The Xmas Prince*' von außergewöhnlich prachtvollen Veranstaltungen, die 1607 in Oxford stattfanden: Auftragen des Eberkopfes, Aufzüge, Theater (vgl. Sandys, **Xmas Carols** XXXV).

Tritt aus diesen Berichten das Spiegelbild des englischen Weihnachtsfestes in augenfälligen und groben Konturen hervor, wenn auch teilweise nur skizzenhaft unvollständig, so erscheint es in den Weihnachtsliedern des 14.—16. Jh.s zunächst weit undeutlicher. Bei genauerer Prüfung aber zeigen sich gerade hier ausgezeichnete, ins Detail gehende Feinheiten, die für die Vervollständigung des Gesamtbildes ungewöhnlich wertvolles Material bieten.

Abgesehen von der ags. Dichtung 'Christ I.' oder 'Christi An-

kunft auf Erden', einer hauptsächlich auf der lateinischen Weihnachtsliturgie Gregors des Großen beruhenden Sammlung von Hymnen, Gebeten und einem Dialog (vgl. Pauls Grdr.[2], Brandl, Ae. Literatur, S. 1036) sind die ältesten Lieder lateinisch und innerhalb der mittelalterlichen Christenheit völlig international. Den Inhalt bilden hauptsächlich Lob auf Gottvater und die Dreieinigkeit, Begebenheiten aus dem Alten Testament, das Geheimnis der Menschwerdung, Szenen vor und nach der Geburt des Erlösers und mitunter der Hinweis auf Christi Tod. Die allen gemeinsame Quelle bildet die lateinische Liturgie (vgl. **Löpelm**ann, 'Weihnachtslied der Franzosen und der übrigen romanischen Völker'; Diss. Berlin 1903. S. 20 ff.; Miles 31 ff.).

Schon in den lateinischen Kantionen ist weltlicher Einschlag zu verzeichnen: Tanz, Eselsfest, Bakelspiel, Freude über die Weihnachtsferien (in den Vagantenliedern) und Weihnachtsschmaus (vgl. Löpelm. 39 ff.).

Das älteste Lied in der Volkssprache, das nachweislich in England entstand, ist ein anglo-normannisches Bettellied des 13. Jh.s: 'Seignors, or entendez à nus ...' (Ms. Reg. 16 E, VIII fol. 130; gedr. schon bei Brand, 'Popular antiquities' I, 481 und oft; Paul Meyer, 'Recueil d'anciens textes', Paris 1874, II, 382); die beiden Schlußverse enthalten in den ags. Worten *wesseyl* (= wæs hæl) und *drincheyl* die Aufforderung zu einem kräftigen Trunke.

Zur anglo-normannischen 'Noël'-Literatur des 13. Jh.s gehören ferner eine Parodie auf die lateinische Hymne: 'Laetabundis exultet fidelis chorus'; ein Trinklied (Gaston Paris, Romania XXI, 260); ein Mariengedicht; ein Glückwunsch- und Segensgedicht; die Übersetzung einer lateinischen Hymne und noch ein paar religiöse Lieder bis zum ersten Druck, 1515 (vgl. Löpelm. 45 ff.).

Von den Weihnachtsliedern vorwiegend geistlichen Inhalts, die wir in englischer Sprache besitzen, ist wohl das älteste 'This endur nyȝt', zuletzt gedruckt in Brandl-Zippels 'Me. Sprachproben' S. 114. Von späteren seien zunächst erwähnt die nach ihrem Verfasser, dem blinden Kaplan John Audelay in Shropshire, genannten 'Audelay carols', 1426—29 (Ms. Douce 302, Bodl. L.; gedr. von Chambers & Sidgwick in Mod. Lang. Rev. V, 473 ff., VI, 68 ff.). Es sind 25 kurze Lieder religiösen Inhalts, zum Teil mit lateinischen Worten und Versen versetzt. Ihr Inhalt — zumeist eine Verherrlichung der Feste von der Geburt Christi an bis zum Epiphaniastage, nur vereinzelt ein Lob auf die Jungfrau Maria — und das einleitende Verspaar:

I pray you, sirus, boothe moore and lase,
Sing these caroles in Christemas ...

lassen ihren Weihnachtscharakter unzweifelhaft erscheinen. Die Form (am häufigsten Schweifreimstrophe auf einen Reim mit cauda

und Refrain) ist sangbar und weist auf französische Tanzlieder, 'chansons de carole' des 12. Jh.s (vgl. Chambers & Sidgwick, Early English lyrics 290 ff., Mod. Lang. Rev. V, 475).

Aus dem späteren 15. Jh. und dem Anfang des 16. sind mehrere Carol-Handschriften erhalten: Ms. Sloane 2593, um 30—40 Jahre jünger als Audelay (Arch. f. n. Spr. 109, 33), Ms. Harley 541, aus der Zeit Heinrichs VII., ca 1500 (Arch. 107, 53), Ms. Add. 5665, aus der Zeit Heinrichs VIII. (Arch. 106, 262) und Rich. Hill's Ms., Balliol 354, ca. 1536 (EETS, Extra Series, CI) usw.

Der älteste Druck einer Xmas-carol-Sammlung stammt von Wynkyn de Worde, 1521. Davon ist aber nur ein Blatt in der Bodleiana erhalten (Neudr. Anglia XII, 587 ff.; vgl. Anglia XII, 585). Groß ist die Zahl der nun folgenden Drucke von carol-Sammlungen: zwischen 1546—1562 erscheint ein black-letter-Druck von Rychard Kele. Das Exemplar ist nicht mehr vorhanden (vgl. EEL 312); Proben enthält Bliss, 'Bibliographical Miscellanies', Oxford 1813 (vgl. EEL 314) und Xm Cs (vgl. Xm Cs CXXIX). 1562 veröffentlichen John Tysdale und Rowlande Hall eine neue Sammlung; weitere folgen 1563 (von Thomas Becon), 1569 (von Christopher Payne), 1580 (von John Alder) 1587 (von Mose Powell), 1597 ('Ane compendioos booke of godly and spirituall songs', Edinburgh; Neudruck 1801), 1630 (von William Slatyr), 1642 (von Frances Coules) usw., letztere wie auch einige der genannten in der Bodl. L. (vgl. Hazlitt's 'Handbook' und 'Bibliograph. Coll.', auch Xm Cs CXXVIII ff. und Sandys, '**Xmas**tide,' 208 f.).

Die überwiegende Mehrzahl der so erhaltenen Weihnachtslieder ist religiöser Natur, allerdings meist im Tone fröhlicher Feststimmung. Ursprünglich hatte gerade das umgekehrte Verhältnis bestanden. Noch bis an die Grenze des 15. Jh.s weisen die 'carols' inhaltlich und namentlich in ihrer metrischen Struktur starke Ähnlichkeit mit den französischen 'caroles' des 12. Jh.s auf, sind also zumeist rein weltlichen Charakters. Erst allmählich tritt das religiöse Element in Erscheinung, dann aber bald so stark, daß die religiösen Lieder im Vordergrunde stehen und die weltlichen verdrängen (vgl. EEL 290, 293).

Charakteristische Beispiele für die zahlreichen religiösen Lieder, wie man sie zur Weihnachtszeit und auch bei anderen großen Kirchenfesten in der Kirche oder vom Minstrel hörte, bietet Ms. Oxf. Bodl. Engl. Poet. e. I. (2. Hälfte des 15. Jh.s), gedr. Percy Soc. XXIII, in den Liedern:

Now ys wele and all thyng aryȝht,
And Chryst ys come as a trew knyȝht ...
(A. a. O. Nr. VII),

Wold god that men myȝt sene
Hertys whan thei bene ...
(Ib. Nr. VIII),

Thys endris nyȝht
I saw a syȝth,
A stare as bryȝt as day ...
(Nr. X, nach Ms. Edinb., Advocates' Library
auch EETS, ES. CI, S. 175; Brandl u. Zippel,
Me. Sprach- u. Lesebuch, S. 114.)

A Ferly thyng it is to mene,
That a mayd a child have borne ...
(Percy Soc. XXIII, Nr. XI),

Lullay, my chyld, wepe no more,
Slepe and be now styll ...
(A. a. O. Nr. XIV).

Da die religiösen Lieder hinsichtlich besonderer Weihnachtssitten und -gebräuche so gut wie belanglos sind, wendet sich unsere Untersuchung der in dieser Beziehung ungleich interessanteren, wenn auch geringer vertretenen Gattung der weltlichen Lieder zu. Inhaltlich lassen sich mehrere Gruppen unterscheiden. Zu den ältesten Liedern zählen Streitgedichte zwischen Stechpalme und Efeu: Hier kämpfen die Pflanzen als Symbole der beiden Geschlechter um den Vorrang. Die Partien der Stechpalme wurden von jungen Männern, die des Efeus von Mädchen gesungen. Die Gattung knüpft sich an die schon bei den Juden geübte Sitte, zum Laubhüttenfest Häuser und Kirchen mit frischem Grün zu schmücken (vgl. Xmt. 11) und scheint aus irgendeiner Art Naturanbetung hervorgegangen zu sein (vgl. Rickert, 'Ancient English Xmas carols', Lo. 1910, S. 301 f.). Hauptbeispiele sind die drei Lieder der Hs. Engl. Poet. e. I., ca. 1460—80 (Percy Soc. XXIIIa, Nr. 40, 69, 70; vgl. EEL 306). In den beiden ersten Liedern 'Holvyr and Heyvy mad a gret party ...' (a. a. O. Nr. 40) und 'Her comenys holly, that is so gent ...' (Nr. 69) deuten volkstümliche Sprache, flickversähnliche Wiederholungen und rhythmische Unebenheiten auf Abfassung und gesanglichen Vortrag in Laienkreisen. Im dritten Lied 'The most worthye she is in towne ...' (a. a. O. Nr. 70) verraten kunstvollere Reimtechnik und der lateinische Refrain 'veni coronaberis' die lateinkundige Geistlichkeit. Aus dem frühen 16. Jh. stammt das Lied 'Holy berith beris, beris rede ynowgh ...', ebenfalls volkstümlicher Art (Ms. Balliol 354; gedr. in EETS, ES CI, Nr. 99). Diese Gattung hat sich noch bis in das späte 17. Jh. hinein erhalten, wie Stevensons Bemerkung in seinen 'Twelve months' (1661) lehrt: '*Great is the contention of Holly and Ivy, whether master or dame wears the breeches*' (Hone, Every Day Book I, 804).

Die zweite Gruppe bilden *Wassail songs*, Trink- und Bettellieder, die unzweifelhaft ältesten 'noëls' (vgl. EEL 293). Ihnen sind wir schon im Anglonormannischen des 13. Jh.s begegnet. Das eingangs erwähnte älteste Lied 'Seignors, or entendez à nus ...' verrät den Minstrel vor der Gesellschaft des adligen Schloßherrn.

In der Sitte des Festbettels haben die 'wassail-songs' fortgelebt (vgl. Chambers '*Med. stage*' I, 253). Beispiele dieser Art bieten Herricks Lied 'The Wassail' ('*Hesperides*' 1648; ed. Morley, Lo. 1884, S. 139) — es wünscht den Bauern ein gedeihliches Jahr und droht den Geizigen — und die bei Sandys gedruckten Texte 'The Wassaile' und 'A carol for a wassel-bowl' (Xm Cs 44, 50); hier ziehen die Bettelnden mit einer *wassail-bowl* von Haus zu Haus und tauschen ihre Glückwünsche gegen Geschenke und gute Bewirtung ein (vgl. Brand, '*Popul. antiquities*' I, 1).

Ungleich umfangreicher ist die Gruppe der Schmauslieder, unter denen die besonders charakteristischen Eberkopflieder ebenfalls hohen Alters sind. Sie gehen auf den heiligen Eber des Freyr zurück, können aber auch das Nachleben eines römisch-heidnischen Opferritus sein, der viele Parallelen hat (vgl. Med. stage I, 257).

Einige Lieder erzählen das Töten des Ebers, so z. B. das aus dem 15. Jh. stammende:

Tydynges I bring yow for to tell,
What me in wyld forest befell ...
(Percy Soc. XXIIIa, Nr. 20; auch bei Rickert 256.)

Das Lied führt uns in eine aristokratische weltliche Gesellschaft, die zum Weihnachtsschmause geladen ist. Der Hausherr oder ein von ihm Beauftragter singt das Lied, während der Eberkopf auf die Tafel gesetzt wird, und betont, daß die gefährliche Eberjagd nur unternommen wurde, um den Gästen durch die Beute einen fröhlichen Tag zu bereiten. Das Lied schließt mit einer Aufforderung zum Essen und zu allgemeiner Fröhlichkeit.

Das Fehlen lateinischer Wörter und kunstvoller Reimtechnik sowie jeglicher Anspielung auf biblische Personen oder Begebenheiten beweist, daß eine geistliche Gesellschaft nicht in Frage kommt.

Das Lied enthält entgegen den meisten übrigen Vertretern dieser Gattung keinen direkten Hinweis auf den Vortrag durch einen Sänger. Dennoch ist seine Sangbarkeit nicht zu bezweifeln, denn die dreizeiligen Strophen mit je vier Hebungen, dazu cauda mit zwei Hebungen, weisen in der Zahl der Senkungen so starke Schwankungen auf, daß nur der gesangliche Vortrag den Ausgleich zu harmonischem Rhythmus ermöglicht.

Andere Lieder begleiten das Auftragen des Eberkopfes in feierlichem Aufzuge, eine Sitte, die sich noch in Queen's College (Oxford) erhalten hat (vgl. Med. stage I, 257). Ein Beispiel dieser Art bietet die Porkington Hs. (15. Jh.) mit dem Liede:

The boris hede in hond I bryng,
With garlond gay in potoryng,
I pray yow all with me to syng
with hay!
(Percy Soc. IVc, Nr. 2).

Hier ist nicht der Hausherr der Sänger, sondern der Träger des Eberkopfes, und vielleicht seine Begleiter. Die Aufforderung zum Singen erfüllen alle Festteilnehmer, indem sie in den Refrain einstimmen. Die Festgesellschaft besteht aus 'lordys, knyȝttes, and skyers, persons, prystes, and wycars', also aus Mitgliedern des hohen Adels und geladenen Vertretern der Geistlichkeit. Lehnwörter wie 'pottage', 'cappons', 'reysons' u. a. lassen normannischen Einfluß erkennen.

Ähnlich verhält es sich mit dem Liede aus Ms. Add. 5665 (Zeit Heinrichs VIII.):

The borys hede, that we bryng here,
Betokeneth a prince withowte pere ...
(Percy Soc. IVc, Nr. 31.)

Dieses verrät durch den Refrain 'nowell' vielleicht normannischen Einfluß; aber die merkwürdige Parallele zwischen dem Eber und dem Heiland scheint eher auf eine geistliche Gesellschaft zu weisen. Sicherlich haben wir es mit einer solchen zu tun in dem von Wynkyn de Worde 1521 zuerst gedruckten Lied: 'The bores heed in hand bring I ...' (Percy Soc. IVc, Nr. 18), dessen lateinischer Refrain 'caput apri defero ...' schwerlich auf weltliche Hörer schließen läßt.

Ebenfalls in geistliche, zum mindesten aber lateinkundige Kreise führt das mit dem gleichen Refrain schließende Lied:

The boar's head in hand bear I,
Bedeck'd with bays and rosemary ...
(Rickert 259.)

Schmauslieder allgemeiner Art klingen bei Herrick an. Eins handelt vom Anzünden des '*Xmas log*', sowie von dem Zubereiten der '*mince-pies*' und des '*plum pudding*' ('Hesperides', S. 204 '*Ceremonies for Xmas*'), ein anderes von dem Bewachen der 'mince-pies' vor Dieben (a. a. O. 205 'Xmas Eve').

Andere führen uns wie die obenerwähnten Eberkopflieder öfters in Adelshäuser. Sie fordern zu fröhlicher Geselligkeit auf und ziehen zur Anhörung gern religiöse Tagesereignisse heran, z. B.:

Make we merry, bothe more and lasse,
For now ys the tyme of Crystymas ...
(EETS, ES CI, Nr. 27, Ms. Balliol 354; s. o. S. 8.)

Ferner das Lied: 'Lyft up your hartis and be glad ...' (EETS CI, Nr. 28), dessen letzte Strophe auf den gastlichen Hausherrn als gegenwärtig anspielt:

The gudman of this place in fere,
You to be mery, he prayth you here.

Ähnliche Anspielungen enthalten das Abschiedslied des Father Xmas (EETS, ES CI, Nr. 31), sowie 'Profate, welcume ...' (Arch. 106, 274 und Percy Soc. IVc, Nr. 32). Die beiden letztgenannten Lieder verraten normannischen Einfluß; jenes durch Lehnwörter wie 'denere'

(-dinner), dieses durch französische Beigaben wie z. B. 'Bevez bien par tutte la company'.

Solchen Aufforderungen zu geselliger Fröhlichkeit zeigt sich auch die Geistlichkeit nicht abhold. In ihre Kreise führen uns zwei Lieder des Ms. Sloane 2593 aus der Zeit Heinrichs VI.: 'Wolcume be thu, hevene kyng ...' (Percy Soc. IVc, Nr. 3) und 'Blyssid be that mayde Mary' (a. a. O. Nr. 4). Im ersten Liede bilden ungewöhnlich zahlreiche Hinweise auf die Heiligen, namentlich Stephanus, Johannes und Thomas, im zweiten — normannischer Einfluß: 'nowel'! — die lateinische cauda, z. B. 'non ex virili semine', das Kriterium.

Was ergibt sich aus den bisher untersuchten 'carols'? Die 'carols' des 14.—16. Jh.s sind sangbar; wo ein direkter Hinweis auf ihre Sangbarkeit fehlt, läßt diese sich aus der Metrik erweisen. Mögen diese Lieder aus dem Munde des Minstrels, des Hausherrn oder des Eberkopfträgers erklingen, stets ist ihr Grundton trotz aller Fröhlichkeit der weihevollen Feststimmung angepaßt. Der in Lehnwörtern fast ausnahmslos erkennbare normannische Einfluß selbst in Liedern der Geistlichkeit (vgl. '*The borys hede ...*' oben S. 67 und '*Blyssid be that mayde Mary ...*') beweist, daß diese Lieder vom Adel ins Volk drangen, nicht umgekehrt, und daß sie nicht auf den Einfluß des kirchlichen Spiels zurückzuführen sind. Landschaftlich ergibt sich, daß diese 'carols' nicht in Schottland, sondern nur in den südlichen Ländern Englands zu Hause waren, d. h. auf die Gegend der Normanneneinwanderung beschränkt blieben.

Mit dem Ausgang des 16. Jh.s und dem Anfang des 17. tritt ein bedeutsamer Wandel ein. Inhaltlich ist das Zurücktreten religiöser Elemente zu beachten, in formaler Hinsicht das Einsetzen des für das 17. Jh. charakteristischen Bänkelsängertons, der fortan ausschließlich fortlebt.

Auf religiöse Elemente ist verzichtet in Nich. Bretons 'Carols' (1577, 'From a Flourish upon Fancy,' gedr. in Bullen, 'Lyrics from Elizabethan romances,' 1890): da wird nur an Essen, Spiel und Tanz gedacht. Ähnlich in Withers 'Xmas carol' (Juvenilia 1622; gedr. bei Rickert 226 ff.), in dem der Bänkelsang zum Durchbruch kommt. Das Lied ist auf den Ton übersprudelnder Freude gestimmt und gibt ein Gesamtbild des weltlichen Festes: alles ist festlich geschmückt, die Schornsteine rauchen vom *Christmas block*; Feststimmung hat alle ergriffen, namentlich die Jugend und die Dienerschaft; selbst die Geizigen, von denen es im Eingang heißt '*Rank misers now do sparing shun ...*', werden verschwenderisch; auch die Armen, von guten Bauern bewirtet, können mitfeiern; Gastfreundschaft wird gepflegt; die Nachbarn kommen zum Schlachtfest, und man erfreut sich an Musik, Tanz, Spielen und Vermummen.

Ein Zeugnis besonders realer Art ist in der Ballade '*Christmas Lamentation for the Losse of his acquaintance, showing how he is forst to leave the country and to come to London*' (Anfang des 17. Jh.s, Blackletter, *Roxb. Ball.* I, 154) erhalten: hier klagt Christmas über die Geizigen und die Mode des Landadels, Weihnachten in London zu feiern.

Die Puritanerzeit macht sich bemerkbar in der eindringlichen Aufforderung zur Weihnachtsfrömmigkeit, in Anspielungen auf Geizige und in dem nachdrücklichen Plädieren für die Armen. So wird z. B. in dem Lied '*All you that are good fellows*' (1642, Rickert 242) betont '*This is no miser's feast*'. Besonders agressiven Ton gegen die Geizigen schlägt eine Ballade aus der *Pepysian Collection* an (I, 474; Zeit Karls II.; *NQ* III, 2, 481 ff.): '*Old Xmas returned or, Hospitality Revived; being a Looking-glass for rich Misers ...*' (*Xm Cs* 53). Die letzte Strophe verwünscht sie, wenn sie sich nicht von Xmas bekehren lassen:

Then let all curmudgeons, who dote on their wealth
And value their treasure much more than their health,
Go hang themselves up, if they will be so kind.
Old Christmas with them but small welcome shall find.

Daneben wird aber das Lob von *joyfulness, good cheer* und *Xmas ale* in allen Tönen weitergesungen, fast noch eifriger als in der vorhergehenden Zeit, wo die Existenz des Festes nicht bedroht war.

Der Freude über das Ende des Puritanerregiments, der Fanatics, verleiht das Trinklied '*The Merry Boys of Xmas*' lebhaften Ausdruck (*Roxb. Ball.* V, 82; ca. 1681).

Solche Lieder wurden jetzt nicht mehr nur von den Gästen, sondern auch von den Untergebenen des Hauses gesungen, wie die häufige Erwähnung von '*masters*' und '*dame*' beweisen, z. B. '*Heavon bless my dame*' (1642; Rickert 234) und '*And for my master I will pray with all that of his household are*' (1661; Rickert 236).

Als im 18. Jh. das Interesse für Weihnachtsgebräuche nachließ, trat auch das Weihnachtslied zurück. Nur auf dem Lande lebten noch Carols als Volkslieder fort. Sandys hat 1833 eine Sammlung von solchen Weihnachtsliedern zusammengestellt, die noch im Westen Englands gesungen wurden (Xm Cs, Teil II, 61 ff.).

In London hörte man fast nur noch von Straßensängern '*God rest you merry, gentlemen*'. Weihnachtslieder wurden als *Broadsides* von Hausierern verkauft. Hone stellt in seinen '*Ancient Mysteries*' fünfzig Titel solcher Carols zusammen. Sandys bezeugt 1833: '*Indeed many carols are yet printed in London for the chapman, or dealers in cheap literature; and I have some scores of halfpenny and penny carols of this description published chiefly by Pitts of St. Andrew's Street, Seven Dials; Catnach, Monmouth Court, Monmouth Street; and Batchelor, Long Lane,*

Smithfield, who are large venders of ballads and single, or broad-side pieces' (Xm Cs S. CXXV).

Entsprechend nehmen die Anspielungen auf Gastlichkeit ab. In dem Liede '*For St. John the Baptist*' heißt es nach Beendigung des religiösen Teils: '*Now kindly for my pretty song Good Butler draw some beer*' (Xm Cs 130); dazu ein Wunsch nach fröhlichem Verlauf der Feier. Merkwürdig verbirgt sich jetzt die weltliche Freude hinter frommen Eingängen; '*The Saviour of all People*' (Xm Cs 115) handelt fast nur noch von weltlichen Vergnügen. '*To-morrow shall be my dancing day*' (Xm Cs 110) erzählt die Lebensgeschichte Christi in Form eines Tanzliedes.

Ganz nahe an die Zeit von Dickens kommen wir heran, wenn Hervey in seinem BX (213 ff.) die '*carol-sheets*' erwähnt. Wie Forster berichtet, studierte D. im Jahre 1841 gründlich die Balladen von Seven Dials und sang selbst nicht wenige dieser '*wonderful productions*' (Fo II, 34).

Eine Literaturgruppe für sich sind die religiösen Weihnachtsspiele des 14. und 16. Jh.s, die aus dem Weihnachtsgottesdienst hervorgegangen waren; desgleichen die weltlichen Weihnachtsstücke der Elisabeth- und Stuartzeit, von denen hier nur Ben Jonsons ‚*Masque of Christmas*' genannt sei. Das Spiel wurde 1616 vor Jakob I. aufgeführt: Xmas — '*attired in a round hose, long stockings, a close doublet, a high crowned hat with a broach, a long thin beard, a truncheon, little ruffles, white shoes, his scarffes and garters tyed crosse, and his drum beaten before him*' — begehrt Einlaß, beteuert, ein guter Protestant zu sein, obwohl er aus '*Pope's-head alley*' komme, und kündigt an, daß er eine Maske vorführen will. Von Kupido geführt, treten seine zehn Kinder auf: Misrule, Carol, Minced-pie usw. Später erscheint Venus als '*a deaf tire-woman*' und verlangt, dem Spiele ihres Sohnes zusehen zu dürfen. Gesang und Tanz der allegorischen Figuren vervollständigen die Aufführung.

Eine Gattung Streitprosa über Weihnachten wurde durch die Versuche der Puritaner, das Fest abzuschaffen, ins Leben gerufen. Es erschienen eine Menge von Streitschriften für und wider. Die Puritaner stellten die Beobachtung des Weihnachtsfestes als heidnischen und teuflischen Gebrauch hin. Hezekiah Woodward faßt die Vorwürfe seiner Partei in dem Titel seiner 1655/6 veröffentlichten Schrift zusammen '*Christmas Day; taking to heart the heathen's Feasting Day in honour to Saturn, their Idol God. The Papist's Massing Day. The Prophane Man's Ranting Day. The Superstitious Man's Idol Day. The Multitude's Idle Day. Whereon, because they can do Nothing, they do worse than Nothing* (NQ VII, 2, 504).

Die Verteidiger des Weihnachtsfestes, unter denen besonders

Edward Fisher ('Feast of feasts,' 1649/50, vgl. NQ X, 2, 505) zu nennen ist, suchten es dagegen aus dem ständigen Gebrauch der Kirche, den Wunderzeugnissen, den Kirchenvätern und den Äußerungen berühmter und moderner Geistlichen zu rechtfertigen. Mehrere dieser Pamphlete gegen die Puritaner sind durch ihre allegorischen Einkleidungen interessant. Sie führen Xmas in Person ein: 'The arraignment, conviction, and imprisoning of Xmas on St. Thomas day last, and how he broke out of prison ... with a hue and cry after Xmas ...' (BX 124) läßt ihn einsperren und wieder entkommen; John Taylors Pamphlete '*Complaint of Xmas*' (1646) und '*Xmas in and out*' (1652), letzteres auch bekannt unter dem Titel '*The vindication of Xmas*' (1653; vgl. NQ IV, 2, 597) legen ihm Klagen über die Geizigen in den Mund; Josiah Kings '*Examination and trial of old Father Xmas together with his clearing the jury ...*' (1655; *Collection of Anthony Wood*, Oxf. Nr. 100a; vgl. Jamieson, *Pop. Ball.* II, 282) — hier ist Father Xmas zum ersten Male als Bezeichnung des personifizierten Festes verwendet! — stellt ihn vor Gericht, und Laurence Prices '*Make room for Xmas all that you love him ...*' (1657, NQ IV, 2, 549) erzählt, wie schlecht es ihm neuerdings bei den Geizigen in England ergeht. Dabei werden die Puritaner mehrfach als Geizhälse hingestellt, während die Armen als die besonderen Schützlinge des alten Herrn Xmas erscheinen (vgl. Withers 'Xmas carol', die Balladen 'Xmas Lamentation' und 'Old Xmas returned', John Taylors Pamphlet 'Xmas in and out' und Laur. Prices 'Make room for Xmas' oben S. 68, 69, 71).

Unterhaltungsprosa für Weihnachten findet sich bereits in der zweiten Hälfte des 17. Jh.s in Mathew Stevensons 'Twelve months' (1661), einer Art *Year book*, das die den einzelnen Jahreszeiten eigentümlichen Beschäftigungen und Vergnügungen illustrieren sollte (vgl. Hazlitt's '*Handbook*' 578, I, 406 und Allibone's '*Dictionary*'). Uns ist nur die von Irving ohne Nennung Stevensons in dem Essay 'The stage coach' zitierte Stelle zugänglich, die auch in Hones EDB (I, 804) erscheint. Stevenson spricht von den großen Vorräten an Geflügel, Pflaumen, Gewürz, Zucker usw., die zur Festzeit vertilgt werden. Man muß für Musik zu Gesang und Tanz sorgen, während die alten Leute beim Feuer sitzen. Das Landmädchen läßt die Hälfte ihres Einkaufs liegen und muß noch einmal geschickt werden, wenn sie vergißt, ein Spiel Karten für Weihnachten zu kaufen usw. Im 18. Jh. tritt die Unterhaltungsliteratur stärker in Erscheinung. Da erzählt im 'Spectator' (Nr. 269) Sir Roger de Coverley von den Vergnügen des letzten Weihnachtsfestes auf seinem Landsitze. Hierher gehört auch das Schriftchen 'Round about our coal-fire', das der anonyme Autor dem Mr. Lun, d. h. Mr. Rich, dem Begründer der englischen Pantomine gewidmet

hat (ca. 1734; Neudruck: Vellum-Parchment Shilling Series Nr. 4 'Xmas Entertainments'). Vorausgegangen war in gewisser Beziehung Laur. Prices oben (S. 71) genanntes Pamphlet 'Make room for Xmas ...' das sich 'a delightful new book, full of merry jests, rare inventions, pretty conceits, Xmas carols, pleasant tales, and witty verses' nannte. Aber 'Round about our coal-fire' hat nichts mehr mit den Feinden des Weihnachtsfestes zu tun. Es erzählt von den zur Festzeit üblichen Belustigungen (Spielen, Tanzen, Küssen, Geschichtenerzählen) und bedauert das Verschwinden der alten Gastfreundschaft: '*there was once upon a time hospitality in the land*'. Es beschäftigt sich mit dem Volksaberglauben, der den Unterhaltungsstoff für die Abende der Weihnachtszeit lieferte, und erzählt das Zaubermärchen '*The Story of Jack Spriggins and the enchanted Bean*', das erste Beispiel einer Weihnachtsgeschichte. In diesem Zusammenhang verdient auch '*The Connoisseur*' (1754), Nr. 48, Erwähnung, der von den verschiedenen Arten berichtet, nach denen in England Weihnachten gefeiert wird, und Mac Kenzies '*Man of Feeling*' (1771; cp. XXXIV).

Antiquarische Studie über Weihnachten wird aus tendenziösen Gründen begonnen. Das erste bedeutendere Werk dieser Art ist Bournes '*Antiquitates Vulgares*' (1724). Nach dem allgemeinen Erwachen des Interesses für mittelalterliche Dinge infolge '*Percy's Reliques*' (1765) fand es Nachfolger in Chattertons Aufsatz '*Antiquity of Christmas Games*' (Works 1803, ed. Southey); ferner in Brands '*Popular Antiquities*' (1777), Jos. Strutts '*Sports and Pastimes of the People of England*' (1801) und Drakes '*Shakespeare and his Times*' (1817). Drake berichtet von den alten Weihnachtssitten (I, 123 ff.). Er schöpft aus Douces '*Illustrations of Shakespeare and ancient Manners*', Bournes '*Antiquities*', Stows '*Survey of London*' und zitiert die Dichter Tusser, Herrick und Scott. Seine Quellen übernimmt er zum großen Teil wörtlich.

Auch in Zeitschriften erschienen Beiträge, die sich mit den verschiedenen Weihnachtsbräuchen befassen. Schon 1811 berichtet das *Gentleman's Magazine* (Part. I, 423/4; vgl. Gentleman's Mag. Library) über Weihnachtsgebräuche in Yorkshire; ein gutes Jahrzehnt später veröffentlicht die gleiche Zeitschrift zwei Artikel: '*Christmas Festivals*' (1824; II, 587—90) und '*Christmas Festivities in Holmesdale in Surrey* (1827; II, 483—86) ähnlichen Inhalts.

Scott — im '*Marmion*' (1806) — und Irving — im 'Sketch-book' (1819) — bekundeten Interesse für das Weihnachtsfest und verwandten es zu künstlerischer Darstellung. Scott schildert ein mittelalterliches Weihnachtsfest auf einem englischen Ritterschloß: Glockengeläut, Christmesse; Bewirtung der Vasallen, Hörigen

und Knechte im Saale des Barons; Tanz und Spiel, woran sich Adlige und Gemeine in gleicher Weise beteiligen. Irving hat die gesamte vorausgehende Weihnachtsliteratur studiert und das Büchlein '*Round about our Coal-Fire*' als Hauptquelle für sein '*Sketch-book*' benutzt (zitiert in Sketchbook, ed. Tauchnitz, S. 198).

In diesem unternimmt er es, ein englisches Weihnachtsfest seiner Zeit künstlerisch darzustellen. Der Schauplatz der Handlung ist der abgelegene Landsitz eines sehr konservativen Edelmanns in Yorkshire, der sich bemüht, die alten Sitten unverändert zu bewahren. Im einzelnen schildert Irving:

A. *The Stage Coach*: 1. die Reise in der winterlichen Landschaft und durch die Dörfer, die sich zum Empfang des Festes rüsten. In den Häusern lodern freundliche Feuer, die Leute sind fröhlicher Stimmung. Die Fenster der Wohnungen und die Herbergen sind mit grünen Pflanzen geschmückt. 2. Die Heimkehr der Schulkinder — ihr Jubel, ihre Pläne und Erwartungen, während sie unter besonderer Obhut des Kutschers dem Elternhause zusteuern. 3. Den Weihnachtsmarkt: da werden Riesenvorräte von Geflügel, Obst usw. verkauft. Die Käufer sind in festlicher Erregung (diese Stelle aus Stevenson, 'Twelve Months'; vgl. oben S. 71).

B. Das Fest im Schloß des Squire: I. *Christmas Eve*: 1. *Revelry* in der '*Servant's Hall*' mit den beliebten Spielen '*hoodman blind*', '*shoe — the — wild — mare*' usw.; '*Jule clog*', '*Christmas candle*' und der Mistelzweig, unter dem man die Mädchen küssen darf, werden nicht vergessen. 2. Die Feier der Adelsfamilie: a) des Spiels der Kinder wird nur kurz gedacht. b) Möglichst vollzählige Versammlung aller Familienmitglieder. c) Abendessen mit den obligaten Gerichten *mince-pies* und *frumenty*. d) Gesellschaftsvergnügen: *Carols*; Vortrag eines alten Harfners; Tanz, an dem der alte Squire selbst lebhaft teilnimmt; Unterhaltung, Scherze und Liebelei der jüngeren Mitglieder der Familie. II. *Christmas Day*: 1. Morgenandacht im Schloß; Kirchgang, Festpredigt. 2. Dank der Bauern für die Wohltätigkeit des Squire. 3. Mummerei der Bauernjungen. III. *The Christmas Dinner*: 1. Das Essen; Auftragen des '*boar's head*' — '*wassail-bowl*'. 2. Nach Tisch: Blindekuhspielen — Master Simon 'mogelt'; er verfolgt ein junges ausgelassenes Mädchen, auf das er es abgesehen hat, über die Stühle und in alle Ecken; Gespenstergeschichten; Maskenaufzug, zu dem die Garderobe des Squire herhalten muß, und Tanz.

Neben Scott und Irving verwenden Leigh Hunt, Miss Mitford und Christopher North (Wilson) das Weihnachtsfest zu künstlerischer Darstellung.

So schildert Leigh Hunt in seinem 1820 im '*Indicator*' veröffentlichten Essay '*Holiday Children*' (bei Hone, EDB I. 804)

die Heimkehr der Schüler unter Hurra und Hörnerklang und die Ferienfreuden der Kinder: Spielzeug, Besuch von Museen und Gemäldegalerien, Theater und Pantomime, Blindekuh-, Pfänderspiele usw. Selbst der kleine Armenschüler, der mit blaugefrorenem Gesicht von Haus zu Haus wandert und schüchtern seine Schreibkunststücke zeigt, genießt jetzt eine kurze Zeit der Fröhlichkeit, da er ein paar Pennies sein eigen nennen darf.

Der 1825 im *New Monthly Magazine* erschienene Essay '*Keeping Christmas*' desselben Autors (vgl. Monkhouse, 'Bibliography by J. P. Anderson' S. VII) bietet die kurze Darstellung einer Weihnachtsfeier im Dorfe: Weihnachtsgottesdienst; der Geistliche predigt mildtätiges Christentum. Die Familienangehörigen versammeln sich. Man delektiert sich an *mince-pies*, Pudding usw.; die Mädchen werden unterm Mistelzweig geküßt. Spiele, Tänze, Lieder; Erinnerungen und Hoffnungen des Weihnachtsfestes.

In ländlichem Milieu spielt auch Miss Mitfords Erzählung '*A Christmas Party*' (*Our Village* I, 485 ff., ed. Geo. Bell & Sons, 1901). Eine Gesellschaft feiert Weihnachten in einem Dorfwirtshause. Bis in die späte Nacht hinein wird getrunken, Karten gespielt, gesungen und vor allem getanzt. Der Geiger Timothy, ein alter Veteran, ist unermüdlich; er fiedelt fast ebensogut betrunken wie nüchtern.

Christopher North läßt in seinen '*Christmas Dreams*' (*Blackwood's Mag.* 1827; vgl. *Poole's Index.* Gesammelt in '*The Recreations of Christopher North*', 1842) am heiligen Abend im Traume eine Reihe früher verlebter Weihnachtsfeiern an seinem Geist vorüberziehen: Weihnachten im Elternhause — das Spiel der Kinder, Gesellschaftsspiele, die Geliebte mit ihrem hellen Gesang, die so früh sterben sollte. Es folgen andere, frohe Weihnachtsfeste in verschiedenen Freundes- und Familienkreisen. Dann aber hörten diese Zusammenkünfte auf. Er erinnert sich der Weihnachtsfeste in Oxford und in der Gebirgslandschaft Windermere. Nun aber sitzt er allein in seinem Zimmer und denkt an Weihnachten in der Stadt, auf dem Lande und auf den Schiffen draußen im Meere.

Offenbar unter Irvings Einfluß entstanden ist das uns unzugängliche Werk '*A Fireside Book, or, an account of Christmas spent at Old Court*' von E. Robinson (1830; *Cat. of Brit. Mus.*). Hone bemerkt darüber: '*In "A Fireside Book" there is a lively description of "Christmas spent at Old Court", the seat of a country gentleman, with specimens of old stories and story telling. It is ... full of amenity and kind feeling, with snatches of gentle poetry ...*' (YB 64).

Speziell mit der Geschichte des Weihnachtsfestes beschäftigt sich Hone in seinem '*Ancient Mysteries*' (1823) und namentlich EDB (1828) sowie im YB (1832). Auf Hones Forschungen fußt

Sandys, der die Entwicklung des Weihnachtsfestes in der Einleitung seiner Xm Cs skizziert; ferner Hervey in seinem BX (1836), der eine Wiederbelebung des Weihnachtsfestes als ein gutes Mittel im Dienste der sozialen Reformbewegung hinstellt. Das Weihnachtsfest soll sein '*an antidote to the cold and selfish spirit, which is tainting the life blood and freezing the pulses of society*' (BX 21). Er wendet sich gegen die Nützlichkeitsrichtung in der Philosophie, die das Aussterben alter Sitten begünstigt: '*they who would have no man enjoy without being able to give a reason for the enjoyment which is in him, are robbing life or half its beauty and some of its virtue*' (S. 20). An einer späteren Stelle heißt es: '*we love all which tends to call man back from the solitary and chilling pursuit of his own separate and selfish views into the warmth of a common sympathy and the bands of common brotherhood*' (S. 23).

Die wichtigsten Begebenheiten, die Herveys Schilderungen und R. Seymours Illustrationen behandeln, sind 1. die Heimkehr der Schüler; dazu ein Bild: zwei mit Knaben besetzte Kutschen auf der Landstraße; die Kinder sind in ausgelassener Stimmung (S. 163). 2. Die Verproviantierung Londons; Bild: eine unter Truthähnen völlig versteckte Kutsche, die sich der Hauptstadt nähert (S. 168 ff.). 3. Einbringen von Wintergrün (S. 173). 4. *Waits and carol-singers* (Bilder S. 157, 197, 215). 5. Erzählen von Gespenstergeschichten (Bild S. 239). 6. Weihnachtspantomime (S. 249). 7. Londoner Markt am Christabend (Bild S. 267); Läden und Verkaufsstände für Obst, Geflügel, Fleisch usw. und schwerbeladene Einkäufer. Die Auslagen sind mit *holly* und *mistletoe* geschmückt. 8. Festessen in der Familie (S. 300). 9. Das Bild S. 286 zeigt die Zubereitung des Weihnachtspuddings. Eine dralle Frau hebt mit Anstrengung einen riesigen Pudding aus dem Waschkessel. 10. Das übermütige Treiben in den Londoner Straßen an Twelfth Night usw.

In welchem Verhältnis stehen nun Dickens' Weihnachtsschilderungen zu denen seiner Vorgänger und Zeitgenossen?

Die Kenntnis der Weihnachtslieder des 14.—16. Jh.s ist für D. nicht anzunehmen, schon wegen der abweichenden Sprache. Wohl aber wird der Bänkelsang des 17. Jh.s zu ihm gedrungen sein. Auf seine Einwirkung ist wahrscheinlich ein gut Teil D.' ausgedehnter Kenntnis alter Weihnachtsgebräuche zurückzuführen. D. beschäftigte sich mit Weihnachten zuerst als Journalist. Die Skizze '*Christmas Festivities*' (in den Sk als 'A Christmas Dinner' veröffentlicht; vgl. Benignus, Anfänge von D. Diss. Straßb. 1895. S. 3) erschien als Weihnachtsartikel am 27. Dezember 1835 in der Zeitung *Bell's Life of London and Sporting Chronicle* (vgl. Leigh Hunts '*Holiday Children*' im *Indicator* und '*Keeping Christmas*' im *New Monthly Mag.*, ferner die beiden Artikel '*Christmas Festivals*' und

'*Christmas Festivities in Holmesdale in Surrey*' im ‚*Gentleman's Mag.*; s. oben S. 72 f.). D. schildert ein Weihnachtsfest in einer Londoner Bürgerfamilie: alle Verwandten kommen beim Onkel zusammen, bei dem die Großeltern wohnen. Vorbereitungen: Einkauf des Truthahns, Bestellungen beim Bäcker; Geschenke; Blindekuhspiel am heiligen Abend. Am Weihnachtstage Kirchgang, Festessen, fröhliche Unterhaltung. Besonders zu bemerken ist die Aussöhnung der Eltern mit ihrer Tochter, die gegen ihren Willen geheiratet hat.

Zum zweiten Male befaßt sich D. mit dem gleichen Thema in den PPp (1836) cp. 28: Die Pickwickier verleben ein lustiges Weihnachtsfest bei ihrem Freunde Wardle auf *Manor Farm.* Einzelne Begebenheiten: Reise in der Postkutsche, gemeinsame Feier mit den Dienstboten in der großen Küche — Küssen unter dem Mistelzweig, Blindekuhspiel, '*Snap-Dragon*', Singen von Weihnachtsliedern, Liebelei, Gespenstergeschichte u. a. m.

Ein drittes Mal kommt D. in MHCl (1841) auf das Weihnachtsfest zurück: *Master Humphrey* wandert am Weihnachtstage einsam in den Straßen umher und sieht die Fröhlichkeit der anderen. In einem Wirtshaus macht er die Bekanntschaft seines schwerhörigen Freundes. Wie er ihn so einsam und in Gedanken versunken sitzen sieht, vermutet er, daß er an frühere Weihnachtsfeste denkt und '*that many of them sprung up together not with a long gap between each, but in unbroken succession like days of the week*' (MHCl I, 31).

Die vollendetste Darstellung des Weihnachtsfestes bietet D. schließlich im XmC (1843). Hier schildert er — ein paar kleine Szenen ausgenommen — Weihnachten in London. Nicht in London spielen die Szene der von der Schule heimkehrenden Schüler — ihr Schauplatz ist die Landstraße Chatham-Rochester (XmC 38, 39, vgl. FoI, 36, Langton 176) —, die Weihnachtsfeiern bei den Bergleuten, im Leuchtturm und auf dem Schiffe.

Alles übrige in der Hauptstadt: 1. das Lied des kleinen frierenden Carolsängers vor dem Traum (S. 19). 2. der Weihnachtsmarkt; die Geschäftigkeit der Leute; in ihrer Erregung stoßen sie sich gegenseitig, vergessen, ihren Einkauf mitzunehmen und begehen ähnliche Gedankenlosigkeiten (S. 61). 3. Der Kirchgang (S. 62). 4. Heimkehr des Vaters mit Geschenken (S. 53, 65 ff.). 5. Häusliches Fest in drei Familien: a) beim alten Fezziwig — das Bureau wird in einen Tanzsaal verwandelt; Freunde, Nachbarn, Diener und Angestellte sind zu Gast geladen; Abendessen und Tanz; das würdige Ehepaar Fezziwig, Prinzipal und Prinzipalin, tanzen tapfer den '*Sir Roger de Coverley*' mit (S. 45 ff.); b) beim armen Schreiber: Weihnachtsessen; die Gans wird vom Bäcker geholt, wo die armen Leute sie haben braten lassen; Mrs. Cratchit nimmt den Pudding

aus dem Waschkessel (S. 64 ff.); c) bei Scrooges Neffen: Singen, Blindekuhspiel, bei dem Topper immer nur eins der Mädchen zu haschen sucht, so daß jeder merken muß, daß er recht gut sehen kann; Pfänderspiele, Liebelei usw. (S. 75 ff.). 6. Versöhnung des bekehrten Scrooge mit seinem Neffen und dessen junger Gattin (nach dem Traum; S. 110).

In der künstlerischen Verwendung des Weihnachtsfestes ist D. offenbar ein Nachfolger Scotts und namentlich Irvings, der diese Schilderungsart zum literarischen Gemeingut machte. In seinen Bahnen wandeln dann auch Leigh Hunt, Miss Mitford, Christopher North (Wilson) und E. Robinson.

D.' erste Weihnachtserzählung '*Christmas Festivities*' (= *A Xm Dinner*, s. oben S. 75) hat in der Schilderung Londoner Verhältnisse zur Festzeit Vorstufen in dem '*Connoisseur*' (s. oben S. 72) und in Leigh Hunts '*Holiday Children*' (s. oben S. 73); die von diesen beiden Vorgängern aber abweichende Darstellung eines Familienfestes weist auf Irvings '*Sketchbook*' hin. Offenkundig verrät sich dessen Einfluß auf D. schon in den PPp (cp. 28): die Reise durch die Dörfer zu dem Landgut, wo Weihnachten noch in patriarchalischer Weise gefeiert wird, ist eine recht durchsichtige Entlehnung aus dem *Sketchbook*. Nicht minder schwierig ist es, in Wardle einen modifizierten Squire Bracebridge zu erkennen.

Am deutlichsten tritt D.' Abhängigkeit im XmC zutage; hier zeigt sich unverkennbarer Einfluß nicht nur von Irving, sondern auch von Hervey. Die Heimkehr der Schulkinder beschäftigt schon Irving (s. oben S. 73). In seinem Gefolge beschreiben Leigh Hunt ('*Holiday Children*') und Hervey (BX) die Ferienfreude der Kinder (s. oben S. 74 u. 75). D.' Darstellung entspricht genau dem Bilde Seymours (BX 163, s. oben S. 75), das seinerseits wahrscheinlich von Hunt inspiriert ist: die Kinder fahren im Wagen für sich und rufen einander zu (XmC 38). Direkt auf Hervey, bzw. Seymour verweisen ferner die Schilderungen des Weihnachtsmarktes und der Zubereitung des Puddings. Auch bei dem kleinen Carolsänger — sein direktes Vorbild liefert der frierende Betteljunge in Leigh Hunts '*Holiday Children*' (s. oben S. 74) — und den Familienszenen kann man an Hervey und Leigh Hunt denken, da es sich auch bei ihnen um Londoner Verhältnisse handelt. Die Einkäufer, die vor Aufregung den Kopf verlieren, erinnern an die von Irving aus Stevensons '*Twelve Months*' übernommene Stelle (s. oben S. 71).

Klarer tritt Irvings Einfluß in dem trefflichen Fezziwig hervor; dieser ist Wardle oder Squire Bracebridge in städtische Verhältnisse übertragen: vgl. die wohlwollende Sorge für die Freude der Untergebenen und den Tanz, an dem die alten Herrschaften teilnehmen. Die Wirkung Irvings zeigt sich weiter besonders bei der

Weihnachtsfeier des Neffen: Blindekuhspiel (Master Simon = Topper; s. oben S. 73 u. 77), Singen, Liebelei usw.

Das Festessen bei den armen Cratchits ähnelt den Weihnachtsfeiern bei armen Leuten, wie sie Withers '*Xmas Carol*', John Taylors '*Xmas in and out*' und Laur. Prices '*Make Room for Xmas*' geschildert hatten (s. oben S. 68 u. 71).

Es ist wohl möglich, daß D. diese Schriften gekannt hat und von ihnen beeinflußt ist, denn Withers Gedicht z. B. war zu seiner Zeit gedruckt bei Jamieson, Pop. ball. (1806), in Hones EDB (1828) und in Sandys' XmCs (1833); vielleicht waren ihm auch die beiden Pamphlete nicht unbekannt, zitiert er doch in seinem Schriftchen 'Sunday under three heads' verschiedene Stellen aus einem Pamphlet der Puritanerzeit, das er im Britischen Museum gelesen hat ('*Sunday under three heads*', ed. Manchester Series, Chapman & Hall, S. 38).

Es ergibt sich: zum Teil schon in seiner ersten Weihnachtsschilderung '*Christmas Festivities*', mehr noch in den PPp, vollends aber mit dem XmC steht D. an Irving anschließend in der direkten Fortsetzung der durch Irving — Leigh Hunt — Hervey gekennzeichneten Gattung. In der Reihe der Weihnachtsverteidiger gegen die Puritaner hat D. mit seinem XmC alle seine Vorgänger übertroffen. Er steht höher als sie, weil erst durch seine Zeilen die englische Literatur auf Weihnachtssitte und lebendiges Volkstum wirksam wird. Und daher hat D. mit seinem XmC eine bedeutende Kulturarbeit geleistet.

Berlin-Steglitz. Fritz Fiedler.

Das Weltsystem des Benoît de Maillet.

Zu den seltenen Werken, die dank den in ihnen niedergelegten scharfsinnigen Beobachtungen und kühnen Spekulationen den Anschauungen ihrer Zeit weit voraus gewesen sind, gehört ein Buch, das einst gewaltiges Aufsehen erregt und eine Zeitlang im Mittelpunkt der widerspruchsvollsten Beurteilung gestanden hat: das Weltsystem des französischen Konsuls Benoît de Maillet († 1738), das unter dem Titel *Telliamed ou Entretiens d'un philosophe indien avec un missionnaire françois* zu Amsterdam 1748 zum erstenmal veröffentlicht wurde. Wie so manches andere Werk der Weltliteratur, dessen hoher Wert für die Geschichte der menschlichen Idee feststeht, ist auch der *Telliamed* lange Zeit dem Fluche der Vergessenheit anheimgefallen gewesen, und erst in jüngster Zeit haben drei Gelehrte auf seine Bedeutung für die französische Literatur kurz hingewiesen: Heinrich Morf in der von ihm besorgten 7. Auflage von *Hettners Geschichte der französischen Literatur im 18. Jahrhundert* (Braunschweig, 1913, 7. Auflage, S. 270/71); J. K. F. Kohlbrugge im *Biologischen Zentralblatt* (Bd. XXXII, Nr. 8, S. 505 ff.) und Leo Jordan in der *Zeitschrift für französ. Sprache und Literatur* (Bd. XLIV, S. 1 ff.), der hier die Erstausgabe des Buches bespricht. Seit einiger Zeit habe auch ich mich tiefer in das Studium dieses merkwürdigen Werkes versenkt, bin aber infolge verschiedener durch den Krieg geschaffener Hindernisse noch nicht dazu gekommen, die Resultate meiner Untersuchungen in größerem Umfange zu veröffentlichen. Auch heute muß ich mich damit begnügen, nur in Kürze die mannigfachen Probleme zu skizzieren, die sich an den *Telliamed* anknüpfen.

Welche Bedeutung dem Werke für die Geschichte der menschlichen Idee beizumessen ist, ersieht man schon aus einer Inhaltsübersicht, die ich mit um so größerer Berechtigung an die Spitze dieses Aufsatzes stellen zu dürfen glaube, als der *Telliamed* fast durchweg unbekannt ist.

In sechs *entretiens* trägt ein indischer Weiser namens Telliamed (Anagramm für de Maillet) einem französischen Missionar im Laufe von sechs Tagen (*journées*) in Kairo sein Weltsystem vor. Die Bezeichnung *entretiens* ist berechtigt; die Dialogform ist gewahrt, obwohl freilich der indische Gelehrte fast ausschließlich die Kosten der Unterredung bestreitet.

Ein Hauptgedanke bildet den Ausgangspunkt des Systems: die ganze Erde ist einst, in grauer Vorzeit, vom Meere bedeckt gewesen, das seit langem in einer ständigen Abnahme infolge Verdunstung begriffen ist. Dem Wasser hat die Erde die Gestaltung ihrer Oberfläche zu verdanken; im Wasser müssen

wir den Ursprung zu allem Organischen und Unorganischen suchen. Das Grundprinzip einer unaufhörlichen *diminution de la mer* durchzieht wie ein roter Faden das Werk von Anfang bis zu Ende.

In den beiden ersten *entretiens* bedient sich de Maillet des indischen Weisen als Sprachrohrs, um über die Resultate seiner eigenen langjährigen und unermüdlichen geologischen Untersuchungen und Experimente zu berichten, die er während seiner Amtszeit als Konsul in Ägypten und später im weiteren Orient und im Küstengebiet des Mittelmeeres angestellt hatte, um die Richtigkeit seiner Hauptthese von der unaufhörlichen Verminderung des Meeres und der Rolle, welche dieses bei der Formation der Erdschichten gespielt hat, mit wissenschaftlichem Beweismaterial darzutun. In der dritten und vierten Unterredung verwahrt sich der Verfasser, nachdem er zunächst weitere Einzelbelege und Ergebnisse seiner praktischen Forschungen geboten hat, von vornherein gegen eine Reihe Einwände, die von Gegnern seines Systems angeführt werden könnten, und hält anschließend daran eine scharfe Kritik ab über die Werke derjenigen Autoren, die als seine Vorgänger gelten können. Schließlich befürwortet er den Plan zu der Errichtung einer hydrographischen Station an der Küste des Mittelmeeres oder auf Malta, wodurch er die Ergebnisse seiner Forschungen der Nachwelt zu überliefern hofft.

Während die bisherigen Resultate de Maillets fast durchweg auf Tatsachen aufgebaut sind und langwierigen, scharfsinnigen Experimenten des Verfassers ihr Dasein verdanken, beruhen die Theorien der letzten beiden *entretiens* mehr auf vielfach recht phantastischen Berichten und kühnen Analogieschlüssen. Im Verlaufe der fünften *journée* wird in großen Zügen die Stellung der Erde im Weltall in höchst eigenartiger Weise skizziert, stets in Verbindung mit der Ausgangshypothese der *diminution de la mer*, und die letzte Unterredung enthält endlich den Versuch, die Abstammung des Menschen, der Tier- und Pflanzenwelt aus dem Meere zu begründen. Mögen uns hier auch gewisse Hypothesen, wie die Annahme von *hommes marins* als maritimen Ahnen des heutigen *homo sapiens* recht phantastisch anmuten, so begegnen wir doch hier anderseits jenen Theorien und Prinzipien. durch die das Buch zur Zeit seines Erscheinens ungeheures Aufsehen erregte,[1] und dem es in erster Linie seine einstige Berühmtheit verdankte: zum ersten Male wird hier auf breiter Basis eine

[1] So leitet z. B. Grimm seine Besprechung des *Telliamed* in der *Correspondance littéraire* mit den Worten ein: *Tout est extraordinaire dans un ouvrage qu'on vient d'imprimer en deux volumes et qui fait beaucoup de bruit par la hardiesse des sentiments qu'on y a hasardés* (*ed. Tourneux;* Paris, Garnier, 1877 ff., Bd. I, S. 240/1, Nr. XXXVI).

Evolution der Lebewesen, eine allgemeine Wandlungsfähigkeit der Organismen und fortschreitende Entwicklung des Menschen, eine Deszendenztheorie in großen Zügen proklamiert, der natürlich noch eine streng wissenschaftliche Begründung fehlt, wie sie erst hundert Jahre später durch Lamarck und Darwin erbracht wurde.

Der Eigenart seines Inhalts, der eine höchst merkwürdige Mischung zwischen Wahrheit und Dichtung, zwischen wissenschaftlich feststehenden Resultaten und tollen Phantasiegebilden, für seine Zeit kühnen, aber der Wahrheit dabei ganz nahe kommenden Spekulationen und anderseits von mittelalterlich anmutendem Aberglauben bildet, verdankt der *Telliamed* die widerspruchsvolle und oft recht ungerechte Beurteilung, die ihm im Laufe der Jahrhunderte zuteil geworden ist. Von jeher ist de Maillets unbestreitbarem Verdienst um die Geologie volle Anerkennung gezollt worden. Dadurch, daß er als einer der ersten den modernen Weg der wissenschaftlichen Beobachtung beschritt und seine Theorien auf langjährige praktische Untersuchungen und Experimente gründete, erhob er sich über die meisten seiner Zeitgenossen, deren 'Wissenschaft' sich fast ausschließlich auf haltlose Spekulationen und Trugschlüsse beschränkte. Deshalb vor allem verdienen seine geologischen Resultate hohes Lob, weil durch sie die Absurdität der herrschenden Richtung des Diluvianismus, welche die Entwicklung der Erde von dem Termin der biblischen Sintflut herleitete, schlagend dargetan wurde. Anstatt dieser Theorie, die zu den seltsamsten Folgerungen führte, lehrt de Maillet eine langsame, regelmäßige Entwicklung der Erdschichten, die im Verlaufe von Hunderttausenden von Jahren vor sich gegangen sei und noch fortbestände. Es ist für uns von besonderem Interesse, daß unter der langen Reihe von Forschern, die sich näher mit de Maillets System beschäftigt haben, auch unser Goethe an erster Stelle zu nennen ist. Wir wissen jetzt, daß er nichts Geringeres plante, als eine allgemeine Geschichte der Natur, eine Art Kosmos, zu schreiben.[1] In diesem leider nicht zur Ausführung gebrachten Werke hätte unser *Telliamed*, wie sich feststellen läßt, eine bedeutsame Rolle gespielt. Im 13. Bande der Weimarer Ausgabe[2] finden wir in dem großen Entwurfe Goethes auch de Maillet verzeichnet, den er genau gekannt hat.[3] Wie jener, so schrieb auch er dem Wasser

[1] Vgl. Bielschowsky, *Goethe, sein Leben und seine Werke*. München 1914. 25. Auflage, Bd. II, S. 444.

[2] *Naturwissenschaftliche Schriften* Bd. XIII, Paralipomena S. 298 ff.

[3] Vgl. J. H. F. Kohlbrugge, *Goethe als Naturwissenschaftler*, Würzburg 1913. Anm. 21 zu S. 55. Danach hat Goethe den *Telliamed* aus der Bibliothek zu Weimar noch in den Jahren 1806 und 1816 entliehen.

eine tiefgehende und umfassende Einwirkung auf die Gestaltung der Erdoberfläche zu, sowie daß diese ruhig, langsam, ohne gewaltsame, sprunghafte Revolutionen vor sich gegangen sei, im Verlaufe vieler Jahrhunderte.[1]

Goethe ist nicht der einzige gewesen, der im 19. Jahrhundert de Maillets Bedeutung richtig eingeschätzt hat. Forscht man einmal tiefer in Hand- und sonstigen Büchern der Naturwissenschaften nach, so wird man sich mit Staunen bewußt, daß der *Telliamed* wenigstens in diesem Zweige der Wissenschaft nicht vergessen worden ist. Aus der langen Reihe von Kritiken, die ich ausfindig gemacht habe, seien hier nur Namen wie d'Archiac, Sigismund Günther und besonders A. von Zittel genannt, der dem *Telliamed* in seiner *Geschichte der Geologie und Paläontologie* (1891; S. 46 ff.) die verdiente Würdigung nicht versagt.

Etwas anders verhält es sich mit der Beurteilung jenes Teiles von de Maillets Buche, der ihm die allgemeine 'Berühmtheit' eintrug, deren er sich eine Zeitlang erfreut hat: des letzten (6.) *entretien*, in dem die Grundprinzipien einer Evolution der Lebewesen, einer Transformation der Arten von Wasser- zu Landgeschöpfen, kurz die Hypothese einer Darwinschen Deszendenztheorie zum ersten Male aufgestellt wurde. Da solch kühne Ideen für jene Zeit unerhört waren, nimmt es nicht wunder, daß sie zum Gegenstand der widerspruchsvollsten Beurteilung wurden. Dadurch allein schon, daß de Maillet den Menschen auf rein natürliche Weise, ohne Gottes Mitwirkung aus Wassergeschöpfen hervorgehen ließ, mußte er schwersten Anstoß bei der herrschenden Kirche erregen, und so fehlte es nicht an heftigen Angriffen von klerikaler Seite aus. Bereits 1755 weiß der Herausgeber der letzten Ausgabe zu berichten, daß der indische Philosoph als *impie, athée et abominable* verschrien wurde. Zeitgenössische Kritiker gingen mehrfach gegen das Buch vor, indem sie teilweise es lächerlich zu machen suchten. So schließt z. B. La Porte seine eingehende Kritik des Systems, das er häufig als *ridicule* und *rempli de folies et d'extravagances* bezeichnet hat, mit den Worten: *Nous avons des connaissances so vraies, si incontestables de la manière dont Dieu a créé le Monde, et dont l'homme a été formé qu'il y auroit de la folie de prendre au sérieux ce qu'on n'a prétendu nous donner que comme un amusement philosophique.*[2]

---

[1] Vgl. Bielschowsky, Bd. II, S. 441 ff.

[2] *Observations sur la littérature moderne. Nouvelle édition augmentée, Londres 1752*, Bd. I, S. 331. — Vgl. weiterhin D. Mornet, *Les sciences de la nature en France au XVIIIe siècle* (Paris 1911) S. 260, Anm. 245.

Doch bereits im 18. Jahrhundert begegnen wir anderseits Stimmen, die im Gegensatz zu der gehässigen Verurteilung des Buches die wesentlichsten Punkte daraus adoptierten. So stützt sich La Mettrie in seinem *Système d'Épicure* völlig auf de Maillets Schöpfungslehre, und Robinet, der Verfasser des originellen und phantastischen Systems, das unter dem Namen *Considérations philosophiques sur la gradation naturelle des formes de l'être ou Essais de la Nature qui apprend à faire l'homme* (Paris 1768) in der Geschichte der Philosophie eine nicht unbedeutende Rolle gespielt hat, schließt sich vielfach an de Maillet an, so z. B. indem er in seiner lückenlosen Kette der Organismen die *hommes marins* de Maillets als Vorstufe zum Mensch aufstellt. Die wahre Bedeutung unseres Autors aber als Vaters der Deszendenztheorie konnte erst dann erkannt werden, als diese neue Lehre von Lamarck und Darwin in weitestem Umfange proklamiert worden war. Ein Jahrhundert mußte vergehen, ehe die kühnen Ideen de Maillets, zu denen er, seiner Zeit weit vorauseilend, auf Grund seines eigenartigen Systems wie von selbst gelangt war, in genialer Weise ihre wissenschaftliche Begründung erhielten und damit zu einem Umsturz der Weltanschauung führten, wie ihn vorher die Menschheit kaum erlebt hatte. Jetzt erinnerte man sich auch des längst vergessenen französischen Konsuls und seines Buches; jetzt wurde man sich bewußt, daß er die gleichen Theorien und Prinzipien in ihren Grundlinien wenigstens schon ein Jahrhundert früher ausgesprochen hatte, und so erschienen die Anhänger der Deszendenztheorie den Zeitgenossen als *sectateurs de Maillet* und Lamarck als *de Maillet redivivus.*[1] Bis in unsere Zeit hinauf hat danach de Maillet als Vorläufer der neuen Lehre gegolten; aus der Reihe der zahlreichen naturwissenschaftlichen Bücher, in denen sein Name in diesem Zusammenhang genannt wird, will ich hier nur die gerechte und günstige Beurteilung des *Telliamed* herausgreifen, die der Darwinist und Herausgeber des *Kosmos*, Ernst Krause, ihm in seinem ausgezeichneten Buche *Erasmus Darwin und seine Stellung in der Geschichte der Deszendenztheorie* (Darwinist. Schriften Nr. 6, Leipzig 1880, S. 108 ff.) angedeihen läßt, und noch einmal auf den schon genannten Aufsatz des holländischen Gelehrten Kohlbrugge verweisen, in dem man in gedrängter, übersichtlicher Darstellung den Vergleich zwischen de Maillet, Lamarck und Darwin durchgeführt findet.[2]

Steht somit fest, daß der *Telliamed* in der Geschichte der Naturwissenschaften niemals gänzlich in Vergessenheit geraten

[1] Vgl. hierzu die Nachweise bei Kohlbrugge im *Biolog. Zentralblatt.*
[2] Daselbst.

ist, so kann anderseits nur mit Bedauern festgestellt werden, daß seine Bedeutung für die Geschichte der französischen Literatur und Philosophie wohl überhaupt nie in vollem Umfange erkannt worden ist. Freilich darf dies uns nicht allzusehr wundernehmen, da der *Telliamed* und die Probleme, die sich an ihn anschließen, in eine Epoche der französischen Kulturgeschichte gehört, die noch lange nicht bis ins kleinste erforscht worden ist. Die Literatur der Aufklärungszeit, zu der er zu rechnen ist, birgt in ihrem Schoße noch manches dunkle Geheimnis, über das der Schleier noch nicht gelüftet wurde, weil diese Epoche von der Forschung bisher verhältnismäßig stiefmütterlich behandelt worden ist. Es wird aber nicht leicht wieder ein Werk ausfindig gemacht werden können, das dank der Eigenart und Mannigfaltigkeit der sich mit ihm verbindenden Probleme befähigt erscheint, in gleicher Weise Licht auf die Geisteskämpfe der ganzen Kulturperiode des 18. Jahrhunderts zu werfen, wie eben unser Buch, dessen Entstehung aber schon in den Anfang des Jahrhunderts zu setzen ist. Denn wenn auch die *Telliamed*-Drucke erst Mitte des 18. Jahrhunderts erscheinen, so hat mich doch eine genaue Prüfung der noch vorhandenen Handschriften belehrt, daß diese bereits etwa zwischen 1720 und 1730 verfaßt worden sind. Daß das Werk seinerzeit in dieser handschriftlichen Form nicht unbekannt war, das bestätigt außer anderen Zeugnissen vor allem G. de Lamoignan de Malesherbes, der in seinen ungefähr 1750 abgefaßten, aber erst 1798 von Abeille publizierten *Observations sur l'histoire naturelle générale et particulière de Buffon* wörtlich aussagt: ... *les preuves en ont été rapportées par l'auteur d'un manuscrit fameux qui a été pendant vingt ans entre les mains de tous les gens de lettres et qu'on a imprimé depuis peu sous le nom de Telliamed*, und der Buffon scharf tadelt, weil er de Maillets Arbeit nicht zu kennen scheine, was er nicht versteht, denn: *c'était un manuscrit si fameux qu'il n'étoit pas permis à un homme de lettres d'en ignorer l'existence ni à un homme qui travaille à la théorie de la terre de ne l'avoir pas consulté.*[1]

Aus diesem zeitgenössischen Zeugnisse ersieht man allein schon, welcher Berühmtheit sich der *Telliamed* bereits in handschriftlicher Form wenigstens in Gelehrtenkreisen seiner Zeit erfreut hat, und wir können schließen, daß sein Verfasser durch eine Veröffentlichung seines Werkes den Ruhm weithin erlangt hätte, den er nicht nur sehnlichst erhoffte, sondern auch unbestreitbar verdiente. Aber ein widriges Schicksal vergönnte ihm die Verwirklichung seines Lebenszieles nicht; de Maillet starb

[1] Bd. I, S. 224.

1738, und sein Buch blieb noch ein volles Jahrzehnt liegen, ehe es durch die Drucklegung neu erstehen sollte.

Wenn wir nun berücksichtigen, daß der *Telliamed* schon zu Anfang des 18. Jahrhunderts verfaßt wurde, so erscheint er uns wie ein vereinzelter gewaltiger Block in einer Periode, die noch nicht reif für die Philosophie war, die er predigte. Es unterliegt nämlich keinem Zweifel, daß die ursprünglichen Grundlagen des Systems rein materialistische sind, auf denen erst viel später die Häupter der Materialisten, La Mettrie und d'Holbach, freilich wieder in erweiterter und vollendeter Ausführung, fußen sollten. De Maillet lehrt die Anfangslosigkeit und Ewigkeit der Materie, die einer beständigen Transformation unterworfen ist, und läßt die Entstehung und Entwicklung alles Organischen und Unorganischen auf rein natürlichem, mechanischem Wege vor sich gehen, ohne jemals auf Gott als Weltschöpfer und -erhalter zurückzugreifen. Daß er damit in schärfsten Konflikt zur Kirche geriet, versteht sich von selbst. Diese Gegnerschaft machte sich auch weiterhin in gewissen Fragen fühlbar, die eine besondere Rolle in der philosophischen Literatur des 18. Jahrhunderts und weiter hinauf spielen sollten. Der *Telliamed* bildet nämlich noch den Ausgangspunkt zu einer Polemik und Kritik der Bibel, die fortlaufend, von de Maillet angefangen, bei J.-B. de Mirabaud, in dem man zunächst den Verfasser des berüchtigten *Système de la Nature* des Barons d'Holbach vermutete, bei Voltaire, den Enzyklopädisten, La Mettrie bis d'Holbach wiederkehrt. Vor allem werden folgende Einzelpunkte der biblischen Tradition angegriffen: 1. die Auslegung des biblischen Schöpfungsberichtes — die Materialisten behaupten, auch die Genesis lehre in Wahrheit die Präexistenz der Materie! —; 2. die Annahme, daß die biblische Sintflut ein *déluge universel* gewesen sei; 3. der Glaube an die Abstammung aller Menschen von Noah; 4. die biblische Altersbestimmung des Menschengeschlechts. Die Behandlung dieser einzelnen Streitfragen, die teilweise noch bis in unsere Zeit hinauf eifrig diskutiert wurden und eine gewaltige Literatur in theologisch-literarischen Kreisen erzeugt haben,[1] durch ihre oben genannten Gegner gewährt einen scharfen Einblick in die Kulturkämpfe der ganzen Epoche; ich gedenke sie in einer Serie von *Beiträgen zur französischen Aufklärungsliteratur*, die in der *Zeitschrift für franz. Sprache u. Literatur* erscheinen werden, zu verwerten und klarzulegen. Von diesen Studien wird die erste Abhandlung sich mit dem eben erwähnten J.-B. de Mirabaud,

[1] Hierüber vgl. die *Realenzyklopädie der protestantischen Theologie*, Abschnitt *Schöpfung und Erhaltung der Welt*, Bd. XVII, S. 682 ff.

sécrétaire perpétuel de l'Académie († 1760) befassen. Von ihm existiert u. a. ein anonym erschienenes Buch *Le Monde, son origine et son antiquité*, das in mehrfachen Beziehungen zum *Telliamed* steht. Es wurde 1751 zu London (?) von einem Abbé Le Mascrier veröffentlicht, demselben, der 1755 den *Telliamed* publizierte. Indessen muß Mirabaud sich auf eine Handschrift des *Telliamed* gestützt haben, da sein Büchlein in einer ersten Fassung in der ersten der von J.-Fr. Bernard bereits 1740 veröffentlichten — also acht Jahre vor dem ersten Druck des *Telliamed — Dissertations mêlées sur divers sujets importants et curieux* vorliegt. Die ziemlich komplizierten Verhältnisse zwischen Mirabauds und de Maillets Werke sowie vor allem die höchst eigenartige Mitwirkung des Herausgebers Le Mascrier, der in besonderen Anmerkungen und einem von ihm verfaßten und *Le Monde* angefügten *Essai sur la Chronologie* gegen die stark materialistischen Anschauungen des noch lebenden Verfassers Mirabaud polemisiert, werden in dem angekündigten ersten Aufsatze erörtert werden.

Schon aus den bisherigen Ausführungen dürfte ersichtlich geworden sein, welch mannigfache Bedeutung für die philosophischen Strömungen des 18. Jahrhunderts dem *Telliamed* zukommt. Sie wird uns noch besonders deutlich durch die Stellung, die Voltaire ihm gegenüber eingenommen hat. Voltaire hat sich sehr häufig mit de Maillets Werke beschäftigt und ihn zum Gegenstand einer oft leidenschaftlichen Kritik gemacht. Zwar die obengenannten Angriffe des Verfassers auf die Bibel verwertet er durchaus in seinem großangelegten Plaidoyer gegen Christen- und Judentum — ohne daß sich freilich mit Sicherheit nachweisen läßt, daß er sie wirklich den *Telliamed*-Drucken entlehnt hat, wo sie nicht so scharf ausgeprägt sind wie in den Handschriften —, aber de Maillets Grundidee von der Abnahme des Meeres, der Bildung der Erdschichten und Gebirge aus dem Wasser wie auch die Herkunft und Transmutation der Wesen, insbesondere des Menschen, bekämpfte er aufs heftigste.[1] Er war scharfsinnig genug, um unter dem verhüllenden Mantel, den die Drucke des *Telliamed* im Gegensatze zu der ursprünglichen Fassung der Handschriften tragen, die wahren Ansichten de Maillets zu entdecken, der die Natur auch ohne von außen in sie hineingetragene Zwecke zu erklären und eigene, selbständige Entwicklungskräfte in ihr nachzuweisen suchte. Seine ablehnende Haltung gegenüber dem *Telliamed* kann uns als der beste Maßstab einer richtigen Beurteilung des Werkes dienen: er erkannte bereits in ihm zum erstenmal die gefährlichen Kräfte, welche zu der späteren

[1] Vgl. *Les Cabales; Les Systèmes; Des singularités de la nature*, chap. XI; *Les Colimaçons du Révérend Père L'Escarbotier; Dictionnaire philosophique, art. Coquilles; Dialogues d'Euhémère.*

rein materialistischen Richtung seines Jahrhunderts und noch später zum Darwinismus führen sollten.

Ich habe soeben von einem Gegensatze zwischen den Drucken und den Handschriften des *Telliamed* gesprochen und komme damit zu jenem Abschnitte des ganzen Problems, der unbestreitbar der interessanteste ist, und der diejenige Frage in sich schließt, in deren Lösung wir die wichtigste Aufgabe erblicken: die Frage der Textgeschichte und der Herstellung eines kritischen Textes.

Schon dem holländischen Gelehrten Kohlbrugge war es aufgefallen, daß die Textüberlieferung ungenügend sei, daß wir mehrere voneinander abweichende Ausgaben besitzen, denen einige Handschriften gegenüberstehen. Dies ist in der Tat der Fall: alle drei noch nachweisbaren Drucke sind untereinander verschieden. Von der unzuverlässigen Erstausgabe (Amsterdam 1748, in zwei Bänden) ist die einbändige nächste Ausgabe (Basel 1749) ein etwas nachlässiger Abdruck, in dem ein beträchtlicher Teil der letzten Unterredung gänzlich fehlt. Die dritte und letzte Ausgabe wurde, wie gesagt, von dem Abbé Le Mascrier (Haag 1755, in zwei Bänden) veröffentlicht, dem de Maillet das Manuskriptmaterial übergeben hatte.[1] Der Herausgeber hat sie um eine Lebensbeschreibung des Verfassers vermehrt, aus der allein wir nähere Auskunft über dessen Leben und Werke erhalten. In diesem biographischen Abriß behauptet Le Mascrier, daß er vor Jahren die Veröffentlichung des Werkes gestattet habe, daß jedoch die Erstausgabe stark verstümmelt und fehlerhaft hergestellt worden sei, ebenso wie die folgenden (?), während er nun für sich den Ruhm beansprucht, dem Publikum mit der vorliegenden eine Ausgabe zu bieten: *originale et telle que j'étois convenu avec l'auteur de la mettre au jour.*

Indes beruht diese Angabe auch nicht auf Wahrheit. Zwar ist zuzugeben, daß die ersten Drucke unzuverlässig sind, und die letzte Ausgabe im ganzen sorgfältiger ist als die vorhergehenden, aber wir begegnen anderseits auch in ihr einer Reihe Partien (Zufügungen usw.), die sich zumeist schon auf den ersten Blick als nicht von de Maillets Hand stammend erweisen, und von denen tatsächlich in den Handschriften überhaupt nicht die Spur anzutreffen ist. Wir wären danach überhaupt nicht in der Lage, uns ein einigermaßen sicheres Bild von dem reinen, unverfälsch-

[1] Der aus den Initialen J. A. G. *** der Titelseite der ersten Ausgabe erschlossene Herausgeber Guer hat jedenfalls keinen ernstlichen Anteil an der Veröffentlichung gehabt. Als Herausgeber und Textbearbeiter kommt lediglich Le Mascrier in Betracht. Das beweist auch der Umstand, daß die der letzten ed. 1755 vorangehende *Préface* in gleicher Weise bereits in den ersten Ausgaben figuriert, mit dem einzigen Unterschiede, daß sich hier Le Mascrier noch nicht öffentlich als ihren Verfasser und Herausgeber des Werkes bekennt.

ten Texte de Maillets zu machen, wenn nicht eben noch Handschriften existierten, auf die wir zurückgreifen können und müssen.

Deren habe ich noch fünf in Frankreich ausfindig machen können, von denen sich drei in Paris, die beiden anderen in den Provinzialstädten Chartres und Le Mans befinden. Es handelt sich um die folgenden:

1. Paris, *Bibliothèque Nationale*, f. fr. Nr. 9778 = N^1
2. Paris, *Bibliothèque Nationale* f. fr. Nr. 9775 = N^2
3. Paris, *Bibliothèque de l'Arsenal* Nr. 2885 = Ars
4. Chartres Nr. 762 = Ch
5. Le Mans Nr. 384 = M

Das Vorhandensein der fünf Manuskripte beweist jedenfalls zur Genüge die Richtigkeit der vorhin erwähnten Angabe Malesherbes': der *Telliamed* ist in handschriftlicher Fassung zweifellos weit verbreitet in Gelehrtenkreisen gewesen. Nun darf man freilich ohne weiteres annehmen, daß de Maillet sein eigenes wertvolles Manuskript nicht aus der Hand gegeben, sondern daß er Abschriften davon hat anfertigen lassen, die er seinen Freunden zusandte, die nun ihrerseits vielleicht erneute Kopien für ihre Zwecke herstellen ließen. Diese Ansicht findet eine Bestätigung durch das Zeugnis des Herausgebers von Malesherbes' *Observations*, L. P. Abeille, der in einer Anmerkung zu des Verfassers Notizen über den *Telliamed* aussagt: *De retour en France, il communiqua ses mémoires, composés de notes et de morceaux détachés. On s'empressa de faire des copies de ces précieux matériaux.*

Das Original-Manuskript ist zweifellos verlorengegangen; die fünf noch vorhandenen, fast gänzlich korrekturlosen Handschriften sind Exemplare der genannten Kopien. In den Abweichungen, die sie zueinander haben, dürfen wir den Nachhall der Verbesserungen erblicken, die de Maillet nach Le Mascriers Zeugnis an seinem eigenen Manuskript vorgenommen hat.

Von größter Bedeutung ist für uns die Abfassungszeit der Manuskripte. Aus inneren Gründen, vor allem aus gewissen in ihnen vorkommenden Daten und Hinweisen, habe ich als Termin die Zeit von etwa 1722/9 festlegen können. Und zwar müssen wir eine ältere Version (N^2, M) und eine jüngere Gruppe (N^1, Ars, Ch) unterscheiden, von denen erstere ungefähr 1722/5 verfaßt worden ist, während für die andere als äußerster Termin 1729 anzusetzen ist. In der Einleitung zu der kritischen Ausgabe des *Telliamed*, die ich plane, wird hierüber eingehend gehandelt werden.

Nun berichtet Le Mascrier in der Vorrede zur Ausgabe von 1755: *Je pourrois ajouter que pendant plus de six ans j'ai travaillé de concert avec lui à la mettre en état de voir le jour etc.*

De Maillet starb 1738; Le Mascrier hat mit ihm reichlich sechs Jahre in Verbindung gestanden; das ergibt den ungefähren Zeitraum 1731/2 bis 1738. Da als äußerster Termin für die jüngere Handschriftengruppe 1729 festgelegt worden war, so folgt daraus, daß alle Handschriften, soweit noch vorhanden, vor der Bekanntschaft mit Le Mascrier niedergeschrieben sind. Dadurch ist mit Sicherheit erwiesen, daß die Manuskripte unter allen Umständen einen ursprünglicheren, sicheren Text bieten, als wie er in den Drucken vorliegt, die Le Mascriers Bearbeitung ihr Dasein verdanken.

Nun könnte man zwar zunächst annehmen, daß die späteren Abweichungen der Ausgaben, d. h. die zahllosen Zufügungen, Anmerkungen, Verbesserungen usw., welche die Drucke gegenüber den Handschriften aufweisen, nachträglich von de Maillet selbst noch oder wenigstens mit seinem Einverständnis von Le Mascrier angefertigt worden sind, aber dafür fehlt jede sichere Unterlage. Sie können ebensogut erst nach de Maillets Tode von Le Mascrier aus eigenem Antrieb oder auf den Rat anderer hin beigebracht worden sein. Nur von zwei Gattungen Nachträge läßt sich mit untrüglicher Gewißheit feststellen, daß sie noch aus de Maillets Lebzeiten und von ihm selbst herrühren. Im übrigen aber ergibt eine gewissenhafte Prüfung der einzelnen Abweichungen, daß die wesentlichsten Korrekturen von niemand anders als von Le Mascrier stammen!

Die Untersuchung dieser Frage wird ungemein gefördert und erleichtert durch die *Préface*, die in allen Ausgaben außer einer halb ironischen Widmung an Cyrano Bergerac dem eigentlichen Texte vorangeht und nachweisbar Le Mascrier zum Verfasser hat. Sie ist deshalb von unschätzbarem Werte, weil sie uns höchst bedeutsame Fingerzeige über des Herausgebers Stellungnahme zu dem von ihm publizierten Werke bietet und gewissermaßen einen fortlaufenden Kommentar zu den Varianten zwischen Drucken und Handschriften bildet. Wir ersehen daraus, daß Le Mascrier durchaus nicht in allen Punkten mit dem ihm anvertrauten Gut, dem Material zum *Telliamed*, einverstanden gewesen ist, sondern manches an ihm auszusetzen gehabt hat. In formaler Hinsicht erscheint ihm das Werk zu schwerfällig, allzu sachlich und nüchtern-steif, wenn man es, wie er es tut, mit dem anmutig-lebhaften Plauderton von Fontenelles *Pluralité des Mondes* vergleicht, für welchen Schriftsteller er eine besondere Vorliebe hegt, wie mehrfache Hinweise auf ihn bezeugen. Danach und aus weiteren Bemerkungen dürfen wir auf Le Mascriers Rechnung nicht allein zahlreiche stilistische Korrekturen setzen, sondern vor allem auch die Gliederung des Werkes in sechs *entretiens* nach Fontenelles Vorbild, während die Manuskripte durchweg (mit Ausnahme von Ch, das fünf durcheinandergeworfene

Teile aufweist und für die Text-Kritik so gut wie gänzlich ausscheidet) drei große *conversations* enthalten. Die Neueinteilung bot zugleich dem Herausgeber Gelegenheit, den Stoff in seinem Sinne 'gefälliger' zu gestalten durch romanhafte Übergänge zwischen den neugeschaffenen *entretiens*. Diese Zwischenpartien, die schon auf den ersten Blick als heterogene Elemente erscheinen, die an sich gar nichts mit dem *Telliamed* zu tun haben, übernahm er zum Teil aus Werken, an deren Abfassung er selbst teilhatte, so z. B. aus den *Cérémonies religieuses de tous les peuples du monde*, die er 1741 in Gemeinschaft mit dem Abbé Banier herausgab.

Wichtiger aber als die formalen Umgestaltungen sind die Abänderungen, die Le Mascrier am Inhalt des *Telliamed* vornahm. Es würde hier zu weit führen, die einzelnen Punkte zu besprechen; ich muß mich mit der Feststellung begnügen, daß sie vornehmlich von zwei Gesichtspunkten geleitet sind. Zunächst sehen wir Le Mascrier eifrig bemüht, die Gelehrsamkeit des Werkes durch eine große Anzahl von Anmerkungen, Einfügungen und Notizen unter dem Strich zu steigern. Freilich passiert es ihm dabei nicht selten, daß er mit seinen Bemerkungen auf den Holzweg gerät und Zitate anbringt, die absolut nicht zum Inhalt passen. Außerdem wird dadurch der Charakter eines fortlaufenden Dialogs, der in den gänzlich anmerkungslosen Handschriften durchaus gewahrt ist, erheblich beeinträchtigt. Von einschneidender Bedeutung sind endlich die zahlreichen Abänderungen, die Le Mascrier in der ausgesprochenen Absicht verfaßt hat, der Gefährlichkeit der Ideen des Verfassers die Spitze abzubrechen. Es ist sehr interessant, zu beobachten, wie Le Mascrier in der *Préface* nicht müde wird, die verdächtigen Punkte des Systems der Reihe nach durchzunehmen und in oft verzweifelt gewundenen Ausführungen die antichristliche Tendenzen atmenden Theorien mit dem Dogma zu versöhnen. Auf eine kleine Fälschung der Wahrheit kommt es ihm dabei schon in der Vorrede nicht an. Diese erscheinen aber gewaltig, wenn man den Text der Handschriften mit jenem der Drucke daraufhin prüft. Im allgemeinen läßt sich de Maillet auf Spezialfälle theologischer Spekulation überhaupt nicht ein. Aber hin und wieder kann er es nicht vermeiden, religionsphilosophische Probleme allgemeinerer Art zu streifen, weil sie sein Weltsystem unmittelbar betrafen (so in der Weltschöpfungs- und Sintflutfrage). Seinem Verfahren ist dann dasjenige Le Mascriers entgegengesetzt: während er unverrückt auf seinem einmal gefaßten Standpunkt verharrt und nur gelegentlich die christlich-dogmatische Anschauung und Überlieferung als mit seinen Theorien übereinstimmend hinzustellen sucht, ist jener umgekehrt eifrig bemüht, de Maillets Prinzipien überall dem Dogma anzupassen.

Das ging jedoch nicht ab ohne gewaltsame, willkürliche Veränderung des ursprünglichen Textes. In der Tat ist schließlich dank dieser Verstümmelungsarbeit des Herausgebers von den alten, unverfälschten, rein materialistisch-atheistischen Theorien de Maillets nur noch das Gerippe übriggeblieben. Le Mascrier hat ganze große Partien, die ihm allzu gefährlich erschienen, einfach ausgemerzt, dafür an zahlreichen Stellen kleinere und umfangreiche Abschnitte eingefügt, durch die er in möglichst unverfänglicher Weise dem System wenigstens eine stark teleologische Färbung zu geben versuchte. Davon finden wir in den Manuskripten nicht die geringste Spur. Eine teleologische Auffassung des Weltganzen ist de Maillet völlig fremd; er läßt vielmehr den Zufall das Weltganze regieren. Dreimal weist er dem *hasard* die bestimmende Rolle in der Ordnung des Weltalls in seinem astronomischen Teil (*entretien 5*) zu. Auch diese Hinweise sind in den Drucken gänzlich umgestaltet; ihr Sinn sogar völlig ins Gegenteil verkehrt. Was für ein erbitterter Gegner der epikuräischen Zufallstheorie Le Mascrier gewesen ist, ersehen wir übrigens auch noch aus dem von ihm Mirabauds *Le Monde* angefügten *Essai sur la Chronologie*, dessen erstes Kapitel *De l'éternité du Monde* eine gründliche Abrechnung mit den alten und modernen Jüngern des Epikur und Lukrez darstellt. Und so könnte ich noch zahllose weitere Einzelbeispiele aus dem *Telliamed* anführen, die sämtlich dasselbe Ziel verfolgen, den materialistischen, antichristlichen Tendenzen von de Maillets Lehre die Schärfe zu nehmen. Auch hierüber wird meine Einleitung zur kritischen Ausgabe eingehend handeln.

So ist schließlich jene Version zustande gekommen, wie sie in den Drucken vorliegt: eine verstümmelte, farblose, verklausulierte Fassung, die nur noch der Schatten des ursprünglichen Textes ist. Ihre abgeschwächte Form ist vor allem mit schuld gewesen, daß die Bedeutung des *Telliamed* als eines rein materialistisch-monistischen Werkes niemals — wenn wir von dem scharfsinnigen Voltaire absehen — völlig erkannt worden ist. Daß von klerikaler Seite aus auch an dem verhältnismäßig harmlosen Text der Drucke Anstoß genommen wurde, darf uns für jene Zeit nicht wundern.

Unsere Pflicht ist es jedenfalls, dem Autor wiederzuerstatten, was ihm von Rechts wegen gehört, d. h. sein Werk in möglichst reiner unverfälschter Form, befreit von allen Zutaten und Verstümmelungen, wiederherzustellen. Nach welchen Grundsätzen diese Aufgabe durchzuführen ist, darüber kann nach den bisherigen Ausführungen kein Zweifel obwalten. Wir müssen in erster Linie auf die Handschriften zurückgehen, von denen wir wenigstens mit völliger Sicherheit wissen, daß sie de Maillets Ideen in ursprünglicher reiner Form enthalten. Unsere Manu-

skripte erscheinen, verglichen mit den Drucken, als ein fast geschlossener, einheitlicher Block. Die Tendenzen und Grundprinzipien sind überall absolut gleichmäßig durchgeführt; Unterschiede liegen nur in der Einzelgestaltung vor. Für die Textkritik scheidet die ältere Version (N^2, M) aus, da in ihr noch eine Anzahl Partien, insbesondere einzelne geologisch-anthropologische Belege, die übrigens sämtlich auch in den Drucken wiederkehren, vornehmlich aus dem Gebiet der Provence, fehlen, die de Maillet, der von 1722 etwa an seinen Lebensabend in Marseille verbrachte, jedenfalls erst später nachgetragen hat, nachdem er in Marseille von ihnen Kenntnis erlangt hatte. Von der jüngeren Gruppe kommt von vornherein Ch nicht in Frage, das sich zwar inhaltlich mit den übrigen fast restlos deckt, aber eine höchst ungeschickte Gliederung in fünf ungleichmäßige Abschnitte aufweist. Die besten Handschriften liegen uns in N^1 und Ars vor, von denen wir der ersteren als der inhaltlich vollständigsten den Vorzug geben müssen. Freilich ist diese noch stärker als die übrigen durch Kopistenfehler und Irrtümer entstellt, doch lassen sich diese mit Leichtigkeit durch Vergleich mit den übrigen Manuskripten, gelegentlich auch mit den Drucken, beseitigen. Aus letzteren sind dann noch jene bereits erwähnten zwei Gattungen Zusätze einzufügen, die wir mit Sicherheit de Maillet zuweisen können. Alle übrigen Zutaten und Varianten aber, welche die Drucke im Gegensatze zu den Handschriften enthalten, insbesondere jene, als deren Urheber wir von vornherein Le Mascrier feststellen können, müssen wir als zweifelhafte, heterogene Elemente weglassen. Ein solcher, von allen Schlacken und unechtem Beiwerk gereinigter Text wird dann dartun, daß wir in de Maillet den ersten bedeutenden Evolutionisten, den ersten zielbewußten Vertreter jener philosophischen Richtung anzusehen haben, die sich nach und nach zum Darwinismus und ausgeprägten monistischen Materialismus entwickelt hat.[1]

Leipzig. Fritz Neubert.

[1] Es ist mir an dieser Stelle nicht möglich, näher auf die Frage des Quellenmaterials einzugehen, die eine Abhandlung für sich erfordert. Nur so viel möchte ich bemerken, daß die Untersuchungen hierüber reiches Material, das wiederum besonders für die Kulturgeschichte von Bedeutung ist, zutage fördern und einen vortrefflichen Überblick über das wissenschaftliche Rüstzeug eines Forschers aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts gewähren wird. Von den zahlreichen Problemen sei hier zum Schlusse nur dasjenige der *homines caudati* und *hommes marins* genannt, von denen vor allem letztere eine hervorragende Rolle im *Telliamed* spielen. Da das Material hierzu, das ich für eine Spezialuntersuchung zu sammeln gedenke, schwer auffindbar und verstreut ist, würde ich für jede sachdienliche Mitteilung dankbar sein.

Christine von Pisan,
ihre Auflösung und Weiterbildung der Zeitkultur.

Nachdem der geistige Gehalt des Minnesangs nach Italien abgeflossen war, behielt das nördliche Frankreich nur dessen Formalismus bei, in dem die besonderen Denklinien der Troubadourkunst einer rettungslosen Schematisierung anheimfielen. Selbst bei den hervorragendsten Trägern der ritterlichen Kunst Nordfrankreichs bildet ein klügelndes Gedankenspiel über den Begriff der Liebe den lehrhaften Inhalt ihrer preziösen Dichtung. Die geistigen Verfassungen, welche im Lied des Minnesingers wiederzukehren pflegten, erstarrten zu hohlen Allegorien. Wenn auch die kirchlichen Lehrgedichte mit ihren überlieferten Verkörperungen der sittlichen Ideen dieser Verwandlung als Muster vorgeschwebt haben, so konnte sie doch erst eintreten, als der bürgerlichen Nüchternheit das persönliche Erlebnis ferne lag, das eben doch die lebensvolle Quelle des Minnesangs gewesen war. In dem Maße, als sich die Bedingungen verloren, aus denen jene Kunst erwachsen war, veräußerlichte sich deren rhetorische Nachahmung. Die gesellschaftlichen Voraussetzungen fehlten dem neuen Geschlecht des städtischen Erwerbs ebensosehr wie die festliche Gehobenheit der Rittertage, und sie pflegten die übernommenen Dichtungsformen, nicht weil sie ein geeignetes Gefäß für ihre Gedankenwelt gewesen wären, sondern weil sie immer noch ein modisches Vorrecht besaßen. Die emporkommende Klasse fand ein Gefallen darin, die Haltung des Adels anzunehmen, soweit sie es vermochte; allein die erotischen Beziehungen, welche den fruchtbaren Kern der ritterlichen Lyrik ausmachten, blieben in den geselligen Formen des Bürgertums nur als eingebildete Annahme bestehen. Erst aus dieser Unwirklichkeit und gedanklichen Schematisierung ist es zu verstehen, daß Guillaume de Lorris seine Heldin nicht etwa nur in einem einmaligen Bilde der Rosenknospe vergleicht, sondern sie als in einer vollständigen Allegorie darin verschwinden läßt. Die Person der Geliebten, die schon unter den Händen der Troubadours zu einem Typus verallgemeinert worden war, behält überhaupt nur noch ihre Bedeutung als zentraler Gegenstand, um den sich die Maschine der allegorischen Begriffe dreht. Um diese in Bewegung zu setzen und zu erhalten, bedarf es nur zweier Tugenden: der schönen Gestalt und der spröden Haltung, welche in der Rosenknospe des Guillaume als letzte Einheiten enthalten sind.[1]

[1] In seiner *Orloge amoureux* stellte sich auch Froissart das ganze Minnewesen als Uhrwerk dar, in dem Schönheit das Blei ist, welches das Mutterrad der Sehnsucht bewegt.

Und was sich in seinem Roman begibt, mutet an wie eine Parade von Gedanken, die alle schon ausgesprochen waren und nun unter einem neuen und gefälligen Aufputz ihre klapprige Überlebtheit verbergen. Die Geisteswelt, deren Inhalt und Ergebnis diese Begriffe bildeten, war abgeflossen, und sie lagen umher wie Versteinerungen, aus denen kein Leben mehr zu holen war.

Nachdem so die Minnedichtung aufgehört hatte, ein natürliches Gewächs zu sein, und in ihren dürren Abstraktionen nirgends mehr lebendigen Saft verriet, war es klar, daß sie von der Flut eines veränderten Zeitalters entwurzelt wurde, zumal sich darin zwei Strömungen verbanden, die dem Wesen des Frauendienstes todfeind waren. Der Klerus, der in neugeschaffener Kraft die geistige Führung an sich riß, gab der Erhöhung des Weibes keinen Raum, denn er schätzte es theoretisch nach den Urteilen der Kirchenväter Tertullian und Hieronimus ein, und fand deren praktische Bestätigung in den Beichtstühlen. Und das Bürgertum, dessen Dasein auf Geld und Erwerb eingestellt war, vermochte unter diesem materiellen Gesichtswinkel die Frau nur nach ihrer Nützlichkeit einzuschätzen: als oberste Magd des Hauses und als Mittel zur Fortpflanzung.

Freilich bemühte sich der Adel, die Gepflogenheiten und Ideale seiner Glanzzeit beizubehalten, aber die geschmacklose Pracht seiner Waffenspiele und die Plattheit seiner geselligen Formen verrieten erst recht, wie sehr er selbst vom Banausentum angekränkelt war. Er vermochte nicht, seinen Standestugenden prouesse und courtoisie den obersten Rang zu bewahren; und nachdem sich die Überlebtheit der ritterlichen Kampfweise bei Crécy und Poitiers in blutigen Niederlagen bewiesen hatte, blieben die Turniere der Burgunderherzöge sinnlose Schauspiele, und der Liebeshof Karls VI. war nichts als eine unterhaltende Belustigung, nachdem der Adel von politischen Aufgaben ganz in Anspruch genommen war. Aber die unruhige Bangigkeit, womit er das Absterben seiner geistigen und kriegerischen Vorherrschaft empfand, ließ ihn an den Äußerlichkeiten einer überlieferten Sitte um so krampfhafter festhalten, und er suchte mit maßlosem Glanz zu ersetzen, was seiner Lebensweise an geistiger Kraft abging. Die Höfe des Adels öffneten sich einer Dichtarbeit, die nach bürgerlichen Maßen wirtschaftete, deren unsägliche Nüchternheit sich nicht zum wenigsten in der Bedeutung zeigt, welche man der Menge beimaß. Das Handwerksmäßige gewinnt den Vorzug vor dem Schöpferischen, und auf den Pergamenten verrät sich die Schätzung, die der Schönschreiber und Vignettenmaler vor dem Dichter voraushatte.[1] Was aber bei aller stoff-

[1] Eine Bewertung, die sich freilich auch durch die verschiedenen Entwicklungsstufen erklärt, worin die beiden Künste standen. Nicht nur die

lichen Beschränktheit das neue Ideal der Zeitgenossen zu werden begann, das ließ der Adel fast gänzlich unbeachtet: nämlich die sagesse. In Paris glänzte die Wissenschaft der Scholastiker, und der Laie strebte danach, sich ihrer zu bemächtigen, denn die gelehrte Bildung schickte sich an, dem zerfallenden Rittertum die Führung der Geister abzunehmen.[1] Wenn dagegen dies auf seine Gewalt vertraute, so sah es nur um so heftiger die Auflehnung der demokratischen Zeitgesinnung gegen sich entbrennen. Der Holzhauer Franc Gontier hält mit grollender Genugtuung seine biedere Beschränkung gegen den faulen Prunk der Herren; der Volkswitz macht sich im Baudoin de Sébourg lustig über das abgelebte Ritterwesen und erhebt einen Schuhflicker zum König von Bagdad, lauter geistige 'Jacquerien', die gegen alles, was vom Adel kam, erbittert loshieben, nicht zuletzt gegen den Kultus, den er mit der Frau getrieben hatte.

Der Mann dieses bewegten und erwerbenden Zeitalters hatte weder Muße noch übrige Kraft, sich in langwierigen Anstrengungen die Gunst der Frauen zu erwerben; das geduldige und gehorsame Eheweib Griseldis wird das zeitgemäße Ideal, und man strebte weniger nach jener festlichen Gehobenheit, welche den Pulsschlag des weiblichen Umgangs bei den Minnesingern ausgemacht und sie zu ihren Taten angespornt hatte; man wünschte vielmehr eine Alltagsbequemlichkeit, in der sich behaglich ausruhen ließ. Keinem fällt es mehr ein, sich vor dem Bild einer grausam stolzen Herrin abzuhärmen in vergeblichen Klagen, und diese nutzlosen Verhimmelungen wurden abgelöst von der Gestalt der allerbarmenden Gottesmutter, die auch den größten Sünder um eines reuigen Paternosters willen gnädig und mit Freuden aufhebt. Die humilitas, mit der sich einst der Frauendiener trug, wird zur geziemenden Frauentugend, die sie vor Gott und dem Gatten gleicherweise zu bewähren hat, und der

dichterische Schöpferkraft war erlahmt und ließ sich durch Gelehrsamkeit und Übersetzung vertreten, auch die Sprache selbst befand sich in einem Zersetzungsfieber, widerstandslos gegen die eindringenden Verheerungen des Latinismus. Die Malerei hingegen schwelgte in den Schnörkeln der Spätgotik und entfaltete in ihrer Guaschtechnik einen Reichtum des Form- und Raumsinns, von dem die Gebetbücher des Herzogs von Berry glänzendes Zeugnis ablegen.

[1] Deschamps, Miroir du mariage, 72. rebriche (Satire auf den ungebildeten Adel):

Ou l'estude a ete bonne
la chevalerie s'adonne
A estre grant puissant et forte
Et ou l'estude a ete morte
Ou péri par accident
A este, est par conséquent
chevalerie povre et vuide:
Quant l'une s'en va, l'autre vuide.

blinde Gehorsam, in dem ein Lancelot seinen Ruhm gesucht hatte, ist die erste Pflicht, die man von der Frau erfüllt sehen will. Jenes höchste Ehrenkleid aber, das sich die Ritterwelt auf den Leib geschnitten hatte, die courtoisie, verliert in der neuen Umgebung seinen goldenen Schimmer und verblaßt zum Begriff der hausbackenen Liebenswürdigkeit, die aufhört, den Verkehr nur eines bevorzugten Standes zu bestimmen, und welche nicht mehr um ihrer selbst willen geübt wird, sondern wegen des Nutzens, den man für sich daraus erwartet.[1] Eine bescheidene Zuvorkommenheit in Worten und Bewegungen gegen jedermann ist es, die man von der Frau erwartet; die femme courtoise ist nicht mehr die Verkörperung eines höfischen Ideals, als welche sie die Ehrerbietung des Mannes empfängt, sondern ein wohlgezogenes Weib von bürgerlicher Gefälligkeit, das sich bei den Leuten beliebt zu machen weiß. Der Chevalier de Latour-Landry ermahnt seine Töchter zu dieser Tugend, indem er deren Nützlichkeit eindringlich erläutert an dem dreifachen Beispiel jener Unglücklichen, denen aus Mangel an 'Liebenswürdigkeit' die besten Partien verlorengingen. In diesem Jahrhundert der entstehenden Geldwirtschaft setzt man den Wert einer guten Eheversorgung mit unverhohlener Wichtigkeit ins Licht; deshalb geziemt auch der Frau nach bürgerlicher Elle ein braver Gehorsam gegen den Mann, der den Vorzug des Geldverdienens vor ihr voraushat. Wenn die ritterliche Lyrik die konventionelle Ehe verwarf und in der Auflehnung gegen jede andere Verbindung mit einer Frau, die nicht von der Liebe allein geknüpft ist, das altfränkische Patriarchat in der Gestalt des 'yelos' verspottet, tritt dies Geschlecht den schulmeisternden Beweis an, daß die Hahnreischaft den Mann nicht lächerlich mache, sondern die Frau strafbar. Das Auge des Bürgers war keineswegs geschaffen, den Lichtschein zu erblicken, mit dem das Rittertum die Weiblichkeit verklärt hatte; die jugendliche Freude ('joie'), mit

[1] Geoffroy, Chevalier de Latour-Landry, enseignement des filles chptre Xc cy parle comment toutes femmes doivent être courtoises. ... *courtoisie vaint les felons orguilleux cuers, et à l'exemple de l'espervier sauvage, par courtoisie vous le ferez franc, si que de l'arbre il vendra sur votre poing, et se vous lui estiez en riens rudes et cruelz, jamais ne vendroit ... Et donc, puisque courtoisie vaint oisel sauvaige, qui n'a nul rayson en soy doit courtoisie mater et refraindre tout cuer de homme et femme, ja tant n'aient le cuer orgueilleux, fier ne felon; courtoisie est le premier chemin et l'entrée de toute amistié et amour mondaine, et qui vaint les haulz couraiges et adoulcit l'ire et tout le courroux de toute amistié, et pourtant est belle chose, d'être courtoise. ... Après je cognoys des grans dames et autres qui sont moult courtoises et qui en ont moult de belles graces acquist de l'amour des grans et des petits; se vous monstrés votre courtoisie aux petits et aux petites, c'est de leur faire honneur et parler bel et doulcement avec eux et leurs estre de humbles reponses' etc.*

welcher sich im Herzen des Minnesingers die Wirkung des anderen Geschlechts bekundete, fand daher keinen Platz in dem Bilde des weltlichen Glücks, dem die neue Generation huldigte. Ihr aufs Materielle gerichteter Sinn fand die irdische Freude in der Geschlechtlichkeit des Weibes und schätzte sie wie die anderen Genüsse des Essens und Trinkens als ein behagliches Vergnügen des Daseins. In der Menschenansammlung der Städte entstanden die Bordelle als wohlgelittene Einrichtungen, und der luxuriöse bürgerliche Haushalt vermehrte sich um die 'femme estrange'.

So befand sich die ritterliche Achtung vor der Frau im Absterben und deren bürgerlich-geistliche Geringschätzung in der Ausbreitung, als sich Christine von Pisan gegen Jean de Meung und dessen zahlreiche Gesinnungsgenossen zum Anwalt der weiblichen Sache aufwarf. Früh verwitwet und in vergeblichem Kampf um eine mäßige Nachlassenschaft hatte sie jene Mißachtung[1] zum erstenmal am eigenen Leibe erfahren, ein Schicksal, das sie um so empfindlicher treffen mußte, als entgegen der französischen Sitte durch eine sorgfältige Erziehung nach italienischem Muster ein Selbstgefühl in ihr geweckt worden war, das bei der zärtlichen Liebe ihres verstorbenen Gatten nichts eingebüßt hatte. Ihre Zeitgenossinnen waren zu beschränkt, um den Bann der Geringwertigkeit abzuwerfen, welcher die kirchliche Billigung besaß und mit dem schweren Rüstzeug scholastischer Gelehrsamkeit gewappnet war. Ihre Unwissenheit verschloß ihnen den Einblick in die Abhandlungen, worin über sie zu Gericht gesessen wurde, und sie kannten nur die Mißachtung selbst, nicht die vielen Schriften, welche sie predigten. Aber sie nahmen denn diese auch als etwas Gewohntes und Selbstverständliches hin, und man weiß von keiner Frau, die an der Sache Christinens Anteil genommen hätte. Sie focht allein eine Fehde aus, in welcher mächtige Gegner in die Schranken traten, ohne daß diejenigen, für die sie sich einsetzte, ein Verständnis für das Ziel gehabt hätten, das sie mit klarer Einsicht verfolgte. Christine hatte ein zeitgemäßes Wissen nicht nur den Frauen, sondern auch den meisten Männern voraus, und in dieser Überlegenheit war nicht nur die sachliche Möglichkeit begründet, gegen die Frauenverächter aufzutreten, sondern auch die geradezu persönliche Beleidigung, welche sie in deren Schmähungen empfand. Wie sie das Weib im allgemeinen verleumdet sah, war ihr Ziel freilich, ihre Lanze für das gesamte Geschlecht zu brechen, aber der Anlaß liegt doch in der Auflehnung, die sie für sich selbst gegen jene wegwerfenden Reden erlebte. Dies ge-

[1] Über die Einzelheiten des Lebens C.s vgl. E. Robineau, Christine de Pisane, sa vie et ses œuvres, St. Omer 1882.

steigerte Empfinden war nicht zuletzt ein Ergebnis ihres Witwenloses, in dessen harter Schule die Persönlichkeit und die Frau zugleich in ihr wuchsen. Die Bedürftigkeit wies sie an die Höfe der Großen und fesselte sie so an den Adel, um sie zugleich davon zu scheiden; von der bürgerlichen Umgebung entfernte sie der Tod des Gatten, und ihre gelehrte Bildung führte diese Loslösung noch weiter, während sie von der gelehrten Welt selbst durch ihr Geschlecht getrennt war. So war sie ganz allein, und man versteht ihr rührendes *seulete suy,*[1] das die Klage ihrer jungen Witwenschaft war. Eben diese Abgeschlossenheit, die sie ganz auf sich selbst anwies, zwang sie freilich, ihr Schicksal mit eigenen Händen zu formen, und wenn sie diese Tatkraft mit der behäbigen Geborgenheit anderer Frauen verglich, so hatte sie wohl ein Recht, zu sagen *de femelle devint maale.*[2] Aber die selbstbewußte Persönlichkeit, welche die Frucht ihres sorgenvollen Geschickes war, bildete auch das Bewußtsein ihres Geschlechts zu einer Stärke aus, deren das enge Dasein ihrer Schwestern nicht fähig sein konnte. Sie fand ihr Leben frei von den Kardinallastern, welche die mittelalterlichen Schmähschriften am Weibe aufzuzeigen nicht müde wurden: Der Vorwurf der Putzsucht galt nicht für sie, denn sie ging *noir vestue*[3] und verbarg ihre Dürftigkeit unter der verblassenden Feinheit ihrer früheren Kleider *non pas souvent renouvelée;*[4] die Anschuldigung der Wollust traf sie nicht, denn sie hatte als eine stille Witwe die Liebe mit ihrem Gatten begraben, und der Trägheit konnte sie am wenigsten geziehen werden, die ihr Hauswesen mit Mühe und Eifer zusammenhielt und sich auf eigene Faust mit drei Kindern und bedürftigen Anverwandten durch die Jahre schlug.[5] Wenn nun diese Christine den Kampf gegen die Frauenverächter einleitet, so ist es nicht mit der Absicht, dem Weibe etwa wieder jene erhobene Stellung zurückzugewinnen, die sie in der ritterlichen Gesellschaft des zwölften Jahrhunderts besessen hatte. Ja, sie streitet nicht einmal um eine ausdrückliche Gleichberechtigung der Frau, denn sie ermahnt ihren Sohn: *Fay toy craindre de ta femme a point mais gard bien ne la battre point.*[6] Sie war selbst ein zu gutes Eheweib gewesen, als daß sie jene humilitas

[1] Vgl. Société des anciens textes frçs., œuvres poétiques de Christine de Pisane (publ. par Maurice Roy), Paris 1894.

[2] Mutacion de fortune.

[3] Œuvres, tome I, rondeaux, pag. 148, no. III.

[4] Vision 55ro.

[5] Sie haßte denn auch den Müßiggang der Frauen und nahm in ihrem livre des trois vertus Gelegenheit, der 'oisiveté' einen tadelnden Abschnitt zu widmen.

[6] Œuvres tome III les enseignes moraux (für Jehan de Castel), pag. 41, no. XCIV.

ganz und gar aus der Frauenseele hätte verbannen wollen, und wenn sie bei Gelegenheit ehebrecherische Liebschaften verwirft, so tut sie es nicht nur mit der ernsten Erinnerung an den Zorn Gottes, sondern auch mit dem drohenden Hinweis auf den Gatten, der *s'en aperçoit et la femme est morte ou cheoite en reproche, ne jamais puis n'a bien.*[1] Um in dichterischer Verklärung ihre eigene Ehe zu malen, findet sie kein passenderes Bild als das einer einfachen Schäferin, die in demütigem Glück die Liebe ihres 'monseigneur' empfängt.[2] Christine will der Frau keine andere Bedeutung einräumen, als sie im Rahmen der Zeit schon hat; sie will sie nur gegen verächtliche Ungerechtigkeiten verteidigen. Gerade im Kreis der bürgerlichen Alltäglichkeit erblüht ihr das Verdienstvolle an der Frau, und indem sie darauf verzichtet, an dem beschränkten Nützlichkeitsmaßstab der Zeitgenossen zu rütteln, will sie nichts weiter, als daß die Erfüllung der gestellten Aufgabe anerkannt werde. Es handelt sich bei ihr nicht darum, der Männerwelt eine neue und höhere Bewertung des Weiblichen zu lehren; sie fordert nur dessen angemessene Geltung in dem untergeordneten Bereich, den ihm die bürgerliche Welt zuwies. Auch ihr sind es die Magdestugenden, die dem Weib eine Ehrenkrone ums Haupt legen, und als fromme Frau in einem kirchlichen Zeitalter zeigt sie den Wert des Weibes im Dienen:

— Car tout homme doit avoir le cuer tendre
Envers femme qui a tout homme est mere
Et ne lui est ne diverse n'amere,
Ainçois soefve, doulce et amiable,
A son besoing piteuse et secourable,
Qui tant lui a fait et fait de services
Et de qui tant les œuvres sont propices
A corps d'omme soeffvement nourrier;
A son naistre, au vivre et au mourir
Lui sont femmes aidans et secourables
Et pieuses, doulces et serviables.[3]

Das Vorbild dieser Frauen ist nicht die hehre Himmelsfürstin, sondern die biblische Mutter im Stall mit dem Kindlein in jener Verbiederung der himmlischen Dinge, welche diesem Zeitalter der Legenden und Mirakelspiele geläufig war.

Wenn so Christine nicht den geringsten Versuch machte, den engen Zirkel zu sprengen, in dem ihr Jahrhundert die Frau eingeschlossen hielt, so wandte sie sich mit ihrer beredten Verteidigung doch nicht an das Bürgertum, aus dessen Wesen sich die Stellung des Weibes bestimmte und das daher die deutlichste Empfindung für den Hinweis auf ihre Dienste hätte haben

[1] Ibd. tome III, le livre du duc des vrais amans, pag. 169.
[2] Ibd. tome II, le dit de la pastoure, pag. 223 ff.
[3] Œuvres, tome II, l'Epistre au Dieu d'Amours, pag. 6, vers 167 ff.

müssen, auch nicht an den Klerus, der zuerst die weibliche Frömmigkeit dieser Zeit hätte anerkennen sollen, sie wandte sich vielmehr an den Adel. Diesem waren die Lehren des Jean de Meung und des Matheolus zwar ebenso geläufig als irgendeinem weiberfeindlichen Kleriker, und Christine beklagte bei jeder Gelegenheit die geflissentliche Unhöflichkeit der vornehmen Herren.[1] Aber eben deshalb richtet sie ihre Worte an die Adeligen, denn unter allen zeitgemäßen Frauenschmähern waren sie die einzigen, denen sie durch den Hinweis auf die Überlieferung ihrer Ahnen[2] klarmachen konnte, daß ihr Betragen unziemlich sei. Nicht zuletzt vertraute sie auch auf den Anruf ihres edlen Standes, der sie zu einer edleren Gesinnung verpflichte.[3] Innerhalb des Adels selbst hatten sich auch jene Vereinigungen gebildet, die sich den Schutz und die Ehrung der Damen zur Aufgabe stellten.[4] Aber daß diese Nachblüte des Frauendienstes nur ein künstliches Gewächs war, das mehr der Schaustellung als der Sache diente, verrät die Dichtung Christinens zu Ehren des Rosenordens, bei aller freudigen Teilnahme. Dort werden die Ritter in einer Ballade aufgefordert, *que desormais en trestoute maniere | Yrez l'onneur des dames soustenant,*[5] und die Dichterin, die ihre Heiligen kennt, schließt mit der bezeichnenden Drohung: *mais s'aucun le prent et le jure (sc. l'ordre) | et puis après il s'en parjure | Cellui soit tenu pour infame | Hay de tout homme et de*

---

[1] Ibd. pag. 2, 33 ff.:
Car a present sont pluseurs chevaliers
Et escuiers mains duis et costumiers
D'elles (sc. les femmes) traïr par beaulx blau-
[dissemens.

Siehe auch ibd. pag. 5, 118 ff.

[2] Ibd. pag. 2, 23/24:
Sur tous païs se complaignent de France
Qui jadis fu leur escu et deffense.

[3] Ibd. pag. 39, 320 ff.:
C'est es nobles et es gentilz
Hommes qui doivent ententis
Estre a mieulx valoir qu'autre gent;
Bonté leur siet mieulx que or n'argent:
Mais des vilains ne fais je force
Car ceulx ne font bien fors a force
N'on ne les pourroit amender
Pour leur ennorter ne mander
Car la condicion vilaine
Qui pis flaire que male valaine
Si est trop fort a corrigier.

Siehe auch ibd. pag. 43, 477 ff.

[4] Der Liebeshof Karls VI., der Rosenorden des Herzogs von Orleans und der Orden des grünen Schilds mit der weißen Dame des Marschalls von Beaucicaut. Groeber (Deutsche Revue, 27. Jahrgg. (1902), IV, Die Frauen im Mittelalter und die erste Frauenrechtlerin, führt die Gründung dieser Orden auf die Marienverehrung des 14. Jahrhunderts zurück.)

[5] Œuvres, tome II, le dit de la rose, pag. 34.

famme.[1] Der angebliche Zweck dieser Orden schloß auch nicht aus, daß ihnen Leute angehörten, die eingeschworene Anhänger des Jean de Meung waren, ja sogar solche, die durch sittliche Ausschreitungen bekannt waren[2] und Gestalten wie Eustache Deschamps, dessen grämlicher 'Ehespiegel' einen wunderlichen Gegensatz zu seiner Mitgliedschaft im Rosenorden bildet. Die Überlieferungen der ritterlichen Blütezeit hatten sich indessen auch in mancherlei sonstigen Gesellschaftsgebräuchen erhalten, sowie in dem Gehaben, das die Höflinge in der Verfolgung ihrer Liebeshändel beobachteten. Christine schildert selbst in ergötzlicher Lebendigkeit,[3] wie sie ihre Beständigkeit zu beteuern pflegen, wie sie vorgeben, qualvolle Leiden zu erdulden und zu dessen Beweis selbst Tränen vergießen; wie sie tun, als mache sie die Liebe bleich und hinfällig,[4] um dann, da sie dieses Elend angeblich nicht länger ertragen können, ihre Gäule auf den Gassen umherzuspornen und sich in Trubel und Feste zu stürzen. So gebärdeten sie sich wie die Sänger der Minne, indem sie zu einer schlauen Liebestechnik machten, was dort 'die besten oft in tiefe und wahre Trauer versenkt'[5] hatte. Aber da diese ganze ars amoris nur geübt wurde: *'a mettre a fin ce que leurs faulz cuer pense,*[6] so sträubte sich der ehrliche Sinn Christines gegen diesen Mißbrauch. Gerade weil sie der Geringschätzung der Frau ein Ende setzen will, wird sie nicht müde, vor diesen Maskeraden zu warnen, in denen sich die platte Verführung verhüllt. Sie erkannte überdies, daß die wegwerfende Frauenschätzung ihren besten Boden fand in der sittlichen Lockerheit dieses kriegerischen Jahrhunderts. Die altehrwürdige Kampfesweise Mann gegen Mann mit ihrer ausgebildeten Höflichkeit auch gegen den Feind hatte aufgehört, und die neue Kriegskunst verzichtete darauf, ein edles Waffenspiel zu sein, um dafür die Niederwerfung des Gegners mit allen Mitteln zu lehren. Man mußte jeden Zufall ausnützen und mit Verschlagenheit handeln. Die Staatskunst, welche zu einer bedeutenden Angelegenheit emporwuchs, entfaltete diese Praktiken weiter und erzog die Adligen nach ihrem Wesen, denn der Kampf um ihre Standesziele drängte ihnen dieses geistige Werkzeug auf. In dieser Schule verstärkte sich die einseitige Beachtung des rein Praktischen, unmittelbar Nützlichen und Vorteilhaften, und unter dieser Einstellung des Blicks auf das Stoff-

---

[1] Ibd. pag. 48, 628 ff.

[2] Vgl. Romania XX., 447, A. Piaget, La cour amoureuse.

[3] Œuvres, tome II, l'Epistre au Dieu d'Amours, pag. 2, 36 ff.

[4] Vgl. das Spottlied mit dem Kehrreim: *qui plus se plaint n'est pas le plus malade tome I*, cent balades, no. LIII, pag. 54.

[5] Vgl. darüber E. Wechßler, Kulturproblem des Minnesangs, pag. 3, 62.

[6] Œuvres, tome II, l'Epistre au Dieu d'Amours, pag. 3, 62.

liche bekam auch in den Beziehungen zum Weibe der Brennpunkt des Geschlechtlichen eine ausschließliche Bedeutung. Gesteigert wurde diese Abtrennung durch die geringere Seßhaftigkeit gegenüber dem Bürger, der in seiner ruhigen Häuslichkeit eine ordentliche Verwaltung zu schätzen wußte. Aber die Edlen hatten die Besorgung des Hauses nicht nur zumeist in die Hände Bediensteter gelegt, so daß die Frau in ihrer wirtschaftlichen Wichtigkeit eingeschränkt wurde, sie lernten auch auf Kreuzzügen, kriegerischen und politischen Reisen die Gelegenheit zu nehmen, wo sie war, und das, was ihnen nicht auf geradem Wege zufiel, als geschmeidige Unterhändler auf ränkischen Umschweifen zu haben. Diese Gesinnung war es in Wahrheit, die sich hinter jenem galanten Wesen verbarg. Das Gefühl Christines empörte sich gegen eine Spielerei mit Dingen, welche ihr sehr ernsthaft waren. Die Entwürdigung des Weibes, die darin enthalten war, erschien ihr um so empfindlicher, als sie unter dem Schein einer dienenden und selbstlosen Unterwürfigkeit vor sich ging. Aber der gesellige Lebensinhalt, dem andern zu huldigen, besonders der Frau, unter Zurücksetzung des eigenen Ichs, lebte nur noch in mechanischen Formen, denn die neue Zeit lehrte, das Seinige festzuhalten und auf seinen Vorteil bedacht zu sein. Die Verbürgerlichung des Adels hatte eine Selbstsucht[1] im Gefolge, die nicht verfehlte, auch auf das Verhältnis zu den Frauen Einfluß zu gewinnen. Aber nicht der nackte Trieb sollte die Wurzel des Liebeslebens sein, vielmehr suchte es Christine auf der treuen Aufrichtigkeit, der Loyauté, aufzubauen. In ihrem Festgedicht auf den Rosenorden ist es denn auch die Deesse de loyauté, welche das ideale Verhältnis des Ritters zu den Frauen beschreibt und die betrügerischen Schlechtigkeiten im Liebesumgang auszurotten im Begriff ist. In der echten Aufrichtigkeit der Liebe, wie sie ihre eigene Ehe erfüllt hatte, liegt ihr die Zuflucht des Herzens aus dem Betrug und der Verlogenheit, in denen sie das Elend der Zeit erblickt.[2] Die Herbheit des Lebens war ihr unter der schützenden Liebe eines zärtlichen Gatten fremd geblieben, und da sich ihr dieses Gut auf dem dunklen Hintergrund ihres Witwenschicksals in schmerzlicher Erinnerung verherrlicht, mußte sie dessen Erniedrigung mit zornigem Abscheu empfinden. Die Keime aber jener lauteren Auffassung findet sie in der weiblichen Eigenart, denn *simples sont, n'y pensent se bien non*[3] und

[1] Œuvres, tome II, balades, pag. 94, no. XCIV.

[2] Ibd. tome II, une epistre a Eustace Mourel, pag. 297: *O maistre! Quelle merveille dure Est de veoir ou temps qui dure Mençonge et barat si en cours En cités en chastiaulx, en cours etc.*

Ebenso tome I, autres balades, pag. 254, no. XLI.

[3] Ibd. tome II, epistre au Dieu d'Amours, pag. 4, 101.

in der Liebe sind ihrem einfältigen Sinn die Doppelzüngigkeiten fremd. Darum ist ihr auch das wahre Weib gefeit gegen alle niederträchtigen Täuschungen,[1] und mit dem Stolz einer klugen und tugendhaften Frau ist ihr das Unterliegen ein Verdammungsurteil. Nicht etwa aus altjüngferlicher Entrüstung; sie nimmt vielmehr auch die Fehlgegangenen in Schutz gegen männliche Lästerungen, indem sie die eigentümliche Anschauung der mittelalterlichen Kirche teilt: *'Car le pecheur on ne doit diffamer ce nous dist Dieux.*[2] Wenn sie dennoch eine deutliche Unterscheidung macht zwischen den 'vaillans dames' und den 'femmes petit cremeteuses', so geschieht dies aus dem umfassenden Weiblichkeitsbewußtsein, von dem ihr ganzer Kampf getragen ist. Wie sie, aufgereizt durch die zeitgemäßen Schmähschriften, nicht als einzelne Person, sondern als Vorkämpferin ihres Geschlechts, als Weib, den hingeworfenen Handschuh aufgriff, so stellten sich ihr im Verlauf des Kampfes die beiden Lager immer getrennter gegenüber, und sie verlangt daher von jeder Frau das Bewußtsein dieses Gegensatzes und damit dessen Verantwortlichkeitsempfinden. Das korporative Ehrgefühl, welches sie anspannt und in dem ihr eigenes Ich verschwindet, erwartet sie von jeder einzelnen. Es enthüllt sich hier eine Loslösung vom Einzeldenken zu einer überragenden Idee, die gerade in diesem Zeitalter der privaten Selbstsorge eine Kühnheit bedeutet, um so mehr, als ihr Aufruf an eine Gemeinschaft ergeht, die sich in gedrückter Enge befand. Die Frau kannte nur die Ehre ihrer Jungfernschaft; jetzt wurde ihr gezeigt, daß es darüber hinaus noch eine andere gab, bei welcher es sich nicht um die leibliche, sondern um die persönliche Bewahrung handelte. Denn was für Christine Ausgang und zugleich Ziel ihres Handelns war, das ist die Einheit des Weibseins mit der Persönlichkeit! Wenn sie in den männlichen Liebesränken und Schmähreden die beiden wechselseitigen Ursachen der Frauenverachtung erkennt, so sieht sie die einzige Gegenwaffe in der Ermahnung an die Frauen, ihre Persönlichkeit zu wahren. Dieses weibliche Selbstbewußtsein nun wird zusammengefaßt in dem Ideal des 'bon renom', der seinen maßgebenden Ausdruck findet in dem Brief der Sebylle de Monthault, dame de la Tour,[3] der im 27. Kapitel (I. Abschnitt) des livre des trois vertus wiederkehrt. Auf dem Hintergrund des Kampfes, den Christine geführt hat, ist diese Tugend des 'guten Rufes' keinewegs nur eine bürgerliche Anständigkeit, sondern die Angelegenheit des weiblichen Stolzes. Man ist sie seinem Geschlecht schuldig, wenn die Übelreden auf die Frauen ein Ende haben

[1] Ibd. pag. 11, 330 ff.
[2] Ibd. pag. 8, 210.
[3] Œuvres, tome III, pag. 59 ff. im Livre du duc des vrais amans.

sollen, und sie ist ein heikles Ehrenkleid, worin man verzichten muß auf den tändelnden Umgang mit Freunden und Liebhabern, wie es in der Sitte der feinen Welt eingewurzelt war. Der Begriff des 'bon renom' erwächst Christine aus ihrem Streit gegen die Frauenverächter, und seine Unliebenswürdigkeit im Gegensatz zu dem ritterlichen Ideal der cointise ist darin begründet, daß er eine Schutzmauer und ein Panzer sein soll. Der Zorn Christines gegen die mesdisans und jangleurs ist unversöhnlich, und man könnte nach dem Zeugnis ihrer Dichtungen geneigt sein, darin eine persönliche Erbitterung zu sehen. Denn man scheint, zumal in ihrer Fehde gegen die Gesinnung des Rosenromans, nicht nur ihren Lebenswandel angegriffen, sondern auch aus ihren modischen Liebesliedern verleumderische Folgerungen gezogen zu haben; sie nimmt nämlich mehr als einmal Gelegenheit, zu sagen, daß dies nicht ihre wahren Gedanken seien: *'de triste cuer chanter joyeusement | Et rire en dueil c'est chose fort a faire'*.[1] Aber von solchen gelegentlichen Erklärungen abgesehen, tritt ihre eigene Sache völlig zurück, und sie klagt vom Standpunkt ihres ganzen Geschlechts die üble Nachrede an und die erotischen Rodomontaden, die in den Tavernen so gut wie an den Höfen zu Hause waren. Damit aber der gute Ruf der Frauen nicht angetastet werde, ermahnt sie immer wieder, sich zu hüten vor den Ränken der Liebhaber, und dies gibt ihrem 'bon renom' die eigentümliche Starrheit:

'Dames d'onneur, gardez voz renommées,
Pour dieu mercis eschevez le contraire
De b o n r e n o m, que ne soyés blasmées;
Ne vueillez point acointances attraire
Telles, qu'on puist recorder ne retraire
Par voz maintiens qu'ayez legiers les cuers,
Ne qu'en nul cas vous daignissiez meffaire,
Et ne croyex flajolz de decepveurs.'[2]

— toute grant maistresse et semblablement toute femme doit trop plus estre convoiteuse d'acquerir b o n r e n o m que quelconque autre tresor, car il la fait reluire en honneur.[3]

'Car son r e n o m dame trop fort empire
Qui a croire legierement se tire.[4]

Ja, ihr Zorn gegen die galanten Betrüger geht bis zu dem Wunsch, sie wie die Genossen des Odysseus in Schweine verwandelt zu sehen, denn:

Il n'est nulle si grant maistrece
Ne femme autre, soit droit ou tors,

[1] Œuvres, tome I, rondeaux, pag. 153, no. XI.
[2] Ibd. autres balades, pag. 257, no. XLIII.
[3] Œuvres, tome III, le livre du duc des vrais amans, ibd. pag. 166.
[4] Œuvres, tome I, autres balades, pag. 233, no. XXIII.

Que leur fausse lengue ne blece
Leur b o n r e n o m,[1]

Schon äußerlich soll sich dieses Bewußtsein des bon renom kundtun durch ein sicheres Betragen und eine würdige Haltung, welche die Vertraulichkeiten im geselligen Verkehr zu meiden sucht. Es war dies eine Forderung, die in ihrer versteckten Ablehnung den Anstandsregeln der Courtoisie widersprach, als einer Umgangsform, die gerade das Einschmeichelnde und Liebenswürdige in ihrem Wesen verkörpern sollte. Die Schilderung der vollkommenen Dame im Sinne Christinens nimmt sich denn auch eigentümlich zusammengewürfelt aus, weil sie die beiden Anstandsvorstellungen zu einem ungleichartigen Ganzen vermischt. So sind die Eigenschaften, welche Christine der Frau ans Herz legt: *contenance asseurée et rassise, haulte manière, grant port, párlant a dongier non trop acointable, a estrangiers d'acuel seigneuri,* und zugleich die Liebenswürdigkeit der Gebärden nach dem Vorbild der weiblichen Courtoisie: *a tous de doulce response et amiable parole, humble chiere, bonté.*[2] Die Hauptsache indessen ist, daß die Frau auf die volle Untadelhaftigkeit ihres Betragens achte; so verliert die gesellige Haltung, welche Christine predigt, eben den eigentlichen Sinn der Höflichkeit, die immer nur den andern im Auge hat; ihre Sorge ist vielmehr, dem Weib die unausgesetzte Rücksicht auf ihre eigene Person ans Herz zu legen. Ein unbedachtes Wort, ein unvorsichtiger Blick kann schon Verdacht erregen, aus dem dann die üble Nachrede wie ein geiles Unkraut hervorwuchert, darum beschwört sie: *pas un tout seul regart, un ris, non une parole qui tout ne soit a mesure et par raison.*[3] Aber da in Christine der Zorn gegen die Schwätzer und Schwerenöter lebt, so sieht sie vollends bei den Liebschaften, in die sich eine Frau einläßt, nur die Gefahr, das Unheil und das Ausgesetztsein der weiblichen Ehre. Selbst eine unglückliche und traurige Ehe ist ihr keine Entschuldigung, um in einer 'törichten Liebe' Trost zu suchen, und es ist für die Leidenschaft ihres Eifers bezeichnend, daß sie, die das Glück der Liebe genossen und seinen Verlust so schmerzlich beklagt hat, daß sie dennoch die Unantastbarkeit des Rufes über die Bedürfnisse des Herzens stellt. Wenn die ritterliche Lyrik mit unermüdlichem Anlauf die Befreiung der Liebe aus den Fesseln einer konventionellen Ehe verfolgte, so gewinnt hier deren sakramentales Band wieder eine Strenge, gegen die menschliche Wünsche kein Recht mehr haben: *se celle qui a tel mary le porte*

[1] Œuvres, tome I, autres balades, pag. 227, no. XVII.

[2] Œuvres, tome III, le livre du duc des vrais amans, Brief der dame de la Tour.

[3] Ibd. pag. 168.

paciemment et sans soy empirier, tant accroist plus le merite de son ame et son honneur en bon los.[1] Der Sinn dieses an Heiligengeschichten genährten Zeitalters vermochte gerade in dem geduldigen Ertragen widernatürlicher Ehen ein weibliches Verdienst zu sehen.[2] In Christine vereinigt sich diese kirchliche Betrachtungsweise mit der rücksichtslosen Verfolgung ihres Ziels. Da ihr die Wiederherstellung der weiblichen Ehre nur möglich erscheint durch eine unerbittliche Reinhaltung des guten Rufes, so war ihr die Durchbrechung der Ehe unter allen Umständen verwerflich. Aber die äußerste Verwegenheit ihrer Gedankenfolge erreicht sie, wenn sie die überlieferten Ideale des Frauendienstes über den Haufen warf, weil sie ihre Aushöhlung erkannt hatte. Es wird dies in dem Brief der dame de la Tour nahegerückt durch die Verurteilung jener Leitgedanken, die mit so nüchternen Gründen geschieht, daß man einen unerfreulichen Einblick in den Gesichtswinkel bekommt, unter denen sie die Frauen ihrer Zeit überzeugen zu können glaubte. Die innerliche Erhebung durch den Frauendienst und seine Anfeuerung zu Ruhmestaten verwirft sie beide: *Et a dire*, sagt sie, *je feray un homme vaillant, certes je dis que c'est trop grant folie de soy destruire pour acroistre un autre, poson que vaillant en deust devenir, et celle bien se destruit qui pour reffaire un aultre se deshonnoure.* Und weiter: *Et quant a dire: j'aray acquis un vray ami et serviteur, Dieux! et de quoy pourroit servir si fait ami ou serviteur a la dame? Car se elle avoit aucun affaire il ne s'oseroit porter en nul cas pour elle par paour de sa deshonneur.*[3] Sie sieht eben in dem allen eine Gefährdung des bon renom, den sie unter allen Umständen gesichert wissen will. Auch gerieten diese Dinge in der Tat unter eine andere Beleuchtung in einer Zeit, welche nicht mehr die Lebensbedingungen und Werturteile des Geschlechts hatte, das deren Schöpfer war. Diese Überreste des Minnewesens waren eben nur Schablonen und vermochten sich nicht der wesensfremden Betrachtung einer veränderten Geistesart zu entziehen, unter der sie ganz anders aussahen. Christine unternimmt im Grunde nichts anderes, als zu zeigen, wie sich unter dem Rahmen der zeitgenössischen Anschauung diese nachgeäfften Dinge wirklich darstellten, und es ist ihr auch um nichts anderes zu tun, als deren Unwahrhaftigkeit aufzuweisen. Der Ritter ihres Jahrhunderts kannte nicht mehr die Hochherzigkeit seiner Vorfahren, darum wird der Schmuck, den diese trugen, bei ihm zu einem Mummenschanz, unter dem er das Gegenteil von dem verbirgt, was das

[1] Œuvres, tome III, le livre du duc des vrais amans, Brief der dame de la Tour, pag. 167.

[2] Vgl. Latour-Landry, enseignement des filles.

[3] Œuvres, tome III, Brief, pag. 167.

Ideal seiner Väter war. Sie weiß, daß seinem auf sich selbst bedachten Sinn nichts ferner liegt, als der Tateneifer im Dienste einer Frau: *Ilz sont aucuns qui dient qu'ilz servent leurs dames quant ilz font beaucoup de choses soit en armes ou autres fais, mais je di que ilz servent eulx mesmes quant l'onneur et le preu leur en demeure et non mie a la dame.*[1] Und sie brandmarkt diese Gesinnung noch mehr, wenn sie sagt: *ilz ont voulentiers pourchacé laquelle amour ... pour traire a eulx (sc. dames) dons ou offices ou autres emolumens.*[2]

So erledigte Christine die höfischen Ideale des Liebeslebens, um an ihre Stelle den strengen Begriff des bon renom zu setzen. Sie sah, wie die Frauenhuldigungen zu Frauentäuschungen geworden waren, die mit der klerikalen Frauenverachtung ein geistesverwandtes Bündnis eingingen, und so erfüllte sich ihre Aufgabe darin, dem Weibe einen starken Schutz von sich aus zu geben. Man hat in dem allen nichts anderes zu sehen als eine natürliche Gegenwirkung gegen die zeitgemäße Geringschätzung der Frau in Worten und Werken. Aber obgleich Christine im Namen ihres ganzen Geschlechts als einsame Streiterin aufgestanden war, verstanden ihre Zeitgenossinnen doch nicht diesen Idealismus, und als sie einmal im Eifer ihrer Sache zu fordern wagte: *que toute dame d'honneur se doit traire en sus d'amoureux pensement,*[3] da befahl ihr eine mächtige Gönnerin,[4] nun gerade eine weitläufige und abgeschmackte Liebesgeschichte zu schreiben mit dem ganzen galanten Modekram, in dem sich ihre weibliche Umgebung ebensosehr gefiel, wie er ihr zuwider war.

Im Lebenswerk Christinens scheint überhaupt der Zeitgeschmack eine hervorragende Rolle zu spielen, und sie hat mehr als eine jener langatmigen Reimereien zusammengeschrieben, die in ihrem völligen Mangel an architektonischer Einheit den damaligen Palästen nicht unähnlich sind, bei denen sich das künstlerische Augenmerk auf die überladenen Ornamente und die Innenverzierungen beschränkte, lauter Details, die mehr Geduld als Begabung verlangten. Christine war eben durch ihre kümmerlichen Verhältnisse an den Beifall der Höfe gewiesen, und sie mußte sich dem Zwangskleid der tonangebenden Schuldichtung einpassen. Ja, vermöge ihrer Gelehrsamkeit übertraf sie ihre Vorbilder, und man gründete ihr Lob darauf. Sie wird gepriesen als 'Muse der Beredsamkeit',[5] als 'Sprachenkundige',[6] und selbst

---

[1] Œuvres, tome III, Brief, pag. 167.
[2] Ibd. pag. 170.
[3] S. Œuvres, tome III, cent balades d'amant et de dame. pag. 209 ff.
[4] Isabeau von Baiern.
[5] Eustache Deschamps.
[6] Martin le Franc (Champion des dames).

Clément Marot erschöpft den Wert Christinens in der Hervorhebung ihrer gelehrten Bildung.[1] Dieselbe Beurteilung verrät sich in der Auswahl der Werke, welche man des Druckes für wert hielt.[2] Aber alle diese schwerfälligen und langweiligen Schreibereien waren doch nur mehr oder weniger Fronarbeit; sie erscheint sogleich in einem andern Lichte, wo ihre Feder frei von wirtschaftlichen Rücksichten ist. Das war sie am meisten in ihren 'Cent balades', von denen sie gesteht: *Ne les ay faittes pour merites avoir, ne aucun paiement*,[3] und in ihnen enthüllt sich die innere Angelegenheit ihres Lebens: die sehnsüchtige Trauer um ihren verstorbenen Gatten.[4] Das Beispiellose ist, daß dieser Frau ihr Persönlichstes bedeutend genug war, um einen künstlerischen Vorwurf darin zu sehen, um ihre Stunden an diese absichtslose Selbstbetrachtung zu verwenden, ja, um sie sorgfältig auf Pergamente zu bringen und diese ihrem kunstsinnigsten Gönner, dem Herzog von Berry, zu bestimmen. Aus der Stärke des Gefühls entspringt hier eine persönliche Dichtung, die sich den Gattungen entzieht und sich nur der geläufigsten Formen der Ballade (zum Teil auch des virelay's, rondeau's und der Reimpaare) bedient, um das überfließende Ich darin zu fangen. Die Auseinandersetzung des Herzens mit seinem Schmerz ist hier um seiner selbst willen da, und die seelischen Verfassungen erhalten eine Bedeutung, die den Liebesgedichten, Abenteuererzählungen und Lehrvorträgen Christinens selbst und ihrer Zeitgenossen fremd ist, kurz, man sieht die Entfaltung eines Eigenlebens, das keine Vorgänger hat; denn selbst die Innerlichkeit der Troubadourlieder fand den Zweck einer geselligen Unterhaltung. Seine Bewährung aber findet dieser Individualismus gerade dort, wo er sich zur Verkörperung einer ganzen Gemeinschaft macht und sie wie in einem Brennpunkt in sich selbst sammelt, nämlich im Kampf Christinens um die Frauenehre. Das Hineinschauen ins eigene Ich wird zugleich zum Weitblick des Gattungsbewußtseins, und so war dieser Frau allein und zuerst die höhere Bedeutung der weiblichen Ehre aufgegangen.

Diesem Geist konnte der enge Rahmen seines Zeitalters nicht passen, und so sehr die Werke Christinens dennoch das modische Gewand zu tragen scheinen, so reißt es doch an manchen Stellen auf und verrät ihre verborgeneren Gedanken: sie erkennt die Un-

---

[1] Clément Marot, Rondeau à Jeanne Guillarde, Lyonnaise.

[2] Siehe Prosper Marchand, Dictionaire historique ou mémoires critiques et littéraires, La Haye 1758, tome II, pag. 148 (1497 tresor de la cité des dames, 1549 chemin de long estude, in Prosa).

[3] Œuvres, tome I, cent balades, pag. 100, no. C.

[4] Dasselbe Motiv findet sich außerdem in vereinzelten virelays, rondeaux etc. und in den letzten Teilen des dit de la pastoure (tome II, pag. 223 ff.).

zulänglichkeit des Adels, wenn sie sich auch zu seinem Lob genötigt sah; sie setzt sich hinweg über das mittelalterliche Klassengesetz, wonach der Adel der Gesinnung dem der Geburt gleich ist:

'J'appelle villains ceulx qui font
Villenies, qui les deffont,
Je n'entens pas par bas lignaige
Le vilain, mais par vil courage;' [1]

ebenso: *'Plus nobles est et plus est abouté*
Soit prince ou roy, duc, chevalier ou conte,
Se en valeur les autres surmonté
N'a et en bien.'[2]

Sie wendet sich ab von der materiellen Habgier, die alle Bevölkerungskreise beherrschte, und verwarf den Reichtum, obgleich sie selbst unter seinem Mangel litt; ihr Reichtum ist die Bildung, aber nicht allein die äußerliche der sagesse, sondern erst in ihrer Vereinigung mit der Herzensfeinheit, der bonté,[3] entfaltet sich ihr die Vollendung des Menschen, und sie selbst wünscht sich kein anderes Gut als das unvergänglichste aller irdischen, den Ruhm.[4] Aus solchen Dingen ist es zu verstehen, wenn die Dichterin der schwülstigen Rhetorikerschule eine Einladung an den Hof des Galeazzo Visconti (1403) erhält, wo sie einem Petrarca und Chaucer zur Seite treten sollte.

Vor der wachsenden Verwirrung und dem drohenden Zusammenbruch Frankreichs zog sich Christine in ein Kloster, nahe bei Paris (vermutlich Poissy), zurück, zumal sie die Aussichtslosigkeit ihres Wollens inmitten solcher Umstände einsehen mußte; denn ihre um das Staatswohl besorgten Mahnungen an ihre großen Gönner verhallten im Waffenlärm,[5] und ihren Kampf um die Bewertung des Weibes hieße es als eine bloße scholastische Rechthaberei auffassen, wenn man ihn lediglich mit dem Eintreten des Kanzlers Gerson[6] gegen den Rosenroman entschieden

---

[1] Œuvres, tome II, dit de la rose, pag. 39, 336.

[2] Ibd. tome I, cent balades, pag. 96, no. XCVI.

[3] Vgl. Œuvres, tome I, cent balades, pag. 3, no. II (Oultrepasse-Strophe). Ibd. pag. 96, no. XCVI. Autres balades, pag. 207, no. I. Tome II, dit de la rose, pag. 39, 327.

[4] Im Chemin de long estude weissagt ihr die Sibylle von Cumes Ruhm: Ton nom sera reluisant après toy, par longue mémoire. Vgl. außerdem: Œuvres, tome I, cent balades, pag. 100, no. C.

[5] Über die politische Tätigkeit Chr. vgl. Thomassy, R. Essai sur les écrits politiques de C., Paris 1838.

[6] Überdies sind es andere Absichten, die Gerson zu seiner Gegenschrift veranlaßt haben (siehe Johannes Gerson, Opera, Paris 1606, IV, 922, tractatus contra romantium de Rosa). Er bekämpft vor allem die luxuria, die sich in den Worten des J. d. M. versteckte, und die Verachtung der kirchlichen Dinge. Die Frauenverachtung des Rosenromans nur soweit sie die Ehe untergräbt: ... *et vilipendit omnes mulieres nullam excipiendo, ut eas reddat*

sehen wollte. Aber dennoch fand sie der Ruhm einer Person, die, wie aus den Gedanken Christinens geboren, zugleich die Rettung Frankreichs war und der Triumph des weiblichen Geschlechts: die Jungfrau von Orleans. Es ist auffallend, wie taub sich die niedergedrückte Nüchternheit der Zeit gegen diese wunderbare Erscheinung verhielt, deren selbstlosen Idealismus sie nicht begriff. Nur eine einzige geistesverwandte Stimme, fast schon für immer verstummt, wurde noch einmal im Jubel laut, — die Stimme Christinens: *hée! quelle honneur au femimin sexe,* ruft sie, ... *Par femme est sours et recouvert Ce que pas hommes fait n'eussent.*[1] Aber in diesem Liede spreizt sich doch keine laute Genugtuung, denn was hier eine Frau über alle Männer Frankreichs emporragen läßt, ist ihr weniger eine unweibliche Streitbarkeit, als vielmehr ein Auserwähltsein. Aus ihrer weltabgelösten Stille ist ihr die ganze Erscheinung ein überirdisches Wunder, in dem Gott selbst die Nebel teilt, die ihr zu dicht geworden waren (vgl. die Verse 11, 22, 26, und 36: *mais tout ce fait Dieu qui la menne).* Überhaupt verrät der fromme Klang des Liedes, daß der Lebenskampf dieser stolzen Frau in klösterlicher Bescheidung mit jener Demut schloß, welche auch die gewappnete Heldenjungfrau mit einem mittelalterlichen Heiligenglanz umgibt. So stehen diese beiden Streiterinnen in ihrem Jahrhundert, verwandt durch ihre männliche Persönlichkeit, die in der Renaissancegestalt der 'virago' ihre Vollendung fand,[2] aber erfüllt von der frommen Bescheidenheit spätgotischer Frauen, aus denen sie die begeisterte Hingabe an eine größere Sache heraushob.

Marburg i. H. Baerwolff.

---

odiosas viris omnibus eo quidem pacto ne velint capere eas in fidem matrimonii. (Pag. 923, 2. Artikel.)

[1] Abgedruckt bei J. Quicherat, procès de condamnation et de réhabilitation de Jeanne d'Arc, Paris 1849, tome V, pag. 6 ff.

[2] Vgl. J. Burckhardt, Kultur der Renaissance in Italien, II, 117.

Eine Strömung innerhalb der romanischen Sprachwissenschaft.

Feinfühlige Beobachter der geistigen Bewegungen in Deutschland werden sich sagen müssen, daß wir fast vor einer Krisis in der Sprachwissenschaft stehen. Sie kommt von außen wie von innen, aus den Kreisen der Gebildeten wie aus denen der Sprachforscher selbst. Hierfür nur einen Beleg: beobachtet man die Stimmungen in unserem Universitätsleben in letzter Zeit (besonders auf dem mir naheliegenden Gebiet der romanischen Philologie), so wird man bemerken, wie meist der Literatur- dem Sprachforscher vorgezogen wird, und unter den Literatoren wieder diejenigen, die mehr unhistorisch gesinnt sind.

Die Anklagen gegen die Sprachwissenschaft sind teilweise durch den Krieg, teilweise durch Umstände hervorgerufen, die in der Sprachwissenschaft selbst liegen.

Durch den Krieg — indem man in weiteren Kreisen die Empfindung hat, die deutsche Wissenschaft habe versagt —, obwohl doch die deutsche Wissenschaft am Ausgang des Krieges unbeteiligt ist. Aber der Katzenjammer der Niederlage verursacht eben eine Selbstbenörgelung, die auch dort nicht haltmacht, wo nichts Tadelnswertes vorliegt, eine Lust am Verbessern und infolgedessen Schlimmbessern, die alles Erworbene und Ererbte zum alten Plunder wirft.

Durch wesentliche Besonderheiten der Sprachwissenschaft selbst: diese Wissenschaft ist eminent esoterisch, läßt sich kaum popularisieren, ist viel zu schwer für das große Publikum, ist daher gar nicht verankert im Kulturbewußtsein der Massen wie etwa Naturwissenschaften, Geschichte, Kunst- und Literaturforschung. Wer jemals in einer Volksbildungsanstalt über Sprachwissenschaft zu sprechen Gelegenheit gehabt hat, wird den schmählich geringen Besuch seiner Vorträge konstatiert haben, und die Direktoren pflegen linguistische Vorträge daher auch schon mit dem Bemerken abzulehnen, diese Wissenschaft 'ziehe' nicht. Die eminent aufs Praktische, Anschauliche, Lebendige bedachte Nachkriegsrichtung kann für eine nur Eingeweihten verständliche Wissenschaft wenig übrig haben. Die Vorherrschaft der historischen Methode in der Linguistik bringt es mit sich, daß alle Gegner des dem Leben fernstehenden Historismus auch gegen die Linguistik Front machen: 'Die Sprachgeschichte, der historische Lautwandel beherrscht das gelehrte Interesse' (auf philologischem Gebiet), schreibt Unterstaatssekretär Professor Becker in seinen 'Gedanken zur Hochschulreform' knapp vor dem

anderen Satz: 'Der Historismus war unsere Stärke und unser Verhängnis, denn der Deutsche nimmt die Geschichte ernst.' Wer nicht gegen den rückwärts gewandten Sinn des Sprachwissenschaftlers zu Felde zieht, stößt sich an dem vorwiegend experimentell-naturwissenschaftlichen, positivistischen Charakter seiner Arbeitsweise: da werden Formen an Formen statistisch gereiht, da wird mit Lautgesetzen, Lautgesetzchen und Lautregelchen jongliert — lauter Detailfeststellungen, die keine weitere Perspektive gestatten und die großen Fragen des Sprachwerdens unberührt lassen. Die meisten Wissenschaften haben unter sich eine Technik, über sich eine Philosophie: jene münzt die Ergebnisse der reinen Forschung praktisch aus, diese bringt sie in Zusammenhang mit unserem ganzen Denken. Da ist nun zu bemerken, daß die Sprachwissenschaft weder praktisch in größerem Umfang verwertbar ist (die Durchdringung der Pädagogik mit Linguistik hat bald ihre Grenze) noch ihre philosophischen Grundlagen selbst zu fundieren weiß, sondern sich auf die Großen wie Wundt, Marty, Dittrich usw. verlassen muß (Männer wie H. Paul und Schuchardt sind Ausnahmen). Während der Literaturforscher leicht über seinen Autor oder seine Periode 'etwas schreiben' kann, muß der Linguist zur Beantwortung der kleinsten etymologischen Studie eine Unmenge Wörterbücher und Traktate durchpflügen — die aufgewandte Mühe scheint nicht der Wichtigkeit der Resultate proportional zu sein. Karl Voßler hat lange vor dem Kriege den Zusammenbruch der Sprachwissenschaft, die *banqueroute de la science linguistique*, auf dem Wege, den sie eingeschlagen hat, vorhergesagt und in überraschend scharfer und kühner Form die Vorbehalte formuliert, die ein ästhetisch orientierter Mensch gegen den formalistischen Betrieb machen kann. Seine beiden Werkchen[1] sind allerdings mehr in ihrer negativen Kritik als in ihrem positiven Programm fruchtbar: die Überleitung der Sprachwissenschaft in die Ästhetik gelang nicht ohne weiteres, da Sprache nicht nur dem Ausdruck, sondern auch der Mitteilung dient. Vor allem aber verdanken wir Voßler den Hinweis auf die Wichtigkeit der Verbindung von Sprache und Kultur: in seinem Buche 'Frankreichs Kultur im Spiegel seiner Sprachentwicklung' sucht er die Erscheinungen der französischen Sprache aus der Kultur Frankreichs zu erklären. Das Buch ist anziehend durch die Problemstellung, und manch genialer Fund ist Voßler geglückt, aber er eilt unserem gegenwärtigen Wissensstand voraus und bietet uns mehr einen Ansporn zum Nachdenken als de-

[1] 'Positivismus und Idealismus in der Sprachwissenschaft' (1903). 'Sprache als Schöpfung und Entwicklung' (1905).

finitive Lösungen der Probleme. Voßler hat trotzdem das große Verdienst, uns aus dem positivistischen Kleinkram und der Alltagsgelehrsamkeit in die lichten Höhen des Gedankens zurückgeführt zu haben.

Voßlers Schüler E. Lerch hat den wachsenden Widerwillen gegen die Sprachwissenschaft in der Revolutionszeit besonders lebhaft empfunden, und in einem Feuilleton 'Die neue Sprachwissenschaft' (*Der rote Tag* vom 1. 4. 19) hält er mit der Linguistik ibsenhafte Abrechnung: der Lebenslüge abgeneigt, die da behaupten könnte: 'Sprachwissenschaft muß sein, weil Sprachwissenschaft ist', psychologisch geschult durch die Marxsche Erkenntnis 'Nicht das Bewußtsein bestimmt das Sein, sondern das Sein das Bewußtsein' (d. h. für unseren Fall: der Linguist ist geneigt, Sprachwissenschaft zu betreiben, nicht weil er sie als eine besonders nutzbringende erkannt hat, sondern weil er zu ihr Neigung empfindet), stellt Lerch die alte Frage: 'Zu welchem Ende studiert man Sprachwissenschaft?' 'Die neue Sprachwissenschaft' soll nicht mehr Wissenschaft 'an und für sich' sein, sondern 'Hilfswissenschaft der Kulturgeschichte'. Der 'alte' (will sagen: vorrevolutionäre = reaktionäre?) Betrieb wird mit dem Markensammeln verglichen. Wahrhaft historischer Betrieb beginne erst mit Voßler (ähnlich Ltbl. 1919, Sp. 235; Frankf. Ztg. vom 23. 8. 1919). Jedes Programm muß man an seiner Anwendung kontrollieren — und Lerch gibt uns auch zwei Beispiele für die neuartige Linguistik: da zeigt sich denn, daß das eine neu und falsch, das andere richtig, aber nicht neu ist. Der partitive Artikel des Französischen (*du pain*) soll aus dem rechnerischen Geist der Franzosen zu Ende des Mittelalters sich erklären (aber warum haben die Kölner, Venezianer und Genueser Kaufleute den Partitivus nicht ausgebildet; und umgekehrt warum haben ihn die bäuerlichen Bayern?); die Lautgestalt von frz. *camp, cantatrice* mit *k* (neben *champ, chanter*) weist auf die kulturelle Überlegenheit des italienischen Renaissancemilitarismus und der italienischen Musik hin, da jene Wörter eben zur Renaissancezeit aus dem Italienischen übernommen wurden (dieselbe Auffassung bei Darmesteter-Hatzfeld, K. Michaelis, Meyer-Lübke, Brunot — kurz allen Autoren, die über dieses Problem geschrieben haben).

Auf breiterer Grundlage, als in dem kurzen Zeitungsfeuilleton möglich war, führt Lerch seine Theorien in dem von der Bayrischen Akademie der Wissenschaften preisgekrönten, Karl Voßler gewidmeten Buche 'Die Verwendung des romanischen Futurums als Ausdruck eines sittlichen Sollens' (Leipzig, Reisland, 1919) durch. Das Buch zerfällt in zwei Teile, einen sog. 'systematischen', der den gemeinromanischen Brauch des Heischefuturs, des Futurs in imperativischem Sinn (*tu le feras* im Sinne von '*fais-*

le'), sehr fein in einen kategorischen und einen suggestiven zerfällt — im ersten Fall entsteht das Futur aus der rücksichtslosen Erwartung des Sprechenden 'Du wirst das tun [ob du willst oder nicht]', im zweiten aus der milderen Suggestivfrage 'Du wirst das tun [nicht wahr?]' oder der Ausmalung von etwas Zukünftigem zum Zwecke der Raterteilung 'Du wirst das tun [wenn du mir glaubst]' —, und in einem auf das Französische beschränkten 'historischen Teil', der das Heischefuturum als 'etwas spezifisch Französisches', als Ausdruck der französischen Kultur, darlegt. All unser Interesse gleitet naturgemäß diesem zweiten, originellen und in sprachwissenschaftlichen Werken sonst wenig zu findenden kulturpsychologischen Teil zu, der nach dem Nachwort (S. VIII) unter dem besonderen Einfluß Voßlers steht — Voßlers, dessen Vorsicht und Maß Lerch vermissen läßt. Lerch findet denn in dem Heischefuturum einen Zug der rücksichtslosen Ausnutzung des Gesprächspartners, es sei 'die Behandlung, die ich ihm durch dieses Über-ihn-verfügen, Ihn-mit-Beschlag-belegen angedeihen lasse, nicht eigentlich die, die einem Menschen zukommt, sondern einer Sache'. Diesen 'herrschsüchtigen, tyrannischen Charakter des Heischefuturums' erkennt nun Lerch auch in der französischen Psyche und daher in allen Lebensäußerungen Frankreichs, seiner Geschichte, seiner Literatur, Kultur, ja seiner Kriegführung und Diplomatie wieder: 50 Seiten seines Buches widmet Lerch einer Wanderung durch französisches Geistesleben, Parteienwesen, Presse, Literatur usw., zieht Vergleiche mit anderen Völkern und findet: 'Der Franzose hat im allgemeinen nicht viel Ehrfurcht vor der *individualité d'autrui*; es ist ihm wenig gegeben, sich in den anderen hineinzudenken und hineinzufühlen; er ist durch sein impulsives Temperament geneigt, den Willen des andern mit Beschlag zu belegen, er hat eine Veranlagung zum Fanatismus.' Der Sprachwissenschaftler alten Stils wird füglich erstaunt sein, aus der exakt syntaktischen Betrachtungsweise plötzlich auf das Theater der Weltgeschichte geführt zu werden, einer Psychomachie der modernen Kulturwerte beizuwohnen, in einer Arbeit über das Futurum vom Revanchegebrüll, von Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, Krieg und Frieden zu vernehmen, und in der Kavalierperspektive die ganze Zeit vom Rolandslied bis zu Clémenceau zu überschauen. Aus der Betrachtung des syntaktischen Gebrauchs des Futurs erwächst Lerch ein durch die Analyse der französischen Kultur bestätigtes ungünstiges Bild, und der Verf. beeilt sich, S. 293 in einer Anmerkung zu erklären, daß seine Beurteilung, wie sie nicht durch den Krieg beeinflußt sei, so auch durch die seitherige Entwicklung des Friedens nicht geändert werden konnte: 'Denn das seitherige Verhalten der Fran-

zosen, die Aktivität ihrer Regierung und die Passivität ihrer geistigen Führer, die wahnwitzigen Waffenstillstands- und "Friedens"-Bedingungen, die von gemeiner Rachsucht eingegebenen Demütigungen, die sämtlich von der französischen Regierung ersonnen worden sind — all das ist wenig dazu angetan, jemand, der den Franzosen eine gewisse Neigung zur Vergewaltigung zuspricht, eines Besseren zu belehren'. Man sieht, Lerch stellt die Sprachwissenschaft mitten ins Leben hinein, verflicht sie mit unseren politischen und menschlichen Leiden, sieht im Sprachgebrauch Kulturbesonderheiten, in der Sprachwissenschaft vor allem eine kulturpsychologische Disziplin.

Indem wir die Frage der Richtigkeit des von der französischen Kultur gezeichneten Bildes vorerst unberührt lassen, wollen wir uns nur fragen, ob der Nachweis der Spiegelung des Kulturellen, wie es Lerch sieht, im Syntaktischen dem Autor gelungen ist, da die Antwort auf die Frage auch ein Werturteil über die ganze von Lerch initiierte Forschungsrichtung bedeutet. Die Antwort lautet meiner Ansicht nach: Nein!

Der Nachweis, der fanatisch-tyrannische Charakter der Franzosen spiegle sich im Gebrauch des rücksichtslos-tyrannischen Heischefuturs, darf nämlich nicht nur positiv, durch Nebeneinanderlegung eines psychologisch ausgedeuteten grammatischen und eines psychologisch ausgedeuteten kulturellen Faktums (si 'factum' il y a!) geführt werden, sondern es müßte auch der negative Beweis angetreten werden:

1. daß der von dem Franzosen in seinem Charakter so stark abstehende, nicht 'impulsive', sondern mehr schwerfällige Deutsche das Heischefutur nicht kennt;
2. daß die übrigen romanischen Völker, die nicht ebenso tyrannisch veranlagt sind wie das französische, das Heischefutur nicht oder nur in dem Maße, als sie tyrannisch sind, besitzen;
3. daß das Lateinische das Heischefutur nicht besitzt, so daß es als Neuerung des Französischen anzusprechen ist;
4. positiv: daß auch anderwärts tyrannische Veranlagung zum Gebrauch des Heischefuturs führt.

Den Beweis für Punkt 1 ist uns der Verf. schuldig geblieben (seine zahlreichen deutschen Beispiele für Futurum und noch siegesgewisseres Präsens auf S. 56, die sich bei einer gründlichen Untersuchung äußerst vermehrt hätten, sprechen nicht für eine Ausnahmestellung des Französischen), ebenso den für Punkt 2: durch das — von dem Steller des Preisthemas gestattete — Umspringen des fürs Gemeinromanische begonnenen Werkes in einen speziell französischen Teil ist ja die kulturelle Untersuchung für die anderen romanischen Völker gar nicht geführt worden; und

auch zu Punkt 4, der eine Art 'allgemeiner Syntax' (wie wir eine allgemeine Biologie, eine 'allgemeine Phonetik' usw. haben), eine nomothetische Grundlegung der Syntax aller Sprachen vorbereiten hälfe, ist nichts geschehen. Wir brauchen nur die schüchterne Form der auf S. 321 gegebenen Zusammenfassung zu betrachten — die Abschwächungen der Behauptungen hebe ich durch Sperrdruck hervor —, um erkennen zu lassen, daß der Autor in seinen Schlußfolgerungen nicht allzu sicher ist:

> Wir versuchten bisher zu zeigen:
> 1. Das Heischefuturum ist etwas spezifisch Französisches, d. h. es scheint im Französischen vergleichsweise häufiger zu sein als im Deutschen und wohl auch etwas häufiger als in den anderen romanischen Sprachen;
> 2. das Heischefuturum ist im Französischen vermutlich kein Latinismus, d. h. es wäre im Französischen wohl auch entstanden, wenn es nicht schon im Lateinischen vorhanden gewesen wäre.

Letztere Argumentation, einer Voltaireschen in rebus theologicis nachgebildet, läßt sich auf die Linguistik nicht ohne weiteres übertragen, denn Gott ist — wenigstens meistens — den Gesetzgebern wirklich notwendig aus praktischen Gründen, während von einer Notwendigkeit des Heischefuturs nicht gesprochen werden kann, da die Sprache sich ja anders behelfen konnte. Jene Argumentation sucht aber vor allem dem Opponenten alle Kraft zu entwinden, der da bemerken wollte, Lerch habe Punkt 3 nicht bewiesen, weil — nun weil er nicht beweisbar war: weil er im Gegenteil den Tatsachen entsprechend anführen mußte, daß das Lateinische unser Futur gekannt hat. Anstatt nun etwa das Fortleben dieses auf S. 13 erwähnten lateinischen Typus im Spätlatein zu verfolgen, wird mit dem Altfranzösischen begonnen, das doch auch nicht causa sui sein kann und offenbar mit der frühromanischen Zeit kulturell enger zusammenhängt als mit dem neuzeitlichen Französisch. Also eine historische Betrachtung ohne Berücksichtigung des Wesens aller historischen Entwicklung, eben der Entwicklung, der Kontinuität. (Die Spekulation über lateinische Verhältnisse S. 51 ff. setzt Thielmanns Ansichten bloß ein glattes Nein entgegen, ohne einen wirklich historischen Nachweis zu führen.[1]) Wenn Lerch, *Ltbl.* 1919,

[1] Lerch, ein Freund des Moralisierens, sagt S. 245 über Rübels Schrift über *debere*: 'Wenn man eine Dissertation über *debere* macht, so hat man die Pflicht und Schuldigkeit, sich nicht auf den Lexikographen zu verlassen, der zuweilen schlafen soll, sondern zur Quelle zurückzugehen.' Ich variiere: Wenn man eine Preisarbeit über das frz. Futur macht, so hat man die Pflicht und Schuldigkeit, aufs Lateinische zurückzugehen. — Lerch berücksichtigt auch das nicht, was man in der Ethnologie 'Motivwandlung' nennt, wenn etwa ein heute bestehender Brauch von der ihn übenden Gemeinschaft ganz anders empfunden und motiviert wird als bei seiner ersten Entstehung.

Sp. 241, sich auf die Seite Toblers stellt, der auch gewöhnlich mit dem Altfrz., nicht dem Spätlatein beginnt, so tut er es mit Berufung darauf, daß diese 'schließlich doch eine wesentlich andere Sprache ist als das Romanische' — aber das ist es eben: um seine kulturellen Sprachspiegelbilder vor uns zu malen, bedarf Lerch eines Individuums, das sich spiegelt, und eines, in dem sich jenes spiegelt, er braucht ein 'Individuum' Französisch und ein solches 'Franzose' — wir anderen, die wir diese Begriffe historisch auflösen, können daher die Spiegelbilder auch nicht anerkennen. Das Heischefutur als etwas spezifisch Französisches zu erklären, obwohl es dem Lateinischen, den anderen romanischen Sprachen und dem Deutschen in vielleicht verschiedenen, jedoch nicht klar gegeneinander abwägbaren Maßen ebenfalls eignet, geht meines Erachtens nicht an. Das Problem der 'Volkstümlichkeit' des Heischefuturs ist auch nicht so einfach wie es bei Lerch erscheint: eine Wendung, die in den zehn Geboten, in Testamenten, königlichen Verordnungen erscheint, muß wohl der Redeweise etwas Steifes und Gesetz-, also Buchmäßiges geben, während anderseits ein *Wirst du schweigen?* umgangssprachlich sein muß. Es ist also sehr wohl möglich, daß eine Wendung volkstümlich und unvolkstümlich zugleich ist, in diesem Satze das eine, in jenem das andere. Jedenfalls ist der eine Gebrauch nicht solidarisch mit dem anderen: es kann sehr gut eintreten, daß in Kirche und Kanzlei dieselbe Wendung lebt, die im Alltagsleben ungebräuchlich ist.

Der Unterscheidung des systematischen Teils zwischen kategorischem und suggestivem Futurum entsprechend, sollte man im zweiten die Zurückführung auf verschiedene Eigentümlichkeiten der französischen Psyche erwarten: ich hatte von vornherein — natürlich nur im Sinne Lerchs — gedacht, wenn in dem tyrannischen kategorischen Futurum sich etwa Clémenceau, der französische Racheengel, spiegele, so im suggestiven Herr Tirard, der gewandte Verfechter der 'pénétration pacifique', wenn in

Eine ähnliche Motivwandlung bemerken wir auch allenthalben in der Sprache: wenn das Heischefuturum Lerch heute 'tyrannisch' erscheint, so muß es beim Ursprung noch nicht 'tyrannisch' gemeint gewesen sein. Ein derartig voreiliger Schluß bedeutet eine Art Immobilisierung des Schöpferischen in der Sprache, als ob dies Schöpferische stehen geblieben sei und sich nicht entwickelt hätte. Wir müssen das Schöpferische jedoch nicht bloß in dem heutigen Empfinden suchen, sondern, wahrhaft historisch vorgehend, uns fragen, ob nicht Motivwandlung, Entwicklung und Umbildung eingetreten und der Ursprung der Wendung ein ganz anderer ist, als er uns heute scheint (wenngleich wir natürlich das Schöpferische von Einst am Schöpferischen von Heute stets kontrollieren müssen). Es kann also sehr gut *cantare habet* ein Müssen bedeutet haben und heute nur Futur bedeuten, der Erweis der gleichen Auffassung beim Ursprung und in der Entwicklung ist theoretisch gar nicht notwendig.

jenem die fanatische Vergewaltigung der Nichtfranzosen, so in diesem die schlaue Ausnützung vorhandener Stimmungen. Das 'Futurum aus Rücksichtnahme' (S. 18) könnte eine andere Nachtseite des französischen Charakters aufdecken: die glatte Höflichkeit, die der Berechnung des eigenen Vorteils dienstbar wird. 'Wie der Franzose fremde Dichter bearbeitet, so "bearbeitet" er auch gern den Nächsten', heißt es S. 300 — durchs Schwert oder durch Propaganda, würde ich dann hinzufügen. Merkwürdigerweise hat aber Lerch das Heischefutur in seinen beiden Schattierungen als Ausdruck des von ihm künstlich vereinheitlichten Franzosen gefaßt. S. 327 heißt es: 'Die Höflichkeit erfordert, daß wir in unseren Beziehungen zum Nächsten stets auf den Willen dieses Nächsten die weitestgehende Rücksicht nehmen, und daher ist es mit wahrer Bildung unvereinbar, das Heischefuturum zu gebrauchen (insbesondere in seiner kategorischen Form)' — wieso auch in der suggestiven? Auf S. 342 ff. wird zwar das kategorische Futur als 'Ausdrucksweise des Affekts' abgesondert, aber auf S. 289 bald von der französischen suggestiven, bald von der kategorischen Art geredet; bei der erwähnten Zusammenfassung wird das Heischefutur (und nicht bloß das kategorische) als etwas spezifisch Französisches, nämlich als Spiegelbild der Impulsivität hingestellt — woraus das Schwankende von Lerchs Stellungnahme genugsam erhellt. Damit hat aber Lerch einen wesentlichen Zug französischen Wesens, der wohl in keinem Bilde, wenn auch in noch so verschiedener Beurteilung, fehlt, die Höflichkeit, sprachlich ungespiegelt gelassen. Auf S. 330 versucht er diese Höflichkeit als sekundär erworbene Erscheinung im Rassen- (will sagen: Volks-) Charakter der Franzosen, als Reaktion und Selbstschutz gegen ihre Impulsivität, hinauszukomplimentieren: aber wer will entscheiden, ob die Leidenschaftlichkeit oder die äußere Lebensart 'angeboren' sei? Und jedenfalls ist diese Höflichkeit nun einmal da und hätte ein Recht, ebensogut sprachliche Korrelate zu beanspruchen wie die Leidenschaft (Leidenschaftlichkeit und äußere Gelassenheit sind übrigens keine Gegensätze, die einander bedingen müßten).

Aber überhaupt muß ich dagegen Einspruch erheben, daß dem sprechenden Menschen in jeder Rede Selbstbekenntnisse, Selbstenthüllungen, sprachliche Selbstbespiegelungen von den Lippen fließen, daß jedes seiner Worte gewissermaßen die Psychoanalyse seines Seins dem Sprachforscher darbiete wie etwa jeder Traum dem Pathologen Freud — eine Anschauung, auf der diese ganzen Spiegelungstheorien beruhen. Der Schluß 'du bist rücksichtslos, daher mußt du stets rücksichtslos sprechen' ist offenbar falsch. Der Sprecher drückt nicht nur sich, seine Zeit, sein Volk

aus,[1] sondern auch die Vergangenheit seiner Zeit, seines Volkes — und seiner selbst, und die Beziehung zwischen Sprache und Kultur ist nicht durch einfaches Nebeneinanderlegen der beiden Tatsachenkreise, sondern nur über den Umweg des von zahlreichen Faktoren beeinflußten Menschen herzustellen: in unserer modernen Rede schleppen wir noch Relikte des mittelalterlichen Zweikampfes, des plumpsten Götzendienstes, der primitivsten Aberglauben mit uns, ohne daß diese Erstarrungsprodukte zur Diagnose unserer Zeit etwas beitragen könnten. Ebenso sind ja unsere Gesten und Bewegungen, wenngleich aus dem Grund unserer Persönlichkeit hervorgewachsen, keineswegs in allem Ausdruck von Gefühlen oder psychischen Sachverhalten, sondern auch vererbt, anerzogen und Eigenbesitz zugleich: die Vorstellung von dem Bösewicht, der in allen seinen Worten und Gesten nur böse, des Edlen, der in jeder Bewegung edel ist, paßt in die künstlich simplifizierte Welt des Märchens oder der Bühne, nicht in die der verwickelten Verhältnisse Rechnung tragenden Wissenschaft. Wir können Seelen morden mit der glattesten Höflichkeit und in den gröbsten Ausdrücken Gutes tun. Es ist eine kindliche Naivität, die Verbindungslinien zwischen Sprache und Kultursphäre so einfach-geradlinig zu ziehen, daß man Augenblicksattitüden eines Sprechers wie die Ignorierung fremder Persönlichkeit im ganzen Sprachgehaben eines Volkes wiederfinden will. Die Annahme eines auf Schritt und Tritt sich straff zeigenden Parallelismus zwischen Syntax und Persönlichkeit eines Schriftstellers, eine Übertreibung des Kulturellen an der Sprache (wie früher das Mechanische an der Sprache übertrieben wurde), wirkt geradezu peinlich: 'Jedenfalls ist es auffallend, daß mir bei dem populären Rabelais, der doch für Trinker und Syphilitiker schrieb, nur ein kategorisches Futurum aufgestoßen ist.' Abgesehen davon, daß mit dieser Charakteristik nur die eine Seite Rabelais' gezeichnet ist, fällt mir auf, daß bei Lerch selbst drei Stellen aus Rabelais mit kategorischem Futur zitiert sind: S. 116, 234, 264 — vor allem aber daß gerade in den Stücken des großen Humoristen, die von ihm als ernste Nachahmungen der antiken Reden gedacht sind, in den 'concions', 'harangues' und 'epistres', das angeblich so volkstümliche, ja proletarische Futur vorkommt; außer einer der von Lerch angezogenen Stelle aus dem Briefe Grandjousiers an Gargantua vgl. noch die Ansprache Gallets an Picrochole am Schluß (I, 22);[2] ähnlich im salomonischen Ur-

[1] Wie wäre es sonst möglich, daß unsere aristokratischen Sprachen in unserer Zeit unsere demokratischen Verhältnisse ausdrücken können, worauf Meillet, *Les langues de l'Europe nouvelle*, hinweist?

[2] Gerade diese Stelle zeigt, wie sehr die Annahme eines freilich mehr oder weniger kategorischen Tones richtiger ist als die einer durchgängi-

teil Pantagruels (II, 13): *mais le defendeur sera tenu de fournir.* — Lerch vermutet, ein französischer Arbeiter sei doppelt rücksichtslos, a) weil er Arbeiter, b) weil er Franzose sei (S. 329) — daher werde er doppelt oft *te tairas-tu!* zu seiner Frau sagen. (Sagt der Deutsche wirklich weniger oft: *Wirst du still sein?*[1]) Aber ich kann Lerch einerseits nicht zugeben, 'daß ein Mensch, der von früh bis spät mit Werkzeugen und Maschinen hantiert, noch eher geneigt sein wird als ein anderer, auch den Mitmenschen als gefügiges Werkzeug behandeln zu wollen', auch auf Lerchs Erfahrung hin von der Unmöglichkeit, 'einen Arbeiter im Eisenbahnzug zur Beachtung des Rauchverbots zu veranlassen' — ich könnte Lerch das Urteil eines Beobachters der Arbeiter wie Henri Barbusse entgegenhalten, der in dem Kapitel *Une voix dans le soir* seines Romans *Clarté* bei der Betrachtung des Lampenputzers *Pétrolus*, der vor lauter Arbeit nicht dazu kommt, das Leben, ja seine Frau zu genießen, sagt: 'Tout à l'heure, en contemplant le peuple de l'usine, j'ai eu presque peur ... Quand je regarde celui-ci, je me dis: ce sont les mêmes, ce sont tous les mêmes. De loin et d'ensemble, ils font peur — et ce qui est menaçant, c'est leur réunion —, mais de près, ce ne sont que les mêmes. Il ne faut pas les regarder de loin.'[2] Und rein syntaktisch betrachtet, glaube

---

gen Brutalität des Heischefuturs. Die in ernstem Tone gehaltene Verkündigung der Friedensbedingungen weicht zum Schluß einer dem Schalk Rabelais besser liegenden Jovialität, der Ernst geht gegen Schluß langsam in Humor und Scherz über: *Depars d'icy presentement, et demain pour tout le jour sois retiré en tes terres ... Et paye mille besans d'or pour les dommaiges que as faict en ses terres. La moitié b a i l l e r a s demain, l'aultre moitié p a y e r a s es ides de may prochainement venant: nous delaissant ce pendant pour hostaiges les ducs de Tournemoule, de Basdefesses, et de Menuail, ensemble le prince de Gratelles et le vicomte de Morpiaille.* Man sieht aus den grotesken Namen, wie Gallets (oder Rabelais'?) pathetisch gefurchte Stirn sich entrunzelt. Nach den härteren Bedingungen des augenblicklichen Abzugs und Schadenersatzes der 'Übergang zum Friedenszustand', die näheren Ausführungsbedingungen des 'Friedensvertrages', daher die Futura bedeuten werden: 'die Hälfte m a g s t du zahlen ...' Ähnlich im Brief Gargantuas an Pantagruel nach Medamothi (IV, 3): *J'ay revouvert quelques livres joyeux, lesquels te seront par le present porteur renduz. Tu les liras, quand te vouldras refraichir de tes meilleurs estudes* und ebenso in der Antwort Pantagruels (1V, 4): *Si bon vous semble ferez espreuve du contraire, et trouverez ...*, also dasselbe höfliche Futur wie in dem angeblich so arroganten Gespräch Salomos mit Gott.

[1] Als Anmerkung zu einem derartigen Satz, den ein Arbeiter in Zolas *Germinal* spricht, setzt Verf. S. 117 das Folgende: 'Im gehobenen Stil steht der Imperativ: Dante, Inf. VII, 8, Virgil zu Plautus: "Taci, maledetto luxo ...!"' — Wie kann man aber über Zeit, Raum und Milieu hinweg stilistische Deduktionen ziehen? Gibt es denn — so ohne weiteres — eine gemeinromanische Stilistik?

[2] Stimmen germanischer Beobachter des arbeitenden Volkes in Frankreich: Kerr,' Gesammelte Schriften' II, 1, 344: 'Letzten Endes ist Rohheit in unteren Schichten Frankreichs gering. Noch ein Handlanger, Straßen-

ich, das individuelle, unter eine Notwendigkeit einzuordnende *on* statt *nous* oder das *il faut* sei viel m e h r charakteristisch für den modernen französischen Arbeiter als ein rücksichtsloses kategorisches Futur: man kann denn auch in dem betreffenden Abschnitt von *Clarté* und in dem in meinen *Aufsätzen zur romanischen Syntax und Stilistik* S. 145 ff. abgedruckten Stück aus *Le cœur populaire* von Jehan Rictus dieses *on* an allen Ecken und Enden finden. Ich hatte a. a. O. geschrieben: 'Alles in diesem unsäglich trostlosen Leben, in dem der Einzelne gar nicht hervortritt, sondern in einem ewigen Inkognito als ewige Nummer lebt und stirbt, scheint so vorgesehen, daß "man" nicht "jemand" werde. In dem "man" liegt der Dinge Lauf, das Schicksal, die Norm, das Prinzip: *y faut*! "Man" ist das Proletariat, die Armut das Unglück.' Lerchs und meine Urteile sowohl über den Charakter des Arbeiters wie den seiner Sprache sind also einander entgegengesetzt — das *on* der fatalistischen Unterwürfigkeit widerspricht dem angeblich im Arbeiterfranzösisch so häufigen Heischefutur der Rücksichtslosigkeit (Lerch hat dieses übrigens nicht statistisch belegt, sondern — postuliert: 'Die Texte, die ich herangezogen habe, genügen zwar nicht, um es mit Sicherheit behaupten zu können: doch scheint mir, als sei das kategorische *te tairastu* in Arbeiterkreisen die gewöhnliche Ausdrucksweise, wenn der Mann seiner Frau das Wort verbieten will [oder die Frau dem Manne]'). Jedenfalls so einfach, wie Lerch den Arbeiter macht, ist er nicht. Auch darf man in einem Lande, das vorwiegend bäuerlich, nicht industriell ist, wie Frankreich, als Repräsentanten des 'ungebildeten Volkes' nicht die Arbeiter erwählen: der Autor hätte in der Sprache der Bauern nach seinem Heischefutur suchen müssen, was er unterlassen hat. Den Ansatz zur Betrachtung einer Spracherscheinung, gesondert nach sozialen Schichten, begrüße ich — aber die soziologische Betrachtung ist bloß rudimentär geblieben. Daß das Heischefuturum überhaupt

---

arbeiter, Kanalräumer bleibt für logische Erörterung zu haben. Alles sieht weniger auf rohe Kraft, als auf den "polierten" Geist. Und aussehen, wie gesagt, tun sie wie die Landstreicher.' — 349: 'Kulturbeleckteit in der niedersten Schicht; oft beinah komisch. Aber sie sagen alles einfach und selbstverständlich — es ist in Fleisch und Blut übergegangen. Ein einfaches Bedienungsmädel im Wirtshaus: "Man ist hier eine Sklavin der Arbeit". Hausdiener reden in Epigrammen: "Sie reisen ab, mein Herr? Ah, um so schlimmer für mich. Ich liebe Klienten wie Sie".' — H. Bulwer, 'France, social, literary, political' (1834): 'Die allergewöhnlichste Arbeiterin hat ein Benehmen, einen Ton, der an die gute Gesellschaft erinnert, eine natürliche Bildung, welche sie, abgesehen von Grammatik und Orthographie, der vornehmen Dame gleichstellt. Man sieht, daß der Ton, aus dem beide gemacht worden, von gleicher Feinheit ist. Es gibt fast kein Beispiel von einer Französin, die nicht, plötzlich erhoben, wie durch Instinkt, sogleich die Sitten ihrer neuen Stellung angenommen hätte.'

etwas mit Bildung resp. Nichtbildung zu tun habe, leugne ich: der Ton macht die Musik; ein *vous allez prendre du café avec nous* kann ich mir von jedem Franzosen, von Poincaré bis Pétrolus, gesprochen denken, der besondere Bildungsgrad des Sprechers wird aus Aussprache, Tonfall, Mimik erhellen. So sagt auch Lerch von der suggestiven Form: 'Der Arbeiter, der den Kameraden zum Essen und Trinken auffordert, wird ihn beim Arm packen (was der Gebildete nicht zu tun pflegt), und das Heischefuturum ist das sprachliche Äquivalent zu dieser Geste' — allerdings die Geste zeigt den Bildungsgrad, aber oft nur diese, nicht immer die sprachliche Form. Lerch dichtet der amorphen Sprachform etwas an, was erst ihre visuelle Begleitung mit sich bringt. Zugleich identifiziert er wieder ohne weiteres suggestives und kategorisches Futur.

Diese ganzen psychologisch-kulturellen Spekulationen scheinen mir daran zu scheitern, daß man grammatische wie psychologische Fakta verschieden deuten kann und daß besonders die Psychologie der Völker noch viel zu sehr im Subjektiven steckt, als daß man auf sie ein haltbares Gerüst basieren könnte.[1] Die Schilderung der Psyche des französischen Jakobiners durch Taine paßt geradeso gut wie auf 'große Schichten des französischen Volkes' (S. 293) auf deutsche, russische, jüdische Bolschewisten. Ferner spricht Lerch von der französischen Sprache so, als ob sie ein einheitliches Ganzes wäre, das aus der Literatur zu erkennen wäre: den Dialekten, die doch unzentralisiertes Volkstum eher bewahren als das Pariserisch der Schriftsteller, geht er in weitem Bogen aus dem Weg (ebenso wie der Erforschung des Spätlateinischen). Damit ist Lerch ebenso 'Pariser' wie die französische Sprachforschung Anno 1870 noch eine 'pariserische' war: seitdem ist aber, in Deutschland durch Meyer-Lübkes Romanische Grammatik, in Frankreich durch Gilliérons Atlas linguistique

[1] Lerch meint S. 287, der Franzose, der das 'Pathos der Distanz' nicht kenne, 'nötige' seinen Gast beim Essen: die Formel, mit der der von dem Gastgeber Gequälte noch einmal zulange (*Mais c'est seulement pour ne pas vous désobliger!*) lasse sich in andere Sprachen gar nicht übersetzen. Das letztere ist richtig, liegt aber nur an der Unübersetzbarkeit des Wortes *désobliger* — die Unübersetzbarkeit eines Wortes erklärt sich meist aus der verschiedenen Lagerung der Synonymen gegeneinander in den verglichenen Sprachen und beweist dann nichts für die Mentalität der Völker —; daß auch in Deutschland genötigt wird, weiß jeder Deutsche — im *Dtsch. Wb.* s. v. *nöthigen* mag L. Belege aus allen Zeiten der nhd. Sprache finden —, und entsprechend dem frz. Satz sagt er: *Ich nehme, aber nur, damit Sie nicht glauben, es schmecke mir nicht*, oder *ich nehme, aber nur Ihretwegen* usw. Übrigens liefert uns Lerch in seinem Feuilleton der *Frankf. Ztg.* vom 23. 8. 1919 einen deutschen Beleg in dem von ihm als veraltet bezeichneten, zur selben Situation gehörigen Satz: 'Sie werden mir doch keinen Korb geben und noch ein Stück Kuchen nehmen.'

de la France, der Regionalismus in die französische Linguistik eingeführt worden. Ein Beispiel, wie Berücksichtigung der Dialekte auch in der Syntax notwendig ist!: Da werden bei Lerch im Anschluß an Maupassant als Antitypen der Franzosen 'les Anglais tenaces et les lourds Allemands' genannt und nun gegenüber der französischen Imperativierung des Futurs die 'Degradierung' von *shall* und *will* zu Futurausdrücken durch den Engländer erwähnt: 'd. h. er macht seine Aussage, selbst wenn er ihrer vollkommen gewiß zu sein glaubt, selbst von dem Willen des anderen oder zum mindesten von einem sittlichen Gebot oder einer Schicksalsmacht abhängig. Auch in diesem Kriege ist der Unterschied in der geistigen Haltung zwischen den beiden Völkern mit Händen zu greifen' (Leidenschaftslosigkeit der Engländer.[1] 'während die Franzosen über uns in Ausdrücken reden, als seien wir eine Horde von Bestien') — kein Wort davon, daß in ostfrz. Dialekten und im Volksfrz. das *vouloir*-Futur ebenso häufig ist wie es im Altfrz. und besonders Altanglonorm. war! Auch für die Sprachwissenschaft gilt das schöne Wort Virchows: 'Der menschliche Geist erfindet an verschiedenen Orten dasselbe und an demselben Orte Verschiedenes.' Die psychologischen Schlüsse aus der

[1] Wie man aus derselben sprachlichen Tatsache die verschiedensten seelischen Verfassungen herausspekulieren kann, zeigt die mir durch Herrn Prof. Meißner bekannt gewordene Äußerung H. Seedorfs ('Über syntaktische Mittel des Ausdrucks im ahd. Isidor' [1888] S. 81) über den analogen ahd. Gebrauch von *scolan* + Infinitiv als Futur: 'Dieser scheinbar so einfache sprachliche Prozeß spricht, genau betrachtet, ebenso deutlich wie eine tausendjährige Geschichte. Bei einem Volke, dem der sprachliche Ausdruck für etwas, das geschehen soll oder muß, identisch werden konnte mit dem des einfachen Geschehens in der Zukunft, kann man wohl annehmen, auch ohne seine historische Entwicklung zu kennen, daß die Treue der Grundzug seines Wesens ist, braucht man sich nicht zu wundern, daß es in seinen naivsten, unmittelbarsten poetischen Erzeugnissen Gestalten geschaffen hat wie Kriemhild, Hagen, Rüdiger.' — Aber auch das Psychische der Sprecher ist verschiedener Deutung fähig: man erinnere sich an Tolstojs Äußerung in 'Krieg und Frieden': 'Der Franzose ist selbstsicher, weil er seine Person, geistig wie körperlich, für unwiderstehlich bezaubernd Männern wie Frauen gegenüber hält. Der Engländer, weil er Bürger des besteingerichteten Staates ist und daher als Engländer stets weiß, was er zu tun hat, und daß alles, was er tut, zweifellos gut ist. Der Italiener, weil er aufgeregt ist und leicht sich selbst und andere vergißt. Der Russe ist eben deshalb selbstsicher, weil er nichts weiß und nichts wissen will, da er nicht glaubt, daß man etwas vollständig wissen kann. Der Deutsche ist schlimmer, hartnäckiger und abstoßender als alle in seiner Selbstsicherheit; denn er bildet sich ein, die Wahrheit zu kennen, d. h. die Wissenschaft, die er selbst ausgedacht, die für ihn aber eine absolute Wahrheit darstellt.' Aus diesem sehr subjektiven Tolstojschen Urteil könnte L. theoretisch folgern: 1. die spezifische Selbstsicherheit der Franzosen bringt das suggestive Futur, nicht das Heischefutur, oder 2. die spezifische Selbstsicherheit der Deutschen bringt das kategorische Futur hervor, oder 3. alle diese selbstsicheren Völker sollten das Heischefutur kennen.

Sprache stimmen immer in der Kavalierperspektive, nie beim Mikroskop! Und es stimmen nur immer einzelne herausgegriffene 'rapprochements', nicht alle Erscheinungen eines Tatsachenkreises: ich finde das barsch befehlende *The salt, please!*, das Engländerinnen bei Tisch einem zurufen, viel kategorischer, den Willen des Nebenmenschen vergewaltigender als das kategorische Futur der Franzosen, und *I am happy* für 'ich freue mich' viel enthusiastischer, phrasenhafter als *je suis ravi* der als Wortmacher verschrienen Franzosen. Ich brauche hier nur noch zur Stütze meiner Behauptung auf die Kritik ähnlicher Tendenzen wie derjenigen Lerchs auf dem Gebiete der Wortgeschichte und Etymologie hinzuweisen, die in einem schönen nordischen Buch zu finden ist. Wellander, *Studien zum Bedeutungswandel im Deutschen* (S. 87), schreibt anläßlich kulturhistorischer Spekulationen Fr. Kauffmanns über das deutsche Wort *gemein* in der Bedeutung 'minderwertig': 'Kauffmann konstatiert einen bedeutungsgeschichtlichen Vorgang und bringt diesen mit einem — meinetwegen vielleicht ungefähr gleichzeitigen — (bildungs)geschichtlichen in Kausalzusammenhang. Nun kann sich aber der betreffende Bedeutungsübergang zu jeder Zeit vollziehen, ganz unabhängig von der jeweiligen Kulturepoche. Wenn man nun die beiden Vorgänge zusammenstellt und den Bedeutungswandel des Wortes *gemein* gewissermaßen als 'Spiegel' oder Symbol des angenommenen Wandels in der Anschauung dienen läßt, um die Darstellung konkreter und lebendiger zu gestalten, so ist dagegen natürlich nichts einzuwenden. Nur muß man sich dabei immer bewußt bleiben, daß es sich nur um eine metaphorische Ausdrucksweise, ein geistreiches Spiel mit Gedanken und Worten handelt; ein wirklicher Kausalzusammenhang kann hier nicht angenommen werden.' Ähnlich weist Thurneysen, *Die Kelten in ihrer Sprache und Literatur*, mit feiner Skepsis eine sich darbietende Parallele zwischen Volkscharakter und Morphologie zurück (S. 9).

Auch scheinen die Franzosen für Lerch ihre geistige Physiognomie von jeher zu besitzen und nicht zu verändern — während doch gewiß der Deutsche und Franzose des Mittelalters einander ähnlicher waren als etwa der heutige Franzose seinem mittelalterlichen Vorfahren (S. 288): 'Mit einer groben, aber immerhin nicht ganz unmöglichen Schematisierung ließe sich die Geschichte Frankreichs darstellen als ein Kampf zwischen reaktionärem und revolutionärem Fanatismus. Man denke an ihr [sic!] größtes Epos, das Rolandslied, wie es einen Eroberungszug in einen Glaubenskrieg umdeutet ... Und was sich damals, am Anfang ihrer Kultur begab, begibt sich heute vor unseren Augen: den Eroberungskrieg, den sie des Rheines wegen geschürt haben, deuten sie

in einen heiligen Kreuzzug für "Demokratisierung" und gegen den "Militarismus" um' (als ob nicht jeder Krieg der "deutenden" Ideologie bedürfte!). An einer anderen Stelle, wo anläßlich des *Pur ço, bel Sire, si te plaist, tu me durras sen* der altfrz. Übersetzung der Königsbücher von einem 'Sich-auf-du-und-du-stellen mit dem lieben Gott' gesprochen wird, wird immerhin bemerkt, diese Gleichsetzung des Menschen mit Gott sei 'nun freilich nicht mehr spezifisch französisch, sondern allgemein mittelalterlich', aber dann dennoch fortgefahren: 'Doch für die Franzosen scheint mir diese Gleichsetzung des anderen mit sich selbst besonders charakteristisch.' Wie kann man überhaupt die psychische Spiegelung in Sprachlichem in einer von uns so weit abliegenden Periode wie der altfranzösischen[1] erkennen wollen, ohne alle Ausdrucksformen der Periode gegeneinander abzuwägen? Es genügt nicht, einen altfrz. und einen neufrz. gleich aussehenden Gebrauch zusammenzustellen, es müßten erst die verschiedenen Befehlsformen des Altfrz. miteinander kontrastiert werden (oft stellt sogar Lerch Ausdrucksweisen verschiedener romanischer Sprachen zusammen, S. 117 eine Dante- und eine Maupassant-Stelle, S. 153 eine Scribe-Stelle mit einer aus dem griechischen neuen Testament; vgl. auch oben S. 10, Anmerkung 1). Ich persönlich finde in dem zitierten altfrz. Satz weniger Arroganz als vielmehr Bescheidenheit: 'wenn es dir beliebt, wirst du mir Verstand geben'; durch die Absonderung der Apodosis der konditionalen Periode kommt ein ganz anderer Ton hinein — es ist die bekannte Geschichte von dem ein so verschieden interpretierbares *Vater, schick mir Geld!* schreibenden Sohn. Auch glaube ich kaum, daß das gläubige Mittelalter 'mangelhaftes Verständnis für das Wesen der göttlichen Allmacht' gezeigt haben sollte. Noch öfter zerbricht sich Lerch den Kopf über angebliche Kulturspiegelungen, die ganz einfach als Übersetzungen aus anderen Sprachen zu fassen sind. Das ist also so, wie wenn einer aus dem Fortbestehen von *Feinsliebchen* im deutschen Volkslied auf Fortleben von Troubadours im deutschen Volk schlösse. Er schiebt der betr. Sprache unter, was Eigentum eines ganz anderen Kultur- und Sprachkreises ist — die Tatsache der Entlehnung wird vollkommen ignoriert. S. 71—73 z. B. eine über zwei Seiten lange Auseinandersetzung, warum es in der Vulgata *sex diebus operaberis* ..., aber *honora patrem tuum* ... heiße, und dem befehlenden Gott werden alle möglichen Spekulationen und Rücksichtnahmen angedichtet. Aber diese Zeitgebung ist ja ein 'calque' nach

[1] Die Erörterung über V. 605 des Rolandsliedes (*La traisun me jurrez*) hätte sich einfacher erledigen lassen, wenn Lerch statt Gautier Stengels Variantenapparat benutzt hätte, der klar erweist, daß in *jurrez* kein Schreibfehler der Oxf. Hs. für *jurez*, sondern ein Futur vorliegt.

hebr. *schēsch jōmim ta'ăßēh mĕlōchōh* neben *kabbēd ēß ōvīcho ve'ēß immēcho* (daher auch das bei den Juden übliche *Ehre Vater und Mutter*, das Lerch gehört haben wird; die Rabelais-Stelle, die er selbst S. 65 Anm. zitiert, hätte ihn das Richtige lehren müssen) — Lerch sucht also nach psychologischen Gründen bei lateinischen Wendungen, die eigentlich hebräisch sind —; es wäre so, wie wenn er in der dem Hebräischen nachgeahmten Superlativbildung *König der Könige* aller europäischen Sprachen eine Eigentümlichkeit dieser erkennen wollte! Ähnlich steht es mit der erwähnten Stelle der Bücher der Könige, die schon im Lat. lautet *Dabis ergo servo tuo cor docile* — wenn die altfrz. Übersetzung etwas lehren kann, so höchstens das Gegenteil von Lerchs Behauptung: das *si te plaist* ist zum Zweck höflicherer Stilisierung hinzugefügt worden. Aber überhaupt hat das Futur auch heute noch biblischen Klang: in Barbusses *Le feu* hat Lerch keinen häufigen Gebrauch des Heischefuturs gefunden. Um so mehr Heischefuture hätte er aber am Schluß von *Clarté* lesen können, dort, wo der Schriftsteller gewissermaßen die Sinaitafeln eines neuen Bundes errichtet. Lerch hat gleich seine Theorie zur Hand: der Krieg bringt die 'egoistischen und despotischen Gelüste des Einzelnen seinen Volksgenossen gegenüber' zum Schweigen (stimmt das sachlich, wo in jedem Kriegsland Diktatoren erstehen, von Titus Larcius Flavius 501 v. Chr. bis Clémenceau 1919 n. Chr., außerdem Schieber, Drückeberger usw.?) — in Wirklichkeit sprechen eben die gewöhnlichen Soldaten von heute nicht im Bibelstil.

Es ist klar, daß durch die im ganzen Werke latente Ansicht von der Konstanz des Volkscharakters die Rückkehr zu ethischen Spekulationen, die wir in der Sprachwissenschaft glücklich überwunden glaubten, bedingt ist (S. 304) 'Die *Erregbarkeit*, die wir den Franzosen vorwerfen, ist ihnen schon von Cäsar und Strabo vorgeworfen worden' (wir wußten allerdings bisher nicht, daß es schon zu Cäsars Zeiten Franzosen gab!). Deutlicher wird S. 323 f. der *esprit gaulois* vom *esprit précieux* gesondert: 'Der *esprit gaulois* zeigt die Nation so, wie sie ist, wenn sie sich gehen läßt; der *esprit précieux* zeigt uns,was sie durch harte Selbstzucht zu erreichen vermag. Der *esprit gaulois* aber ist, wie schon der Name zeigt, etwas den Galliern Eigentümliches, wohingegen der *esprit précieux* sich auch bei anderen Völkern findet. ... Der *esprit gaulois* begünstigt nun aber die Ausbreitung des Heischefuturums. Der Mensch, der zu Witzen und Späßen aufgelegt ist, fühlt sich dem anderen auf Grund seiner eigenen Gescheitheit überlegen ... er kümmert sich nicht viel um den Willen des anderen ...' Aber der Gegensatz zum *esprit gaulois* ist offenbar nicht *esprit précieux*, sondern *esprit classique*: die philosophischen

Einflüsse auf die klassische Dichtung der Franzosen dürfen nicht vernachlässigt werden. Und die Fabeleien über den Charakter der Gallier sollte Lerch dem Jongleur Hermann Bahr überlassen, der einmal alle möglichen Eigentümlichkeiten des Wieners auf das Keltentum der Vindobona zurückgeführt hat. Der Name *esprit gaulois* bezeugt für die Erklärung der Geistesart gar nichts, es wäre eher interessant, festzustellen, wie bei den Franzosen die Anschauungen über ihr Galliertum (vom Amadis bis zu Rémy de Gourmont) gewandelt haben. Die Kontinuität zwischen den anzüglichen *gaps* der altfranzösischen Karlsreise und den geschlechtlichen Zwei- und Eindeutigkeiten der besonders für Ausländer berechneten Boulevardtheater kann ich nicht zugeben, auch das Band zwischen Heischefutur und der von den Franzosen bevorzugten, den Gegenstand der Liebe als Sache behandelnden sinnlichen Liebe nicht erkennen. Zudem will mir scheinen, daß im Mittelalter neben dem *esprit gaulois* auch der *esprit germanique* geherrscht hat: wenn wir auch nicht mehr G. Paris' Formel der Epen vollkommen glauben: *l'esprit germanique dans une forme romane*, so ist doch so viel sicher, daß ein dem germanischen Geist verwandter in den altfranzösischen Epen herrscht, der G. Paris zu jener Formel gelangen ließ. Und da im Mittelalter das Heischefutur sehr stark entwickelt ist, so wäre dessen Brutalität eher ein *furor teutonicus* als ein *morbus gallicus*. Auch hat die Antithese *esprit gaulois — esprit précieux* gar nichts mit Höflichkeit resp. Grobheit der Manieren zu tun — denn das Wesen der alten Gauloiserie ist doch vor allem neben der *grivoiserie* das gutmütige Behagen an einer stark intellektuell gefärbten Witzlust, die nicht dem Nebenmenschen sich überlegen zeigen, sondern ihn durch Scherz und Geist zu erfreuen sucht.

Die Politisierung der Syntax, die Lerch durchführt,[1] hat in einem ungünstigen Augenblick eingesetzt — die jetzigen aufgeregten Zeiten sind am allerwenigsten dazu angetan, Urteile über Fremd- und besonders Feindnationen zu ermöglichen, sollten diese Urteile auch durch Vorkriegsurteile von französischen Satirikern und nichtfranzösischen Kritikern gestützt sein — wieviel einander in ihrer Tendenz entgegengesetzte Breviere von Aussprüchen, die sich gegeneinander ausspielen lassen, haben wir nicht im Kriege erlebt! —, und sie bedeutet auch einen zweifelhaften Dienst der deutschen Wissenschaft gegenüber, deren Sachlichkeit man stets bisher anerkannt hat.[2] der man

[1] Lerch schreibt einen lebhaften und leichten Stil, aber ob 'colloquialisms' wie die folgenden in ein wissenschaftliches Werk gehören? (S. 16): 'Es ist ja doch vollkommen selbstverständlich, daß der Kutscher gehorcht; der ist ja *heilfroh*, wenn er nur gehorchen darf, denn dann *verdient er Geld*.'

[2] Man vergleiche die anerkennenden Worte, die der erste Vertreter der

anderseits jetzt diese undisziplinierte Exkursion ins Subjektive der Tagesbewertungen zur Last kerben wird. Lerch getraut sich kein objektives Urteil über sein eignes Volk zu fällen (S. 303) — wieso aber ein solches über das fremde, dessen Beurteilung doch von jenem anderen Urteil abhängig ist? Ist es nicht ärgste Unsachlichkeit, in Kriegszeiten sich sachlich zu wähnen, da man in abgekürztem Kriegsverfahren Ankläger und Richter in einer Person spielt? Wie immer man über Möglichkeit oder Notwendigkeit der Völkerversöhnung denkt: die Abrechnung mit dem französischen Nationalcharakter, die zum Zwecke der Erforschung kultureller Vorbedingungen eines Syntagmas betrieben wird, kann die Gewitterspannung zwischen Deutschland und Frankreich nicht lösen, sondern steigern. Lasset uns fremde Kulturen kennenlernen und verstehen, bevor wir sie werten und mißdeuten![1] Werke wie die Lerchs sind geeignet, jene Aufgeklärteren unter den Feinden (Typus: Romain Rolland) in ihren gewiß irrigen Meinungen über den 'mensonge allemand', die selbstgefällige, in Phrasen sich blähende Spielart des deutschen Idealismus zu bestärken, die neulich W. Küchler auch an einem deutschen Kritiker Romain Rollands gerügt hat.

Ich habe den Modernisierungsversuch, den Lerch mit der Sprachwissenschaft macht, ausführlicher besprochen, um zu zeigen, wie das gegenwärtige Schlagwort von der kulturellen Durchdringung der Sprachwissenschaft auf Abwege führen kann.[2]

Die aristokratische Linguistik hat es bisher verschmäht, auf die *foire sur la place* herabzusteigen. Vielleicht hat sie zu sehr dem Experiment, dem Detailkram, der geistgereinigten Lautlehre gehuldigt, die brennenden Gedanken, die jeder Laie an sie stellt (Was ist, woher kommt Sprache? woher Dialekte? woher Sprachveränderung?), unbeantwortet gelassen und sich mehr zu einem Gelehrtensport entwickelt, vielleicht auch zu sehr das Konstruktiv-

---

Sprachwissenschaft in Frankreich, Antoine Meillet, Professor am Collège de France, in seinem 1918 erschienenen Werke *Les langues de l'Europe nouvelle* S. 294 ff. über die deutsche Wissenschaft geäußert hat.

[1] In *Neueren Sprachen* 1918, S. 274 f., schreibt Voßler über meinen 'Anti-Chamberlain': 'Am liebsten möchte Spitzer auch das Deuten uns verbieten, vor allem wohl deshalb, weil es gar so leicht in das Kritisieren und Werten hinübergleitet'. Gewiß tut es das nicht bei Voßler. Ob aber sein Schüler die in meinem Werkchen vorausgesehenen Gefahren der Deutung überwunden hat? Lerch teilt uns mit, er habe zuerst den historischen Teil in drei Seiten erledigen wollen (S. VIII) — wäre er dabei geblieben!

[2] Der Titel der Arbeit deckt sich nicht mit dieser; es handelt sich in ihr nicht um sittliches Sollen im Sinne des kategorischen Imperativs, der doch nur aus dem Innern eines Ich stammen kann, sondern nur um ein Heischen von einem Du. Richtig sollte die Arbeit heißen: 'Das französische Heischefuturum im Spiegel des französischen Nationalcharakters.'

Mathematische, das zwischen- oder übersprachlich ist, beachtet und die Einzelsprachen wie eine Algebra, ohne Ansehung der Person, will sagen, ohne tieferes Eingehen in die sprachlich niedergelegte Kultur eines Volkes, behandelt; auch ist jener philologische Betrieb, der etwa eine altfranzösische Unbedeutendheit einem neufranzösischen Dichtergenie vorzieht und in der statistisch tadellosen Lautlehre eines mittelalterlichen Textes oder in Dissertationen vom Typus 'Die Tränen im französischen Epos' das Non plus ultra der Gelehrtenforschung erblickt, mit der Linguistik in einen Topf geworfen worden; endlich hat die ausschließlich grammatisch-literarische und historische Schulung unserer Gymnasiallehrer, die von der Kultur des Volkes, dessen Sprache sie lehren sollen, nichts erfahren, ein In-der-Luft-schweben dieses Wissens verursacht — aber die Linguistik als solche trägt keine Schuld, wenn Routine und Schlendrian sie gelegentlich herabwürdigten: sie ist keine 'alte' Wissenschaft, die erneut oder auf neue Basis gestellt werden müßte. Auch ohne Revolution können wir ruhig an den Vorkriegsstand anknüpfen. Sie braucht vielleicht nur etwas zugänglicher dem Gedanken, etwas ansprechender in ihrer äußeren Form zu werden. Es ist verständlich, wenn die vom naturwissenschaftlich-historischen Betrieb unserer Wissenschaft unbefriedigte Seele nach Irrationalem strebt, aber deshalb darf man im Sprachlich-Toten nicht Seele suchen. Die Sprachwissenschaft ist bisher Kammermusik gewesen — nicht ungestraft darf man ihre diskreten Weisen in großen Prunksälen mit Bläsern aufführen (und Lerch spielt eine laute Posaune). Lieber als aufgedonnerte Resultate liefere sie das beschränkte Maß von sicheren Erkenntnissen, das sie zu liefern imstande ist! Gewiß mag es dem großen Publikum mehr imponieren, wenn man ihm sagt, die französische Tyrannei spiegle sich im französischen Futurum — als wenn man einfach konstatiert, das Heischefutur sei eine volkstümliche syntaktische Ausdrucksform, die auftauche und verschwinde, je nach dem mehr oder weniger volkstümlichen Charakter der französischen Literatur — aber es ist auch verlockender und befriedigender, mit Chamberlain in den schönsten Rassenspekulationen über Dante den Germanen zu schwelgen, als mit Meyer-Lübke einfach zu konstatieren, daß der Name Alighieri nichts für die germanische Herkunft beweisen könne. Das Glänzende ist nicht immer das Wahre! Und wenn die Schreier auf der Gasse von uns 'Glänzendes' verlangen, wo wir nur 'Wahres' bringen können, so lassen wir sie sich heiser schreien, bis gemäßigtere Zeiten von uns nur das Maß von Erkenntnissen verlangen, das wir leisten können — und es ist nicht gering! Man denke bloß an die von der Sprachwissenschaft ausstrahlende

Lehre von der wellenartigen Ausbreitung aller Kulturerscheinungen, an Wundts von der Sprachbetrachtung ausgehende Theorie der menschlichen Ausdrucksbewegungen, an die sich allmählich bahnbrechende Erkenntnis von dem Ewig-Sekundären in der Sprache, von Übereinstimmungen zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten usw. Ich sehe weder die Notwendigkeit einer 'neuen' Sprachwissenschaft noch die Alleinberechtigung 'der' neuen Sprachwissenschaft Lerchs: ich sehe neben Voßlers gewiß lobenswerter, kulturell gerichteter Forschung im ganzen sogar fünf alt-neue Richtungen, die innerhalb der romanischen Philologie weiterentwickelt werden können:

die historische Richtung der Sprachvergleichung, wie sie unter den Romanisten von Schuchardt und Meyer-Lübke vertreten wird, die längst (seit 1898, dem Erscheinungsdatum der 'Romanischen Etymologien' Schuchardts) sich als Dienerin der Kulturwissenschaft fühlt und sich immer mehr entpositivieren, immer mehr vergeistigen wird (daß sie mit den 'Sachen' begann, ist richtig: sie blieb so 'sachlich');

die biologische Richtung der Dialektologie, von Gilliéron vertreten, die berufen ist, unsere ganze Einsicht vom Sprachwerden zu revolutionieren und am französischen Sprachatlas für Jahrzehnte zu arbeiten hat;

die statisch-deskriptive Richtung, die Saussure gesehen hat, die durch die Beobachtung der stilistischen Wertigkeiten, wie sie Bally betreibt, zur Einsicht in die latenten Sprachveränderungen, in das Zustandekommen der Sprachsysteme verhilft — eine Richtung, die überhaupt noch nicht über einzelne geniale Vorahnungen der genannten Gelehrten hinausgekommen ist;

die soziologische Betrachtung, von Meillet, Sainéan und Dauzat begründet, die die Sprache nach den sozialen Schichtungen ihrer Sprecher betrachtet und in der Argotforschung schon Nennenswertes geleistet hat;[1]

die philologische Richtung, die, wenn sie nur nicht Alleinberechtigung anstrebt, heute durch kenntnisreiche Männer wie Appel und Schultz-Gora vertreten wird, und die wir ebensowenig 'ausräuchern' wollen wie irgendeinen Zweig menschlichen Wissens.

Und wer weiß, ob nicht noch neue Richtungen 'entdeckt' werden? Ist es aber nicht eine Art Diktatur, alle Kanzeln niederzurennen und von einer einzigen herab zu orakeln: Haec est

[1] In der Frankf. Ztg. vom 23. 8. 1919 vindiziert Lerch auch für seine 'neue Sprachwissenschaft' die Betrachtung der Sprache 'in ihrer sozialen Funktion'. Aber gerade Lerch beschäftigt sich nicht mit der Erforschung der Sondersprachen, der Argots, mit der jene Franzosen Ernst gemacht haben.

veritas. Das ist die neue Sprachwissenschaft! Freuen wir uns, daß es noch andere Kanzeln und noch andere Redner gibt, die vorsichtiger sprechen: Quid est veritas?[1]

[1] [Ich habe diesen Aufsatz der Zeitschrift eingereicht, bevor ich die Äußerungen von Debrunner, Franz, Klemperer, Meyer-Lübke, Schultz-Gora, Voßler gelesen hatte, mit denen meine Ausführungen sich oft decken. Seitdem ist auch ein schönes Buch von E. Hurwicz, 'Seelen der Völker, Ideen zu einer Völkerpsychologie' (Gotha 1920) erschienen, das zu gedeihlichem Arbeiten auf dem Gebiet der Vergleichung der Völkerpsychen die Befolgung der 'Methode des psychischen Strukturzusammenhangs', d. h. der Verbindung aller Methoden (der sprachlichen, ökonomischen, historischen usw.), fordert und gegen die völkerpsychologischen Verallgemeinerungen polemisiert: 'Jene vulgäre Ansicht, die stets mit einfachen Sätzen arbeitet, ist schon deswegen unhaltbar, weil auch die Psyche der Völker, wie die der Einzelnen, gar manchen Widerspruch in sich hält.']

Bonn. Leo Spitzer.

Kleinere Mitteilungen.

Zur Voranstellung vornehmlich des räumlichen Adverb- und Präpositionsattributs in der modernen deutschen Prosa.

Obgleich diese im weitesten Sinn des Wortes einzigartige Erscheinung ausführlicher Behandlung wert wäre, ist noch nicht einmal versucht, sie psychologisch zu begründen. Die Erscheinung ist bei modernen Schriftstellern — nicht etwa bloß in der Alltagsrede — eine keineswegs seltene und dürfte in Zukunft noch weitere Verbreitung finden. Seit Jahren habe ich mir bei allerdings etwas gemischter Lektüre einschlägige Fälle, notiert, und meine Sammlung. beträgt zurzeit etwa anderthalbhundert Belege, die sich gewiß, wenn man sich Mühe geben wollte, vervielfachen ließen. Ich gebe zunächst eine Auswahl, nach den verschiedenen Typen geordnet, um nachher zu fragen, wie dieser Sprachgebrauch nach meiner Ansicht psychologisch zu erklären sei.

A I. Demonstrativadverb + Hauptwort.

1. Dort der steile Felsen, durch den ... ein Eisenbahntunnel hindurchführt, ist die Lorelei, Echo 125. — 2. Siehst du, dort rechts hinüber der dunkle Wald ist der Rindlesberg, Granit 122. — 3. Es scheinen neue Steuern eingeführt werden zu sollen, hier der Leitartikel macht seine Randbemerkungen dazu, Echo 44. — 4. Hier unsre Küche kann ich nun in- und auswendig, und drin die Stube auch, Erde 1. — 5. Hier meine Geschwister, Herr Professor, haben mir nämlich ... diesen Raum eingerichtet, Crampton V. — 6. Hier nebenan die polackschen Weiber tun einem gebrannt Herzeleid an, Heer 174. — 7. Nun auch nebenan die Villa auch leer stand, war sie in beständigem Zittern, Erde 282. — 8. Draußen der Feldwebel wunderte sich noch einmal, Presseball 167. — 9. Draußen der selige Erlöserwind rüttelt am Hause, Westermann, April 1911 (R. H. Bartsch). — 10. Drüben das weite Heideland war zu einem uferlosen See geworden, Strom (Seitenangabe zurzeit nicht möglich). — 11. Drüben der Destillateur hatte sich nun doch bis auf 45 Taler schrauben lassen, Brot, I, 72. — 12. Ich denke, Sie nehmen nebenan den Himmel (das Himmelbett), Stechlin 21. — 13. Nebenan die Bunzlauer Landwehr machte es nicht anders, Marschall 28. — 14. Hoch oben die Wipfel der alten Bäume neigten sich, Eisen 364. — 15. Rechts und links die Hecken sind hoch, Tau 141. — 16. Links das Landgestüt lag wie im Schnee begraben, und auch rechts oben Spinnerei und Strafanstalt haben ihre Konturen verloren, Heym 202. — 17. Links das niedliche Gehöft gehört einem Schwaben, Heer 30. — 18. In dem Teich wuchsen Kallas und Lilien; und ringsum die hohen Gebüsche durchleuchteten wieder Rosen, Villa I, 136. — 19. Unten die Musik dudelt immer noch, Tau 187. — 20. Ringsherum die Wälder sind grau vom Dampf und Rauch (aus einer Kriegskorrespondenz der Berl. Morgenzeitung 1916; Nummer nicht mehr zu ermitteln). — 21. Die Liebe ist nur der ... Jugend erlaubt und vielleicht uns Greisen ... Dazwischen das sehende Leben kennt sie nicht, Westermann, April 1911 (H. Mann).

A II. Demonstrativadverb + präpositionale Fügung + Hauptwort.

22. Da über ihnen das stolze Schiff ist mit der Spitze zur Erde geneigt, Westermann (nähere Angabe zurzeit nicht möglich). — 23. Geh herum, ums Haus, stöhnte der alte Mann, hinten — in der Küche — die Köchin — soll Wasser bringen, Tat II, 136. — 24. Droben in ihrem Bette die Assistentenfrau war aus tiefem Schlummer aufgeschreckt, Strecke 6. — 25. Oben in der Kammer die beiden Frauen hörten ... den Amsterdamer Zug, ib. 13. — 26. Dort am Eingang zur Station die Vertiefung unter der Unterlegsplatte der Weiche beherbergt gleichfalls ein Nest, Westermann, Juli 1912 (M. Braeß). — 27. Rechts und links von ihm die beisitzenden Richter konnten gegen seinen feinen ... Kopf nicht recht aufkommen, Nichts 138. — 28. Rechts von uns die Schützen zeigen sich schon ganz ungeniert, Spitze 224.

B. Präpositionale Fügung + Hauptwort.

29. Aber ehe es sich E. K. und ... P. versahen, war auch schon wieder über dem Torweg die graue frostige Dame mit dem Merkuriusstabe da (am Hause, wo sie wohnten und nun angelangt waren, befand sich ein solcher Schmuck), Kubinke 242. — 30. In der Ferne der mattere Streif von Grün war die Weide, Wichert 344. — 31. Wir sind seit Anfang März Nachbarn. — Sie sind unter mir der einsame Stern? (sich auf ein erhelltes Fenster beziehend), Villa II, 46. — 32. Einer geistigen Nacht entgegen gehen — das also bedeuten in meinem Kopfe die Ameisen, ib. II, 165. — 33. Unter uns die Wellen rissen den Fährnachen fast von der Kette, Klaus 24. — 34. Um ihn her die Stelle, wo das Holz lag, war windgeschützt, Petöfy 202. — 35. ... auf dem Sims zunächst bei mir eine kleine Katze hat auch die Augen zugedrückt, Nolten 150 (der einzige Fall, wo ich vor dem Hauptwort den unbestimmten Artikel gefunden habe). — 36. ... unter ihm der Stewardmaat packte die geleerte Tasse, Heimkehrfieber I, 58. — 37. Hinter ihr ihr Gatte beugte sich ... zu ihr vor, Nichts 14.

Wie ist nun dieser Sprachgebrauch zu erklären? Ich stelle zunächst fest, daß er sowohl den skand. Sprachen als anscheinend auch dem Engl. durchaus fremd ist. Es darf auch nicht auf eine den Demonstrativadverbien innewohnende Tendenz zum Vorantreten basiert werden, sonst bliebe diese Sonderstellung des Deutschen völlig rätselhaft.

Um uns zunächst über die allgemein sprachpsychologischen Bedingungen klar zu werden, die unserm Sprachgebrauch zugrunde liegen, haben wir uns solchen Sätzen zuzuwenden, die es zum Zweck haben, die Aufmerksamkeit des Angeredeten unter gleichzeitiger Angabe der Richtung auf irgendeinen Gegenstand zu lenken, und welche ich orientierende Aufforderungssätze nennen möchte.

Wenn wir zuerst einen gewöhnlichn Aussagesatz nehmen, z. B. Ich sehe draußen einen Kerl, so ergibt sich ohne weiteres, daß draußen adverbiale Prädikatsbestimmung ist. Dies könnte man freilich auf den ersten Blick geneigt sein in Abrede zu stellen, und zwar aus dem Grunde, weil der physiologische Vorgang des Sehens sich ja nicht 'draußen'

abspiele, sondern naturgemäß bei dem sehenden Subjekt selbst. Dem sprachbildenden Volksgeist aber ist eine derartige 'gelehrte' Anschauungsweise ganz fremd. Dieser faßt nämlich einfach das Sehen als eine vom Subjekt ausgehende bewegungsartige Tätigkeit auf, die den betreffenden Gegenstand trifft, was eben 'draußen' stattfindet.

Ganz anders nun, wenn wir einen Satz vornehmen wie S i e h e d r a u ß e n d e n K e r l ! Hier ist d r a u ß e n selbstverständlich Attribut. Die Gruppe d r a u ß e n d e n K e r l vertritt eben ein vom Redenden schon gewonnenes psychisches Resultat, und er will nun seinerseits dem Angeredeten zu einem ähnlichen verhelfen; er wünscht die Wahrnehmung des letzteren mit Bezug auf den ihm selbst der Lage nach schon bekannten Gegenstand zu aktualisieren.

Derartige Sätze — ich nenne sie der Kürze halber O-Sätze — wären nun als Ausgangspunkt der ganzen in Rede stehenden Entwicklung anzusehen. Sie treten häufig als Fragesätze auf, sind indessen stets daran erkennbar, daß sie sich in die Befehlsform verwandeln lassen. Einen echten Fragesatz haben wir dagegen in S i e h s t d u d r a u ß e n e i n e n K e r l? wo sich diese Verwandlung nicht durchführen läßt. Man kann allerdings sagen S i e h e d r a u ß e n e i n[e n] K e r l! Dies ist aber ein reiner Ausrufungssatz, kein Aufforderungssatz, und s i e h e d r a u ß e n ist als eine interjektionale Gruppe zu betrachten, ganz wie das franz. v o i l à! Die Verflüchtigung des verbalen Gehalts geht schon allein aus dem Umstande hervor, daß der Nominativ hier mehr am Platze sein dürfte als der Akkusativ. Das Ganze ist eine gefühlsbetonte Aussage ohne jede bewußte Absicht, den Angeredeten zu beeinflussen. Damit soll natürlich nicht gesagt werden, daß nicht eine solche Beeinflussung tatsächlich stattfinden kann.

Was nun diese O-Sätze des weiteren betrifft, so läßt sich bezüglich der Stellung des Attributs die Beobachtung machen, daß die Spitzenstellung desselben einen hohen Grad von Festigkeit erlangt hat. Dieses Verhältnis dürfte wiederum auf zweierlei Gründe zurückzuführen sein.

1. Die O-Sätze enthalten zwei Momente, einerseits das Willensmoment, das im Prädikatsverb liegt, andererseits ein theoretisches Moment, das in der Richtungsangabe seinen Ausdruck findet. Es trägt nun in solchen Sätzen erfahrungsgemäß zur schnelleren Verwirklichung des Willens des Redenden bei, wenn die Richtungsangabe der Bezeichnung des Gegenstandes selbst vorangeht. Dieser sozusagen pädagogische Zug tritt in den folgenden der Literatur entnommenen O-Sätzen besonders klar zutage:

38. S e h e n S i e d o r t d r ü b e n a m S c h w a n e n d e n S c h u t z m a n n? Dürr 41. — 39. S i e h s t d u d a d r i n n e n i n d e r K i r c h e, v o r n a m A l t a r d a s R o t e? Wallfahrt 35.

Daß hier die vorangehenden Bestimmungen attributiv gedacht sind, scheint mir unzweifelhaft, die Interpunktion deutet ja auch darauf hin. Man wird auch sagen können, z. B. d o r t d r ü b e n a. S. d e r S c h u t z m a n n i s t m i r b e k a n n t und d a d r i n n e n i. d. K. v. a. A. d a s R o t e i s t d a s M u t t e r g o t t e s b i l d, obgleich das letztere wegen seiner Schwerfälligkeit lieber vermieden würde.

2. Dieser allgemeine Gesichtspunkt reicht indessen nicht allein hin, um diesen Hang zur Spitzenstellung zu begründen, sonst würde ja, wie oben angedeutet, eine analoge Erscheinung in den verwandten Sprachen zu gewärtigen sein. Vielmehr muß ein für das Deutsche spezifischer Umstand

mit herangezogen werden, und das kann kein anderer sein als die deutsche Sprachgewohnheit, das Objekt ans Satzende zu rücken. Dies müßte also als der eigentliche ausschlaggebende Faktor betrachtet werden, neben dem der unter 1) erwähnte als ein mehr sekundärer auftritt.

*

Wenn wir also in dem oben geschilderten Milieu das Vorhandensein von festen Gruppen haben feststellen können, ergibt sich die folgende Entwicklung ohne größere Schwierigkeit. Es ist gewissermaßen nur eine Zeitfrage, wann sie sich aus ihrer natürlichen Umgebung loslösen werden, um auf fremde Gebiete überzugreifen. Zunächst kommen wohl solche Fälle in Betracht, wo ein Urteil über etwas gefällt wird, worauf gleichzeitig, noch rein äußerlich und mittels eines Demonstrativadverbs mit oder ohne Ergänzung hingewiesen wird — zuerst wohl postverbal, z. B. ich kenne draußen den Kerl, dann allmählich in jeder beliebigen Stellung, z. B. draußen der Kerl muß ein Bettler sein, dann auch ohne Demonstrativadverb Auf dem Hofe der Kerl muß ein Bettler sein. Die letzte Stufe vertreten die Fälle, wo diese Orientierung, dieser 'Wille zur Klarheit' nicht dem Angeredeten, sondern dem Leser gilt, die demonstrative Kraft also einigermaßen abgeschwächt erscheint. Somit ist aus diesen der gesprochenen Sprache entstammenden Fügungen schließlich ein stilistisches Mittel entstanden, um der Schilderung mitunter eine gewisse Anschaulichkeit, einen sozusagen impressionistischen Zug zu verleihen. Der Sprache ist damit auch die Möglichket an die Hand gegeben, attributivische Bestimmungen um ein Hauptwort herum gruppieren zu können, was vom ästhetischen Gesichtspunkte aus natürlich ein großer Vorteil ist, welcher den vorhererwähnten Sprachen abgeht. Vgl. folgende Belege (auch oben 26, 27):

40. Drüben die Villen jenseits der Straße machten den Eindruck, als schlummerten sie, Caza 286. — 41. Nebenan die Frau Oberamtmann auf Ranzin hat sich ... verlobt, Woche 1908, H. 5 (G. Engel). — 42. Drüben das Heidekraut auf der Opitzschen Seite schimmerte rot, Quitt 70. — 43. Das war doch etwas anderes als bei seinem alten Chef die paar Schminkdosen, auf denen der Staub so hoch lag, Kubinke 23.

(Die Voranstellung ermöglicht hier auch das Aneinanderrücken von Relativsatz und Korrelat.)

Die folgenden Belege sind wohl als eine Art Zwischenform zu betrachten, die Sprache ist gewissermaßen auf halbem Wege stehengeblieben:

44. Hier rechts das Muttergottesbild, das müssen Sie sehen, Sturm IV, 177. — 45. Da nach links hin die weite Fläche mit den Weidenbüschen am Ufer, das war die Krampe, ib. 260. (Die vielen nachfolgenden Bestimmungen haben hier wahrscheinlich die Wiederaufnahme des Subjekts veranlaßt. — 46. Vor mir die See, die ist ganz wie bei uns zu Hause, Woche 1908, H. 13 (G. Engel, aus einem Briefe). — 47. ... an der Tür die beiden hölzernen Weisen aus dem Morgenlande, sie verziehen grinsend ihr Silberantlitz, Woche 1908, H. 3 (derselbe).

Ich möchte zuletzt auf einige nahestehende Fälle hinweisen, wo wir es mit dem vorangestellten Attribut eines von einer Präposition bestimmten Hauptworts oder äquivalenten Ausdrucks zu tun haben. Da ich erst kürzlich auf solche Fälle aufmerksam geworden bin, kann ich nur ein spärliches Material bieten.

48. Tretet näher, Machiavell! Ich denke hier über den Brief meines Bruders (Goethe, Egmont 103). (Der Fall scheint nicht ganz sicher, ich denke könnte auch als ich sitze und denke aufgefaßt werden, vergleiche aber den folgendn Beleg.) — 49. Ich bin mir hier über das System doch nicht ganz klar, Hofdame 119. — 50. Unten aus dem Flur kam er, Erde 11. — 51. Machen Sie, daß Sie hier wegkommen, ib. 360. (Ich fasse hier als Attribut zu weg auf, andernfalls wäre von hier zu erwarten gewesen). Und der obigen Gruppe B entsprechend: 52. So machte es z. B. Eugenie großen Spaß, zum Fenster hinauszusehen und auf der Straße über die Vorübergehenden ihre lustigen Bemerkungen zu machen, Backfischchen 121. — 53. Wo retten wir uns? An der Mauer den Nußbaum hinunter ins Feld (Götz 521). (Dies scheint mir die einzig zulässige Auffassung dieser Stelle.)

Vergleiche übrigens solche der Umgangssprache geläufige Wendungen wie er ist hier aus der Stadt, u. ä.

In dem folgenden Belege hat diese im geheimen wirkende Tendenz zu einer sehr auffälligen Konstruktion apo koinu geführt, wie sie der nachlässigen Rede eigen ist:

54. Im Hinterhause die beiden Stübchen, die jetzt leer stehen, da kann er wohnen und wirtschaften, Pole 46. Ob der folgende Fall auch hierher gehört? — 55. Wo wohnen die Wächters eigentlich? — Großdorfer Straße. Im Eckhaus die erste Etage, Gymnasium I, 57.

In einer Menge Fälle, wo man gewohnheitsmäßig, ohne weiter darüber nachzudenken, Adverbialia sieht, scheint es mir wenigstens sehr die Frage zu sein, ob man nicht eher mit Attributen zu rechnen hat. Aber schließlich kann doch nur der Schriftsteller selbst (wenn er hinreichend sprachgebildet ist) Aufschluß darüber geben, was er im einzelnen Falle gemeint hat. Ich führe zwei Beispiele an:

56. Schon bei Beginn des Chorals hatten sich oben die Fenstervorhänge verschoben, Backfischkasten II, 28. — 57. Wär' es nun Tag, nun würde rings die Gegend vom tausendfachen Glanz der Sonne widerleuchten, Nolten 346.

*

Wie bei dem Parallelismus im sprachlichen Ausdruck des Räumlichen und Zeitlichen das eigentlich nicht anders zu erwarten ist, erscheint diese Wortstellung auch bisweilen auf die letztere Kategorie übertragen. So habe ich verzeichnet:

58. Ich bringe aber doch sehr vieles vom Konditor mit, beharrte Frau Selinger. Neulich die petits fours waren von Hövell, und jetzt das Eingemachte: französische Konserve von Lindstedt, Brot I, 196. — 59. Du darfst ganz beruhigt sein, solche Dummheiten, wie damals der Ausflug nach Rußland war, die machen wir nicht wieder, Karu 273. — 60. War seinerzeit Ihr Manöver interessant? Rodhe-Abshagen, Deutsches Alltagsleben II, 86. — 61. Jedenfalls ist ihr neulich der Konzertabend schlecht bekommen, Leopold, Im Deutschen Reich 100.[1]

[1] Herr Dr. Ernst A. Meyer von Stockholm bemerkt mir brieflich folgendes: 'Aus der Umgangssprache sind mir sehr geläufig Ausdrücke wie

Ich habe sogar einige auf Ursprungsverhältnisse bezogene Fälle gesammelt, von denen ich anführe:

62. Aber nun würde der Bau doch doppelt so lange dauern als vorausgesehen, denn aus Miasteczko der Zimmermann mit seinen Gesellen war nur zwei Tage erschienen, Heer 33. — 63. Und auch bei knapperer Fassung bedarf es hier doch mancher Worte, die die mündliche Rede als Ballast auswirft, man vergleiche nur aus dem Jahre 77 den prächtigen Septemberbrief Goethes von der Wartburg, Wunderlich 70, und schon Goethe selbst: — 64. Aber es ist noch viel ärger: eben das Weib ist hier aus der Nachbarschaft eine Amtsschreibertochter, Werther 41.

Mit Bezug auf 62, 63 möge man das oben über beiderseitige Gruppierung Gesagte vergleichen. Das Goethesche Beispiel bringt uns die alte Wahrheit wieder in Erinnerung, daß viele Erscheinungen in der Volkssprache lebendig sein müssen, lange bevor sie in der Schriftsprache auftreten. Dieser Tatsache widerspricht ja nicht die oben gemachte Bemerkung über die moderne Verwendung dieser Wortstellung als ein bewußter stilistischer Kunstgriff.

*

Quellenverzeichnis.

Backfischchen, C. Helm, Backfischchens Leiden und Freuden; Backfischkasten, F. v. Zobeltitz, Der Backfischkasten (Engelhorn); Brot, Viebig, Das tägliche Brot (Berlin); Crampton, Hauptmann, College Crampton; Caza, Ompteda, Maria du Caza (Ullstein); Dürr, Dürr, Die Geschichte von Herrn Steinhausens Uhr (Engelhorn); Echo, Wolfram, Deutsches Echo (Stuttgart); Eisen, Viebig, Eisen im Feuer (Berlin); Erde, Viebig, Eine Handvoll Erde (Berlin); Granit, Stifter, Granit (Schw. Schulausgabe bei Norstedt); Gymnasium, Busse, Das Gymnasium zu Lengowo (Engelhorn); Heer, Viebig, Das schlafende Heer (Berlin); Heimkehrfieber, Boy-Ed, Heimkehrfieber (Engelhorn); Heym, Wasner, Studiosus Heym (Kürschner); Hofdame, Gagern-Kospoth, Der Roman einer Hofdame (Engelhorn); Karn, E. v. Wolzogen, Peter Karn (Engelhorn); Klaus, Schäfer, Klaus Hinrich Ringhoff (Schw. Schulausgabe bei Gleerup, Lund); Kubinke, Georg Hermann, Kubinke (Berlin); Marschall, H. v. Zobeltitz, Mit Marschall Vorwärts (Engelhorn); Nichts, Boy-Ed, Nichts über mich (Engelhorn); Nolten, Mörike, Maler Nolten (Die Hundert Bücher); Petöfy, Fontane, Gräfin Petöfy (Berlin); Pole, Storm, Pole Poppenspäler (Schw. Schulausgabe bei Norstedt); Presseball, Wasner, Der Presseball (Engelhorn); Quitt, Fontane, Quitt (Berlin); Spitze; P. O. Höcker, An der Spitze meiner Kompanie (Ullstein); Stechlin, Fontane, Stechlin (Berlin); Strecke, Burg, Strecke frei (Kürschner); Strom, Paul Heyse, Gegen den Strom (Volksausgabe, Stuttgart und Berlin); Sturm, Fontane, Vor dem Sturme (Berlin); Tat, Remin, Ein Genie der Tat (Engelhorn), Tau, Viebig, Vor

---

die folgenden: Gestern das Konzert war wirklich wundervoll, Nach dem Mittagessen so eine Zigarre ist doch was Schönes', und als Parallelen zu meinen 'Zwischenformen' gibt er Morgen der Ball, ich freu mich schon so darauf. Jeden Tag von zwei bis drei das Geklimper, wenn das nur einmal aufhören wollte.

Tau und Tag (Berlin); Villa, R. Voß, Villa Falconieri (Engelhorn); Wallfahrt, Viebig, Margrets Wallfahrt (Wiesbadener Volksbücher); Westermanns Monatshefte; Wichert, Wichert, Litauische Novellen I, (Dresden); Goethes Werke (Reclams Auswahl); Leopold, Im Deutschen Reich (Stuttgart); Rohde-Abshagen, Deutsches Alltagsleben (Fritzes Verlag, Stockholm); Wunderlich, Unsere Umgangssprache in der Eigenart ihrer Satzfügung dargestellt (Weimar u. Berlin); Die Woche.

Gävle (Schweden). Arvid Smith.

Zur Vita Ceolfridi Gyrvensis.

Coelfrid starb auf der Romreise, durch die der Codex Amiatinus aus Nordhumbrien nach Rom kam, zu Langres im Gebiet Gangulfs 716. Beda entnahm den Todesbericht der Vita Ceolfridi (ed. Plummer I 380. 400 ff., II 369 f., 376). Diesen Gangulf hält Levison (*Mon. Germ., SS. Merowing.* VII [1919] 143 f.) für wahrscheinlich nicht identisch, aber verwandt mit dem Märtyrer von Varennes, dessen *Vita* er (a. a. O.) herausgibt.

Berlin. F. Liebermann.

Ein Nordfranzose über die Angelsachsen um 625.

Zu Alcuins *Vita s. Richarii Centulensis* (ed. Krusch *Monum. Germ., SS. Meroving.* IV [1902] 381) ist die Quelle, ein Heiligenleben, von einem Mönche von St. Riquier (nördl. bei Abbeville) etwa 690—700 verfaßt, entdeckt worden. Es erzählt: jener heilige Einsiedler empfing so viel Almosen. *ut captivos redemere potuisset; sua cogitatione disposuit, ut ultra mare in Saxonia captivos redemere properaret. Videlicet in Saxonia perrexit; Christum in quo valuit ibidem predicavit, captivos ibidem redemit* (Ed. Krusch ebd. VII [1920] 448). Die Nachricht läßt sich nicht genauer als etwa 610—630 datieren und auf Britanniens Süden nur mit Wahrscheinlichkeit beziehen, darf aber doch wohl als Beleg gelten, wieviel Heiden es damals dort noch gab, und daß Christen aus Frankreich dorthin verkauft waren. — Britannien oder dessen Süden nennt der Verf. 'Sachsen'; vgl. meine Gesetze der Angelsachsen II 283.

Berlin. F. Liebermann.

Zum Namen 'Angelsachsen'

bietet einen frühen Beleg die *Vita Bertuini*, die zu Malonne bei Namur im 9. Jahrh. entstand. Sie beginnt: *Vir venerabilis vitae, inclytus pontifex Bertuinus, ex provintia Anglisaxonias oriundus fuit. ... Miserunt eum parentes eius prudentissimis viris litteris edocendum in monasterium quod vocatur Otbellum, et ipsum monasterium eiusdem sancti viri Bertuini erat hereditas atque possessio.* Der Herausgeber W. Levison erklärt es als Outwell in Norfolk; *Mon. Germ., SS. Merowing.* VII (1919) 178.

Berlin. F. Liebermann.

Spenseriana.[1]

I.

Of foremost interest was a copy of the *editio princeps* of *The Faerie Queene* (the earlier issue of the book, before the Sonnet to Lord Burleigh

[1] Read in The British Academy, 29. Nov. 1907. This reprint was prepared in spring 1914.

had been added,[1] which appears from internal evidence to have been Spenser's own copy. On the title-page of this volume,[2] which was submitted to the meeting, among other inscriptions, are the words *Προσ αυτον,* which struck me, on seeing the page, as having the force of *ad se*—that is, 'from the author to himself'. The Greek is unmistakably in the late sixteenth-century hand, the capital *Π* pointed at the top. The phrase can only mean, in the opinion of all those with whom I have consulted, that the particular copy had been reserved by the author for himself. The late Sir Richard Jebb took this view, and, with reference to the writing, enthusiastically declared it to be 'the Greek of a poet and dreamer of the Renaissance'.[3] Spenser and his circle of friends were addicted to the use of occasional Greek, as may be seen from the letters which passed between him and Gabriel Harvey, who frequently wrote a Greek word or two on the title-pages of his books.

Other notes on the title-page of the Spenser volume are two lines (running along the left-hand margin) evidently in memory of Spenser:—

> In life, and death, most strickt in writ(e)/ accord,
> he liud, hee dide, yt seruant of ye Lord;[4]

while in the right-hand corner are the initials D. S. and T. B., bracketed together, the D being changed from some other letter. At the bottom of the page is the statement, 'mr iohn borlace gaue mee this booke / 1630', probably to be identified with John Borlace the son of Sir John Borlace who in 1633 was appointed Master of the Ordnance of Ireland: his other son Edmund was the famous historian of the Irish Rebellion; this Borlace family was also connected with the Isham family. But there were many ramifications and branches of the Borlace family.

In addition to these manuscript notes on the title-page, towards the end of the volume, on the blank left-hand page facing Spenser's letter to Sir Walter Raleigh, are written the following lines:—

A sa mistresse.

> Happy ye leaves when as those lilly Hands
> That houlds my life in hir deaddoing might
> Shall handle you and hold in Loves swete bandes
> Like captives trembling at ye victors sight.
>
> Happy ye lines when as with starry light
> Those lamping eies shall deigne on you to looke
> And reade the sorowes of my dieng spright
> written with tears in harts close bleedinge book.
>
> Happy ye rymes bathde in ye facred brook
> of Helicon whence shee derived is
> when as you shall beholde yt angells looke
> my soules longe lacked foode my heavens blisse.

---

[1] See § IV.

[2] The quarto was bought by me from Mr. Robson, who bought it at Sotheby's in 1900. It is half an inch taller than the quarto as issued—to judge by extant copies, and especially by a copy in the original vellum binding also in my possession.

[3] The word *προσ* is written, in a slightly later Greek hand, a second time under *αυτον* the difference in the caligraphy of the word repeated is noteworthy.

[4] i. e. in right accord, he lived, he died, that servant, &c.

Leaves, lines & rymes seeke her to please alone
Whome if you please I care for others none/.

The lines undoubtedly represent the first form of Sonnet I of Spenser's *Amoretti*, and, apart from their supreme fascination from many points of view, are of great value as illustrative of Spenser's method and style of writing, and as throwing light on the history of the Sonnet sequence, addressed by Spenser to Elizabeth Boyle, to whom he became devoted about 1591-2, soon after the publication of the first three books of *The Facrie Queene*, and whom he married in 1594. The *Amoretti*, together with the *Epithalamion*, licensed for publication in 1594, appeared in 1595. It would seem therefore that Spenser sent his own copy of *The Faerie Queene* to the lady who at last was to displace his earlier love for 'the widow's daughter of the Glen', inscribing therein the Sonnet, which was subsequently to form the prelude to the whole sequence of the *Amoretti*. The changes introduced in the printed form clearly indicate later revision.[1] Thus now for the first time the real force and meaning of the first Sonnet are made clear—namely, that it refers to 'leaves, lines, and rimes' of *The Faerie Queene*, and was written to ask the lady's acceptance of the book, the progress of which, we learn from the *Amoretti* (cp. Sonnets xxxiii; lxxx), was impeded by the distractions of his wooing.

II.

So far no scrap of poetry in Spenser's handwriting had been discovered, although there are several official State documents with at least nine signatures of Spenser extant. The result of my investigations as to Spenser documents among the *Irish State Papers* was to add at least one document to the two already accepted as being holographs (viz. the Record Office 'Reply to Commissioners on Plantation of Ulster', 1589:[2] and the undated deed, of about the same time, in the British Museum, Add. MS. 19869).[3]

---

[1] *Amoretti*, Sonnet I:—

'Happy ye leaues when as those lilly hands,
which hold my life in *their* dead doing might
shall handle you and hold in loues s*oft* bands,
lyke captiues trembling at the victors sight.

And happy lines, *on which* with starry light,
those lamping eyes *will* deigne *sometimes* to look
and reade the sorrowes of my dying spright,
written with teares in harts close bleeding book.

And happy rimes bath'd in the sacred brooke,
of Helicon whence she deriued is
when *ye* behold that Angels *blessed* looke,
my soules long lacked foode, my heauens blis.

Leaves, lines and rymes, seeke her to please alone,
whom if *ye* please, I care for *other* none./

(Words in italics indicate the differences between the two versions.)

[2] Cp. *State Papers*, Irish, cxliv, 70; *Cal. State Papers*, Irish, 1588-92, ed. Hans Hamilton; 1598-9, ed. E. G. Atkinson.

Some of the endorsements of documents, among those bearing his signature, may well be in Spenser's handwriting.

[3] The document was purchased 'among a number of other Roche papers from James Roche, of Cork, in 1854' (cp. *British Museum: Series of Autographs*).

I would claim as a Spenser holograph an important indictment against his enemy Lord Roche, hitherto unrecognized as such, owing to interpolations between the clauses by another hand.[1] This, a two-paged paper, dated October 12, 1589, belongs to the same year as the other papers, and is actually about the same time as Spenser's departure with Sir Walter Raleigh for London, the two causes that took him there being the publication of *The Faerie Queene,* and 'private affairs'. The handwriting of the Sonnet *A Sa Mistresse* is written with greater care, and is more ornate than the writing of the documents; the heading is in the Italian hand with the long double ſſ, reminding one of Spenser's characteristic signature; whereas the Sonnet from the third to the fourteenth line is in the old English hand, the first two lines are in an artificial writing, italic for the most part, but with a picturesque Gothic *a* in the word *deaddoing.* No form of writing could more characteristically reflect the varying elements of Spenser's poetry. The cumulative evidence afforded by the volume, together with questions of date and style, all tend to confirm the conclusion, that here we have Spenser's own copy of *The Faerie Queene,* sent by him *A Sa Mistresse,* enriched with these dedicatory lines, which in revised form were to stand as the first of the long sonnet-sequence published later under the title of *Amoretti.* He seems to have kept true to the triumphant assertion in the closing lines of the Sonnet, for when in 1596 the second edition appeared of Books 1 to 3 of *The Faerie Queene,* the Dedicatory Sonnets to Noble Lords and Ladies, inserted in the first edition, were omitted.

III.

Another volume submitted to the meeting threw new light on Spenser's history at the time he was writing *The Shepherd's Calendar.* The volume, a collection of books of travel bound together and annotated throughout, belonged to Gabriel Harvey,[2] Spenser's great friend. One of the items in the

---

[1] Messrs. Walker and Cockerell photographed for me these Spenser documents. In sending me the facsimile of the last lines and signature of this indictment Mr. S. C. Cockerell (now Director of the Fitzwilliam Museum, Cambridge) made the following observation:— 'A note on one of the photographs which I have disfigured with red ink is *very like* that of the sonnet, but this does not seem to be in Spenser's autograph. At any rate it is very different from the note enclosed in a line at the foot of the page.' On looking into the matter, I discovered that 'the note disfigured' was one of the main clauses of the indictment; that it was in the same handwriting as the indictment generally; while the 'note enclosed' was in a different hand, probably in that of the interpolator of the persons named (inserted between the items). There could be no doubt that the indictment was in the same hand as the two documents accepted as Spenser's holographs. Mr. Cockerell's observation was singularly helpful, more especially as the document at first sight did 'not seem to be in Spenser's autograph'. Hence it escaped the notice of the authorities and those who described the records. When once the whole document was reproduced there could be no question on the point. Later on I hope to publish all these Spenser documents, together with facsimiles of other documents of Spenserian interest.

[2] The collection contains the following items:—(i) Twine's *Survey of the World (First written in Greek by Dionise Alexandrine),* 1572; evidently Gabriel Harvey's in 1574; carefully read and briefly annotated by him; (ii)

collection is 'The Traveiler of Ierome Turler, imprinted at London 1575', and the title-page bears in Gabriel Harvey's handwriting the following statement:— 'Ex dono Edmundi Spenseri, Episcopi Roffensis Secretarii, 1578.' From this we now definitely know that Spenser's September Æglogue of *The Shepherd's Calendar*, where he speaks of himself as 'Roffy's Boy', has reference to the office he held under Dr. Young, Master of Pembroke Hall, Cambridge, Spenser's own college, created Bishop of Rochester in 1578; Spenser evidently was at once appointed secretary to the Bishop, an office no doubt gained for him at Gabriel Harvey's suggestion, to withdraw him from 'the northern soil that bewitched him', as referred to in the June Æglogue, and as E. K., Spenser's friend, states in his gloss to the passage. Gabriel Harvey's gift book from Spenser gives the long-sought clue to questions affecting date and interpretation of *The Shepherd's Calendar*. The tale of the Wolf and the Lamb may well refer to the history of Thomas Watson, the Romish bishop of Lincoln, who in January 1578-9 was committed to the keeping of the Bishop of Rochester, and caused difficulties. Incidentally, also, the reference is of interest, in connexion with the printed letters between Spenser and Gabriel Harvey, and more especially Spenser's Latin poem of October, 1579, referring to his approaching voyage and to Harvey's safe return from journeying abroad. In the Bodleian Library there is a copy of the romance of *Howleglas*, given to Harvey by Spenser on December 22, in this same year, 1578, and Harvey has noted the quaint conditions of the gift (see Macray's *Annals of the Bodleian*).

Prefixed to Harvey's small collection of travel book are some seven pages of notes in his handwriting dealing mainly with the place of astronomy in poetry. Starting with the astronomical descriptions in Chaucer and Lydgate, 'fine artists in many kinds, and much better learned than our modern poets', he adduces various illustrations, and includes two interesting references to Spenser, one in Latin, the other in English:—

'Sæpè miratus sum, Chaucerum et Lidgatum tantos fuisse in diebus illis atsronomos. Hodiernos poetas tam esse ignaros astronomiæ: præter Buclæum, Astrophilum, Blagravum, alios perpaucos, Uraniæ filios.

Pudet ipsum Spenserum, etsi Sphæræ astrolabiique non planè ignarum; suæ in astronomicis Canonibus, tabulis, instrumentisque imperitiæ. Præsertim, ex quo vidit Blagraui nostri Margaritam Mathematicam.'

'It is not sufficient for poets to be superficial humanists; but they must be exquisite artists, and curious universal scholars; Mr. Digges hath the

---

The Post of the World, 1576; 'Gabriel Harvey, 1580' (on title-page) — annotated; (iii) the 1576 edition of Richard Grafton's *Brief treatise conteyning many proper Tables and easie rules*; bought by Harvey at York in August, 1576; '*Gabrielis Harveii et amicorum*: one of my York pamphlets, 1576: then fitt for mie natural and mathematical studies, and exercises in Pembrooke hall'; carefully read and annotated; (iv) *The Traveiler*, Spenser's gift; carefully read and annotated by Harvey, who at the end writes the following statement, 'Legi pridie Cal. Decembres, 1578'; (v) *The Breviary of Britayne*, 1573; 'ex dono Mri Browghton, Christensis, i. e. Dr. Hugh Broughton, Fellow of Christ's College, Cambridge, the famous divine and rabbinical scholar, satirized by Ben Jonson in *Volpone* and *The Alchemist*.

The references in Gabriel Harvey's notes to the *Shepherd's Calendar* are not to Spenser's *Calendar*, but to the popular book which suggested to the poet the title of his work.

whole Aquarius of Palingenius by heart, and takes much delight to repeat it often. Mr.. Spenser conceives the like pleasure in the fourth day of the first Week of Bartas which he esteems as the proper profession of Urania.'

These words of Harvey recall Spenser's enthusiasm for Du Bartas, whom he addresses in the *L'Envoy* to Bellay, at the end of *The Ruins of Rome:*—

'And, after thee, gins Bartas hie to rayse
His heavenly Muse, th' Almightie to adore.
Live, happie spirits, th' honour of your name,
And fill the world with never dying fame.'

IV.

The Paper concluded with observations on Spenser's bibliography in respect of *The Faerie Queene* quartos; the folios of Spenser's works; the MSS. of *The View of State of Ireland*, &c.

(1) There are two forms of the *editio princeps* (1590) of *The Faerie Queene*—(*a*) with the pages at the end properly numbered, but not containing the Sonnet to Burleigh; (*b*) with pages 601-4 cancelled, and new pages (unnumbered) inserted between 600 and 605,[1] with the Sonnet to Burleigh in its proper place, according to oder of precedence, viz. immediately after the Sonnet addressed to the Lord High Treasurer. Spenser's feeling of resentment towards Burleigh is well known. Sir Walter Scott protests against the Sonnet's 'most flattering strain of adulation'. Evidently it was only at the urgent appeal of friends that the poet, contrary to his own feeling, consented to add the Sonnet. The earliest copies—only a very few are known—are without it.[2] (2) In close connexion with Spenser's attitude towards Burleigh must be considered the bibliographical problem in respect of the publication of *Mother Hubberd's Tale*. Issued originally in the volume of *Complaints*, 1591, 'called in' because of its caustic satire, it was not reprinted till 1612. It was not actually included in the 1611 first folio collected edition of 'the works of England's Arch-Poët Edmund Spenser', though often found inserted in that folio, but with a separate title-page dated 1612.[3] Robert Cecil, Earl of Salisbury, Lord Burleigh's son, died May 24, 1612. Evidently during his lifetime the publishers could not obtain permission to print the offensive poem. Copies were made by hand; hence the 1607 MS., used by Grosart, now in the writer's possession.

I. Gollancz.

---

[1] There is hopeless confusion in the placing of these pages in the old copies, and consequently in modern editions of Spenser. Grosart's arrangement is altogether wrong; that of the *Globe* edition is not quite so bad. The poet had to be particularly careful to give the Lord High Treasurer his proper place. In the 1611 folio, and those printed from it, the Burleigh Sonnet is in its right position, but the last two Sonnets, 'to Lady Carew' and to 'the Ladies at the Court', are not found. Evidently the last page was missing from the quarto from which the Sonnets were printed. The folio of 1679 is correct.

[2] Cp. Nash's *Pierce Pennilesse his Supplication to the Devil*, where in a sonnet, praising *The Faerie Queene*, the omission of a 'renouned lord' from the list of those honoured by Spenser is specially deplored.

[3] In some copies the '2' is altered with printer's ink to look like '1', so that the date may harmonize with the date of the other pieces in the folio.

Randnoten zu Emil Levys provenzalischen Wörterbüchern (Nr. 9—22).[1]

9. Das im Sw. 1, 130 verzeichnete *basan (bazan)* dürfte mit *vilan* gleichbedeutend sein; stellt doch Gaudi, Gr. 13, 2, Hs. a^1 Nr. 320, Str. IV der *donzella b a z a n a* die *richa castellana, domna d'aut barat* gegenüber. Auch bei Marcabru (ed. Dejeanne) 7/53 und 19, 72 wird man das handschr. *bazan* nicht erst mit Lewent, Zeitschrift 37, 321 u. 337, zu ändern brauchen und die von Levy zitierte Stelle *jois es entrels francs faillitz, Tornatz de b a s a n en bertau* so verstehen können, daß die Lust unter den Edlen gänzlich geschwunden sei, nachdem sie aus einer niedrigen zu einer jämmerlichen geworden ist, sich also immer mehr verschlechtert hat.[2]

10. In den Wörterbüchern fehlt noch das Adv. *celadetamen* (vgl. dazu *suavetamen).* Es findet sich Gr. 167, 44 v. 9 in den Hss. *O* (Nr. 147) und a^1 (Nr. 287); in MW. 2, 99 und *A* (Nr. 529) steht dafür *tot celadamen.*

11. Unter *comensar,* Sw. 1, 295b lese man an der 'nicht recht klaren' Stelle G. Riquier 70, 135 ff. (MW. 4, 106), v. 135 *Enaisi* und v. 137/8 *E mande·m, si o vol omais O que d'aisi enan m'eslais* und übersetze: 'So beginnt mein Lob bei meiner Herrin, und sie möge mich wissen lassen, ob sie das (mein Loben) nunmehr gutheißt oder auch gestattet, daß ich von jetzt an meinen Wünschen die Zügel schießen lasse'.

12. Dem Belege Sw. 2, 201b aus Appels Ined., S. 298 v. 41 möchte ich diese Gestalt geben: *Selh ... Per mos digz a fort blasmamens, Devin a i l s per que·m* (oder *Per que devinails) desferm. Ni cum? Vau fis? Fals, a ssertz, Quar ...,* was dann bedeuten würde: Der Verleumder wird durch meine Worte sehr getadelt, durch die ich eitles Gerede zunichte mache. Aber wie? Gehe ich sicher? Gewiß, du Falscher, denn ...

13. Ein weiteres Levy im Sw. 3, 349 unter *'estric?'* erwünscht scheinendes Beispiel für *estrit* 'Streit' begegnet im Reime bei R. d'Aurenga, Gr. 389, 21: *C'ab precs ni merces ni estriz Re no·i conqier.* Die Hs. *a* (Rv. l. r. 45, 217a) hat *estriz* (: *falhiz), N*[2] aber *destritz, D: destriç,* und wenn sich in *A: destrics* findet, so stützt diese Lesart Levys Vermutung, daß in seinem Zitat *estrit* für *estric* in Frage komme.

14. Die Konjektur im Sw. 3, 355a *estrunat* für *estrimat,* v. 20 von G. Rainol, Gr. 231, 1, wird durch *D* bestätigt. Das Zitat, in dem man hinter *mercat* ein Kolon setze, ergänze man durch den v. 23: *Genser de leis non debana filat.*

15. Bei *gardar* könnte man im Sw. 4, 55 hinter Nr. 8 außer *no gardar cora* + Ind. (siehe Schultz-Gora, Prov. Studien I, 75 zu 60, 3) noch *no gardar lo temps (la sazo) que (... no)* + Konj. einfügen, das aus Bertran de Born, ed. Stimming,[1] 20, 25 zu erschließen ist, und zwar hätte diese Wendung da den der Bedeutung von afz. *ne garder l'eure (le terme) que (... ne)* 'es mit etwas eilig haben' (s. Schultz-Gora, Zwei afz. Dichtungen[3], S. 156 zu 286 und Archiv 139, 118 f.) ähnlichen Sinn: 'großen Eifer auf etwas verwenden'. Der bereits

---

[1] Nr. 1—8 siehe Archiv, Bd. 139, S. 87—89.

[2] Vielleicht wäre so auch ein von *baut,* fem. *bauda* gebildetes *baudan* anzunehmen und unter *esbaudanar* im Sw. 3, 133 *Cortezia n'es b a u d a n a* zu schreiben.

in der Verfolgung seiner Widersacher begriffene Dichter sagt nämlich *E no·i gart (Eu non gardi* DFIK) *diluns ni dimartz Ni setmanas ni mes ni ans Ni·m lais per abril ni per martz Qu'ieu non tracte (serque* DFIK) *cum venha dans A celz que·m fan tort* und meint doch wohl, er sei eifrig und unablässig damit beschäftigt[1] (oder suche), denjenigen Schaden zuzufügen, die ihm schaden. — Die Bedeutungsentwicklung kann man sich dabei etwa so denken: Ich achte nicht auf den bestimmten Zeitpunkt, daß etwas geschehe (vgl. Archiv 139, 119 oben), die Zeit dafür ist mir gleichgültig, jede Zeit ist mir für die Ausführung recht, ich habe es eilig damit, säume nicht damit, bin eifrig dabei. Und wie nach 'nicht säumen' *que ... no* steht (s. Diez, Gramm. 3, 426), so ist auch hier, wo sich überdies *no gardar (lo temps) que* mit *no laissar que* verbindet, dem Verbum des *que*-Satzes die Negation beigefügt.

16. Zu dem fraglichen Verbum *gradar*, Sw. 4, 159, ist zu bemerken, daß in dem Gedichte des R. de Miraval, Gr. 406, 13 v. 8 (Bartsch, Chrest.[6] Sp. 167, 22) die Hss. *P* (Arch. 49, 312 a) und *S* (MG. 1085) *Et grada vos* für sonstiges *Et (Mas) agrada·us* aufweisen.

17. Für *maisansa*, dessen Existenz im Sw. 5, 34b bezweifelt wird, könnte in dem dort und Sw. 2, 212 a angeführten Satze aus Joyas S. 106, Z. 17 (Bartsch, Chrest.[6] 429, 11) *L'erguelhs d'Angles es tornatz en maysansa Per nostras gens, que tost l'an abaysat* ursprünglich *mermansa* in der Bedeutung 'Mutlosigkeit, Verzagtheit' gestanden haben, zu der *amermar* 'klein machen, ducken' in Stimmings Glossar zu BBorn zu vergleichen wäre.

18. Im Sw. 6, 150, 9 füge man *pauc ni ges* hinzu, die Variante von *C* und *R* für *pauc ni pro* bei Gui d'Uisel, Gr. 194, 12, 29, Dichtgn. der Trobadors S. 107.

19. Die Wörterbücher enthalten *sobrefort*, aber nicht das Adv. *perfort* 'in sehr hohem Grade'; in den Hss. *G* und *H* für Gr. 173, 2 II (G. de Poicibot) heißt es nämlich: *una desconoissen Amiei perfort qar (e* G) *crezia Qu'ilh agues de beutat flor.* Die Hs. *A* hat da *mout fort car* und *Raynouard*, Choix 3, 365 *per so quar.*

20. Die Verse des B. d'Alamanon 8, 40/1 im Sw. 7, 210 Nr. 7 *E si* (oder *s'i*, übers Meer) *pason apoderadamen, Romanra tot so c'om de lur repren* gehören m. E. zu *remaner* Nr. 5, wo schon ein Beispiel desselben Dichters angeführt wird. Es ergäbe sich dann der Sinn, in diesem Falle werde alles unterbleiben, was man (gegenwärtig) an den Königen auszusetzen habe, jeder Tadel werde dann wegfallen.

21. *Rezegar* (ohne Bedeutung), Sw. 7, 330a ist doch wohl = it. *risicare, rischiare* 'Gefahr laufen' (vgl. ebenda *rezegue* 'Gefahr, Risiko'), so daß Levys Beleg, der Schluß von Peirols Sirventes Gr. 366, 28 (MW. 2, 10), bedeuten würde: 'Und außer der Schmach habt ihr dabei alle den Schaden, daß unsere Lehre *(leys)* in große Gefahr gerät.'

22. In dem Zitat Sw. 7, 780 *E vos, bella douz' amia, Vas cui solei noit e dia* ist *solei* in der einzigen Hs. *O*, wie ich glaube, nur verschrieben für *soplei*. Beispiele für *soplejar vas sa domna* siehe Sw. 7, 821/2.

Berlin. Adolf Kolsen.

---

[1] *tractar* 's'occuper de, s'appliquer à' (Pet. dict.); 'verhandeln', wie Stimming das Wort im Glossar deutet, scheint hier nicht am Platze.

Ital. *farfalla* 'Schmetterling'.

REW 6211 heißt es: 'Das Verhältnis von mazed. *pirpirună*, megl. *piperigă*, *piperugă* ... einerseits, von ital. *farfalla* zu PAPILIO andererseits ist unverständlich'. In lautlicher Beziehung kommen aber die vom REW selbst angeführten aital. *parpaglione* (ich finde übrigens für dies Wort nur die Bdtg. 'Zelt', dagegen *parpalione* 'Schmetterling'), frz. *parpaillot*, gard. *parpall'* mit dem *r*, franche-comté *pāfirō* mit dem *f* sehr nahe. Auch kann wie ein *palpebra* > *palfebra* (REW 6176) so ein *parpaillon* > *parfaillon* (cf. die franche-comté-Form) dissimiliert werden und nun wieder mit Assimilation ein *farfaill* zustande kommen; vgl. umgekehrt zur *farfár*-Sippe gehöriges mallork. *perfant* (*f — f* > *p — f*). Das *farfaill-*, das die Überleitung von frz. *papillon*, südfrz. *parpaioun* zu ital. *farfalla* bildet, haben wir in schweiz.-frz. *farfaillet* (Rolland *Faune pop.* III, 313), bask. *uli-farfaila* (das García de Diego, *Rev. d. fil. esp.* 1920, 127, anders erklärt). Auch semantische Einflüsse spielen mit: Einfluß von *phalaena*, das in ital. Mundarten in volkstümlicher Form (*b*-Anlaut!) erhalten ist, wird man nicht heranziehen dürfen, wohl aber kommt die stete Vermischung mit der Sippe von arab. *farfār* 'leichtsinnig, geschwätzig' (REW 3194)[1] in Betracht: besonders neap. *farfariello* 'Teufel', siz. *farfareddu* 'unruhiges Kind', tosk. *farfarello* 'Irrwisch', frz. *farfadet* 'Kobold' (mit Einfluß von südfrz. *fado* 'Fee'). Man könnte versucht sein, mit Dict. gén. südfrz. *parpalhau*, frz. *parpaillot* 'partisan de Parpaille, sobriquet qu'on donnait aux calvinistes' hier anzureihen, wenn man Sprüche wie den bei Mistral belegten dauph. *Eiganaud, Parpalhau, Manjo lou diable sène sau* berücksichtigt: Jean Perrin, Herr von Parpaille genannt, wurde wegen seines Übertritts zum Kalvinismus 1562 in Avignon enthauptet (vgl. bei Rabelais *fille du roy des Parpaillots*). Also 'Schmetterling' > 'Kobold' > 'Ungläubiger'. Der in seinen Anfängen kalvinistisch gestimmte Rabelais gebraucht ganz ähnlich *farfadet* und *larves* von den ihm verhaßten Bettelmönchen, was vom schwärmenden 'Kobold' ausgeht (*Rev. d. ét rab.* 8, 144 f.). Ital. *farfalla* kann um so eher sein *f-* von dieser auch lautlich koboldartig herumgeisternden Sippe empfangen haben, da dem Schmetterling oft dämonische Kräfte zugeschrieben werden. Hierüber belehrt uns der schöne Exkurs II 'Vom Seelenschmetterling' in Günterts Buch *Kalypso* (Halle 1919), bes. S. 223: 'Nicht nur als Seele [*l'angelica farfalla* bei Dante] wird der Schmetterling gedacht, sondern als Gespenst und Dämon, dessen Er-

[1] Ich möchte bemerken, daß wohl arab. *farfar* selbst elementarverwandt mit den romanischen Wörtern ist, ich erwähne nur das hebräische פלפל (jüd.-dtsch. *mĕfalpel sein*), der 'Terminus technicus für das halachisch-talmudische Disputieren und Debattieren, also für das Hinundherdrehen, Hinundherreden' (Grünbaum, 'Gesamm. Aufsätze zur Sprach- und Sagenkunde' S. 320, der in diesem Zusammenhang auch das arab. *farfar*, ngr. φαρφαράς und die romanische *farf*-Sippe erwähnt und zusammenfassend S. 327 äußert: 'Leicht bewegliche Halt- und Charakterlosigkeit, Geflunker, Rodomontade und Vielschwätzerei liegen nicht weit auseinander, und so finden sich überall ähnliche Reduplikationen zur Bezeichnung des einen oder des anderen'). Daher würde ich ein onomatopoetisches *farf- forf-* ansetzen, zu dem auch *farfouiller* (REW s. v. *fodiculare*) innerlich gehört. Mit *farfullar* bringt Munthe *Anteckningar* usw. astur. *parpayuela, falpachar* 'Wachtel' usw. zusammen, wobei wieder *f-f, f-p, p-p* abwechseln.

scheinen meistens nichts Gutes bringt: Hexen, Zwerge, Elbe, Maren — wie sie alle heißen, die einstigen Todesdämonen, sie können sämtlich in Schmetterlingsgestalt erscheinen': vgl. etwa aus Günterts Material die Bezeichnungen *Milchdieb* für 'Hexe' und 'Schmetterling', im Inntal *Hexe* 'Nachtschmetterling', bayr. *Schrat* 'Schmetterling', slov. *veša* 'Irrlicht, Hexe, Schmetterling'. Letzteres stimmt genau zu dem Paar *farfarello — farfalla*,[1] und so hat denn Güntert das Richtige getroffen, wenn er S. 226 schreibt: 'Neben italien. *farfalla, farfalleta* (lies *farfalletta*) 'Schmetterling' steht *farfarello* in der Bedeutung 'Poltergeist, Kobold'.'[2] Jede Zuweisung eines dieser Wörter zu einem Stamm ist offenbar unrichtig: sie sind siamesische Zwillinge, die nicht auseinandergerissen werden dürfen, vgl. noch südfrz. *parpaiouná* 'papilloter, en parlant des geux', siz. *parpagghiari* 'Blinzeln' (der Augenwimpern) mit *farfantello* 'berlue, éblouissement, miroitement'. In solchen Fällen ist die Vermischung so stark, daß die Wortindividualitäten vollkommen erschüttert sind. Es liegt in der Natur unserer Bücher, vor allem ihres äußerlichen Formats, daß in einem etymologischen Wörterbuch das tatsächlich Verbundene äußerlich getrennt werden muß: die sachgemäße Darstellung des romanischen Wortschatzes müßte ja jeden Artikel (jede Wortsippe) als Zentrum eines Kreises fassen, der mit (mehr oder weniger) allen Kreisen verbunden wäre, womit sich die Artikel von selbst auflösten. Das etymologische Wörterbuch mit seinen Stichwörtern kann trotz aller Verweise innerhalb desselben von der Wirklichkeit nur ein künstlich vereinfachtes Bild geben, jeder Artikel ist nur das Zentrum eines Kreises, dessen Umfangslinien im Unendlichen verschwimmen, ja ein Zentrum, das selbst nur ein Bündel von ausgestrahlten Wörtern früherer Epochen darstellt: jeder Artikel des REW ist sozusagen, um eine kühne Bildung zu wagen: ein emaniertes Emanationszentrum. Auch log. *fagefarina* 'Schmetterling' (REW 3128 s. v. facere), das Güntert mit bayr. *Milimaler* vergleicht, wird wohl erst sekundär zu *fagere* + *farina* umgedeutet sein. Gewiß wird der Schmetterling auf weitem Gebiet als 'Müller' bezeichnet (wegen des Flügelstaubes), aber warum heißt er im Sardischen nicht einfach 'Müller' wie etwa im Sulzberg (REW s. v. *molinarius*)?

Noch eine andere Möglichkeit! Vielleicht ist lt. *papilio* — neuital.

---

[1] Man beachte, daß das heute mehr heiter empfundene frz. *papillon* in der Literatur durch das weniger spielerische, gelehrte, daher exotisch und schwer klingende *phalène* 'Nachtschmetterling' ersetzt wird, wo die Dämonie des Schmetterlings gemalt werden soll.

[2] Für Italien verweise ich auf die gespenstische Auffassung des Schmetterlings, von der Bastanzi, 'Le superstizioni delle alpi venete' (Treviso 1888) S. 203 s. v. *Pavei* berichtet:

'Anche questi insetti sono benedetti da Dio, e non bisogna distruggerli. Ognuno comprende tosto il grave danno che può recare all'agricoltura questa superstizione. Le più rispettate fra le farfalle sono quelle grandi a macchie rosse ... che figurano anime de purgatorio e pronosticano con la loro comparsa persino la morte e gli accidenti secchi.

Si crede in Cadore che una farfalla di quest'ultima specie abbia la virtù di smorzare per tre volte consecutive il lumicino in una stalla, ed in questo caso le donne che si trovano in filò scappano via perche sono certe che cadrà il tetto. "I dis che dopo morti se se fà in farfalla e le pavee le è in andoli (angeli) del paradiso che rancura i fior," Ed ecco in embrione la teoria della metempsicosi.'

farfalla ähnlich zu beurteilen, wie Schuchardt (*Ztschr.* 1920, S. 326) rum. *potîrniche* 'Wachtel' gegenüber *coturnix* auffaßt: es vererbt sich gewissermaßen nur der Rhythmus: und dieser ist, wie bei der Wachtel etwa der Dreiertakt, so beim Schmetterling der Zweierrhythmus: um ein Flattern sprachlich darzustellen, müssen mindestens z w e i Bewegungsstücke schematisierend gemalt werden: Güntert hat gewiß recht, das lt. *papilio* mit *palp(it)are, palpebra* zusammenzubringen: vgl. besonders das — allerdings wieder sekundäre — Zusammenfallen mit der *palpebra*-Sippe im Südfrz. *parpalheja* 'clignoter' neben *parpaiouna* 'papilloter, en parlant des yeux', ferner dtsch. *Feifalter* (schweiz. *pipolder*), dessen Reduplikation *Zweifalter* gewissermaßen pleonastisch definierend das Hin und Her des Flatterns ausdrückt, worauf die mehr logische, unmusikalische Entdopplung *Falter* folgte. Das ital. *farfalla* ist also der r h y t h m i s c h e Nachfolger eines *papilio* wie dieses der rhythmische Nachfolger des **palp-*. Stets bietet das Schmetterlingswort das Schauspiel rhythmischer Variation (Reduplikation — Deduplikation) und des Gleichbleibens — einzig des rhythmischen onomatopoetischen Charakters des Wortes. Wo dem Schmetterlingswort durch die Mühle der Lautentwicklung der Schmetterlingsstaub des Musikalischen genommen wurde, wird er neu erzeugt: Motta di Livenza *pavegia navegia* (Bertoni *Italia dialett.* S. 52),[1] zu venez. *pavegia*, wobei das Schwanken des (sekundär herangezogenen) Schiffes auch semantisch die Wirkung der rhythmischen Doppelung verstärkt (vgl. *Zweifalter*). Die Individualität des Wortes ist verflüchtigt wie etwa wenn man den Ahnherrn und den letzten Sproß eines tausendjährigen Geschlechts nebeneinander betrachten wollte (ähnlich vgl. die galloroman. Fortsetzer von ahd. *kletto* 'Klette' oder die von *papaver*: das Band, das Formen wie *popolana, paolo, ababa* mit *papaver* verbindet, ist nur ein musikalisch-rhythmisches). Ptg. *borboleta* 'Schmetterling' sieht aus wie Ableitung von ptg. *borbolhar* 'brodeln, wallen', das ist aber nur die 'materielle', sekundäre, nicht die 'geistige', die primäre Etymologie. Die Familienähnlichkeit der Schmetterlingswörter besteht nur in einem je ne sais quoi, sie besteht nicht in ihrem Aussehen, sondern in ihrer 'Aria' — im Musikalischen des Wortes. Als Etymon von *Feifalter, papilio, farfalla*, ptg. *borboleta*, ja sogar *pousalousa* kann man höchstens ansetzen:

$$\breve{} \; \breve{} \text{ resp. } \breve{} \; (\breve{})$$

(wobei die Klammer die fakultative Entdopplung malt).

Und wer weiß, ob nicht sp. ptg. *párpado* 'Augenlid' angezogen worden sind von der Schmetterling-Sippe: denn die Augenlider flattern wie jene Tierchen! Wenn der Spieltrieb sich der Sprache bemächtigt, wird es uns nie gelingen, mehr als das rhythmische Prinzip des Spiels zu ergründen. So entflattern Flattertier und Flatterlid dem Nadelstich des Etymologen. Die Wirklichkeit ist oft zu leicht, um von der schweren Hand des Gelehrten eingefangen zu werden. Das Spiel kann nicht 'ernst', es kann nur wiederum spielerisch von der Wissenschaft nacherzeugt werden; spielerische Wissen-

---

[1] Riegler, dem ich diesen Hinweis verdanke, bekennt sich zu einem ähnlich weitherzigen Standpunkt, erwähnt noch den lautlichen Gleichklang von tirol. *flütterl* mit rum. *flutur* und bekämpft Kluges Theorie der Entlehnung des schweiz. *pipolder* usw. aus lt. *papilio* (im Gegensatze zu seiner in seinem Buch *Das Tier im Spiegel der Sprache* niedergelegten Ansicht).

schaft ist ein Widersinn, und so bleibt dem Künstler aufgespart, was der Gelehrte nicht lösen kann.

Bonn. Leo Spitzer.

Zur urkundlichen Identifikation von Peire d'Alvernhe.

Von Urkundenstellen, an denen ein Peter aus der Auvergne erscheint, kannte man bisher nur die folgenden: zwei Nachweise zum Jahre 1148 im Mémorial des Nobles (Montpellier)[1] und einen zum Jahre 1155 bei Rozière, Cartulaire de l'église d. S. Sépulcre Nr. 131 (Palästina).[2] Ich füge hinzu, daß auch in einer Originalurkunde vom 6. März 1162, die gleichfalls im Morgenland aufgesetzt ist und in der Adam, Prior von S. Abraham, den Hospitalitern ein Grundstück nebst Häusern in Antiochien schenkt, unter den Zeugen ein *Petrus Arvernensis* erscheint, s. H. Prutz, Maltheserurkunden S. 98. Zenker, P. d'Alvernhe lehnte eine Identifikation des Petrus de Alvernhia von 1155 mit dem Trobador ab, war indessen durchaus geneigt, eine solche bezüglich der beiden Urkundenstellen von 1148 anzunehmen. Nun bin ich aber bei nochmaliger Durchsicht des Mémorial des Nobles auf eine Urkunde vom September 1129 gestoßen (Rev. d. lang. rom. VI, 56), in der *Petrus de Alvernico* als Zeuge erscheint,[3] und dieses neue Datum stellt, wie mir scheint, alle Identifikationen überhaupt in Frage. Denn daß der hier genannte Petrus der Trobador sein sollte, ist unwahrscheinlich, da dessen datierbare Gedichte zwischen 1158 und 1180 fallen (s. Zenker S. 32). Wir haben es entweder mit zwei Personen gleichen Namens zu tun, deren zeitliche Abgrenzung nicht möglich wäre, oder es liegt eine Person vor, aber dann kann es kaum die gleiche wie der Dichter sein.

Jena. O. Schultz-Gora.

---

[1] Revue des langues romanes V, 78, von Bartsch bei Diez, Leben und Werke der Trobadors[2] S. 60 Anm. 1 angezogen; die zweite Stelle zum gleichen Jahre aus derselben Sammlung (V, 47) fand Zenker, P. d'Alvernhe S. 34.

[2] Von mir beigebracht in Zs. X, 595. Zenker a. a. O. S. 35 entging es nicht, daß das doppelte Vorkommen von *Petrus de Alvernia* in der langen Zeugenreihe bedenklich ist. vgl. das von mir im Ltrbl. XXIII, 72 dazu Bemerkte.

[3] Die Stelle wird mir wie anderen wohl deshalb entgangen sein, weil die Urkunden nicht chronologisch angeordnet sind; die Ausgabe des Mémorial durch Germain in der Société archéologique de Montpellier 1884—6 war und ist mir auch jetzt nicht zugänglich.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

E. [Ella] Vettermann, Die Balen-Dichtungen und ihre Quellen. Halle 1918. (Beihefte zur Zeitschrift für Romanische Philologie, LX. Heft.) 311 S.

Die sorgfältige Arbeit bewegt sich auf dem Grenzgebiete der Anglistik, Romanistik und der altkeltischen Sagengeschichte: die Balen-Dichtungen Tennysons und Swinburnes beruhen beide ausschließlich auf dem II. Buche von Malorys mittelenglischer *Morte Darthur*, diesem selbst aber liegt ein verlorener französischer, teilweise aus keltischen Quellen geflossener Artus-Roman zugrunde, der nächstverwandt war mit der Fassung der Balen-Erzählung, welche im sog. *Huth-Merlin* erhalten ist. Die vier ersten Kapitel des Buches sind bereits 1913 in Leipzig als Dissertation eingereicht worden (Referenten M. Förster und E. Windisch), der Druck der ganzen Arbeit hat im Sommer 1914 begonnen. Die Untersuchung von J. Hoops, *Swinburnes Tale of Balen and Malorys Mort d'Arthur*, in der *Festschrift zum XVI. Neuphilologentag in Bremen* 1914, Heidelberg 1914, ist erst nachträglich zur Kenntnis der Verfasserin gelangt, — die Heidelberger Dissertation von J. Bausenwein, *Die poetischen Bearbeitungen der Balin- und Balansage von Tennyson und Swinburne und ihr Verhältnis zu Malory*, Würzburg 1914, wird überhaupt nicht erwähnt. Mit den Quellen der Balen-Erzählung hatte sich schon Arthur C. L. Brown befaßt in der Abhandlung: *The Bleeding Lance*, in den *Publications of the Modern Language Association of America* XXV (1910), 1—59, gegen dessen Ergebnisse sich Frl. Vettermann aber in der Hauptsache ablehnend verhält.

Die Verf. geht aus von den beiden neuenglischen Balen-Dichtungen, die sie mit ihrer Quelle vergleicht; sie untersucht dann das Verhältnis Malorys zu der Version des *Huth-Ms.*, konstruiert mit Hilfe einer in vielen Punkten ursprünglicheren Fassung der Balen-Erzählung, die sich in der spanischen *Demanda del sancto Grial* findet, den 'Ur-Balen' und führt schließlich diesen auf seine letzten erreichbaren keltischen und altfranzösischen Quellen zurück.

Balin, ein armer, aber tapferer Ritter aus Nordhumberland — dies in den äußersten Umrissen die Handlung der Erzählung Malorys —, gelangt an Artus' Hof in den Besitz eines von der Insel Avalon, d. i. aus dem Feenlande, stammenden Zauberschwertes, von dem prophezeit wird, daß er damit seinen besten Freund erschlagen und daß es ihm selbst den Untergang bringen werde. Weil er mit dem Schwerte alsbald der Dame vom See, die seine Mutter ermordet hat, den Kopf abschlägt, wird er von Artus' Hof verbannt; er heißt Balin *le Savage* und wird, da er außer dem Zauberschwert sein eigenes bei sich führt, auch der Ritter mit den zwei Schwertern genannt. Balin beschließt, um Artus' Gunst wiederzugewinnen, den König Ryons, der ins Land eingefallen ist, zu besiegen. Es folgt ein wirres Durcheinander von Abenteuern, die z. T. mit der Haupthandlung in gar keinem Zusammenhang stehen und, wie es scheint, nur den Zweck haben, die Tapferkeit des Helden zu beweisen und Sympathien für ihn zu erwecken; in den Gang der Ereignisse greift immer wieder Merlin beratend und prophezeiend ein. Balin lädt Schuld auf sich, indem er den Selbstmord einer Dame, deren Geliebten er erschlug, nicht verhindert; Merlin prophezeit, er werde deshalb mit dem Schwerte den besten lebenden Ritter verletzen, durch diesen Streich werden drei Königreiche in Not und Armut kommen, und die Wunde jenes Ritters wird viele Jahre lang nicht geheilt werden. Balin trifft zufällig seinen Bruder Balan, besiegt mit ihm den König Ryons und bringt diesen gefangen an Artus' Hof. Ein Ritter

Garlon, der unsichtbar umherreitet, hat zwei Ritter, die sich in Balins Begleitung befanden, ermordet und den Sohn eines Edelmanns, bei dem Balin übernachtet, schwer verletzt; der Sohn kann nur durch Garlons Blut geheilt werden. Der Edelmann geleitet Balin zum Schlosse des Königs Pellam von Lastineise, des Bruders des Garlon. Balin tötet den letzteren, Pellam will den Bruder rächen, im Kampfe mit ihm zerbricht Balins Schwert; dieser kommt flüchtend in ein Zimmer, wo auf einem goldenen Tische eine wunderbare Lanze steht, er ergreift sie und verwundet mit ihr Pellam. Alsbald stürzt der größte Teil der Burg zusammen, Pellam aber liegt seitdem an schwerer Wunde danieder, bis Galahad auf der Suche nach dem Gral ihn heilt, 'denn in dem Schlosse befand sich ein Teil von Christi Blut, das Joseph von Arimathia in das Land gebracht hatte'. Durch den Streich sind drei Länder wüst gelegt worden. Balin muß zuletzt mit dem roten Ritter, der auf einer Insel bei einer Burg haust, kämpfen, beide empfangen schwere Wunden; als sie sterbend am Boden liegen, erfährt Balin, daß sein Gegner sein eigener Bruder Balan ist; sie werden im gleichen Grabe bestattet, Merlin bringt Artus Bericht von Balins schmerzlichem Streich und dem Tod der beiden Brüder.

Swinburnes 1896 veröffentlichter *Tale of Balen*, 'die schönste und stimmungsvollste der Balen-Dichtungen', schließt sich, wie Frl. V. zeigt, in allen Hauptpunkten genau an Malory an, übernimmt auch die Unstimmigkeiten von ihm und gibt sogar ganze Sätze im Wortlaut wieder, aber S. hat die Charakterisierung und die Motivierung verfeinert, die Tragik der Erzählung stärker herausgearbeitet, umrahmt die Handlung mit poesievollen Naturschilderungen und kleidet Malorys nüchternen Bericht in das Prachtgewand einer Dichtersprache von höchstem musikalischem Wohllaut.

Dagegen bewegt sich Tennyson — Frl. V. behandelt ihn erst an zweiter Stelle — in seiner zum Zyklus der Königsidyllen gehörigen Idylle *Balin and Balan* vom J. 1885 seiner Quelle gegenüber sehr frei: er hat den Stoff 'in bezug auf Handlung, Charakteristik, Auffassung und Stellung innerhalb der sonstigen Arthur-Dichtung so abweichend gestaltet ..., daß seine fünfte Idylle mit der eigentlichen Balen-Dichtung nichts mehr zu tun hat.'

Das IV. Kapitel bringt zunächst einen Exkurs über die Persönlichkeit des Thomas Malory. Kittredge in den *Studies and Notes in Philol. and Liter.* V, Boston 1896, 84—106, wollte Malory identifizieren mit einem *Sir Thomas Malory, knight of Newbold in Warwickshire*, der in Frankreich im Gefolge des Grafen von Warwick Kriegsdienste leistete, dann 1433 oder 1434 das Erbe seines Vaters Sir John Malory übernahm, und der wahrscheinlich wieder identisch ist mit einem *Thomas Malorie miles*, der 1468 von der durch Eduard IV. erlassenen Amnestie ausgeschlossen wurde und 1470 gestorben ist. Diese Annahme stimmt nicht zu der Angabe Bales, Mitte 16. Jhs., der aus Leland schöpft, wonach Thomas Malory britischer Herkunft gewesen sei und aus *Mailoria*, einem Orte unweit des Flusses Dee in Wales [Nordwales], stammte. Verf. möchte an Bales Angabe festhalten, indem sie zeigt, daß es in der Tat in der Nähe der Dee eine Landschaft *Maelor* gab, die schon in den alten welschen Gesetzen als *terra de Maelor Seisseneyk*, = *English Maelor*, genannt wird, und daß noch heute in der gleichen Gegend ein anderer Bezirk *Dyffryn Maelor*, = das Tal von Maelor, existiert: sie weist darauf hin, daß die Namensform *Maleore*, welche Malory selbst im Schlußwort zu B. XXI braucht, dem ursprünglichen Lautstand des kymrischen *Maelor* noch näher steht als das spätere *Malorye*. Einen Ort *Maelor* vermag Frl. V. freilich nicht nachzuweisen. Demgegenüber sei festgestellt, daß Bale von zweifelhafter Zuverlässigkeit ist; seine Angabe, der Verfasser der beiden lateinischen Artus-Romane *Historia Meriadoci* und *De ortu Waluuani* sei '*Robertus abbas de monte sancti Michaelis in Normannia*', d. i. Robert von Torigny, gewesen, ist neuerdings von Bruce in

seiner neuen Ausgabe der beiden Romane, Göttingen 1913, S. X, als unhaltbar erwiesen worden, und Bales Bemerkung, daß er noch nicht habe ermitteln können, zu welcher Zeit *Thomas Mailorius* lebte — *sub quo claruerit rege* —, zeigt doch, daß er über dessen Persönlichkeit nur mangelhaft unterrichtet war. Die Vermutung Kittredges, die so gut zu den Angaben von Caxton und von Malory selbst stimmt, dürfte doch viel für sich haben; freilich wird auch sie Hypothese bleiben müssen. — Aus dem nun folgenden minutiösen Vergleich von Malorys Balen-Erzählung mit der ca. 250 Jahre älteren in der *Suite du Merlin* des *Huth-Ms.* — G. Paris setzt letztere um 1225 oder 1230 an — ergibt sich, daß der von Malory benutzte französische Roman mit der Version des *Huth-Ms.* so nahe übereinstimmte, daß letztere als seine Quelle angesetzt werden kann, doch zeigen die Ermittlungen des nächsten Kapitels, daß nicht das *Huth-Ms.* selbst Malorys Vorlage bildete, sondern eine inhaltlich und zeitlich jüngere Fassung des Stoffes, welche andererseits gegenüber dem *Huth-Ms.* gelegentlich ältere Züge bewahrt hatte. Malory gab seine Quelle im ganzen genau wieder, aber er hat ihren Umfang auf den vierten Teil zusammengezogen, er hat außerdem in Einzelheiten mehrfach geändert und durch Auslassung von Erzählungsmomenten den Zusammenhang gestört. Vor allem wird die bei Malory ganz unklare Schlußepisode — Zweikampf der beiden Brüder — erst durch die Version des *Huth-Ms.* verständlich: Ein eifersüchtiger Ritter hat seine Dame auf das einsame Inselschloß gebracht, sie aber nötigt ihn zu dem Schwur, daß er bei ihr bleiben wolle. Der Untätigkeit müde, zwingt er nun jeden vorüberziehenden Ritter zum Zweikampf, — wenn dieser siegreich ist, hat er seine Stelle einzunehmen; vor seinem Tode verpflichtet er seine Umgebung eidlich, an dem Brauche allezeit festhalten zu wollen. Balan, Balaains (= Balens) Bruder, ist in den Besitz des Schlosses und der Dame gelangt und muß deshalb diese gegen den Nächstankommenden, der sein eigener Bruder ist, verteidigen. Dieser ganze Passus fehlt bei Malory, auch erwähnt er nichts davon, daß Merlin in immer wechselnden Verkleidungen auftritt: als Zwerg, als Bauer, dann wieder *'en autre semblance'*. — So lehrt uns also schon das *Huth-Ms.* eine primitivere Fassung der Balen-Erzählung kennen als Malory sie bietet.

Im V. Kap. wird zunächst untersucht, welche Stellung der *Suite du Merlin* im *Huth-Ms.* in der Reihe der französischen Gral-Romane zukommt. Frl. V. berichtet ausführlich über die voneinander abweichenden Theorien von G. Paris, R. Heinzel, E. Wechssler und H. O. Sommer,[1] sie schließt sich Wechsslers Auffassung an, wie das in der Hauptsache auch E. Brugger getan, dessen Stellungnahme die Verf. in einem Nachtrage S. 299 f. bespricht: danach bildet die *Suite du Merlin* mit der Balen-Erzählung einen Teil einer jüngeren Kürzung, = Redaktion *C*, des Pseudo-Robert-Zyklus, die sich aus *Merlin, Suite du Merlin, Queste* und *Mort Artur* zusammensetzte und auf einer älteren, größtenteils verlorenen Kürzung, = Redaktion *B*, beruhte, welche ihrerseits aus dem gleichfalls verlorenen Originale, = Redaktion *A*, schöpfte. Die französische Quelle der Balen-Erzählung im *Huth-Ms.* besitzen wir also nicht, Ersatz aber bietet hierfür erfreulicherweise die diese Erzählung enthaltende, aus französischen Vorlagen von dem Mönche Joannes Biuas übersetzte spanische *Demanda del sancto Grial,* welche erst 1907 durch den Neudruck von A. Bonilla y San Martin in der *Nueva Biblioteca de Autores Españoles, Madrid,* zugänglich gemacht wurde. Denn, wie die Verf. überaus scharfsinnig nach-

[1] Der Ton der Polemik gegen diesen um unsere Kenntnis der Artus-Romane in Prosa so hoch verdienten Gelehrten sollte weniger scharf gehalten sein; die Verf. spricht von seinen Argumenten wiederholt als von 'Redensarten', was unangebracht ist.

weist, ist die Balen-Version der *Demanda* aus zwei verschiedenen Vorlagen zusammengestellt: aus der obenerwähnten Redaktion *C* und aus dem auf der Redaktion *A* des gleichen Zyklus, d. h. dem Originale beruhenden verlorenen *Conte del Brait de Merlin*. Die Benutzung des letzteren ergibt sich aus der Tatsache, daß die *Demanda* die Balen-Erzählung in einer vorzüglichen, fast widerspruchslosen und, wie es scheint, auch lückenlosen Form bietet. Die ausführliche Begründung der These, wonach die spanische Version teils auf einer jüngeren Redaktion, teils auf einer älteren, ursprünglicheren, dem Originale ganz nahe stehenden Fassung der Balen-Erzählung beruht, ist durchaus überzeugend, während ich in dem überaus schwierigen Problem, welche der genannten Theorien über das Verhältnis der erhaltenen Gral-Romane der Wahrheit am nächsten kommt, und ob Frl. V. im Rechte ist, wenn sie sich für Wechssler entscheidet, mit meinem Urteil zurückhalten möchte. So ist es denn der Verf. nun möglich, mit Hilfe der *Demanda* den 'Ur-Balen' zu rekonstruieren. Die Mehrzahl der Unstimmigkeiten, welche Malory und das *Huth-Ms.* aufweisen, werden durch die *Demanda*-Version beseitigt: so bleibt es in den beiden anderen Fassungen unverständlich, warum Balen, nachdem sein eigenes Schwert zersplittert ist, sich nicht des Zauberschwertes bedient; in der *Demanda* nun erfahren wir, daß man es ihm beim Eingang in das Gral-Schloß abnahm, da er mit zwei Waffen den Saal nicht betreten durfte. Weiter: von dem Zauberschwerte ist prophezeit, daß es Balens bestem Freunde und ihm selbst den Untergang bringen werde; diese Prophezeiung wird bei Malory und im *Huth-Ms.* nicht wahr, da der Held ja durch das Schwert des Bruders getötet wird, wohl aber erfüllt sie sich in der *Demanda:* als beide Brüder schwer verwundet niedersinken, entgleiten ihnen die Schwerter, das Balins fällt vor Balan und umgekehrt das des letzteren vor Balin nieder; als sie den Kampf wieder aufnehmen, ergreift jeder von beiden die ihm nächstliegende Waffe, so werden die Schwerter vertauscht und das Zauberschwert in Balans Händen, mit dem dieser selbst schon tödlich verwundet wurde, erschlägt nun auch Balin. Die unentbehrliche Vertauschung der Schwerter fehlt bei Malory und im *Huth-Ms.* — Sodann prophezeit Merlin, Balens Untergang werde herbeigeführt werden durch Übertretung eines Gebotes, gegen das kein anderer Mensch verstoßen würde, und durch den gegen den Gral-König geführten schmerzlichen Streich; worin jenes Gebot bestand, erfährt man bei Malory nicht, — das *Huth-Ms.* hat an der betreffenden Stelle eine Lücke. In der *Demanda* nun ertönt, als Balen an den Eingang des Gral-Heiligtums gelangt ist, eine geheimnisvolle Stimme, die ihn vor dem Eintreten warnt, um die er sich aber nicht kümmert, und als er dann, vom König verfolgt, nach der heiligen Lanze greift, warnt ihn die Stimme abermals vergeblich: 'Nimm sie nicht, Sünder!' So ist die bei Malory vorhandene Unklarheit beseitigt. Die Stimme kündigt Balen dann auch die göttliche Strafe für seine Übertretungen an: diese besteht in der Schildvertauschung, die seinen Bruder hindert, ihn zu erkennen, und so seinen Tod verursacht. Danach herrschte in der ursprünglichen Erzählung die Idee von Schuld und Sühne: 'Der Held geht unter, weil er den göttlichen Willen mißachtet, der ihm den Vollzug der Rache untersagt. Höher als seine Ritterpflicht hätte ihm der Gehorsam gegen die göttlichen Verordnungen stehen müssen'. So erweist sich also die Balen-Erzählung der *Demanda* als die älteste der bisher bekannten Versionen.

Die Balen-Erzählung ist außerdem noch erhalten in dem spanischen, 1498 in Burgos gedruckten *El Baladro del sabio Merlin con sus profecias*, von dem sich nur ein Exemplar erhalten zu haben scheint, das sich in Madrid im Privatbesitz des Marquis *de Pidal* befindet. Dieser Text war der

Verf. nicht zugänglich, und da die von G. Paris in seiner Ausgabe des *Merlin* veröffentlichten Kapitelüberschriften über den Inhalt keine genügende Auskunft erteilen, so konnte die Balen-Erzählung des *Baladro* in die Untersuchung nicht einbezogen werden.

Das meiste Interesse bietet das VIII. Kapitel, in dem Frl. V. den letzten Quellen der Balen-Dichtung nachgeht, vor allem den in ihr enthaltenen keltischen Elementen. Keltischen Ursprungs sind unzweifelhaft die Namen der beiden Helden und die Erzählung von ihrem tragischen Schicksal. Doch ist es zweifelhaft, ob der französische Name des Helden, *Balaain*, der der englischen Form *Balen* oder *Balin* zugrunde liegen muß, zurückgeht auf kymrisch *balaen, balain*, = 'Stahlklinge' (vom Namne der Stadt Mailand, die im Mittelalter wegen ihrer Stahlkingen berühmt war: *balaen* < *malaen*, durch 'Anlautsmutierung'), oder ob er stammt von dem Namen des altkeltischen Gottes *Belenos*, eines Gottes der Heilkunst, dem zahlreiche Inschriften auf gallischem Gebiet gewidmet sind: dieser findet sich in der Kurzform *Beli* in der kymrischen Geschichte und Dichtung häufig. Der Name des Bruders *Balan* ist dann natürlich Ableitung von *Balaain*. Die Verf. entscheidet sich nicht.

Keltisch ist ferner die Quelle der Sage selbst, die von Verf. nachgewiesen wird in der Erzählung des Galfrid von Monmouth von dem Brüderpaare *Belinus* und *Brennius, Hist. Reg. Brit.* III c. 1 ff. Markante Übereinstimmungen zwischen der Balen-Erzählung und Galfrid sind: Die Ähnlichkeit der Namen der Brüder — die Vertreibung des einen Bruders aus seiner Heimat Nordhumberland — die tapferen Taten, die beide vereint ausführen — der Inhalt der rührenden Klage der Mutter (die Fassung des letzteren Motivs ist freilich in beiden Fällen verschieden). Über die Herkunft von Galfrids Belinus-Brennius-Geschichte ließ sich nichts ermitteln, eine Spur derselben ist sonst nirgends zu entdecken. Galfrid erklärt bekanntlich, als Quelle seines Werkes habe ihm gedient ein *liber vetustissimus Britannici sermonis*, das der Archidiakonus Walter *ex Britannia* mitgebracht habe. Verf. schließt sich, m. E. mit Recht, E. Windisch an, welcher, *Das keltische Brittannien*, 1912, S. 127, wie vor ihm Ward, *Anglia* 14 (1901), 381—5, Galfrids Angabe für wahrheitsgetreu hält; in gleichem Sinne hat sich neuerdings auch geäußert Leitzmann, *Archiv f. d. Stud. d. neuer. Sprachen* 134 (1916), 373 ff. Was die Balen-Erzählung angeht, so läßt sich zeigen, daß Galfrid hier in jedem Falle kymrische Traditionen verwertet haben muß. Frl. V. stimmt Windisch auch darin bei, daß mit dem *Britannicus sermo* des von G. benutzten Buches ein inselkeltischer Dialekt, nicht das Bretonische gemeint sei: sie weist darauf hin, daß die *Molmutinae leges*, welche nach Galfrids Aussage Gildas *'de Britannico'* ins Lateinische übertragen hat, die Gesetze des *Dunvallo Molmutius* von Cornwall — des Vaters des Brüderpaares — waren, und daß die Angaben über Dunvallos gesetzgeberische Tätigkeit durch die keltischen Quellen gestützt werden. Der *Belinus* Galfrids ist historisch nicht bezeugt, sein *Brennius*, keltisch *Bran*, ist jedenfalls kein anderer als der bekannte Gallierhäuptling *Brennus*, Livius V, 34 ff.: auch Brennius nimmt Rom ein, seine Truppen werden als senonische Gallier bezeichnet, und Galfrid beruft sich wegen seiner auf die römischen Historiker; überdies haben andere, von Giles, = San Marte, benutzte Handschriften die Namensform *Brennus*. Frl. V. nimmt an, daß der Verfasser des Ur-Balen aus Galfrid selbst schöpfte, dessen *Historia* ja allerdings ca. 100 Jahre älter ist als ersterer. Indessen wird m. E. in Anbetracht der Tatsache, daß abgesehen von den angeführten Übereinstimmungen die Darstellung Galfrids von der der Balen-Erzählung doch weitgehendste Verschiedenheit aufweist, stark mit der Möglichkeit gerechnet werden müssen, daß vielmehr sowohl Galfrid als der Ur-Balen auf die gleiche keltische Sage zurückgehen, die ersterem eben in

dem Buche des Archidiakonus Walter vorlag. Durch französische Vermittlung ist nach der Verf. in die Balen-Dichtung gelangt der König *Ryons*, der identisch ist mit dem Riesen *Ritho*, der bei Galfrid X, 3 von Artur besiegt wird und auch im *Chevalier as deus espees* als König *Ris* von *Outre-ombre* auftritt. Das Zauberschwert stammt aus den französischen Gral-Romanen, die es mit Ausnahme Roberts von Boron alle aufweisen: es ist eine Nachbildung des Gral-Schwertes, des Schwertes Davids, das im Tempel zu Jerusalem aufbewahrt wurde, und das Salomon für den letzten seines Stammes bestimmte, den ihm ein Traumbild als den besten Ritter der Welt prophezeit hatte; es kommt in den Besitz Nasciens und zerbricht, als dieser es gegen einen Riesen zückt. In der Balen-Dichtung zerbricht im Gral-Schlosse nicht das Zauberschwert, sondern Balens eigenes Schwert, eine Änderung, die darauf zurückzuführen ist, daß hier das Zauberschwert den Tod des Helden herbeiführen sollte, also bis zum Schluß der Erzählung heil bleiben mußte: so erfand der Dichter des Ur-Balen das Motiv des Ritters mit den zwei Schwertern und ließ des Helden eigenes Schwert zerbrechen. Das Motiv des Zerbrechens will Frl. V. in letzter Linie aus dem Mabinogi von *Peredur* ableiten, indem sie sich mit Windisch der Anschauung von Miß Williams anschließt, *Essai sur la composition du Roman gallois de Peredur*, Paris 1909, wonach das Mabinogi von Chrétiens *Perceval* unabhängig ist; sie zeigt, daß diese Auffassung durch die Schwertepisode eine weitere Stütze erhält, und gibt bei der Gelegenheit ein dankenswertes, vollständiges *Historique* des Zauberschwertmotivs in den Gral-Romanen, S. 227 ff. Aus der Gral-Dichtung stammt auch die heilige Lanze, die Verwüstung des Landes, die in den meisten Gral-Romanen eine Rolle spielt, die Szene im Schloß der Aussätzigen, die Garlan-Episode u. a.: weitere Motive sind nach Verf. entnommen aus der Vulgata-*Suite* zum Prosa-*Merlin*, aus dem *Lancelot*-Roman, der *Mort-Artur*, dem *Meraugis de Portlesguez* und dem *Tristan*-Roman. Anläßlich der Garlan-Episode zieht Frl. V. neben der Episode von den Blutstropfen im Schnee im Mabinogi von *Peredur* auch die Keu-Gwalchmei-Episode im Mab. von *Gereint* heran, indem sie annimmt, die den letzteren beiden gemeinsamen Züge seien durch das Medium der Pseudo-Wauchier- und der Manessier-Fortsetzung von Chrétiens *Perceval* in die Garlan-Erzählung — *Garlan* ist die Namensform im *Huth-Ms.* und in der *Demanda* gegenüber Malorys *Garlon* — hineingekommen; sie folgert aus dem Umstande, daß in beiden Episoden 'die in der kymrischen Literatur sprichwörtliche Beredsamkeit und Freundlichkeit Gwalchmeis' hervortritt, keltischen Ursprung der Episode, sie betrachtet also, wie den *Peredur*, so auch den *Gereint* als unabhängig von Chrétien. Hier hätte notwendig die Edensche Dissertation über *Erec-Geraint* zitiert werden müssen, wie anläßlich des *Peredur* Berufung auf die Arbeit von Miß Williams erfolgt, denn die Unabhängigkeit des *Gereint* von Chrétiens *Erec* konnte nicht behauptet werden, ehe die Argumente von Försters Schüler Othmer, welche den *Gereint* als eine Übersetzung des *Erec* erweisen sollten, widerlegt und positive Argumente für die Selbständigkeit der kymrischen Erzählung beigebracht waren; beides aber ist erst geschehen in der Arbeit von Edens, welche also die Voraussetzung für die Vermutung von Frl. V. bildet.

Ich möchte bei der Garlan-Episode, die für die Genesis der Balen-Dichtung wichtig ist, etwas verweilen. In ihrer minutiösen Untersuchung der Episode S. 255—66 bemüht sich die Verf. in zweifelsohne sehr scharfsinniger Weise, zu zeigen, daß dieselbe kombiniert ist aus Motiven der *Perceval*-Fortsetzung Pseudo-Wauchiers, derer Manessiers sowie des *Livre du s. Gral:* aus letzteren stamme der Name *Garlan*, denn *Varlan* ist hier der Name des Mörders, der des Gral-Königs Vater, Lambor, erschlug; Garlan sei erst nachträglich an die Stelle des Seneschall Keu getreten,

welcher in den erstgenannten beiden Texten als Mörder jenes Ritters erscheint, den Gauvain = Balen an Artus' Hof führen will. Die Ermordung eines zweiten Ritters durch Garlan in der Balen-Erzählung und sein Mordversuch an dem Sohne des Edelmanns seien ungeschickte Wiederholungen des Balen-Autors. Ich kann dies Resultat nicht für gesichert halten. Die Gestalt Garlans, der unsichtbar umherreitend Meuchelmorde begeht, macht entschieden einen märchenhaft-mythischen Eindruck, und solche Züge pflegen in den Artus-Romanen gegenüber rationalistischer Darstellung die älteren zu sein. A. C. L. Brown in seiner eingangs genannten Abhandlung, auf die nachher noch näher einzugehen sein wird — die Verf. zieht sie erst im X. Kap. heran —, erblickt in Garlan ein Wesen der keltischen *Other-World*, wogegen Frl. V. bemerkt, sie könne an Garlan besondere Beziehungen zum Jenseits nicht finden. Ich möchte jedoch darauf aufmerksam machen, daß nach Malory Kap. 14 Garlan ein schwarzes Gesicht hat; die schwarze Farbe aber ist in der keltischen Sagendichtung, wie die Verf. nach Windischs Vorgang bei ihrem Hinweis auf das Mabinogi von *Peredur* selbst annimmt, ein Kennzeichen derer, die aus dem Totenreiche kommen, und die Verf. hat wiederum selbst festgestellt, daß sich bei Malory gelegentlich ursprüngliche Züge, die im *Huth-Ms.* und in der *Demanda* fehlen, erhalten haben: es liegt nahe, auch in der schwarzen Gesichtsfarbe Garlans einen solchen Zug zu sehen. In Heinrichs von dem Türlin aus verlorener französischer Quelle übertragenem Artusroman *Diu Crône* (ed. Scholl, Stuttgart 1852) tritt V. 19124 ein schwarzer, mordender Ritter auf, der ausdrücklich als ein dämonisches Wesen bezeichnet wird: Gâwein begegnet einer Dame, die ihn ermahnt, ihren Geliebten zu rächen, den 'ein Ritter, schwarz wie ein Mohr', mit dem Wurfspieß (*glavîe* = fr. *glaive*) ermordet hat. Gâwein durchbohrt den Ritter mit der Lanze und wirft ihn tot in den Sand, da schlägt aus der blutenden Wunde eine grelle Flamme hervor, die die Lanze samt dem Ritter und der ganzen Rüstung verbrennt. Wir hören, V. 19255 ff., daß 'dieser schwarze Mann' von Gott bestimmt war, gegen ein ganzes Geschlecht, das ihn in seiner Hoffart nicht mehr fürchtete, so lange zu wüten, bis ihn ein fremder Ritter besiegen würde; dies ist nun Gâwein gelungen. Die Gestalt des schwarzen Würgengels erinnert gewiß stark an Garlan, wenn auch das Motiv der Unsichtbarkeit fehlt. Eben dieses aber begegnet in der *Crône* an anderer Stelle, V. 14031 ff., wo im 'Abenteuerwalde' nächtlicherweile 600 Ritter gemordet werden von einem Schwert und einer Lanze, die, von unsichtbarer Hand geführt, über zwei weißen Rossen frei in der Luft schweben. Ich möchte danach glauben, daß das Garlan-Motiv in der Balen-Erzählung ursprünglich ist und nicht, wie Verf. will, erst aus der Keu-Episode der Perceval-Fortsetzungen durch ungeschickte Wiederholungen herausgesponnen wurde. Die Verf. meint, die Abhängigkeit des Balen-Dichters ergebe sich daraus, daß Garlan am Hofe des Gral-Königs Pellam, seines Bruders, bei Tische bedient, wie der Seneschall Keu bei Manessier an Artus' Hofe: es sei nicht wahrscheinlich, daß der Bruder des Königs zugleich sein Hofbeamter war. Aber in der sehr alten irischen Erzählung von König *Cormac*, die Brown als Quelle der Garlan-Episode betrachtet (siehe unten), sind die Person, die hier dem Garlan entspricht, und der Haushofmeister zwei verschiedene Personen, und beide werden getötet; der Gedanke liegt nahe, die Sage, welche nach Vereinfachung strebt, habe beide identifiziert, und so sei der unwahrscheinliche Zug, daß Garlan Seneschall seines Bruders ist, in die Geschichte hereingekommen, zu dessen Erklärung wir dann der Annahme, der Balen-Autor habe die Keu-Episode bei Manessier nachgeahmt, nicht bedürfen. Die Garlan-Episode kann, wenn sie auch jünger überliefert ist als die Keu-Gauvain-Episode in den beiden *Perceval*-Fortsetzungen, dennoch älter sein als diese, und Keus heimtückische Mordtat kann in das Motiv dadurch

eingeführt sein, daß die zeitlich älteste, den in Rede stehenden Zug noch nicht enthaltende Fassung der Keu-Gauvain-Episode, welche das Mabinogi von *Gereint* und das von *Peredur* bieten — ich setze voraus, daß *Gereint-Erec* und *Peredur-Perceval* aus gleicher Quelle stammen, wie ja auch Verf. annimmt —, später beeinflußt wurde durch die Garlan-Episode oder ihre Quelle. Eben der Umstand, daß Garlan, wie Keu, Seneschall ist, kann die Übertragung des Mordes auf den letzteren bewirkt haben. Es ist zu beachten, daß Keu in der französischen Artus-Epik wohl als boshafter Spötter und hämischer Geselle, aber nicht eigentlich als ein Schurke, der einer Mordtat fähig wäre, geschildert wird; ferner, daß Keu die Tat mit einem unter dem Rocke mitgeführten Wurfspieß, *gaverlot*, vollbracht haben soll, der keine ritterliche Waffe war, und daß eben ein solcher Wurfspieß als Waffe dem an Garlan erinnernden schwarzen Dämon in der *Crône* zugeschrieben wird. Es sei auch darauf hingewiesen, daß es der mittelalterlichen Vorstellung ganz geläufig war, sich den Tod zu denken als einen Schützen, der seine Geschosse aus dem Hinterhalte abschießt, s. z. B. Peire von Auvergne XVI, 44.

Muß ich also gegen das Ergebnis, zu dem die Verf. bezüglich dieser Episode gelangt, Bedenken äußern, so scheint mir ein solcher Zweifel auch in anderen Fällen berechtigt, wo sie in dem vorliegenden Kapitel eine eklektische Benutzung der verschiedenen erhaltenen Gral- und Artus-Romane durch den Verfasser des Ur-Balen dartun will. Daß derselbe sich die Episoden und Motive, welche seine Dichtung mit den erhaltenen Romanen gemein hat, wirklich gerade aus ihnen zusammengeholt hat, scheint mir durch die Nachweise von Frl. V. nicht sichergestellt zu sein. Bekanntlich begegnen in Wolframs *Parzival* eine ganze Reihe von Zügen, die bei Chrétien fehlen, dann aber in jüngeren französischen Gralromanen, besonders bei den Fortsetzern des Chrétienschen *Perceval*, auftreten, und die Übereinstimmungen sind von der Art, daß sie kaum auf Zufall beruhen können. Wechssler hat in den *Philologischen Studien, Festgabe für Sievers*, Halle 1896, S. 237 ff. nicht weniger als 18 solche Punkte zusammengestellt, s. auch Heinzel, *Über Wolfram von Eschenbachs Parzival, Sitzungsber. der Akad. d. Wiss. zu Wien*, ph.-hist. Kl., 1894, B. 130, S. 78 ff. Da nun die Benützung der in Rede stehenden jüngeren Dichtungen durch Wolfram eine chronologische Unmöglichkeit ist, so muß angenommen werden, daß jene Motive schon in seiner unmittelbaren Quelle, auf die er sich wiederholt beruft, in der Parzival-Dichtung Guiots, vereinigt vorlagen und von ihr aus, oder vielleicht auch von Guiots Quellen aus, in die späteren französischen Romane, in denen wir sie verstreut finden, überführt wurden. (Für die Richtigkeit von Wolframs Quellenberufung hat kürzlich ganz neue, gewichtige Argumente beigebracht S. Singer, *Wolframs Stil und der Stoff des Parzival, Sitzungsber. d. Ak. d. Wiss. in Wien*, phil.-hist. Kl., B. 180 [1916], 2. Abh. Rückhaltlos zustimmend äußert sich G. Böttticher, *Jahresber. über d. Erschein. auf d. Geb. d. German. Philol.* 38, 1916 [Leipzig 1919], VII, 48, S. 120: ihm scheine die Kyot-Frage damit 'soweit es sich um die Existenz des Kyot und Wolframs Verhältnis zu ihm handelt, ... endgültig gelöst', wohingegen allerdings W. Golther, *Literaturbl. f. germ. u. rom. Phil.* 39 (1918), 86 ff. eine ablehnende Stellung einnimmt.) So muß m. E. auch mit der Möglichkeit gerechnet werden, daß die von Frl. V. behandelten Motive wenigstens zum Teil bereits in der älteren, sei es schon schriftlich fixierten, sei es im Munde der *conteurs* umlaufenden Gral- und Artus-Dichtung vorhanden waren und von ihr aus einerseits in die erhaltenen französischen Romane, andererseits in den verlorenen Ur-Balen gelangten. Ich begnüge mich, dies festzustellen, ein Eingehen auf die einzelnen Fälle, um die es sich handelt, würde den Rahmen der vorliegenden Anzeige überschreiten.

Das IX. Kapitel analysiert die Komposition der Balen-Dichtung. Sie besteht nach der Verfasserin aus einer Rahmenerzählung, in deren Mittelpunkt das Zauberschwert steht, und einer in sie eingelegten Gral-Dichtung, deren Kern Balens verhängnisvoller Schwertstreich bildet. Die Rahmenerzählung hat mit der eigentlichen Gral-Dichtung nichts zu tun, ihr treibendes Motiv ist der auf der Waffe ruhende Fluch, der dem Helden zum Verhängnis wird; Hauptmomente sind die Gewinnung des Zauberschwertes und der tragische Zweikampf der beiden Brüder. 'Aus der Verbindung der Gralsgeschichte mit der Rahmenerzählung ergibt sich mit zwingender Logik das Hauptmotiv für die ganze Balen-Dichtung, das des Ritters mit den zwei Schwertern. Das Zauberschwert mußte bis zum Ende der Rahmenerzählung unversehrt erhalten bleiben, damit Balen und sein Bruder mit ihm getötet werden konnten, wie es zum Plane der Rahmenerzählung gehört. Der Held brauchte aber im Gralsschlosse zur Rache an Garlan ein Schwert, das zerbrechen mußte, damit er in die Notwendigkeit versetzt wurde, mit der heiligen Lanze den prophezeiten verhängnisvollen Schlag zu tun, der im Mittelpunkt der Gralsgeschichte steht. So verfiel der Balen-Autor auf den Ausweg, seinen Helden gleich am Anfang der Erzählung mit einem zweiten Schwerte auszurüsten, damit er für jede der beiden obigen Bestimmungen eine besondere Waffe hatte' (S. 286).

Im X. Kapitel erörtert die Verf. schließlich die Stellung der Balen-Erzählung innerhalb der Gral-Dichtung und setzt sich mit der Anschauung auseinander, welche A. C. L. Brown in seiner Abhandlung *The Bleeding Lance*, s. o., über die Balen-Dichtung vorgetragen hat. Brown erblickt in der letzteren den Anfang einer höchst primitiven, im keltischen Heidentum wurzelnden, verlorengegangenen Gral-Geschichte, deren Schluß in Pseudo-Wauchiers *Perceval*-Fortsetzung vorliege, und die vielleicht eine der von Chrétien und den anderen Gral-Dichtern benutzten Quellen war. Die Bedeutung der Balen-Erzählung liegt nach ihm darin, daß sie erzählt, warum und von wem der Gralkönig verwundet und das Land verwüstet worden ist. B. vergleicht mit der Garlan-Episode, die mit der Szene im Gral-Schloß endet, die Sage von der Blendung des Königs *Cormac*, einer der Hauptgestalten der irischen Sage, in der einen, spätestens, wie es scheint, aus dem Ende 11. Jhs. stammenden Fassung: *Aengus Gabhuaidech* will für die Entehrung seiner Schwester durch Cormacs Sohn *Cellach* Rache nehmen und begibt sich zu diesem Zwecke nach Tara, das er nach Sonnenuntergang erreicht. Da es verboten ist, Tara nach Sonnenuntergang mit Waffen zu betreten, nimmt Aengus daselbst den *Crimall*, d. i. den geschmückten, oder, nach anderer Übersetzung, den blutigen Speer Cormacs vom Gestell und tötet mit ihm Cellach, durch den gleichen Stoß blendet er ein Auge Cormacs, und indem er den Speer aus der Wunde zieht, durchstößt und tötet er von hinten mit dem Griff Cormacs Haushofmeister. Da ein Mann mit einem körperlichen Fehler nicht König in Tara sein darf, wird Cormac zur Heilung nach dem nahen Aicill geschickt, sein Sohn *Coirpri* wird sein Nachfolger. — Wegen der Garlan-Episode, mit der also Brown diese Sage vergleicht, verweise ich auf die oben gegebene kurze Analyse von Malorys Balen-Erzählung, es ist aber hinzuzufügen, daß nach der die ursprünglichste Fassung bietenden *Demanda* Balin bei Betreten der Gralburg in der Tat sein eines Schwert, und zwar das Zauberschwert, abgibt, während er sein eigenes behält, das erstere holt er sich nach der Katastrophe wieder; ferner, daß nach dem *Huth-Ms.* Garlan, wie schon oben erwähnt wurde, am Hofe seines Bruders als Seneschall fungiert und Pellam, was Malory nicht sagt, von Balen mit der Lanze durch beide Beine verwundet wird. Frl. V. wendet gegen die Zurückführung der in Rede stehenden Episode auf die Sage von Cormac ein, Balens

Rachezug und die Katastrophe im Gral-Schloß seien doch 'ihrer Ursache und ihrem Verlaufe nach wesentlich anders als der Strafzug des Aengus'. Das ist richtig, aber die Übereinstimmung bleibt trotzdem eine sehr auffällige: hier wie dort kommt ein Ritter, der eine begangene Untat rächen will, zu einem Königsschloß, in das — überhaupt oder nur zu dieser Tageszeit — keine Waffe eingeführt werden darf, er tötet den Schuldigen und verwundet danach den König selbst mit einer Lanze von besonderer Art, die er in dem Schlosse zufällig findet und von ihrem Gestell herunternimmt; der König sieht sich dadurch genötigt, abzudanken, und wird krank nach einem anderen Orte geschafft, bezw. er liegt seitdem krank danieder; außerdem wird hier wie dort der Seneschall des Königs getötet, nur ist er in der Balen-Erzählung mit dem Missetäter identisch, in der irischen Geschichte wird er zugleich mit ihm getötet. Frl. V. wendet ferner ein, daß in den 'zwei späteren Fassungen', die Brown noch heranzieht, Aengus den Speer, mit dem er Cormacs Auge durchbohrt, selbst mitbringe, wodurch die Ähnlichkeit 'noch geringer' werde. Es handelt sich aber vielmehr um zwei ältere Fassungen, von denen die eine aus dem Jahre 750 stammt, die andere vermutlich vor 1024 anzusetzen ist, s. Brown S. 55. Wenn nun die Balen-Erzählung auf die Sage von Aengus und Cormac oder auf eine solche von gleichem Typus zurückgeht, so spricht doch die Wahrscheinlichkeit dafür, daß sie von der ihr zeitlich nächststehenden, d. h. der jüngeren Fassung, abhängig ist, in der die Lanze eben nicht mitgebracht wird. Diese Übereinstimmung bleibt also bestehen. B. weist auch nach, daß die irische Sage einen prophetischen Stein, eine zauberische Lanze, ein zauberisches Schwert und einen speisespendenden Kessel, Gegenstände, die an die Gral-Reliquien erinnern, kennt, und daß sie eben Cormac einen solchen Kessel, außerdem einen silbernen Zweig, der wunderbare Musik ertönen läßt, und die 'goldene Schale der Wahrheit' zuschreibt; eben in Tara, Cormacs Residenz, befindet sich auch der Schicksalsstein, der den künftigen König von Irland bezeichnet, und der ohne Frage merkwürdig an Guiot-Wolframs Gral-Stein erinnert, der die zum Dienst des Grals bestimmten namhaft macht. Frl. V. meint, die Identität der in Rede stehenden wunderbaren Gegenstände mit den Gral-Reliquien lasse sich nicht erweisen, und auch Windisch, auf den hier zu verweisen war, hat ja, *Das keltische Brittannien* S. 195 ff., bezüglich der Lanze und des Kessels Zweifel geäußert, aber die vorliegenden Übereinstimmungen bleiben trotzdem sehr auffällig, und das Problem kann nicht als erledigt gelten.

Ich möchte in diesem Zusammenhang auch aufmerksam machen auf die von Ehrismann, *Märchen im höfischen Epos, Beitr. zur Gesch. d. deutsch. Sprache* 30 (1905), 48 f. ins Licht gestellte Ähnlichkeit zwischen der Erzählung der *Visio Tnugdali* — verlegt ins Jahr 1149 und verfaßt im gleichen Jahre von einem irischen Mönche in Regensburg, s. V.-H. Friedel-K. Meyer, *La Vision de Tondale*, Paris 1907, S. XII —, ed. A. Wagner, Erlangen 1882, S. 42 ff. von einem irischen Könige Cormac von Desmond, ermordet 1138, — wenigstens nehmen Friedel-Meyer an, daß es sich um diesen handelt — und dem, was Guiot-Wolfram von Gralkönige Amfortas berichtet: Cormac sitzt in einem ganz aus Gold, Silber und Edelsteinen bestehenden, im Innern hell leuchtenden Schloß auf goldenem Throne, in festlichem Aufzug bringen ihm Leute Geschenke, Priester und Leviten kommen, wie zur Messe prächtig gekleidet, und setzen Räucherwerk, goldene und silberne Kelche und elfenbeinerne Gefäße auf Tische, — s. die Jungfrauen, die vor Amfortas den Gral, die Kämmerer, die Goldgefäße und Schüsseln vor ihn bringen und auf Tische setzen: es sind die *pauperes Christi et peregrini*, denen der König sich im Leben freigebig erwiesen hat. Dann verfinstert sich das Haus, alle Bewohner werden traurig, der König geht weinend hinaus. — s. das allgemeine Wehklagen, das sich bei Guiot-

Wolfram und im Mabinogi von *Peredur* beim Erscheinen der blutenden Lanze auf der Gralburg erhebt. Tnugdal sieht nun, wie der König, bis zum Nabel im Feuer stehend, Qualen erduldet, — sie währen täglich drei Stunden, die übrige Zeit ist ihm Ruhe vergönnt. Cormac büßt, weil er die Ehe brach und einen Grafen töten ließ, Amfortas, weil er der Minne huldigte und einen Gegner im Zweikampf erschlug. Fr.-M. bemerken, daß die Chroniken von dem Ehebruch Cormacs nichts wissen. Der Gedanke dürfte naheliegen, es sei in der *Visio Tnugdali* eine Identifikation dieses jüngeren Cormac mit dem älteren, von dem Brown handelt, vollzogen worden, und es sei schon von letzterem Ähnliches erzählt worden; denn es ist kaum zu glauben, daß Cormac von Desmond in dem kurzen Zeitraum eines Jahrzehntes schon in diesem Maße ein Gegenstand der Sagenbildung geworden sein sollte.

Aber sehen wir hiervon auch ab, so scheint mir doch die Übereinstimmung zwischen der Aengus-Cormac-Erzählung und der Garlan-Pellam-Episode der Balen-Erzählung groß genug, um einen Zusammenhang zwischen beiden sehr wahrscheinlich zu machen. Besteht ein solcher, dann muß die letztere Episode durch uns unbekannte Zwischenstufen auf die Cormac-Geschichte oder eine Geschichte von gleichem Typus zurückgehen, und in diesem Falle würde die Ansicht von Fr. V., wonach die Gral-Geschichte in der Balen-Erzählung eine Mosaikarbeit aus verschiedenen jüngeren Gral- und Artus-Romanen darstellt. — ich verweise auf die oben geltend gemachten prinzipiellen Bedenken gegen ihre Schlußfolgerungen — sich nicht aufrechterhalten lassen.

Die Garlan-Episode mit der Fahrt nach dem Gral-Schloß entspricht nach Brown dem Typus der keltischen Jenseitsfahrten, und hier stimmt die Verf. ihm, wenn ich sie recht verstehe, bei, aber sie meint, die darauf deutenden Züge seien in der Balen-Erzählung nicht zahlreicher noch ursprünglicher als in den übrigen Gral-Dichtungen, an Garlan seien 'besondere Beziehungen zum Jenseits nicht zu finden'. Demgegenüber verweise ich auf das oben zu dieser Episode Bemerkte, wonach die Beziehung zum Jenseits, d. h. zum Totenreich, mir gerade bei Garlan sehr deutlich zu sein scheint. Das ganze X. Kapitel mit seiner etwas kurz angebundenen und auch nicht hinreichend klaren Polemik gegen Brown befriedigt wenig, — man hat das Gefühl, als ob es der Verf. selbst bei der Sache nicht recht wohl sei und sie rasch darüber hinwegzukommen suche.

Muß ich also gegen das Endergebnis, zu dem Frl. V. bezüglich des Platzes der Balen-Dichtung im Kreise der Gral-Dichtungen gelangt, noch starke Bedenken äußern, so möchte ich doch die Vortrefflichkeit der Gesamtleistung rückhaltlos anerkennen. Sie stellt sich würdig neben die gelehrten Arbeiten von Miß W e s t o n, Miß P a t o n und Miß S c h o e p p e r l e, denen die Erforschung der bretonischen Epik und Sagengeschichte so viel verdankt. Die Untersuchung ist auf breiter Grundlage aufgebaut, die Verfasserin geht mit strengster philologischer Methode und peinlicher Sorgfalt zu Werke, immer bemüht, in die Tiefe zu bohren. Dabei ist die Darstellung der z. T. außerordentlich verwickelten Probleme — man sehe das V. Kapitel! — von einer vollkommenen Klarheit, — nur Kap. X läßt in dieser Beziehung, wie eben bemerkt, m. E. zu wünschen übrig —, und die knappe Zusammenstellung der gewonnenen Ergebnisse am Schlusse jedes Kapitels, zu der noch eine Gesamtübersicht der Resultate von Kap. II—VI in einem besonderen Kap. VII kommt, erleichtert die Orientierung in hohem Grade. Keiner, der sich mit der Geschichte der *matière de Bretagne* befaßt, wird an der reichhaltigen Schrift vorübergehen können. Daß auch die Verf., die selbst des Keltischen mächtig ist, nunmehr in der neuerdings so viel umstrittenen Mabinogionfrage sich, ebenso wie E. W i n d i s c h und J. L o t h, g e g e n W. F ö r s t e r entscheidet, gereicht mir zur besonderen Genugtuung. Frl. V. spricht die Hoffnung aus, daß es ihr bald möglich sein werde, nachträglich

auch noch den spanischen *Baladro del sabio Merlin* für die Geschichte des Balen-Stoffes auszubeuten, und stellt außerdem eine Ausgabe der keltischen Tristan-Fragmente in Aussicht; möchten beide Pläne recht bald ihre Verwirklichung finden können! Man darf der weiteren wissenschaftlichen Betätigung der Verf. mit den besten Erwartungen entgegensehen.

Rostock. Rudolf Zenker.

Friedrich Schiebries, Victor Hugos Urteile über Deutschland. Königsberger Dissertation 1914. 87 S. Königsberg 1914.

Der Verfasser gliedert seine Arbeit in vier Kapitel: I. Schilderung von Land und Leuten. — II. Schilderung literarischer und historischer Persönlichkeiten und ihrer Werke. — III. Deutscher Einfluß auf Hugos Werke. — IV. Gedanken über die Weltstellung Deutschlands, Stellung zu Frankreich u. dgl. — Wie die Überschrift des III. Kapitels zeigt, begnügt er sich nicht damit, die Urteile V. Hugos über Deutschland zu erörtern, sondern will auch den Einfluß der deutschen Literatur auf Hugo verfolgen: eine durchaus anerkennenswerte Absicht. Nur hätte man dann gewünscht, das Thema der Dissertation etwas weiter gefaßt zu sehen, etwa als 'V. Hugos Verhältnis zu Deutschland und zur deutschen Literatur'; dem Sinne nach will der Verfasser dies auch behandeln. Denn eine bloße Zusammenstellung und kritiklose Aneinanderreihung von Urteilen und Äußerungen des Dichters über Deutschland wäre ja eine recht geistlose, rein mechanische Arbeit und keine wissenschaftliche Leistung. Wer wissenschaftlich ein derartiges Thema angreift (und der Verfasser einer Dissertation soll das doch unter allen Umständen tun), wird den Hauptwert auf die Verarbeitung des gesammelten Materials legen müssen, d. h. auf die innerliche Durchdringung und die historische und psychologische Erklärung: warum urteilt V. Hugo so und nicht anders? In dieser Beziehung versagt Schiebries vollständig; es mangelt ihm durchaus an den für die Behandlung eines derartigen Gegenstandes unumgänglich notwendigen geschichtlichen und literarischen Kenntnissen (wie auch W. von Wurzbach in seiner Anzeige *Zeitschr. f. franz. Sprache* 44², 122 f. hervorhebt). Weiter ist festzustellen, daß Schiebries den Stoff auch nicht annähernd erschöpft, die vorhandene Literatur nicht durchaus beherrscht und sie teilweise in nicht ganz einwandfreier Weise verwendet; darüber nachher noch ein Wort.

In der Einleitung erörtert Sch. kurz die Quellen von Hugos Deutschlandkenntnis. Daß Hugo selbst in *Le Rhin* seine Unkenntnis der deutschen Sprache eingesteht, genügt ihm; man vermißt immerhin einen Hinweis auf die paar Dutzend in *Le Rhin* eingestreuten deutschen Substantiva und Erklärungen von Orts- und Personennamen, mit denen V. Hugo sich hier ebenso sehr brüstet wie mit den beiden deutschen Sätzchen, die er später in seine Werke aufgenommen hat (*Bist du bei mir?* in *L'homme qui rit* 1, 151; *Hängt den Dichter an den Mast auf,* in *Actes et paroles: Depuis l'exil* 1, 49); das negative Urteil über des Dichters Deutschkenntnis wäre dadurch erhärtet worden. Wenn Sch. dann behauptet: 'alles, was er über deutsche Verhältnisse sagt, hat seine Quelle in den Erinnerungen an seine drei Reisen im Elsaß, in Deutschland und in der Schweiz' usw. (s. u.), so nimmt er damit gerade das als bewiesen voraus, was er in seiner Arbeit hätte untersuchen und beweisen müssen. Eben hier müßte man einsetzen und sich die Frage vorlegen, ob und inwieweit Hugos Äußerungen über Deutschland und deutsche Literatur durch Frau v. Staël und durch Heine beeinflußt sind, und ob vielleicht auch Anregungen Edgar Quinets und anderer Franzosen, die Deutschland kannten, bei Hugo auf fruchtbaren

Boden gefallen sind. Eine solche Untersuchung der literarischen Voraussetzungen, die vielleicht zum Teil negativ ausgefallen wäre (vielleicht auch nicht), hätte Sch. zuerst anstellen müssen; aber dazu fehlten ihm offenbar nicht nur die Kenntnisse, sondern wohl auch — die Zeit. Die Dissertation macht überhaupt den Eindruck, als ob sie mehr ein *specimen velocitatis* als ein *specimen eruditionis* darstellen sollte. Das gilt nicht nur vom Inhalt der Arbeit (den Wurzbach a. a. O. bescheiden als 'etwas dürftig' kennzeichnet), sondern auch von der Form, dem Ausdruck. Zu Schiebries' Satz: '*alles, was er über Deutschland sagt, hat seine Quelle in den Erinnerungen an seine drei Reisen im Elsaß, in Deutschland und in der Schweiz, welche er von 1839—1841 machte, und in den Studien, die sich an diese Reisen knüpften*', den ich soeben sachlich beanstandete, vergleiche man die Worte Paul Berret's in seinem ein ganz anderes Problem behandelnden Buche *Le moyen âge dans la Légende des Siècles et les sources de Victor Hugo*, Paris 1911, p. 247: *Tout le moyen âge de la Légende des Siècles a sa source principale dans les souvenirs de trois voyages en Alsace, en Allemagne et en Suisse que fit Victor Hugo de 1839 à 1841, et dans les études qui suivirent ces voyages ...!* Eigentümlicherweise zitiert Sch. Berret nicht hier, sondern erst auf der folgenden Seite in ganz anderem Zusammenhange; übrigens gibt er regelmäßig den Titel von Berrets Buch falsch an als *Le moyen âge européen* ... Sch. macht sich also Berrets Angabe 1839—1841 als Zeit der drei Reisen zu eigen, übersieht dabei aber, daß Berret p. 194 die Reisen in die Jahre 1838, 1839, 1840 setzt, und vergißt auch, daß nach V. Hugos Angabe in *Le Rhin* es sich um zwei Reisen der Jahre 1838—1839 handele. Es wäre nötig gewesen, erst einmal festzustellen, in welchen Jahren V. Hugo wirklich in Deutschland gewesen ist, wobei Sch. auch die *Correspondance 1836—1882* hätte heranziehen müssen. Schiebries weiß auch nicht, daß V. Hugo später, in den 1860er Jahren (1862, 1863, 1865) seine früheren Reisen durch Belgien und die Rheinlande wiederholt hat, was er aus Berret p. 303 f. hätte wissen können. Ebenso apodiktisch erklärt Schiebries *Le Rhin* als Reisetagebuch, das in Wirklichkeit erst nach der Reise am Schreibtisch des Dichters entstanden sei: auch diese Behauptung, die er offenbar nach Biré und Brunetière wiederholt, wird man in dieser Ausschließlichkeit nicht ohne weiteres hinnehmen dürfen; eine genauere Betrachtung, die ich mir vorbehalte, müßte von der mir zur Zeit nicht zugänglichen Ollendorffschen Ausgabe, die wohl Mitteilungen über die erhaltene Handschrift von *Le Rhin* enthält, ausgehen und dürfte auch nicht das Zeugnis der Briefe vernachlässigen, die V. Hugo 1840 aus Deutschland geschrieben hat: tatsächlich hat Hugo von der Reise neben Briefen Tagebuchblätter an seine Gattin und an seinen Freund Louis Boulanger geschickt; besonders interessant ist folgende Stelle aus einem Briefe vom 15. Sept. 1840 an seine Frau (*Correspondance 1836—1882*, p. 24): *Je n'ai pu me rappeler la date de la mort de Marie de Médicis et de la naissance de Rubens. Ton père doit les savoir. Je le prie de remplir les blancs que j'ai laissés.*

Schiebries läßt nun eine lange Reihe ausführlicher Zitate aus *Le Rhin* folgen, da er es für interessant hält, 'einmal eine einigermaßen vollständige Sammlung der Ansichten dieses großen Franzosen über Deutschland zu geben'. Es mutet geradezu komisch an, wenn nun eine Anzahl Bemerkungen V. Hugos über deutsche Gasthöfe, Öfen, das Essen, das Echo von St. Goar, Polizisten, Nachtwächter, das Pfeiferauchen, Kinder, reisende Studenten, die Bestrafung von Felddiebstählen usw. in bunter Anordnung ausführlich im Wortlaut zitiert werden, die vollständig belanglos und nebensächlich sind; besonders belustigend sind die Übergänge, mit denen Schiebries von einem Zitat auf das andere kommt, z. B. 'ebenso gehört auch hierher ...', 'treffend ist auch ...', 'Recht launig und zutreffend ist ...'

usw.; bei der Erwähnung des Kölner Domes hält sich Schiebries für genötigt, 'einen kurzen Überblick über die Geschichte des Bauwerkes' 'zur genaueren Aufklärung' zu geben. Daß in diesem wirren Zitatensammelsurium gerade die interessantesten Urteile V. Hugos fehlen (z. B. über Ludwigs XIV. Einfall in die Pfalz und die Zerstörung des Heidelberger Schlosses), wird niemanden überraschen. Mit einer 22 Seiten langen Kette von teilweise ganz unbedeutenden Exzerpten aus *Le Rhin* und *Les Burgraves* und den paar verbindenden deutschen Sätzen ist es nicht getan; es hätte vielmehr klar hervorgehoben werden müssen, daß Hugos Interesse nur der deutschen Vergangenheit, nicht dem zeitgenössischen Volksleben gilt, daß ihn besonders die Architektur, geistliche (Kathedralen und Dome) wie weltliche (Burgruinen) fesselt, daß ihm die Literatur vollständig gleichgültig ist und ihn nur die geschichtlichen Ortssagen anziehen. Dafür hätten V. Hugos Beobachtungen über die franzosenfreundliche Stimmung der linksrheinischen Bevölkerung in das 4. Kapitel der Arbeit gehört. Wir vermissen auch vollständig eine Untersuchung des Verhältnisses von Dichtung und Wahrheit in *Le Rhin:* hat V. Hugo wirklich alles gesehen und gehört, was er erzählt? Hat ihm nicht seine Phantasie manchen Streich gespielt? Hat er wirklich in Bingen ein junges Mädchen provenzalische Verse singen hören? Das sind Fragen, die Schiebries sich hätte stellen müssen. Es fehlt schließlich jede Quellenuntersuchung: in der Einleitung bemerkt Schiebries (nach Berret), daß Schreibers *Handbuch für Rheinreisende* Hugos Hauptquelle gewesen ist; aber mit dieser Bemerkung läßt er es genug sein. Das 1. Kapitel seiner Dissertation enthält auch einen Auszug aus den *Burgraves*: hierzu hat Schiebries die Quellenuntersuchung von Giraud *(Revue d'hist. litt. XVI)* nicht benutzt, obwohl er sie in einer Anmerkung zitiert: er gibt eben nur eine Inhaltsangabe des Stückes mit einer Reihe längerer wörtlicher Zitate.

Im 2. Kapitel untersucht der Verfasser die 'Schilderung literarischer und historischer Persönlichkeiten und ihrer Werke'. Über die ganze Gliederung der Dissertation will ich mit Schiebries nicht rechten. Als Grund seiner wenigen Urteile über deutsche Dichtungen und Dichter bezeichnet Schiebries Hugos Unkenntnis der deutschen Sprache: der wahre Grund liegt natürlich viel tiefer, denn in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts gab es doch eine verhältnismäßig reiche Übersetzungsliteratur in Frankreich, wie allerdings aus Lansons *Manuel* nicht deutlich kenntlich wird. Die deutsche Dichtung entspricht eben überhaupt nicht dem französischen Geschmacke; da macht V. Hugo weiter keine Ausnahme. Dazu kommt V. Hugos großer Eigendünkel, der ihn hinderte, anderen gerecht zu werden. Die bekannte von Turgenjew mitgeteilte Anekdote, wonach V. Hugo 'Wallenstein' für ein Werk Goethes hielt und, als Turgenjew ihn berichtigte, sagte: 'Schiller oder Goethe, das bleibt sich vollkommen gleich. Ich habe weder den einen noch den anderen gelesen, aber ich kenne sie besser als die, welche sie auswendig können' — diese bekannte Anekdote, die auch bei Biré steht, hat Schiebries sich unbegreiflicherweise entgehen lassen.[1] Auch Paul Stapfer erwähnt in seinem Buche *V. Hugo à Guernesey*, Paris 1905, V. Hugos Beurteilung der deutschen Literatur und ist wie Turgenjew der Ansicht, daß er sie nicht gekannt hat; Stapfer erzählt, V. Hugo habe ihm einmal gesagt: *Ni Goethe ni aucun poète allemand n'a su donner de la réalité aux personnages dramatiques.* Stapfers Buch ist Schiebries leider fremd geblieben, obwohl Baldensperger es in dem unten zu nennenden Aufsatz ausdrücklich zitiert. — Mehrere Seiten füllt Sch. mit Anführungen aus V. Hugos *Shakespeare* und erklärt in Anmerkungen die von Hugo dort gehäuften entlegenen Namen. Zu *Galgacus* gibt er eine über 30 Zeilen lange

[1] Das hat bereits Wurzbach gerügt.

Anmerkung, an deren Schluß er sagt (S. 30): 'Vgl. K. A. M. Hartmann, *V. Hugo's 'Choix entre les deux nations', Anmerkung zu Vers 66.*' Diese ganze lange Anmerkung von Schiebries ist Wort für Wort aus dm Artikel von Hartmann abgeschrieben; die literarischen Gepflogenheiten hätten es erfordert, dies Verhältnis zu Hartmann dadurch auszudrücken, daß die ganze Anmerkung in Anführungsstriche gesetzt und so ausdrücklich als Zitat gekennzeichnet worden wäre: das hat Schiebries nicht getan. Nicht nur den sachlichen Inhalt, sondern auch die sprachliche Form seiner Anmerkung hat er Hartmann entlehnt *(Zs. f. nfrz. Spr.* VIII [1886], S. 68 ff.), nur einige Weglassungen und Zusammenziehungen hat er vorgenommen. Die sonstigen erläuternden Anmerkungen, die Schiebries zu dem mehrere Seiten füllenden Zitat aus Hugos *Shakespeare* gibt, sind auch nicht als besonders verdienstlich zu rühmen. Dann folgt (S. 35) eine längere Bemerkung darüber, daß Hugo nicht der einzige ist, der in Beethoven einen typischen Vertreter deutscher Kunst sieht. Dieser ganze Absatz mit einem Zitat aus Nohls Beethovenbiographie ist wörtlich abgeschrieben aus dem bereits erwähnten Aufsatz von Hartmann, den Schiebries zwar auf derselben Seite, aber zu einer anderen Stelle zitiert: auch hier hat er es unterlassen, das Zitat als solches zu kennzeichnen: er will offenbar den Eindruck erwecken, als ob er hier eigene Gedanken vorträgt. Auf der folgenden Seite zitiert er aus einem Buch von A. Serre, *Le sublime, Goethe et V. Hugo,* Paris 1880: er verschweigt, daß er dies Zitat aus Süpfle hat (den er auf derselben Seite, aber zu anderen Stellen, nennt). Daran schließt Schiebries die Anführung aller Stellen in Hugos Werken, an denen er Goethe nennt, und beruft sich auf Hartmann, den er hier ausschreibt. Die Anmerkungen, die Schiebries S. 37 und 38 hierzu macht, stammen (mit dem Hinweis auf Glachant und dem Zitat aus der Vorrede zu *Torquemada!)* aus einem Aufsatz von Baldensperger, was Sch. nicht angibt; auf S. 36 hatte Sch. allerdings Baldensperger zitiert, übrigens bibliographisch falsch: es ist ein Aufsatz im *Mercure de France* vom 1. September 1907, kein selbständiges Buch. S. 42 gibt Sch. die letzte Äußerung Hugos über Goethe wieder und zitiert als Quelle '*le Livre, 1884,* p. 270': er verschweigt, daß er dies Zitat aus Baldensperger hat, und gibt Baldenspergers genaue Herkunftsangabe ungenau wieder. Die zusammenfassenden Worte auf S. 42—43 über Hugos Urteil über Goethe sind Wort für Wort aus Hartmanns Abhandlung abgeschrieben, die Sch. zwar zitiert, aber ebenfalls ohne sein Zitat daraus als solches zu bezeichnen. Auch die folgenden Bemerkungen über Hugos Verhältnis zu Schiller sind wörtlich aus Hartmann entlehnt, auch hier fehlen die Anführungszeichen. Vollständigkeit in der Anführung aller Stellen, an denen V. Hugo Schiller erwähnt, hat Schiebries nicht erreicht, obwohl er sich den Anschein gibt.

Das 3. Kapitel behandelt angeblich den 'deutschen Einfluß auf V. Hugos Werke'. Wer aber glaubt, hier Bemerkungen über den Einfluß Goethes oder Schillers oder anderer deutscher Autoren auf Hugo zu finden, täuscht sich: einige 'Ähnlichkeiten' zwischen Goethe und Hugo hat Schiebries im 2. Kapitel S. 36 nach Süpfle zusammengestellt; diese hätten ins 3. Kapitel gehört. Wir vermissen hier ferner eine Verwertung der Forschungen über den Einfluß Schillers auf V. Hugo, von eigenen Forschungen ganz abgesehen; einen Artikel von Pappritz im 9. Bd. der *Neueren Sprachen* erwähnt Sch. an anderer Stelle, ohne ihn zu benutzen; ganz entgangen sind ihm u. a. ein einschlägiger Aufsatz von Poirot, *Mémoires de la société néophil. à Helsingfors* III (1902) p. 323—6 und einige Bemerkungen bei Sleumer. Sch. beschränkt sich in diesem 3. Kapitel darauf, die in *Le Rhin* enthaltene lange *Légende du beau Pecopin et de la belle Bauldour* und drei Stücke der *Légende des Siècles: Homo Duplex, Eviradnus* und *Welf, Castellan d'Osbor*

zu betrachten. Er stützt sich hierbei auf Berrets bereits zitiertes Buch, geht aber so weit, daß er ganze Absätze wörtlich aus Berret übersetzt. Die drei Stücke der *Légende des Siècles* hat Schiebries offenbar nicht selbst gelesen; die Inhaltsanalysen, die er von ihnen gibt, sind von Anfang bis zu Ende wörtliche Übersetzungen aus Berrets Buch: auch hier hat es Schiebries unterlassen, sie als Zitate auszugeben. Einmal (S. 58) läßt er versehentlich einen Satz seiner französischen Vorlage fort, so daß seine Erzählung unverständlich ist (vgl. Berret p. 298)![1] — Eigene Forschungen über etwaigen deutschen Einfluß auf V. Hugo hat Schiebries nicht getrieben. Was Baldensperger und Giraud über den Einfluß des Schicksalsdramas und der 'Ahnfrau' Grillparzers auf die *Burgraves* nachgewiesen haben, hat er ebenso wenig berücksichtigt, wie er sich selbst auf diesem Gebiete nicht weiter umgesehen hat. Dabei scheint über die Frage des deutschen Einflusses auf V. Hugo tatsächlich noch nicht das letzte Wort gesprochen zu sein; ich behalte mir vor, an anderer Stelle darauf zurückzukommen (vgl. *Archiv* 139, 227 eine Einzelheit).

Im 4. Kapitel betrachtet Schiebries V. Hugos politische Stellung zu Deutschland. Er zitiert S. 60 in einer Anmerkung zwei französische Zeitschriftenaufsätze, die er wohl aus Lansons *Manuel bibliographique de la litt. franç. mod.* kennt; ein gleichartiger deutscher Aufsatz von Paul Lindau, der übrigens wertlos ist (*Literarische Rücksichtslosigkeiten*, Leipzig 1871, S. 76 ff.), ist Schiebries fremd geblieben, da er in Lansons Bibliographie nicht verzeichnet ist; weniger verzeihlich ist, daß Schiebries Lindaus interessante Rezension von *L'Année terrible* (*Gesammelte Aufsätze*, Berlin 1875, S. 265 ff.) nicht benutzt hat. Lindau hat gerade als Kritiker V. Hugos sehr stark auf seine deutschen Zeitgenossen gewirkt; die bis heute anhaltende Mißachtung, deren sich der Dichter in Deutschland erfreut, ist zum nicht geringen Teile Paul Lindaus scharfen Kritiken zuzuschreiben; deshalb wäre ein Hinweis darauf gewiß am Platze gewesen, zumal Schiebries aus Lindaus Aufsatz über *L'Année terrible* manches hätte lernen können. Die Analyse der politischen Stellung Hugos zu Deutschland leidet darunter, daß Schiebries es verabsäumt hat, sie historisch zu erklären: es war auszugehen von den bekannten Ereignissen des Jahres 1840 mit ihren mannigfachen Widerspiegelungen in der deutschen und französischen Literatur der Zeit; besonders an Edgar Quinets eigenartiges Verhalten war in diesem Zusammenhang zu erinnern. Dann wäre klar geworden, was der Verfasser nicht zu wissen scheint, daß V. Hugo mit seinem ungestümen Verlangen nach dem linken Rheinufer in dem Frankreich der 1840er Jahre nicht allein gestanden hat, und der Verfasser wäre dazu gedrängt worden, dabei gerade den wesentlichen Punkt herauszuarbeiten, in dem Hugo sich von seinen ins gleiche Horn blasenden Zeitgenossen unterschcidet: das aufrichtige Streben nach einer Versöhnung von Deutschland und Frankreich, das noch in Hugos Äußerungen der Kriegsjahre 1870/71 zuweilen deutlich hervortritt. Die Erkenntnis dieses Grundzuges in Hugos politischem Verhalten gegenüber Deutschland, der durch seine bekannten Ausbrüche des Hasses und der Wut nur verdunkelt, aber nie unterdrückt wird, vermißt man in Schiebries' Arbeit, die vor dem Kriege entstanden ist, wie ich nicht vergessen möchte hinzuzufügen. — Nun zu dem, was Schiebries hier zu sagen hat. Er beginnt mit einer knappen

[1] In diesem ganzen Kapitel steht Schiebries so sehr unter dem Banne von Berrets Buch, daß er immer von einer 'Legende von der Falkenburg' (S. 53), 'Legende vom Wispertal' (S. 54), 'Legende von Albert von Zimmern' (S. 55) u. a. redet: er hat ja alle diese Sätze wörtlich aus Berret übersetzt und nur das französische *légende* unübersetzt gelassen: daß frz. *légende* deutsch 'Sage' heißt, hätte Schiebries wissen können.

Skizzierung der Grundgedanken von Hugos *Conclusion* zu *Le Rhin*. Daß diese Analyse (S. 60—61) teilweise wörtlich aus Biré, *V. Hugo après 1830*, t. II, p. 16 f. übersetzt ist, verschweigt Schiebries; allerdings nennt er im Verlaufe der Analyse einmal Birés Namen, aber nicht so, daß er damit den ganzen Absatz als entlehnt bezeichnet; er tut so, als ob die Skizze über den Inhalt der *Conclusion* seine eigene Weisheit darstellt. Dadurch, daß Sch. die Bücher und Aufsätze, aus denen er ganze oder halbe Seiten wörtlich abschreibt oder übersetzt, immer in der Nähe der abgeschriebenen Stellen nennt, glaubt er sich gegen den Vorwurf des Plagiats schützen zu können. Dies Verfahren ist scharf zu tadeln. Es ist Pflicht des wissenschaftlichen Arbeiters, gewissenhaft dem Vorgänger zu geben, was des Vorgängers ist, und zu vermeiden, auch nur den Anschein zu erwecken, als ob man sich mit fremden Federn schmücken will. Jede wörtliche Anleihe ist durch Setzen in Anführungszeichen ausdrücklich als solche zu kennzeichnen; das hat Sch. leider meist unterlassen. — Über den Inhalt dieses politischen Kapitels läßt sich sonst nicht viel sagen. Mir ist aufgefallen, daß Sch. den Appell, den V. Hugo gleich nach Kriegsausbruch im Juli 1870 an die Frauen von Guernesey richtete, nur aus Brunetière kennt, obwohl er doch in den *Actes et Paroles* abgedruckt ist. Zwei volle Seiten füllen Zitate aus Hugos großem *Discours sur la guerre;* ich vermisse eine Bemerkung darüber, wann und wo Hugo die Rede gehalten hat (am 1. März 1871 in der *Assemblée Nationale* zu Bordeaux). — Leider streift Sch. gar nicht die nicht uninteressante Frage, wie Hugos demagogische und chauvinistische Tätigkeit zur Zeit des Krieges in Deutschland beurteilt wurde: daß Paul Lindau nicht ruhig blieb, sondern die Gelegenheit benutzte, Hugo eins zu versetzen, ist selbstverständlich. In Broschürenform veröffentlichte ein Ungenannter im September 1870 eine würdige *Réponse d'un Allemand à M. Victor Hugo* in französischer Sprache (Darmstadt u. Leipzig, Eduard Zernin). Und Richard Wagner ließ sich gar zu einem — dichterisch völlig wertlosen — Lustspiel 'Eine Kapitulation' (Ges. Schriften 9, 3 ff.) hinreißen, in welchem er sich über den französischen Dichter grausam lustig macht. Auch Berthold Auerbach riß am 16. September 1870 in einer sehr wirksamen und schlagkräftigen 'Antwort eines Deutschen an den Franzosen Victor Hugo' diesem 'den weitbauschigen Talar von großen Worten' ab. Von alledem steht bei Sch. kein Wort. — Gegen seine Besprechung der *Année terrible* läßt sich der Vorwurf einer zu engen Anlehnung an die von ihm in ganz anderem Zusammenhange S. 67 und S. 80 zitierte Programmabhandlung von Karl Roeth, *V. Hugo's L'Année terrible*, Bochum 1903, machen (bes. auf S. 73). Was Schiebries dann zum Schluß über Hugos bekannten *Choix entre les deux nations* zu sagen hat, ist eingestandenermaßen lediglich eine Kontamination von dem, was Roeth und Hartmann über das Gedicht geschrieben haben.

Noch ein paar Einzelheiten. Sch. weiß nicht, daß der 4. Akt von *Hernani* in der Aachener Kaisergruft spielt; das hätte eine Erwähnung verdient. Zweimal nennt er *Bérenger* statt *Béranger* als Empfänger eines Hugoschen Briefes (S. 7, 8); der zweimalige Druckfehler ist ärgerlich. Und schließlich zur Beleuchtung von Sch.s Arbeitsweise: zur Erläuterung von Hugos *Homo duplex* gibt er ein Zitat aus *Le Rhin;* da Berret a. a. O. p. 259 Anm. 1 es versehentlich in den 32. Brief gesetzt hat, schreibt Schiebries ihm diesen Druckfehler einfach nach: das Zitat, das in Wahrheit aus dem 31. Brief stammt, hat er gar nicht nachgeschlagen!

Zum Schluß meiner Besprechung möchte ich noch auf eine 'Rezension' hinweisen, die die Schiebriessche Dissertation durch O. Glöde im *Literaturblatt für germ. u. rom. Philologie* 1915, Sp. 345, erfahren hat. Glöde druckt wortwörtlich, ohne Anführungszeichen, die zwei ersten Absätze und den Schlußsatz von Sch.s Einleitung ab, gibt dann die Überschriften der

vier Kapitel an und stellt vom Thron seiner Rezensentenherrlichkeit fest: 'Schiebries hat Victor Hugos Urteile über Deutschland nach seinen Schriften aufs genaueste wiedergegeben und uns manchen neuen Einblick in seine Schriften gewährt'. Wenn Glöde die vorhandene Hugo-Literatur gekannt hätte, würde er diesen Satz bestimmt nicht geschrieben haben. Den Rest seiner 'Rezension' füllt er mit einer Aneinanderreihung von Schiebries' oder vielmehr Hartmanns Sätzen über den *Choix entre les deux nations*, nicht in Anführungszeichen, aber mit den Literaturverweisen von Sch. in Anmerkungen! Ich habe mir die Mühe gemacht zu zählen. Glödes 'Rezension' ist 59 Zeilen lang; Glödes Eigentum sind davon ganze 5 (fünf) Zeilen.

Berlin-Halensee. Erich Loewenthal.

Ungedruckte Dichtungen und Briefe aus dem Nachlaß Heinrich Wilhelm von Gerstenbergs.

(Schluß.)

XXII. Briefe Augusta v. Stolbergs an Gerstenberg nebst einer Antwort Gerstenbergs[1]

(im Goethe-Museum zu Frankfurt a. M.).

I.

Abscheulicher Mensch — ich weiß noch nicht ob Sie meinen Brief haben oder nicht — man sagt daß Sie mir sollen geschrieben haben, hab nichts davon gesehen, aber man soll ja glauben, waß man auch nicht sieht. Grüßen Sie Ihre Frau. Ich heiße

Gustchen.

II.

Üt(ersen): den 25st: M(ärz?): 1778.

Dank Lieber Gerstenberg für Ihren lieben kleinen Brief — als ich hier kam, und mich mit frohem Herzen in die Armen meiner Oberg warf, erblikte ich den lang gewünschten Brief, und so bald ich mich los reißen konnte, ward er stük weise gelesen —

Ja wohl schön daß wir uns kennen, mir gab gewiß mein Schuz Engel den Gedanken, mit nach Lübek zu gehn, in einer Stunde ein, da er mir recht wohl wollte, — Kein größres Glük kan mir auf der Welt begegnen, als die Freundschaft guter Menschen zu erhalten. und hab ich nun nicht die Ihre und Sophiens auf immer? Gewiß, so gewiß als Sie die meine haben, und behalten — Sie sagen ich kann auch ernsthaft seyn, o Lieber Gerstenberg daß bin ich am öftersten, und fast immer gränze ich an Wehmuth, die ich am meisten liebe. Aber ich kann mich wie die Kinder über jede Kleinigkeit, freuen aber auch wie die, mich über jedes dißapointment betrüben. Meine Freunde sind mir alles, mein Stolz und meine Welt, ich suche und finde im Herzen meiner Lieben, den Himmel auf Erden — Sehen Sie so ein Geschöpf bin ich, können Sie mich so leiden?

Lieber Gerst(enberg): Sie sollen und müssen im May nach Hamb(urg): kommen, aber nicht halb, sondern ganz, denn Sophie, mit ihrem kleinen Trincker muß mit — Hören Sie, Sie müßen mir etwaß von Ihren Werken geben, entweder das Hungerstück oder die unplatonischen Tändeleyen, oder waß Sie sonst wollen, aber Ihren Namen müßen Sie mir hinein schreiben — ist Frizens[2] Gedicht nicht herrlich? o er ist doch ein herrlicher Junge der

[1] Herr Privatdozent Dr. Printz in Frankfurt a. M. hatte die Güte, eine nochmalige Vergleichung der Handschriften vorzunehmen. Damit schließt diese Publikation. Weiteres wird der zweite binnen Kurzem erscheinende Band meiner Biographie bringen.

[2] Jedenfalls Gedicht von Stolberg.

Friz. Senden Sie mir Briefe von Cop(enhagen) her! — adieu lieber Gerstenberg: daß ich Sie kenne ist schön!

Meine Oberg dankt für Ihren Gruß und Seegen, der sie sehr rührte und grüßt Sie freundschaftlich.

Augusta.

III.

7ten M(ai?) 1778.

à Monsieur Monsieur Gerstenberg, Résident
et Consul de S. M. Danoise à Lübeck

Ich will nicht böses mit bösem vergelten sondern nur melden daß ich eben Mara und die Mara gesehn habe, daß sie künftige Woche ein Concert geben, ich lauf gleich auf Ebbings Stube es Ihnen zu melden, damit Sie und Sophie hübsch herkommen — Cramer muß auch, sollte er nicht können so sagen Sie ihm nichts, von der ganzen Sache, es würde ihn sonst betrüben. ich freu mich unendlich diese erste Sängerin zu hören, und weil ich mich so freue, muß ichs Ihnen gleich mittheilen: waß ists schön, Freuden mit Freunden zu theilen —

Grüßen Sie herzlich den guten Kramer, ich bin ihm herzlich gut. Sie beste Sophie küße ich für Ihren lieben Brief. Ihnen abscheulicher Mann danke ich nicht für Ihr Stillschweigen — wollen Sie mir schreiben so schicken Sie den Brief nach Henslers Hauß — ich bin alle Galle los und bin nun die Sanftmuth selbst.

Augusta.

Die Maras bleiben kurz sehr kurz und gehen nicht nach Lübeck. Sagen Sies der Pauli.

IV.

(Ohne Datum und Ort.)

Herrn von Gerstenberg
Königl. Dänischen Residenten in Lübek

Auf Klopstocks Stube Sontag morgen.

Es dient dem geneigten Leser und der geneigten Leserinn zur Nachricht daß der Mara Concert am Mittwoch schon ist, und daß sie am Freytag, spätstens Sonnabend schon verreißt — wer also kommen will der komme bald, und wer daß nicht will der schicke sein Ohr doch wenigstens her — es ist dünkt mich wohl der Mühe werth dafür künftig sich nur mit einem Ohr zu behelffen.

Gerstenberg ist das Muster eines guten Corespondenten, ich kriege einigen Respect dafür — Sie liebste Sophie ein liebes Weib, haben mir einen allerliebsten Brief geschrieben dafür herzlichen Dank. viele Grüße von Klopst(ock): an das d: W: — Leben Sie beyde mit ihrem kleinen Völcklein so wohl als ichs Ihnen wünsche,

Lieber Gerst(enberg): hat Cramer noch die Predigt die ich Ihnen gab gekriegt? A Stolberg.

V.

Tremsb(üttel): d: 14t: März 1779.
Sontag Mittag.

Daß Amt Tr(emsbüttel): ist zum Kloster verwandelt, seit die heiligen Nonnen allein darin sind. aber ich will zancken mit Ihnen, ich schreibe an Sie, der Amtmann, schreibt glaube ich, hinein, und Sie antworten ihn allein,

und speisen mich mit ein paar Worte ab, die ich darin suchen muß — Sie haben sich dadurch 2(er) unverzeihlicher Sünden schuldig gemacht, vors erste, wenn eine Person meines Geschlechts, sich so tief herabzulassen beliebt, an eine Mannsperson zu schreiben, so ist das wenigste, waß ihre Diener thun können, sogleich zu antworten — 2tens — wußten Sie recht gut daß der Amtmann seine theure Ribbe begleiten, und der Brief ihn also nicht treffen würde — Sie schrieben also an eine Mannsperson die nicht da war, und nicht an eine DAME und an eine NONNE die da war — dieß ist Ernst, nun ein bischen Spaß, oder nonsens wie unsre Bekantschaft anfieng —

Lieber Gerst: Liebste Sophie wir wären herzlich gerne heute bey Ihnen und süß wärs gewesen, wenn das Schiff denn auch den armen Friz als der Wallfisch den Jonas ausgespien hätte — aber daß konte nun nicht seyn und vernünftig ists ja doch sich in alle Umstände finden zu können, ergo spiele ich diese Rolle heute —

Hören Sie Lieber guter couleur de Chair kommen Sie mit Friz ich will Sie auch ergezlich schön bewirthen, will auch ein Kleid couleur de Chair anziehen — und Kommen Sie Kommen Sie — Sie machen dadurch, aber nur dadurch Ihre Sünden gut — gerne schrieb ich mehr aber

neque semper arcum tendit Appollo. Herzlich seyn Sie umarmt liebste Sophie, und Sie Herr Gemahl ein freundliches Gesicht in der Hofnung daß Sie sich bessern werden. ist Bruder, sind Brüder[1] auch bey Ihnen so grüß ich sie, küß sie auch allen falls und Louise ist hoffe ich auf tanzenden Wellen

Augusta.

VI.

Tremsb(üttel): d: 19 t: M(ärz): 1779.

Die Unmündigen brauchen einen Vormund und die Thoren bedürffen des Raths —

Meine Schwiegerinn beweißt das, hats bewiesen denn nun ist vieleicht ihr Schiff in Cop:(enhagen) unterdessen alle möglichen Gegrebs, und selbst-Gefühl begangener Thorheit Wellen in ihren(m) armen Herzen schlagen —

Gott gab ihr einen Mann, der in solchen Fällen Herr seyn sollte, dieser Mann entscheidet für sie, im Namen dieses Mannes soll ich Sie bitten, Liebster Gerstenberg, sich zu erkundigen, wann Schiffer Petersen, oder sonst einer, abgeht, und ob Sie, im Fall der erste die nächste Woche geht, ihn nicht bereden können, biß Freytag oder Sonnabend zu bleiben, weil meine Schwiegerinn erst am Donnerstag von Hamburg zurük kommt, wo sie eines rendez vous wegen, hin muß — nur fragen, ja noch nichts accordiren: hier ist mein Auftrag, und mein herzlicher Wunsch, denn das gute Weib, muß hin —

Aber waß sagen Sie zu Friz? wie ist's doch möglich daß der Wind der meine Schwieg(erin). wieder zurük brachte, ihn nicht her bringt? wie ist's möglich daß beyde nicht weg konnten? Dank Liebster Gerst: dank gute liebe Sophie für Ihre lieben Briefe, diesen Dank theilt meine Schwester[2] mit mir, als Sie las, wo Sie schreiben 'Sie hätten sich über ihre Zeilen, wie über eine neue Entdeckung gefreut' setzte sie hinzu:

---

[1] Friedr. Leop. u. Chr. Stolberg, wie aus einer Nachschrift von H. K. Stolberg hervorgeht. H. K. Stolberg fordert G. ebenfalls auf, sie zu besuchen.

[2] H. K. Stolberg (Katharina).

ich glaubte du wärest gestorben,
verzeih o Muse, wenn du unsterblich bist —

so unsterblich, soll ich sagen, sey ihre Freundschaft für Sie beyde — Ja Lieber Gerst: gutes Muthes, gutes frohes Sinnes, will ich sehen zu bleiben, bey jeder Prüfung, wie Sie's nennen — körperliche Leiden können freylich sehr, so lange sie anhalten, meine Seele niederdrüken, aber nie so, daß nicht gleich Munterkeit und Freude wieder aufkommen könnten, wenn es überstanden ist — und überstanden und vergeßen ist eins — Gottlob nur daß ich keine Ungeduld in dem Falle kenne, — ich bin besser, war hier sehr gut, seit gestern habe ich aber wieder oft a teazing Kolik — daß ist allein Schuld daß Sie heute keinen Lateinischen Brief von mir haben, den ich Ihnen zugedacht hatte, den Sie aber noch zu gute haben sollen, es ist mir wahrlich heute nicht möglich, all mein kecker Muth ist damp'd, daß ich nicht gesund werde, ist Bergers und Henslers (der lezte ist mein Leib Arzt) schuld nicht, ihr Seegen liegt hundertfältig auf mich, der erste giebt mir stärkende China mit unwohlriechenden Oele, der andre täglich eine Menge versilberte Klümpe. Hilft daß nicht ganz, so stärkt's und linderts doch — Sie sehen ich denke doch nicht völlig so, wie jener, der von der Tauffe sagt, hilfts nichts, so schadts doch auch nicht —

Meine Schwieg(erin): kam wie eine Erscheinung stand am Fenster und sagte,

I see a hand you can not see
How beckons[1] avay

unerschrocken sezte ich hinzu

I hear a dain you can not hear
How bids me not to stay.

Um himmelswillen wo bleibt Friz? Nun macht sein weg bleiben mich traurig weil wir nun risquiren ihn kürzer zu behalten — Lassen Sie uns alle dem Neptun oder dem Eolus etwaß opfern? waß aber? die unerbittlichen! wünsche und Bitten helffen ja nicht — sonst wollte ich nichts als Bitte Bitte sagen und denken. Bringen Sie ihn nur ja! —

adieu gutes Liebes glükliches Paar! —

behalten Sie mich beyde lieb.
Augusta.

VII.

Tremsboureau the 24th März 1779

An Gerstenberg und seine Frau

Eigentlich bin ich pas as well heute, caro hordeo-Mons, um an so ein üpperlig genie as you are zu schreiben aber —

Omnia vincit Amor, et nos cedamus Amori, —

Damit sie mich verstehen, o großer Berg, bin ich herablaßend genug, um nicht ganz lateinisch oder griegisch zu schreiben, ich fürchte aber Ihre Geduld durch's nachslagen in den Lexicorum[2] zu ermüden, und da die arme Geduld sich sich nicht im schlafrock hüllen, und keine Müze auf dem Capiti[3] sezen, und sie sich nicht im Lehnstuhl ausruhen kan, so musz ich säuberlich

---

[1] Lücke im Papier.
[2] Geändert aus Lexicas von Klopstock.
[3] „ „ das Caput von Klopstock.

mit dem puero[1] Absalon verfahren. Aber da kommen apereisioi Butterpani, Für die Ugolino Stomachi Fratzum, und die exclamations der gaudij[2] darüber stört mich —

so oft wird man gestört, so oft ruffe ich den Müßiggängern und rohen Menschenkindern zu

Ora et labora.

Nun will ich armer gaddo auch mein hänfling Ey verzehren, denn mehr laßen die voraus doch nicht übrig, deren Magen a Fathomless abyss is — wenn Sie dasz nicht glauben so erchu kai idu.

da komt meine bouillon mitte me ut ediam[3] —

Nu nu Friz sey zahm!

noli me tangere —

Ütersen d: 8t. April.

Dieser Brief soll doch nicht umsonst geschrieben und noch weniger nicht umsonst von Klopstock corrigirt seyn.

Also da haben Sie ihn Liebster Gerstenberg:

Ihre gute liebe Sophie umarme ich. Bleiben Sie mein Freund!

A Stolberg.

VIII.

Tr(emsbüttel): d: 26st.:[4] 1779

Endlich haben wir ihn! mir ists aber sehr lieb daß wir ihn nicht schon gestern Abend hatten, denn alsdann hätten Sie und Ihre Sophie ihn nicht gehabt, und er sie nicht.

Gleich nach der ersten Freude, fragte ich, waß macht Gerst: und seine Frau? — denken Sie noch an mich? o sie haben dich sehr lieb, haben aber auch Amseln und Droßeln lieb, und einen Hund lieb, der ins Hauß gelauffen ist — daß sollte mich demüthigen thuts aber gar nicht —

Lieber Gerstenb(erg): ich hab Sie und Ihre Sophie eigentlich enzezlich lieb, und denke so oft, so oft an Sie beyde, und betrübe mich, daß ich Sie so wenig sehe — Sagen Sie mir doch wieder einmal Worte des Andenkens und der Freundschaft —

schön daß Sie die Lebensläufe auch so lieben my whole heart is in it. darin ist Herz und Natur!!! und daß ist doch nur das Einzige — Alle Ihre lieben Kinderchens grüße ich.

Liebster Gerstenb(erg): dieß Paar Täu(b)chen daß mein ist, und damit ich eine Colonie in Bernstorff anlegen will empfehle ich biß das Schiff geht Ihrer Pflege und Liebe, waß Sie ihm erzeigen, erzeigen Sie mir.

adieu gutes liebes edles Paar.

Bitte bitte mir einmal wieder schreiben. Es ist gar zu süß von Zeit zu Zeit Worte der Liebe von seinen Freunden zu erhalten, wenn man es auch weiß, daß Sie doch an uns denken, das ist sehen, und nicht schreiben ist so waß lebendig todtes.

Gott segne Sie Lieber Freund und Liebste Sophie

Augusta.

---

[1] Geändert aus den puer von Klopstock
[2] „ „ gaudium „ „
[3] „ „ edam von Klopstock.
[4] Datumschreibung unleserlich.

IX.

[ein Zettel, der wohl bei einer größeren Sendung gelegen.]

[O. D. u. o. O.]

adressirt nach Hamb(urg) schicken — die v: W: wohnt in der Königs Straße.

verzeihen Sie diesen Auftrag aber ich weiß Sie sind die Güte selbst — geben Sie jedem Ihrer kinderleins einen Kuß von mir. Das süße Henrietchen ist mein Lieblein — Sie umarme ich — Laßen Sie nur (?) uns ganz seyn, wozu die Natur und unsere Herzen uns bestimmt haben, ewig Freundinnen —

wenn Sie mich erst ganz kennen, so werden Sie sehen, daß ich Freundin seyn kan, und bleiben kan, daß ist wahrlich meine beste Seite.

Grüßen Sie die Pauli und Overbeck. Augusta.

Den Brief an Claudius schicken Sie mir ja gleich wieder. Gerstenbg. muß ihn lesen.

X.

Lieber couleur de Chair am Dienstag sind unsre Lieben in Cop: angekommen heut erst hab ich die Nachricht. Freuen Sie sich mit mir, Sie und Ihre Sophie —

Unartiges Couleur de Chair heute vor 8 Tagen gieng ein ungeheurer Brief an Sie ab, und noch keine Antwort — soll ich wieder sagen abscheulicher Mann! Leben Sie wohl. Ihr edles Weib umarme ich, Ihre Kinderchens küße ich. Ihnen geb ich herzlichen deutschen Handschlag.

Augusta.

Ütersen d. 1st: April.

Alles dieß sind Wahrheiten und keine ersten April Nachrichten. schreiben Sie bald oder —

XI.

[ein Brieffragment].

Gerstenberg an Augusta Stolberg.

Lübeck 27. Febr. 79.[1]

Daß Ihnen meine Antwort unkathegorisch und strafbar vorgekommen ist, meine ungnädige Gräfinn, that mir von Herzen Leid — aber ich kann mich jener Schuld unmöglich zeihen; sie war nicht unkathegorisch, sondern, wie Klopstock, dunkel durch die Fülle ihrer inneren kurzen Deutlichkeit, hoffe also, daß Ihre Strafe mich dießmal, wenigstens nicht bis über die Belten, verfolgen werde. Die Sache hängt so zusammen. Lübecksche Schiffer gehn selten nach Kopenhagen, das setzte ich voraus, und erwähnte ihrer nicht, weil sie mir eben dieser Voraussetzung wegen keiner Erwähnung würdig schienen. Ich schränkte mich also mit consularischer Würde auf einheimische Schiffe ein, und setzte abermals voraus, daß von einheimischen Schiffen hier keine überwintert hätten, folglich blos von denen die Rede seyn könnte, die in diesem Lenz-Monathe hier etwa verflogner Weise angekommen wären, und mit ihrer Ladung nun wieder zurückkehren wollten: Von welchen der einheimischen Häfen diese Schiffe seyn oder nicht seyn möchten, schien mir abermals keiner Erörterung zu bedürfen: denn was für Schiffe werden wohl

[1] Hof- und Staatsbibliothek in München.

im Februar von einem Holsteinischen oder Dänischen oder Norwegischen Hafen nach Lübeck kommen, blos um eine Ladung nach Kopenhagen einzunehmen? Weil ich also die Kürze, besonders in meinem eigenen Briefstil, über alles liebe, so überging ich die Voraussetzungen mit Stillschweigen, griff den Stamm bey der Wurzel an, indem ich mich äußerte, daß hier überhaupt noch keine Kopenhagener Schiffe angekommen wären, und überließ Ew. Gnaden in bescheidener Zurückhaltung die daraus herzuleitende Folgerung, daß also auch keine Kopenhagener Schiffe von hier vor der Hand abgehen würden. Ob das unkathegorisch, oder ob es nicht vielmehr äußerst bestimmt geschrieben war, unterwerfe ich höchstem Ermessen.

Würdigen Ew. Gnaden mich in dieser, wie in jeder andern Sache Ihrer näheren Befehle: Sie werden mich, solange ich athme, befinden als

Dero unterthänigen pflichtunvergessenen Diener
Gerstenberg.

[Folgt noch eine weitere Erklärung über die Schiffe in einer Nachschrift, die plötzlich abbricht.]

Hamburg. Albert Malte Wagner.

Nordhumbrisch *speoft* und *beoftun*.

Daß sich hinter diesen beiden Formen ein Paar reduplizierender Präterita verbirgt, hat Rich. Jordan erkannt. Engl. Stud. XXXVIII (1907), 28 ff. Aber seine Erklärung begegnete merkwürdigerweise skeptischer Aufnahme[1] und ist, wie es scheint, ebenso rascher wie unverdienter Vergessenheit anheimgefallen. Kolbe nimmt in seiner 1912 erschienenen Monographie über die Konjugation der Lindisfarne-Evangelien keine Notiz von ihr, und auch Luicks Historische Grammatik hätte schon in der Lehre vom Vocalismus (§§ 137, 228) Veranlassung gehabt, sich mit Jordan auseinanderzusetzen. Unter diesen Umständen erscheint es geboten, von neuem für seine, wie ich mich auszusprechen nicht scheue, evident richtige Auffassung einzutreten.

Als ich selbst vor einigen Jahren zu den nordhumbrischen Denkmälern ein persönliches Verhältnis und ein unabhängiges Urteil zu gewinnen mich bemühte, bin ich ohne Kenntnis meines Vorgängers auf dieselbe Erklärung verfallen und habe ihre Notwendigkeit aus dem Tatbestande zu erhärten versucht. Diese Niederschrift, die für den Beweis einen anderen Gang als Jordans Aufsatz gewählt und dadurch vielleicht eine zwingendere Gestaltung gefunden hat, lasse ich hier unverändert abdrucken.

Für das lat. Verbum *spuere* oder seine Komposita gebraucht die nordh. Glossierung der Evangelien, wo der Zusammenhang eine Präteritalform verlangt oder empfiehlt, fast einstimmig *speoft -un* bzw. *speaft -on* (durchweg im Gegensatze zu der westsächs. Übersetzung, die überall *spǽtte -on* hat):

Mc VIII 23 *expuens* (was, wie so oft, in das finite Tempus der Erzählung umgesetzt wird): *speoft* Rushworth-Ms., *speaft* Lindisfarne-Ms.

Ih IX 6 *expuit*: *aspeoft* R, *aspeaft* L.

Mc XV 19 *conspuebant*: *speoftun* R, *speafton* L.

Mt XXVII 30 *expuentes*: *speofton* L (der mercische Schreiber R^1 versagt hier).

Mt XXVI 67 *expuerunt*: *speafton* L (dafür *spittadun* R^1). Dazu kommt ein vereinzeltes Partizipium aus L:

Lc XVIII 32 *conspuetur*: *gespeoftad bið* (anders R *gispitted bið*; ws. *onspætt*).

Aus diesen Formen, die kein vollständiges Paradigma ergeben und auf den ersten Blick auch nicht gut zusammengehen, pflegt

[1] Feist PBB. XXXII (1907), 569.

man, willkürlich ratend, ein starkes oder schwaches Präsens *spéofta spéafta* (mit nordh. Wechsel von *éo : éa*) zu erschließen, dessen lautlicher Bau befremdlich ist und dessen Zuteilung an einen bestimmten Typus der Verbalbildung durchaus zweifelhaft bleibt.[1] Das Ergebnis dieses ziellosen Ratens ist eingestandenermaßen nicht befriedigend. Kein Wunder, denn das Verfahren ist an sich unmethodisch. Die nächste Fragestellung hat doch wohl zu lauten: Welche Form gebrauchen die Texte selbst, wenn der Zusammenhang für *con-, exspuere* eine präsentische Übersetzung erfordert? Die erste Antwort, die man auf solche Frage erhält, klingt freilich nicht ermutigend.

Mc X 34 *conspuent*: *spittas* R, *spittes* L (= ws. *spætað*).

Mc XIV 65 *conspuere*: *efnegispita* R, *efnegespitta* L (= ws. *spætan*).[2]

Mt XXVII 30 *expuentes*: *spittende* R[1] (also in dem mercischen Teil der Glosse; abweichend L und ws.).

Denn das hier auftretende *spitta* 'to spit' gehört offenbar mit ws. *spætan* zusammen und führt auf ein schwaches Verbum **spitjan*,[3] das sich zu **spaitjan* verhält wie ahd. *zunten* zu got. *tandjan*. Von da aber führt kein gangbarer Weg zum Präteritum *speoft*. Indes, wenigstens an der zuletzt genannten Stelle bietet Hs. L etwas ganz anderes und für uns Brauchbareres, indem sie nach der Gewohnheit dieser Glossierung zwei Übertragungen für *expuentes* nebeneinanderstellt: *spatende* vel *speofton*. Wenn R[1] auch hier das dem Anglischen geläufige *spittende* einsetzt (unter Weglassung des zweiten Übersetzungsvorschlags), so entspricht das dem auch Mt XXVI 67 (von dem mercischen Schreiber oder wohl schon seiner Vorlage) geübten Verfahren, wo sich *speafton* in L und *spittadun* in R[1] gegenüberstehen.[4] Die Doppelglosse *spatende* vel *speofton*, der wir ohne den Vorwurf der Gewaltsamkeit ein starkes nordh. Verbum *spáta* entnehmen dürfen,[5] hat eine gute Parallele an Mc XIV 50, wo das Partizipium *relinquentes* wieder doppelt glossiert wird: *forleortun* vel *forletende* R, *forleorton* vel *forletendo* L. Ehe wir aber den Schluß ziehen, der sich schon jetzt von selbst aufdrängt, tun wir gut, noch eine andere, nicht weniger merkwürdige und ebenso isolierte Verbalform in unsere Erörterung hineinzunehmen:

---

[1] Vgl. Sievers, Ags. Gr.[3] § 384 A. 5, 396 A. 5 und Kolbe a. a. O. 8.

[2] Dazu aus dem nordh. Ritual *gispittendū*.

[3] Zu den Formen *spittadun, gispitted* s. Lindelöf, Südnordhumbr. Ma. (1901) 143 § 224, 145 § 226.

[4] Lc XXII 64 setzt R aus Eigenem ein *spitun* (das ist wohl *spittun*, wie gelegentlich *setun* statt *settun*) hinzu, das in der Vulgata keinen Anhalt und in L keine Entsprechung hat.

[5] Es steht neben den Deverbativen *spætan, spittan* ganz wie got. *wrikan* neben dem durchaus synonymen *wrakjan*.

Mt XI 17 *lamentavimus*: *we miđ hondum beafton* L (Lücke in R[1]).
Lc VII 32 „ *we hond-beafton* L (Lücke in R).
Lc XXIII 27 *lamentabantur eum*: *hondum beoftun hine* R, *hond-bæftadon*[1] *hine* L (vorhergeht *plangebant*: *gemændon*).

Stellen, an denen man präsentische Wiedergabe des lat. Verbums *lamentari* erwarten könnte, fehlen leider im Evangelium. Uber die eigentliche Bedeutung des vom Glossator gewählten zweigliedrigen Ausdrucks (*miđ*) *hondum beoftun*, der dann wie gr. *νοῦν ἔχειν* (vgl. *νουνεχόντως*, *νουνεχής*) oder lat. *anim(um) advertere* als Kompositum gefühlt und dementsprechend auf ein handlicheres *hond-beafton* reduziert wurde,[2] kann glücklicherweise kein Zweifel bestehen: gemeint ist die Handlung des gr. *κόπτεσθαι* oder lat. *plangi* (*plangere*). Wer eine Veranschaulichung braucht, kann sie in Senecas Troerinnen 63 s. finden:

Lamenta cessant? turba captivae mea,
ferite palmis pectora et planctus date.

Freilich wird *plangere* selbst im Nordh. durch (*ge-*)*mæna* vertreten. Daß dies als Synonymon von *hond-bæftadon* empfunden wurde, scheint zwar das Lc XXIII 27 zwischen *gemændon* und *hond-bæftadon* hinzugefügte *ł* (d. i. *vel*) zu verraten. Immerhin ist die Frage dringlich, was den Glossator bewogen hat, gerade *lamentari*, im Gegensatz zu *plangere*, regelmäßig durch eine so umständliche Paraphrasierung mit *hond* wiederzugeben. Die Aufklärung kommt, wie ich glaube, von einer einigermaßen überraschenden Seite. In einem von Kuno Meyer herausgegebenen air. Psalmenkommentar liest man Z. 189 *ind lamcomairt libuir Ierimie*[3], d. i. *lamentationes libri Ieremiae*. Aus Windisch, Ir. Texte I 384 (s. *basgaire*), 652 (s. *lám* 'Hand') ergibt sich für *lám-chomart*[4] der Wortsinn *'beating the hands together in lamentation'*.[5] Offenbar hat der Anklang an ir. *lám* 'Hand' diese Ubersetzung von *lāmentātio* durch *lám-chomart* veranlaßt. Der nordh. Glossator, der in ganz ähnlicher Weise *lamentavimus* durch *we miđ hondum beafton* wiederzugeben sich gedrängt fühlte, wird also entweder selbst Irisch verstanden haben oder durch einen der irischen Sprache Kundigen bei seiner Arbeit beraten worden sein. Ein paar irische Worte, die in den north. Interlinear-Versionen gelegentlich bei der Glossierung des Lateinischen aushelfen müssen, wie *bratt* 'pallium' Mt V 40 oder *mind* 'diadema' im Ritual,[6] erscheinen mir als eine erwünschte Be-

[1] *æ* für *ea* wohl Fehlschreibung.
[2] Vgl. air. *lá(m)gabim* (Vendryes Grammaire du vieil-irlandais 170), das allerdings eine künstliche Bildung nach *mancipare* ist. Holger Pedersen, Vgl. Gramm. der kelt. Sprachen II 527.
[3] Hibernica minora (1894), 6. 26.
[4] Kuno Meyer, Contributions to Irish Lexicographie (1906), 410, s. *cói*.
[5] Kuno Meyer, Contributions 186, s. *bassgaire*.
[6] Dies *mind* fehlt bei Luick § 45.

stätigung des hier durch die air. Parallele aufgedeckten Zusammenhanges.

Ich kehre zu den nordh. Verbalformen und der durch sie der Grammatik gestellten Aufgabe zurück. Zur Auflösung der Gleichung sind uns nun folgende Größen gegeben: ein Präteritum *speoft -un* und eine Präsensform *spatende*, auf der anderen Seite ein Präteritum *beoftun* mit der gesicherten Bedeutung des Schlagens (engl. *to beat*, d. i. ags. *béatan*). Dazu kommt wegweisend die Analogie von *leort* und *letende*, der sich die bekannten engl. Parallelen *reord* (: *rædan*), *leolc* (: *lácan*) anschließen. Also sind *speoft -un* und *beoftun* nichts anderes als reduplizierte Präterita zu nordh. *spáta* und dem ws. (im Nordh. sonst nicht belegten) Präsens *béatan* 'schlagen'. Vgl. Be Dómes Dæge 29 *ic ... mid fȳste bréost míne béate* und Homilies of Ælfric ed. Thorpe II 258, 9 *béoton heora bréost*. Eben diesem ws. Präteritum *béot* entspricht das angl. *beoft*, das als *beft*[1] noch lange lebendig geblieben ist: English Metrical Homilies ed. J. Small (Edinb. 1862), p. XVIII, V. 39 f.: *apon þair brestes fast þai beft* im Reim auf *bileft* (14. Jh.). Daraus ist, nach Analogie schwacher Verba wie *leave left*, *reave reft*, auch ein Partizipium *beft* 'geschlagen' neugebildet worden: Golagros and Gawane 870 (Anglia II 429, 15. Jh.).[2] Andere Formen mit *f* kommen in der Literatur nicht vor, ein Präsens scheint also ebenso zu fehlen wie bei nordh. *speoft* und *beoftun*. Die Zeugnisse reichen bis 1513 und gehen den Norden an.[3] Die Bedeutung wird auch von dem heutigen Engländer als synonym mit dem Verbum *to beat* empfunden. Alles dies nach dem Zeugnis des NED, wo freilich als Präsens ein übelersonnenes *be-haftian* angesetzt wird. Erst in den modernen Dialekten (Schottland, Cumberland), hat die Analogie auch ein Präsens *to beft* geschaffen (etwa nach *to lift* oder einem ähnlichen Muster). S. Wrights Engl. Dial. Dict. I 226.

Vor der Synkope lauteten die reduplizierten Präterita der beiden Verba *spátan* und *béatan* im Angl. (mit Velar-Umlaut) *spe˚pât(un)* (dissimiliert wie lat. *spopondi* oder as. *spekaldra*, fränk. *speihhaltra* gegen got. *spaiskuldr*) und **be˚þât(un)*, genau entsprechend den vorauszusetzenden **le˚lâc*, **le˚lât*, **re˚râd* (denn Brechung wird durch *leolc* ausgeschlossen).[4] Nach der Synkope ergab sich von selbst

[1] Auch *befte*, wie *heghte* neben *heght* (angl. *heht*).

[2] S. das Verzeichnis bemerkenswerter Wörter, das der Herausgeber Trautmann S. 404 zusammengestellt hat.

[3] Die im Text gegebenen Nachweise nach Stratmann-Bradley, Middle-English Dictionary 40 (unter dem willkürlich gewählten Lemma *baffen* 'beat, strike'); weitere in NED I 765 Col. A s. *beft*: '*obs. north. dial.* found only in *pa. t.* and *pa. pple.*'

[4] Luick, Hist. Grammatik der engl. Sprache I 141 f. Vgl. Weyhe, PBB XXXI 48.

beoft, aber das zu erwartende **speopt* störte durch eine im Auslaut ganz unerhörte Konsonantengruppe, deren man sich in gleicher Weise entledigte wie des lat. *ct* in *tractare,* durch Umbildung in die den Germanen seit der Lautverschiebung geläufige Folge von Spirans und *t*: so entstand *speoft* wie nordh. *(ge-)trahtiga.*[1] Nachträglich wird man nun aber auch die Frage wenigstens aufwerfen müssen, ob das oben aus R Lc XXII 64 zitierte plural. *spitun* notwendig für *spittun* steht und als schwaches Präteritum in die Flexion von *spitta* hineingehört: es könnte sich am Ende auch zum Singular *speoft* und zum Präsens *späta* verhalten wie an. *hlupo* zu *hlióp, hlaupa* und mhd. *luffen* zu *lief loufen.* Aber das bleibt natürlich ganz unsicher.

Der nur für L bezeugte Übergang in die schwache Konjugation (*bæftadon*) und die damit zusammenhängende Schaffung eines Partizipiums *gespeoftad,* die ebenfalls auf L beschränkt ist, entspricht einer auch sonst die nordh. Verbalflexion beherrschenden Tendenz, über die Kolbe a. a. O. 48 (auch 6, 18, 39 f.) zu vergleichen ist. Indem der Schreiber R sowohl *gespeoftad* wie *hondbæftadon* ablehnt und durch *gispitted* bzw. *hondum beoftun* ersetzt, bezeugt er, daß seine von L etwas abweichende Mundart diese Neubildungen noch nicht besaß, sondern der ursprünglichen Regel treu geblieben war. Diese in die Analogie der sw. Konjugation ausgewichenen Formen von L sind, wenn nicht materiell, so doch sicher im Prinzip die Vorläufer des später gelegentlich neben *beft* auftretenden sw. Präteritums *befte* und des Partizipiums *beft,* aus denen dann schließlich das vollständige Paradigma eines sw. Verbums *to beft* hervorgewachsen ist, womit man etwa das vulgärgriech. *κατεάσσω* (mit dem aus *κατέαξα* beibehaltenen Augment) oder das vulgärlat. *fefellitus* zusammenhalten mag.

[1] Sweet Collected Papers 196, der noch an *diht* und *scrift* erinnert. Doch kann bei *scrift* das Verbum *scrífan* eingewirkt haben. Vgl. auch *pihten* aus *pecten*). [Jordan verweist auf die Doppelschreibung *nepte nefte* (aus lat. *nepita*).]

Berlin. Wilhelm Schulze.

Die amerikanische Sprache.

Die Unterschiede der auf dem amerikanischen Kontinent gesprochenen englischen Sprache von der des Mutterlandes werden zwar für praktische Zwecke anerkannt, so daß selbst Baedecker uns ein kleines amerikanisch-englisches Glossar gibt (B, United States). Populäre Lehrbücher wie Polyglott Kunze und die Metoula-Sprachführer haben je ein Bändchen für Amerikanisch. In der Langenscheidtschen Sammlung: 'Land und Leute' in Amerika findet sich ein Glossar von H. Baumann, dem im Jahre 1912 Richard H. Thornton mit einem zweibändigen American Glossary folgte. Dieses große und wissenschaftliche Werk (von mir im Jahresbericht f. germ. Phil. 1913 angezeigt) bietet auch ausgiebige Belegstellen. Abgesehen aber vom Lexikalischen hat es bisher an einem philologischen Werk über die Eigentümlichkeiten des amerikanischen Englisch gefehlt. Einzelheiten sind wohl in vielen Aufsätzen erörtert worden, im Archiv 1848 von Felix Flügel, in den Neueren Sprachen von Herrig, C. H. Grandgent und Rambeau.

Um so erfreulicher ist es, daß ein Amerikaner, H. L. Mencken, ein geistreicher Journalist, ein reiches Material vor uns in 'The American Language' (New York bei Knopf, 1919, 319 S., dazu 17 S. Bibliographie, $ 4) ausbreitet. Der originelle Kritiker, Verfasser von A Book of Prefaces, 1918, The American Credo, 1920, und (mit Nathan) Heliogabulus, 1920, nennt sein umfangreiches Werk bescheiden 'a preliminary inquiry into the development of English in the United States'.

Umsichtig hat der Vf. die wissenschaftliche Literatur behandelt. Nachzutragen wäre der obenerwähnte Baumann; eine interessante Abhandlung von C. W. Prettyman über den Einfluß des Deutschen auf das in nicht deutschen Bezirken gesprochene Englisch in Pennsylvania; Clara Hechtenberg Collitz über 'boom', Engl. Stud. 40, 208; Louise Pound, Inflected Nasals in Present American Speech. Engl. St. 45; Southem, The Vowel System of the Southern United States, Engl. St. 41; E. W. Scripture, A Record of the Melody of the Lord's Prayer, Neuere Spr. 10, 513; ders., 'Studies from the Yale Psychological Laboratory' 1899, 1901/2.

Der Journalist ruft hier die Philologen in die Schranken, die trotz der Autorität eines Thomas Jefferson (der bereits 1813 schrieb: 'The new circumstances under which we are placed call for new words, new phrases and for the transfer of old words to new objects. An *American dialect* will therefore be formed'), des großen Lexikographen Noah Webster ('A future seperation

of the *American tongue* from the English was necessary and unavoidable', Dissertations on the English Language', 1789), die Existenz eines besonderen amerikanischen Dialektes leugneten. Zweifellos haben moderner Verkehr und Schriftenaustausch hier hemmend und ausgleichend gewirkt. Das mag erklären, warum ein so bedeutender Sprachforscher wie Thomas S. Lounsbury in Harper's 1913 nur 'cultivated speech' als Vergleichsbasis zwischen Englisch und Amerikanisch zuläßt. Jedoch stellt die Cambridge History of English Literature, 1917, fest, daß 'English and American are now notably dissimilar in vocabulary and that the latter is splitting off into a distinct dialect'. Die 11. Auflage der Cyclopaedia Britannica bemerkt mit Recht, daß 'it is not uncommon to meet with American newspaper articles of which an untravelled Englishman would hardly be able to understand a sentence'. Der Siegeszug des amerikanischen Films machte es notwendig, daß W. G. Faulkener in der London Daily Mail Amerikanismen den Londonern ins Englische übersetzte. Die Haltung dieses Dolmetschers und anderer Engländer ist meist die des korrigierenden Schulmeisters. Doch haben sich immer wieder außerhalb der Philologenzunft Amerikaner gefunden, die sich der Sprache der Neuen Welt annahmen. Mark Twain feiert 1872 in 'Roughing it' 'the new vigorous vernacular of the occidental plains and mountains'. Ebenso bediente sich der eben verstorbene Altmeister der amerikanischen Literatur, W. D. Howells, bewußt amerikanischer Idiome. Im Jahre 1886 setzt er sich in Harper's für Amerikanisch ein ... 'on our lips our continental English will differ more and more from the insular English, and we believe that this is not deplorable but desirable ... in American there was to be seen that easy looseness of phrase and gait which characterized the English of the Elizebethan hospitality to changed meanings and bold metaphers.'

Aus eigener Erfahrung in Kanada und den Staaten kann ich hinzufügen, daß bei Studentenaufführungen, im Varieté pronon-ciertes Englisch niemals seine komische Wirkung verfehlt hat. Ernsthaft machte sich der Unterschied während des Krieges geltend, als englische und amerikanische Soldaten sich nicht nach Wunsch verständigen konnten. Die amerikanischen Soldaten wurden denn auch in der Pariser Chicago Tribune vom 7. Juli 1917 eingeladen, das Klubhaus des Christlichen Vereins junger Männer (Y. M. C. A.) zu benutzen, 'where American is spoken'.

Als hervorragende Eigenheiten des Amerikanischen werden herausgestellt: Einheitlichkeit im ganzen Lande. Nichtachtung von Regel und Tradition, Aufnahmefähigkeit neuer Worte, Hervorbringung neuer Worte aus eigenem Sprachgut. Die Einheit der allgemeinen Volkssprache ist streng bewahrt, so daß Präsi-

dent Taft mit Recht sagen durfte: 'We all speak the same language and have the same ideas'. Wortschatz und grammatische Formen sind überall gleich. In der Aussprache finden sich kleine Unterschiede: im Süden 'softness', in Neuengland 'Yankee drawl', im Westen das scharfe *r* (burr). Im Gegensatz zum konservativen Zug der Engländer haben die Amerikaner unter neuen Lebensbedingungen Wagemut, Ruhelosigkeit, Ungeduld mit althergebrachten Formen entwickelt. Ein Forscher der jüngsten amerikanischen Literatur, F. L. Pattee, N. Y. 1916, bemerkt zutreffend: 'the Americans have been less phlegmatic, less conservative than the English. There were climatic influences, it may be; there was surely a spirit of intensity everywhere that made for short effort'. Eine nervöse Sucht nach dem Neuesten führt zum bereitwilligen Nachlaufen nach 'fads', gleichgültig ob in Religion, Erziehung oder Sprache. Fortwährend wird der Wortschatz durch Mittel der Rhetorik erweitert, denn nirgends spielt Rhetorik eine solche Rolle. Über Nacht waren gewisse Sätze Wilsons in jedermanns Mund; derartige glücklich gewählte Phrasen, von den Zeitungen und Kinos geschickt verbreitet, zusammen mit dem Gesamteindruck glänzender Rhetorik, garantieren dem Politiker unbedingt Erfolg, wenn auch meist nur auf kurze Dauer. Die Sprache aber erfährt wenigstens eine Bereicherung bei den sonst zu beklagenden Wirkungen. 'Do not criticize, energize! — Hooverize' und ungezählte andere Imperative der Wilsonzeit haben neuen Worten Bürgerrecht verschafft. In England werden die konservativen Tendenzen durch Grammatiker wirkungsvoll unterstützt, so daß nach Quiller-Couch, On the Art of Writing, N. Y. 1916 ('On jargon'), sich ein Jargon des 'heavy Johnsonese' zeigt. 'This infirmity of speech has become the medium through which Boards of Government, County Councils, Syndicates, Commitees, Commercial Firms, express the process as well as the conclusions of their thought, and so voice the reason of their being.' In Amerika ist trotz des Kampfes der Professoren für reines Englisch die 'Los-von-England'-Bewegung nicht nur in der Volkssprache, in der Konversation der Gebildeten, sondern auch in der gehobenen mündlichen und schriftlichen Sprache zu bemerken. Selbst Wilson, dessen Reden als Muster von reinem Englisch in den Schulen gelesen werden, braucht folgende Amerikanismen, die ganz flüchtig und zufällig aus seinen sorgfältig ausgearbeiteten Reden genommen sind: we must get a move on, to hog, onery (für ordinary) that is going some. Amerikanische Autoren haben zum Schmerz der englischen Kritiker stets solche Neigung gezeigt; Cooper, Poe, Lowell, Holmes, sogar Hawthorne and Thoreau sind deswegen getadelt worden.

Täglich werden neue Ausdrücke geprägt, die sich vom Eng-

lischen durch größere Anschaulichkeit unterscheiden. Man vergleiche movie mit cinema, stem-winder mit keyless-watch., cow-catcher mit plough (vor der Lokomotive), frog mit crossing-plate. Häufig sind die Ausdrücke wohl bequem, doch muten barbarisch an z. B. tasty, tony, go-aheadativeness; dennoch sind Ausdrücke, die in früheren Zeiten als abscheulich gebildete Amerikanismen gebrandmarkt wurden und zum Teil noch von den 'style sheets' der Zeitungen auf den Index gesetzt werden, gang und gäbe und sind sogar im Oxford Dictionary zu finden. Reliable, gubernatorial, standpoint, scientist, to donate beweisen den Siegeszug des Sprachgebrauches.

Der amerikanische Sprachgebrauch ist nun fast ausschließlich vom lexikographischen Standpunkt dargestellt worden, zuletzt von Thornton in seiner schon oben erwähnten großen Sammlung, die auch sorgfältig datierte Belegstellen gibt. Die gesprochene Sprache, besonders der letzten zwanzig Jahre, ist allerdings nicht berücksichtigt. Aussprache, Betonung, Konjugation, Deklination, Metaphern und Idiom harren noch zusammenfassender Untersuchung. Für das Verständnis der bekannten Baseball-Geschichten von Ring W. Lardner fehlt es dem außerhalb der Staaten Lebenden an Hilfsmitteln, die Mencken im vorliegenden Buche zum ersten Male bringt.

Schon in der Kolonialzeit hatte Franklin eine amerikanische Reform der Orthographie vorgeschlagen. Die ihm gewidmete Schrift Noah Websters, 'Dissertations on the English Language', 1789, stellt die amerikanische Unabhängigkeitserklärung in der Sprache dar: 'Let us seize the present moment and establish a national language as well as a national government ... As an independent nation our honor requires us to have a system of our own, in language as well as government.' Der neue Dialekt fand auf der anderen Seite des Ozeans keine Gnade; the Edinburgh Review, the British Critic, the Critical Review und andere führende Zeitschriften verwahrten sich gegen den Strom barbarischer Ausdrucksweise.

Die ersten Neuschöpfungen in den Kolonialtagen gehen natürlich auf die *Indianersprache* zurück. Moose, skunk, hickory, terrapin; spezifisch indianische Gegenstände: toboggan, canoe, mocassin; Übersetzungen: war-path, pale-face, fire-water. Ob Yankee als indianische Aussprache von English hierhergehört, ist eine offene Frage.

Die *Franzosen* steuerten bei: chowder, bureau (chest of drawers). Die *Holländer* cruller, cookey, pit (peach pit) boss. Die *Spanier* seit 1812: calaboose, barbecue, stampede. Die *Deutschen,* seit 1682 in Pennsylvania: sauerkraut und noodles. Die *Neger:* gumbo, banjo.

Wichtiger sind die Neuschöpfungen der Kolonisten aus englischem Sprachgut, die derb und charakteristisch sind, wie es für jene rauhen Pioniere natürlich war. Tiere und Pflanzen: bull-frog, mud-hen, cat-bird, egg-plant. Neue Lebensweise: back-woodsman, log-house, cold snap, prickly heat, hay-stack. Ableitungen: to deed, to table, a goner. Viele von den neuen Schöpfungen sind gute englische Worte mit veränderter Bedeutung: pond (kleiner See), creek (kleiner Fluß), lot (Parzelle), corn (Mais), shoe (hohe Schuhe), pie (Fruchtgebäck), store, shop, lumber, cracker, rock, to haul to notify, to heft. Infolge der Isolierung der Kolonien erhielten sich viele Wörter, die in England aus der Sprache verschwanden, besonders wenn sie den Nachkommen der frommen bibelfesten Pilgrimfathers in der Heiligen Schrift geläufig waren. Derartige in England archaische, in Amerika gebräuchliche Ausdrücke sind: I am sick (ill, cf. Bibel), loop-hole, trash, fall, muss (row, Anthony and Cleop.), to guess (to suppose, Henry 6, Measure for Measure), to loan (to lend, Henry 8), homely (plainfeatured, Shakespeare). Die Aussprache in der Kolonialzeit zeigt ebenfalls eine konservative Tendenz. Gerade wie in England wurde das a in plant, basket usw. ä gesprochen, und mit dem Aufkommen der a-Aussprache in E. um 1790 fand es trotz des Protestes von Webster in Neuengland Nachahmung, wo es sich denn bis heute erhalten hat. Heard ohne R-Modifikation wird von Webster verteidigt, deaf hat den Laut i; to git, im 17. Jahrhundert gut englisch, wird von Franklin gegeben, oblige mit ī-Laut. Die Konsonanten wurden bewahrt, nachdem sie in E. schon geschwunden waren: would, should mit l (Franklin 1768), sword mit w; r war damals hörbar wie noch heute; schedule erhielt sk-Aussprache durch Webster; der Buchstabe z wurde schon im 18. Jahrhundert zee ausgesprochen.

Bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts wurde die Entwicklung der amerikanischen Besonderheiten, wie sie sich in der Kolonialzeit herausgebildet hatten, durch zwei Umstände eingeschränkt. Es waren dies der Mangel an einer nationalen Literatur und die große Zahl der Loyalisten, die England als Mutterland ansahen. Die wirkliche Unabhängigkeit wurde erst im Krieg von 1812 erworben. Thomas Jefferson und Andrew Jackson sind die Namen, an die sich die Entwicklung Amerikas zu einer Demokratie knüpft, auf die dann so viele Hoffnungen gerichtet wurden. Zu jener Zeit bildete sich der so charakteristische nasale Ton (nasal twang). Als der Mittelwesten und der Süden der Union angegliedert wurde (Indiana, Illionois, Michigan, Kentucky, Tennessee, Ohio, Louisiana), entstehen auch die Werke, die von einer eigenen amerikanischen Literatur zu sprechen berechtigen.

In England führten die Zeitschriften Quarterly Review, the Edinburgh Foreign Quarterly, British Review, Blackwood's einen erbitterten Kampf gegen alles Amerikanische. Gifford, Southey, sogar der liebenswürdige Wordsworth beteiligten sich daran. So heftig waren die Angriffe, daß der englandfreundliche Irving es 1828 ablehnte, für die Quarterley Review einen Artikel zu schreiben. In diesem Jahre erschien Websters American Dictionary of the English Language und im folgenden Jahre Knapps Lectures on American Literature. Das amerikanische Nationalgefühl erstarkte, so daß unter Pierce (1853—57) amerikanische Diplomaten aufgefordert wurden, die 'American language' zu gebrauchen. Die Universität in Bloomington, Ill. wurde in der Akte vom 15. Febr. 1838 gegründet, 'provided it should instruct the youth in the American, learned and foreign languages ... and literatures'. Die großen Veränderungen der Sprache, wie sie sich zwischen dem Krieg von 1812 und dem Bürgerkrieg herausgebildet hatten, wurden von Lowell in den Biglow Papers anerkannt. Whitman erklärte stolz: 'The Americans are going to be the most fluent and melodious voiced people in the world — and the most perfect users of words. The new times, the new poeple, the new vistas need a new tongue according — yes, and what is more, they will have such a new tongue.' Die Flut neuer Worte, von denen viele nach dem Bürgerkrieg verschwanden, ließ sich nicht mehr zurückhalten. Aus dieser Periode stammen: to corner (the market), to boom, to boost, to kick (to protest), to coast (on a sled), to yank, to holler, to muss, to bulldoze. Neue Idiome: to fill the bill, to fizzle out, to keep a stiffer upper lip, to know the ropes, to paint the town red, to strike it rich, to put a bug in his ear, to kick the bucket, to have an axe to grind. Adjektiva: non-committal, slim (meagre, z. B. slim chance), brainy, pesky, mad (angry, in gewählter Sprache von Howells und Dreiser gebraucht). Substantive: gum-shoe, mortgage-shark, stag-party, buncombe, bloomer, blizzard, crank (fanatic), scrape (fight), flurry (snow or market), suspenders, goatee, scalawag, scrumptious. Ein besonderer Wortschatz bildet sich im Eisenbahnwesen aus: box-car, caboose, air-line, ticket-agent, freight-car, flagman, engineer, commuter, depot, diner, sleeper, day-coach, to flag, to telescope. In der politisch erregten Zeit Jeffersons wurden so viele neue Ausdrücke geprägt, daß C. L. Norton ein ganzes Buch den 'political Americanisms' (N. Y. 1890) widmen konnte: gag-rule, straight-ticket, pork-barrel, wire-puller, plank, platform, slate, floater, repeater, filibuster, gerrymander, heeler, to run for an office (to stand). Nach Einführung der Prohibition bewahrt die Sprache noch das Andenken an die Phantasie, wie sie sich in der bar in der Bezeich-

nung der 'mixed drinks' betätigte: cock-tail, gin-fizz, rickey, horse's neck, high-ball, eye-opener, pony, chaser, dive. Synonyma für drunk: piffled, pifflicated, awry-eyed, tanked, snooted, stewed, loaded, jugged, soused etc. In der Zeit des Wachstums der Union ergaben sich neue Berührungen mit den Indianern des Westens, den Franzosen in Louisiana und Kanada, den Spaniern des Südens und den Mexikanern. Damals begann auch die große Einwanderung aus Europa, die ihre Spuren in einigen Worten hinterlassen hat. *Französisch* sind: chute, crevasse. *Spanisch:* lasso, ranch, canyon, broncho, cinch, to vamoose, gazebo. *Deutsch:* pretzel, pumpernickel, lager-beer, frankfurter, blutwurst, ratskeller, delicatessen, haumburger steak, katzenjammer, loafer, bum. Immerhin ist auch ein Wort zu erwähnen, auf das wir stolz sein können: kindergarten. Vielleicht liegt auch deutscher Einfluß vor in: to hold on (to stop.), standpoint (point of view). *Irisch:* smithereens, jine (to join), sass (sauce), ketch (catch), onery (ordinary). *Chinesisch* (Chinesen kamen seit 1848): fantan, kow-tow, chop-suey, ginseng. In der Aussprache trat das a seinen Siegeszug an, obwohl Webster nach entschiedener Sinnesänderung 1817 das a in ask, last, mass, aunt, grant, glass verlangte. Webster setzte sich für deaf (dif) ein, das aber in der gehobenen Rede deaf (e) Platz gemacht, während die i-Aussprache im gewöhnlichen Leben noch sehr verbreitet ist.

Um das Amerikanische und das Englische der Gegenwart zu charakterisieren, gibt der Vf. die folgende Liste von 200 gebräuchlichen Ausdrücken:

ash-can dust-bin, baby-carriage perambulatour, backyard garden, baggage luggage, baggage-car luggage-van, ballast (railroad) metals, bath-tub bath, beet beet-root, bid (noun) tender, bill-board hoarding, boarder paying-guest, board-walk (seaside) promenade, bond (finance) debenture, boot Blucher or Wellington, brakeman brakesman, bucket pail, bumper (car) buffer, bureau chest of drawers, calender (court) cause-list, campaign (political) canvass, can (noun) tin, candy sweets, cane stick, canned goods-tinned goods, car (railroad) carriage, van or waggon, checkers (game) draughts, chicken-yard fowl-run, chief-clerk head-clerk, city-editor chief-reporter, city-ordinance by-law, clipping (newspaper) cutting, coal-oil paraffin, coal-scuttle coal-hod, commission-merchant factor, conductor (of a train) guard, corn maize, or Indian corn, corner (of a street) crossing, corset stays, counterfeiter coiner, cow-catcher plough, cracker biscuit, cross-tie sleeper, delicatessen store Italian-warehouse, departement-store stores, Derby (hat) bowler, dime-novel shilling-shocker, druggist chemist, drug-store chemist's-shop, drummer bagman, dry-goods-store draper's-shop, editorial leader, or leading article, elevator lift, elevator-boy lift-man, excursionist tripper, express-company carrier, filing-cabint nest-of-drawers, fire-departement fire-brigade, fish-dealer fish-monger, floor-walker shop-walker, fraternal-order friendly-society, freightgoods, freight-agent goods-manager, freight-car goods-waggon, frog (railway) crossing-plate, garters (men's) sock-suspenders, gasoline petrol, grade (railroad) gradient, grain corn, grain-broker corn-factor, grip hold-all, groceries stores, hardware-dealer ironmonger, haystack haycock, headliner topliner, hod-carrier hod man,

hogpen piggery, hospital (private) nursing-home, huckster coster (monger), hunting shooting, Indian Red Indian, Indian Summer St. Martin's Summer, instalment-business credit-trade, instalment-plan hire-purchase plan, janitor caretaker, legal-holiday bank-holiday, letter-box pillar-box, letter-carrier postman, livery-stable mews (it should be noted that mews is only used in the larger cities. In the small towns livery-stable is commoner, Mews is quite unknown in America save as an occasional archaism), locomotive engineer engine-driver, lumber deals, mad angry, Methodist Wesleyan, molasses treacle, monkey-wrench spanner, moving-picture-theatre cinema, napkin (dinner) serviette, necktie tie, or cravat, news-dealer news-agent, newspaper-man pressman, or journalist, oatmeal porridge, officeholder public-servant, orchestra (seats in the theatre) stalls, overcoat great-coat, package parcel, parlor drawing-room, parlor-car saloon-carriage, patrolman (police) constable, pay-day wage day, peanut monkey-nut, pie (fruit) tart, pitcher jug, poorhouse workhouse, post-paid post-free, potpie pie, prepaid carriage-paid, press (printing) machine, program (of a meeting) agenda, proof-reader corrector-of-the-press, public-school board-school, quotation-marks inverted-commas, railroad railway, railroad-man railway-servant, rails line, rare (of meat) underdone, receipts (in business) takings, Rhine-wine Hock, road-bed (railroad) permanent-way, road-repairer road-mender, roast joint, roll-call division, rooster cock, round-trip-ticket return-ticket, rutabaga mangel-wurzel, saleswoman shop-assistant, saloon public-house, scarf-pin tie-pin, scow lighter, sewer drain, shirtwaist blouse, shoe boot, shoemaker bootmaker, shoestring bootlace, shoe-tree boot-form, sick ill, sidewalk pavement, silver (collectively) plate, sled sledge, sleigh slegde, soft-drinks minerals, spigot tap, squash vegetable-marrow, stem-winder keyless-watch, stockholder shareholder, stocks shares, store-fixtures shopfit-tings, street-cleaner crossing-sweeper, street-railway tramway, subway tube, or underground, suspenders (men's) braces, sweater jersey, switch (noun, railway) points, switch (verb, railway) shunt, taxes (municipal) rates, taxpayer (local) ratepayer, tenderloin (of beef) under-cut, ten-pins nine-pins, thumb-tack drawing-pin, ticket-office booking-office, tinner tinker, tin-roof leads, track (railroad) line, trained-nurse hospital-nurse, transom (of door) fanlight, trolley-car tramcar, truck (vehicle) lorry, truck (of railroad car) bogie, trunk box, typewriter (operator) typist, typhoid-fever enteric, undershirt vest, vaudeville-theatre music-hall, vegetables greens, vest waistcoat, warden (of a prison) governor, warehouse stores, wash-rag face-cloth, wash-stand wash-hand-stand, wash-wringer mangle, waste-basket waste-paper-basket, whipple-tree (sometimes whiffle tree) splinter-bar, witness-stand witness-box, wood-alcohol methylated-spiritus.

Der Unterschied im Sprachgebrauch dieser und anderer Ausdrücke wird in humoristischer Weise näher ausgeführt. Charakteristisch ist der amerikanische 'pun', der im Englischen unverständlich ist. Eine Amerikanerin sagt zu einem Engländer von Pfirsichen: We eat all we can, and what we can't we can. In England wird can't mit a ausgesprochen und das unverständliche Verb can durch tin ersetzt.

In bezug auf Titel nimmt es der Amerikaner nicht so genau wie der Engländer oder — was mich sehr erstaunte — wie der Kanadier. Im politischen Leben ist man sehr freigebig mit dem Hon., das jedem kleinen Bürgermeister, jedem Abgeordneten beigelegt wird. Das dem 'gentleman' zukommende Esq. ist in Amerika unbekannt.

Der Index verbotener Wörter weist erhebliche Unterschiede auf. In Amerika sind sick, stomach, bum, bug nicht anstößig, cock jedoch wurde durch rooster ersetzt. Durch die Comstock Post Akte, die 'indecent'-Sprache vom Postverkehr ausschloß, ergab sich eine Flut von Umschreibungen, wie comfort-station, social evil, white slave; in Flüchen zeigen sich folgende Amerikanismen: gee-whizz, to cuss (curse), by gosh, great Scott. Das in England verpönte Wort bloody, dessen Gebrauch in Shaws Pygmalion in der Londoner Aufführung eine Sensation war, ist vollkommen harmlos.

Durch Verkehr und Austausch von Büchern und Filmen findet eine gewisse Durchdringung der beiden Sprachen statt, so zwar, daß mehr ostwärts als westwärts über den Ozean wandert. In E. heute: fall, stunt, boss, crook, frazzle. In Amerika: shop (store), to let (for rent).

Trotz dieses Ausgleiches, der oberflächlicher Art ist, bleiben die Kräfte zentrifugal. Ein neueres Buch von W. L. George, Literary Chapters, Boston 1918, ist für den amerikanischen Leser bestimmt, und dennoch, obwohl der Autor sich offenkundig bestrebt, amerikanisch zu schreiben, spricht er von: back-garden (back-yard), perambulator (baby-carriage), corn-market (grain-market), coal-owner (coal-operator), post (mail). Umgekehrt 'there are not five playwrights in America', said Channing Pollock one day, 'who can write English' (the English of the familiar discourse). 'Why should there be?' replied Louis Sherwin. 'There are not five thousand people in America who can s p e a k English.' (Green Book Magazine, Nov. 1913, p. 768.) Die Aufnahme volkstümlicher Idiome ist in einem England unbekannten Maße in der Literatur und in den feierlichsten Reden, wie in denen Wilsons, zu bemerken. Der 'Congressional Record' zeigt, daß unter den Führern nicht reines Englisch gesprochen wird. Aufs Geratewohl ausgewählte Stellen der Reden bedeutender Politiker vom Dezember 1917 bis März 1918 enthalten: to enthuse, to resolute, to dope out, to fall down (fail), to come across, to butt in, tin-lizzie, brain-storm, balled up, that gets me, bust (burst).

Die Scheidung zwischen will und shall, von Grammatikern festgelegt, und doch auch von englischen Schriftstellern keineswegs immer beachtet, ist in Amerika unbekannt. Irischer Einfluß mag hier das amerikanische Widerstreben gegen eine künstliche Scheidung verstärkt haben. Will ist futurisch, shall Ausdruck des Sollens. Der Obliquus whom wird in der Rede der Gebildeten durch who ersetzt: Who are you talking to. Die Form does 'nt wird durch do'nt ersetzt; ich erinnere mich zweier Yale-Professoren, von denen der eine als Neuengländer besonderen

Wert auf Englisch legte, die diese Form ex cathedra gebrauchten. Der Unterschied zwischen Adjektiv und Adverb ist schon in vielen Wendungen verloren: I feel bad, to go slow, sure, woneben surely als etwas höflicher eine bescheidene Existenz führt. 'Treat 'em rough' war einer der Imperative, die einem von Maueranschlägen während des Krieges entgegenstarrten. Zwei Adverbien fallen dem Engländer in ihrem fortwährenden und wechselnden Gebrauch auf, right und good: right away, right now, right on time (directly); right good, right smart (moderately); right there (precisely); — to be treated good, to sleep good, good and hard, good and tired. Some wird fortwährend als Ausdruck der Steigerung gebraucht: some girl, going some sick, so daß ein Engländer in seinen Reiseeindrücken über Amerika sagte, er würde den amerikanischen Jüngling mit aufgekrempelten Hemdsärmeln darstellen und darunter schreiben: some boy.

Der Prozeß der Vereinfachung muß natürlich durch die große Menge der Einwanderer außerordentlich verstärkt werden. Nach dem Zensus von 1910 waren 13 Millionen, die eine andere Muttersprache hatten, 20 Millionen Kinder wuchsen unter dem Einfluß fremder Sprachen auf, so daß mindestens 25 Millionen, mithin $^1/_4$ der Nation, ein durch fremde Einflüsse gefärbtes Englisch sprechen. Die Schule im weitesten Sinne des Wortes führt hier einen tapferen, aber doch sehr unzulänglichen Kampf. Die Hauptsache muß die Zeitung und das Buch leisten; doch ist die Anzahl der Analphabeten so erschreckend groß, daß Millionen gar nicht unter den Einfluß des gedruckten Wortes kommen. Nach dem Bericht des Secretary of the Interior, Franklin K. Lane, Washington 1919, im Auszug: Literary Digest, January 11, 1919, konnten 700 000 von den Stellungspflichtigen nicht lesen, von dem ersten Kontingent von 2 Millionen waren 200 000 Analphabeten. 18 % der Schulpflichtigen gehen nicht zur Schule. Nach dem Zensus von 1910 gab es 5 516 163 Individuen über 10 Jahre, die nicht lesen und schreiben konnten. Davon waren 4 600 000 über 20 Jahre, über 58 % waren W e i ß e, und von denen 1 500 000 i n A m e r i k a g e b o r e n: daß sich unter diesen Bedingungen eine Beeinflussung des Idioms, der Aussprache und der Grammatik ergeben muß, liegt auf der Hand; die jüngste Einwanderung, die der russischen Juden, zeigt das auf Schritt und Tritt: Ish ka bibble, I should worry, oi-yoi, mazuma. Durch den Einfluß des Yiddish war es auch schwer, die deutschen Lehnworte auszurotten. Der heilige Kreuzzug gegen sauerkraut, an dessen Stelle fermented cabbage, schließlich liberty cabbage treten sollte, war nicht erfolgreich. Inwiefern Gebäcke und Speisen, die früher German hießen, ihre neuen Vaterländer behalten werden (French fried, Danish pastry etc.), bleibt abzu-

warten. Der Klang des Affirmativums (jɛ) hat sich nicht seines deutschen Anklanges begeben. Im allgemeinen ist die Sprache stets zur Aufnahme neuer Lehnworte bereit, die dann allerdings sofort den veränderten Verhältnissen entsprechend die Bedeutung wechseln: café (restaurant), menu (ausgesprochen minju), soviel wie bill of fare. Einen bemerkenswerten Einfluß auf die Aussprache des gewöhnlichen New Yorkers kann man in der Aussprache oi in Worten wie journal, world, burn feststellen, die sich auch in Neuengland findet.

Daß die Tendenz zur Rückbildung in ihrer auswirkenden Verkürzung dem fremden Element gelegen kommt, ist klar. rattler (rattle-snake), coon (racoon), cute (acute), phone, co-ed, frat (fraternity), gym (gymnasium), movie (moving picture show), pep (pepper), flu (influenza), plute (plutocrat), diff (difference), doc, prof, dip (diploma), exam, Zepp (Zeppelin). Abkürzungen, wie sie jetzt auch bei uns üblich sind, gibt es dort schon seit geraumer Zeit, und zwar sind sie nicht bloß auf Organisationen beschränkt. O. K. (nach einer Anekdote oll korrect) bedeutet 'richtig', to okeh something (etwas für richtig befinden, indossieren). C. O. D. (cash on delivery), N. G. (no good), G. O. P. (get out and push), P. D. Q. (please dam quick), T. B. (tuberculosis), G. B. (grand bounce). Neologismen werden ständig geprägt, besonders bezeichnende Komposita: joy-ride, lounge-lizard, hash-foundry. Neue Verben entstehen über Nacht: to hooverize, to electrocute. Übergang von einer Wortklasse in die andere: to lift up zu uplift subst. und wiederum Verb, joy-ride subst. und dann Verbum. Flektion, die im Englischen nicht stattfindet: the livest art is poetry. Bedeutungserweiterung: laundry (auch Wäsche), gun (Feuerwaffen), party (Person). Erfundene Worte: kodac, crisco, orangeade, uneeda, vaseline. Aus zwei Worten zusammengesetzt: warphanage (war und orphanage), grandificent.

In der heutigen Aussprache des Amerikanischen liegt unzweifelhaft das charakteristischste Moment in der Satzmelodie, die sich vom Englischen wesentlich unterscheidet. Die nasale Aussprache (nasal twang) ist allgemein bekannt; als Erklärung wird häufig der Einfluß des trocknen Klimas und des jähen Temperaturwechsels auf die Sprachorgane angeführt. Aussprache nach dem Wortbild: extraordinary (6 Silben). Akzentverschiebung fort von den ersten Silben: advertísement, perémptory, parésis, primárily, telégrapher, temporárily, Akzent auf der ersten Silbe: in'quiry, ally. Aussprache von in England stummen Konsonanten: t in often, vor allem r card, lord. Henry James fand diesen Laut bei einem Besuch seines Vaterlandes besonders unangenehm: a sort of morose grinding of the backteeth. Robert Bridges tadelt dagegen seine Landsleute wegen des Verschwindens des r und der

Aussprache 'sawed of the Laud'. — Vokale: ä-Laut anstatt des langen a, abgesehen von Neuengland, wo jedoch auch der ä-Laut immer mehr Fortschritte macht: last, dance, cart, calm, pass, path. u: figure (deutlichere Aussprache wie in nature), courteous (: hurt), brusque (: tusk), clerk (: Turk). Vor u der j-Laut fortgefallen: new, duke, stew, due, duty, Tuesday, lieutenant ausgesprochen lu ...: ī-Laut: hostile; in kurz: sliver (: liver), been, in immer kurz. Der bei meinem ersten Aufenthalte auffallendste Unterschied vom E. war die Abwesenheit eines o-Lautes in: fox, ŏ > a, doctor, loft (ă ausgesprochen). log, dog, God haben etwa die Aussprache gawd. Eine wichtige Besonderheit der amerikanischen Aussprache ist vom Vf. nicht erwähnt, die sich in der Aussprache der langen e und o zeigt: die Nachschlagsvokale i resp. u sind nur leise angedeutet im Vergleich zum Englischen. Die hier nicht näher beschriebene eigene Satzmelodie, die prinzipiellen Unterschiede im Vokalismus und Konsonantismus (vor allem die r-Aussprache), der nasal twang, viele Besonderheiten in einzelnen Worten, alles das beweist die Erfahrungstatsache, 'Every Englishman visiting the States for the first time has a difficulty in making himself understood. The American visiting England for the first time has the same trouble.'

In einem besonders interessanten Kapitel 'The common speech' macht der Vf. den ersten Versuch, die Sprache zu beschreiben, wie sie außerhalb der englischen Schulstunde gesprochen wird. Wie die Verhältnisse in den Schulen heute liegen — und man denke an die oben gegebenen Zahlen über die Analphabeten —, ist der Kampf der Schule hoffnungslos, und ein immer stärkeres Eindringen dieser Volkssprache in die jetzige Gemeinsprache wäre zu erwarten. Es wäre aber auch denkbar, daß intensivere Schulung, besonders auch für die Erwachsenen, wie sie von vielen Amerikanisierungsversuchen schon jetzt betrieben werden, die Massen der Gemeinsprache gewinnt. Tatsache ist, daß der heutige Durchschnittsamerikaner die 'schweren' Worte (vom Griechischen und Lateinischen) nicht versteht. Selbst unter den Studenten habe ich darin oft erstaunliche Unwissenheit feststellen müssen. So sehr dem 'man on the street' der rhetorische Fluß des politischen Redners imponiert, verstehen kann er ihn nur zu einem gewissen Teil. Ich stimme durchaus dem Kritiker Francis, einem der Herausgeber der 'New Republic', bei, der von 'the enormous gap between the literate and unliterate American' spricht.

Der Vf. gründet die im folgenden im Auszug wiederdessen Tabellen auf Untersuchungen, die W. W. Charters 1914 treten sollte,tarschulen von Kansas City gemacht hat (A course Speisen, die frammar based upon the grammatical errors of halten werden f Kansas City., Mo, Univ. of Missouri Bulletin,

Jan. 1915), ferner auf die Beobachtung des Sprachgebrauches in den jetzt so populären und häufig nachgeahmten 'base-ball'-Geschichten des Chicagoer Reporters Ring W. Lardner. Nach des Vf. Meinung und auch nach der zahlreicher meiner Freunde ist die Sprache durchaus echt. Das entzieht sich meiner Beurteilung, und so gebe ich die Übersichten als erste interessante Versuche, ohne zu deren Genauigkeit Stellung zu nehmen. Die Hauptmerkmale der Volkssprache liegen in den Formen des Verbums und des Pronomens. Einige Verben, deren Formen auf Beobachtungen des Vf., auf Charters und Lardner beruhen, sind:

Present	*Preterite*	*Perfect Participle*
am	was	bin (or ben)
attack	attackted	attackted
bite	bitten	bit
blow	blowed (or blew)	blowed (or blew)
choose	chose	choose
come	come	came
do	done	done (or did)
drive	drove	drove
fly	flew	flew
forget	forgotten	forgotten
go	went	went
grow	growed	growed
know	knowed	knew
lend	loaned	loaned
see	seen	saw
shine (to polish)	shined	shined
sit	set	sat
steal	stole	stole
strike	struck	struck
take	taken	took
thrive	throve	throve
wear	wore	wore
wish (wisht)	wisht	wisht
write	written	wrote

Die Konjugation im einzelnen wird durch das Paradigma von bite veranschaulicht:

Act. Ind. Pres. I bite, *Past Perf.* I had of bit, *Pres. Perf.* I have bit, *Fut.* I will bite, *Past* I bitten, *Fut. Perf.* (wanting).

Subj. Pres. If I bite, *Past Perf.* If I had of bit, *Past If I bitten. Potential Pres.* I can bite, *Past* I could bite, *Pres. Perf.* (wanting), *Past Perf.* I could of bit. *Imperative (or Opt.) Fut.* I shall (or will) bite. *Inf.* (wanting). *Pass. Ind. Pres.* I am bit, *Past Perf.* I had been bit, *Pres. Pref.* I been bit, *Fut.* I will be bit, *Past* I was bit, *Fut. Perf.* (wanting). *Subj. Pres.* If I am bit, *Past Perf.* If I had of been bit, *Past* If I was bit, *Pot. Pres.* I can be bit, *Past* I could be bit, *Pres. Perf.* (wanting), *Past Perf.* I could of been bit. *Imperative* (wanting). *Inf.* (wanting).

Das Paradigma zeigt folgende Eigentümlichkeiten: Zusatz der aus have entstandenen Form of zum Hilfsverb des Perfekts, will anstatt von shall in der 1. Person des Futurums, die richtige

Form des Hilfsverbums im Passiv des Plusquamperfektums, obwohl das Partizipium nicht grammatisch richtig ist, im Konjunktiv sind be und were verschwunden.

Das Verbum to be wird folgendermaßen konjugiert:

Pres. I am, *Past Perf.* I had of ben, *Pres. Perf.* I bin (or ben), *Fut.* I will be, *Past* I was, *Fut. Perf.* (wanting). *Subj. Pres.* If I am, *Past Perf.* If I had of ben, *Past* If I was.

Die Flektion des Personalpronomens wird durch die folgende Tabelle veranschaulicht:

I my mine me; we our ourn us. you your yourn you; yous your yourn yous. he his hisn him; they their theirn them. she her hern her; they their theirn them. it its its it; they theirn their them.

Relativ: who whose whosen who; which whose whosen which.

Adverbialformen verschwinden ganz; wounded very bad, it near finished him, he acted dirty. Sehr charakteristisch ist die konsequent durchgeführte doppelte Negation: I do'nt know nothing about it, can't see nothing.

Für die Aussprache dieser Vulgärsprache liegen nur einige Untersuchungen vor, die sich auf bestimmte Distrikte beziehen. Zwei Kräfte scheinen die Aussprache zu beeinflussen, einmal die alte Tradition der englischen Kolonisten und dann eine spontane durch Einwanderung beeinflußte Veränderung. Erhaltung der alten Aussprache, verstärkt durch irischen Einfluß: to hoist, to roil (i). Erhaltung des kurzen i: critter (creature), crick (creek), slick (sleek). i: deef (: beef). e anstatt a: to catsch, rash. -ow zu -er: feller, swaller, yeller, beller, umbreller, holler. Zusammenziehung im Satz: wah zee say (what does he say?), 'itt' mowd (get him out).

Die Unterschiede in der Schreibung werden durch die folgende Liste gewöhnlicher Wörter veranschaulicht:

American anemia *English* anaemia, aneurism aneurysm, annex (noun) annexe, arbor arbour, armor armour, asphalt asphalte, ataxia ataxy, ax axe, balk (verb) baulk, baritone baryton, bark (ship) barque, behavior behaviour, behoove behove, buncombe bunkum, burden (ship's) burthen, cachexia cachexy, caliber calibre, candor candour, center centre, check (bank) cheque, checkered chequered, cider cyder, clamor clamour, clangor clangour, clotoure closure, color colour, connection connexion, councilor councillor, counselor counsellor, cozy cosy, curb kerb, cyclopedia cyclopaedia, defense defence, demeanor demeanour, diarrhea diarrhoea, draft (ship's) draught, dreadnaught dreadnought, dryly drily, ecology oecology, ecumenical oecumenical, edema oedema, encyclopedia encyclopaedia, endeavor endeavour, eon aeon, epaulet epaulette, esophagus oesophagus, fagot faggot, favor favour, favorite favourite, fervor fervour, flavor flavour, font (printer's) fount, foregather forgather, forego forgo, form (printer's) forme, fuse fuze, gantlet (to run the) gauntlet, glamor glamour, good-by good-bye, gram gramme, gray grey, harbor harbour, honor honour, hostler ostler, humor humour, inclose enclose, indorse endorse, inflection inflexion, inquiry enquiry, jail gaol, jewelry jewellery, jimmy (burglars) jemmy, labor labour, laborer labourer, liter litre, maneuver manoeuvre, medieval mediaeval, meter

metre, misdemeanor misdemeanour, mold mould, mollusk mollusc, molt moult, mustache moustache, neighbor neighbour, neighborhood neighbourhood, net (adi.) nett, odor odour, offense offence, pajamas pyjamas, parlor parlour, peas (plu. of pea) pease, picket (military) piquet, plow plough, pretense pretence, program programme, pudgy podgy, pygmy pigmy, rancor rancour, rigor rigour, rumor rumour, savory savoury, scimitar scimetar, septicemia septicaemia, show (verb) shew, siphon syphon, siren syren, skeptic sceptic, slug (verb) slog, slush slosh, splendor splendour, stanch staunch, story (of a house) storey, succor succour, taffy toffy, tire (noun) tyre, toilet toilette, traveler traveller, tumor tumour, valor valour, vapor vapour, veranda verandah, vial phial, vigor vigour, vise (a tool) vice, wagon waggon, woolen woollen.

Die Tendenz der amerikanischen Schreibung geht auf Vereinfachung: überflüssige Buchstaben fallen aus, *u* in *-our*, End-*e* in axe etc., der dublizierte Konsonant in waggon, jeweller, einfache Vokale für zusammengesetzte: plow, check, draft, phonetische Schreibung in jail. Viele der Vereinfachungen gehen auf Noah Webster zurück, dessen erstes Wörterbuch im Jahre 1806 erschien. Trotz der Opposition gegen die amerikanische Orthographie in England finden mehr und mehr Neuerungen Einlaß, wie neuere Lexika bezeugen: New English Dictionary: Concise Oxford D. 'Authors' and Printers D. (jail, ax, cider etc.). Anderseits müssen amerikanische Verleger für den Absatz in England auf das dortige Publikum Rücksicht nehmen. Die Riverside Press, Macmillan Company und andere kommen so zu einem Kompromiß der beiden Schreibungen. Die Websterschen Ideen einer konsequenten Vereinfachung wurden eifrig in Amerika fortgesetzt. Deren Anhänger sind im Simplified Spelling Board vereinigt. Eine Zeitung, wie Literary Digest, die sich einer Million Leser rühmt, befolgt dessen Vorschläge. Einige Schreibungen bürgern sich allgemein ein: tho, thru, thoroly. Gewisse Abweichungen in der Schreibung erklären sich aus der verschiedenen Aussprache: specialty aluminum, alarm. Fremde Wörter werden insofern amerikanisiert, als man die in England üblichen Akzente fortläßt: cafe, regime, employee.

Das Kapitel über die Eigennamen ist kulturell besonders interessant. Die vielen fremden Namen bezeugen, wie trotz des politischen und kulturellen Übergewichts der angelsächsischen Oberschicht die Amerikaner keine Angelsachsen mehr sind. Angesichts der mit Hochdruck betriebenen 'hands-across-the-sea' Propaganda der 'angelsächsischen' Familie sprechen Adreßbücher, Telephonbücher, Namensverzeichnis des Repräsentantenhauses eine stummberedte Sprache. Der Vf. wählt den Buchstaben Z des New Yorker Telephonbuches in Manhattan und der Bronx und findet 1500 Teilnehmer mit 150 Namen. Am zahlreichsten sind Zimmermann, Zimmer, Zimmern. Viele andere deutsche Namen, wie Zahn, Zechendorf, Zinser etc. Holländisch: Zuurmond.

Slawisch: Zachczynsky, Zaretski. Italienisch: Zaccaro, Zanelli. Jüdisch: Zukor, Zipkin, Ziskind. Spanisch: Zelayo, Zingaro. Griechisch: Zapeion, Zervakos. Ungarisch: Zagor, Zichy. Schwedisch: Zetterholm, Zetterlund. Aus dem Pittburgher Telephonbuch ergeben sich für die Geistlichen folgende nichtenglischen Namen: Auroroff, Ashinsky, Bourajanis, Pniak etc. Ich nehme das Adreßbuch der Yale-Universität und finde unter Z Zahner, Zeleny, Zenner, Zetterstrandt, unter A: Abel, Abeles, Abramowitz, Achelis, Acosta, Alpers, Amatruda etc. Der Vf. führt aus der Liste des Repräsentantenhauses folgende Namen an: Bacharach, Dupré, Esch, Estopinal, La Guarda etc. Im New Yorker Adreßbuch steht Mucphy, irisch, an 4. Stelle, Meyer, an 5., Cohen und Levy stehen an 8. und 9. Stelle und kommen vor Jones und Williams, es gibt mehr Schmidts als Taylors, mehr Schneiders und Mullers als Robinsons. Dabei ist zu beachten, wie viele Smith, Brown, Miller, Fox durchaus keine Angelsachsen darstellen. Es ist spaßhaft, wie die Namen übersetzt und umgeändert werden. Hines (Heintz), Swope (Schwab), Whitehill (Weißberg), Robinson (Rabinowitz), Benson (Bielefelder), Pullman (Pulvermacher), Dicks (Schwettendieck). In den Vornamen ergibt sich natürlich eine schnelle Assimilation, dennoch findet man Kurt und Karl auch häufig in nichtdeutschen Familien. Die geographischen Namen ordnet der Vf. in die folgenden Klassen: 1. zum Gedächtnis großer Männer, 2. Übertragung älterer Namen, 3. indianische Namen, 4. holländische, spanische, französische Namen, 5. biblische und mythologische Namen, 6. die Örtlichkeit beschreibende Namen, 7. Namen von der Flora und Fauna, 8. erfundene Namen. Zur ersten Klasse gehören: Washington, Cleveland, Bismarck ... 2. New London, Rome, Syracuse, Troy, Berlin, Leipzig ... 3. Massachusets, Connodoguinnet ... 4. Schuylkill, Harlem, Hoboken ... Des Moines, Terre Haute, Los Angeles, San Antonio ... 5. Bethlehem, Bethany ... 6. Bald Knob, Key West ... 7. Alligator, Crawfish, Leadville ... 8. Blue Ball, Cowhide, Dollarville, Shin Pond, Oven Fork, Noodle. In der Benennung der Straßennamen ist die Verwendung von street, avenue, boulevard, drive, speedway hervorzuheben. Die im Verein mit der Numerierung der Straßen, die in großen Städten allgemein geworden ist, ist eins der auffälligsten Kennzeichen des praktischen amerikanischen Geistes.

Im Schlußkapitel weist der Vf. auf die Bedeutung des Sprichwortes und des Slang in Amerika hin. Die Vorliebe für die kurze bequeme Form der 'Volksweisheit', allerdings häufig genug tönende Platitüde, ist bezeichnend. So groß ist die Vorliebe für diese Patentphilosophie, daß viele Autoren den Schatz ständig zu bereichern trachten. In den Bureaus findet man Wandschilder: 'Do it now',

'This is my busy day'. Ein ehrwürdiger Ahn dieser auf Kalendern, Bannern verzeichneten Weisheit ist Benjamin Franklins 'Poor Richard's Almanac' 1732, der 25 Jahre lang ein außerordentlich populäres Buch blieb und zahlreiche Nachahmer fand. Ich habe mich inzwischen überzeugt, daß die optimistischen Sprüchlein von Ralph Waldo Trine den Deutschen zur Stärkung gereichen. Ein schönes Beispiel ist 'the elevator to success is not running, take the stairs'. Auszuzeichnen sind die, die Humor zeigen: 'do not monkey with a buzz-saw, cheer up, the worst is yet to come. Dies sah ich monatelang in dem funny-paper einer Zeitung illustriert. Das letzte, was mich verfolgte, war: It is a great life if you do'nt weaken. Diese Redensarten, gerade wie 'you said it, you said a mouth-ful, gehören wegen der fortwährenden bis zur Sinnlosigkeit gesteigerten Wiederholung in die Kategorie des Slang. Findet ein Wort, eine Redensart Anklang beim Volk, so wird es bald ein cliché, das sich in den Gedankenpausen immer zur rechten Zeit einstellt. Solche Bildungen und Redensarten sind es meistens, die besonders anschaulich sind. Es ist schwer zu sagen, warum to talk through your hat Slang, to laugh in your sleeve Idiom ist. Block-head ist gutes Englisch, bone-head ist Slang. In der Literatur sind George Ades Fables in Slang eine interessante Erscheinung. Neue Slang-Ausdrücke werden bewußt durch die Zeitungen geschaffen, besonders im Sport und in der Politik; durch die Zeitungen und das Kino werden sie dem Volk zur Annahme vorgelegt, das in seiner Unberechenbarkeit diese oder jene Redensart seinem schnellwechselnden Schatz von Sprachscheidemünzen einverleibt. So ist denn fortwährend Zu- und Abgang im Slang zu verzeichnen. Awful ist heute in awful weather, awful job gutes Englisch, slacker, vom englischen Studenten-Slang to slack, to hold up sind Beispiele für die Aufnahme von Slang in legitimes Englisch. Umgekehrt sind Roosevelts Ausdrücke big stick, nature faker, muck-raker in das Slang geglitten. Die Lebensdauer ist ganz verschieden, zuweilen nur einen Monat, andere aber mehrere Jahre. Good night hat entschieden länger als das vom Vf. zugebilligte eine Jahr gedauert.

Wie steht es nun mit der Zukunft der englischen Sprache? Daß ihr die Welt heute gehört, wie Jakob Grimm voraussagte, bezweifelt heute niemand mehr. Seit Jesperson, um dessentwillen der Vf. die Philologen milder beurteilen sollte, sprechen wir nicht vom Verfall, sondern vom Fortschritt der englischen Sprache. Ohne Zweifel bewegt sich das Amerikanische in Bahnen, die das Englische langsamer verfolgt: es ist nichts, was dem 'génie' der Sprache widerspräche. Die Position des amerikanischen Volkes wird durch Zahl, Reichtum, Macht immer

stärker, innerhalb desselben selbst aber sind notwendig die Schranken der englischen Grammatik aus den oben angeführten Gründen gefährdet. Das literarische Amerikanisch hat, wie ich in Kanada auf Schritt und Tritt beobachten konnte, Kanada friedlich durchdrungen. Gewiß werden sich mit der Zeit mehr und mehr Schriftsteller finden, die aus dem Quickborn des amerikanischen Dialektes schöpfen und so die Schriftsprache bereichern, knüpfen sie doch nur an einen der Großen Amerikas an, an Whalt Whitman. —

Bei dem für uns unerschwinglichen Preise von $ 4 habe ich mich bemüht, die Haupttatsachen des Buches wiederzugeben, die mir nach eigener Beobachtung richtig erscheinen. Die geistreichen Bemerkungen, die das Buch zu einer anregenden Lektüre machen, die aber auch oft genug zum Widerspruch herausfordern, konnten hier nicht berücksichtigt werden. Alles in allem ist das Buch ein großer Wurf auf einem bis dahin vernachlässigten Gebiete unserer Wissenschaft.

Berlin. Georg Kartzke.

Bemerkungen zu 'Adolf Toblers Altfranzös. Wörterbuch', Lieferung 1 und 2.

(Fortsetzung statt Schluß.)

** *adurois*, adj., = *aduré: li barons adurois*, GLiége 28998.

* *aduste*, adj., 'erhitzt, entzündet': *bon sanc sec et ne mie trop aduste*, Mondev. Chir. 774; *par la purgation des humeurs agües adustes*, ib. 1569; *La maniere et la matiere de cestes* (sc. *eschardes*, lat. *squama*) *est petite, seiche, aherdant, visqueuse, non decourant, aduste*, ib. 1679; *tant que la croste qui a esté aduste chiee*, ib. 1963.

* *adustion*, s. f., 'Erhitzung, Entzündung', s. *acuité*.

aé, s. m., 'Lebenszeit', auch: *Aremulus apres lui vint, Ne vesqui pas en lunc aei, .XVIII. ans a reis estei*, MBrut 3801; *Mes je ne le vis onques a jour de mon aé*, Gaufrey 5767; *Unkes nul jur de sun eé Si bel chevalier n'esguarda*, MFce Yon. 146. 'Lebensalter', auch: *Uns prophetes de grant eded* (prophetes quidam senex), LRois (Ler.) 287; *Il n'est pas de greinor aé ... de moi*, Veng. Rag. 2064; *Quant ert en l'eé de quinze anz, Mult ert bele e creüe e granz*, MFcePurg. 2227; *venir en aé* 'das mannbare Alter erreichen': *Quant il fu venuz en eé, A chevalier l'unt adubé*, MFce Yon. 469; *Quant esteit venuz en eé, A chevalier l'a adubé*, ib. Mil. 291.

aemplement, s. m., 'Erfüllung', auch: *La cremor de l'espir aura aamplement*, Ms. frç. 24387 fol. 65 bei Reinsch, Ps.-Ev. v. J. u. M. Kindh. S. 18.

aemplir, vb. trans. 'füllen; erfüllen', auch: *eslaise ta buche e je* (Gott) *aemplirai li* (dilata os tuum et implebo illud), Oxf. Ps. 80, 9 (Cambr. Ps. *emplir*); *Eslaise ta bouche en loant, Je l'aemplirai maintenant*, Reimps. ib. S. 317; — *Ensement son tierme aempli Et li .VII. an sont acompli*, JCond. I, 323, 643.

'sättigen, stillen, befriedigen': *Benëurex li huem chi aemplirad sun desiderie d'els medesmes* (qui implevit desiderium suum ex ipsis), Oxf. Ps. 126, 6; *Tote honor ai geté arrier Por aonplir son desïer*, Dav. Proph. 206, 466; *Casceuns i porra aemplir Tout isnelepas son plaisir*, Chast. 26, 54; *Dist li enemis: Je parsiwerai e comprendrai, deviserai despoilles, serad aemplide la meie aneme* (implebitur anima mea), Cant. Moys. 9 in Oxf. Ps. S. 237 (2. Mos. 15, 9).

'erfüllen, ausführen, vollziehen', auch: *que co que les prophetes avïont dit ere aempli en nostron seignor J. C.* (ea in ipso impleta esse), Afr. Pr.-Leg. E 1, 5; *Totes ces choses sont aemplies en nostron seignor J. C. qui sont trapassees et celes qui ne sont encor faites serant aemplies* (haec omnia in domino nostro ... impleta sunt, ... et ... implebuntur), ib. E 12, 8; *Icest voto elli voucit aemplir*, ib. K 24, 4; *mestiers est ke nos les deix commandemenz de la loy aempliens*, SBern. (F.) 140, 31; *Les commanz damrideu convient toz aemplir*, PoMor. 559a; *Cil ne püent pas acomplir Les comandemanz n'aemplir Qui onques mais ne se vëirent* (jussa complere), Prior. Veg. 2220.

** *aenter*, vb. trs., 'pfropfen', bildl.: *Atant point le cheval, des esperons l'aante* (stößt, bohrt die Sp. hinein), ChSax. 3065.

aerdre, vb. intr., eig. u. bildl. auch: *co[h]eres, ensemble aerdre*, Cath. Lille 43; *hereo, aherdre, doubter*, ib. 77; *Et per tant ke lïus n'i astoit pas, en cui li fais* (die vom Berge stürzende ingentis saxi moles) *pöist aherdre* (locus ... quo inhaerere potuisset), Dial. Greg. 9, 17; *Aerst el pavement la meie aneme, vivifie mei sulunc la tue parole* (adhaesit pavimento anima mea), Oxf. Ps. 118, 25; *M'arme est aerse au pavement*, Reimps. ib. in Oxf. Ps. S. 341; *Aerst a la puldre la meie aneme* (adhaesit pulveri anima mea), Cambr. Ps. 118, 25.

übertr., *a auc., sur auc.*, auch: *Aerdra dunc a tei li siege de felunie?* (Numquid adhaeret tibi sedes iniquitatis ...?) Oxf. Ps. 93, 20; *Deu, a toi aherdera dons Li sieges des hommes felons?* Reimps. ib., S. 325; *Li nunnuisant e li dreiturer aerstrent a mei* (Innocentes et recti adhaeserunt mihi), Oxf. Ps. 24, 22; *En cui porsiwance il envoiat trois contes ki a soi soloient aherdre devant tox les altres* (qui sibi prae ceteris adhaerere consueverant), Dial. Greg. 78, 10; *Ki ahert al sanior, il est uns espirs* (qui adhaeret Domino, unus spiritus est), ib. 81, 6; *par tant ke li aherdent per pense* (quia ... mente ei inhaerent), ib. 82, 16; *Entre els se vuelent si guaitier ... Que li uns par l'autre ne perde Ne tels surfaix sur els n'aerde, Dunt entre els seient encumbré Li uns par l'autre,* MFceFab. 72, 10; *a auc. r.: Afin qu'a ta grace je parte Et qu'a t'amour je puisse aerdre,* Mir. ND. 16, 965.

rfl., übertr., *a auc.* auch: *Li justes s'aertrent a moy,* Reimps. 24, 22 in Oxf. Ps. S. 277; *Pour tant qu'a toy se vueille aherdre* (ein Sünder an Gott), Mir. ND. 33, 828; *Et vous, rebelles ruppieux, Qui a eux vous estes adhers,* Chr. de Pis, Vers sur J. d'Arc bei Buchon, Chron. et Mém. I, 542; *apres auc.: Sous tes eiles qui m'ont couvert, M'arme apres toy ades s'aert,* Reimps. 62, 8 in Oxf. Ps. S. 301; *a auc. r.* auch: *car li cristiens ne se doit mies aherdre a tels choses,* SBern. (F.) 148, 20; *Que miex amez ... le vostre perdre Que vous a mariage aerdre,* Mir. ND. 19, 366; *Car aux biens de lui on s'aherde Et toute la moitié en perde,* ib. 20, 741; *avant qu'a ce fait s'aherde* (nach Jerus. zu pilgern), ib. 34, 741; *par moy aherdre a vanité,* ib. 40, 1827; *Car je m'estoie a che ahers Qui me tourmentoit grandement,* Froiss. Poés. I, 225, 474; *Et si j'estoie ailleurs ahers, Je feroie tout au revers,* ib. 227, 549; *fols est qui s'i ahert* (sc. *au bien amer*), ib. 281, 2055; *Puis que vo volentez aerse Y est, sire, de cuer entier Yrons,* Mir. ND. 13, 74; *en auc. r.: S'en noz forces nous aerdons, Je ne voy pas que ne perdons,* Mir. ND. 39, 2045; *Tu en es en peril de perdre, Car en folour te voes aherdre,* Froiss. Poés. II, 28, 935.

trans.: 'angreifen': *Tu as ceste ville soubxmis Et convertie a ta creance: Par mes diex, ... Si tost con revenray de Perse, De toutes pars sera aerse,* Mir. ND. 13, 194; *Ensi serés ahers d'esclame Où tost receveres grant blame,* Froiss. Poés. I, 294, 2464.

aerdant, 'fest anhaftend': s. *aduste,* Mondev. Chir. 1679; *et soient appliquiees ventouses forment aerdantes ou sansues, s'eles s'i vuelent aerder,* ib. 1775.

aesme, s. m., auch: *Ci revandras, et garde ton aesme, Se tu me vuex droit faire par bataesme,* Eust.-Leb. 72c ('Schätzung nach welcher Stelle?', vgl. *En la forest en repaire a esme,* l. auch hier *a aesme?*, 79c; Ott: *aesme* 'Ziel').

aesmer, vb. trans., 'erachten, urteilen', m. Acc. c. Inf.: *et il aesmevet lui non pooir estre si cort par veüe* (aestimabat tam brevem per visionem esse non posse), Dial. Greg. 27, 9; (existimare) ib. 148, 24; 202, 24; (suspicari) ib. 144, 21; 161, 23; *ki soi aesmevet estre purriere et cendre,* Mor. Job 308, 8.

'von etw. etw. halten, etw. wie bewerten': *car en tant juget chascuns plus subtilment des tenebres, en combien il conoist plus vraiement la clarteit de lumiere; car cil ki uoit la lumiere seit queil chose il aesmet des tenebres, et cil ki ne conoist la blanchor de lumiere loet les obscures choses en liu de cleres,* Mor. Job 341, 42.

'gleichstellen, vergleichen': das Beisp. Rose 675; *Chaiti, vos aves conqueru lues pleins de tenebres, ... pleins de tormenz et de peines que l'um ne porroit aesmer a autres peines* (et incomparabilibus poenis), Afr. Pr.-Leg. D 19, 13; *Compaigne, comment poet çou iestre Que li amans de couwart iestre Puet iestre au hardit aesmés?* JCond. I, 299, 75.

* *afablir,* vb. intr., 'fabeln, lügen': *A la chose que tote est veire Ajoste il, s'il la retrait; Puis afablist, quei que il vait,* Yder 4227.

afaire, s. m., *avoir afaire,* 'nötig haben', *de c.* Inf.: *Cil dïent per quel leu aler Doit l'ox ... Ou se l'on doit avoir afaire De combatre a son adversaire,* Prior. Veg. 2610.

'Unternehmung': *L'on doit enquerre dilijammant, Et non mie tant soulemant Es sieges, mes en toz afaires Et es tres granz batailles maires, Les costumes et trestot l'estre De quoi li autre puent estre,* Prior. Veg. 9933 (= *mais en toutes manieres de batailles,* JMeun, ArtChev. S. 157).

'Ding, Sache (als Vorgang, Tun)': *Dous afaires i suelent* (in der heiligen Schr.) *li maistre demostreir, Ki sevent les comanz des conselz deviseir* (zweierlei), PoMor. 558c; *Granz chose est et mout bone virginité garder Et granz afaires est tot as povres doner* (etwas Gr.), ib. 572b.

'Sachlage, Verhältnisse': *Et ses janx la tienent por fole De son seignor que ele acole, Mes il ne sorent pas l'afaire,* Gd'Angl. 2647.

'Bedeutung v. etw.': *mais moult voulentiers Orroye qu'il exposast cy Pour quoy Crist de vierge nasqui: Que fu ç'a faire? — Tantost t'en mousterray l'affaire,* Mir. ND. 20, 1298.

'Art und Weise', auch: *Issi par tel afaire Couverra la vengance prendre,* Veng. Rag. 5146; *Einsi furent li chevalier A la guerre par tel afaire,* Meraug. 655; *Cil oixellon en leur afaire Chantoient si com par estri* (nach i. Weise), Froiss. Poés. I, 97, 360.

'Art, Beschaffenheit', v. Sachen, auch: (Fuchs zum Affen, der ein Stück von dessen Schwanz für seine schwanzlosen Kinder haben will) *Ja de ma cue, ki est granz, N'aleverez les voz enfanz, ... Mes qu'ele fust de tel afaire Que jeo ne la pëusse traire,* MFce Fab. 28, 19; *Li siecles est de tel afaire Que cieulx qui puet faire le pis, ... Cieulx est tenus bachelereus Au dit des gens et vigereus,* JCond. II, 224, 26; *De si fait afaire est lor constume et lor vie,* PoMor. 521a.

'Art, Beschaffenheit, Wesen, Rang, Stand', v. Pers., auch: *Nus ne devroit tel honme atendre, Puis c'arme ne le puet forfaire. Itels est et de tel afaire,* Veng. Rag. 5074; *Despuis que vostre afaire et vostre estre entendi, Vous donnai tout mon cuer,* BComm. 2689; *Espoir fu en ce point de li tex veus voués Par quoi de li doit estre ses afaires celés,* Berte 2940; *Tant vous di je de son affaire* (des Mädchens) *Qu'en ce päis n'a, par ceste ame, De lui nulle plus preude femme,* Mir. ND. 31, 2467; *Se j'estoie de vostre affaire, Chier sire* (der Kaiser), *et de vostre valeur, Je li feroye tel honneur* (dem siegreichen Feldherrn) *Qu'a mariage li donrroye Une fille, se je l'avoie, Com vous l'avez,* ib. 37, 2218; *Car ses afaires* (der Dame) *est mignos,* Froiss. Poés. II, 203, 304; *Sont il ores de tel afaire Qu'on en doie grant compte faire?* Froiss. Poés. II, 125, 4226; ... *Le mist en si tresgrant mesaise Fortune et en si povre afaire Que nus n'avoit de lui que faire,* Julian 1119; *Mes tes suet mangier sans chandelle, Qui ore a baron s'apareille Et petit prise poure afaire,* BCond. 252, 210; *La mestresse est de noble afere,* JCond. II, 245, 68; *Onques rois de plus noble afaire Puis Charlemaine ne nasqui,* Watr. 96, 428; *Tant plus sera de noble afere* (die Dame), *Plus sera douce et debonere,* Clefd'Am. 251; *Maint pastouriel de noble afaire,* Froiss. Poés. II, 346, 1; *Car trop est de dur affaire* (sc. *Amours*) Charld'Orl. (ed d'Héric.) I, 199; *Tais toi, fame de put afere,* Mont. Rayn. I, 100, 82; *Li maus oisiaus de put afere* (der Kuckuck), JCond. II, 13, 394; weitere Verbindungen: *Drois dist, se gentius hom mesprent, Qu'il se blece plus laidement C'uns qui seroit de bas afaire,* BCond. 251, 171; *Soit* (er) *de haut u de bas affaire,* JCond. II, 43, 1401; *Et qui est de gentil afaire Estrait, il s'i doit regarder Et soi de meffaire garder,* JCond. II, 98, 24; *Li preudom de gentil afere,* ib. 317, 114; *de mal afaire,* Mir. ND. 9, 325; *Uns huem ... de mult maleit afaire* (vir Belial), LRois (Ler.) S. 197; *gens d'orgueilleux affaire,* Mir. ND. 34, 1628; *hom n'i vient de nulle part, Ja tant soit de petit affaire, S'entr'eus voet bien et honour faire, Qu'a joie n'i soit retenus,* Watr. 342, 45: *Et adont vo coer* (sc. *devés*) *deslyer Et ouvrir de piteus afaire Pour misericorde aultrui faire* (mitleidigen Wesens, mitleidig), Froiss. Poés. II, 190, 965; *Jone dame iert de riche affaire,* Watr. 336, 237; 'Verhalten': (zur neuen Dienerin) *Se vous*

m'estes de bon affaire, Ja mais de nous ne partirez Tant que riche et comble serez, Je vous promet, Mir. ND. 32, 1013; 'Lebenswandel': *Et* (sie) *dit qu'il* (das Kind) *est pour tout certain A un moine de telle affaire, Qui ceens bien souvent repaire Et y fut devant ier encore,* Mir. ND. 18, 993 (l *Qu'i*; *i = il*).

afaissier, vb., *afesse,* G. Gui. wird *a fesse* sein. *faisse* als herald. Ausdruck in der gelehrten Umformung *fasse* auch bei Froiss. II, 324, 28, nfr. *fasce.*

afaitaison, s. f. 'Bildung, Art', auch: *.iiii. getons avoit getez* (der Baum) *... Si biaus, si drois, si bien venans Et de si douce affaitoison Que chascuns fu celle saison Grans et floris et fruiz portans,* Watr. 84, 41.

afaitier, vb. trans., mit sächl. Obj.: 'zurechtmachen', übertr. auch *Car cuers ont apers et isniaulx* (sc. *li losengier*) *A leur losenges afetier,* JCond. II, 278, 25.

'würzen, veredeln, verschönern': *Ainsi con la nes a bon cours, Quant a bon vent est bien rimee, Aussi a rime a droit rimee, Qui de bone matere est faite: Quar la bone matere afaite La rime, par fin estaroir, Et si li fait bon cors* (d. i. *cours*) *avoir,* BCond. 235, 56; 'würzen, mischen mit etw., *d'auc. r.*': *je voi mon coer lacié, Affremé et atacié En son voloir* (Amors), *Mes c'est en lieu sans pitié, Sans confort, sans amistié Et sans regart affetié De nul espoir,* Froiss. Poés. I, 285, 2192.

'affecter, attribuer, accorder', GLiége 6952, 6789, II, 3085, nach Scheler.

'trachten, haschen nach etw.' (vgl. lat. *affectare*): *O la mort, la mort faulse, iniuste et desleale, com grandement as tu offencé d'avoir affaitié le leal cuer de celle qui tant me amoit!* Prosa-Clig. 334, 14.

mit pers. Obj.: 'jmdn. einführen, einsetzen': *Quatre esquevins de Liege de noveal affaitiés,* GLiége II, 4233.

'unterweisen', *d'auc. r.* auch: *Si c'on afaite .i. joene oisel, Le doit on d'onneur afaitier* (d. jungen Menschen), Watr. 58, 79; pt., 'geübt, erfahren, gewohnt', *d'auc. r., en auc. r.: Comme cil qui de guerre sont duit et afaitié,* BComm. 1400; *Lors saillent de loianz janz seinnes, Noveles, hardi et haitié Et en armes bien afaitie,* Prior. Veg. 9480; *Car li malvais qui affaitié Sont de mal faire, d'euls mesdïent,* JCond. II, 163, 66.

rfl. 'sich zurechtmachen; sich anschicken, sich rüsten', auch: *Vistement s'acesme et s'afaite Et se garnist por lui atendre,* Veng. Rag. 1056; *a* c. Inf.: *mes cuer s'affaite A vous loer toute ma vie Et servir,* Mir. ND. 12, 884; *Sire Dieu ..., Mon cuer a vous loer s'affaitte,* ib. 29, 1845; *Sire diex ..., A toy loer mon cuer s'afaitte,* ib. 34, 2264; *Faulx ennemi, pour nient t'affaites A si alleguer son meffait,* ib. 14, 894; *Michiel, a descendre t'affaittes, Et toy, Gabriel, jus de ci,* ib. 34, 2173.

'sich in etw. ausbilden, sich einer Sache befleißigen, sich einer S. widmen', *a, en auc. r.: Con plus est hons haus, plus est lais Ses pechiez et sa fame laide, Et dit on partout en eslais Que d'autrui mere fu ses lais, Quant il a valour ne s'afaite,* Watr. 142, 150; *Et li hon qui en bien s'affaite, Qui veut cointise maintenir, Et cuer et cors doit net tenir ...,* JCond II, 140, 34; *Car bachelers norriz et fais D'armes, qui en honnour s'afaite, Ja n'en iert malle chançons faite* Watr. 311, 11; *O loiauté, dame parfaite, En tres haute valeur s'affaite Qui soi de vostre non parfait,* ib. S. 134.

'sich mit etw. ausstatten, *d'auc. r.*': *Dame* (die *loiauté*), *perdu a tout* (alles) *a fait qui soi de vostre non n'affaitte,* Watr. S. 134.

'in Ordnung kommen, sich beruhigen (vom Wetter)': *Qu'est ce cy? Ce temps ne s'affaitte Ne cest orage point ne moustre Qu'il doie encore passer oultre Ne qu'il doie em piece cesser,* Mir. ND. 40, 1860.

afaitié, pt., v. Pers., 'ausgebildet'. *bien a.: li serjant, li home a pie, Mes qu'il soient bien afaitié, Sont a comun plus profitauble,* Prior. Veg. 2164; *icil a pie, Li legier, li bien afaitié,* ib. 4978; *Li sage, li bien afaitié,* ib. 9640.

'ausgebildet, vollendet': *Ce n'est qu'un paillart affaittié Qui deçoit de sa mauvestié Ainsi les gens par son parler,* Mir. ND. 40, 1987; *Et quides tu*

point qu'il (der Bettler, den man verhöhnt) *saroit, S'il estoit entre gens la hors, Contrefaire le povre corps Et le cäymant affaitié?* ib. 40, 2012.

'gesittet', Gegenteil *mal a.: je nel cuidoie mie Que il fust si mal afeitiez,* Graal C 8999; *Vos estes trop mal afaitiés Qui en ma riviere peschies, Quant n'en aves congié de moi,* Ferg. 175, 5.

v. Sach., 'wohlgestaltet, gut ausgeführt, gefällig, hübsch': *Lés les dames s'assieent as gens cors afaitiés,* BComm. 3663; *Et les cronique Anseal, qui mult sont affaitiés,* GLiége 38697 (Scheler: bien arranger, faire avec soin).

afamer, vb. intr., bildl. auch: *Anchois mourir me lairoie Et de merchi afamer Par consirer,* AdHalle XXIX, 4, 10.

trans., bildl. auch: *S'elle y est* (sc. *amours, es cuers*) *bien a droit plantee, L'autre cause en est sousplantee Et affamee au dire voir,* Froiss. Poés. III, 112, 16 (Scheler: anéantir, rendre sans effet).

rfl.: *Il n'en poet issir de la voie, Qu'il ne soit toutdis sans sejour Pensans a elle, nuit et jour, Il s'en alitte, il s'en afame,* Froiss. Poés. II, 20, 666.

bildl. 'sich zugrunde richten': *C'est le droit cas où il s'affame Et où plus tos a despendu Honneur, chevance, corps et ame,* Froiss. Poés. III, 176, 28.

d'auc. r. 'nach etw. hungern, einer Sache ermangeln': *Qui Nature diffame Par dissolu langage, De bon renom s'affame,* Froiss. Poés. III, 224, 3; *De bon renom s'affame Et est fol approuvé Qui de Nature same* (v. *semer*) *Langage reprouvé,* ib. II, 225, 17 (Scheler: se dénuer, se dépouiller).

afamé, pt. als adj., *d'auc. r.* 'nach etw. hungrig, einer Sache ermangelnd, beraubt': (die Hölle) *Où de grief flame est enflamee* (die Seele), *Poure et desprise et affamee De tous biens et de joie et d'aise,* JCond. II, 148, 104.

afeblier, vb. intr., mit sächl. Sbj. auch: ..., *pour ce que leur hardement et leur forces ne affebloiassent,* JMeun, ArtChev. 66; *Et li cols* (Hieb) *fu afebloiés,* Veng. Rag. 3237; *Galot, la parole et la voiz M'afebloient trop malement,* Mir. ND. 36, 282.

de c. Inf., 'erlahmen, nachlassen': *De maintenir l'estor n'afebloie n'ataint* (= *estaint*), ChSax. 2615; *Ne doit d'armes hanter cesser Ne afoibloier ne lesser,* Prior. Veg. 3710.

trans, *en auc. r.: nonobstant ... qu'il soit affoibloié en sang qu'il a perdu et du juner qu'il avoit fait,* Pr.-Erec 286, 6; Sache Sbj.: *Ne je ne sai comment, dame, je leur estorde, Se vostre grans pitiés leur pooir n'afeblie,* Ave Mar. 1, 12 in Beaum. II, 299.

pt. als adj: ... *oyant ce cry entend bien a la voix affoibloiee qu'elle est au desesperer,* Pr.-Erec 284, 28.

afeblir, vb. intr., auch: *De la force ta main failli, En chastiement affebli* (ich), Reimps. 38, 15 in Oxf. Ps. S. 287; trans. auch (Sbj. Sache, wie Job 312, 20): *Car li maus l'ot trop affoibli,* JCond. I, 236, 2143.

afecter, vb. trs., 'begehren', auch: *Or notons ici combien nostre sanctifficacion est de Jhesu Crist affectee et desiree,* Mir. ND. 28, S. 317.

afection, s. f., 'Sinnesart': *Estre me semblés un benigne Homme et de grant devocion, Amis, et d'umble affeccion,* Mir. ND. 40, 1536.

'Neigung, Verlangen': *Et n'a nulle aultre affection Fors toutdis sa destruction,* Froiss. Poés. II, 61, 2066; *de* c. Inf.: *La repentance et le remors Que j'ay, avec l'affeccion De faire ent satiffaccion, ... Si me sauvera,* Mir. ND. 28, 1667; *J'ay desir et affeccion De faire ent satisfacion,* ib. 33, 1035; *J'ay de veoir affeccion Le saint crucefix que Diex fist ...,* ib. 40, 1086; *la grant entente et affection que vous aves tous jours de servir loyaument vostre dame,* Froiss. Poés. I, S. 328; *que* c. Cj.: *en tous cas ai tresgrande affection Qu'en mon coer ait tele discretion Que ma parolle en gré soit receüe,* Froiss. Poés. I, 73, 715; *metre s'a. a* c. Inf.: *Or mettez vostre affeccion, Sire, a humer ceste escuelle De coulis,* Mir. ND. 36, 665.

'(fleischl.) Begierde': *Deuuerpis les seculers costumes et les charnels affections,* Serm. Bern. (F.) 110, 32.

afectüos, adj., 'liebevoll, herzlich': *Tout ensi Desirs ... fet sa pryere au dieu d'amors si tres belle et si affectueuse que li diex d'amours ... li ressuscite sa joie*, Froiss. Poés. I, S. 328; *elle* (sc. *Foi*) *vous met devant: A estre loyelle et entiere, Affectueuse et droituriere Enviers Dieu et vers vo mari*, ib. II, 191, 1008; als adv.: *Et te pri* (Obj. *Amor*) *tres affectueus Que livre a livre Poise les bien* (sc. *tous mes fais temporeus*), ib. I, 155, 2329.

aferir, vb. impers., auch: *Et s'il le fiert, mal afferra, Car ja grasce n'en aquerra* (übel angebracht sein), BCond. 51, 169; mit *que* c. Cj. auch: *Il n'afiert mie c'uns ribaus Soit devant preudome si baus*, Julian 1569; *Preus et larges et de biel estre Affiert bien que soit chevaliers*, BCond. 48, 93; *Si bien y affiert et avient Que chascuns en maine liesce*, JCond. II, 229, 14; *Au vice d'orgueil repugner M'afferroit que tost y alasse*, Mir. ND. 17, 791; Froiss. Poés. II, 128, 4331; 206, 317; *Dont mal afiert qu'il soit rimés, Li mes qui la gent envenime* (sc. das *mesdire d'autrui*), BCond. 234, 38; mit Inf.: *Or affiert bien avoir conseil*, Mir. ND. 36, 2093; mit *a* c. Inf.: *Mais pour ce qu'il convient ceste chose souvent avenir, il affiert a dire comment ce puet clerement estre fait et sëurement* (declarandum est), JMeun, ArtChev. 122; *la ou il affiert a prendre Prendés, et si donnés grant part La ou il affiert d'autre part*, Froiss. Poés. II, 182, 704; *trop bien affiert a recompter que ...*, Pr.-Clig. 321, 12; mit *a* u. Acc. c. Inf.: *Bien afiert a estre fiere Jone pucelette*, Froiss. Poés. II, 83, 2785.

mit Acc. d. Sache, auch: *Tous i emploie ses deniers* (der Bauer beim Schafhandel), *Pour mil sols en eut .ii. milliers; Tant i afiert, che m'est avis: A sisain denier le berbis* (so ist das Verhältnis, soviel macht es aus), Chast. X, 41.

intr. 'passen', *avuec auc.*: (*Orgueilx* und *Hardemenx*) ... *Ont bien ensemble en pais vescu, Car li uns avec l'autre affiert: Orgueilx lance et Hardemenx fiert* (passen zu, sich ergänzen mit), Watr. 206, 219; *contre auc.*: *toutes gens la tenoient a la greignor De biauté, et s'avoit signour Qui bien contre li afferoit* (passen zu, entsprechen), ib. 38, 1207.

a c. Inf.: 'passend zu einem Tun (durch andere) beschaffen sein, verdienen zu': *Car je l'amoie chierement, Qu'elle afferoit bien a amer* (geliebt zu w.), Mir. ND. 37, 839; (nach Aufzählung der Tugenden des Amille) *Sire, ..., Si en affiert miex a amer, Un tel chevalier ja blasmer ne devroit nulz*, ib. 23, 505; *'C'est celui que je vous looye Tant orains, dame.' 'A loer affiert bien, par m'ame, Car il est gracieux et doulz'*, ib. 23, 530.

'gleichkommen, vergleichbar sein mit', auch: *Si grande et a la fois si fiere* (sc. *Atalante*) *Qu'il lui semble* (dem *Adonis*) *qu'a lui* (f.) *n'affiere homme, s'il n'est roy, duc ou conte ...*, Froiss. Poés. III, 195, 1906; *Et m'est vis que, se la iere, Il n'en y auroit point deus A qui ma douleur affiere* (mit denen, d. i. mit deren Schmerz, m. Schm. vergleichbar sei), ib. II, 369, 21.

rfl. 'passen, sich eignen', *a* c. Inf.: *es legions A tox jors plusours actions Que letrex chevaliers requierent Et que a ce faire s'afierent*, Prior. Veg. 3298.

'gleichkommen, vergleichbar sein mit', auch: *Certes, mal s'affiert lor partie A la nostre de gentilleche, D'abit, de grasse et de richeche*, JCond. II, 25, 784; *Nos grises cotes de Cistiaus N'affierent pas a vairs mantiaus Ne a vos riches paremens, Ce n'est mie comparemenz*, ib. II, 29, 924; *Une fleche ens ou coer le fiert, A qui nulle aultre ne s'affiert*, Froiss. Poés. II, 20, 651; *onques nuls tains* (Bildnis) ... *N'ot beauté qui s'i afiere*, ib. II, 250, 140.

aferant, als adj. 'passend, geziemend': *Canchons, a men signour prie De saint Venant k'en l'enour D'amour, cant ert a sejour, En liu aferant te die*, AdHalle XIII, 6, 4.

sbstvsch: 'alles was zu ein. gehört, Sippe, Anhang': *Ensi chaient Romains atout leur afferant*, GLiége 4365.

a son aferant 'im Verhältnis zu ihm': *Et s'ele n'avoit nul tresor Fors que sans plus sa grant biauté, Si seroit une roiauté A son aferant trop petite*, JBlonde 573.

afermement, s. m. 'Behauptung, Versicherung': *Et per co ... que les gens conoissent que non est Deus toz poissenz fors que tu et que li affermemenz que jo en foi de ma bochi est verais, si te plait, ces enfes soit suscitas* (haec assertio oris mei), Afr. Pr.-Leg. J 18, 13; *Li raisons que me dit Transquillins m'est esclarzia per l'afermament de mes eux* (oculorum meorum assertione declaratur), ib. M 44, 6; *Co que tu respons aferme l'afermament de nostra partia* (nostrae partis firmat, oder affirmat, assertionem), ib. M 45, 13.

afermer, vb. trans., mit sächl. Obj. 'befestigen, fest machen', eigentlich u. übertr., auch: *Car murs qui par terre est affermez* (durch zwischen die beiden Wände gestampfte Erde befestigt, verstärkt) *ne puet estre rompus par nul engin* (Kriegsmaschine) (murus ... quem terra confirmat), JMeun, ArtChev. 139; *Desuz ert bendé d'un orfreis* (der Seidenstoff des Zeltes), *Deus espaunes aveit de le, As cordeles fut afermé*, Ipom. 3310; *Li secons dus est enmi la bataille des poonniers, qui la soustient et afferme* (stärken, kräftigen, qui eam, sc. aciem, sustentet et firmet, JMeun, ArtChev. 139; mit *a*: *Parole oni affermee a eus Qui malvaise est et desloyaus*, Reimps. 63, 5 in Oxf. Ps. S. 302 (*fermerent a sei felunesse parole*, Oxf. Ps.); *Mais pour ce que desir avons* (sagt der Heide) *De nos cuers a Dieu affermer* ([fest]heften an), ..., Mir. ND. 24, 492; mit *en*: *E funt afermer en ces lances Guimples de druerie e manches*, Ipom. 3171: *Elles en vont leur main tenant En celle besoingne afremee* (ihre Hand befestigt halten an, mit Entschiedenheit betreiben), JCond. I, 274, 101; *Or ai si avant marcié Que je voi mon coer lacié, Affremé et atacié En son voloir* (Amors W.), Froiss. Poés. I, 285, 2188.

'behaupten', mit Acc. c. Inf.: *Paules affermet les iugemenz de deu nieni estre comprendables* (asserit), Dial. Greg. 82, 5: *uns petiz enfes ..., cui encor or li deuant diz Probus affermet virre* (quem ... asserit superesse), ib. 209, 15.

'zusichern, versprechen', *a* c. Inf: *Et pour certain je vous afferme Sanz vous decevoir n'engignier A les vous dire et enseignier De bonne foy*, Mir. ND. 38, 1588.

rfl. 'sich fest hinstellen, festen Fuß fassen': *Gratez la terre a vostre pié* (Maus zu dem in der Grube gefangenen Löwen) *Tant qu'afermer vus i puissiez, E puis amunt bien vus sachiez*, MFce Fab. 16, 33; *Et quant là* (auf der Stufe der *Justice*) *affremés seras. Encor avant tu monteras Sur le degré de Loyauté*, Froiss. Poés. II, 178, 577.

'sich fest gründen, fest bauen auf': *Mais, sire, quant je me recorde De ta doulce misericorde Qui est sans fin, lors ma fiance S'aferme en toy et m'esperance*, Mir. ND. 36, 1509.

'fest werden, sich fest entscheiden', *de* c. Inf.: *Ainsi se sont affermes les compaignons de remanoir anuit mes devant le Perron du Cerf*, Abent. Gaw. S. 69.

afermé, 'fest' auch: (der Papst zum heidn. Kaiser) *Je sui affermez a ce point Que pour paine ne pour tourment Souffrir des tresors nullement Qu'il sont devenuz ne diray N'aux diex ne sacrifieray Par quelque voie*, Mir. ND. 38, 1324.

** *afermir*, vb. trans., s. A. Delboulle, Rev. d'hist. litt. de Fr. I, 491 (14. J.).

afiance, s. f., 'Zusicherung, Versprechen': *Par le discretion des sages Envoie* (ich) *lettres et messages Pour confremer mes afiances Et pour furnir les deffiances A nos ennemis*, Froiss. Poés. I, 296, 3538.

* *afichail*, s. m., 'Spange': *Un afiçail ovré d'or fin Li poric en sa main Kaherdin*, Trist. (Thomas) 2683.

afiche, s. f., auch: *monile, affique, fremal*, Cath. Lille 96.

afichet, s. m., auch: *fixulla, affiquet, atiache, ou fermal, ornement*, Cath. Lille 67.

afichier, vb. trans., 'befestigen' auch: *Li limaçons* (Wurfmaschine) ... *a .i. tref dedens soi qui est afichies a .i. fer courbe, et est apelé cis fers faus*

(ein Balken, der ein gekrümmtes Eisen am einen Ende befestigt trägt, lat. trabem quae aduncо praefigitur ferro, Prior. 9148 klarer als JMeun: *un trey ou est uns fers fichiez Corbes*), JMeun, ArtChev. 146; *Et que a l'arc la main senestre Soit afichie et la destre Resoit menee per raison* (anlegen), Prior. Veg. 1200; — *Ichi, bien le puis aficier, Cuidoie ma bonne* (d. i. *borne*) *aficier Et reposer de ceste afaire* (stecken), BCond. 325, 1659.

'(zum Verkauf) hinstellen, (zum Verkauf) stellen': *Ont maintes gens de ville amineit a marchiet Beufs et moutons et vaches e por vendre afichiet*, GLiége II, 4976.

'schwören' auch: *Mout afice bien en son cuer, Ja tant ne verra a nul fuer Pour lui mal faire qu'il n'ocie*, Jeh. Blonde 4187; *a* c. Inf., ChSax. 1083.

rfl. 'sich stemmen', 15. Jh.: *et se Erec ne se fust bien afichié sur les estriers, il l'eust legierement porté par terre*, Pr.-Erec 276, 12; *puis s'affice sur les estriers*, Pr.-Clig. 318, 23; *Atant s'est afichié Alixandre en ses estriers*, Pr.-Clig. 299, 14; ... *s'affichant es estriers*, ib. 312, 38 (ältere Belege für *afichier se en* ... bei God. od. BComm. 2594; Watr. 205, 207).

'sich anheischig machen', 'beteuern', *de* c. Inf.: *Li rois se prant a afichier De destruire totes lor gens* (die Belagerten), *Mais Juliens ... Les fait armer par grant effors Por encontrer icels de fors*, Julian 2386; *là s'alont affichier Trestous par seriment de nos mettre a dangier*, GLiége II, 2901.

afichié, pt., ferner: *Mais cil cui pense en deu est ferme et affichie* (quorum vero mens in Deo fixa est, festhaftend), Dial. Greg. 108, 2; *En orgueil sont si afichiez Voz filz que ...*, Mir. ND. 34, 1406; *il disoient Et per trestoz leus l'afermoient Que Mars ... en lor päis Fu nez, norriz et aluchiez. Encor sont en ce afichiez* (beharren fest dabei), Prior. Veg. 1948; 'entschlossen, entschieden', GLiége II, 6205, nach Scheler.

afïer, vb. trans., mit sächl. Obj.: 'geloben, verheißen', auch: *Je n'aurai ja vers toi nul markié affïé, Ançois avai cest branc. i. petit esprouvé* (sich verpflichten zu), Fier. 1367; *Li tens, ki runge ceste vie, Souventes fois a l'homme afie Tel chose k'il tenir ne puet*, Barl. 668; *de* c. Inf.: *Et grant pieç'a m'ont afïé* (sc. *amors*) *De moi rendre guerredon A ma volenté*, Rob. Rains (Ztschft. 23, 101) I, 8.

mit pers. Obj.: 'jmdm. Treue geloben': *Li ueil ont le corage Si con creant message Loiaument afié*, Prov. Vil. 40, 3 (s. ib. S. 128).

'zusichern, angeloben', *auc. d'auc. r.*, auch: *Cume la sue la tenist* (sc. Frankreich), *Tant que Bretaine li rendist: Del reconquerre l'i affie. Li reis Lëir mult l'en mercie*, MBrut. 3441; *Ensi l'afie de s'amour* (sie ihm), JCond. I, 319, 501; *de* c. Inf.: *celle De s'amour avoir l'affia Et en apries l'en deffia, Quant les .vii. ans ot attendu*, ib. 330, 871.

intr.: 'vertrauen', auch: *Et boin est en Deu esperer Plus qu'en prince et affier*, Reimps. 117, 9 in Oxf. Ps. S. 340: c. Inf.: *Sur ce gril vueil miex estre mis Pour rostir que sacrefïer A vos diex: n'y puis affïer Nul bien avoir*, Mir. ND. 38, 2010.

afiler, vb, *afilé*, pt., auch: *L'orgueilleuse pucielle point* (sc. *amours*) *D'un dart afilé*, JCond. I, 337, 1082.

bildl. auch: *Et li murdreours ont pris Blanchart* (Pferd) *l'afileit*, GLiége 38028; *Ly evesque se sengne, si brochat afileit* (für Scheler hier gleichbedeutend mit *cheval*), ib. 32676; *Et li Danois s'en vat affileit com sengler* (hurtig), ib. 15087.

** *afillier*, rfl.: *Atant cascun des chiens a bin glautir s'afilhe*, GLiége 1836; *l'evesque qui en tous bins s'afilhe*, ib. 5789. Scheler: s'attacher, se mettre à.

afin, adj., sbst., 'verwandt, nahestehend, vertraut, zugetan', auch: *Prions la dame* (d. Mutter Gottes) ..., *si affine Nous soit que, quant verrons a fin, K'a son cier fil soions afin, Si k'en se glore pure et fine Soions*, Nic. de Marg., Troi mort et troi vif 214; *Mais il a esté si affin De Dieu a sa fin ..., Que je l'ay mis en purgatoire* (sagt der Teufel), Mir. ND. 14, 436; *Dame, par ce commencement Vous soit Dieux amis si afin Qu'en sa gloire qui est*

sanz fin Mette vostre ame, ib. 39, 285; (Gott:) *Or sus, mere, et vous, my affin* (die Engel usw.)! *Je vueil estre au trespassement De Guillaume!* ib. 9, 1388.

* *afinement,* s. m., 'Verfeinerung, Feinheit, Vollkommenheit': *Et ceste grasse* (die Gott der *fame bele et bonne et sage* gewährt) *ne prent point De fin; sans fin est afinee, Qu'apres ce que vie est finee, L'ame qui ne prent finement Sent apres ce l'afinement De ceste grasse noble et fine,* JCond. II, 247, 116.

afiner 1, vb. intr., 'enden', auch: *toute riens afinera* (am jüngsten Tage), iii Amis 607; *De doel me covent morer et afiner,* BHaunst. 676; *Ja vostre amour me fra afiner,* ib. 983.

trans., mit sächl. Obj.: *son tens, sa vie,* 'sterben': *A grant dolor a son tans afiné,* JBlaiv. 4131; *li rois Marques a sa vie afinee,* ib. 4208. — Zu *chose afinee* vgl. *et est voirs affinez,* Watr. 169, 195.

'einer Sache ein Ende bereiten, etw. beseitigen, vernichten': *il ne sera mal quelqu'il soit, Se de ma main cure reçoit, Que je ne garisse et affine Sanz mettre quelque medecine,* Mir. ND. 22, 269; *N'on ne pooit si fort bastir Entour li* (sc. *la riviere*) *moulins ne estans, Que ses roides cours conquestans N'ëust tantost desrachiné, Esrachié et tost affiné, Ne riens entour lui ne duroit,* Watr. 265, 1066; *Tant est douce, oudourans et fine* (sc. *ma dame*) *Que la douçour de li afine Toutes les aultres et effasce,* Froiss. Poés. II, 202, 269; *Garder me doit* (sc. *Amours*) *d'ennuy et de dommage Comme celui qui tres-tous maulx affine,* ib. III, 101, 32.

mit pers. Obj., Sache Sbj. auch: *tant qu'il aviengne Que par nature aage l'affine* (ihm sein Ende bringt), *Si que vie humaine en li fine,* Mir. ND. 34, 849.

rfl. 'enden, haltmachen': *Et a tant s'afine mes dis,* JCond. II, 283, 182; *Sus le chief de cheval li espee s'affine, la tieste li tranchat,* GLiége 32301.

'zur Ausführung gelangen': *Fay que ton bon propos s'affine Seurement,* Mir. ND. 12, 1080.

afiner 2, vb. trans., 'verfeinern, läutern', auch: *Vois, comme elle est tres clere et pure, Affinee en fresche coulour; Jugement feroit de folour ... Qui de biauté ne li donroit Le pris et de la compaignie,* Watr. 333, 139; *Se visages clers fins ne ment, De vermeil seur blanc affinez, Cors de dame n'iert mais finez A si fine et clere veüe,* ib. 334, 171; *Car le soleil qui en biauté l'afine* (die *margherite*), *Naturelment li est chambre et courtine* (Sch.: perfectionner), Froiss. Poés. II, 211, 58; *Quant fais en ert esclairements, Comment c'est li haus paremens Que vigours par prouece afine, Fais d'onnour et de valor fine,* BCond. 82, 93; — *Lerme est si clere et si tres fine Que tout espurge et tot afine Et ralumine et resclarcit Quanque pechié taint et nercist,* Ruteb. (ed. Jub.^{2}) III, 297, 1524; *Dame, ... A moy faire äyde aqueurs* (Imp.) ... *Et que m'ame par ceste fin* (dieses martervolle Ende) *Puisse tellement affiner Qu'en la gloire qui sanz finer Durra puist estre,* Mir. ND. 27, 113.

'reinigen von etw. (*d'auc. r.*)': *Celle sainte vierge röyne ... Qui fera vos cuers afiner De touz pechiez,* Mir. ND. 4, 1504.

affiné 'verfeinert, fein, auserlesen': *Celle apres li ... Fu de biauté tant clere et fine Que chascuns l'apeloit Daufine. Diex! qu'elle iert belle et affinee!* Watr. 334, 163; *si bien est partie* (die Liebe der beiden Herzen) *Qu'elle est en cascunne partie Si ferme et si enrachinnee, Si conjointe et si affinnee, Sans ordure et sans villonnie, Que ...,* JCond. I, 262, 104; *Ele* (die Liebe) *est si pure et affinee, Ke mais ne puet estre finee,* ib. II, 48, 1575.

'beteuern, versichern' auch: *Jehans de Condé ... le tiesmoingne et afinne,* JCond. I, 76, 166; *Nuls n'osoit fours issir pour le cri qui affine: Chis qui en isteront seront en grant corine* (drohen), GLiége 18784; (Aufzählung von Namen) *Berri tout premiers vous affine* (bezeugen), Froiss. Poés. II, 341, 57.

(Schluß folgt.)

Berlin. G. Cohn.

Die deutsche Romanistik in den zwei letzten Jahrzehnten.

Hochgeehrte Versammlung,[1]

Wir sind hier zusammengekommen, um von unserer Beschäftigung mit Sprache und Literatur der Völker zu reden, die so namenloses Elend über uns gebracht haben. Das erscheint vielleicht sonderbar. Wären die Franzosen unterlegen, so hätten sie gewiß alles Deutsche aus jedem Winkel und Winkelchen ihres Landes verbannt. Aber solches liegt nicht in der Art des Deutschen. Sein völkisches Gefühl ist im ganzen nicht so lebendig und nicht so ausschließend; Haß und Groll führen ihn nicht so leicht zu raschen Entschlüssen, auch wohnen sie nicht lange in seiner Brust. So ist es denn mit dem Französischen als Unterrichtsgegenstand beim alten geblieben, und das ist gut, da die Bildungswerte, die wir früher in der französischen Sprache und Literatur erblickt haben, nicht plötzlich verschwunden sein können. Aber noch weit mehr: Weltkoalition und Hunger verhinderten nicht die Frage, ob denn die Feinde auch recht gekannt und verstanden worden wären, und mit derselben 'Objektivität', mit der man die Herkunft des lieblichen Wortes *boche* zu ergründen suchte, wandte man sich den allerneuesten literarischen Erzeugnissen der Franzosen zu, nach Offenbarungen der Volksseele ausschauend und nach allem, was etwa als Anzeichen einer versöhnlicheren Stimmung gelten konnte. Das war weniger gut, besonders da noch üble Schlagwörter wie 'Lebensorientiertheit' und 'Gegenwartsbetrieb' hinzutraten. Namentlich auf den Fernerstehenden mußte dies verblüffend wirken, und so konnte denn in den kürzlich erschienenen 'Wissenschaftlichen Forschungsberichten' Nr. 4 der Altphilologe Howald von einer jetzt herrschenden 'Unsicherheit' in der neueren Philologie reden. Es fragt sich aber, ob diese Richtung etwas wirklich Neues, etwa aus umgekehrter Kriegspsychose Entstandenes ist, oder ob sie nicht eine nur ins Extreme getriebene Fortsetzung von etwas früher schon Vorhandenem darstellt. Wir werden das, glaube ich, am besten erkennen, wenn wir uns vergegenwärtigen, in welchen Bahnen überhaupt die deutsche Romanistik der letzten beiden Jahrzehnte sich bewegt hat. Indem ich diese, wiewohl natürlich nur in großen Umrissen und allgemeinen Zügen zu skizzieren versuche, bin ich mir der Schwierigkeit und Gefährlichkeit des Themas wohl bewußt. Denn wer noch mitten in dem zu Schildernden steht, ist leicht dem Irrtum unterworfen, und ich muß hier von vornherein um

[1] Vortrag, gehalten am 5. Oktober 1920 auf der 17. Tagung des Allgemeinen Deutschen Neuphilologenverbandes.

Ihre Nachsicht bitten. Zudem bin ich gezwungen, mich hier und da über Tendenzen auszusprechen, wie sie von noch lebenden Kollegen vertreten werden; das ist wieder recht mißlich, aber eine subjektive Note läßt sich schlechterdings nicht vermeiden, wenn ich den Dingen nicht aus dem Wege gehen will, und ich kann nur versichern, daß ich mich möglichst unbefangener Prüfung befleißigt habe.

Am Anfang des Jahrhunderts waren von den älteren deutschen Romanisten Tobler, Gröber, Förster, Suchier, Stengel noch in ziemlich voller Tätigkeit und führten den Bau weiter fort, den Fr. Diez auf so guten Grundlagen begonnen hatte. Ihre Arbeit lag vornehmlich auf den Gebieten der Grammatik, Verslehre, Lexikographie, Etymologie, Wortgeschichte, der Textausgaben und der mittelalterlichen Literatur. Man hat es bei diesen Gelehrten als einen Mangel hingestellt, daß sie ihr Arbeitsfeld räumlich und zeitlich stark beschränkten; namentlich galt das im Hinblick auf die französische Literatur vom 16. bis 19. Jahrhundert, wenn sie auch mit Rezensionen hierher hinübergriffen und einiges zur Kenntnis von Autoren des 16. und 17. Jahrhunderts beisteuerten. Indessen war jene Beschränkung auf die älteren Sprach- und Literaturperioden Frankreichs wohl begreiflich, da es ja hier noch so viel mehr Unbekanntes zutage zu fördern gab, überdies handschriftliches Material wegen der größeren räumlichen Nähe bequem zugänglich war, und dann mußte sie auch indirekten Wert haben für die eindringendere Forschung auf dem Gebiete der übrigen romanischen Sprachen, die im ganzen etwas später einsetzte: wenn im Provenzalischen oder Altfranzösischen gezeigt wurde, was zu einer guten Ausgabe gehöre, oder welcher Belesenheit und sorgsamen Betrachtung es für erfolgreiche syntaktische Studien bedürfe, so galt dies auch für die Schwestersprachen, und ich glaube z. B. kaum, daß Menendez Pidal ohne die altfranz. Editionen von Förster und natürlich auch die von G. Paris seine Ausgabe des Poema del Cid so trefflich gestaltet hätte, oder daß Meyer-Lübke nicht gerne anerkennt, wieviel er für seine Romanische Syntax Toblers methodisch vorbildlichen 'Vermischten Beiträgen zur französ. Grammatik' verdankt. Aber es war auch noch der Vorteil dabei, daß man so die deutlichste Vorstellung von dem ungeheuren Stoffreichtum auch nur eines Gebietes erhielt, so z. B. von der altfranzös. Literatur durch die Darstellung von Gröber. Schließlich waren eine gewisse Folge obiger Begrenztheit Gründlichkeit und Tiefe der Untersuchungen, und diese hatten auch insofern ihr Gutes, als sie, besonders in der Literatur, zur Aufstellung von Hypothesen führten, die, so interessant und geistvoll sie auch waren, doch dartaten, wo wir an den Grenzen des Erkennens stan-

den, d. h. wo die Anhaltspunkte der Überlieferung so schwach und unsicher wurden, daß es zweifelhaft war, ob nicht die Kräfte besser etwas Positiverem zugewendet würden.

Zeitgenossen und Schüler der genannten Forscher waren gleichfalls um die Förderung unserer Wissenschaft eifrig bemüht. Unter ihren Leistungen für das Provenzalische seien wenigstens zwei herausgehoben: das *Supplementwörterbuch* von Levy, das sieben Bände umfaßt und nunmehr von Appel zu Ende geführt wird, sowie Appels Ausgabe der Lieder des bedeutenden Trobadors Bernart von Ventadorn von 1915. Levys Wörterbuch setzt uns zusammen mit Raynouards *Lexique roman* in die Lage, den gesammten Wortschatz des Provenzalischen zu überblicken, und zeichnet sich neben der Zuverlässigkeit seiner Angaben noch besonders dadurch aus, daß es überall da, wo die Bedeutung irgend unsicher ist, den ganzen Zusammenhang, in dem die betreffenden Stellen stehen, vorführt, und zwar unter Heranziehung von allem erreichbaren handschriftlichen Material, so daß der Benutzer stets imstande ist, selber zu prüfen und zu urteilen. Aus Appels schönem Werk über B. v. Ventadorn kann man ersehen, welche Fortschritte im ganzen wie im einzelnen die Editionsmethode gemacht hat, und welche Ansprüche man heute an eine Trobadorausgabe zu stellen berechtigt ist: allseitige Prüfung der Überlieferung behufs möglichst sicherer Feststellung des Originaltextes, um- und vorsichtige Erörterung aller irgendwie erklärungsbedürftiger Stellen, Untersuchung der Sprache und der metrischen Verhältnisse, aber auch Kennzeichnung der Stellung, die ein Trobador unter seinen Kunstgenossen und innerhalb seiner ganzen Zeit einnahm. — Auch für den Norden erschien eine Reihe tüchtiger Ausgaben, vornehmlich in den Publikationen der Gesellschaft für Romanische Literatur. Daneben liefen viele literarhistorische Abhandlungen, Arbeiten zur alten und neuen Grammatik, Metrik, Textkritik, Wortgeschichte und Bedeutungslehre, die sich mehrfach auch auf die anderen romanischen Sprachen erstreckten, weiterhin zur Ortsnamenkunde, zur Phonetik, zur Stoff- und Quellenforschung, zur Volkskunde, zur Kenntnis moderner Dialekte, zur Wortgeographie, Wissenszweigen, die zum Teil als neue hinzugetreten waren und sich Geltung verschafft hatten. Alles, was auf dem Gebiete der Etymologie bis zum letzten Jahrzehnt zutage gefördert worden war, unternahm Meyer-Lübke, im Gegensatz zu dem registrierenden 'Lateinisch-Romanischen Wörterbuch' von Körting, kritisch zusammenzufassen und zu bearbeiten in seinem *Etymologischen Romanischen Wörterbuch*, aber auch nicht wenig von Eigenem bietend; trotz Mängel und erheblicher Lücken darf dieses Buch doch als bedeutsame Leistung angesehen werden, und hat, wie die große Zahl der Artikel

zeigt, die diskutierend, berichtigend und ergänzend alsbald daran anknüpften, schon jetzt auf die weitere Forschung sehr anregend im besten Sinne des Wortes gewirkt.

So darf man wohl sagen, daß das romanistische Erbe in den letzten beiden Jahrzehnten auf deutschem Boden eine entschiedene Bereicherung in die Tiefe und Breite erfuhr, aber daneben darf auch nicht verschwiegen werden, daß eine ganze Anzahl von Einzelgebieten nur wenig angebaut liegengeblieben war, oder daß hier gut Begonnenes im Durchschnitt nur schwach fortgesetzt wurde, so z. B. die Personennamenkunde, die Wortbildungslehre, die Stilistik, besonders eine über äußerliche Zusammenstellungen hinausgehende Metaphernforschung, ferner auch die Realienkunde, so daß wir kein Reallexikon nicht einmal des französischen Mittelalters haben, sollte es auch nur auf literarischen Texten basieren. Es fehlt uns ferner an einem Corpus der Glossen, der Sprichwörter, der altprovenzalischen Urkunden, ja eine ausführliche altprovenzalische Formenlehre und Syntax lassen ebenfalls noch auf sich warten. Auffallend ist es auch, daß die französ. historische Grammatik vom 16.—19. Jahrhundert im ganzen von den deutschen Romanisten wenig gepflegt wurde, und daß man die bei der Herausgabe mittelalterlicher Denkmäler erprobte Methode nicht auch bei neufranzösischen Autoren zur Anwendung brachte, d. h. daß man, abgesehen von Schuleditionen, so wenig Sonderausgaben von Dichtern und Prosaikern der neufranzösischen Periode, besonders des klassischen Zeitalters und der Romantik veranstaltete, wiewohl doch solche Ausgaben keineswegs leichter, als altfranzösische (eher im Gegenteil), und daher nicht zu verschmähen sind. Es lassen sich vielleicht Gründe hierfür beibringen, ohne daß ich ihnen deshalb nachgehen will. Jedenfalls liegt auch hier noch eine Fülle von Arbeit zu leisten vor, und wenn der Krieg von manchem Romanisten als große Behinderung seiner Tätigkeit empfunden wurde, so habe ich mir schon in der 'Internationalen Monatsschrift' vom März 1916 zu bemerken erlaubt, wie gut es vielleicht für uns ist, daß wir auf längere Zeit von den altfranzösischen Handschriften abgeschnitten sind, und daß es noch sehr viel zu erarbeiten gibt, wozu wir jenes Material nicht brauchen, auch in der Linguistik.

An diese, die Linguistik, waren inzwischen durch K. Voßler große Neuforderungen gestellt worden, die auf nichts Geringeres hinausliefen, als die 'Entwicklung der Sprache kulturgeschichtlich und psychologisch verständlich und lebendig zu machen' (Widmung an Schneegans am Anfang des Kulturspiegels). Die Sprachwissenschaft, die bis dahin herzlich froh war, wenn es ihr gelang, die tatsächlichen Erscheinungen genau festzustellen, ihre Ausgangspunkte aufzudecken und ihre Entwicklung historisch zu

verfolgen, sie sollte nun auch sagen, warum das alles so und nicht anders gekommen sei. Allerdings hatten schon Tobler und Meyer-Lübke psychologische und kulturgeschichtliche Momente nicht vollkommen unbeachtet gelassen, aber sie hatten sie doch nur vereinzelt und mit entschiedener Vorsicht zur Erklärung herangezogen. Voßler aber stellte sie in den Mittelpunkt in einem Buche 'Frankreichs Kultur im Spiegel seiner Sprachentwicklung', 1913, das mit seiner Tendenz und Darstellungsweise ungemeine Überraschung hervorrief. Und das mit gutem Grund; denn sobald wie der Autor den allgemeinen Ton verläßt und von den theoretischen Aufstellungen zum Einzelnen herabsteigt, sieht sich der Leser sofort einer solchen Masse von Unbewiesenem, Problematischem und wenig Greifbarem gegenüber, daß es äußerster Ruhe und Geduld bedarf, um nicht die Geduld zu verlieren. Damit soll nicht gesagt sein, daß wir nicht zuweilen auf ganz feine Beobachtungen und einleuchtende Gesichtspunkte stoßen — das versteht sich eigentlich von selbst bei dem Verfasser des Werkes über Dantes Göttliche Komödie —, so z. B. wenn die Wortstellung im afrz. *clers fu li jorz* 'aus gefühlsmäßiger Auffassung erklärt wird, vermöge deren die Eigenschaften und Gefühlswerte einer Sache rascher und lebendiger in das Bewußtsein treten, als diese selbst' (S. 66). Aber darum kann ich doch nicht Klemperer beipflichten, der im 'Archiv' 140, 126, 125, die Ansicht äußerte, daß das Buch der Sprachwissenschaft neue Wege gezeigt habe, ja daß es genial zu nennen sei. Meines Ermessens erhellt nur so viel aus demselben, daß zunächst Lautwandel und Flexionsveränderungen sich schlechterdings nicht mit psychologischen und kulturgeschichtlichen Mitteln deuten lassen, und daß letztere auf Syntax und Stilistik vielleicht in ausgedehnterem Maße, indessen doch immer nur mit großer Behutsamkeit angewendet werden dürfen. Wie unsicher und gefährlich überhaupt diese ganze Art der Sprachbetrachtung ist, dafür seien wenigstens zwei Beispiele für viele angeführt. An einer Stelle (S. 13) heißt es: 'Der Untergang der provenzalischen Schriftsprache hängt entschieden mit der Demokratisierung des südfranzösischen Adels zusammen', es wird dann aber gleich folgendes angeschlossen: 'Die Wichtigkeit einer scharf abgegrenzten Aristokratie müßte, um über allen Zweifel erhaben zu sein, freilich erst an einer Reihe mittelalterlicher Schriftsprachen besonders untersucht werden'. Allerdings muß man da 'freilich' hinzufügen, denn Tatsache ist, daß wir über die Bildung der Schriftsprachen noch sehr im Dunklen sind, folglich schwebt auch die am Anfang als Faktum hingestellte Behauptung in der Luft. An einem anderen Orte[1] will

[1] 'Grammatische und psychologische Sprachform' im Logos VII (1919), 24 ff.

Voßler dartun, daß Marie de France in einer Fabel nach vier aufeinander folgenden Versen, die sich zufällig mit Wechsel von Hebung und Senkung lesen lassen, vom Drange ergriffen wurde, zu einer 'sinn- und seelenvollen Rhythmisierung überzugehen'; 'das hackbrettartige Aufundab', so heißt es, 'wird durchbrochen, indem sinnstarke, bedeutungsschwere Hochtöne aus den formal zu erwartenden Senkungen sich aufbäumen: so schießt dramatisches Leben in die behaglich begonnene Fabel ein'. Nun folgen zwei Verse:

les berbiz senz guarde trova,
une en ocist, si l'en porta.

von denen gesagt wird, Marie hätte den regelmäßigen Rhythmus beibehalten können, wenn sie die Wörter umgestellt und geschrieben hätte:

senz guarde les berbiz trova,
en ocist une, si l'en porta.

Dazu ist zu bemerken: Allerdings konnte sie auch sagen: *senz guarde les berbiz trova,* und dann hätten wir noch einen Vers mit Wechsel von Hebung und Senkung, welchen Wechsel Voßler erstaunlicherweise für das Grundgesetz romanischer Metrik erklärt, aber die Dichterin konnte nicht sagen: *en ocist une,* sondern nur *une en ocist* oder *ocist en une,* weil bekanntlich im Altfranz. des 12. und 13. Jahrhunderts kein tonloses Pronomen und ebensowenig *en* und *i* an der Spitze eines selbständigen Aussagesatzes stehend begegnet, also als sprachwidrig empfunden wurde, womit denn Voßlers psychologische Deutung des Ganzen sofort unhaltbar wird. Es bleibt ein Verdienst von ihm, unseren Sinn nach der fraglichen Richtung hin geschärft zu haben, so daß der Sprachforscher sich jetzt wohl noch mehr als früher fragen wird, wo andere als formalistische Erklärungen zu suchen und vielleicht vorzutragen sind, aber sein Verfahren kann auch leicht rückhaltlose Nachfolge finden und hat sie sogar schon gefunden in seinem Schüler Lerch, der bekanntlich in seinem sonst nicht unverdienstlichen Buche über 'Das Heischefuturum als Ausdruck eines sittlichen Sollens' zeigen will, daß bei diesem Futurum das besondere französische Naturell, d. h. die französische Herrschsucht im Spiele ist. Obgleich hier bei der ganz genauen Untersuchung einer Einzelerscheinung offenbar wird, wohin die kulturgeschichtliche Doktrin auch kluge Männer führen kann, so ist es doch sehr möglich, daß wir damit erst am Anfang einer breiter werdenden Strömung kulturgeschichtlich orientierter Linguistik stehen, weswegen ich denn geglaubt habe, bei diesem Gegenstande länger verweilen zu müssen. Man darf wünschen, daß diese Bewegung in gewissen Grenzen bleibe, damit sie wirklich Nutzen bringt und nicht Arbeitskraft vergeudet wird.

Auch auf einem anderen Felde sind extreme Richtungen zutage getreten, ich meine das Feld der Literaturwissenschaft.

Hier sind freilich die Leistungen der deutschen Romanistik von jeher und so auch in den letzten beiden Jahrzehnten hinter denen in der Sprachwissenschaft weit zurückgeblieben. Das hat sehr verschiedene Gründe, über die man sich meines Wissens noch nie so recht ausgesprochen hat. Zunächst kommt da als allgemeines Moment der wirklich erschreckende Umfang des Gebietes in Betracht, das sich vor dem romanistischen Universitätsdozenten ausbreitet, und das so groß wird durch die nicht fortzuschaffende Existenz einer ganzen Anzahl von romanischen Sprachen, die doch nicht, wie das einmal ein weiland Straßburger Germanist meinte, als Dialekte des Französischen angesehen werden können. Die Universität aber verlangt, und zwar mit Recht, solange noch von romanischen Professuren die Rede sein soll, daß neben dem Französischen wenigstens noch das Provenzalische, Italienische und Spanische in Vorlesungen oder Übungen von Zeit zu Zeit gepflegt werde. Daß nun hier das Sprachliche im Unterricht stärker berücksichtigt wurde, liegt einfach daran, daß ohne die Kenntnis der Sprache doch die Denkmäler der mittelalterlichen Literaturen den Studierenden nicht zugänglich sind. Es mag aber sein, daß auch eine gewisse Bequemlichkeit mit dabei war, denn ein literarhistorisches Kolleg macht natur- und erfahrungsgemäß mehr Arbeit als ein linguistisches, allein jene etwaige Bequemlichkeit wäre auch wieder einigermaßen begreiflich, da die Zeit eines deutschen Romanisten, namentlich an größeren Universitäten, noch sehr stark durch Doktor- und Staatsprüfungen in Anspruch genommen ist, ganz anders als z. B. bei einem französischen oder italienischen Romanisten, deren Lehraufträge überdies viel begrenzter sind. So erklärt es sich, daß z. B. Tobler, der mit seinen Kräften haushalten wollte, literarhistorische Kollegs, welche die neufranzösische Zeit betrafen, gar nicht las. Solange eben der Staat keine Arbeitsteilung eintreten, sondern es, selbst in Berlin, bei einer ordentlichen Professur bewenden ließ, waren empfindliche Lücken im Lehrbetrieb kaum zu vermeiden. Allerdings kommt es ja dem Staat nur aufs Französische an, ebenso natürlich dem Studierenden, soweit er nicht an den Doktor denkt, und es war an sich schon verständlich und berechtigt, wenn in den neunziger Jahren auf dem Neuphilologentag in Berlin von der Lehrerschaft, die ihren Rückhalt im Ministerium hatte, eine viel stärkere Betonung des Modernen im Universitätsunterricht gefordert wurde und Waetzoldt ironisch bemerkte, daß alle neufranzösischen Dichter von dem einzigen Crétien von Troyes geschlagen würden. Wenn ich richtig sehe, änderten sich in der Folgezeit die Verhältnisse in dieser Beziehung, und es wurden erheblich mehr

und öfter Vorlesungen über große Zeitabschnitte der neufranzösischen Literatur gehalten, nicht bloß über das 16. und 17. Jahrhundert, sondern auch über das 18. und das 19. bis zum zweiten Kaiserreich, ja, es wurden einige Lehrstühle mit Männern besetzt, die fast ausschließlich der Literatur zugewandt waren. Zu diesen rechne ich nicht Heinrich Morf, da er ja Linguistik und Literaturforschung zusammen betrieb, wiewohl er hauptsächlich auf letzterem Felde tätig war und die Mehrzahl der unter ihm in Berlin gearbeiteten Dissertationen dahin fallen. Hier hat er nach meiner Schätzung unter den deutschen Romanisten quantitativ und qualitativ das meiste geleistet und würde wohl noch Monumentaleres geschaffen haben, wenn nicht ein schweres Leiden ihn daniedergeworfen hätte, dem er nunmehr erlegen ist. Nachdem er schon im vorigen Jahrhundert mit einer inhaltlich wie formal originellen, gedrängten Darstellung der Literatur des 16. Jahrhunderts hervorgetreten war, die leider nicht, wie beabsichtigt, eine Fortsetzung für die folgenden Jahrhunderte erfahren hat, brachte er im vorletzten Jahrzehnt 'Aus Dichtung und Sprache der Romanen' in zwei Reihen heraus, und machte in Hinnebergs 'Kultur der Gegenwart', der Zeit schon etwas vorausgreifend, den im ganzen geglückten, jedenfalls sehr beachtenswerten Versuch, die Beziehungen der romanischen Literaturen zueinander und ihre wechselseitige Beeinflussung zu schildern.

Wir waren so ein gutes Stück vorwärts gekommen; die von wissenschaftlichem Geiste getragene literarhistorische Produktion hatte sich ziemlich weit von der Zeit entfernt, wo sie, wie bei Diez und seinen unmittelbaren Nachfolgern, auf das Mittelalter beschränkt geblieben war; sie wurde reger und allgemeiner: es mehrten sich die guten Einzeluntersuchungen und Monographien, in Zeitschriften oder in selbständiger Form erscheinend, und der Schulmänner und Privatgelehrten ist hier ebenso zu gedenken wie der Universitätslehrer. Immerhin erscheint das Gesamtbild bis auf den heutigen Tag als ein ziemlich dürftiges: es fehlt uns an einem einigermaßen tiefgründigen und großzügigen Werke, das als sicherer Führer durch die verschlungenen Pfade der französischen Romantik gelten könnte und die vielfältigen fremden Einflüsse genauer bestimmte und abgrenzte, welche dieser Periode der französischen Literatur ihre besondere Färbung verleihen, da doch das Buch von Julian Schmidt, wenn es auch im einzelnen manche feine Wahrnehmung und manches treffende Urteil enthält, im ganzen kaum mehr als eine Materialsammlung darstellt und zudem wegen seiner annalistischen Anordnung für die Lektüre ungenießbar ist. Es gebricht uns ferner von deutscher Hand ein Buch über die Dichtung der klassischen Zeit, das sich wenigstens mit Hettners 18. Jahrhundert vergleichen ließe, denn Loth-

eißens Buch kann man natürlich als das nicht gelten lassen. Wir besitzen auch keine Geschichte der französischen Prosa, fortlaufend oder nach Gattungen, wenngleich doch die Prosaschriften die Hauptbedeutung der französischen Literatur ausmachen. Wir besitzen vor allem keine gründliche und ausführliche Gesamtgeschichte der neufranzösischen Literatur vom 16. Jahrhundert bis etwa zum Ende des Naturalismus in der Art wie Gasparys Italienische Literaturgeschichte des Mittelalters; auch nicht einmal eine kürzer gefaßte, aber wissenschaftlich gehaltene und die allgemeinen Richtlinien und großen Zusammenhänge nicht vernachlässigende Behandlung dieses Zeitraumes in gefälliger Darstellungsform, etwa in der Anlage des Schererschen Buches über die deutsche Literatur, und wäre sie auch so kurz wie Voßlers vortreffliche 'Italienische Literaturgeschichte' in der Göschenschen Sammlung. Das ist um so bedauerlicher, als infolgedessen das weitere deutsche Publikum sein Bedürfnis nach dieser Richtung fortgesetzt bei dem unwissenschaftlichen, aber nicht langweilig geschriebenen Buche von Eduard Engel befriedigt. Mit dem verhältnismäßig geringen Eifer der deutschen Romanisten auf dem literarhistorischen Gebiet der Neuzeit steht denn auch vollkommen im Einklang die Tatsache, daß hier für die Zwecke der Studierenden von Universitätsdozenten kaum etwas geschrieben worden ist, während hinsichtlich der Linguistik und der mittelalterlichen Literatur ziemlich gut für sie mit vertrauenswerten und zugleich praktisch angelegten Hilfsmitteln gesorgt wurde. Die üble Folge von Obigem ist wieder, daß sie zu einem der vielen Abrisse und Leitfäden greifen. Von diesen sind zwar nicht alle gerade unbrauchbar und ohne Geschick gemacht, aber sie sind häufig auch auf den Schulgebrauch berechnet und zu niedrig für das Niveau des Studenten, sind auch bei ihrem kompendiarischen Charakter keine eigentlichen Einführungen, die zur Vertiefung der Kenntnisse und besonders eigener Lektüre der einzelnen Literaturdenkmäler anregen. Nun liest man zwar in Ettmayers 'Vademecum für Studierende der Romanischen Philologie' vom Jahre 1919 S. 138: 'Wir besitzen ja — Gott sei Dank — so inhaltreiche, so geistvolle, so wohlgeordnete Literaturgeschichten, die sich wie der Roman eines Volkes lesen, daß' usw., allein das ist wohl Ironie, und Ettmayer hat vielleicht in erster Linie an den Grundriß von Juncker gedacht, der sich als Einpaukebuch unverminderter Beliebtheit bei den Studenten erfreut und dauernd seine verheerende Wirkung ausübt.

Jene verhältnismäßig geringe Produktion der Fachmänner kann nicht wohl zufällig sein, sondern wird ihre Gründe haben. Da ist einmal die mangelhafte Ausstattung unserer Bibliotheken in der neufranzösischen schönen Literatur. Will jemand z. B.

sich genauer mit der Poesie des 16. Jahrhunderts befassen, so kann er die wertvollen Ausgaben der Plejade-Dichter durch Marty-Lavaux nicht entbehren, allein nur wenige große Bibliotheken haben dieselben. Oder will jemand der interessantesten Periode französischer Literatur, der Romantik, nähertreten, etwa eine Monographie über A. de Vigny schreiben, oder gar eine Gesamtdarstellung der französischen Romantik unternehmen, so stößt er im Inland, auch wenn er große Bibliotheken bequem benutzen kann, auf fast unüberwindliche Schwierigkeiten; denn es fehlen überall, auch in Berlin, die Originalausgaben der einzelnen romantischen Dichtungen, wie sie die Nationalbibliothek in Paris besitzt, es fehlen auch viele ältere und neuere französische Schriften über die Romantiker, und während man schließlich die letzteren kaufen kann, ist das bei den ersteren nicht möglich, da nach den Gepflogenheiten des französischen Buchhandels ältere vergriffene Bücher nicht leicht neu aufgelegt werden, man also wieder auf längeres Arbeiten an der Pariser Bibliothek zurückgeworfen wird. Mit obigen Verhältnissen hängt es denn auch beiläufig zum Teil zusammen, daß unter den literarhistorischen Dissertationen so wenige Neues und Gewichtiges bringen. — Aber es kommen, wenn ich nicht irre, noch andere Gründe hinzu. Wer mit Erfolg über die Literatur eines fremden Volkes schreiben will, muß sich in Art und Wesen desselben viel mehr versenken können, als der Linguist dies nötig hat, und wiewohl ja die Fähigkeit des Deutschen, Fremdes aufzufassen, zu würdigen und sich zu eigen zu machen, weltbekannt ist, und wiewohl Geibel singt:

> Was Nord und Süd in hundertfält'gen Zungen
> dem Lied vertraut, wer hat's wie wir durchdrungen?

so bleibt doch die Tatsache bestehen, daß unter den romanischen Völkern gerade der Franzose, so nahe er uns räumlich steht, uns im ganzen innerlich am fernsten bleibt und letzten Endes immer etwas Sonderliches, Sphinxartiges, ja nicht selten Abstoßendes behält. Es liegt das an dem spezifisch keltischen Grundzug seines Naturells und Charakters, der trotz aller Romanisierung, trotz der Infusion mit fränkischem und normannischem Blute sich so sehr fast zwei Jahrtausende hindurch behauptet hat, daß es überraschend ist, zu sehen, wie genau Cäsars Schilderung des Galliers noch auf den heutigen Franzosen zutrifft, und wie wahr Schopenhauers Behauptung ist, daß die Charaktere von Menschen und Völkern sich nicht ändern. Nur von hier aus sind Erscheinungen wie Beaumarchais und Chateaubriand zu begreifen und anderseits verständlich die Ratlosigkeit der Franzosen gegenüber Shakespeare sowie die geringe Wertschätzung, die sie dem Grafen Gobineau angedeihen ließen, einem Angehörigen der wenigen Adelsgeschlechter, deren germanisches Blut der Guillotine glücklich

entronnen war. Die französische Literatur des Mittelalters zeigt mit ihrer naiven Gefühlsmäßigkeit noch viel von fränkisch-germanischem Einschlag und mutet uns daher vielfach verwandt an, aber je länger, desto mehr tritt der alte keltische Untergrund hervor: das sexuell Raffinierte, das auf die augenblickliche Wirkung Berechnete, das Selbstbewußte, das Theatralische, die Pose, die Attitude, die selbst der französischen Lyrik einen eigentümlichen Anstrich geben. Dazu gesellen sich noch besonders zwei Elemente, die zwar auch schon von Anfang an im Keime vorhanden waren, die aber doch erst seit dem 16. Jahrhundert zu voller Entfaltung gelangen, das eine durch den Einfluß der wiedererweckten Antike, das andere durch die Zentralisierung des französischen Lebens auf Paris, durch die Pariser Salons und die Herrschaft der Frauen, ich meine den Kultus der Form und des Rednerischen sowie den der Originalität so abträglichen gesellschaftlichen Charakter, den die französische Literatur vornehmlich mit dem 17. Jahrhundert annimmt, und wenn wir in ihrem Rahmen Schriftsteller und Dichter wie J.-J. Rousseau, André Chénier und Frau von Staël finden, so ist nicht zu vergessen, daß der eine ein Genfer, die beiden anderen aber ein halber Grieche und eine halbe Deutsche waren.

Diese Züge gilt es, sich immer gegenwärtig zu halten und namentlich der gewaltigen Rolle eingedenk zu bleiben, welche die Form und Kunsttechnik jenseits des Rheins spielen, und die so bedeutend ist, daß der französische Kritiker seine Dichter in 'poètes' und 'artistes' auseinanderlegt. Wenn nun schon der Darsteller der eigenen Literatur nicht nur, wie der Linguist, mit dem Intellekt an die Erscheinungen heranzutreten hat, sondern auch mit künstlerischem Empfinden, so wird seine Aufgabe noch viel schwieriger, wenn es sich um eine fremde Literatur handelt, deren Wesen von dem der deutschen so abweichend, ja ihm in vielem entgegengesetzt ist, und in der die Auffassung von der Kunst selber sich als eine verschiedene erweist. Hier kommt es darauf an, sich vom eigenen Wesen, von germanischer Natur und Geistesart loslösen zu können, sich in das fremde Werk hineinzufühlen, es mitzuerleben, und zwar nicht nur mit dem Gemüt, sondern auch mit dem Formensinn, sozusagen auf der äußeren Schönheitslinie, wozu denn freilich noch eine sehr intime Kenntnis von den Feinheiten des Stils und dem musikalischen Reiz der Sprache gehört. Denn wie will er sonst sagen können, was eine Fabel Lafontaines zum kleinen Meisterwerk macht, oder warum die Franzosen Racine den *plus parfait* ihrer Dichter nennen, wie will er den Zauber der Sprache Chateaubriands empfinden, die Erzählerkunst Voltaires, Mérimées oder Daudets würdigen, die Anmut und Eleganz bei A. de Musset, die Kompositionstechnik bei Flaubert,

das Skulpturale in den Versen von Théophile Gautier und der Parnassiens? — Alle diese Bedingungen zu erfüllen, bedeutet keine Kleinigkeit für den deutschen Romanisten und dürfte weiterhin manchen unter ihnen abhalten, auf dem Gebiet der neufranzösischen Literatur produktiv hervorzutreten; man kann auch eigentlich Obiges kaum von ihm verlangen, denn, um hier richtig zu urteilen, bedarf es außer Kenntnissen und Verstand ästhetischer Begabung und eines nachfühlenden Kunstsinnes, die angeboren sind und nicht erworben werden können. Ähnlich verhält es sich ja mit der Forderung, die eine Zeitlang mit großem Nachdruck an die Universitätslehrer gestellt wurde, Französisch wie ein Franzose 'parlieren' zu können, und die sogar bei Besetzung von Lehrstühlen zur Bevorzugung von Elsässern führte, obgleich diese bekanntlich alles andere als ein idiomatisches Französisch sprechen; es ist ja sehr hübsch, wenn ein Ordinarius es kann, aber es zu fordern, ist unbillig, da es sich auch hier um Anlage und Talent handelt, die da sind oder nicht. Doch dies nebenbei.

Um noch einmal auf die Form zurückzukommen, möchte ich ein Wort über die Form sagen, welche die deutschen Romanisten in ihren literarhistorischen Schriften beobachten. Da scheint es mir, daß in den letzten Jahrzehnten erfreuliche Fortschritte zu verzeichnen sind, und ich glaube, daß ein Buch wie die inhaltreiche, aber schwerfällig und kompostionslos geschriebene Monographie der Frau Blennerhasset über Frau von Staël heute kaum mehr möglich wäre. Für die Klarheit der Gedanken und infolgedessen Klarheit der Darstellung, für die Herausarbeitung der wichtigen Punkte, die treffende Bezeichnung im einzelnen, die geschmackvolle Anordnung des Stoffes, die Abgewogenheit der Teile und die Abrundung des Ganzen haben wir von den Franzosen einiges gelernt. Vielleicht sind auch Scherers Buch und Morfs, des Westschweizers, Schreibart von günstiger Wirkung gewesen. Morfs Stil ist leichtbeschwingt; er schreibt sehr durchsichtig in kurzen, manchmal zu kurzen Sätzen, seine Ausdrucksweise ist ansprechend und gelegentlich sogar glanzvoll, aber seine Wortwahl ist eine wohlüberlegte, und nirgends läßt er Gediegenheit und Gründlichkeit vermissen, so daß das bessere deutsche Publikum nicht mehr in dem Maße wie früher auf dilettantische Journalisten und Essayisten angewiesen war. Bei aller ästhetischen Kritik hat er niemals das vernachlässigt, was immer als ein Vorzug der deutschen Art, die Literatur zu betrachten, gegenüber der französischen gelten muß, nämlich den Hintergrund, die geschichtliche Entwicklung, die Aufdeckung der Verbindungslinien, so weit es möglich, die Deutung einer Erscheinung nicht bloß für sich, sondern aus ihrer Zeit heraus und ihre Bedeutung

für ihre Zeit, daher wir denn Literarhistoriker sagen, wofür der Franzose keinen adäquaten Ausdruck hat.

Leider scheint es, daß man auch hier wieder nicht in der richtigen Mitte bleiben, sondern mit grundloser Selbstkritik die Axt an die Wurzel des Guten legen will, das wir besitzen und hüten sollten. Manche Anzeichen lassen darauf schließen, daß man die historische Betrachtungsweise beiseite zu lassen und die ästhetische in den Mittelpunkt zu stellen gedenkt; wenigstens läßt die Schrift von Voßler über Lafontaine und sein Fabelwerk (1919) in dieser Beziehung nichts Gutes ahnen, und ich fürchte sehr, daß man wie in der Linguistik das psychologische Gras, so in der Literatur bald das ästhetische wird wachsen hören wollen. Sollte diese Bestrebung etwa durchdringen, so wäre damit dem Subjektivismus Tür und Tor geöffnet; die Schreibweise würde impressionistisch, es begänne das Geistreicheln und das Jonglieren mit Worten, die keine bestimmten Vorstellungen mehr erwecken.

Doch eine noch größere Gefahr droht von einer anderen Richtung her. Bislang galt in unserer Literaturgeschichtschreibung noch im allgemeinen der unausgesprochene Grundsatz, daß man in die neueste, uns ganz nahe liegende Zeit nicht herabzusteigen habe, einfach weil uns dann der Abstand und daher das richtige Augenmaß fehlen, deren wir zur objektiven Anschauung und zum Erkennen der Entwicklungslinien benötigen, und deshalb gar leicht unsere Urteile von heute nicht mehr die von morgen sind. Von diesem durchaus gesunden und vor der Verflachung bewahrenden Grundsatz ist zwar schon seit einiger Zeit hier und da abgewichen worden, und genau genommen gehen die Ansätze dazu schon in das vorige Jahrhundert zurück, aber jetzt wird in der Romanistik ein gewisser Feldzug dagegen geführt, und zwar mit jener bekannten hysterischen Geschäftigkeit, auch einer üblen Erbschaft des Krieges, die einen ernstlichen Widersacher nur in der Papiernot findet. Gewiß ist es berechtigt, vom deutschen Romanisten zu verlangen, daß er auch die neuesten Erscheinungen in der Literatur verfolgt und überhaupt über die gegenwärtigen Geistesbewegungen in Frankreich, oder das, was so scheint, unterrichtet sei; er möge sich auch schriftstellerisch dazu äußern, und für besonders Bemerkenswertes ist seine Feder vielleicht besser als die eines Nichtfachmannes, falls er sie mit Vorsicht und Maßhalten führt. Diese hat z. B. Voßler in seiner Italienischen Literatur der Gegenwart walten lassen, indem er eingehender nur über die Dichter spricht, deren Laufbahnen abgeschlossen daliegen, oder wenigstens zu übersehen sind wie bei Pascoli und d'Annunzio, gegen den Futurismus aber nur kurz Front macht. Indessen die Studentenschaft oder gar das größere Publikum auf dem laufenden zu halten über alles, was in der modernen und

modernsten französischen Literatur vor sich geht, das kann ich nicht als unsere Aufgabe betrachten, sondern möchte das lieber den Herren überlassen sehen, die sich im Feuilleton größerer Zeitungen besonders damit befassen. Es scheint mir daher auch nicht richtig, wenn Universitätsdozenten, nicht unbegünstigt von politischen Strömungen, jetzt anfangen, große Kollegia über die französische Literatur von 1870 bis auf die Gegenwart abzuhalten, und ebensowenig erfreulich wirkt das Buch von Curtius, das den Titel trägt: 'Die literarischen Wegebereiter des modernen Frankreich' (1919). Hier wird uns in der Art des französischen Conférenciertums eine Reihe von Schriftstellern vorgeführt, die in Frankreich selber kaum Beachtung, geschweige denn Schätzung genießen, und die nichts weniger als 'literarische Wegebereiter' sind: Claudel, Péguy, Suarez usw. Natürlich fehlt auch Romain Rolland nicht, in dessen 'Jean Christophe' sich schon verschiedene andere Romanisten so liebevoll versenkt haben, um für Deutschland das herauszulesen, was Rolland schwerlich gemeint hat. Diese 'Moderne' kann mit wirklicher Besorgnis erfüllen, denn es liegt m. E. nicht nur eine wissenschaftliche Verirrung, sondern, was schwerer bedrückt, eine völkische Entgleisung vor, indem es gerade nach dem Kriege würdig gewesen wäre, sich in recht anständiger Entfernung von den heutigen Franzosen zu halten.

Jena. O. Schultz-Gora.

Petrarcas Stellung zu Humanismus und Renaissance.

Den Anfang welterschütternder Bewegungen an ein Begebnis, an eine Persönlichkeit knüpfen, auf ein Datum festlegen, heißt immer mehr symbolisch als tatsächlich reden; denn dem Historiker liegen zu viele Keime, Andeutungen, Vorspiele und vielleicht doch schon Anfänge solcher Bewegungen lange vor ihrem eigentlichen Durchbruch offen. Ich kann die Französische Revolution vom Tage des Bastillesturms, die französische Renaissance von dem Tage an datieren, wo ein Parlamentsedikt die Pariser Passionsspiele, den prunkvollsten und volkstümlichsten Ausdruck mittelalterlicher Kunstübung, verbot — so habe ich gewiß nur besonders kräftige Einzelsymptome der großen Umwälzungen herausgegriffen und zu symbolischer Überbedeutung erhoben. Soweit aber überhaupt die Möglichkeit gegeben ist, in einem einzigen Punkt den wirklichen Anfang ausgebreiteter und verschlungener Neuerungen zu finden, soweit darf man auch sagen, daß Humanismus und Renaissance schlechthin in Petrarca beginnen, und daß gerade dies die ungeheure Bedeutung des Mannes ausmacht, der als Denker wenig originell war, als Gelehrter rasch überholt wurde, als Epiker scheiterte und als Lyriker neben dem Schönsten und Innigsten das Frostigste schuf, um gerade durch diesen Frost, der als Petrarkismus, als Preziosität, als Kulturanismus usw. fortlebte, ganze Epochen und ganze Länder aufs peinlichste zu beeinflussen.

Mit diesem Leitsatz aber, Petrarca stehe am Anfang des Humanismus und der Renaissance, ist nun gar nichts getan, ehe nicht eine Umgrenzung der beiden schwankenden Begriffe gesucht ist. Das letzte Drittel des vorigen Jahrhunderts etwa brachte eine Art Renaissance der Renaissance. Gobineau, Burckhardt, Wagner, Nietzsche, C. F. Meyer sind die großen Namen, an die sich die leidenschaftliche und allmählich zur unleidlichen Mode ausartende Hingabe an die Renaissance knüpfte. Es ist schließlich so viel über sie geschrieben worden, daß der Begriff 'Renaissance' eine völlige Trübung erfuhr und nun eben vor erneutem wissenschaftlichem Gebrauch erst wieder gereinigt und befestigt werden muß. Dabei dürfte es im wesentlichen um vier Fragen gehen. Einmal um die chronologische nach dem Anfang, sodann, was damit aufs engste zusammenhängt, um die Abgrenzung von Humanismus und Renaissance, zum dritten um das ethische und religiöse Wesen der Renaissance, und endlich um ihr Verhältnis zum Griechentum.

Das Gefühl, daß sich in Italien während des 14. Jahrhunderts

dem Altertum gegenüber etwas ganz Neues begibt, ist lange Zeit nicht nur vorherrschend, sondern geradezu allein vorhanden gewesen. Der Enthusiasmus, mit dem die Antike damals erfaßt wurde, mit dem man sich auf ihre Schriften, Bauten, Kunstwerke und Münzen stürzte, ließ es so erscheinen, als habe man sich, nach Jahrhunderten der Abkehr von allem Heidnischen, allem Irdisch-Menschlichen zugunsten des Christlich-Himmlischen, mit einem plötzlichen Ruck der unchristlichen Vergangenheit neu bemächtigt. Aber gegen diese Auffassung eines unvermittelten Beginnes des Humanismus mußten sich doch stärkste Zweifel regen. Wenn man den Begriff des Humanismus im schlichten Sinne des französischen Ausdrucks 'faire ses humanités' nimmt, darunter also nur eben Altertumsstudien versteht, so hatte das ganze Mittelalter niemals aufgehört, humanistische Studien zu treiben. Überaus vieles verdankte ja doch die Kirche selber dem Altertum, aus dessen Schoß heraus sie geboren war — Theologisches, Philosophisches, Staatliches; und sie begnügte sich nicht damit, antike Blutkörper in ihren Adern kreisen zu lassen, sie zog vielmehr aus heidnischen Autoren ständig neue Nahrung. Gewiß war vieles verschüttet und besonders das Griechische in Vergessenheit geraten, aber Virgil und Ovid, Seneca, Plautus, Terenz, Cicero und Aristoteles in lateinischer Fassung wurden doch ständig gelesen, wenig befehdet und viel verehrt — ja, Virgil und Aristoteles waren ungemeine und unanfechtbare Autoritäten. Freilich, und darauf kommt es an, Autoritäten zweiten Ranges, dienende Geister, über denen das Wort Gottes stand. Dies hatten sie zu bestätigen, abweichende Meinungen durften sie nicht haben und hatten sie auch niemals, denn im gegebenen Fall hatten sie nur eben etwas anderes gesagt und etwas anderes gemeint, hatten sie andeutungsweise, allegorisch gesprochen und wurden also allegorisch ausgelegt. Hier, in dieser Notwendigkeit, die Antike allegorisch auszudeuten, um sie dem Christentum anzupassen, liegt ein Hauptgrund für die Wertschätzung der Allegorie im Mittelalter und weit darüber hinaus — manche Allegorie der Renaissancezeit ist eine Bemäntelung des eigenen Heidentums, bisweilen nach außen hin, bisweilen auch vor dem eigenen unsicheren Gewissen. Will man diesen dienenden, der Scholastik, der Kirche dienenden Eifer für die Antike Humanismus schlechthin nennen, so hat es immer Humanismus gegeben, so taucht er zu keiner Zeit neu auf, so ist es kurzsichtig und falsch, im 14. Jahrhundert etwas Neues beginnen zu sehen.

Und dennoch ist hier ein Anfang: aus dem dienenden, unfreien, unerfüllten Humanismus wird jetzt erst ein freier und erfüllter, wird jetzt erst die Bewegung, die wir im eigentlichen Sinne Humanismus nennen. Denn nicht um das Studium der

Antike neben und hinter anderen Studien handelt es sich. Sondern darum, daß dieses Studium zur zentralen, ja zur ausfüllenden Leidenschaft wird. In Corneilles Dramen ist allerlei Liebe zu finden, aber immer beherrscht vom Willen, aber immer überbaut von politischen Dingen oder ihnen verkoppelt. So ist der Humanismus des Mittelalters. Beherrscht vom Willen zum Christentum, überbaut vom Kirchlichen. In Racines Tragödien ist Liebe allein, Leidenschaft, die alles zerstört, was sie einengen will. So ist der neue Humanismus. Wir nennen im klassischen Zeitalter Frankreichs nur Racines Dramatik: Tragödien der Leidenschaft und sehen darin etwas Neues. Im gleichen Sinn und mit gleicher Berechtigung darf man das zur Leidenschaft gewordene befreite Studium der Antike ein Neues nennen und dies allein als Humanismus bezeichnen.

Wie war er entstanden? Es war aus verschiedenen Quellen strömend immer mehr Lebenswärme der Antike zugeflossen. Die Kirche rief das Zeugnis der Alten vielleicht allzuoft an, und aus der Hilfswissenschaft der Theologie mußte sich etwas Selbständiges entwickeln. Die Juristen setzten römisches Recht gegen Barbarenrecht und führten somit die gewaltigste Schöpfung des alten Rom ins Leben zurück. Die von der unerträglichen politischen Gegenwart gefolterten italienischen Patrioten schöpften zugleich Betäubung und Hoffnung aus der Lektüre der Alten, die sie für ihre Väter nahmen; sie fühlten sich noch immer oder vielmehr wieder als Römer. Indem man sich so von mehreren Seiten her mit immer stärkerer Leidenschaft dem Altertumsstudium ergab, indem man immer tiefer in den Geist der antiken Kultur eindrang, immer entschiedener mit den Augen der Alten sehen lernte, mußte notwendig der Augenblick eintreten, wo die bisherige Dienerin der Theologie, wo die Hilfswissenschaft ihre selbständige Bedeutung gewann und als eigene Lebensmacht auftrat. Sobald sie aber nicht mehr Dienerin der Kirche war, mußte sie — selbst wider ihren Willen — deren Gegnerin werden. Es ist der Kirche mit der Altertumswissenschaft ergangen wie mit dem Drama: sie hat, ohne es zu wollen, sich selber zwei gewaltige Feinde großgezogen. Das Versöhnliche des Vorganges liegt darin, daß die Feinde selber später dem Christentum bedeutendste Dienste leisteten: aus den schönsten Dramen erwuchs neue Religiosität, und vom Humanismus führte der Weg zur Reformation. Aber Geburtsstunde des eigentlichen Humanismus ist die Stunde, in der ein Bruch eintrat zwischen Altertumswissenschaft und Katholizismus. Ein Bruch, von dem in Dantes Werk nichts zu verspüren ist, und der das Gepräge der Schriften Petrarcas ausmacht. Dante ist ganz erfüllt vom Altertum, Virgil geleitet ihn durch Hölle und Purgatorium. Aber so wie Virgil im Paradies

die Leitung an die christlich heilige Beatrice abgibt, so ist in Dante alles Antike vom eigentlich Christlichen überbaut, ihm zugleich untergeordnet und vollkommen harmonisch eingegliedert. In Dante ist viel Kampf und doch völlige Harmonie und friedlichste Gewißheit: er steht fest auf der Erde, weil er sich in Hölle und Himmel so gut auskennt; in seinem wildesten Hassen und seinem größten Schmerz ist Ruhe, weil er für jeden und für alles Strafe und Lohn im Jenseits bereit weiß. Francesco de Sanctis, der Realist, der Kämpfer für die Freiheit Italiens, der Feind romantischer Verschwärmtheiten, stellt im Eingang seiner Petrarca-Monographie derart die Bildnisse Dantes und Petrarcas leise ironisch einander entgegen: ... Se volete veder la differenza che corre tra questi due uomini, guardateli in faccia. Quel viso bruno e asciutto, con quelle guance incavate, con quella fronte scura, con quegli occhi infossati e divorati da un fuoco interiore, è Dante. E quella faccia bianca da canonico, quelle guance pienotte, con quella fronte serena, con quegli occhi dolcemente pensosi, è Petrarca. Sehr eindrucksvoll, den femininen Petrarca dem männlichen Dante so zu kontrastieren, und dennoch doppelt ungerecht! Denn einmal: dem Femininen waren innerlich schwerere Kämpfe beschieden als dem männlichen Streiter; Petrarca hatte nicht diese Harmonie des mittelalterlichen Weltbildes, den Frieden religiöser Gewißheit in sich, ihm schwankte der Boden unter den Füßen, weil er des Himmels nicht mehr so völlig gewiß war, zum mindesten an ihm nicht mehr völliges Genügen fand, ohne sich doch ganz von der Nichtigkeit der Hölle überzeugen zu können (denn nichts wäre verkehrter, als einen modernen Aufklärer in ihm sehen zu wollen, wie das manche gern tun). Und zum anderen waren dem weichen Manne auch äußere Kämpfe in Fülle beschieden, er war nicht nur der tränenvolle Anbeter Lauras, der Schwärmer für Einsamkeit und idyllische Natur, vielmehr stand er mitten im Leben als Journalist, als Politiker, als Diplomat, als kriegerischer Philologe. Und durch beides: durch die innere Zerrissenheit und durch die Bewegtheit seines äußeren Lebens wird er als erster Humanist im vollen Wortsinn kenntlich.

Mitten durch Petrarcas Werk und Lebensgefühl geht der qualvolle Bruch mit der Kirche, den er um keinen Preis wahr haben möchte und immer wieder sich selber ableugnet. Und nun ist dies das Verwirrende: die Zerreißung, die den eigentlichen Humanismus erst ins Erscheinen treten läßt, hat er selber, er allein zum mindesten nicht bewirken können, sondern hier ist er der Renaissance verpflichtet, als deren Vorläufer er zumeist gilt. Die stärkste Wechselwirkung zwischen den beiden Bewegungen liegt vor. Indem sich der Humanismus langsam vom unerfüllten.

dienenden dem freien und eigentlichen näherte, indem er ein immer klareres Bild von den ungebrochenen Persönlichkeiten der Antike übermittelte, verhalf er auch immer mehr der Persönlichkeit in der Gegenwart zum Durchfeilen der dogmatischen Fesseln. Die Befreiung, die 'Wiedergeburt' der menschlichen Gesamtpersönlichkeit heißt uns Renaissance. Befreiung aus scholastisch-theologischer Enge, Freude nicht bloß am Altertum und seiner Schönheit, sondern an allem Diesseits, an der Natur, am Spiel jeder geistigen und körperlichen Kraft. Die Freude am Altertum ist die Vorbereitung zur Diesseitsfreude überhaupt gewesen; aber daß sich Menschen dem Altertum ganz hingeben durften, das verdanken sie doch erst der Befreiung der Menschen zum Diesseitsgenusse überhaupt. Humanismus hat die Renaissance vorbereitet, aber ganz erfüllt worden ist er wiederum erst durch die Renaissance, die mehr Wurzeln hat als nur die eine humanistische. In Petrarca wird der Humanismus so ganz frei, weil in ihm Renaissance ist. Wenn es ihn treibt, den Mont Ventoux zu besteigen, so ist das nicht nur und nicht in erster Linie Nachahmung einer antiken Tat, sondern neues Naturgefühl, neuer Drang in die Weite; wenn dann (bei dieser wie bei jeder anderen bedeutenden Begebenheit seines Lebens) Freude am Diesseits mit der Diesseitsverachtung des Christentums in ihm ringen, wenn hier — wie im Sekretum! — das Christentum nur scheinbar siegt, indem sein Sieg sogleich von dem Menschen der Neuzeit zu Papier gebracht wird, von dem Künstler, dem nichts wesentlicher ist als das Studium des eigenen Ichs und die Bewahrung all seiner Lebensphasen in dauernder und harmonischer Form, so ist das nicht mehr als Humanismus, als Wiederbelebung des Altertums zu erklären, sondern durchaus als eine Neubelebung der Persönlichkeit, als Renaissance, die nun erst dem Humanismus, der Wiederaufnahme und Nachschöpfung des Altertums, volle Kraft verleiht.

So treten der eigentliche Humanismus und die eigentliche Renaissance — 'karolingische Renaissance' gibt einer Teilbewegung den Namen des Ganzen, ähnlich wie 'mittelalterlicher Humanismus' — vereint ins Leben, dort wo sich das neue Weltgefühl zum erstenmal im Widerspruch zur Religion sieht. Sogleich aber taucht eine neue Schwierigkeit auf. Wenn nun Humanismus und Renaissance etwas wirklich Neues sind, obschon freilich nichts wunderbar Wurzelloses, und wenn ihre Neuigkeit eben in diesem Gegensatz zum kirchlichen Christentum des Mittelalters liegt — sind sie selber notwendigerweise nichtreligiös und, da nur auf den Genuß der eigenen Persönlichkeit bedacht, nichtmoralisch? Hier ist ein geniales Buch offenbar schuldlos schuldig geworden: Burckhardts 'Kultur der Renaissance'. Mit gelehrter Phantasie

hat Burckhardt die ganze vielfältige Eigenart der Renaissance neu aufleben lassen. Und da nun jede Zeit der Kettenzerreißung und des Überganges auch entfesselte Bestien hervorbringt, und da das Raubtier immer die schillerndsten Farben hat, so sind bei Burckhardt die skrupellosen Gewaltmenschen von Cesare Borgias Art, die Meineidigen, die Giftmischer, die Familienmörder, die ganz hemmungslosen Genießer am buntesten und farbenprächtigsten geraten. Einer Schar von Lesern erschien es deshalb so, als seien gerade diese bunten Bestien und nur sie die eigentlichen Renaissancemenschen, als bedeute Renaissancekultur nicht nur Antikirchlichkeit, sondern völlige Amoralität, ja äußerste Brutalität unter schöner Form. Ein Schwarm von Renaissancedichtungen, aus Burckhardts sozusagen verkürzt aufgefaßtem Buche gespeist und mit mehr oder minder veroberflächlichtem Übermenschentum Nietzsches durchtränkt, hat dieser Jahrmarktsbudenauffassung der Renaissance mächtige Verbreitung und Wirkung verschafft.

Es konnte nicht fehlen, daß sich hiergegen Widerspruch erhob. Aber die energischste Reaktion schuf ein neues wissenschaftliches Unheil. Hatte das, was ich Pseudo-Burckhardtismus nennen möchte, Begriffsverengung gezeitigt, so erfolgte jetzt eine übermäßige Begriffserweiterung und -verwirrung. Denn diesen Vorwurf kann man Konrad Burdachs Vorträgen 'Sinn und Ursprung der Renaisance' und 'Über den Ursprung des Humanismus' (beide um Anmerkungen bereichert 1918 in Berlin unter dem gemeinsamen Titel 'Reformation, Renaissance, Humanismus' erschienen), ihn kann man auch seinen breiten Einzelforschungen über die einschlägigen Fragen ('Vom Mittelalter zur Reformation') keineswegs ersparen. So sehr sie unsere Kenntnis vom Wesen der Renaissance bereichert haben, so sehr auch führen sie eine Grenzverwischung herbei. Die treibende Leidenschaft bei Burdach ist offenbar der Zorn gegen eine Auffassung, die der enthusiastischsten Epoche Religionslosigkeit zuspricht und aus den Größen der Renaissance in allmählicher Verkleinerung und Verzerrung Kaffeehausgrößen macht. So sucht er denn die Quellen des enthusiastischen Überschwanges und der Religiosität aufzudecken, die er in der Renaissance als in einer schöpferischen Zeit sieht. Philologisch spürt er den Worten Renaissance und Reformation nach. Burckhardt hat den Ausdruck ins Deutsche eingeführt, Michelet hat ihn im 7. Bande seiner Französischen Geschichte 1855 gebraucht: Histoire de France au seizième siècle: Renaissance. Er hat ihn erst etwas eng mit 'Humanismus' gleichgesetzt, hat ihn aber sofort erweitert und richtiggestellt: Renaissance sei die Epoche, wo der Mensch 'sich selber wiedergefunden', wo er von der Erde und vom eigenen Ich Besitz

ergriffen habe. Und ein Wiederfinden, eine Wiedergeburt sei es, weil der Mensch schon einmal im Besitz seiner vollen Persönlichkeit gewesen sei, zur Zeit der Antike eben. Burdach verfolgt nun den Ausdruck der Wiedergeburt für ein Wiederfinden, Wiederaufblühen über die Franzosen zurück zu den Italienern. Vasari kennt eine rinascita der Kunst, die über den Kreis des Humanismus hinausgreift, da sie das Wiederfinden der Natur und nicht der Antike bedeutet; Machiavelli, in den Istorie Fiorentine die Revolution des Rienzi erzählend, sagt von italienischen Gesandten, die die alte Hauptstadt betraten, sie hätten Rom wiedergeboren gesehen: vedendo come Roma era rinata. Und hier hat nun Burdach die Untersuchung auf dem ersehnten Punkt. Marie Ebner-Eschenbach hat den Don Quijote ihren eigentlichen Helden, und nicht etwa im komischen Sinn, genannt und damit die Meinung nicht weniger Moderner ausgesprochen, die in dem traurigen Ritter den verstiegenen Idealisten lieben. Ein ähnliches Gefühl scheint Burdach für den letzten Tribunen zu hegen. Wer vom Petrarca-Studium her an ihn herantritt, steht dem haltlosen Phantasten mit sehr anderem Gefühl gegenüber, mit einer Art Schauder. Es ist, als seien in Petrarca die Seelen mehrerer Menschen zusammengekoppelt: der mittelalterliche und der neuzeitliche Mensch, der Denker und der Phantast, der Dichter und der Scharlatan, der Gütige und der eitle Egoist, auch das Kind und die Frau, sehr häufig das Kind neben dem Manne sind in ihm — aber alle diese Seelen werden zusammengehalten, in Einklang gebracht und mit geschmeidiger Festigkeit beherrscht von dem Künstler Petrarca, der sich selber Stoff und Genuß ist, sich selber ausmünzt und gerade darin den eigentlichen und ersten Renaissancemenschen bedeutet. Begegnet man nun dem Rienzi, so glaubt man einem Zerrbild Petrarcas, vielmehr Petrarca selber zu begegnen, aber eben nur dem Scharlatan in ihm, der sich losgelöst hat von den Geschwistern und von der Herrschaft der Künstlerseele. Gewiß ist auch diese innere Teilverwandtschaft daran schuld, daß Petrarca dem Phantasten so lange Treue hielt. Aber in seinen Sturz ist er doch nicht mitverwickelt worden, weil er eben mehr war als dieser Doppelgänger seines Teil-Ichs ... Burdach untersucht den Sprachgebrauch Rienzis. Der Mann war ein Schwärmer zugleich für die Antike und für ursprüngliches mystisches Christentum. Beides verquickt er fortwährend in seinen symbolischen Akten (wie dem berühmten Ritterbad in der gleichen Porphyrwanne, worin Kaiser Konstantin der Sage nach getauft wurde), fortwährend in seinen Briefen. Und dort ist nun ständig die Rede von renovatio und reformatio. Die entsprechenden und sinnverwandten Verba wie renasci, regenerare, reformare usw. greifen ineinander über und bedeuten immer eine

feierliche Erneuerung, eine mystische Wiedergeburt. Ein Teil dieser Mystik stammt aus der Antike; die ägyptische Phönixsage spielt eine große Rolle, der Vogel, der nach tausend Jahren verbrannt und aus der eigenen Asche ersteht, ist Sinnbild einer Dynastie, einer staatlichen Gemeinschaft, eines dauernd lebendigen Wirkens. Der Hauptanteil des Mystischen aber fließt aus christlicher Quelle. Rienzi war stark beeinflußt von dem kalabrischen Propheten Joachim von Flore und seinen Nachfolgern und Jüngern unter bestimmten schwärmerischen Gruppen der Franziskaner und Dominikaner. Hier ist der Begriff der Wiedergeburt üblich und doppelt üblich. Er kann individuell gewandt sein und die innerliche Erneuerung des Subjekts bedeuten; er kann auch reformatorisch auf die Erneuerung der kirchlichen Gemeinschaft gehen und damit 'Explosivstoffe ungeheuerster Kraft' in sich bergen. Auf dies also kommt es Burdach an: Renaissance ist ihm kein Zustand der Irreligiosität, sondern im Gegenteil einer superlativischen Religiosität. Christliche Mystik der Erneuerung (doppelt: des Individuums wie der Gemeinschaft, ethischer wie politischer) liegt zugrunde, und was an antiken Elementen hineinspielt, ist auch gerade mystisch-religiöses Moment des Altertums — denn Burdach bekämpft ausdrücklich die Heinesche Antithese vom sinnlich heiteren Heidentum und asketischen Christentum, er weist auf Freude und Lebensbejahung bei Franz von Assisi, auf dunkle Mystik der Antike hin (womit er doch wohl die bestätigenden Ausnahmen des diesseitsgerichteten Altertums und jenseitsgerichteten Mittelalters in ihrem Ausnahmewesen und ihren psychischen Grundlagen verkennt.

Aber wenn er nun in dem Wort Renaissance religiöse Schwingungen, wenn er für die Renaissance-Epoche religiöse Wurzeln entdeckt hat — was hat er für den Zeitbegriff selber gewonnen? Eine völlige Grenzverwischung! Und in doppelter Hinsicht dazu. Einmal: wenn Renaissance überall dort zu finden ist, wo der Gedanke einer Wiedergeburt auftaucht, warum läßt man die Renaissance dann nicht bei den Ägyptern beginnen, die die Phönixsage fanden, oder bei Christus? Burdach ist in chronologischer Hinsicht inkonsequent bescheiden verfahren: die Renaissance beginnt für ihn bei Dante, dann kommt Rienzi und als dritter Petrarca. Und hier tritt die andere, die schlimmere, innere Grenzverwischung Burdachs zutage. Die drei Männer haben für ihn bei gleicher Stellung zum Altertum gleiche Religion, oder eben Religion schlechtweg in ihrem bedeutendsten Stadium: als Erneuerungsbedürfnis. Aber ich erwähnte bereits das völlig harmonisch katholische Weltbild Dantes, in das die Antike eingebaut ist, und dem es nichts verschlägt, wenn der Dichter einzelne Kirchenfürsten in die Hölle schleudert, wenn ihn Mißbräuche kränken,

wenn er etwa Reformen, Heiligungen anstrebt. Und mutatis mutandis steht es um Cola di Rienzi nicht anders. Bei ihm ist nichts harmonisch, alles wirr, gärend, zuckend — aber es sind Zuckungen des Mittelalters, nie kommt er vom Katholischen, nie bei aller Freude am Glanz, bei allem Größenwahn vom jenseitsgerichteten Denken los. Anders Petrarca. Freilich, er hat seine Rechtgläubigkeit immer wieder beteuert, vor anderen wie vor sich selber, er ist den Averroisten gegenüber am Ende seines Lebens fast als Ketzerrichter aufgetreten. Und er hat mit alledem nicht geheuchelt. Daß er an Avignon, daß er an päpstlicher Politik in furchtbaren Sonetten und empörten Briefen, öfter heimlich als unverhüllt, vernichtende Kritik geübt hat, ändert nichts an seiner Rechtgläubigkeit. Aber er wollte nur, wollte in Ehrlichkeit, in Leidenschaft, bisweilen in Verzweiflung, rechtgläubig sein — denn Katholizismus bedeutete ihm Gewissensfrieden, verbürgte ihm ein seliges Jenseits —, und etwas war stärker in ihm als dieser Wille und zwang ihn zur Sünde in katholischem Sinne: zur Hingabe an Kunst, Schönheit, Vaterland, Ruhm, an alles Irdische, und dieses Etwas, diese Sünde war seine eigentliche und neue Religion, die Diesseitsreligion der Renaissance. Augustinus ist nur der äußere, der Augenblickssieger im Sekretum. Was dort mit allen Qualen und aller Lebenskraft das Feld behauptet, ist doch das Neue in Petrarca, die diesseitsgerichtete Religiosität. Er legt sich nach Art eines Sterbenden zurecht, um sich ganz dem christlichen Verwesungsgedanken hinzugeben, und ringt sich doch nicht vom Leben los: das ist seine symbolischste Tat. Man muß sie übersehen, man muß dem ganzen Menschen fremd gegenüberstehen, wenn man seine Religion neben den Glauben Dantes und Rienzis als gleichartig stellen will.

Sicherlich hat Burdach recht, wenn er Religion im Sinne eines enthusiastischen Aufschwunges, eines Strebens nach Vervollkommnung in der Renaissance sieht; sicherlich übt er Begriffsverwirrung, wenn er diese Religiosität mit der der vorangehenden Epoche identifiziert. Petrarca steht am Anfang des Neuen, in ihm ist noch Zwiespalt und Furcht, in manchem seiner Werke verhält er sich wie ein Kind, das ängstlich zur Mutter zurückeilt und den Kopf in ihre Schürze steckt. Aber so oft er auch zur Mutter Kirche flüchtet, er muß doch immer wieder in das neue Diesseits hinaus. Daß ein wirklicher Zwang ihn dem Leben entgegentreibt, daß er kein bewußter Aufklärer, sondern ein kindlich genialer Mensch ist, ein Kind, in dem, ihm selber zur Qual, oft drängende und nicht zu zügelnde Kräfte wirken, das macht ihn so inkonsequent, so eigenartig reizvoll und so bedeutend.

Wie aber in einem großen Anfang sich auch schon deutlich die kommenden Entwicklungen zeichnen, so treten in Petrarcas

Werk neben diesem Ringen zwischen Jenseits- und Diesseitsreligion auch bereits die Formen zutage, in denen die neue Religion später kampflos herrschte, bis sie dem Vorstoß der Gegenreformation unterlag. Wer von der amoralischen Bestialität der Renaissance spricht, denkt an den Borgia und an den 'Principe'. Machiavellis Fürstenlehre und Werk überhaupt ist aber keineswegs religionslos, sondern ganz getragen von der römischsten Form der Diesseitsreligion, von der Vergötterung des Staates. Hier zeigt es sich, daß der Renaissance durch den Humanismus vor allem lateinische Elemente zugeströmt sind — denn sehr viel mehr auf Rom als auf Griechenland geht der Staatsgedanke in seiner höchsten Kraft zurück. In Körtings Petrarca-Biographie findet man betrübte Betrachtungen darüber, was aus der Renaissance hätte werden können, wenn sie mehr griechisch als lateinisch genährt worden wäre. Nichts wäre dann aus ihr geworden! Denn gerade dadurch, daß sich die Italiener auf ihr Lateinertum besannen, daß sie im Altertum auf Blutsverwandtes stießen, kam ja die Lebenswärme in den Humanismus. Mit äußerstem Recht bezeichnet Burckhardt die Bewegung als eine national-italienische. Eine nationale, politische blieb sie auch, ja wurde sie in erhöhtem Maße, als sie nach Frankreich drang. Dort erst hat das römische Staatsempfinden, die Staatsreligion fruchtbaren Boden gefunden, und die bedeutendsten Werke der französischen Literatur dienen ihr. In Petrarca, wie gesagt, ist manches von der eigentlich lateinischen Richtung der Diesseitsreligion zu verspüren. Die Africa, schönste Kanzonen und leidenschaftliche Briefe legen Zeugnis dafür ab, und daß er dem Tribunen unzeitige Milde vorwarf, als Rienzi die gefangenen Barone wieder freigab, ist völlig machiavellistisch gedacht.

Allzu schroffe Trennung zwischen Römer- und Griechentum ist aber eine mißliche Sache. Rom hat sich an Griechenland gebildet, mit griechischem Wesen durchtränkt, und der Humanismus, dessen Jugendstärke in seinem vaterländischen Zugehörigkeitsgefühl dem römischen Staat gegenüber lag, hat auch aus griechischen Quellen geschöpft. Auf dem Gipfel der italienischen Renaissance ist platonische Religion in der Florentiner Akademie zu finden, und eine Ahnung von Plato — Kenntnis wäre zuviel gesagt — lebt schon in Petrarca, wenn er sich gegen den Aristoteles der Scholastiker auflehnt.

Doch zwischen diesen beiden Formen der neuen Religion, dem römischen Staatsempfinden und dem griechischen Platonismus, gibt es eine dritte, die gewiß auch viel antikes Wesen in sich hat, die man aber keineswegs erschöpfend als griechisch oder römisch charakterisieren könnte. Vielmehr ist sie ganz und gar italienisch und ist die Religion der strahlenden Form an sich. Ariost

hat ihr den reinsten Ausdruck verliehen — in Tasso ist sie durch den neu andringenden Katholizismus gebrochen worden. Ariosts Roland ist schönes Spiel um des schönen Spiels willen, ist heiterster, ganz verantwortungsloser Genuß des Künstlers an der künstlerischen Nachgestaltung und Erhöhung farbenreichen Lebens. Und auch von dieser dem Christentum am fernsten stehenden Form der neuen Religion — vom Staatsgedanken und vom Platonismus führen Wege zum christlichen Himmel, aber zwischen Ariostischem Lebensgenuß und dem Christentum ist ein Abgrund, der auch durch Franz von Assisis Lebensbejahung nicht auszufüllen ist —, auch hiervon ist in Petrarca der Anfang zu spüren. Mehr als ein Anfang, ein so gerütteltes Maß, daß der deutsche Leser Befremden empfindet. Denn wenn der Deutsche von dem Ringen der beiden Weltanschauungen in Petrarcas Seele hört und von seinen Gewissenskämpfen, so denkt er sich mit Notwendigkeit einen Mann, dem all diese Qualen ins Gesicht gefurcht sind. 'In seiner Seele kämpft, was wird und war, Ein keuchend hart verschlungen Ringerpaar' sagt C. F. Meyer von Luther, und so etwa mag sich ein Unkundiger Petrarca vorstellen. Aber der genaue Gegensatz trifft das rechte. Auch in ihm ringt, was wird und war — aber die harte keuchende Verschlingung fehlt gänzlich, das Ringen bleibt kunstvoll geformtes, klassisch gezügeltes interessantes Schauspiel, niemandem interessanter als Petrarca selber, der sich zumeist mehr wohlig erschüttert als furchtbar durchgerüttelt über das eigene Herz beugt, der gewiß Schmerz und Erschütterung fühlt, nicht etwa vorspielt und lügt, der aber immer Genuß, den Genuß des frei Betrachtenden und künstlerisch Formenden bei den eigenen Leiden empfindet. Gerade in dieser Freiheit liegt Renaissancetum. Das Ich ist so subjektiv, ist sich so wichtig geworden, daß es auf nichts mehr achtet als auf das eigene Selbst, und zugleich so objektiv, so losgelöst von allen Bindungen, daß es jeder Zuckung dieses eigenen Selbst interessiert zuzusehen vermag. Meyer sagt von seinem Luther, es wundere ihn nicht, 'daß er Dämonen sieht'. Man fühlt sich versucht, den Ausspruch zu parodieren und sich zu wundern, daß Petrarca, dessen Geist doch auch 'zweier Zeiten Schlachtgebiet' gewesen, daß er niemals Dämonen sah. Aber dem italienischen Dichter ist so viel Schönheitssinn, so schöne Form eingeboren, daß er unabhängig von seinem Willen alles, was in ihn einströmt, auch das Grandiose, das Häßliche, das Grausige, das Verzweiflungsvolle in schön gebändigter Form auffassen muß und nun gar nicht mehr in all seiner ungebändigten Furchtbarkeit empfinden kann. Er vergegenwärtigt sich den Tod der angebeteten Laura, sie erscheint ihm wie eine ermüdete wunderschöne Schläferin: morte bella parea nel suo bel viso. De Sanctis und Gaspary kontrastie-

ren hiermit Dantes Verse auf die tote Beatrice; er sieht sie in christlicher Demut tot liegen, sie scheint ihm zu sagen: io sono in pace. Bei Dante Ergebung in das Schicksal, Friede, der in Christentum ausströmt. Bei Petrarca zügelnde, tröstende Schönheit, Schönheit zur Religion geworden.

Es ist die eigentlich italienische Renaissancereligion. Die Staatsreligiosität Machiavellis ist nach Frankreich gewandert, der Platonismus, das Griechentum hat in Deutschland größte Wirkung entfaltet. Dies sind die drei Formen der Renaissancereligiosität. In Petrarcas Werk stehen sie geschwisterlich zusammen.

Dresden. V. Klemperer.

Kleinere Mitteilungen.

Reim neben[1] Alliteration im Anglolatein um 680.

Am Schluß der Kanones-Sammlung, die auf Aussprüchen oder Schriften des Erzbischofs Theodor von Canterbury (668—90) beruht, steht in der Hs. Cambridge Corpus 320 vom 8. Jh. (wovon die Pariser Hs. Saint-Germain 940 nur Abschrift 17. Jhs. bietet[2]):

Te nunc, sancte speculator,
verbi Dei digne dator,
Hæddi, pie presul, precor,
pontificum ditum decor:
pro me, tuo peregrino,
preces funde, Theodoro![3]

Hæddi war Westsachsen-Bischof c. 676—705 (und durfte nicht mit Eddi-Stephan von Ripon, dem Wilfrid-Biographen, verwechselt werden). *Speculator*, die etymologische Latinisierung von *episcopus*, ist im Mittellatein für 'Bischof' bekannt (Ducange). *Peregrinus* bedeutet hier, wie dort öfters, entweder nur 'Mönch' oder daneben auch, wie für den päpstlichen Sendling aus Tarsus paßt, 'fremder[4] Herkunft'; daß der mächtige Erzbischof sich nur so bezeichnet, erklärt der Bescheidenheitsstil.

Der Kompilator oder Abschreiber jener Kanones setzte das Gedicht hierher, weil er als ihren Urheber aus der Vorrede Theodor kannte, doch vielleicht nicht[5] um es als Widmung gerade mit diesen zu verbinden; vielleicht gehörte es vielmehr zu einer Urgestalt der Kanones. [Kein Grund erhellt zur Annahme etwa einer fast zeitgenössischen Fälschung oder eines zweiten Theodor, eines unbekannten Schreibers, in derselben Zeit und Gegend wie der Erzbischof.]

Also benutzte der von Rom gesandte Grieche trotz lateinischer Sprache den germanischen Zug der Dichtungsform[6] des Volkes, das er kirchlich beherrschte.

Berlin. F. Liebermann.

Liebeslied zum Tanz um 800.

Mit Unrecht[7] dem Angelsachsen Willibrord († a. 731), den der Papst 695 *Clemens* nannte, wird seit Kunstmann (*Latein. Poenitent. der Agsa.* 44. 176 f.), freilich nicht ohne Anzweiflung beigelegt eine *Iudicium Clementis* betitelte

[1] Alliteration findet sich im Latein 7.—9. Jhs. wie auch der Endreim der Zeilenpaare von je viermal einer Hebung vor einer Senkung z. B. in *Mon. Germ., Poetae Lat.* (letzterer bei Bonifaz I 18), aber nicht beides.

[2] So Schmitz, *Bußbücher* II (1898) 510.

[3] Ed. Haddan and Stubbs, *Councils and eccles. doc.* III (1871) 203[21].

[4] Alcvine besingt seinen Landsmann, den Friesenapostel Willibrord, *qui peregrina petens, Domini deductus amore*; ed. Dümmler, *Mon. Germ., Poetae Carol.* I (1881) 209.

[5] Wie jedoch Wasserschleben, *Bußordn. abendl. Kirche* 26, für möglich hält.

[6] Auch 'Aldhelms stabende und endreimende rhythmische Achtsilbler' setzt in Beziehung zur agsächs. Dichtung Imelmann, *Forsch. altengl. Poesie* [1920] 260.

[7] Vgl. *Zeits. Savigny St. Rechtsg., Kanon.* 1920, S. 292 ff.

Sammlung von Kanones, deren letzter denjenigen mit Kirchenbann bedroht, der an *festivitate ad ecclesiam veniens pallat foris aut saltat aut cantat orationes amatorias* (zuletzt bei Schmitz, *Bußbücher* II [1898] 356). Vielmehr aus altfranz. *baller* drang *ballare* ins Mittellatein, und dem Festlande gehört jene Sammlung laut Herkunft des Inhalts und Fundort der Handschriften, die bis ins 9. Jh. hinaufreichen. Nur für die Literatur des Frankenreichs darf man die Stelle verwerten.

Berlin. F. Liebermann.

Der Eigenname Arthur vor Galfrids Einfluß.

Eine Urkunde des Königsgerichts *a. Henr. II. 23, die Veneris post s. Joh. Bapt.* erwähnt einen Prozeßvertreter *Willelmum filium Arthuri.* Dieser muß mindestens 25 Jahre, also jener Arthur, sein Vater, spätestens um 1140 geboren gewesen sein. Die Partei, die Wilhelm vertritt, heißt Richard von *Bud(e)ketun*; es handelt sich um die Kirche zu *Budeketun*; der Gegner ist die Priorei Lewes in Sussex. Den Text druckt Selden *Hist. of tithes* p. 379 aus einer *Finalis concordia.*

Berlin. F. Liebermann.

Englische Urkunden nach 1066.

Daß unter dem Eroberer die angelsächsische Sprache nicht gleich völlig in der Kanzlei der Regierung unterdrückt wurde, ist bekannt. Erstaunen aber erregt, daß unter den weniger als 300 Urkunden von ihm, die H. W. C. Davis, *Regesta Will. Conquestoris et Will. Rufi* (Oxf. 1913) verzeichnet, fast ein Achtel englisch oder zwiesprachig lauten: n. 7. 9. 12—16. 18 f. 22. 25 f. 28. 31 ff. 38. 40 ff. 45. 47. 87. 93. 108 f. 111. 137. 187. 241. 265. 277. 333. Nur ein Angelsachse machte *Gefeheard* aus dem normannischen *Giffard* (23), wie schon Earle *Landcharters* 434 bemerkte. — Die Normannisierung wird erst kurz nach Lanfrancs Kommen auch hierin durchgeführt.

Berlin. F. Liebermann.

Englisches Zutrinken 1248.

Der Minorit Salimbene beobachtete auf seiner Reise durch Frankreich 1248, wie Franzosen und Engländer, mehr als seine italienischen Landsleute, den Wein liebten. Von den Engländern pflegte einer dem anderen einen ganzen Krug vorzutrinken mit den Worten *ge bi a vu,* worauf der andere ebenfalls einen ganzen leeren mußte. Er entschuldigt die Engländer, in deren Land wenig Wein wachse, mehr als die Franzosen. — Aus O. Holder-Egger in *Neues Archiv ält. Dt. Geschichtsk.* 38 (1913), 480.

Berlin. F. Liebermann.

Zur Kreuzzugsepik Frankreichs und Englands.

C. W. David, *Robert Curthose* (Cambr. [Mass], Harvard Histor. stud. 25) untersucht die Quellen der Geschichte, Sage und Dichtung, die an die Taten Roberts von der Normandie 1097/9 anknüpfen. Dem Glasfenster in St. Denis, das diesen darstellte, braucht die *Chanson d'Antioche* nicht vorgelegen zu haben.

[So aus G. Paris, schon 1892 *Deutsche Zs. Gesch.-Wiss.* VII E 38.] David druckt neu das Walliser Gedicht, unter dem zwar *Rhobert tywysog Norddmanti ai cant* steht, das mir aber laut des Stils viel jünger als 1134 erscheint und als die Veranlassung der vom Sänger beklagten Gefangenschaft bejammert ein 'war of words': der Inhalt paßt also auf Roberts Schicksal nicht.

Berlin. F. Liebermann.

Zu Spenser.

G. C. Williamson, *George [Clifford] Third Earl of Cumberland* 1558–1605 (Cambr. Univ. Press 1920, XX u. 334 p.), beschreibt aus ungedruckten Akten das vielbewegte Leben dieses Seefahrers und Entdeckers, Flottenkommandanten und Kaperers der spanischen *Madre de Dios*, des Staatsmannes und Schmeichlers der Elisabeth, dem Spenser Verse der *Faerie Queene* widmet.

Berlin. F. Liebermann.

Zur Geschichte der Phonologie.

Lionardo da Vinci erklärte aus der feinen Zusammengesetztheit der Zungenmuskeln die Mannigfaltigkeit der Sprachlaute und überdachte die Phonetik im allgemeinen mit bis dahin unerhörter Aufmerksamkeit; und zwar kannte er Galens Lehre vom Kehlkopf nicht. So C. J. Holmes *Leonardo da Vinci* (British Acad., Proc. IX, 1920) p. 18, mit Proben aus den naturwissenschaftlichen Schriften.

Berlin. F. Liebermann.

Zur deutschen Beurteilung englischen Lebens 1770—1800

steuert einiges aus Briefen, auch ungedruckten, bei F. Frensdorff: '*Die Heimat Carolinens*' [der Frau des Shakespeare-Übersetzers Schlegel]. Der Göttinger Professor Michaelis und diese geistvolle Tochter nehmen lebhaften Anteil an Englands Literatur und dem Amerikanischen Kriege, trotz Göttingens Anglomanie nicht ohne Kritik gegen den Stolz und das Erziehungswesen der Briten; Nordamerikas Abfall wurde vorausgeahnt. *Zeitschr. des Hist. Vereins für Niedersachsen* 85 (1920), 32. 51 ff. 70.

Berlin. F. Liebermann.

Phonetische Umschrift in englischen Schulbüchern.

Fehler passieren jedem; aber wenn in Schulbüchern zu arge und viele Fehler einreißen, so fordert die Sache der Lehrer und der Lernenden, daß man an einem besonders auffälligen Beispiel eine Warnung aufstellt. Vor mir liegt ein Heft 132 B einer wohlbekannten großen Sammlung; es ist der Anhang zu einem vielgelesenen Büchlein, 'The counties of England by Charlotte M. Mason'. Der Name des deutschen Herausgebers steht breit auf dem Titelblatt und ist mit 'Prof. Dr.' geschmückt. Da möchte man für die phonetische Umschrift der Eigennamen, wie der Anhang sie bringt, doch leidliche Verläßlichkeit erwarten. Es begegnen aber auf einem Dutzend kleiner Seiten folgende Fehlangaben: 'æg nəz für Agnes, lies [æ'gnis]; 'East An'glian Heights', l. [Ea'st Anglian He'ights]; 'e'ilzbərə' f. Aylesbury, l. [e'ilzbəri]; 'bā'ənzlə' f. Barnsley, l. ['ba'ənzli]; 'bɔ̄'əklə' f. Berkeley, l. [ba'əkli] oder [bəə'kli]; 'bra'itən' f. Brighton, l. [bra'itn]; 'bə̄'ənlə' f. Burnley, l. [bəə'nli];

'ber'ə' f. Bury, l. [be'ri]; 'kæl'əs f. Calais, l. [kæ'lis]; 'kæn'təberə' f. Canterbury, l. [—ri]; 'tšel'sə' f. Chelsea, l. [tše'lsi] und so '—ə' statt [—i] noch in zahlreichen anderen Fällen; 'tšiv'iəts' f. Cheviots, l. wenigstens für gewöhnlich [tše'viəts]; 'kək'ət' f. Coquet, l. [kə'kit]; [iŋgl—' f. England, l. [i'ŋl—]; 'ī'vzhəm' f. Evesham, l. [i'vzəm], jedenfalls ohne h; 'ma'əlbəro' f. Marlborough, l. wenigstens für gewöhnlich [mɔ'əlbərə]; 'njūkā'sl' f. Newcastle, l. [njū'ka'sl]; ganz ähnlich 'njūhe'ivn', l. [njū'he'ivn]; njū'mākət' l. [njū'mā'kit]; 'njū'nhəm' f. Newnham, l. [njū'nəm]; 'nər'ədž' f. Norwich, l. [nɔ'ritš]; 'pæl'əstain' f. Palestine, l. [pæ'li—]; 'fəlip'ə', l [fi—]; natürlich ist auch 'ə' statt [i] angesetzt in Raleigh, Ramsey, Southey und Wolsey. Ferner še'ikspiə' Quantität?; 'šo'urəm' f. Shoreham, l. [šɔ'rəm]; 'sas'əks' f. Sussex, l. [sa'siks]; ‚ə̄'' in Swirral, l. [i']. Dazu kommen zahlreiche Wörter, deren Aussprache zweifelhaft sein kann, ohne daß dem Schüler irgendein Anhaltspunkt geboten wird. Wie soll der Arme erraten, daß der Tonvokal lang ist in Avon, Balliol, Cambridge, China, David, Egypt, Ely, Eton, Greta, Hastings, Jesus, Mary, Peter, Rydal, Stapleford, Tudor, Woburn, aber kurz in Arun, Chatham, Coniston, Covent, Devon, Harold, Paris, Robin, Severn, Witham u. a.? Es hat doch keinen Sinn, dem Schüler für einen Einzelautor ein Einzelverzeichnis von Namenaussprachen in die Hand zu geben, wenn dies so lückenhaft ist, anstatt eines der billigen Aussprachbücher (Tanger, Schröer) für englische Namen überhaupt. Wird ferner der gewöhnliche Schüler ohne Anweisung erraten, daß er *o* zu sprechen hat als [a] in Covent Garden und Monk Wearmouth, daß *t* stumm ist in Bristol, daß Albert als [æ'lbət] und Alfred als [æl'frid] zu sprechen sind und nicht mit einem [ɔ̄] oder [a'ə], wie in 'bald' oder in 'half'? Wie soll er ohne Hilfe herausfinden, daß *sh* in Penshurst nicht [š] lautet, sondern [s + h]? Wenn wir uns nicht die Wissenschaft erbarmen lassen, so doch den fleißigen Jungen, der da bei der Vorbereitung sitzt und, in berechtigte Zweifel geraten, durch Vergleiche und Analogien nach der richtigen Aussprache fahndet und bei der Verzwicktheit englischer Namenbehandlung trotzdem leicht fehlgreift, oft zu dauerndem Schaden für die halbe Klasse, die die Fehlaussprache übernimmt. Mit Absicht vermeide ich es, den Verleger oder den Herausgeber zu nennen; nicht um jemandem zu schaden, habe ich zur Feder gegriffen, sondern um dem Unterrichte zu nützen. Die beste Wissenschaft ist für die Schule gerade gut genug.

Berlin. A. Brandl.

Englischer Kriegsgrund. Ein Geständnis in Versen.

German Toys.

O, gather round, my children dear,
Good little girls and boys,
Will you your Christmas playtime cheer
With German toys?

How could you greet them with a smile,
When they were made for you
By hands that, using weapons vile,
Your fathers slew?

Let 'British toys!' your motto be,
Dear bairns, this Christmastide,

Remember 'twas on land and sea
From Hunnish goods your homes to free
Your fathers died.

Aus der Londoner Wochenschrift 'Referee', 28. Nov. 1920.

Zum englischen Studium.

Für die humanistische Bildung unserer Schulen, soweit sie sich vorherrschend mit den alten Sprachen beschäftigt, habe ich nur wenig Verständnis. Der praktische Nutzen für das Leben bleibt mir unklar. Als Mittel zum Zweck betrachtet, nehmen meiner Meinung nach die toten Sprachen im Lehrplan viel zu viel Zeit und Kraft in Anspruch, und als Sonderstudium gehören sie in spätere Lebensjahre. Ich wünschte, auf die Gefahr hin, für einen Böotier gehalten zu werden, daß in solchen Schulen auf Kosten von Latein und Griechisch die lebenden Sprachen, neuere Geschichte, Deutsch, Geographie und Turnen mehr in den Vordergrund gestellt würden. Muß denn das, was im dunklen Mittelalter das einzige war, an welches sich die Bildung anklammern konnte, wirklich auch noch in heutigen Tagen in erster Linie stehen? Haben wir uns nicht seitdem in harten Kämpfen und schwerer Arbeit eine eigene Geschichte, eine eigene Literatur und Kunst geschaffen? Bedürfen wir nicht, um im Weltverkehr unsere Stellung richtig einnehmen zu können, weit mehr der lebenden als der toten Sprachen?

Aus dem eben Gesagten soll keine Mißachtung des Altertums an sich herausklingen. Dessen Geschichte hat im Gegenteil von früher Jugend an auf mich eine große Anziehungskraft ausgeübt. Vornehmlich war es die der Römer, welche mich fesselte. Sie hatte für mich etwas Gewaltiges, fast Dämonisches, ein Eindruck, der mir in späteren Lebensjahren bei dem Besuche Roms besonders lebhaft vor Augen trat und sich unter anderem darin äußerte, daß mich dort die Denkmäler der alten ewigen Stadt mehr anzogen als die Schöpfungen italienischer Renaissance.

Roms kluges Erkennen der Vorzüge und Mängel völkischer Eigentümlichkeiten, seine rücksichtslose Selbstsucht, die im eigenen Interesse kein Mittel Freund und Feind gegenüber verschmähte, seine geschickt aufgemachte tugendhafte Entrüstung, wenn die Feinde einmal mit Gleichem vergalten, sein Ausspielen aller Leidenschaften und Schwächen innerhalb der feindlichen Völker, wie es in so kluger Weise ganz besonders den germanischen Stämmen gegenüber angewendet wurde und hier mehr nutzte als Waffengebrauch, fand nach meinen späteren Erfahrungen sein Spiegelbild und seine Vervollkommnung in der britischen Staatsweisheit, der es gelang, all diese Seiten diplomatischer Kunst bis zur höchsten Verfeinerung und Welttäuschung auszubauen.

Feldm. v. Hindenburg.

('Aus meinem Leben' S. 9—10; Leipzig, Hirzel, 1920.)

Zur *Bibliographie des Voyages en Espagne.*[1]

IV.

1678. A. Ebert. Zu F.-D. Nr. 112B: Die Reisebeschreibung umfaßt nicht die neun Orte Barcelona, Granada, Madrid, Malaga, Alicante, Cartagena, Zara-

[1] Vgl. *Archiv* Bd. 133 S. 413, Bd. 134 S. 143 und Bd. 135 S. 175.

goza, Salamanca, Valladolid; Ebert kam vielmehr nur zu Schiff bis Barcelona und kehrte von dort aus über Perpignan nach Frankreich zurück. Da er, wie er S. 274 selbst erwähnt, die Reise im Alter von 22 Jahren machte und (nach Jöcher, *Gelehrtenlexikon* II, 264) im Jahre 1656 geboren war, muß dieselbe in das Jahr 1678 fallen. Nach Jöcher brachte er von dieser Reise *verschiedene in hoher Schreibart abgefaßte spanische und französische Bücher mit zurück, die er übersetzen wollte, zum Theil auch übersetzet und der kgl. Bibliothek zu Berlin viel große Bände geschenket hat, darein er gedachte Übersetzungen geschrieben.* Gedruckt scheint davon auf jeden Fall nur ein lateinischer Exzerpt aus Sandoval und Cabrera de Córdoba zu sein, der 1715 zu Mailand unter dem Titel *Historia captivitatis Francisci I. necnon vita Caroli V Imperatoris in monasterio etc.* erschien.

1689—93. Sparwenfeldt. F 1, S. 194 und F 2, S. 602 bedürfen erheblicher Ergänzung. Der am 17. Juli 1655 geborene und am 2. Juni 1727 gestorbene schwedische Diplomat, Sprachforscher und Bibliophile Johann Gabriel Sparwenfeldt war zu Beginn des Jahres 1689 von König Karl XI. auf eine Forschungsreise nach Denkmälern und Dokumenten gotischer Herkunft geschickt worden. Sie sollte er in möglichst reicher Ausbeute, wenn nicht im Original, so doch in Abschriften mit nach Hause bringen. Hierher gehört nun, was er dabei in Spanien sah und darüber berichtete. Über Bordeaux und Bayonne kommend, betrat er im Spätherbst 1689 in San Sebastian spanischen Boden und reiste zunächst über Vitoria und Burgos nach Madrid. Nach Überreichung seiner Empfehlungs- und Beglaubigungsschreiben bei Hofe erhielt er zwei amtliche Geleitspersonen zugewiesen, damit er zu allen Archiven und Bibliotheken ungehindert Zutritt habe. Nach vierzehntägigem Aufenthalt in Toledo, wo er sich der besonderen Unterstützung durch den Kardinal-Erzbischof Porto Carrero erfreute, ging er nach dem Escorial und von hier nach den Archiven von Simancas. Am 4. Mai 1689 durfte er in Valladolid der Hochzeit des Königs anwohnen und lernte bei dieser Gelegenheit den Prunk spanischer Sitten und Gebräuche von einer ganz besonderen Seite kennen. Nach Madrid zurückgekehrt, gelang es ihm, aus der Bibliothek des ehemaligen Vizekönigs von Neapel, Marqués del Carpio, die dem Verkauf unterstellt wurde, zahlreiche Bücher und Handschriften zu erstehen. Von Madrid aus führte ihn sein Weg nach Alcalá de Henares und Zaragoza. In der letzteren Stadt wurde er auch mit Diego José Dormer, dem aragonesischen Archivdirektor und Hofhistoriographen, bekannt und erwarb aus der berühmten Lastanosa-Bibliothek verschiedene Drucke und Codices. Nach einem längeren Aufenthalt in Rom, wohin er sich über Barcelona, Südfrankreich und Oberitalien begeben hatte, kehrte er 1693 wieder nach Madrid zurück, das er im August desselben Jahres endgültig verließ. Am 20. Mai 1694 traf er wieder in Stockholm ein und durfte dem König in dessen Sommerresidenz in Kungsor ausführlich über seine Reisen berichten. Am 5. April 1697 zerstörte ein Brand das königl. Schloß der schwedischen Hauptstadt, wobei die sämtlichen von Sparwenfeldt auf seinen Reisen für den König gesammelten Dokumente zugrunde gingen. Vermutlich verbrannte dabei auch des Gelehrten ausführliches Tagebuch seiner Spanienreise, von dem öfters in seinen Briefen die Rede ist. Einigermaßen Ersatz für das Verlorene bietet lediglich ein ausführlicher Bericht Sparwenfeldts an den König, datiert Madrid, 8. März 1690, in schwedischer Sprache abgefaßt und nach dem handschriftlichen Original gedruckt in der Sparwenfeldt-Biographie von J. H. Schrö-

der[1]. Sparwenfeldts Name ist auch eng verknüpft mit der Geschichte der öffentlichen Bibliotheken in Stockholm und Upsala, denen er bedeutende Schenkungen an alten (insbesondere spanischen) Büchern und Handschriften machte. In der Gelehrtengeschichte des beginnenden 18. Jahrhunderts ist sein Name von internationaler Bedeutung, und es wäre eine lohnende Aufgabe, die Gesamtheit seines Wirkens zu einem literarischen Porträt zusammenzufassen. An Quellenmaterial käme hierfür außer den bereits genannten Werken noch folgendes in Betracht: G. Peringer Liljeblad, *Ecloga sive catalogus librorum etc. quibus R. Bibliothecam Stockholmensem adauxit J. G. Sparwenfeldt. Stockholm 1706. Catalogus Centuriae librorum etc. qua bibl. Acad. Upsal. auxit etc. J. G. Sparwenfeldt. Upsala 1706. Acta literaria Sueciae 1722*, S. 271. G. Wallin, *Parentalia in Obitum J. G. Sparwenfeldii. Stockholm 1730.* Olav O. Celsius, *Bibl. Upsal. Historia. Upsala 1745. Anonymi in Bibl. Ups. Hist. Stricturae. Upsala 1746.* Arckenholtz, *Mémoires concernant Christine reine de Suède*, Bd. I, Amsterdam 1751, S. 337. Lidén, *Repertorium Benzelianum, Stockholm 1791.* J. G. Sandberg, *Galerie des Savants et des artistes célèbres en Suède. Stockholm 1842.* Mit einem vorzüglichen Bildnis Sparwenfeldts. H. Wieselgren, *Leibniz bref till Sparwenfeldt. Stockholm 1883.* E. Bodemann, *Briefwechsel des G. W. Leibniz. Hannover 1889.* S. 295—301 Beschreibung der Korrespondenz zwischen Sparwenfeldt und Leibniz. P. Högberg, *Manuscrits espagnols dans les bibliothèques suédoises*, in *Revue Hispanique* Bd. 36 (1916) S. 377—474.

1693. In diesem Jahre sandte Kurfürst Maximilian Emanuel von Bayern aus Anlaß der Geburt eines Prinzen den Charles Louis Antoine de Chimay in einer Sondermission an König Karl von Spanien. Zwei ausführliche Berichte in Briefform über diese Reise befinden sich handschriftlich im bayerischen Staatsarchiv und wurden als *contenant sur la cour de Madrid certains détails qui ne laissent pas d'être curieux*, von Gachard in seiner Broschüre *Visite aux archives et à la bibliothèque royale de Munich*, Brüssel 1864, S. 45 ff. veröffentlicht.

1708. *Relation von Ihrer Catholischen Majestät / Elisabetha Christina / Königin in Spanien / Abfahrt von Genua / und Anlandung zu Matara / wie auch von Dero Einzug in Barcellona. Anno 1708.* 4 Bl. in -4°. Ohne Angabe von Ort und Drucker. Unsicher, ob Originalbericht oder Übersetzung. Folgende Stellen sind daraus von besonderem Interesse: *Den 25. dito*[2], *als am Tag des hl. Apostels Jacobi / des Königreichs Spaniens großen Schutzpatrons / sahe man früh die Catalonische Küste / und um Mittag Zeit kame man nächst Mataro an / einer drei Meil von Barcellona gelegenen Stadt ... Allda beschahe der Einzug nachfolgender Gestalten: Erstlichen wurden drei Riesenbildnussen von einigen darunter verdeckten Leuten vorgetragen; sodann Zweytens / vieles Volck / und nachdeme Drittens / Ihrer Majestät / der Königin / Bediente zu Fuß folgten; nächst diesen ließen sich / Vierdtens / der gemeinen Stadt Pfeifer und Posaunisten hören; dann kamen Fünfftens / die Königl. Kammer-Herren / sammt denen Königlichen Edelknaben / alle zu Fuß; sofort waren zu sehen /*

[1] *Itinera et labores Joh. Gabriel Sparwenfeldii celebris antiquitatum gothicarum investigatoris ex autographis illustrata a Mag. Joh. Henr. Schröder.* Das Ganze in *Sylloge Selectiorum Dissertationum ab anno 1830 in Academia Upsaliensi editarum. Fasciculus 1. Upsaliae 1830.* 4°. Der Bericht steht auf S. 14—22.

[2] Gemeint ist der 25. Juli 1708.

Sechstens etliche paar kleiner Mägdlein / die in Silbertock schön gekleidet / und mit ihren fliegenden zuruck gebundenen Haaren artlich gezieret gewesen. Siebendens / Ihro Majestät / die Königin / in einem Tragsessel, über welchen ein mit Gold und Silber gestückter Himmel gewesen / den der Herr Burgermeister / in langer rother Kleidung / mit einem klein gefältleten Krösel um den Hals / sammt andern auf eben diese Art gekleideten Raths-Herren / getragen; zur Lincken des Sessels gienge der Herr Graf von Cordona / als Obrist-Hofmeister. Achtens folgte Ihro Catholischen Majestät / des Königs / Leibwagen / mit 6 Pferden / und drey andere Hof-Wägen; darinnen das Königliche Frauenzimmer gesessen; die Cammer-Dienerinnen / sammt anderen Frauen / musten zu Fuß von dem Ufer deß Meers biß ins Königl. Quartier gehen; weilen in solcher Zeit nicht genugsame Wägen und anderes von Barcellona hatte können beygebracht werden. Letztlichen machte diesen Einzug so viel ansehnlicher indeme selben die Burgerschafft mit ihrem Gewehr zu beeden Seithen begleitet. ... Den 1. Augusti. nach verrichteter Andacht / und genossenem Mittagmahl erhuben sich Ihro Majestät die Königin / gegen Barcellona / vor welcher Hauptstadt eine Viertl-Meilwegs selbe von Ihro Catholischen Majestät bey einem köstlichen Zelt / so von Ihro Portugesischen Majestät verehret worden / in Beyseyn und Bedienung aller Stände deß Lands und der Stadt / denen Ihro Majestät auch wiederum Audientz ertheilet / auf das bündlichste empfangen / unterdessen auch von denen Stadt-Mauren die Stücke gelöset worden. Gegen 6 Uhr wurde der Königliche Einzug angefangen. Voraus kamen die Doctores von der hiesigen Universität auf Maulthieren geritten / in ihren kleinen Doctor-Mäntlen / von grüner / blauer / gelber und weißer Farb / hatten vor sich Schallmeyen und zwey Paar Paucken; die Paucker saßen auf denen Maulthieren zur Seiten / wie die Weiber zu Pferd sitzen / und schluge jeder nur auf eine Paucken. Nach einer langen Zeit hernach kame zu Pferd die Königliche rothe mit Silber verbrahmte Leib-Wacht / vor dero die Paucken und Trompeten schalleten / hernach die Stadt- und Landschafts-Trompeter mit ihren Paucken / auf hieroben beschriebene Art; nach diesen folgten unterschiedliche Edelleuthe zu Pferde / hierauf die Landstände und das Braccio Ecclesiastico, Politico Militare auf wohl mundirten Pferden / in Begleitung ihrer Bedienten / so theils in rothen theils grünen Kleidern zu Fuß erschienen / und große silberne Scepter getragen; nach diesem kamen viel vornehme Cavalliers mit prächtigen Kleidungen / und wohlgezierten Pferden / hernach die Königliche Trompeter und Paucker / sofort die Königliche Edelknaben zu Pferde / und dann Ihro Fürstliche Gnaden von Liechtenstein / als Herr Obrist Hofmeister / und andere Grandes / wie auch Kammerherren / sodann folgten die Cammer-Laggeyen / Heyducken / Trabanten in gelber reich mit Silber gezierten Liverey / womit andere Königliche Bediente und die Hartschirer auch gepranget; nach diesem ritten Ihro Catholische Majestät in kostbahrster Kleidung / so mit Silber durchaus gestückt / unter einem mit Gold gestückten Himmel von den hiesigen Rathsherrn getragen / das Pferd wurde von denen verordneten Rathsherrn an einer roth-seidenen langen Schnur beederseits geführet / und andere fünff Verordnete / so in langen rothen Röcken gangen / hatten vor der Brust die Königliche große Wappen mit Gold gestückt; auf Ihro Catholische Majestät folgeten gleich Ihro Majestät die Königin / sitzend in einem künstlich-geschnitzten und von außen vergoldten / von innen aber mit Gold reichlich gestückten Wagen / der von 8 weiß-röthlichten Neapolitanischen Pferden gezogen worden / ruckwerts saßen

bey Ihro Majestät Dero Obrist-Hofmeisterin / die Frau Gräfin von Oettingen / und nach dem Wagen ritte der Herr Graf von Cordona / Königlicher Obrist-Hofmeister / dann machten den Schluß die Königliche Hartschirer mit Paucken und Trompeten / und 6 Hof-Wägen / jeder mit 6 Pferden bespannet / darinnen das Königliche Frauenzimmer geführet wurde / Beederseits Gassen / durch welche der Einzug geschahe / waren mit schönen Tapezereyen behenget / und stunden daselbsten 4000 gewaffnete Bürger / jede Compagnie in gleichfärbigen Kleidern / alles Volck rüffe unablässig: Es lebe der König und Die Königin! Auch wurden Die Stück immer um die Stadt gelöset / die Freude war dessentwegen noch vermehret worden / weil eben diesen Tag die glückliche Zeitung von dem von denen Alliirten über die Frantzosen den 11. Julii erhaltenen großen Sieg bey Oudenard in Flandern eingeloffen. ...

1799—1801. *Wilhelm von Humboldts Tagebücher, herausgegeben von Albert Leitzmann, 2. Band, Berlin 1918* (= Band 15 der *Gesammelten Schriften, herausgegeben von der preuß. Akademie der Wissenschaften*). Enthält S. 47—355: *Tagebuch der Reise nach Spanien 1799—1800.* S. 356—450: *Tagebuch der baskischen Reise 1801.* Besonderen Wert verleiht diesen Tagebüchern die Gewohnheit des Verfassers, alle bedeutenderen Persönlichkeiten des zeitgenössischen Spanien, mit denen er in Verkehr trat, nach den körperlichen und geistigen Eindrücken, die er von ihnen hatte, zu beschreiben. Der stattliche Band bildet eine willkommene Ergänzung zu Farinellis bekannter Humboldt-Studie.[1]

1819. H. West, *Skildring af de moerkvoerdigste ham paa Rejser i Vestindien og Europa modte Begivenheder. Gedruckt in Nyerup's Magazin for Rejseiagttagelser, Kopenhagen 1820 ff.* Bd. 1, S. 128—187; Bd. 2, S. 1—99. Davon umfaßt der auf Spanien bezügliche Teil Bd. 2, S. 37—99.

Um 1835. Mariano José de Larra, *Impresiones de un viaje. Ultima ojeada sobre Extremadura. Despedida a la patria.* Zuerst gedruckt in *Revista española 1835,* Nr. 82 vom 22. Mai, dann abermals in Bd. 2, S. 47—52 der Sammlung *Figaro, Colección de artículos publicados en varios periódicos de España por D. Mariano José de Lara, Valparaiso 1842.* Die Reise geht von Alanje bei Merida über Bardajoz nach der Grenze.

1841. Luis Usoz del Río, *Impresiones de un viaje por Inglaterra, Portugal y España 1841.* Handschriftlich im Besitze von Pío Baroja. Vgl. dessen *Horas solitarias,* Madrid 1918, S. 179/80: *El buen cuáquero se muestra a cada paso indignado con el abandono y la suciedad de los portugueses y de los españoles, y con la influencia de los frailes.* Usoz del Río war spanischer Protestant und lebte in London. Er ist der Herausgeber des zotenhaften

[1] Als Farinelli im Jahre 1898 seine ebenso umfangreiche wie gründliche Studie über *Guillaume de Humboldt et l'Espagne* veröffentlichte (*Revue hispanique* Bd. 5), geschah es unter bedauerndem Verzicht auf dessen ausführliche Tagebücher über seine Spanienreise, die damals noch als verloren galten. Gleich darauf stellte auch Leitzmann in einer Rezension des Werkes von Farinelli (*Euphorion* VI, 172) ausdrücklich fest, die Hauptquelle für Humboldts erste spanische Reise sei ihm (Farinelli) allerdings unzugänglich geblieben; das genaue Tagebuch habe sich in Humboldts Nachlaß unversehrt erhalten und werde von ihm (Leitzmann) zur Herausgabe vorbereitet. Wie stimmt nun das zu der Antwort, die Farinelli hierauf in *Revista de archivos, 3ª epoca,* Bd. 6 (1902) S. 126, gibt? Aus ihr geht nämlich hervor, daß sich der letztere bei Abfassung seiner Studie vergeblich mit einer auf die Tagebücher bezüglichen Anfrage an Leitzmann gewendet hatte!

Cancionero de obras de burlas provocantes a risa, Valencia 1519, dessen Neudruck (London 1841) er nach dem einzig bekannten Exemplar des British Museum besorgte. Eine Variante seines Namens ist Luis de Usoz y Río.

München. Ludwig Pfandl.

Die Frau des Trobadors Gaucelm Faidit.

In der *vida* des Gaucelm Faidit (Chabaneau, Biogr., S. 36) und in einer Strophe des Elias d'Uisel (Carstens, Die Tenzonen der Uisels Nr. 16) wird Gaucelms Frau Guilhelma Monja eine *soudadeira* genannt. Diez, L. u. W.[2] 293, Raynouard, Lex. 5, 250, 8 und andere entnehmen diesen Stellen, daß Guilhelma eine 'öffentliche Dirne', eine *fille de joie* gewesen sei. Bestärkt wird Diez in seiner Auffassung noch durch die 6. Strophe des Spottgedichtes des Mönchs von Montaudon auf seine Kunstgenossen, in der es von Gaucelm Faidit heißt *que de drut s'es tornatz maritz de leis que* (*que·l*, mit *R*) *sol anar seguen* (Klein 1, 32). Nimmt man hier selbst *drut* im Sinne der Str. XV des in den 'Dichtungen der Trobadors' unter Nr. 4 edierten Liebesbriefes, so war Guilhelma schlimmsten Falles vor ihrer Verheiratung mit Gaucelm dessen Geliebte, aber ebensowenig wie manche Dame, die ihren Trobador 'erhört' hatte, eine feile Dirne. Indes ist die Satire des Mönchs, die auf nicht begründetem Argwohn oder absichtlichen Übertreibungen beruht, wie schon Philippson S. 70/1 seiner Ausgabe gegenüber Diez zeigt, keineswegs ernst zu nehmen, so daß jene Äußerung für Guilhelmas Beurteilung überhaupt nicht ins Gewicht fällt. Nun gibt der *Donat proensal* 61b, 6 (Levy, Sw. 7, 778b) dem Worte *soudadeira*, dem Fem. von *soudadier*, die Bedeutung 'mulier accipiens solidum', 'Frau, die Lohn erhält', und auch BGr. 124, 2 (ed. Appel, BVent. S. 315), wo *soudadeira* von Daude de Pradas v. 17 u. 51 verwendet wird und v. 51 das Adj. *pro* bei sich hat, wird das Wort nicht in dem üblen Sinne Raynouards zu verstehen sein, sondern in dem allgemeinen des *Donat*. So geht für mich denn aus den beiden Stellen, an denen Guilhelma mit *soudadeira* bezeichnet wird, lediglich hervor, daß sie keine *domna*, keine Edeldame, war, sondern eine *joglaressa*, eine fahrende Sängerin, wie es deren viele gab.[1] Elias d'Uisel dürfte nämlich in seinem Abwehrgedicht, wo er den Dichter und seine Guilhelma ironisch ein 'treffliches Pärchen' und Gaucelm, der doch ein bedeutender Trobador war, verächtlich einen *joglar*, einen Spielmann, nennt, mit der Bezeichnung seiner Frau als *soudadeira* nichts anderes gemeint haben, als daß sie ein Spielweib sei. Die gewiß durch die Strophen des Elias und des Gaucelm selbst beeinflußte *vida*[2] teilt mit, daß Gaucelm sang *pieitz d'ome del mon* und daß Guilhelma an den Höfen seine Lieder vortrug, wofür natürlich auch sie 'Lohn' erhalten haben wird. Wenn da aber von der *soudadeira* weiter berichtet wird *Fort fo bella et ensenhada* und wenn auch ihre Heimat angegeben wird, so schließe ich aus diesen beiden Zusätzen, abweichend von Diez, daß der Biograph Guilhelma als eine '(sehr) gebildete' oder gar 'gesittete' Frau hinstellen wollte, die seiner Meinung nach verdiente, daß man auch von ihrem Geburtsort Näheres erfahre. Von Gau-

[1] Vgl. Alwin Schultz, Höf. Leben I, 573 und Keller, *Fadet joglar* S. 61, 14.

[2] Von der Korpulenz Gaucelms ist die Rede bei Carstens Nr. 13, v. 5 und 10 und Nr. 14, v. 6 ff.

celm als dem Manne einer Prostituierten hätte sich eine Maria de Ventadorn wohl kaum jahrelang huldigen lassen; im Gegenteil würde sie sich den Besuch eines solchen Paares sicherlich ein für allemal verbeten haben.

Nach alledem wird man fortan von Gaucelms Frau mit gutem Fuge nur sagen können, sie sei eine *femme à gages* gewesen, nicht aber eine *femme qui faisait payer ses faveurs.*

Berlin. Adolf Kolsen.

Prov. *perezeza.*

Levy, S.-W. VI, 243 bemerkt unter 'pereza': 'auch statt des von R. IV, 538 n. 8 angeführten *perezeza* (V. et Vert; ich kann die Stelle nicht nachprüfen) ist doch wohl sicher *pereza* einzuseten'. Dabei hat er übersehen, daß diese Wortform mehrfach im 'Breviari d'amor' begegnet, ohne daß freilich Azaïs sie im Glossar dazu aufführt, nämlich V. 14042, 14046, 17050, 17063, 17079, 18671, 18702. Die Existenz von *perezeza* ist mithin keinen Augenblick zweifelhaft. Wie erklärt sich das Wort? Da von *pereza* < *pigritia* naturgemäß keine Weiterbildung mit *-eza* stattgefunden haben kann, so muß eine Analogieschöpfung vorliegen, und zwar werden deren Ausgangspunkt solche Substantiva gewesen sein, die von lat. Adjektiven auf *-idus* hergeleitet sind, wie *cobezeza* < *cupiditia, *tebezeza* < *tepiditia, *regezeza* (belegt *regeeza*) < **rigiditia, orrezeza* < **horriditia*, Bildungen, bei denen sich ja die Erhaltung des nachnebentonigen Vokals durch das Danebenstehen der Adjektivformen *tebe, -eza* usw. erklärt. Besonders dürfte *cobezeza* im Spiel sein, das sehr viel häufiger vorkommt, als es nach den zwei im Lex. rom. gebotenen Belegen scheinen könnte, so z. B. noch Marcabru XII bis, 18, B. de Born[1] 31, 38, D. de Pradas, 4 card. virt. V. 767, 784 (*cobedeza*), At de Mons II, 1012, Appel, Chr. 112, 64 u. 116, und von dem noch ein Adjektiv *cobezezos* (*cobedezos*) gewonnen ist (Levy, S.-W. I, 269); letzteres fehlt mit verschiedenen anderen in der Liste der Adjektiva auf *-os* bei Adams, Word-formation S. 324.

Außer *perezeza* haben wir noch ein auf gleicher Linie stehendes Wort, *peguezeza*, das Levy, S.-W. VI, 117 zu ängstlich mit einem Fragezeichen versieht. Es ist offenbar ebenso auf analogischem Wege neben *pegueza* erwachsen wie *perezeza* neben *pereza.*

Jena. O. Schultz-Gora.

Sitzungen der Berliner Gesellschaft

für das Studium der neueren Sprachen.

Sitzung vom 13. Januar 1920.

Herr Ludwig spricht über den *Zufall in der erzählenden Dichtung*. Da das menschliche Leben in weitem Umfange von dem Zufall (der Kreuzung zweier oder mehrerer Ursachenketten) bestimmt ist, so hat der Zufall auch in der erzählenden Dichtung als einer Abspiegelung des Lebens seinen Platz. Während freilich das Leben ganz gleichgültige, weil folgenlose Zufälle kennt, wird die Dichtung nur den irgendwie bedeutsamen Zufall verwenden. Die Frage ist nun, an welcher Stelle des Handlungsverlaufs und in welchem Umfange der Zufall vom Dichter nutzbar gemacht wird; unter diesem Gesichtspunkte mustert der Vortragende die verschiedenen Formen der Epik von Homer bis auf unsere Tage. Der Vortrag erscheint im *Literarischen Echo*.

Der Vorsitzende gibt ein Bild von dem Leben und Wirken des Geh. Studienrats Prof. Dr. Wilh. Mangold, der am 14. Dezember verstarb. Mangold, am 16. Dezember 1848 zu Darmstadt geboren, war der Sohn des dortigen Musikdirektors, erhielt seine Bildung auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt, nachdem er mehrere Jahre auf einer Privatschule und dem Schmitz-Ristert-Sellschen Institut vorbereitet worden war, und bestand im Herbst 1866 die Reifeprüfung. Die nächsten beiden Jahre widmete er sich dem Studium der Musik, da er vom Vater die Begabung dafür geerbt hatte und eine herrliche Stimme besaß, verzichtete aber auf die Künstlerlaufbahn und bezog 1868 die Universität Gießen. Unter Lemcke studierte er neuere Sprachen und wurde durch Oncken für die Geschichte Friedrichs des Großen begeistert. Den Krieg 1870/71 machte er als Leutnant in der hessischen Division mit und war in den Schlachten bei Metz tätig. Im November 1872 bestand er die Staatsprüfung als Akzessist des höheren Lehramts und promovierte im Dezember desselben Jahres. Nachdem er ein Jahr lang Hauslehrer in London gewesen war, legte er Ostern 1874/75 sein Probejahr am Sophien-Realgymnasium in Berlin ab, war ein Jahr Hilfslehrer an derselben Anstalt und kam 1876 an das Askanische Gymnasium, an dem er bis zu seinem Übertritt in den Ruhestand Michaelis 1909 Französisch, Englisch, Deutsch, Geschichte und Erdkunde unterrichtete. Gleichzeitig war er an zwei Privatschulen für Mädchen tätig. 1888 wurde ihm die Leitung des Englischen Seminars für Oberlehrer übertragen, die er bis 1909 behielt. 1889 trat er von neuem in die Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen ein, der er von 1874 an einige Jahre hindurch angehört hatte, wurde 1904 zum zweiten Vorsitzenden erwählt und ihm, als Tobler 1906 den Vorsitz niederlegte, als dessen berufenstem Nachfolger, das Amt des ersten Vorsitzenden übertragen. Als solcher leitete er die Feier des goldenen Jubiläums der Gesellschaft, legte aber aus Gesundheitsrücksichten 1908 den Vorsitz nieder.

Der Vortragende wendet sich dann den wissenschaftlichen Arbeiten Mangolds zu, von denen außer zahllosen Besprechungen englischer und französischer Schulbücher 56 Abhandlungen in verschiedenen Zeitschriften oder als selbständige Schriften veröffentlicht sind. Er macht auf die Verdienste seiner Grammatik der französischen Sprache sowie der Schriften über Molière und der Ausgaben von Stücken dieses Dichters aufmerksam und wendet sich dann den späteren Arbeiten über Friedrich den Großen und Voltaire zu. Er erinnert besonders an den letzten, im November 1916 in der Gesellschaft gehaltenen Vortrag: Aus Friedrichs d. Gr. Heldendichtung, der die Ge-

dichte der Jahre 1757/60 behandelte und zu vielen Parallelen zu dem damaligen Weltkriege Anlaß gab. Er spricht sein Bedauern aus, daß das im Sommer 1914 vollendete Hauptwerk des Verstorbenen: Friedrich d. Gr. in seinen Dichtungen, noch nicht gedruckt vorliegt. Der Zusammenbruch des Vaterlandes und der Verlust seiner beiden jüngsten Söhne haben den Tod des liebenswürdigen Mannes beschleunigt.

Die Anwesenden erheben sich zu seinem Gedächtnis.

Herr Wolff unterzieht den Rechtsstreit in Shakespeares Kaufmann von Venedig einer juristischen Untersuchung; der Vortrag erscheint in *Westermanns Monatsheften* (März 1921).

Herr Spies gibt einen Beitrag zu dem Vortrage.

Sitzung vom 27. Januar 1920.

Herr Wagner beginnt seinen Vortrag über *Die spanische Ependichtung im Lichte der neuesten Forschung.*

Herr Brandl verliest die von ihm und Herrn Fuchs aufgestellten *Leitsätze zur Neuregelung des neusprachlichen Unterrichts.* Nach lebhafter Debatte, in der die Herren Splettstößer und Theel einige Wünsche vorbringen und an der sich die Herren Kuttner, Ludwig, Brandl, Fuchs und Woltmann beteiligen, werden die Leitsätze mit gewissen Abänderungen angenommen.

Thesen zum neusprachlichen Unterricht:

1. Ist eine Stärkung des deutschen Unterrichts erwünscht a) vom allgemeinen Standpunkt, b) vom Standpunkt des neusprachlichen Unterrichts?

Die Stundenzahl des Deutschen soll jedenfalls nicht auf Kosten der neusprachlichen vermehrt werden; denn jede neusprachliche Stunde dient von selbst dem Deutschen; im Gegensatz zur fremden Sprache und Literatur wird sich der Schüler am besten der heimischen bewußt.

2. Welche neueren Sprachen sind in den deutschen Schulen zu lehren, und welche kommen für die einzelnen Schulen in Betracht?

Französisch und Englisch als wichtigste Kultursprachen sind heutzutage für jeden Gebildeten, daher für jede höhere Schule unentbehrlich. Gegenüber der Behauptung, eine höhere Schule könne nicht vier Sprachen sachgerecht lehren, sei auf die Gymnasien der Provinz Hannover und der Hansastädte hingewiesen, die seit vielen Jahrzehnten dies mit unbestrittenem Erfolge leisten. Abzulehnen ist das sogenannte deutsche Gymnasium, das sich mit einer einzigen Sprache begnügen will; es wäre ein Rückschritt zu einer überwundenen Enge des Gesichtskreises und könnte bei den heutigen Verkehrs- und Wirtschaftsverhältnissen gerade unser Volk schwer schädigen. Vielmehr ist dafür zu sorgen, daß an unseren höheren Schulen noch andere Sprachen (Russisch, Polnisch, Spanisch, Italienisch, Dänisch) als Freifächer dargeboten werden, besonders wo ein Lokalbedürfnis vorliegt.

3. In welchem Schuljahre soll der Unterricht in der ersten Fremdsprache beginnen (unter besonderer Berücksichtigung der Einheitsschulfrage)?

Bereits im ersten Jahre nach der Grundschule, die wir mit drei oder vier Jahren annehmen, sollte die erste Fremdsprache einsetzen, weil sich erfahrungsmäßig die Schüler um so leichter und besser auf das Verstehen und Sprechen eines fremden Idioms einstellen, je früher sie damit bekannt gemacht werden.

4. In welcher Reihenfolge sind die neueren Sprachen in den Lehrplan einzusetzen?

Die neusprachlichen Lehrer selbst möchten über eine Bevorzugung der einen oder anderen ihrer Berufssprachen nicht entscheiden, um desto einträchtiglicher den ihnen gestellten Aufgaben nachzukommen. Sie wünschen aber aus pädagogischen und historischen Gründen, daß mit den bisherigen Einrichtungen auf keinen Fall etwa schroff gebrochen werde.

5. Welches soll das Ziel des neusprachlichen Unterrichts sein a) innerhalb des Faches, b) im Rahmen das gesamten Unterrichts?

a) Ziel des Unterrichts ist Einführung in den fremden Kulturkreis. Dazu ist zunächst erforderlich, die lebende Sprache auf wissenschaftlicher Grundlage so zu lehren, daß mündliche Rede verstanden und Bücher fließend gelesen werden können; hiezu möge der Lehrer die fremde Sprache nach Möglichkeit anwenden. Dann ist aber auch im weiteren Umfang notwendig eine Orientierung in Literatur, Geschichte und dem geistigen Leben des betreffenden Landes überhaupt, in Einrichtungen, Sitten, Geographie, Wirtschaft, kurz in den sog. Realien. Durch solche Rücksichtnahme auf die Kulturdinge soll sich eben der staatliche Unterricht an unseren höheren Schulen volkserziehlich abheben von irgendeinem privaten Sprachendrill. In den Mittelpunkt des Unterrichts hat dabei in den mittleren und oberen Klassen die Lektüre zu rücken, die möglichst vielseitig gewählt und als Ausgangspunkt für den mannigfachen Unterricht in den Realien genützt werden sollte. Die Heranziehung der Sprechmaschine sowie die Vorführung von Filmbildern zur Veranschaulichung fremdländischer Dinge ist wünschenswert.

b) Im Rahmen des gesamten Unterrichts teilt sich der neusprachliche Unterricht mit dem in den alten Sprachen in die Aufgabe der sprachlich-logischen Schulung und der sittlich-ästhetischen Bildung, hat auch in hohem Maße durch die Vergleichung mit dem Fremden das Verständnis für die eigene Kulturentwicklung und den eigenen Volkscharakter zu fördern. Überdies bringt er jedoch eine zur Erweiterung des Gesichtskreises durchaus notwendige Ergänzung der geschichtlichen und geographischen Kenntnisse von den europäischen Staaten und den überseeischen Siedlungen. Auch erfährt die Stoff- und Stilgeschichte für so wichtige Begriffe wie Gotik, Renaissance, Barock, Rokoko, Klassizismus, Romantik, Realismus usw. durch typische Vertreter, wie Shakespeare, Molière, Racine, Rousseau, Walter Scott, Byron, Dickens, Victor Hugo und andere die hellste Beleuchtung. Auf solche Weise sind der Jugend Grundkenntnisse und Aufmerksamkeit beizubringen für unsere Nachbarvölker und für die überseeische Welt, unter Vermeidung von Ausländerei und zur Anbahnung eines besseren Urteils über uns selber.

Angenommen in der Sitzung der Herrigschen Gesellschaft am 27. Januar 1920.

Sitzung vom 10. Februar 1920.

Herr Gade spricht über den roten Faden in der Geschichte der englischen Welt- und Lebensanschauung.

Auf einen Einwand von seiten Herrn Aronsteins, daß neben den genannten auch noch andere Denker und Faktoren für die Bildung der englischen Weltanschauung von Bedeutung gewesen sind, weist der Vortragende auf den noch ausstehenden zweiten Teil seiner Ausführungen hin.

Herr Wagner setzt seinen Vortrag fort.

Herr Oberlehrer Holland wird zur Aufnahme vorgeschlagen.

Sitzung vom 24. Februar 1920.

Herr Wislicenus (als Gast) trägt über *Ein lange übersehenes Shakespeare- und Ben-Jonson-Bild als Dokument für den Londoner Stage Quarrel* vor.

Herr Oberlehrer Holland wird in die Gesellschaft aufgenommen.

Sitzung vom 9. März 1920.

Herr Gade beendet seinen Vortrag. Derselbe wird in zwei Teilen in der *Zeitschrift für französischen und englischen Unterricht* und in den *Preuß. Jahrbüchern* erscheinen.

Die für den 23. März angesetzte Sitzung mußte infolge der Nachwirkungen des Generalstreiks ausfallen.

Sitzung vom 13. April 1920.

Herr Rosenberg sprach über Hippolyte Taine. Nachdem der Vortragende den Grundgedanken Taines auf Montesquieu und Hegel zurückgeführt hatte, ging er dazu über, darzulegen, wie in einzelnen Essays die Theorie in die Praxis umgesetzt wird. Beispiele zeigten, wie die hauptsächliche Kraft für alle Erscheinungen die Eigenart des Volksstammes oder des Individuums ist, und wie diese durch die Zeitverhältnisse oder die Umgebung gefördert wird. Die Kritik, die namentlich Guizot gegen die Starrheit der Formeln geäußert hat, zu der die Tainesche Methode führt, hat manches Berechtigte. Dagegen läßt sich der Vorwurf nicht aufrechterhalten, daß sein Determinismus zur Unmoral oder zur Gleichgültigkeit verleite. Was man aber auch gegen die Methode sagen möge, sie hat auch noch bis in unsere Generation einen gewaltigen Einfluß ausgeübt. Sollten wir uns indes auch einmal von ihr abwenden, so werden die Schriften Taines durch andere Vorzüge ihren Wert behalten. Der Vortragende sucht dies zu beweisen, indem er die Tiefe der Gedanken Taines hervorhebt, wenn dieser sich über das religiöse Gefühl und über die wissenschaftliche Begründung der Politik ausspricht, im Gegensatz zu der Rousseauschen Methode, die von dem abstrakten Menschen statt von dem wirklichen historischen Menschen ausgeht. Wie Taine gern die Wesenseigenschaften der Völker kontrastartig einander gegenüberstellt, so gelangt er auch auf diesem Wege in seinen literarischen Aufsätzen zu interessanten Urteilen und Vergleichen. Zuletzt wurde sein Verhältnis zur bildenden Kunst besprochen; aus Taines Werken über dieses Gebiet wird jeder Leser anregende historische Anschauungen allgemeiner Natur gewinnen, auch der psychologisch Interessierte wird reichlichen Nutzen herausziehen.

Herr Fuchs meint, daß Taine mit seiner Behauptung, sich sein Verständnis für Kunst erst erarbeitet zu haben, doch sein künstlerisches Empfinden unterschätzt habe, und führt dafür mehrere Beweise an.

Herr Splettstößer fragt nach den Beziehungen Taines zur deutschen Philosophie. Der Vortragende geht auf diesen Punkt noch einmal näher ein und erwähnt u. a., daß Taine sich ein ganzes Jahr ausschließlich mit Hegel beschäftigt habe.

Herr Tiktin bespricht die verschiedenen Benennungen des Mais im Rumänischen und weist nach, daß sie sämtlich von der Gestalt des Maiskolbens hergenommen sind. Der Vortrag wird in *Gröbers Zeitschrift* erscheinen.

Vom Vorstand des Allg. Deutschen Neuphilologen-Verbandes ist die Mitteilung zugegangen, daß angesichts der allgemeinen Lage im Reiche von der Pfingsttagung abgesehen werden muß.

Die Kassenprüfung hat stattgefunden. Dem Kassierer wird Entlastung erteilt.

Sitzung vom 27. April 1920.

Herr Aronstein sprach *zur Englischen Stilistik.* Der Vortrag wird in der *Zeitschrift für englischen und französischen Unterricht* erscheinen. In der Diskussion bestreitet Herr Herzfeld die angebliche Zerrüttung des Englischen durch nordische Einflüsse. Herr Otto weist auf die Vieldeutigkeit des Ausdrucks *Innere Sprachform* und wendet ein, daß das, was der Vortragende als Stilistik bezeichne, im höheren Sinne Grammatik sei. Herr Ludwig gibt ein Beispiel von der Verschiedenheit des englischen und deutschen Stils. Herr Kuttner findet den wesentlichsten Unterschied der Sprachen in ihrem musikalischen Aufbau. Der Vortragende vertritt gegenüber diesen Ausführungen die Berechtigung seiner Auffassung.

Herr Dr. Diercks wird zur Aufnahme in die Gesellschaft vorgeschlagen.

Sitzung vom 11. Mai 1920.

Herr Herzfeld sprach über *Brownings Paracelsus.* Er gab zunächst einen kurzen Überblick über die dichterische Behandlung der Faustsage vom 16. Jahrhundert bis zum Erscheinen des ersten Teils von Goethes Gedicht. Dieses wurde in England zunächst nicht günstig aufgenommen, es stieß auf Widerspruch und mangelndes Verständnis. Erst allmählich änderte sich dies, hauptsächlich durch Carlyles schriftstellerische Wirksamkeit. Leider waren die ersten Übersetzungen wenig befriedigend, was der Wirkung des Gedichtes Abbruch tun mußte. Nun fragt es sich: regte Goethes Faust zur Nachahmung an? Das erste Werk, das hier in Betracht kommt, war Brownings Paracelsus (1805). Der Vortragende gab dann eine kurze Lebensgeschichte des historischen Paracelsus, danach einen Überblick über den Inhalt von Brownings Werk. Es wurde die gänzlich undramatische Form sowie der Charakter des Helden besprochen, neben dem die wenigen Mitspieler kaum in Betracht kommen. Es wurden darauf kurz die Komposition des Gedichts, ausführlicher Brownings Stilsünden behandelt, die den Genuß seiner Dichtung beeinträchtigen. Schließlich wurde die Frage nach dem Zusammenhange zwischen Goethes Faust und Paracelsus untersucht. Man kommt hier zu dem Resultat, daß beide Gestalten manche verwandten Züge aufweisen, daß aber im wesentlichen Browning sich unabhängig, ja gegensätzlich zu Goethe stellt, was vor allem aus ihrem Verhalten den religiösen Problemen gegenüber erhellt.

Sitzung vom 12. Oktober 1920.

Herr Spies sprach über *Probleme der englischen Sprache im Weltkrieg.* Der Weltkrieg hat weitaus tieferen Einfluß auf das Englische ausgeübt als alle früheren äußeren und inneren Kriege seit der Elisabethzeit, weil er mehr und verschiedensprachige Länder und Individuen in seinen Bereich zog, und weil er zugleich in eine Übergangszeit des volkswirtschaftlichen Systems und der Weltanschauung fiel. Der Vortragende betrachtete: 1. *Die Weltgeltung des Englischen* (Verhältnis des Englischen zum Keltischen im Vereinigten Königreich; Stellung des Englischen innerhalb des Empire; Bedeutung der Vereinigten Staaten; das Pidgin-English). — 2. *Dialekte und Hochenglisch* (Einflüsse von Schule und Kirche einerseits, der Industrialisierung, des Verkehrswesens und der militärischen Maßnahmen andererseits). — 3. *Wandel im Charakter des Hochenglischen.* Wortschatz und Stil sind am augenfälligsten betroffen und verraten einen steigenden Einfluß der Volkssprache, des Familiären und Vulgären. Die Ursachen liegen teils direkt in den Folgen des 'mechanischen' Zeitalters, teils indirekt in der ungeschminkteren Behandlung sozialer und allgemein-menschlicher Probleme auf der Bühne und im Roman gleichwie im Leben. Dazu tritt die verstärkte Einwirkung des 'Journalese' und, zum Teil durch dieses, zum Teil durch den Verbindungstext der Filmbilder verbreitet, der des englischen und amerikanischen Slang. Außerdem ist der Wortschatz durch Neubelebungen, Neubildungen, Neuschöpfungen, neue Bedeutungen sowie durch Lehnwörter nach verschiedenen Richtungen hin vorübergehend oder dauernd erweitert worden, so daß an wissenschaftliche und praktische Vorarbeiten für den Neuaufbau des englischen Wörterbuchs zu denken ist. — Gestreift wurde die *Spelling reform* (Hinzutreten des nationalistischen Moments) und *Aussprache der Eigennamen*, während Wortbildung, Namenforschung und Namengebung wegen vorgerückter Zeit nicht mehr erörtert wurden. — Der Vortrag wird in erweiterter Form im Druck erscheinen.

Durch freundliche Vermittlung von Herrn Geheimrat Brandl ist es der Gesellschaft ermöglicht worden, ihre Sitzungen in dem Hörsaal des Englischen Seminars abzuhalten.

Zur Aufnahme vorgeschlagen ist Herr Prof. Dr. Wechßler.

Sitzung vom 26. Oktober 1920.

Herr Kolsen spricht *zur provenzalischen Literaturgeschichte.* Von den bei Birch-Hirschfeld, Epische Stoffe S. 38 ff. zusammengestellten Anspielungen der Trobadors auf die *Tristansage* werden drei berichtigt und ergänzt. 1. Bei R. d'Aurenga, Gr. 389, 32, bezieht sich auch die 4. und 6. Strophe auf jene Sage, die 4. auf den Liebestrank und die 6. auf Isoldes Falschheit gegenüber Marke. Das Verlangen des Dichters in der 5. Str. nach einem Hemd, wie Tristan eins von Isolde bekam, wird, abweichend von B.-H. (S. 45[1]), dahin gedeutet, daß Raimbaut von seiner gleichfalls hochgeborenen Herrin ein kostbares Liebespfand oder gar die Erweisung der höchsten Gunst ersehnt (vgl. dazu A. Schultz, Höf. Leben 1, 604 u. 634). 2. In dem Partimen Gr. 366, 10, Str. 5 (MW. 2, 31) lautet Peirols Antwort, die bisher unverständlich war, nach *G* (S. 291) und *Q* (S. 21a): *Dalfi, vers es que·ill poizos, Que lor det beure Bragen La nuoit per deschausimen, Lo* (Tristan) *fetz angoissos.* Mithin war es nach Peirols Quelle Nacht, als die Zofe die (nun eher begreifliche) Unvorsichtigkeit beging. 3. Bei P. Cardenal, Gr. 335, 14 wird es heißen: *E Tristans q'anc no·i ris Q' amet Iseut la blonda.* Die Hs. *R* (MG. 1245) hat *noiris E amet.* Von einem anderen Tristan heißt es in Crestiens 'Erec' v. 1713 ebenfalls *Tristanz, qui onques ne rist* (s. Golther, Trist. u. Is. S. 216).

Sodann beschäftigt sich der Vortragende mit *Attributionsfragen.* Das Klagelied *Si tuit li dol* (Gr. 80, 41) gehört nicht Bertran de Born, sondern Raimon Vidal, der Planh *S'ieu anc chantei* (Gr. 10, 48) nicht Aim. de Pegulha, sondern Folquet de Romans; die Kanzone Gr. 406, 41 *Tal chansoneta farai* stammt, trotz des Schwankens von Bohs, *Abrils* S. 15, sicher von R. de Miraval (s. d. Schluß in den Hss. *A*, Nr. 113, *I*, MG. 635 und a^1, Nr. 59). Das Sirventes *Turc Malec* (Gr. 397, 1) rührt von R. de Durfort her; einen Trobador (n') Audoi (Gr. 36) gab es nicht, während in dem 2. Geleit von Gr. 447, 1, Hs. *H*, Nr. 132 mit *Naudoi* = (Ar)naudchen wohl der junge Arnaut Daniel gemeint ist. Die erste Strophe des Sirventeses Gr. 447, 1 hat Turc Malec gedichtet, das Übrige R. de Durfort. Erst nach dem Entstehen von R. de Durforts erstem Gedicht und Turc Malecs Strophe hat A. Daniel sein Sirventes *Pos en Raimons e·n Turcs Malecs* verfaßt, etwa im Jahre 1160 (s. dazu Canellos Ausg., S. 187), so daß er viel früher zu dichten begann, als man bisher annahm.

Die ausführliche Begründung seiner Attributionen gedenkt Herr Kolsen in einer Fachzeitschrift mitzuteilen.

Herr Fuchs berichtet über den 17. Deutschen Neuphilologentag, der vom 4.—6. Oktober in Halle stattfand. Er sprach zuerst über die Vorträge, von denen er besonders die von Schultz-Gora über die deutsche Romanistik in den letzten zwei Jahrzehnten und von Dibelius über Probleme der englischen Herrschaft in den Kolonien hervorhob, und ging dann näher auf die Referate ein, die von Max Förster-Leipzig, Voretzsch-Halle und Hanf-Halle über die neuphilologische Wissenschaft und den neusprachlichen Unterricht gehalten wurden, und auf die sich an sie anschließende Erörterung über die Leitsätze; diese wurden dann in der Form, in der sie angenommen wurden, mitgeteilt. Der nächste Neuphilologentag soll zu Pfingsten 1922 in Nürnberg abgehalten werden.

Herr Prof. Wechßler wird in die Gesellschaft aufgenommen. Zur Aufnahme vorgeschlagen wird Herr Studienrat Schade.

Sitzung vom 9. November 1920.

Herr Kuttner spricht über *Barbusse Clarté.* Der Vortrag wird in den *Neueren Sprachen* erscheinen.

Herr Fuchs fragt nach dem gegenwärtigen Stande der Clarté-Bewegung.

Soweit der Vortragende es hat feststellen können, verhält sich das auf der Hochflut des Chauvinismus schwimmende Frankreich dieser Bewegung gegenüber völlig ablehnend.

Herr Lommatzsch weist darauf hin, daß schon Victor Hugo die Schöpfung einer Weltrepublik unter Frankreichs Führung angeregt habe. Der Vortragende liest bezeichnende Stellen aus den *Chants du Crépuscule* und der Vorrede zu ihnen vor.

Auf Vorschlag von Herrn Kolsen wird der alte Vorstand wiedergewählt.

Herr Schade wird aufgenommen. Zur Aufnahme wird Herr Studienrat Krankemann vorgeschlagen.

Sitzung vom 23. November 1920.

Der Vorsitzende gedenkt in ehrenden Worten des verstorbenen Mitglieds Herrn Prof. Willy Spatz.

Herr Wolff spricht über *Gundolfs Goethe.* Der Vortrag wird in der *Internat. Monatsschrift* erscheinen.

Herr Morf wird einstimmig zum Ehrenmitglied ernannt. Herr Ludwig wird ihm im Namen der Gesellschaft die Ernennung mit folgendem Schreiben mitteilen:

Sehr geehrter Herr Geheimrat!

Als die Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen ihr goldenes Jubiläum beging, durfte sie unter ihren Ehrenmitgliedern mit Stolz Ihren Namen nennen: sie hatte sich selbst geehrt, als sie Namen und Person des Gelehrten, der in der vordersten Reihe der deutschen Romanisten stand, der ihr noch besonders als Mitherausgeber des von der Gesellschaft unterstützten Archivs verbunden war, in so auszeichnender Weise mit ihren Bestrebungen verknüpfte. Als unser Ehrenmitglied feierten Sie einst unser Jubelfest mit uns; in launiger Rede erinnerten Sie daran, in wie ferne Vergangenheit Ihre Beziehungen zum Archiv und dadurch zu uns zurückgingen; Sie sprachen den Wunsch aus, daß die Gesellschaft und Sie weiter zusammenarbeiten möchten am Gedeihen der gemeinsamen Zeitschrift; Sie hofften, daß auch die damals geknüpften persönlichen Beziehungen sich als dauernd erweisen, sich enger verschlingen möchten.

Ihr Wunsch ist in Erfüllung gegangen. Als Nachfolger Toblers wurden Sie auf den Lehrstuhl der Romanistik an der Berliner Universität berufen; wir alle wissen, welche Ansprüche das Amt an Arbeitslust und Arbeitskraft seines Inhabers stellt; wir alle wissen, wie Sie die ganze Wucht Ihrer reichen Persönlichkeit darangesetzt haben, diese Aufgaben zu erfüllen. Dafür dankt Ihnen die Wissenschaft, deren Zierde Sie sind; wir aber danken Ihnen, daß Sie unter all den Lasten Ihres Berufes nicht uns vergessen haben und den Wunsch, den Sie einst bei fröhlicher Tafelrunde ausgesprochen haben.

Der Nachfolger Toblers hat auf seine Ehrenmitgliedschaft verzichtet, weil er als ordentliches Mitglied unter uns wirken, mit uns arbeiten und nach der Arbeit in geselligem Zusammensein Rede und Antwort tauschen wollte. Und was für Abende waren das, an denen Sie sprachen! Wir kannten Sie ja schon vorher aus Ihren Literaturgeschichten des 16. Jahrhunderts und der Romania, aus der Fülle Ihrer Aufsätze; wir wußten, daß Sie nicht nur der Geheimnisse der Sprache kundig, nicht nur ein emsiger Forscher auf gebahnten und ungebahnten Pfaden des romanischen Schrifttums, sondern auch ein Meister in der literarischen Form waren — an jenen Abenden gaben Sie uns noch mehr als die Früchte Ihres Wissens: Sie gaben uns den vollen Eindruck Ihrer Persönlichkeit. Worüber Sie auch reden mochten, war es nun die Geschichte der Plejade oder waren es die Schicksale des Tartüffe, handelte es sich um Gilliérons Sprachatlas oder um Kreolenfranzösisch, immer ließen Sie es uns spüren, daß die Wissenschaft Ihnen nicht ein Arbeitsfeld

war, das Sie mit einem anderen hätten vertauschen können, sondern daß Sie mit allen Wurzeln Ihres Seins in ihr hafteten, daß Sie Licht und Luft, persönlichstes Erlebnis für Sie war. Wir sehen Sie noch, wie Sie sitzend den Vortrag begannen, wie Sie, fortgerissen vom Stoff, aufsprangen und, Notizen und Manuskript beiseitelassend, uns gegenüberstanden und mit vollendetster Darstellung Ihres Gegenstandes uns sich selbst gaben.

So haben Sie uns Erlesenstes zu geistigem Genusse geboten, und derselbe Mann, der als Prophet seiner Wissenschaft unter uns stand, hatte nach beendigter Sitzung für jeden, der ihm nahte, ein freundliches Wort; er gewann unsere Herzen, wenn er bei einfachem Mahle unter uns saß, unseren Sommerausflug nie versäumte, ein Gesellschafter von fröhlicher Laune und doch zu ernsterem Gespräch stets bereit — mit Stolz denken wir daran, daß Sie in jenen Jahren, da Sie unter uns weilten, wirklich der Unsere waren.

Längst sind jene Tage den Strom hinab — heute, da wir ihrer in Wehmut gedenken, wollen wir aber nicht vergessen, daß Sie, solange Ihre Gesundheit es erlaubte, auch die trüben Zeiten mit uns geteilt haben, die Kriegesnot über ein in seinem Lande belagertes Volk brachte. In dunklen Tagen haben Sie an Ihrem Teile dazu mitgewirkt, daß die Civitas Dei der Wissenschaft erhalten bliebe in der großen Öffentlichkeit wie im engeren Kreise unserer Gesellschaft: Sie waren der Unsere gewesen in der Zeit stolzen Aufstiegs, Sie sind es geblieben in den Nöten der dunkelsten Jahre.

Mit Schmerz haben wir Sie scheiden sehen; unsere Wünsche haben Sie begleitet in die Heimat, in der Sie Genesung suchten. Wenn nun das enge Band gelöst ist, das Sie mit uns verknüpfte, so gestatten Sie uns, das frühere wieder an seine Stelle zu setzen. Unser ordentliches Mitglied sind Sie geblieben, aber in unserer Mitte werden Sie, den heute weite Entfernung von uns trennt, nicht mehr weilen, unsere Arbeiten unmittelbar nicht fördern können. Uns sind Sie aber mehr, als was Sie selbst sein wollen; nicht in Reih' und Glied sollen Sie uns stehen, sondern unter denen, die uns Vorbilder unserer Arbeit und unseres Strebens sind. So haben wir einstimmig beschlossen, Ihre alte Stellung zu erneuern, und bitten Sie, das Beste anzunehmen, was wir zu vergeben haben, die Würde eines Ehrenmitglieds. Möge Ihnen unser Beschluß ein Zeichen treuen Gedenkens, ein Beweis des Dankes sein für alles, was Sie uns als Forscher und Mensch gewesen sind; möge er das seine dazu beitragen, daß auch Sie sich freundlich erinnern an die Abende, die Sie in unserer Gesellschaft zubrachten.

Herr Brandl erzählt einiges aus der Geschichte und Werkstätte des Herrigschen Archivs:

Das Ringen rheinischer Realschulen nach humanistischer Bildung veranlaßte 1846 die Begründung des Archivs, dem zugleich das starke Hereinfluten westlicher Literatur in jener politisch bewegten Zeit zugute kam. Ludwig Herrig mit seiner anregenden Persönlichkeit verschaffte ihm, besonders seit seiner Übersiedlung nach Berlin, eine Menge interessanter Artikel; wenigstens die Themen waren oft fesselnd, wenn auch die Ausführung nicht immer auslangte. Dauernden Wert haben jene älteren Bände des Archivs noch heute insofern, als sie Abdrucke von Denkmälern enthalten; schon aus diesem Grunde wird die Schriftleitung des Archivs auch in Zukunft das Ausgabenwesen niemals vernachlässigen dürfen. Nach dem Hinscheiden Herrigs wurde Zupitza durch Waetzoldt in die Redaktion hereingeholt und änderte stark den Charakter der Zeitschrift. Diese rechnete nicht mehr, wie bisher, auf weitere Leserkreise, sondern widmete sich vorwiegend den Aufgaben der mächtig erblühenden Anglistik. Mittelalterliche Texte und Studien gewannen die Überhand; strenge Sachlichkeit und Exaktheit zogen ein; eine Schar philologischer Mitarbeiter kam Zupitza zu Hilfe, und selbst eine gewisse Einseitigkeit des Betriebes wirkte als wohltuende Restringierung; das

Archiv wurde eine wissenschaftliche Zeitschrift. Als Zupitza starb, lehnte Brandl die Einladung in die Redaktion zunächst ab, sowie er auch in die der Anglia nicht hatte eintreten können, weil er sich nicht zersplittern wollte; aber Tobler wiederholte die Einladung, und zugleich zeigte sich, daß eine Zeitschrift für die Beschäftigung und Weiterbildung von Schülern viele Vorteile gewährt; deshalb entschied sich Brandl zur Mitredaktion und hat seinen Entschluß nie bereut. Er trachtete, zunächst der neueren Literaturforschung mehr Eingang zu verschaffen, ohne doch das ältere Gebiet zu vernachlässigen. Auch die Volksdichtung hätte er gern intensiver gepflegt, wenn dies der Tradition des Archivs entsprochen hätte; aber eine so langlebige Zeitschrift bewegt sich in festen Gleisen und hat ein starkes Beharrungsvermögen. Große Verlegenheit bereitete es mit der Zeit, daß die Rezensionsbücher sehr anschwollen, geeignete Rezensenten nicht immer leicht zu finden waren und die versprochenen Rezensionen oft sehr spät — wenn überhaupt — einliefen; die Kritik drohte der Produktion den Boden wegzunehmen; es wurde daher eine beschreibende Bibliographie eingeführt, die zwar nur in knapper Form, aber rascher und vollständiger über die Neuerscheinungen orientieren sollte und jetzt, seitdem der Umfang der Hefte durch die Druckerschwierigkeiten gemindert werden mußte, ganz unerläßlich geworden ist. Für das opferwillige und einsichtige Entgegenkommen des Verlegers fand der Redner warme Worte. Er betonte auch, was die Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen für das Archiv bedeutet, sowohl betreffs Mitarbeiter als betreffs intellektuellen Rückhalts, und wie sich das Archiv bemüht, der Gesellschaft gleichfalls in mannigfacher Weise zu dienen. Als bestes Angebinde zum 25jährigen Redaktionsjubiläum wünscht er sich möglichst eifrige, aktive Teilnahme der Mitglieder; manche Abschrift alter Texte ist vorhanden und würde im Archiv geeigneten Platz finden; Fortsetzung der wissenschaftlichen Tätigkeit ist selbst für den angestrengtesten Mann des Unterrichts immer noch der beste Jungbrunnen.

Der Jahresbeitrag wird auf 50 M. festgelegt, doch soll versucht werden, zunächst noch mit 40 M. auszukommen.

Herr Studienrat Krankemann wird in die Gesellschaft aufgenommen. Zur Aufnahme wird Herr Studienrat Kartzke vorgeschlagen.

Sitzung vom 14. Dezember 1920.

Herr Ludwig spricht über *H. G. Wells*. Der Vortragende sucht zunächst nach den Erzählungen und Romanen ein Bild von des Verfassers schriftstellerischer Entwicklung und Persönlichkeit zu geben. Er hebt gewisse typische Erlebnisse hervor, die Wells' Lebensauffassung bestimmt haben müssen, und zeigt, wie die phantastischen Romane der früheren Zeit mit den späteren sozialkritischen zusammenhängen. Sodann gibt er in großen Linien eine Übersicht über die Spiegelung des zeitgenössischen England, wie sie sich aus der Gesamtheit des dichterischen Schaffens von Wells ergibt. Der Vortrag wird in der *Internationalen Monatsschrift* im Druck erscheinen.

Herr Herrmann ergänzt die Ausführungen des Vortragenden durch Mitteilungen über Wells' journalistische Tätigkeit im Kriege. Herr Gade warnt davor, in der Tendenz der Romane und Schriften des englischen Autors einen Ausdruck des durchschnittlichen Engländertums zu sehen. Herr Kuttner knüpft an das auch von Wells gebrauchte Schlagwort von der Organisation der Deutschen an, um an Taines Schüler Bourget 'Le Disciple' die Einseitigkeit und Verranntheit nachzuweisen, wohin die Überspannung eines der Prinzipien einer Methode führen kann.

Herr Studienrat Kartzke wird aufgenommen. Zur Aufnahme wird Herr Studienrat Dr. Roth vorgeschlagen.

Verzeichnis der Mitglieder

der Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen.

Januar 1921.

Vorstand.

Vorsitzender:	Herr Ad. Müller.
Stellvertretender Vorsitzender:	„ A. Ludwig.
Schriftführer:	„ M. Wolff.
Stellvertretender Schriftführer:	„ H. Gade.
Erster Kassenführer:	„ M. Kuttner.
Zweiter Kassenführer:	„ G. Opitz.

A. Ehrenmitglieder.

Herr Dr. Meyer-Lübke, Wilhelm, ord. Professor an der Universität, Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Wien. Bonn.

„ Dr. Morf, Heinrich, Geh. Reg.-Rat, ord. Professor an der Universität, Mitglied der preußischen Akademie der Wissenschaften.

Frau Vasconcellos, Carolina Michaëlis de, Dr. phil. Porto, Cedofeita.

B. Ordentliche Mitglieder.

Herr Dr. Anderten, Berlin-Reinickendorf, Residenzstr. 47.

„ Dr. Aronstein, Ph., Professor, Studienrat am Sophien-Realgymnasium. Berlin NW 87, Elberfelder Str. 28.

„ Dr. Becker, Gustav, Studienrat an der Charlottenschule. Berlin W 30, Zietenstr. 21.

„ Dr. Bitterhoff, Max, Studienrat an der XIII. städt. Realschule. Berlin NW, Crefelder Str. 11.

„ Dr. Block, John, Professor, Studienrat an der Goetheschule. Halensee, Seesener Str. 18.

„ Dr. Bolle, Wilhelm, Leiter des Realgymnasiums i. E. in Friedrichsfelde. Karlshorst, Tresckow-Allee 91.

„ Dr. Born, Max, Studienrat an der Chamissoschule. Schöneberg. Berchtesgadener Str. 22/23.

„ Dr. Brandl, Alois, Geh. Regierungsrat, ord. Professor an der Universität, Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Berlin W 10, Kaiserin-Augusta-Str. 73 III.

„ Dr. Brüß, Friedrich, Studienrat an der Oberrealschule. Berlin-Wilmersdorf, Mannheimer Str. 44.

„ Dr. Buchenau, Artur, Stadtschulrat. Charlottenburg V, Schloßstraße 46.

„ Dr. Carel, George, Professor, Studienrat a. D. Berlin-Steglitz, Brandenburgische Straße 2 a, III r.

„ Dr. Cassirer, E., Univ.-Prof. Hamburg, Universität.

„ Dr. Churchill, George B., Professor am Amherst College. Amherst, Massachusetts, U. S. A.

„ Dr. Cohn, Georg. Berlin-Friedenau, Kaiserallee 114.

„ Dr. Dammholz, Rudolf, Professor, Geh. Stud.-Rat, Direktor der Auguste-Viktoria-Schule und des Mädchen-Realgymnasiums. Charlottenburg, Nürnberger Str. 63.

„ Dr. Dierks, Studienrat. Spandau, Hohenzollernring 117 I.

„ Doegen, Wilh., Studienrat an der XI. städt. Realschule. Zehlendorf. Alsenstr. 121.

Herr Dr. Driesen, Otto, Studienrat an der städt. Realschule in Charlottenburg. Charlottenburg, Giesebrechtstr. 6.
„ Dr. Düvel, Wilh., Direktor der Herderschule. Charlottenburg, Bayernallee 4.
„ Dr. Ebeling, Georg, ord. Professor a. d. Universität. Kiel, Feldstr. 88.
„ Dr. Engwer, Theodor, Geh. Oberregierungsrat und Vortragender Rat im Kultusministerium. Berlin-Wilmersdorf, Prinzregentenstr. 76.
„ Dr. Fiedler, Fritz, Studienrat. Berlin-Steglitz, Bergstr. 11.
„ Freudel, Karl, Studienrat. Berlin NO 35, Elbinger Str. 58.
„ Friedländer, J., Studienrat an der III. Oberrealschule. Berlin, Schönhauser Allee 31.
„ Dr. Fuchs, Max, Professor, Studienrat an der VI. städt. Realschule. Friedenau, Stubenrauchstr. 5.
„ Dr. Gade, Heinrich, Professor, Studienrat am Andreas-Realgymnasium. Berlin NO 43, Am Friedrichshain 7 III b.
„ Gautier, Paul, Lektor. Berlin W 62, Tauentzienstr. 13 a.
„ Dr. Gerike, Studienrat. Berlin-Lichtenberg, Möllendorfstr. 12 I r.
„ Dr. Glawe, Studien-Assessor, Berlin N, Invalidenstr. 159.
„ Dr. Haak, Paul, Studien-Assessor. Berlin W 57, Kulmstr. 13.
„ Hanitsch, E., Studienrat. Berlin-Treptow, Defreggerstr. 1 a.
„ Dr. Hausknecht, Emil, Direktor a. D., Professor.
„ Dr. Herrmann, Albert, Professor, Studienrat an der XII. städt. Realschule. Berlin NO 43, Am Friedrichshain 13.
„ Dr. Herzfeld, Georg. Berlin W, v. d. Heydt-Str. 4.
„ Dr. Hille, Karl, Studienrat am Realgymnasium in Lichtenberg. Berlin-Lichtenberg, Rathausstr. 6.
„ Dr. Hoffmann, Fritz, Studienrat am Lyzeum i. E. in Reinickendorf. Berlin-Hermsdorf, Hennigsdorfer Str. 6.
„ Holland, Reinhard, Studienrat. Berlin NO 55, Hufelandstr. 8 III.
„ Dr. Hörning, Willy, Studienrat am Realgymnasium zu Lichtenberg. Lichtenberg-Berlin, Möllendorfstr. 108/9.
„ Dr. Kartzke, Georg, Studienrat. Treptow, Am Treptower Park 54.
„ Keßmann, A., Studienrat. Berlin NW, Calvinstr. 20.
„ Klose, Gerhard, Studien-Assessor. Berlin N 58, Franseckystr. 46.
„ Dr. Kolsen, Adolf, Professor. Berlin W 30, Schwäbische Str. 3 III.
„ Krankemann, Erich, Studienrat. Neukölln, Mareschstr. 18.
„ Dr. Krueger, Gustav, Professor, Studienrat a. D., Lektor des Englischen an der Technischen Hochschule zu Charlottenburg. Berlin W 10, Bendlerstr. 17.
„ Krüger, Max, Studienrat, Steglitz, Heesestr. 11.
„ Dr. Kuttner, Max, Professor, Direktor der Bertram-Realschule. Berlin-Steglitz, Am Stadtpark 1.
„ Lahmann, Gustav, ordentl. Lehrer an der Schillerschule. Berlin NW 52, Thomasiusstr. 2.
„ Langenscheidt, C., Verlagsbuchhändler. Berlin-Schöneberg, Bahnstraße 29/30.
„ Dr. Lewent, Kurt, Studienrat am Dorotheenstädtischen Realgymnasium. Berlin NW 87, Solinger Str. 4.
„ Dr. Lommatzsch, Erhard, Professor an der Universität. Halensee-Berlin, Johann-Georg-Str. 11.
„ Dr. Löschhorn, Hans, Professor, Studienrat a. D. Berlin W 35. Genthiner Str. 41 III.
„ Dr. Ludwig, Albert, Direktor des Realgymnasiums zu Lichtenberg. Lichtenberg-Berlin, Parkaue.
„ Luft, Friedrich, Professor, Studienrat am Hohenzollerngymnasium. Berlin-Friedenau, Kaiserallee 74.

Herr Dr. Lummert, August, Studienrat an der Dorotheenschule. Berlin NW 21, Dortmunder Str. 2.
„ Dr. Michaelis, Paul, Studien-Assessor. Berlin NO 55, Raabestr. 17.
„ Milléquant, Lektor an der Universität, Charlottenburg, Dernburgstraße 4.
„ Dr. Müller, Adolf, Professor, Studienrat a. D. Berlin-Friedenau, Kaiserallee 114.
„ Dr. Müller, August, Professor, Studienrat an der Elisabethschule. Berlin SW 47, Großbeerenstr. 55 part.
„ Dr. Nadler, Hugo, Studienrat. Berlin NW 52, Paulstr. 14.
„ Dr. Naetebus, Gotthold, Direktor der Universitäts-Bibliothek. Groß-Lichterfelde O, Frauenstr. 3.
„ Dr. Nobiling, Fr., Professor, Studienrat an der Oberrealschule II in Charlottenburg. Charlottenburg, Schillerstr. 8.
„ Opitz, G., Geh. Studienrat a. D. Steglitz, Grenzburgstr. 6.
„ Dr. Otto, Ernst, Direktor des Realgymnasiums. Berlin-Reinickendorf-Ost, Bernerstr.
„ Dr. Pariselle, Eugène, Professor, Lektor der französischen Sprache an der Universität. Berlin W 30, Landshuter Str. 36 II.
„ Dr. Philipp, Karl, Professor, Studienrat an der Oberrealschule. Kottbus, Wallstr. 45.
„ Dr. Püschel, Kurt, Studienrat an der Kierschner-Oberrealschule. Berlin NW 21, Bochumer Str. 4.
„ Dr. Risop, Alfred, Professor, Studienrat a. D. Berlin-Steglitz, Bergstr. 74.
„ Roettgers, Benno, Professor, Direktor der 8. Realschule. Berlin N 31, Rheinsberger Str. 4/5.
„ Dr. Rosenberg, Felix, Professor, Studienrat am Köllnischen Gymnasium. Berlin-Lichterfelde, Unter den Eichen 127.
„ Dr. Roth, Wilhelm, Studienrat. Berlin-Südende, Krammestr. 9.
„ Röthig, Max, Studienrat. Berlin NW 113, Bornholmer Str. 84.
„ Dr. Sabersky, Heinrich. Berlin W 35, Genthiner Str. 28 I.
„ Dr. Saß, Ernst, Studienrat am Mommsen-Gymnasium. Grunewald, Humboldtstr. 6a.
„ Dr. Schade, Studienrat. Berlin-Tempelhof, Bosestr. 45.
„ Dr. Schleich, Gustav, Professor, Geh. Stud.-Rat, Direktor des Friedrich-Realgymnasiums. Berlin S 53, Schleiermacherstr. 23.
„ Dr. Schmidt, Karl, Professor, Studienrat am Kaiser-Wilhelm-Realgymnasium. Berlin-Tempelhof, Hohenzollernkorso 4.
„ Schmidt, Paul, Studienrat. Berlin NW 21, Essener Str. 20.
„ Dr. Seibt, Robert, Professor, Studienrat am Königstädtischen Gymnasium. Berlin W 50, Meinekestr. 15.
„ Dr. Seyger, Studienrat. Berlin-Lichtenberg, Möllendorfstr. 11.
„ Dr. Siefken, O., Direktor. Berlin-Treptow, Neue Krugallee 6.
„ Smith, James, M. A., Lehrer des Englischen.
„ Dr. Söhring, Otto, Gymnasialdirektor, Hilfsarbeiter im Auswärtigen Amt. Lichterfelde, Elisabethstr. 16.
„ Dr. Speck, Johannes, Studienrat am Paulsen-Realgymnasium. Berlin-Steglitz, Birkbuschstr. 16.
„ Dr. Spies, Heinrich, ord. Professor an der Universität. Greifswald, Blücherstr. 2.
„ Dr. Splettstößer, Willy, Professor, Studienrat an dem Dorotheen-Lyzeum in Berlin. Berlin-Halensee, Schweidnitzer Str. 7.
„ Dr. Strohmeyer, Fritz, Professor, Direktor des Lyzeums IV in Berlin-Wilmersdorf. Wilmersdorf, Weimarische Str. 24.
„ Theel, Adalbert, Studienrat. Spandau, Augusta-Ufer 15.

Herr Thiedke, Gustav, Studienrat am Helmholtz-Gymnasium zu Schöneberg. Friedenau, Stierstr. 5.
„ Dr. Tiktin, H., Professor am Orient. Seminar. Berlin-Friedenau, Isoldestr. 1.
„ Dr. Tobler, Rudolf, Professor, Studienrat am Joachimsthalschen Gymnasium. Templin, Uckermark, Joach.-Gymn. Villa V.
„ Dr. Vollmer, Erich, Professor, Studienrat am Bismarck-Gymnasium. Berlin-Wilmersdorf, Nassauische Str. 37 I.
„ Dr. Wagner, Max Leop., Privatdozent an der Universität. Berlin-Charlottenburg, Kantstr. 31
„ Dr. Walter, Erwin, Studienrat. Charlottenburg, Gutenbergstr. 12 II.
„ Dr. Wechßler, Eduard, ord. Prof. a. d. Friedrich-Wilhelm-Universität. Nikolassee (W. S.), Teutonenstr. 6.
„ Dr. Wende, Fritz. Charlottenburg, Berliner Str. 22.
„ Wilke, Felix, Professor, Studienrat an der Kaiser-Friedrich-Schule in Charlottenburg. Klein-Glienicke (Mark), Am Böttcherberg.
„ Dr. Winckler, Carl, Professor, Studienrat am Lyzeum in Grunewald. Grunewald, Siemensstr. 22.
„ Dr. Wiske, Friedrich, Studienrat. Berlin N 58, Stubbenkammerstraße 1.
„ Dr. jur. Wolff, Max J., Professor. Berlin W 15, Wielandstr. 24.
„ Woltmann, Studien-Assessor. Charlottenburg V, Sophie-Charlotte-Str. 46.
„ Zack, Julius, Professor, Studienrat an der XIII. städt. Realschule. Berlin SW 46, Luckenwalder Str. 10.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

Ekwall, Eilert, Contributions to the history of Old English dialects (Lunds Universitets årsskrift, n. F. XII, 6). Leipzig, Harrassowitz, 1917. 65 S.

Ekwall, Eilert, Scandinavians and Celts in the North-West of England (das., XIV, 27). XIV, 125 S.

Die Namenforschung hellt Gebiete auf, aus denen wir keine Literatur besitzen, und sie gewährt uns in Gebieten mit Literatur ein Kriterium, durch das wir rein literarische Zeugnisse nachzuprüfen vermögen. Da ihr Material satz- und verslos ist, kann sie uns nicht höhere Wahrheiten künden; dafür ist ihr Zeugnis von realer Sicherheit. In der Anglistik hat sie zuerst für die Vorgeschichte des Beowulf ersprießlich gearbeitet, die historischen Quellen dieses Epos erhärtet und die mündliche Stoffübertragung durch die einwandernden Angelsachsen erwiesen. Dann kam das Lokalinteresse der englischen Provinzgebildeten und veranlaßte die etymologische Aufklärung hervorstechender Ortsnamen von Grafschaft zu Grafschaft; so entstand eine Reihe Bücher über 'placenames of counties', die noch nicht abgeschlossen ist, aber die me. Sprachgeschichte doch bereits fühlbar gefördert hat; namentlich müssen wir uns gewöhnen, in den Reimen des 13. und 14. Jahrhunderts nur eine beschränkte Wiedergabe wirklicher Autorendialekte zu erwarten. Auch für die ags. Siedlungsgeschichte waren Ergebnisse zu holen; die alte Grenze der Angeln und Sachsen ließ sich auf diesem Wege feststellen und die Wirkung der me. Verkehrsverhältnisse auf den Sprachgebrauch andeuten. Ekwall führt jetzt diese Forschungen weiter, baut die Unterschiede der ags. Dialekte topographisch aus und greift sogar nach den skandinavisch-keltischen Namen im nordwestlichen England aus, um auch da die Herkunft der Bevölkerung, wenigstens in den letzten großen Zuzügen, zu ermitteln. Der Rückblick auf die bisherige Pflege der Namenkunde durch Philologen läßt diese neuesten Arbeiten erst in ihrem natürlichen Zusammenhang und in ihrer vollen Bedeutsamkeit ermessen.

In den 'Contributions' beschäftigt sich Ekwall zuerst mit dem Problem der Brechung von *a* vor gedecktem *l* im Ags., wofür ihm eine Reihe guter Merkwörter zur Verfügung steht. Wo die Ortsnamen, die ursprünglich diese Lautgruppe enthielten, in der Namenschreibung des 13.—15. Jahrhunderts *e* aufweisen, sowie ein davorstehendes ursprüngliches *k* als *ch*, da liegt ags. Brechung vor; wo dagegen *a*, eventuell mit davorstehendem *k*. gleichgültig ob solches *a* im Falle der Dehnung gerundet wurde oder nicht, da ist ags. Brechung ausgeschlossen. Namenmaterial ist in hinreichender Menge herbeigeschafft, um die Ergebnisse glaubwürdig zu gestalten. Sie gehen im wesentlichen dahin, daß die Brechung südlich von der Grenze der Sachsen und Angeln herrschte, wie sie sich mir in der 'Geographie der ae. Dialekte' herausstellte. Zwar erscheinen auch mancherlei *a* südlich davon; aber Ekwall weiß überzeugliche Gründe dafür beizubringen, daß dies nur eine Folge von anglischer Dialektbeeinflussung war, wie sie der Süden, besonders London, im Laufe der me. und frühne. Zeit immer mehr erfuhr. Nur der Südrand von Hunts dürfte noch dem Sachsengebiete zuzuweisen sein.

Dieser Nachweis ist sehr verdienstlich. Er wird dadurch nicht erschüttert, daß die Reime in 'Eule und Nachtigall', einem sicheren Dorsetshiredenkmal des frühen 13. Jahrhunderts, ein einziges Mal *e* bieten und sonst immer *o*. Der Fall gehört in die Klasse der absichtlichen Divergenz zwischen Literatur- und Umgangsrede; der Dichter; wer im weiteren Umkreis gelesen sein wollte, mußte mit lokalen Reimen sparen. Von diesem Stand-

punkt aus kann man auch an die Frage herantreten, warum die Brechung des *a* vor ged. *l* in den erhaltenen Hss. aus Alfreds Kanzlei so unvollständig durchgeführt ist. Spielte Rücksichtnahme auf anglische Leser mit, da so viele Angeln zu Alfreds Reich gehörten? Waren anglische Schreiber in Alfreds Kanzleien mitbeschäftigt? Sprach man vielleicht solches *a* und *ea* in einer Weise aus, die gar nicht so arg verschieden war, als es sich in heutigen Drucken schwarz auf weiß ausnimmt? In sprachlichen Dingen kann man niemals mit zu vielen Möglichkeiten rechnen. Ein zweites Kriterium für ags. Dialektunterschiede ersah Ekwall im Umlaut eines solchen *a* oder *ea* vor ged. *l*. Es ist nicht seine Schuld, wenn sein Fleiß und sein Scharfsinn hierbei von weniger festen Ergebnissen belohnt wurde; denn die Zahl der Merkwörter ist da zu gering; hauptsächlich kommt in Ortsnamen aws. *wiel(l)* in Betracht. Er findet, daß nur im westlichen Sachsenland, in Devon und Somerset, ags. *i* daraus hervorging; *y* nach *w* herrschte in Dorset, Wilts, Hants, überhaupt im mittleren Sachsengebiet; *e* dagegen in den östlichen Sachsengegenden und in Kent. Den Angeln war *æ* eigen, und zwar in der Weise, daß me. *e* daraus hervorging, ausgenommen in den westmtl. Diözesen Hereford und Lichfield, wo *a* erscheint. Das sind nicht dieselben Verhältnisse, wie sie kürzlich Kügler in seiner Diss. über ags. *ie* aus dem literarischen Bestande herausschälte. Immer wieder fällt die Neigung des literarischen Sprachgebrauches auf, sich weithin zu schulmäßiger Gleichheit zu entwickeln. Die Ortsnamen lebten in aller Munde; fast ein vulgärer Ton ist ihnen zuzumuten; Literatur setzt Bildung voraus; Schritt für Schritt werden die Grammatiker fortan mit neuem Unterschied zu rechnen haben.

Ekwalls 'Skandinavier und Kelten' vermag ich nicht ausreichend zu beurteilen. Eine große Anzahl Eigennamen aus Cumberland, Westmoreland und Lancashire ist da zusammengetragen und untersucht, namentlich solche Mischnamen, bei denen der erste Bestandteil keltisch, der zweite aber skandinavisch ist. Sie machen es Ekwall wahrscheinlich, daß wir es hier mit einer Einwanderung keltisierter Norweger vom Westen her zu tun haben, also über Irland, ungefähr um 900. Mancherlei englische Elemente in den Namen lassen zugleich vermuten, daß die Einwanderer mit den ags. Herren des Landes bald in Beziehung traten, wenn sie auch noch lange bei skandinavischer Umgangssprache blieben. Ein Reflex auf ags. Literatur ist hier nicht zu beobachten; der Anglist muß es daher dem Historiker, Skandinavisten und Keltisten überlassen, Ekwall hierfür in verdienter Weise zu danken.

Berlin. A. Brandl.

N. Bøgholm, English Prepositions. Gyldendalske Boghandel. Kjøbenhavn og Kristiania, 1920. VIII, 144 Seiten.

Das Buch ist keine erschöpfende Darstellung der englischen Präpositionslehre (will es auch nicht sein), aber reicher an Beobachtungen, Gedanken und Stoff, als die Kapitelüberschriften und das sehr knapp gehaltene alphabetische Verzeichnis am Schluß des Buches ahnen lassen. Abschnitt 1 bespricht die Einflüsse der Betonung auf die Formen der Präposition (withal = with, inne = in; o', i'), Abschnitt 2 (Position of the Preposition) ihre Stellung und Verbindung auch mit dem Infinitiv, Gerundium, Nebensätzen und Begriffen, die schon mit Hilfe einer Präposition gebildet sind (from across the channel); Abschnitt 3 handelt von dem Ursprung und Aussterben von Präpositionen, Abschnitt 4 von der Bedeutungsentwicklung, Abschnitt 5 von dem Ersatz eingegangener Kasusendungen durch Präpositionen sowie der Verwendung beider Ausdrucksweisen nebeneinander (dæt hie to wel ne truwigen dissum ungewissum welum neben ða burhware truwodon to þam wealle) und der

oft damit verbundenen Änderung des Sinnes; Abschnitt 6 und 7 gehen auf die beiden letzteren Punkte näher ein; Abschnitt 8 erörtert die Auslassung der Präposition in Ausdrücken wie a London-born boy und ungenaue Verbindung mit Begriffen, die verschiedenartige Präpositionen erwarten lassen (the all-seeing eye from whom nothing is hidden or unknown); Abschnitt 9 befaßt sich mit Irregularities in the Use of Prepositions, wie there must have been an end to Adelle's expectations altogether and of this story; Abschnitt 10 (Illustrations of the Prepositional System) vergleicht das Wesen gewisser Präpositionen miteinander (z. B. at und in, on und in, from und by usw.); Abschnitt 11 (Localism versus Metaphorical Use) handelt von der Verwendung von Präpositionen des Orts in übertragener Bedeutung (superiority over; in front of a danger; averse from = averse to); unter Group-attraction (Abschnitt 12) versteht der Verf. die Beeinflussung eines Verbums in der Verbindung mit einer Präposition durch einen sinnverwandten Begriff (accuse with statt of, gebildet nach charge with; bid farewell of nach to take leave of); Abschnitt 13 bringt Eigenheiten bei Shakspere, 14 vergleicht die Konstruktionen französischer und englischer Verben gleicher Herkunft; Abschnitt 15 ist der Präposition of gewidmet; Abschnitt 16 behandelt die Abnahme des Empfindens für die örtliche Bedeutung eines mit einer Präposition gleichlautenden Präfixes bei Verben (the wall was too high to be overlooked).

Trotz der tiefgehenden Sprachkenntnis, die dem Verfasser eigen ist und ihm ermöglicht, gelegentlich auch auf das Sanskrit zurückzugehen, sind ihm gerade in dem Excursus (Abschnitt 17), der Ähnlichkeiten im Gebrauch deutscher Präpositionen vorführt, manche Irrtümer untergelaufen; Klingel ist kein Maskulinum; einen Hirsch schießen ist nicht gleichbedeutend mit einen Hirsch erschießen, das er 'colloquial' nennt; eine Semmel kauen heißt nicht eat the whole of it.

Auch sonst möchte ich mir noch einige Bemerkungen erlauben: explore into (S. 84) ist mir unbekannt, und NED belegt auch nur explore for. — Daß introduce mit in statt mit into im Standard English sich verbinden kann, wird durch das Zitat (S. 44) In the novels of his maturity, he loved to introduce magnificent aged dandies nicht erwiesen: In the novels of his maturity ist von introduce nicht abhängig und bezeichnet nur einen besimmten Abschnitt in der Entwicklung des betreffenden Schriftstellers; zu introduce denkt sich der Leser ohne Schwierigkeit den Begriff 'in die Darstellung' hinzu. — In dem Satze C. proclaimed the general revolution, but was forced to fly from the French police (S. 118) mache ich (freilich ohne die Stelle im Zusammenhang nachprüfen zu können) from von fly abhängig, nicht von was forced, wie es B. zu tun scheint, indem er zeigen will, daß auch heute noch wie im Ae. (wearþ adrifen of his biscepdome fram Ecgferþe cyninge) mit from 'the agent may be denoted'. — In Fällen wie he was bound, hand and foot oder he threw himself, heart and soul, into the gay life of the city (S. 100) vermisse ich vor hand and foot und heart and soul keine Präposition, sondern sehe in diesen Satzteilen einen dem Subjekt bzw. Objekt parallel stehenden erklärenden Zusatz. — Die Irregularities in the Use of Prepositions, die er S. 103 f. behandelt und sachlich erklären möchte, dürfen m. E. der Flüchtigkeit des Schriftstellers oder seinem Verlangen nach Abwechslung zugute gehalten werden (From a descendant of the Grand Master of the Knights of St. John the 19th century demanded the virtues which the 16the c. had demanded of that ancestor). — In Ausdrücken wie of þre ȝere alde sieht er (S. 55) eine Umbildung von Wendungen wie ðreora mila brad; auf Einenkels (Hist. Syntax[3] S. 56) Erklärung, old sei mit dem Substantiv eld verwechselt worden, geht er nicht ein. — Mit more prosaic und more solemn ist S. 118 der Unterschied von at und on nach to look nicht gekennzeichnet: at bezeichnet nur die Richtung und das Ziel des Blicks, on die länger verweilende und dabei beurteilende Betrachtung — daher look on ...

as = 'halten für' und on in den von B. angeführten Beispielen Ever since I first looked on your wonderful beauty und He would have asked to look upon the dead body but refrained.

Manche Punkte sind doppelt besprochen: home zur Bezeichnung der Ruhe (S. 41 und 109); der Trinkspruch The King across the water! (S. 36 und 43) als Beispiel dafür, daß across auch rest, position bezeichnet; die Erklärung von of late, of old, of recent years (S. 45 und 48); arrive als transitives Verbum (S. 71 und 127).

Berlin. G. Schleich.

Wozu Französisch und Englisch? Gutachten hervorragender Männer und Frauen über die Erfordernisse des fremdsprachlichen Unterrichts. Herausgegeben von der Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1920. 63 S. 3 M.

Die Schule mit dem durch sie vermittelten Wissensstoff und den von ihr vertretenen Erziehungsgrundsätzen ist Abbild und Maßstab des Bildungsstandes eines Volkes. Daher ist es natürlich, daß in Zeiten großer politischer Umwälzung, wo Staats- und Gesellschaftsordnung umgelagert werden, Heißsporne, Schwärmer und — Weitblickende die Axt auch an die Wurzeln der Schule legen, um für eine neue Zeit einen neuen Baugrund zu schaffen.

Aber selbst die beste, von Meisterhand entworfene Gußform wird immer nur Massenkitsch hervorbringen gegenüber dem genialen Fingerdruck des frei schaffenden Künstlers — ganz abgesehen von dem auch nicht wahllos brauchbaren Material.

So ist der Streit um die Schulform mehr oder weniger bedeutungslos; denn sie schafft nicht zugleich die wahre Vorbedingung aller Erziehung: die Persönlichkeit des Lehrers.

Der Lebende vergißt außerdem nur zu leicht, daß das Gegenwärtige langsam Gewordenes ist, daß Dauer nur durch die Geschichte verbürgt wird. So würde auch die Schule in ihrem Lebensnerv getroffen werden, wollte man sie aus dem Strom ihrer natürlichen Entwicklung herausnehmen, um sie den Tagesforderungen anzupassen. Zu diesen gehört eine aus politischen Beweggründen ersonnene und für politische Zwecke bestimmte neue deutsche Schulform, einschließlich des Verlangens, die Fremdsprachen auf unseren höheren Schulen zu verdrängen oder zu beschränken.

In der Überzeugung, daß damit mühsam errungene Werte vernichtet und nicht wieder gutzumachender Schaden gestiftet würde, hat sich die Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen verpflichtet gefühlt, warnend vor die Öffentlichkeit zu treten. Sie wollte aber vermeiden, daß nur Fachvertreter ihre eigene Sache führen. Sie hat sich daher an eine größere Zahl von führenden Persönlichkeiten der verschiedensten Berufe, wissenschaftlicher und praktischer, gewandt und sie um eine Meinung darüber gebeten, welche Bedeutung die Fremdsprachen für ihren Entwicklungsgang hatten und welchen Wert sie ihnen für die Weltgeltung unseres Volkes beimessen. Die Namen der Männer und Frauen, die sich zur Sache geäußert haben, besitzen guten Klang, und ihr Wort hat Anspruch auf Gehör. Darüber hinaus hat manche Seite des Büchleins den Reiz eines biographischen Sonderbeitrags und erhält dadurch dauernden Wert. So ist zu hoffen, daß das Bändchen seinen Zweck erfüllen werde.

Dank gebührt auch der Weidmannschen Verlagsbuchhandlung, die sich wieder einmal uneigennützig in den Dienst von Wissenschaft und Schule gestellt und dadurch die Veröffentlichung ermöglicht hat.

Berlin-Steglitz. Max Kuttner.

Attilio Levi, Le palatali piemontesi. Turin, Frat. Bocca, 1918. 279 S.

Diese wichtige und gründliche Arbeit, die in einem geschmackvoll ausgestatteten und schön gedruckten Bändchen uns vorliegt, beleuchtet auf Grund eines umfangreichen, nicht nur aus Wörterbüchern, sondern aus lebendiger Kenntnis der Mundarten geschöpften Wortmaterials die immer mehr alle ursprünglichen Verhältnisse auflösenden Nivellierungstendenzen, die zu den urspr. im Piem. allein bestehenden Palatalen aus *kl- gl-* eine Menge sekundär eingedrungener Wörter mit Palatalen fügt und die alten bodenständigen assibilierten Reflexe untergräbt. So ist denn der größte Teil von Levis Arbeit dem Studium der kulturellen Überschichtungen gewidmet: der Einfluß des Lateinischen (der Kirche, Schule usw.), Reichsitalienischen, Lombardischen, Französischen, vor allem des Dauphiné und der provenzalischen Alpengegend, mit denen ein reger Verkehr bestanden hat, wird gesondert dargestellt und ein großer Wortvorrat vor uns historisch aufgeteilt. Das vom Verf. gewählte Gebiet eignete sich als kulturelles Durchzugs- und Grenzgebiet besonders gut zu dieser Studie der Selbstaufgabe des Heimischen und der Hinneigung zu Fremdwörterentlehnungen, die allmählich zur Einbürgerung fremder Lautgewohnheiten führt und die dem Verf. auch im Charakter des Piemontesen begründet scheint: man sieht so recht, wie das Lautgesetz nichts ist als Resultat des Kampfes verschiedener Strömungen, als der lautliche Typus, der nach den Entlehnungen übrigbleibt.

Zu den nicht immer tadellosen Etymologien des Verf. erlaube ich mir folgende Bemerkungen: S. 21 *pianǔýn* 'weinerlich' ist zu umständlich aus *plangulare (aital. *piangolare*) > piem. *piangé*, wovon Imperativbildung *pianǔa* und nun Diminutiv *pianǔýn*, erklärt: die Form *pianǔýné* zeigt zu deutlich auf eine italienische Ableitung von *pianginare*, die ja in Pistoja tatsächlich zu finden ist. — S. 24 *aćadęs* in der Kindersprache für *adsadęs* 'adesso adesso' erinnert mich an kindersprachliches *conteccia* statt *contessa* bei dem Mailänder Porta. — S. 25 Daß *sirẹta* 'lahm' (= *assideratus*, piem. *sirá*) aus der Kindersprache und nach den gelehrten *profeta, pianista, poeta* sich erklären soll, ist mir sehr unwahrscheinlich. Diese anscheinende Femininform ist mit Fällen wie *manoča* 'Einarmiger' (S. 45), *limoča* 'unentschlossener Mensch' (zu *limax*) S. 130, *muleta* 'Scherenschleifer' (S. 70), *čimenna* 'unentschlossener Mensch' S. 117 (das Urbild unseres österreich. *Simandl* 'Pantoffelheld', der nichts mit *Simon* zu tun haben wird), *muleňa* 'schwacher Mensch' (zu *molena* 'Kot') S. 201 zu einer Kategorie von epizönen *-a*-Bildungen zu vereinen, über die ich in *Beiträge z. rom. Wortbildungslehre* ausführlicher handle. — S. 34 *spanpanuču* 'pauretta, tremarella' ist nicht von einer Onomatopöie *pan-pan* (= *pane* 'Brot' + *paní* 'Panik'!) abzuleiten, sondern gehört zu *pampinus* 'Weinlaub': vgl. REW über neap. irp. *pampanittse* 'Zittern'. — S. 34 *Gin* = Teresina stellt sich zu Fällen wie mail. *Barborín*, schwäbisch *das Bärble* und frz. *mon chéri* von Frauen gesagt (vgl. Tobler *V. B.* V). — S. 36 *a skapačola* 'Huckepack (tragen)' ist nach Verf. unerklärt: nicht einfach zu ital. *scapaccione* 'Schlag auf den Hinterkopf', 'Ritt auf dem Hinterkopf'? — S. 36 *čis(t)* 'Antreiberuf der Viehhirten' gehört nicht zum onomatopoet. Stamm von *aizzare*, sondern noch enger zu sp. *chis* 'heda!', cf. *chistar* 'mucksen'. — S. 40 *mnigača* 'Hirsebrei' kann nichts mit gask. *menie* 'klein' (= *mendicus*) zu tun haben, sondern gehört wohl zu *panīcus* (cf. umgekehrt *m* + Kons. > *p* + Kons. *pče, bče* = messer). — S. 41 Eine arge Entgleisung: *murgača* 'Kinderschar' soll zu prov. *mourgaio* 'les religieuses en général', das zu *mauricus* (!!) gestellt wird, gehören: aber das prov. Wort zeigt doch normale Entwicklung von *monaca* > *mourg-*, und piem. *murgača* gehört zu den 'Schnauze' bedeutenden Wörtern, die REW s. v. *morigerare* angeführt sind (wobei ich letztere Etymologie keineswegs billige, sondern mich Brüch, *Ztschr.* 1919 S. 206, anschließe). — S. 46 zu

čamberlůk 'Bauernmantel', mail. *xamberluch* 'bäurisch' stellt sich das kors. *giamberlucco*, über das ich hier, Bd. 138, 109 gehandelt habe. — S. 47 piem. *čixampa* 'brina', prov. *cisampo* 'leichte Schneeschichte, kalter Nordwind', wird als '*oscurissimo*' bezeichnet und dann als *ceio* 'Schneehaufen' (= cilium), *ciro* id. (= sidus) + *sampo* 'Sumpf' erklärt! Wo doch das Gute bei Mistral so nahe liegt! Der auf *cisampo* folgende Artikel heißt nämlich *cisaupin, cisarpin* 'cisalpin ... v. Piemontés' (man vergleiche noch *un cisaupin* 'un étranger, un malotru, un sacripant, un chenapan, sorte de terme injurieux introduit dans la langue par les soldats de la campagne d'Italie sous la première République' mit der von Levi nicht erwähnten Bdtg. von *cisampo* 'femme dont les vêtements sont en désordre, en Forez'). Daß die Piemontesen ein frz. Wort übernommen haben, das sie selbst bezeichnet hat, ist bei der Entfremdung des Sinns des Wortes ('Schnee', 'Reif') nicht wunderbar. Die Nebenform *cirampo* kann dann tatsächlich von *ciro* beeinflußt sein. — S. 49 Zu dem 'pseudolatinismo scherzevole' *ese a plučis* 'essere al verde' (zu *pluč* 'peluzzo') und *fé ciflis* 'Fiasko machen' S. 118 (volksital.) vgl. noch ein *-is* in *gratis e amoris* 'umsonst' und ein *boris* zu *bori* 'Geld', das ich in einer Triestiner Kriegskorrespondenz dem *gratis* gegenübergestellt fand. — S. 63 *čambrín* 'signorello' zu afr. *chambli* 'feines Tuch' überzeugt nicht: vgl. vielleicht eher kat. *xambra*, sp. *chambra*, ptg. *chambre* 'Morgenrock, Hausrock' = frz. [*robe de*] *chambre* und aus diesem ist wohl auch das piem. Wort entlehnt und abgeleitet. — S 104 Piem. *darmaǰe*, altlomb. *dalmagio*, afrz. aprov. *daumage* 'dommage' durch 'analogia fonetica' zu *dalmatica* zu erklären, scheint mir eine methodisch sehr gefährliche Art der Etymologie. Ich erinnere an afrz. *erraumant, erralment* neben *erramment*: dort *mn* > *um*, hier *nm* > *um*. — S. 114 Warum soll frz. *mâchefer*, prov. *machafer* 'Eisenschlacke' ein Substantiv frz. *mâche* (nur in der Bdtg. 'Art Salat, Leckerbissen' und erst im 17. Jh. belegt) enthalten? Besser Imperativ: die Schlacke benagt gewissermaßen das Eisen. — S. 135 Die Ableitung des afrz. *mâchiconlis* 'Pechware' aus ital. *mazzicare* 'mit der Keule schlagen', *mazziculare* 'herunterstürzen' scheitert an altprov. *machacǫl* und trägt der ältesten Bdtg. 'eines Turmes, von dem aus man Pech auf den Feind schüttet' keine Rechnung: 'friß den Hals' ist gut denkbar. — S. 137 Fälle wie prov. *cartatoucho*, oberital. *kartatuča* 'Kartusche' sind in Deutschland nach H. Schröder unter dem Namen 'Streckformen' bekannt. Frz. *ratatiner* ist schon von Scheler auf *ratiner* zurückgeführt worden. — S. 138 Neuprov. *gimerre, chimarre* (frz. *jumart*) 'sorte d'animal hybride, né d'un taureau et d'une ânesse; mulet de haute taille; celui dont les dents de la mâchoire inférieure surmontent la supérieure ...; homme brutal et maniaque' bezeichnet der Verf. ebenso wie seine Vorgänger, Dict. gén. und REW, als unerklärt: aber die von Mistral beim Feminin *gimerro* angegebene Etymologie gr. *chimaira* (unter dem Mask. erinnert er an hebr. *chamor* 'Esel'!) ist tadellos: die griech. Chimaira war ja auch ein Bastard (vorn Ziege, in der Mitte Löwe, hinten Drache), zum Anlaut vgl. die Reflexe von *chirurgicus* [so, wie ich nachträglich bemerke, schon Brüch *Ztschr.* 1917 S. 697]. Piem. *čamarúa* 'isterismo' und *ǧimeru* 'omiciattolo, pigmeo' S. 170 passen durchaus in diesen Kreis. Fraglich ist, ob altfrz. *chamarre*, ital. *zimarra* als urspr. 'bastardiertes' Gewand (*un habit chamarré de décorations*) ebenfalls hier anzureihen ist. — S. 149 Der Zweifel an der Herleitung von frz. *joyeux* aus *joie* und von frz. *joie* aus **gaudia* (man müsse, weil *gioia* in der Bdtg. 'Freude' in Oberitalien unbekannt ist, umgekehrt *joie* aus *joyeux* und dieses aus einem **gaudiosus* herleiten) ist unbegründet: wir haben ja oberit. *gioia* 'Kleinod', das auf ein *gioia* 'Freude' weist, übrigens ist *gioia, gioielli* etc. in Italien jedenfalls entlehnt; der Ansatz des Plurals *gaudia* macht im Romanischen nicht die geringste Schwierigkeit. — S. 161 Eine ptg. Parallele zu *fraket* 'signorello' ist ptg. *o casaca* 'Bourgeois' (weil er die *casaca*, den Frack, trägt). — S. 161 bei *giǫstra* 'Ringelspiel' ist das *ǫ* und das *r*

nicht bloß aus prov. *costro* 'daneben' (aus *costa* + *contra*) zu erklären, da ja das Substantiv ganz andere Bdtg. besitzt und bei solchen veralteten Ausdrücken des Ritterwesens unvolkstümliche Lautgestalt von vornherein zu erwarten ist. — S. 167 *sǧiké* 'sich krümmen (vom Holz)', falls richtig zu it. *aggecchirsi* 'sich demütigen', mail. *gecchiss* 'altern', wäre eine hübsche Stütze für meine Etymologie kat. *aixecar, aixicar* 'heben (ex + *jicar* = *giquir*), *Neuph. Mitt.* 1920 S. 21. — S. 188 *ǧanduya* 'piemont. Maske' ist wohl *gandul* (REW 3671) + *Jan* 'Johann'. — S. 204 Piem. *bačók* 'Aristolochia', mail. *baciocchin de fraa* id., *baciocch* 'bamboccio' etc. gehört wohl nicht zu *batóc*, 'battaglio', sondern zu *baccello* 'Schote', 'Dummkopf', dessen Bedeutungen durch 'Hodensack' vermittelt sind (daher der Zweifel REW 864 unbegründet ist, vgl. auch Salvioni, *Note di dialettologia corsa* S. 732 über *fagiuolo* 'Hode'): die Aristolochie heißt *baciocchin de fraa*, wie sie sonst piem. *bale d fra* 'testicoli di frate' heißt. Parma. *baccioch* 'Glockenschwengel' kann vom männlichen Glied ausgehen. — S. 209 Mit *bačiča* 'baggeo' vgl. amerik.-span. *bachicha* für den Italiener, besonders den Genuesen. — S. 210 Ob *čula* 'Hodensack, Dummkopf', *čulan(alari)* 'Dummkopf' nicht zu ital. *ciullo* 'verschlafen, schlau' und 'unerfahren', span. *chulo* 'Spaßvogel, Fleischerknecht' gehören? Wenn *k'jola* aus **colea* tatsächlich die Grundlage des piem. *čula*, lomb. *čola* ist, so erklärten sich die auseinanderstrebenden Bedeutungen des ital. *ciullo*, die REW 4393 verschiedenen Etymen zuweisen möchte, sehr leicht, vgl. *coglione* — *Kujon*. Man beachte, daß span. *chulo*, das dann entlehnt wäre, auch Beziehungen zur Sexualsphäre aufweist: *chulada* 'Zote', *chula* 'Buhlschwester', *chulito* 'heimlicher Liebhaber einer Frau'. Da aber Oudin *chulo* 'garçonnet' angibt, so wäre Entlehnung aus ital. *fan-ciullo* nicht unmöglich. Vgl. aber noch Baist *Rom. Forsch.* 4, 405. — S. 213 Den Einwand gegen ital. *matto* aus dem Schach-Matt, daß das Schachspiel zu 'aristokratisch' sei, als daß es sich in einer volkstümlichen Redensart festgesetzt hätte, kann ich nicht gelten lassen: gerade deshalb war der Ausdruck volkstümlicher Parodie ausgesetzt (auch wir sagen *ich bin aber heute schachmatt*). — S. 229 *sakoča* (it. *saccoccia*), nicht *sakossa*, als Spaniolismus hat gegen sich, daß das sp. Wort m. W. auch erst im 17. Jh. (bei Oudin) belegt ist und die Endung *-ocha* im Span. aus dem Italienischen stammt (Baist Ztschr. 30, 464 ff.). Zu *sakučin* als Fluch vgl. ähnliches frz. *sac à papier!* — S. 233 Die Ableitung von *ǧenipodiu, ǧiripodiu, ǧiriboliu* 'baldoria; dono di cibarie che gli scolari fanno al maestro ne' venerdì di quaresima e specialm. nel venerdì santo' aus *σκηνοπηγία* 'das jüdische Laubhüttenfest' hat manches für sich: das Laubhüttenfest ist ja ein Freudenfest, bei dem die Libation des Wassers aus dem Teiche Siloah, Illumination, Fackeltanz stattfindet, allerdings stimmt dieses Erntefest gar nicht zu dem piemontesischen Fasten- und Karfreitagsbrauch (diesem entspräche bei den Juden vor allem der Versöhnungstag), es fehlt vor allem die deutliche Beziehung zu Freitag. Ist daher nicht irgendwie von cena pura (log. *kenábura* 'Freitag', eig. 'der Tag des reinen Essens') auszugehen?

Bonn. Leo Spitzer.

Dante Alighieri, La Divina Commedia. Vollständiger Text, mit Erläuterungen, Grammatik, Glossar und sieben Tafeln herausgegeben von Dr. Leonardo Olschki, a. o. Professor an der Universität Heidelberg. Heidelberg, Julius Groos, 1918.

Eine Ausgabe der Göttlichen Komödie mit deutschen Anmerkungen für solche des Italienischen mächtigen deutschen Leser, die sich in Dante hineinarbeiten wollen und vor den eingehenden italienischen Erklärungen zunächst zurückschrecken, ist sicher ein Bedürfnis und eine lohnende Aufgabe. Verf. hat sie auch richtig angepackt, denn außer den eigentlichen Erläuterungen

gibt er, was unbedingt nötig ist, ein kurzes Leben Dantes, ein Wörterbuch, ein Namensverzeichnis, einen Anhang über Grammatik und Metrik und dazu einige den Bau der Hölle usw. erläuternde Tafeln. Man vermißt nur noch eine Übersicht über die kleineren Werke Dantes.

Im einzelnen habe ich freilich noch manches an der Ausgabe auszusetzen. So sind vor allem die eigentlichen Erklärungen an vielen Orten noch verbesserungsbedürftig. Dabei sehe ich ganz von Stellen ab, die nach meiner aus dreißigjähriger Erfahrung hervorgegangenen Ansicht unbedingt besprochen werden mußten, und von anderen, wo mir die gegebenen Anmerkungen überflüssig erscheinen, und beschränke mich darauf, einige Fälle aus der Hölle hervorzuheben, die ohne Zweifel verkehrt gedeutet sind. I, 20 der *lago del cor* ist nicht ein 'Raum, in welchem das menschliche Herz schwebt', sondern ein Raum im Herzen selber. II, 21 *empireo* 'der äußerste der neun Himmel, der Sitz Gottes'. II, 51 soll der *primo punto* der sein, 'als Dante vor den drei Tieren (Jnf. 1,31ff.) wich'. Es bezieht sich der Ausdruck natürlich auf die gleich danach erzählte Begegnung Virgils mit Beatrice. II, 52 'die Geister ... schweben im Limbus' erweckt eine ganz verkehrte Vorstellung; mit *sospesi* ist nicht der äußere, sondern der innere Zustand ausgedrückt. II, 78 *cerchi* sind nicht 'Himmelskreise', sondern Mondkreise. II, 83 *centro* ist nicht 'der Limbus, wo Virgil sich befindet', sondern die Hölle. IV, 23 *si mise* 'erg. *in moto*', während es zu *Nel primo cerchio* in 24 gehört. IV, 25 *secondo che* 'erg. *era* oder *pareva*'. Es ist nichts zu ergänzen, sondern *secondo che* steht nach altem Brauch für *secondo*. IV, 64 *perch' ei dicessi* 'verst. dadurch, daß er sprach' es heißt: obgleich er sprach. VI, 13 '*Cerbero*, der dreiköpfige, schlangenhaarige und -schwänzige (diversa = vielgestaltig) mythologische Hund'. Von schlangenhaarig und schlangenschwänzig steht nichts in Dante, und *diversa* heißt einfach 'schrecklich'. VI, 91ff. wird ganz verkehrt erklärt (Ciacco ist nicht 'mürrisch'). Vgl. Herrigs Archiv Bd. CXII, S. 146. Nach der Anmerkung zu VI, 109ff. hätten die Verdammten nach dem Jüngsten Gericht gelindere Qual. Das Gegenteil ist der Fall. Die Überschrift über dem siebten Gesange besagt, wie Casini, daß auch die Neidischen und Hochmütigen im stygischen Sumpfe hausen. Dieselbe Behauptung wird VIII, 31 aufgestellt, und VIII, 59ff. werden die *fangose genti* als die Neidischen erklärt. Verf. hätte doch mindestens eine Begründung seiner Ansicht geben müssen, die aus Dantes Text nicht leicht herauszulesen ist und daher stutzig machen muß. VII, 61 ist *oorta buffa* nicht 'der eitle Tand', sondern der *kurze Betrug*. IX, 1ff. ist *il suo* in Vers 3 Objekt, nicht Subjekt, wie Verf. es auffaßt. IX, 22ff. ist 'zu retten' ein ganz verkehrter Ausdruck. IX, 28 Die *Giudecca* ist doch nur ein Teil des neunten Höllenkreises. IX, 68 gibt Verf. eine Erklärung zu *diversi ardori*, liest aber im Texte *avversi*. Gleiche Versehen laufen ihm recht oft unter, z. B. XI, 56 im Texte *vincol*, in der Anmerkung zu 55 *vinco*; XIII, 21 gibt er eine Erklärung, als ob er *torrien* läse, während er *daran* hat; XV, 29 im Texte *la mia*, in der Anmerkung aber eine Erklärung zu der Lesart *la mano*; XXIII, 127 im Texte *ai frati*, aber eine Anmerkung zu der Lesart *al frate*; XXXIII, 145 *quegli* im Text, *questi* in der Erklärung. X, 1 "*sen va*, unpersönlich 'geht es'". Das ist unmöglich! Natürlich ist *Lo mio maestro* in Vers 3 das Subjekt. Die geschichtlichen Nachrichten X, 22ff. sind teilweise verkehrt. 1251 war Farinata nach Florenz zurückgekehrt, und 1258 wurde er wieder vertrieben. Die Schlacht bei Montaperti fand nicht 1251 (so zu X, 48) sondern 1260 statt. Die Arbia ist auch kein Strom! (X, 86). XI, 29 *tre persone* 'Gott, der Nächste und dessen Gut'! XI, 41f. 'secondo giron, der Selbstmörder und Vernichter ihrer Habe, die sich der Welt entziehen'. Die Vernichter ihrer Habe sind doch keine Selbstmörder! XI, 49 *minor giron* 'der dritte Kreis der unteren Hölle'! XI, 55 *di retro* 'hinterrücks, hinterlistig'! *modo di retro* heißt natürlich 'letztere Art'. XI, 87 sollte es statt 'Leidenschaftlichkeit' vielmehr 'Schwachheit' heißen. XI, 97 ist 'Lauf

der Welt' ganz verkehrt. XII, 48 die Gewalttätigen *liegen* nicht. XII, 131 *fondo* ist der Boden des Flußbettes. XIII, 46ff. 'wenn er sich an die Stelle der Äneis (III, Z. 22ff.) erinnert hätte'. Nein: wenn er geglaubt hätte, was er dort las! XIII, 48 *rima* ist nicht 'Vers im allgemeinen', sondern *Verse, Werk.* XIII, 113 *caccia* 'die Meute'. Jäger und Hunde sind gemeint. XIV, 124ff. nicht 'da er nach links im Kreise herabsteigt', sondern, da er beim Hinabsteigen noch nicht ganz um den Kreis herum ist, sieht Dante immer Neues. XV, 88ff. fehlt Ciaccos Prophezeiung. XV, 121ff. wird *drappo verde* mit 'grüne Fahne' übersetzt! XVI, 17 scheint *La natura del luogo* als Objekt statt als Subjekt gefaßt zu sein, und die Anmerkung zu 18 ist ganz unverständlich: 'verst., daß Dante eher die Eile gezieme als den stets umherrennenden Sündern, um sich aus der Sandwüste zu entfernen'. Virgil will doch sagen, eigentlich müßte Dante aus Hochachtung vor diesen bedeutenden Männern ihnen entgegeneilen. Was soll XVI, 63 heißen: 'von wo aus Dante köpflings den Antipoden zufallen wird (*tomi*)'? *tomare* heißt doch einfach 'hinabsteigen' (wie Petrarca XXII, 26 *o tomi giù ne l'amorosa selva*). Es steht ja *fino al centro* da, und nicht *dal centro*! XVIII, 13 *quelli* 'd. h. *fossi*'. Nein: *valli.* XVIII, 50 in der Anmerkung lies *Obizzo* statt *Azzo.* Es hätte noch gesagt werden sollen, daß Venedico Caccianimico erst Ende Januar 1303 starb. XVIII, 59ff. heißt es nicht 'es gibt also nicht so viele Bologneser, als es Kuppler in der Grube gibt', sondern, als es bolognesische Kuppler in der Grube gibt. XVIII, 100ff. muß es heißen, daß die Brücke den Damm kreuzt und dieser dem neuen Bogen als Stützpunkt dient. XIX, 1ff. ist die angegebene Konstruktion unmöglich. *e voi rapaci* sind keine neue Gruppe von Sündern. XX, 19 'Wenn der Leser aus dem Werke Nutzen zieht'. Es heißt (*lasci!*) natürlich 'So wahr dich, Leser, Gott Nutzen ziehen lassen möge'. XXI, 94ff. 'Die Teufel kommen anmarschiert wie das Fußvolk aus Schloß Caprona bei Arezzo nach dessen Übergabe an die Florentiner Miliz ...'! Vielmehr: Dante hatte solche Angst vor den Teufeln, wie die aus Caprona abziehende Besatzung vor den Florentinern. XXII, 85 *di piano* ist nicht sardisch und ist verkehrt erklärt. XXII, 104 ff. 'Die Sünder geben sich mit einem Pfiff das Zeichen des Herannahens der Teufel, um schnell unterzutauchen'. Umgekehrt pfeifen sie, wenn die Luft rein ist. Heillose Verwirrung herrscht in der Anmerkung zu 116. Danach soll Ciampolo mit den Teufeln einen Wettkampf in Schnelligkeit veranstalten wollen! Es heißt da unter anderem 'Alichino ... fordert seine beflügelten Gesellen auf, sich mit Ciampolo an Schnelligkeit zu messen. ... Damit ist Gleichheit zwischen den Parteien des eigenartigen Turniers geschaffen'. XXII, 123 kann *proposto* nur 'Vorhaben' heißen. Ganz verkehrt heißt es dann wieder 125ff. von Alichino, daß er 'aus Angst vor dem heißen Pech (*sospetto*) sich zurückwendet (*drizzò il petto*, Z. 129)'. *l'ale al sospetto Non potero avanzar* heißt: seine (des Alichino) Flügel konnten die Angst (des Ciampolo) nicht überholen. XXII, 150 *crosta* ist die Haut der Teufel, nicht die Oberfläche des Pechsees. Die Anmerkung XXIII, 133ff. muß man so auffassen, daß es außer den Felsbrücken, welche sämtliche Kreise überspannen, auch noch kleinere gäbe, die nur über einzelne Gräben gehen, und das ist nicht richtig. XXV, 28 *fratei* 'die anderen Räuber und Mörder dieses Grabens'. Gemeint sind aber die Zentauren am Blutstrom. XXV, 34 führt das *ed* den Nachsatz ein, genau wie in 50, eine bekannte altitalienische syntaktische Erscheinung. Die Anmerkung zu XXV, 151 'wo man seinen Tod beklagt', ist ganz unzulänglich. XXVII, 7—15 ist gesagt: 'Das Geräusch der aus der Flamme heraustönenden Stimme des Verdammten gleicht dem Geheul des Stieres des Phalaris'. 13 ff. findet sich dann das Richtige im Widerspruch hierzu. XXVII, 46ff. Der Familienzweig der Malatesta führte den Beinamen *Mastini*, und *Montagna* ist Vorname, nicht Ortsname. XXVII, 92 ff. bleibt ganz unklar, weil das *in me* gar nicht berücksichtigt ist. XXVIII, 7—21 ist übersehen, daß es sich im Verse 9 um die

Samniterkriege handelt, wozu *Per li Troiani* von Vers 10 gehört. Z. 15 ff. handelt es sich zunächst um Manfred, und weiter muß es durch Alard de Valerys Rat, nicht 'von Alard de Valery' heißen. XXVIII, 73 Zu Pier da Medicina, vgl. Giornale storico della letteratura italiana Bd. LXIV S. 8 ff. XXVIII, 85 ff. Die Edelleute aus Fano richteten überhaupt keine Gelübde und Gebete an das Heiligtum von Focara, denn diese wurden überflüssig, sie wurden nicht mehr gebraucht, weil die Edelleute gar nicht bis dahin gelangten. XXIX, 27 Geri del Bello ist der Vetter von Dantes Vater. XXIX, 123 *non .. sì d'assai* heißt 'bei weitem nicht so'. XXIX, 131 Daß Caccia d'Asciano gedichtet habe, ist unsicher, daß andre Mitglieder der *brigata* Dichter waren, ist ein Mißverständnis der Ausführungen Casinis. XXXI, 66 ist nicht die Umschreibung für 'Gürtel', sondern für 'Schulter, Hals'. XXXI, 136 Dante ruht auf des Antaeus Hand. XXXIII, 61 '*fia* = *sarebbe*'; lies *sarà*. XXXIII, 100 '*d'un*, wegen' statt *aus*. XXXIII, 134 f. '*che qua dietro mi verna* (mich frieren macht)'! XXXIV, 1 Es sind doch drei Flügelpaare! Nach XXXIV, 58 zerreißt Judas 'sich selbst mit den Händen'. Das könnte man doch garnicht sehen!

Das wären einige der Hauptausstellungen aus der ersten Cantica, und damit will ich abbrechen. An sehr vielen Stellen sind kleine Ungenauigkeiten untergelaufen, manches hätte klarer gesagt werden müssen, auch in besserem Deutsch, und endlich hätte in den Erklärungen vielfach, um philologische Genauigkeit zu erreichen, wörtlich übersetzt werden sollen, statt daß dem Anfänger oft irreführende Umschreibungen gegeben werden. Der Kürze halber gebe ich für alle diese Dinge keine weiteren Belege. Eine sorgfältige Durcharbeitung sämtlicher Erklärungen wäre also für eine neue Ausgabe vorzunehmen. Zum Wörterverzeichnis und Namensregister wäre auch manches anzumerken, z. B. wenn unter *mẹẓẓo* Mitte auch Inf. VII, 128 (*mẹzzo*) angeführt wird, oder wenn in vielen Namen unter *E* das Zeichen für die offene Aussprache fehlt. Im Anhange über Grammatik ist die Ausdrucksweise oft ganz unwissenschaftlich. Man darf doch beispielsweise nicht schreiben, wie in § 30: 'Endung *ia-* statt *-a* häufig, besonders bei starken Verben mit Präsens-Stammauslaut -gg-, z. B. *accọglia* statt *accọlga* usw.', oder § 41 'In der 3 Pers. Sing. die Endung *-ia* statt *-a* in *fuggia* (statt *fugga*), *saglia* (statt *salga*)'. Die grauenvolle Übersetzung Zoozmanns mit ihrem ganz zufällig zusammengestoppelten Verzeichnis von Dantewerken (vgl. Deutsche Literaturzeitung 1908, Sp. 739—743 und auch Germanisch-Romanische Monatsschrift III [1911] S. 116) durfte Verf. unter keinen Umständen auch nur erwähnen. Inf. VIII, 111 l. *e 'l no* statt des sinnstörenden *no e 'l*. Andre Druckfehler berichtigen sich von selbst. Die Ausgabe zeigt ein sehr würdiges Gewand.

Halle. Berthold Wiese.

T. Navarro Tomás, Manual de pronunciación española [Centro de Estudios Históricos]. Madrid, 1918. 235 p.

Das vorliegende Lehrbuch von T. Navarro Tomás soll in kurzer und einfacher Weise (breve y sencillamente) die Aussprache des Spanischen beschreiben und nichts weiter als ein praktischer Wegweiser für Lehrende und Lernende sein. Kürze und Einfachheit sind es auch, die den Ausführungen des Madrider Phonetikers ihren Wert geben, den wir deshalb besonders hoch einschätzen müssen, weil die Etudes de phonétique espagnole von F.-M. Josselyn und die Phonétique castillane von M. A. Colton gerade in dieser Hinsicht außerordentlich zu wünschen übriglassen. Wer z. B. im Buche von Colton die Abschnitte über den Vokalismus oder die 'accents' durchzuarbeiten oder wer sich durch das Wirrsal der Josselynschen Ausführungen hindurchzufinden hatte, der wird erleichtert aufatmen, wenn er das Buch von Navarro aufschlägt. Eine geradezu mathematische Exaktheit

in der Darstellung und Übersichtlichkeit in der Anordnung zeichnen das Manual des spanischen Gelehrten aus.

Mit Recht beklagte sich Zauner (LblGRPh, 1913, p. 238—9) über die Verworrenheit der Terminologie bei Colton. Das Kapitel 'Nociones de fonética general', das Navarro den Einzelausführungen voranstellt und das in präziser Formulierung eine Erklärung all der phonetischen Grundbegriffe enthält, die in den folgenden Abschnitten angewandt werden, beugt allen Mißverständnissen vor und behebt jeglichen Zweifel über die Interpretation der folgenden Ausführungen. Knapp, aber klar und bestimmt wird in diesem einleitenden Kapitel z. B. das Wesen der Affrikata, die Bedeutung des Anglitts (tension) und Abglitts (détente), die Natur von Tonhöhe, Dauer und Druck auseinandergesetzt und eine kurze Erklärung für die schwierigen Begriffe Klangfarbe, Schallfülle und Silbe versucht. Schon aus diesem einleitenden Abschnitt ersieht der Leser, daß es bei der 'Aussprache' nicht allein auf die Wiedergabe des *Einzel*lautes ankomme, daß vielmehr dessen Einordnung in Laut*reihen* (grupos fonéticos) ein natürlich gegebenes und daher streng zu beobachtendes Moment ist. Navarro scheidet die Lautreihen in sílabas, grupos de intensidad, grupos tónicos und grupos fónicos, wobei die letzteren eine Lautreihe von Pause zu Pause bedeuten.[1]

Seinen Ausführungen legt der Verfasser die 'pronunciación castellana sin vulgarismos y culta sin afectación (p. 7) zugrunde, und ich möchte glauben, daß er damit gerade die rechte Mitte, die für ein praktisches Lehrbuch geboten ist, getroffen hat. Die Volkssprache Kastiliens weicht ja, wie wir aus der Volksdichtung und der volkstümlichen Prosa und auch auf Grund philologischer Forschung wissen (vgl. letzthin den schönen Aufsatz von García Diego, Dialectalismos in Rev. de fil. esp. III, 301—18), von der Sprache der gebildeten Klassen nicht unwesentlich ab, und auch die manierierte Aussprache mancher gebildeten Kreise (die z. B. in der affektierten Wiedergabe des Reibelauts [*d*] in Worten wie *verdad, virtud, cantado* zum Ausdruck kommt), kann nicht als Grundlage einer Druchschnittsaussprache angenommen werden. Ohne selbst Regeln über Richtigkeit und Unrichtigkeit aufstellen und damit der närrischen Tradition zahlreicher gebildeter Spanier folgen zu wollen, beschränkt sich N. darauf, auf Grund seiner Beobachtungen und Untersuchungen die tatsächlichen Verhältnisse zu beschreiben. Das schließt nicht aus, daß vergleichsweise provinzielle Eigenheiten zur Sprache kommen.

Nachdem Josselyn seinen Untersuchungen ausschließlich die experimentalphonetische Methode, Colton hingegen ebenso einseitig das deskriptive Verfahren zugrunde gelegt hat, hat N. den Weg beschritten, der allein, wie uns scheinen will, zu den umfassendsten Ergebnissen führen kann. Er hat die beiden Verfahren vereinigt, vielleicht, ohne daß dies in seinem Manual äußerlich zum Ausdruck käme, das experimentelle bevorzugt, und ist auf diese Weise zu Resultaten gelangt, die eine vorzügliche Gesamtorientierung gestatten.

Es lag im Charakter des Manuals, das ja in erster Linie ein praktisches Handbuch für den Unterricht sein soll, daß Diskussionen über strittige Fragen, wie sie Colton so maßlos ausdehnt, gänzlich ausgeschaltet sind. Daß damit die Aufgabe des Verfassers eine leichtere geworden sei, wird man nicht behaupten wollen. Im Gegenteil, in der fein abwägenden und zusammengedrängten Fassung liegt eine Leistung, die der Kritiker lobend

[1] Diese Definitionen wird weder der Sprachpädagoge noch der Phonetiker missen wollen. Für das Verständnis einzelner Kapitel sind sie geradezu unentbehrlich. Ich möchte deshalb dem Verfasser aus seinem Verfahren nicht wie G. Wacker, Neuere Sprachen XXVII, p. 457, einen Vorwurf machen.

anerkennen muß. Hinter mancher Formulierung steckt ein gut Stück praktischer und geistiger Arbeit. Und wenn es an manchen Stellen scheinen mag, als lasse der Verfasser der Interpretation seiner Ausführungen gar zu weiten Raum, als trete mitunter an Stelle der bestimmten Fassung eine unwillkommene vage Umschreibung, so mag dies zwar in einigen Fällen an der Mangelhaftigkeit unserer Orientierung liegen, deren ungezwungene Anerkenntnis dann nur zu billigen ist (§§ 102, 163), in anderen aber ist sie eine getreue Wiedergabe der tatsächlichen Verhältnisse. Es kann z. B. überraschen, daß die Ausdrücke 'aproximadamente', 'más o menos' ziemlich häufig (§§ 58, 72, 80, 82, 99, 111, 124 usf.) begegnen. Mit ihnen ist aber nichts anderes wiedergegeben als die Unstabilität, die die spanische Lautbildung in hohem Maße charakterisiert. Wie oft hat man sich nicht gefragt, durch welchen Laut man denn nun eigentlich am korrektesten das intervokale oder wortauslautende *d* wiedergeben solle. Solange man an der Auffassung festhält, das könne nur durch einen Laut geschehen, wird man keine befriedigende Antwort erteilen können. Man wird vielmehr den verschiedenen Spielarten des [đ], die vom ausgeprägten Reibelaut durch zahlreiche Zwischenstufen hindurch zur (volkstümlichen) Schwundstufe führen, Rechnung tragen müssen.

Man kann den Verfasser nur loben, daß er auf das typische Schwanken in diesen und anderen Fällen hinweist: *s* wird verschieden artikuliert, je nachdem es sich im Wortanlaut oder Wort- bez. Silbenauslaut befindet (§§ 73, 149, 108); *ch* wird i. allg. durch eine präpalatale Affrikata wiedergegeben, die nun nicht nur lokal oder individuell, sondern auch von ein und derselben Person, je nach der aufgewandten Expirationskraft, verschieden hervorgebracht wird (§ 119); auch [y], an dessen Stelle nicht selten die homorgane Affrikata tritt, erscheint in zahlreichen Varianten (§ 122); der velare stimmhafte Reibelaut wird je nach Lautnachbarschaft, Redetempo und Expirationsstärke mit verschieden starken Reibungen hervorgebracht (§ 129); das gleiche gilt von den entsprechenden bilabialen und dentalen Reibelauten, von [b] (§§ 82, 85) und [đ]. Zahlreiche Varianten weisen auch die schwachbetonten Vokale auf (§§ 44, 54, 59); auch diese Variierung ist von den angedeuteten Faktoren abhängig, wie auch die Art der Verbindung zweier Vokale stark von ihnen bedingt ist (§ 137).

Die Lautvariierung, die wir in der Aussprache der gebildeten Kastilier beobachten können (und der der Ausländer bei Wiedergabe spanischer Lautreihen entschieden Rechnung tragen muß), ist nun aber nicht allein für den Phonetiker, sondern auch für den Lauthistoriker von größter Bedeutung. Zeigt sie uns doch, daß in der Sprache der Gebildeten Entwicklungstendenzen im Keime vorhanden sind, die in der Volkssprache und in den Mundarten zu stärkerer Auswirkung gekommen sind und die sich da in bemerkenswerten Lautwandlungen äußern. Wenn heutzutage beispielsweise im Andalusischen und Extremeñischen *-d-* in der Verbalendung *-ado* gänzlich geschwunden ist, so kann dieses Extrem nur über die Zwischenstufen erreicht sein, die noch jetzt im offiziellen Kastilisch gesprochen werden; die südlichen und (z. T.) westlichen Mundarten sind in dieser Beziehung rascher fortgeschritten als das zentrale Reichsidiom, das noch mitten in seiner Entwicklung steht. — Das gleiche gilt von der Veränderung, die anlautendes [y-] durchmacht; auch hier zeigt sich die Entwicklungstendenz, die in volkssprachlichen Veränderungen zu [đ-] (vgl. Verf., Westspan. Mdten. §§ 42, 65) oder [gi-] (vgl. [giel] = *hiel*, [gierro] = *hierro*, [gieso] = *yeso*), d. h. in Verschlußbildung ihren vorläufigen Abschluß findet, im normalen Kastilisch in einer mehr oder weniger starken Verengung des Zungenabstandes vom Gaumendach eben erst an, wenngleich sie auch da unter besonderen Bedingungen, z. B. bei emphatischer Rede, bis zu einer Verschlußbildung gesteigert werden kann. — Der in der Volks-

sprache der verschiedensten spanischsprechenden Länder (des Festlandes wie des Überseegebietes) vollendete Schwund von [-g-] in intervokaler Stellung (insbesondere vor Velarvokal, vgl. Verf., a. a. O. § 256) ist durch die Verminderung der Reibung im offiziellen Spanisch (Manual § 129) vorbereitet. — Auch in der gelegentlichen Lockerung der Lippenenge bei kast. [-b-] (§ 82) darf man den ersten Ansatz zu einer Entwicklung sehen, die in spanischen Mundarten viel weiter fortgeschritten ist und dort nicht selten im Schwund des ursprünglichen Reibelauts ihren Abschluß gefunden hat (vgl. Westsp. Mdten. §§ 259, 260: *uva* > extremeñ. [úa], *pavus* > [páu], *no veo* > mexik. *no eo, trabajo* > mexik. *traajo*). — Die Ansätze zu der bekannten Entwicklung, die silbenauslautendes *s* in Südspanien (im Zusammenhang mit Extremadura) wie in den meisten spanisch-amerikanischen Ländern durchmacht (*es/pejo* > [e(s)pého] > [ehpého] > [ehpého] > [epého]), sind im Kastilischen nachweisbar. Die Lockerung der Engenbildung, die Erschlaffung der Muskeltätigkeit bei silbenschließendem *s* (*pes/ca, es/pejo*) oder gar bei *-s* im absoluten Auslaut (vor Pause *francés* //; *llamabas* //) sind, wenn auch in weit geringerem Maße als in den Mundarten in der Aussprache der gebildeten Schichten Kastiliens festzustellen.

Lautliche Verschiebungen, die wir heute am offiziellen Idiom zu beobachten Gelegenheit haben, weisen uns also in vielen Fällen den Weg, den die Mundarten gegangen sind.

Wie lange die Kräfte, die zu der angedeuteten Lautvariierung im offiziellen Idiom führen, wirksam sind, müssen uns die schriftlichen Zeugnisse früherer Jahrhunderte lehren. Daß die genannten Veränderungen, wenigstens vereinzelt und in ihren Anfängen, weit zurückreichen, kann uns das Beispiel des silbenauslautenden *s* lehren. Schon im Cantar de Myo Cid begegnen wir einem Schwund des *s* in Formeln wie *mandadno'los, no'lo, en braço'las prendia, todo'los, toda'las* (Menéndez Pidal, Cantar de Myo Cid I, § 48—49; auch García Diego, Gram. hist. cast. 1914, § 60). Begreiflich wird er uns nur, wenn wir schon für die älteste Zeit eine Tendenz zur Abschwächung des silbenschließenden *s* annehmen.

Was von der Abschwächung des *s* im Silbenauslaut gesagt ist, daß gilt, in stärkerem oder schwächerem Maße, von [n], [r], [l], [đ], insbesondere, wenn diese vor Pausa stehen. Wiederum liegen die Keime der Entwicklung, die diese Laute in der kastil. Volkssprache und in den Mundarten durchgemacht haben oder durchmachen, noch heute unausgereift in der kastilischen Normalsprache. Denn wenn dort [-n] // (§ 111), [-r] // (§ 116), [-l] // (§ 113), [-đ] // (§ 104) Ansätze zur Desonorisierung und überhaupt zur Abschwächung zeigen ('La *l* final ante pausa, del mismo modo que la *n* en esta posición, suele articularse perezozamente, cesando las vibraciones laringeas y la presión del aire espirado antes de que la lengua se separe de los alvéolos'), so ist diese Veränderung nichts anderes als der Anfang des Prozesses, der z. B. in den süd- und westspanischen Mundarten mit der Tilgung der betreffenden Konsonanten (vgl. *sal* > andalus., extrem., kolumb. usw. [sa], *sol* > [so]; *mujer* > [muhé], *peor* > [pẹó]; volksspan. [ƀerđá], [usté], [mađri] zu Ende geführt ist. Und auch die Abschwächung von silbenauslautendem *r, l, n*, die sich in der Normalsprache anzeigt (vgl. Navarros Zusammenfassung § 149), ist in Mundarten weiter fortgeschritten (vgl. Rez., Westsp. Mdten., § 377 ff.: [-rn-] > extrem. [-r̥n-] > [-(r̥)n-] > [-n̥n-]; *puerta* > [pwé(i)ta]; *falso* > [fásu] usf.).

Man darf nur wünschen, daß Navarro, der in der Revista de filología española[1]

---

[1] Siete vocales españolas (Rev. de fil. esp. III, 51—62); Las vibraciones de la rr española (ib. p. 166—8); Cantidad de las vocales acentuadas (ib.

und in den Estudis Fonètics[1] schon so wichtige Aufschlüsse über Probleme der spanischen Phonetik und damit der spanischen Lautentwicklung gegeben hat, auch die Frage der silbenschließenden Konsonanten, die, wie man sieht, für die Entwicklung der spanischen Mundarten von höchster Bedeutung ist, eingehend würdige, damit wir über die spanischen Verhältnisse so klare Aufschlüsse erhalten, wie sie Rousselot (Modifications phon. du langage. Rev. des patois gallo-romans V, 281, 297) und Bruneau (Et. phon. des patois d'Ardenne 1913, p. 360 ff.) über die Konsonantenreduktion in der Charente und in den Ardennenmundarten gegeben haben und die Erscheinung in ihrer Gesamtheit wie in ihren Einzelheiten begreifen. Wir werden damit zu gleicher Zeit einen willkommenen Beitrag zur Klärung des Verhältnisses der Schriftsprache zu den (südlichen) Mundarten erhalten.

Soviel ich sehe, liegt diese bedeutsame Frage noch ziemlich im Dunkeln.[2] Noch wissen wir nicht, wie weit und in welchem Umfange die Züge, die wir als eigentlich südspanisch[3] (man hat sich öfters des Ausdrucks 'andalusisch' pars pro toto bedient) ansprechen, in das Zentralspanische hineinreichen,[4] ob wir allmählich von diesem in jenes hinübergleiten oder ob wir irgendwo eine Zone finden, in der sich die, wie wir kurz angedeutet haben, in zahlreichen Entwicklungstendenzen gleichen, aber in ihrem heutigen Ausdruck doch verschiedenen Idiome voneinander absetzen. Wann hat sich der zwischen Süd- und Zentralspanisch doch heute zweifelsohne bestehende Gegensatz herausgebildet? Das sind Fragen, die von eminenter Bedeutung für die Sprachgeschichte der Iberischen Halbinsel sind, die wir aber erst lösen können, wenn die erforderlichen sprachgeographischen Untersuchungen durchgeführt sind. Fast scheint es, als ob eine subtile Betrachtung der lautlichen Verhältnisse von besonderer Bedeutung für die Klärung der Probleme sei.

Die Darstellung, die Navarro von der Artikulation der Einzellaute gibt, beruht auf sorgfältiger und umfangreicher Beobachtung. Die experimentellen Untersuchungen, die der Verfasser im phonetischen Laboratorium des Centro de Estudios Históricos angestellt hat, sind, soweit wie irgend mit der Natur des Handbuchs vereinbar, verwertet. Da und dort erkennt man, wie gerade auf Grund der Experimente neue

---

p. 387—408); Cantidad de las vocales inacentuadas (ib. IV, 371—88); Diferencias de duración entre las consonantes españolas (ib. V, 367—93).

[1] Sobre la articulación de la l castellana. Estudis Fonètics (Barcelona) I, 265—75.

[2] Über die Entstehung der nordspanischen (aragonesisch, leonesisch) vgl. die Ausführungen von Menéndez Pidal in der Rev. de fil. esp. III (1916), 77 ff.

[3] Man darf, wie ich durch meine 'Studien zur Lautgeschichte westspanischer Mdten.' gezeigt zu haben glaube, das Extremeñische ohne weiteres in das Südspanische (als Sprache gedacht) einbeziehen. Die Provinz Salamanca hat ebenso in beträchtlichem Maße südspanische Züge, wenngleich dort auch schon Erscheinungen auftreten, die, soweit ich unterrichtet bin, nach dem Nordwesten, zunächst dem anschließenden Zamora, weisen (z. B. *arbole, trebole; rede, parede*). Die sonst ganz brauchbare Materialsammlung von Lamano y Beneite El dialecto vulgar salmantino (1915) läßt gerade eine geographische Bestimmung von Laut, Form und Wort vermissen (vgl. ASNSL XXXVII, p. 263—4).

[4] Recht wertvoll sind die Mitteilungen, die García Diego in seinem Aufsatz 'Dialectalismos' (Rev. de fil. esp. III, 1916, p. 301—18) über das Vorkommen nord- und westspanischer Spracheigentümlichkeiten im Zentralspanischen macht. Aber auch sie gestatten uns nicht, Zusammenhänge herzustellen oder Grenzen zu ziehen.

Ergebnisse erzielt werden. Das gilt insbesondere von der Natur des *r*, das Navarro Rev. fil. esp. III, 166—8 behandelt hat[1], der silbenschließenden Konsonanten *-n* (§ 111), *-l* (§ 113) [s. o.] und anderem. Übrigens sind zur Veranschaulichung Gaumenabdrücke und Artikulationsquerschnitte dem Text beigegeben.

Von den Konsonanten machen zweifellos [s] und die präpalatalen Affrikaten am meisten Schwierigkeiten. Colton hatte sich mit recht vagen und kurzen Andeutungen begnügt. An deren Stelle setzt Navarro scharfe Formulierungen. Der auffällige akustische Eindruck, den das spanische [s] hervorruft und die Veränderungen, die mit seiner eigenartigen Artikulation verbunden sind ([s] > [š])[2], haben dem Laut moriskische und iberische Provenienz eingetragen (vgl. zuletzt Saroïhandy, Rev. fil. esp. IV (1917), 26 A.). Solange wir aber über Art und Verbreitung der offenbar zahlreichen *s*-Typen auf der Iberischen Halbinsel (vgl. Westsp. Mundarten §§ 42, 215 ff., 364; und jetzt Navarro) nicht einwandfrei unterrichtet sind, bleiben solche Theorien undiskutierbar. Unter solchen Umständen ist uns die klare Beschreibung, die Navarro § 108 vom kastilischen [s] gibt, besonders willkommen. Das gleiche gilt von den Beobachtungen über die Artikulation der präpalatalen Affrikaten. Bemerkenswert ist, daß sich auch im kastilischen [l] eine velare Nuancierung,[3] die auch akustisch wahrnehmbar ist, beobachten läßt, wenn auch der velare Charakter des Laterals längst nicht so deutlich wie etwa im Katalanischen oder Portugiesischen hervortritt.

Im Vokalismus macht N. sehr feine Unterschiede, die aber immerhin von gut geübten Ohren erfaßt werden können. *i* stellt sich z. B. in fünf oder gar mehr Etappen dar: *i* abierta (*silba*); *i* relajada (*avisar*); *i* cerrada (*vida*); *i* semivocal (*baile*); *i* semiconsonante (*piedra*), das im Anlaut zum ausgesprochenen Reibelaut (*la hiedra*) oder gar zur präpalatalen Affrikata (*con hierro*) werden kann. Analoge Unterschiede werden für *u* gemacht: *junta, indudable, cura, causa, hueso* [w-] (> [gw-] und [bw]). Für *e* und *o* werden je drei Laute angesetzt: *e* cerrada ('algo menos cerrada que la *e* en fr. chanté, al. fehlen'), z. B. *compré*; *e* abierta ('aproximadamente como la e en fr. perte, ingl. let, al. fett'), z. B. *guerra, ley; e* relajada, z. B. *humedo*. Bei *a* wird neben einer '*a* media' (wie frz. part, dtsch was), der gebräuchlichsten Stufe, ein leicht palatales *a* (vor *ch, ll, ñ, y*), ein ausgesprochen velares [a] (vor [x], [g], [o], [u] und in emphatischen Worten (z. B. [mą̇dre!]) und ein abgeschwächtes [ɐ], z. B. *agua* notiert. Das Wirken der Metaphonie, auf die Colton sein ganzes Vokalsystem aufgebaut hatte, hält N. für unerheblich.[4]

Auf die Darstellung der Artikulation der Vokale und Konsonanten (p. 31—114) folgen die Abschnitte 'Los sonidos agrupados', 'Intensidad', 'Cantidad', 'Entonación' (p. 115—188). Aus der räumlichen Verteilung ergibt sich schon, daß N. großen Wert auf die Darstellungen derjenigen Elemente der Lautlehre gelegt hat, die gemeinhin nur kurz berührt zu werden pflegen. Dieser zweite Teil des Manual stellt, wenn auch der erste viel

---

[1] Neuerdings auch von G. Raig, Sobre la rr castellana i catalana. La Paraula I, 157—63, und O. G. Russell, The Pronunciation of Spanish *r* in Mod. Lang. Journal 1919 p. 174—84 behandelt.

[2] Vgl. hierzu ASNSL XL, 161—162.

[3] Vgl. Westspan. Mundarten § 42. Navarro hat die Frage in einem Aufsatz 'Sobre la articulación de la l castellana' Estudis Fonètics (Barcelona) I, 265—75 behandelt.

[4] Vgl. zu der Coltonschen Theorie: Luquiens, Rom. Rev. II (1911), 466—7; Tallgren, Bull. hisp. XVI (1914), 225—38; Zauner, LblGRPh 1913, p. 236 ff.; Castro, Rev. de fil. esp. I, 100; Rambeau, Neuere Sprachen XXI, 402 ff.

neues, berichtigendes, ergänzendes und anregendes Material enthält, die eigentlich originale Leistung N.s dar. Hier treten als charakteristische Zeichen seiner Arbeitsweise Breite in der Beobachtung, Kunst in der Erfassung des Charakteristischen und Geschick in der Kombination des Gegebenen vorteilhaft hervor. Was in diesen Kapiteln gesagt ist, ist dann auch, von einzelnen Teilen im Abschnitt 'Los sonidos agrupados' und 'Intensidad' abgesehen, ganz neu. Auf Grund seiner experimentellen Erhebungen gelingt es N., zu objektiven Ergebnissen zu kommen, um die sich sein Vorgänger Colton vergeblich gemüht hatte.[1] Der 'enlace de los sonidos' (Lautverbindung) innerhalb einer Expirationsgruppe ist von verschiedenen Gesichtspunkten aus bemerkenswert: er erklärt uns zu einem großen Teil lautliche Veränderungen, denen wir, ohne der Lautverbindung Rechnung zu tragen, ratlos gegenüberstehen würden: zahlreiche Erscheinungen der spanischen Lautgechichte werden uns begreiflich, wenn wir diesen Faktor recht zu würdigen verstehen.[2] Und auch vom prosodischen Gesichtspunkt aus kommt der 'Lautverbindung', insbesondere der Vereinigung der Vokale, eine große Bedeutung zu. In dieser Beziehung macht N. auf solide Beobachtung gestützte Angaben, die nicht allein für die Beurteilung der modernen Verskunst wichtig, sondern auch grundsätzlich für das Studium der Metrik verflossener Jahrhunderte von Bedeutung sind und die deshalb bei der Beurteilung der komplizierten Verhältnisse der Vokalverknüpfung in der älteren spanischen Prosodie beachtet zu werden verdienen. Von einer Erleuchtung der heute einwandfrei zu beobachtenden Verhältnisse wird mitunter Licht auf metrische Erscheinungen früherer Jahrhunderte fallen, deren Wesen wir bisher vielleicht nicht vollständig erfaßt oder gewürdigt haben.

In dem Kapitel 'Enlace de consonantes' werden übersichtlich die bei dem Zusammentritt von Konsonanten zu beobachtenden Momente, die Silbentrennung sowie Wesen und Umfang der Assimilationserscheinungen erläutert. Beachtenswert ist die starke Abhängigkeit der Artikulationsstelle der Dentale *t*, *d* und der Alveolare *n*, *l* von der Artikulationsstelle der auf sie folgenden bez. der ihnen vorausgehenden Konsonanten. N. führt nicht weniger als acht lediglich durch die Artikulationsstelle verschiedene Typen von nasalen Verschlußlauten auf: *en paz* (bilabial), *conmigo* (bilabial-alveolar: doppelter Verschluß), *conforme* (labiodental),[3] *onza* (interdental),

[1] Vgl. Rambeau, Neuere Sprachen XXI, 405 ff.

[2] Schon oben ist auf die Veränderung der silbenauslautenden Konsonanten im Kastilischen und in den span. Mundarten hingewiesen (es/pejo w. s. f.), die wir nur unter Berücksichtigung der spanischen Lautverknüpfung bez. -trennung verstehen können. — Zahlreiche Veränderungen im asp. Vokalismus werden uns durch ein eindringendes Studium der neuspanischen Verhältnisse begreiflich. Eine subtile Beobachtung und scharfe Erfassung des modernen Lautstandes gibt uns nicht selten den Schlüssel für das Verständnis längst abgelaufener Wandlungen in Mundart oder Schriftsprache.

[3] Die Korrekturen, die G. Wacker, Neuere Sprachen XXVII, p. 461—2, an der Erklärung dieses Lautes durch N. vornimmt, sind ebenso unberechtigt wie die meisten anderen Ausstellungen der Rez.* In diesem Falle sind sie um so bedauerlicher, als die Rez. von der unbegreiflichen Auffassung ausgeht, daß ein nasaler Konsonant ohne Mundverschluß nicht zu denken sei (p. 462 A.) und, von diesem Gedanken beherrscht, die einfache Tatsachenfeststellung N.s vollständig mißdeutet. — Über Entstehung und Wesen des Lautes, der z. B. in *confuso, infierno* begegnet, ist Folgendes zu sagen: ebenso wie ein auf *n* folgendes [p] oder [b] die Artikulationsstelle des Nasals von den Alveolen zu den Lippen zieht ([np] > [mp], [nb] >

conde (dental), *enlace, noche* (Normalstufe: alveolar), *ancho* (palatal), *nunca* (velar); das normalerweise alveolar artikulierte *l* [*olvido, lana*] nimmt eine interdentale [*calzado*], dentale [*altura*] und palatale [*colchón*] Artikulationsstelle an; dentales *t* übernimmt von vorausgehendem [p] interdentale Artikulationsstelle (*hazte acá*).

In dem Kapitel über die 'Intensidad' (p. 137—50) geht N. vor allem auf die durch die historische Entwicklung der spanischen Sprache gegebene Akzentuierung der Worte ein, faßt sich aber über den Satzakzent — im Gegensatz zu Colton, der dieser Frage einen weiteren Raum widmet, ohne allerdings zu wesentlichen Ergebnissen zu gelangen — ziemlich kurz, wie dies ja bei dem heutigen Stande der Untersuchungen über Intensität in Lautgruppen nicht anders zu erwarten ist.

Um so inhaltsreicher und anregender ist der Abschnitt über die Quantität (p. 151—159). Unter Anwendung des experimentellen Verfahrens ist N. zu wertvollen Ergebnissen gelangt. In der Rev. de fil. esp. III—V hat er eingehend die Quantität der Vokale und Konsonanten untersucht. Wenngleich schon Storm, dem die spanische Phonetik überhaupt sehr feine Beobachtungen verdankt, das Grundgesetz aufgestellt hatte, daß der betonte Vokal im Spanischen i. allg. kurz ist, so fehlte doch bisher eine exakte Begründung dieses Satzes, um so mehr, als neuerdings Zweifel an der

---

[mb]), attrahiert auch [f] in seiner Eigenschaft als L a b i o(dental) die Artikulationsstelle des [n] an die L i p p e n. Während nun aber vor folgendem b i l a b i a l e n [p] und b i l a b i a l e n [b] auch der Nasal bilabial gesprochen wird, wird er vor folgendem labio d e n t a l e n [f] entsprechend labiodental. Das scheint mir rein lautphysiologisch betrachtet voll verständlich, und ich sehe deshalb keinen Grund, an Stelle des von N. beobachteten Lautes willkürlich einen andern 'anzunehmen'.

* P. 462 hält es die Rez. für ungenau, wenn N. das [ŷ] als stimmhafte Entsprechung des [č] hinstellt und die Verschiedenheit der Artikulationsstelle unberücksichtigt läßt. Dabei hat N. nachdrücklich (§ 121) den Unterschied der beiden Laute unter besonderem Hinweis auf die Artikulationsstelle gekennzeichnet. — Ferner vermißt die Rez. eine genaue Scheidung des Halbkonsonanten [j] vom Reibelaut [y], 'an die zu glauben einem schwer fällt'. Den Unterschied hat N. § 48 dargelegt, und Glauben spielt in phoneticis keine Rolle. Die meisten Phonetiker und Dialektologen haben sich von der Existenz des [j], das, wie N. bemerkt, zwischen [i] und [y] steht, überzeugen müssen (vgl. meine 'Westspan. Mundarten' § 58). Wenn N. weiter für *i* in span. *piedra, rabia* u. s. f. zum Vergleich *i* in frz. *pied, bien, action* heranzieht (§ 48), so möchte ich ihm, nachdem ich gelesen habe, was berufene Phonetiker über diesen Laut im Französischen sagen, daraus keinen Vorwurf machen: 'Il est certain, au reste, que le *y* en diphtongue loin de se confondre avec le *j* allemand [wo bekanntlich die Engenbildung besonders stark ist], diffère même de notre *y* dans ⟨*ayons, voyez*⟩' (Rousselot, Rev. de phonétique III, 79), und dies um so weniger als Stimmlosigkeit des betreffenden *i*, das von N. übrigens gar nicht als 'Halb v o k a l' (W. p. 460 A. 5) angesprochen, sondern mit dem *i* semiconsonante verglichen wird, nach Stimmlosen im Französischen keinesfalls allgemein ist (vgl. Rev. de phon. II, 273; III, 80—82). — Die Tendenz zu velarer Aussprache des silben- und wortauslautenden *l* scheint der Rez. (p. 460 A. 4) 'in der Luft zu liegen'. Ich finde sie § 113 des Manuals schriftlich fixiert: 'final de sílaba o de palabra, y sobre todo en posición acentuada, *l* se hace ligeramente concava'. — Überraschend ist, daß Rez. 'in bezug auf die Laute [d] (z. B. in *escudo)* und [ɣ] (z. B. in *juzgar*) vergeblich nach genauen Erklärungen der Notwendigkeit ihres Nebeneinanders sucht'. Der Unterschied der beiden Laute ist nach meinem Dafürhalten durch ihre Definitionen in

Richtigkeit von Storms Behauptung laut wurden.[1] N. zeigt nun, daß die Auffassung Storms in der Tat zutrifft, da der betonte Vokal im Spanischen, wenn man ihn an den betonten Vokalen im Französischen, Englischen und Deutschen mißt, keineswegs die Dauer hat wie etwa ein langer betonter Vokal in diesen Sprachen. Der spanische Tonvokal hat aber darum keineswegs immer die gleiche Quantiät, wie Storm anzunehmen geneigt war. Vielmehr ist diese, wie N. nachweist, nicht unwesentlich von der Zahl der auf den Tonvokal folgenden Silben und der Natur des folgenden Konsonanten abhängig, und auch die Quantität der verschiedenen Vokale ist unter gleichen Voraussetzungen nicht absolut identisch.

Sehr bemerkenswert sind die durch statistisches Material ergänzten Ausführungen über die Quantität der nebentonigen, insbesondere der Auslautvokale. Was Storm auf Grund seiner Gehörseindrücke über die Dauer der spanischen Auslautvokale in seinem Aufsatz über die 'Romanische Quantität' gesagt hatte, das wird durch N.s Meßverfahren endgültig erwiesen: der Auslautvokal ist an Dauer dem vorausgehenden Tonvokal zum mindesten gleich, in vielen Fällen sogar quantitativ überlegen.[2] Der Lauthistoriker wird sich angesichts dieser überraschenden Beobachtung fragen, ob nicht die lange Dauer der Auslautvokale auch für die frühere Zeit anzusetzen und in ihr das Moment zu suchen ist, das (wie im Italienischen, wo die gleichen Voraussetzungen zutreffen) die Erhaltung der auslautenden Vokale in weitestem Umfange bedingt hat.

Über die Intonation des Spanischen lagen bisher nur einige allgemeine Charakteristiken, die wegen ihrer Unbestimmtheit wissenschaftlich und praktisch nicht verwertbar waren, und einige mehr zufällig gesammelte Beobachtungen zum Tonfall in der Frage (von Waiblinger, Arch. f. ges. Psych. XXXII) vor. N. hat zum erstenmal die spanische Tonhöhe systematisch auf breiter, solider Basis untersucht und einen wesentlichen Fortschritt in der Erkenntnis dieses bisher so arg vernachlässigten Zweiges der spanischen Phonetik erzielt. Langwierige Beobachtungen und umfangreiche Experimente bilden die Grundlage für die schönen Ausführungen, die N. in dem Kapitel 'Entonación' (p. 161—87) dem Tonfall in der einfachen Aussage, in dem durch einen erklärenden Zusatz beschwerten Satz, in der durch eine Parenthese erweiterten Rede, in dem von einer

---

§§ 93 und 102 Anfang (den Rez. übersehen zu haben scheint) hinreichend gekennzeichnet. Empfehlenswert wäre es allerdings, an Stelle der Transkription [z̩], da der Laut ja nichts mit einem interdentalen stimmhaften *s* zu tun hat, ein anderes Zeichen zu verwenden, wohl auch gegenüber der tensión muscular débil des [đ] eine tensión muscular fuerte des [z̩] hervorzuheben. — Daß N. die Artikulationsstellenverschiebungen von Konsonanten infolge von Angleichung an andere — z. B. *hazte* > [aþṭe] (ṭ interdental!), *colchón* [kọ̯l̆čón] (l̆ präpalatal!) u. s. f. — in der Schrift zum Ausdruck bringt, hält die Rez. nicht für vorbildlich. Sie meint sogar, daß selbst Dialektologen auf die Notierungen solcher 'selbstverständlichen' Erscheinungen verzichten sollten. Jeder Mundartenforscher, der einige Erfahrung besitzt, und der weiß, wie wesentlich solche scheinbar unwesentlichen Notierungen bei der Bearbeitung des Materials zur Erklärung dieses oder jenes entwicklungsgeschichtlichen Vorganges werden können, wird eine solche Auffassung ablehnen müssen. — Das Kapitel über die 'intensidad' scheint Rez. nur flüchtig gelesen zu haben.

[1] Colton. Vgl. aber schon die Entgegnung von Rambeau, Neuere Sprachen XXI, 405—6.

[2] Vgl. die analoge Beobachtung am Auslautvokal *-o* (*-u*) im Aragonesischen von P. Barnils, Butll. de dial. cat. IV (1916), 12—13.

Unterordnung beschwerten Satzgefüge, in der Aufzählung, in der Frage, im Ausruf und im Befehlssatz widmet. Durch Hervorkehrung des Wichtigen und Verknüpfung des wesentlich Zusammengehörigen gelingt es dem Verf., ein übersichtliches Bild von den komplizierten Verhältnissen der spanischen Intonation zu entwerfen.

Um seine theoretischen Ausführungen praktisch nutzbar zu machen, fügt N., dem Beispiel M. Grammonts[1] folgend, Leseproben bei, die aus den Werken bekannter spanischer Schriftsteller in der Weise ausgewählt sind, daß sie als Übungsstücke zu den in den einzelnen Kapiteln gebotenen Ausführungen dienen können, phonetische Lektüretexte, an denen man z. B. die verschiedenen Arten des *i* oder des *e* oder des *a*, die Artikulation der verschiedenen Konsonanten, die Erscheinung der Lautverknüpfung, die Druckstärke, die Tonhöhe u. s. f. studieren und erlernen kann. Der letzte Abschnitt des Buches (p. 189—203) enthält die phonetische Umschrift eines Stückes aus Blasco Ibañez mit erklärenden Fußnoten.

Der Eindruck, den man von der Lektüre des Manuals von Navarro Tomás erhält, ist dem, mit dem uns Coltons Buch entläßt, gerade entgegengesetzt. Hier das Gefühl der Unsicherheit, der Verwirrung, des Unbefriedigtseins, dort die Überzeugung, daß man auf sicheren, festen Boden gestellt ist. Nicht, als ob nun alle Fragen, die uns die spanische Phonetik aufgibt, endgültig beantwortet seien. N. deutet öfter selbst die Probleme an, die der Lösung harren. Dafür aber, daß auch für sie eine Vorarbeit geleistet ist, dürfen wir dem Madrider Gelehrten dankbar sein. Der Phonetiker und der Lauthistoriker werden aus N.s Buch viel Neues, an Erkenntnissen und Anregungen, entnehmen, und in der Praxis wird das Manual vortreffliche Dienste leisten.[2]

An Einzelheiten, die von allgemeinem Interesse sein dürften, sei folgendes hinzugefügt: Zur Interpretation des *-n*, das nach N., p. 86, zur Stimmlosigkeit neigt, gebe ich anheim, die Bemerkungen Grammonts, RLR 56, p. 486, zu prüfen. — *-n* > [-ŋ] (p. 86) als dialektischen Einfluß zu deuten, liegt kein Anlaß vor. Vgl. dieselbe Erscheinung z. B. in der Gascogne (Ann. du Midi VII, 337). — Die Auslautvokale *-a*, *-e*, *-o*, werden durch verschiedene Lautzeichen wiedergegeben. In den Beispielsammlungen, wo die Worte aus dem Zusammenhang herausgenommen erscheinen, empfiehlt es sich, ein einheitliches Schriftzeichen zu verwenden. — Die Erklärung der Akzentverschiebung bei dem Zusammentritt zweier Vokale in Fällen wie *período* > [perjóðo], *cardíaco* > [karðyáko] (vgl. *filíolu* > *filiólu*!) durch die größere 'Schallfülle' des offenen Vokals gegenüber dem geschlosseneren (§ 144) ist nach Grammonts Ausführungen (RLR LV, 589) unhaltbar. Zu den Beispielen wären auch die entsprechenden Veränderungen in der Vortonsilbe (*ciudad* > [þjuðað], *violencia* > [bjolénþja] zu stellen. — Daß die stimmhaften Konsonanten generell besser vernehmbar seien als die stimmlosen (§ 25), will mir nicht einleuchten. Wir rufen jemand mit [s], nicht [z]. — Ich fürchte, daß die Bezeichnung tensión = frz. tenue (§ 14) in philologischen Arbeiten zu Mißverständnissen Anlaß geben kann. — Im cuadro de las consonantes españolas fehlt [b̥] (§ 83). — Ist die Transkription *obsceno* [o̥bs̥þéno] ([s̥þ]) richtig (§ 85)? — Bei der Beschreibung des [w] in *huevo* usw. (§ 68) sollte die Bedeutung der Lippentätigkeit (die die Deutschen gern vernachlässigen), stärker betont werden.

Hamburg. F. Krüger.

[1] Traité pratique de prononciation française. Paris, Delagrave, 1914. 231 p. 2,50 Frs.

[2] Besprechungen des Buches sind zu finden in: Lectura XIX, abr. 1919, p. 421—3 (aus 'El Sol'); Neophilologus V, 1 (Geers); La Paraula II, 44—45; Bull. Soc. Ling. de Paris XXI (1919), 269—70; Rass. IV, 148—50, Spanien 1920, 228—229.

Luigi Foscolo Benedetto, Le Origini di 'Salammbô'. Studio sul realismo storico di G. Flaubert. Pubblicazioni del R. Istituto di studi superiori pratici et di perfezionamento in Firenze, Sezione de filologia e filosofia — N. S. Vol. I. Firenze. R. Bemporad & Figlio, Editori, 1920.

Ein Buch von 351 Seiten über einen neueren Roman! Das ist etwas Neues. Quellenuntersuchungen pflegte man bisher eigentlich bloß bei älteren Texten, etwa beim Yvain, anzustellen. Ein Grund dafür ist nicht zu finden. So ist Benedettos Buch etwas Neues und zugleich eine sehr solide philologische Leistung. Er gibt zunächst eine *Introduzione*. Der erste Hauptteil heißt: *L'Eredità romanza* mit den Kapiteln: *Il racconto orientale, I ricordi dei viaggi, Gli antecedenti nell'opera flaubertiana, Gl'influssi contemporanei, Le tendenze romanze.* Also literarhistorische Arbeit, das Erfassen der Zusammenhänge mit Vorgängern und mit andern eigenen Werken. Dieser zweite Punkt ist der interessantere; gerade die Aufdeckung von Beziehungen zwischen der 'Tentation' und 'Salammbô' ist sehr wertvoll für die Erkenntnis des Werkes von Gustave Flaubert, für seine Einheit und Geschlossenheit, so daß man eigentlich kein Werk herausheben und für sich betrachten darf.

Der zweite Teil behandelt das *lavoro di ricostruzione* mit den Kapiteln *la città, la religione, lo stato, l'esercito, l'indole etnica.* Das ist reine Philologenarbeit geworden, Quellenforschung. B. ist auf dem Wege ein firmer 'Punist' geworden, es sind auch einige rein altertumskundliche Arbeiten dabei für ihn abgefallen. Dabei ist scheinbar diese ganze Arbeit unnötig oder verfrüht gewesen. B. weiß ja selber, cp. S. 16 f., daß Flaubert sein ganzes Material sorgfältig aufbewahrt hat, und daß es über kurz oder lang einmal veröffentlicht werden wird. Und das ist auch wünschenswert. B. wird im Übereifer pro domo ungerecht, wenn er anläßlich der vollständigen Ausgabe von Flauberts Material von *feticismi grossolani* spricht, S. 16. Trotzdem hat B. recht, sein Buch zu veröffentlichen. Eine vollständige Übersicht über das Material Flauberts ist natürlich wichtig, aber wichtiger ist die Frage: Was hat der Künstler mit dem Material angefangen, welche künstlerischen Absichten hat er bei der Sichtung des Materials verfolgt? Mindestens ebenso wichtig wie das, was Flaubert in den Quellen gefunden hat, ist das, was er n i c h t darin gefunden, sondern erfunden hat. So hat B. recht, wenn er sagt, daß die absolute Vollständigkeit des Nachweises der Quellen etwas relativ Irrelevantes ist. B. hat in minuziöser Kleinarbeit die beiden Quellen Flauberts, die direkten und indirekten, also die antike Überlieferung und die Flaubert zeitgenössische Forschung durchsucht, deren Scheidung oft nicht überzeugend durchgeführt werden kann. Es sind B. sicher auch Stellen entgangen. So eine, die mir beim Lesen zufällig einfiel: S. 312 sagt B.: *Il capo delle navi dice ad Amilcare di avere affondate tutte le navi straniere veleggianti oltre il capo Estrimone, perchè il segreto delle nuove vie non fosse scoperto. Ricordava, tra gli altri, lo Heeren: 'I Cartaginesi cercarono fino ai tempi della potenza romana di nascondere il loro commercio colle isole Cassiteridi'.* Bei dem Versenken der Schiffe hatte Flaubert sicher eine Strabostelle im Sinne, Buch 17, Kapitel 19: *Καρχηδονίους δὲ καταποντοῦν, εἴτις τῶν ξένων εἰς Σαρδὼ παραπλεύσειεν, ἢ ἐπὶ σήλαι.* Daß Flaubert Strabo benutzte, weist B. selber an vielen Stellen nach. B. hat diese Stelle eben übersehen.

Aber, wie gesagt, wichtiger als die Frage, woher Flauberts Material stammt, ist die, was er damit angefangen hat. Darüber spricht B. in den letzten zehn Seiten des Buches, der *Conclusione.* Salammbô ist nicht das geworden, was Flaubert erstrebte, und was auch wir erhofft haben. Das lag

an seiner Doppelstellung und Doppelbegabung als Gelehrter und Künstler. Flaubert fühlte sich auch als Gelehrter, er polemisierte als Gelehrter gegen ungünstige gelehrte Besprechungen. In manchem hat er die Wissenschaft gefördert, die moderne 'Punistik' setzt oft fort, was Flaubert schon gesehen hatte, wie B. zeigt. Aber das wissenschaftliche Studium sollte bloß den Anfang, die Basis geben. Die Umsetzung der Wissenschaft in Kunst ist Flaubert nicht durchweg gelungen. Er verliebte sich in die Quellen und konnte sich von manchem Material nicht trennen, wo dichterische Notwendigkeit einen Verzicht verlangt hätte. An vielen andern Stellen schaltet er als souveräner Künstler, er pfeift auf die Überlieferung, und wenn die Tatsachen widerstreben, sagt er wie Hegel gesagt haben soll: 'Um so schlimmer für die Tatsachen'. Aber so denkt er nicht immer. Am Widerstreit des Gelehrten und des Künstlers leidet das Buch als Kunstwerk. Es war eben nicht bloß Gelehrtenliebe, nicht bloß *bizzarria letteraria*, wie B. formuliert, was Flaubert an Karthago kettete. Es war psychologische Notwendigkeit. Karthago war ein Teil seines eigenen Ichs geworden. Und dieses leidende Ich finden wir in Salammbô ebenso wieder wie in Madame Bovary, der Tentation de St. Antoine und den Educations sentimentales. Der Hauptwert des Buches von B. liegt vielleicht darin, gezeigt zu haben, daß Flauberts Werke trotz aller gewollten *impassibilité* 'Bruchstücke einer großen Konfession' sind.

Jena. H. Gelzer.

Verzeichnis der eingelaufenen Druckschriften.

Allgemeines.

The American journal of pihlology. XL, 3, July—Sept. 1919 [Ch. Knapp, References to literature in Plautus and Terence. — E. A. Lease, The use and range of the future participle. — A. Ch. Johnson, Problems in Delphian chronology. — M. C. Waites, Satura rediviva. Reviews and book notices. Radin's The genetic relationship of the North American Indian languages. — Lalis Lietuviškos ir angliškos Kalbų žodynas. — Juskevič's Litovskij Slovarĭ. Wells' First supplement to a manual of the writings in Middle English 1050—1400].

Språk och stil. Tidskrift för nysvensk språkforskning. Uppsala 1919. XIX, 3—5 [B. Hesselmann, Ortografiska reformer i språkhistorik belysning. — E. Lundin, Behandlingen av infinitivmärket 'att' i nusvenskan (Fortsättes). — O. Gjerdman, Aktiva och passiva versifikatörer emellan II. — Smärre bidrag: 5. Th. Hjelmqvist, En rättelse till en dikt av Pontus Wikner. — 6. St. O. Nordberg, Ordet forfader. — 7. J. E. Hylén, Några moderna fraser]. XX, 1. o. 2 [N. Lindquist, Språkliga konsekvenser av Fichtes 'Jag'. — E. Lundin, Behandlingen av infinitivmärket 'att' i nusvenskan (Forts.). — J. E. Hylén, Adjektiv utan obestämt neutrum singularis. — Sverker Ek., Småverser i Agneta Norns lefverne. — R. G. Brg, 'Rabeners Bref-ställare'. Ett bidrag till 1700-talets vardragsstil. — F. de Brun, Ordet forfader ännu en gång].

Beiträge zur Sprach- und Völkerkunde. (Festschrift für Alfred Hillebrandt.) Halle, Waisenhaus, 1913. 187 S. M. 5 [R. Abicht, Ein Alexanderlied unter den russischen Bylinen. — W. Cohn, Das Amt des Admirals in Sizilien unter Kaiser Friedrich II. — H. H. Figulla, Parallelen babylonischer Überlieferungen im Sanskrit. — E. Hanisch, Zur Geschichte der Sárospataker altpolnischen Bibelhandschrift. — A. Hilka, Historia septem sapientum. — P. Klimek, Über das Gespräch des Sokrates mit dem jüngeren Perikles. — R. Kühnau, Die weiße Frau. — E. Lewy, Zur Frage der Sprachmischung. — H. Neckel, Ein Bruchstück aus Kālidāsas Kumārasambhava. — W. Neißer, Vedica. — L. Scherman, Der Geisterkult der buddhistischen Palaung in den hinterindischen Shanstaaten. — F. Slotty, Ein Beitrag zur Modussyntax der griechischen Dialekte. — Wolf von Unwerth, Namengebung und Wiedergeburtsglaube bei Nordgermanen und Lappen].

Mitteilungen des Vereins der Freunde des humanistischen Gymnasiums; hg. vom Vereinsvorstande. 19. Heft. Wien, Fromme, 1919. M. 4 [Bericht über die 14. ao. Vereinsversammlung am 27. Januar 1918. — Ein Homervortrag am 17. März 1918: Rezitation in griechischer Sprache von H. Fischl; einl. Worte von A. v. Scheindler. — Bericht über die XII. ordentliche Vereinsversammlung am 3. Juni 1919; Vortrag von R. Meister: Die Bildungswerte der Antike und ihr Verhältnis zum Kulturganzen der Gegenwart. — Vom ungarländischen Verein der Freunde des humanistischen Gymnasiums].

Otto, Ernst, Die Grundlegung der Sprachwissenschaft. Bielefeld, Velhagen, 1919. VII, 155 S.

Siewert, Gerhard, Waldbedeckung und Siedlungsdichte der Lüneburger Heide im Mittelalter. Diss. Berlin 1920. Hannover, Gersbach, 1920. 64 S.

Stern, Clara und William, Monographien über die seelische Entwicklung des Kindes. I: Die Kindersprache, eine psychologische und sprachtheoretische Untersuchung. Zweite, um ein Nachwort und eine Beobachtungsanleitung erweiterte Aufl. Leipzig, Bardt, 1920. XII, 430 S. M. 31,20; geb. M. 34,80. [Die Originalausgabe von 1907 ist vergriffen und wird hier durch einen anastatischen Neudruck ersetzt, der durch einige Zutaten etwas modernisiert ist. Das Buch verdiente solche Auferstehung. Es ist wohl die genaueste Beobachtung kindlicher Sprache in ihren äußeren Anfängen und seelischen Begleiterscheinungen. Besonders ist zu beherzigen, was S. 337 ff. über Urschöpfung von Wörtern durch Klangsymbolik gesagt wird, sowie die Andeutungen über erregte Rede als ursprüngliche Syntax, S. 193 ff.]

Graß, Joseph, Experimentalphonetische Untersuchungen über Vokaldauer, vorgenommen an einer ripuarischen Dorfmundart. Diss. Hamburg 1920. 39 S. [Zum ersten Male wird hier die Länge der Tonvokale innerhalb eines Dialektes im größeren Umfange maschinell gemessen. Obwohl dabei zwischen Zweigipfligkeit und Stimmdauer nicht geschieden wird, wie es Ehrentreich betr. der ne. Tonvokale tat, ergeben sich dennoch ähnliche Verhältnisse der Kürzung vor Suffix und vor gewissen Konsonanten. Wer nur experimentelle Phonetik ernstlich zu treiben versucht, wird auch mit einfachen Instrumenten manches Ersprießliche leisten.]

Otto, E., Was versteht man unter Stil? Was ist Stilistik? Leipzig, Quelle u. Meyer, 1914. 38 S.

Brie, Friedrich, Exotismus der Sinne. Eine Studie zur Psychologie der Romantik. (Sitzungsberichte der Heidelberger Akademie. Phil.-hist. Klasse 1920. 3. Abhandlung.) Heidelberg, Winter, 1920. 79 S. [1. Der *ennui* als Vorbedingung. Ursprung des Exotismus im Bedürfnis der Sinne. Abwendung von der Gegenwart und Flucht in die Sinnenwelt des Orients, der Antike und der narkotischen Visionen. Beziehungen zwischen den drei Welten. Exotismus nicht möglich in früheren naiven Zeitaltern. 2. Geringer Anteil Deutschlands an der Entwicklung des Exotismus. Heinses Kultus von Antike und Renaissance. 3. Exotismus innerhalb der englischen Romantik. Beckford, Coleridge, De Quincey, Wainewright, Poe. 4. Exotismus in der französischen Literatur. Unterschied zwischen französischem und englischem Exotismus. Die Anfänge noch innerhalb der Aufklärung: Stendhal. Die Romantik: Gautier, Flaubert, Le Poittevin, Gérard de Nerval, Bouilhet, Baudelaire, Soulary, Leconte de Lisle, Banville, Ménard. 5. Der spätere Exotismus in der englischen Literatur: Swinburne, Pater].

Motiv und Wort, Studien zur Literatur- und Sprachpsychologie. 1. Hans Sperber, Motiv und Wort bei Gustav Meyrink. 2. Leo Spitzer, Die groteske Gestaltungs- und Sprachkunst Christian Morgensterns (mit einem bisher unveröffentlichten Briefe des Dichters). Leipzig, Reisland, 1918. 124 S. M. 4. [Meyrink stellte in mehreren Novellen den Tod durch Ersticken dar; in vier steht dies Motiv sogar im Mittelpunkt. Sperber untersucht nun, durch welche Züge und durch welche Ausdrücke Meyrink immerfort auf das Ersticken zurückkommt, um die Vorstellungsreihe und Wortwahl dieses Gedankenkreises zusammenzustellen. Ähnlich geht er der Blindheitsvorstellung und der Vampyrgestalt bei Meyrink nach. Er findet, daß eine Lieblingsvorstellung den Dichter leicht zu sprachlichen Grenzverschiebungen und inhaltlichen Analogien veranlaßt, aber einen starken Erzählungsbau nicht zu schaffen vermag. Assoziationen arbeiten bis zu einem gewissen Grade für einen Dichter, können aber nicht einen Dichter machen. Ähnlich untersucht Spitzer das Groteske bei Morgenstern. Dichten ist ihm ein geistiges Erleben, ein Gewebe von Wortbildern und Parallelen, deren Glieder sich gegenseitig hervorrufen und bedingen. Sie werden weniger von einem strengen Willen zur Architektonik zusammengehalten, sondern bedingen vielmehr den Architekten. 'Das künstlerische Temperament ist eine

biologische Gegebenheit'. Das Dichten ist ihm ein 'traumwandlerisches Gehen auf der schmalen Grenze, wo Sprache und Realität einander berühren'. Das sind ernste Ansätze zur Erforschung des Unterbewußtseins, das beim Poeten mit den vorhandenen Darstellungsmitteln halb selbständig arbeitet und dabei oft Erstaunliches an Neuschöpfungen leistet. Allerdings ist das, was bei sensationellen Poeten wie Meyrink geschieht, nicht notwendigerweise maßgebend für Poeten der ersten Reihe, bei denen sich der Prozeß des Schaffens vielleicht individuell stärker und persönlich freier abspielt.]

Benz, Richard, Die Grundlagen der deutschen Bildung. Vorlesungen. Jena, Eugen Diederichs, 1920. 106 S. (Schriften zur Kulturpolitik. Über den Nutzen der Universitäten für die Volksgesamtheit und die Möglichkeit ihrer Reformation.) Jena, Eugen Diederichs, 1920. 23 S. [Benz skizziert den orientalischen Menschen, den klassischen, den gotischen, den modernen, den zukünftigen. Das geht nicht ohne kühne Konstruktionen ab; dennoch wirkt die Fragestellung anregend auf den psychologischen Literaturforscher, der sich zunächst nach verläßlichen Kriterien umsieht, um ein so schwankes Ding wie Volkscharakter einigermaßen systematisch zu erfassen.]

Stoltenberg, Hans Lorenz, Reine Farbkunst in Raum und Zeit und ihr Verhältnis zur Tonkunst. Leipzig, Unesma, G. m. b. H., 1920. 35 S. [Wie es eine reine Tonkunst gibt, abgesehen vom Wesen des Sängers oder Spielers, so müßte auch eine reine Farbkunst möglich sein, beruhend auf natürlich vorkommenden Farbfolgen, vorstellhaft ausgebildet und durch eigene Bedingungen des Wohlgefallens geführt. Das Verhältnis dieser postulierten Farbkunst zur Tonkunst wird erörtert, mögliche Farbspielzeuge werden beschrieben. Das Heft schließt mit der Hoffnung, daß die Farbkunst — so lange durch die Ungunst mangelnder Verwirklichung zurückgehalten — um so schneller zu einem stolzen, dem der Tonkunst ebenbürtigen Dom sich erheben wird.]

Schab, Siegfried, Studieren oder nicht? Ein Wort zum Erlaß des Unterrichtsministers behufs 'Eindämmung des Zudranges zu den Mittelschulen'. Wien-Leipzig, Anzengruber-Verlag, Brüder Suschitzky, 1916. 32 S. [Der österreichische Unterrichtsminister Hussarek hatte damals an die Landesschulbehörden einen Erlaß geschickt zur Eindämmung des Andranges zu den Mittelschulen, weil infolgedessen die Anstalten vermehrt werden müßten. Darüber hat sich Verf. geärgert. Er verweist auf das reichere Mittelschulwesen im Deutschen Reiche, das dabei doch blühe und gedeihe. Er freut sich des wachsenden Andranges und möchte viel eher die Studiendauer verringern, der körperlichen Zermürbung in der Schule vorbeugen, für raschere Anstellung sorgen und den Lehrkräften ein besseres Einkommen verschaffen.]

Friedrich, Fritz, Die höhere Schule als einheitlicher Organismus. Ansprache gehalten am 24. Februar 1920 im großen Saale des Deutschen Buchhändlerhauses in Leipzig. Leipzig, Teubner, 1920. 16 S. [Ein erfahrener Schulmann warnt vor den Umsturzplänen sächsischer Behörden.]

Lamszus, Wilhelm, Die Begabungsschule. Ein Beitrag zur geistigen Wiedergeburt. Braunschweig, G. Westermann, 1919. 80 S. [In lebendigem Stil und mit manchem vernünftigen Wort ist hier auseinandergesetzt, wie sehr unsere mittleren und höheren Schulen unter dem Berechtigungswesen litten. Verf. geht übrigens oft noch weiter und trifft mit seinen Einwänden Übelstände, die fast jeder Schule, die nicht bloß Einzelkindern gilt, anhaften müssen. So rühmt er S. 59 die schönen Früchte zehnwöchigen Privatstudiums im Englischen oder Französischen, dem sich ein heller Kaufmannslehrling ergab, 'während unser braver Gymnasiast viele Jahre pflichtgemäß Englisch und Französisch lernt, jede Woche stundenlang zu Hause und in

der Schule Exerzitien und Lektionen mündlich und schriftlich paukt, um am Ende dieser gewaltigen Lehrzeit nicht einen einzigen Satz ohne Stottern hervorbringen zu können'. Dieser Gymnasiast hatte offenbar schlechte Lehrer, jener Kaufmannslehrling aber eine besondere Sprachenbegabung und wohl auch einige stille Hilfe. Verf. erklärt S. 71: 'Die Standesschule ist der Todfeind aller Schulreform ... macht die Kinder der höheren Gesellschaftsklassen zu Trägern der historischen Gewalt, die Kinder der Ärmeren zu Handlangern und bezahlten Aufsehern; solange diese Zwingburg nicht gebrochen, bricht uns kein Frühling an.' Die Welt rufe nach Begabungsschule; und diese bedeute: 'aus jeder Schule, aus jeder Klasse eine Gemeinschaft zu machen, in der alle Kinder das Recht auf ihre Entwicklung, auf die ihnen eigentümliche Begabung haben'. Es wird also soziale Individualisierung gefordert, und wenn ein Volk samt seinen Lehrern von heiligem Wissensdrange brennt, so können wohl auch entsprechende Einrichtungen getroffen werden. Die Vorrede ist vom Mai 1919 datiert; die Stimmung der Zeit ist für die wohlgemeinte Schrift der beste Kommentar.]

Zum Charakter Spinozas. Erläuterung der wichtigsten Nachrichten über sein Leben. Vom Verf. des Spinoza Redivivus und Augustinus Redivivus. (Der Philosophischen Weltbibliothek dritter Band.) Halle, Weltphilosophischer Verlag, 1919. 143 S. M. 8.

Jodl, Friedrich, Sein Leben und Wirken, dargestellt nach Tagebüchern und Briefen von Margarete Jodl. Mit 3 Bildnissen. Stuttgart, Cotta, 1920. XIV, 344 S. [Dem Philosophen Jodl, der in München, Prag und Wien wirkte und überall auch in künstlerische, literarische und politische Fragen blickte, hat seine Witwe ein biographisches Denkmal gesetzt. Zu seinen ethischen Anschauungen und Leistungen haben englische Bücher vielfach beigetragen.]

Plattensteiner, Richard, Beethoven. Der große Musikant zur Ehre Gottes. Ein Weihespiel. Neue, verbesserte Ausgabe. Leipzig, Hesse & Becker, 1920. 39 S.

Brückner, Alexander, Polnische Literaturgeschichte (Sammlung Göschen 789.) Berlin und Leipzig, V. W. V., 1920. 122 S. M. 1,60 + 50 %.

Szinnyei, Josef, Die Herkunft der Ungarn, ihre Sprache und Urkultur. (Ungarische Bibliothek. Für das Ungarische Institut an der Universität Berlin, hg. von Robert Gragger. Erste Reihe.) Berlin W 10 und Leipzig, Vereinigung wissenschaftlicher Verleger, Walter de Gruyter & Co., 1920. 57 S.

Neuere Sprachen.

Literaturblatt für germanische und romanische Philologie. XLI, 1/2. Januar/Februar 1920 [Götze: Hautkappe, Über die altdeutschen Beichten und ihre Beziehungen zu Cäsarius von Arles. — Behaghel: Luthers Werke, hg. v. A. E. Berger. — Götze: Hempel, Die Kunst F.s von Logau. — Schott: Fränzel, Die Geschichte des Übersetzens im 18. Jahrh. — Schian: Liepe, Das Religionsproblem im neuern Drama von Lessing bis zur Romantik. — Körner: Elkuß, Zur Beurteilung der Romantik und zur Kritik ihrer Erforschung. — Sulger-Gebing: Brüll, Heiligenstadt in Th. Storms Leben und Entwicklung. — Fischer: Hocks, Tennysons Einfluß auf F. W. Weber. — Behaghel: Kübler, Allgäuer Berg- und Ortsnamen. — Sperber: Delbrück, Der altisländische Artikel. — Sperber: v. Friesen, Runorna i. Sverige. — Koch: Kaluza, Chaucer Handbuch. — Ackermann: Chew, The dramas of Lord Byron. — Spitzer: Tallgreen, L'expression figurée de l'idée de promptitude. — Lerch: v. Ethmayer, Satzobjekte und Objektoïde im Frz. — Urtel: Merian, Die frz. Namen des Regenbogens. — Hilka: Morawski, Pamphile et Galathée par Jean Bras-de-Fer. — Klemperer: Cordemann, Der Umschwung der Kunst zwischen der 1. u. 2. Fabelsammlung La Fontaines. — Klemperer: Soblik, Werther und René. — Pfandl: v. Wurzbach, Ausgew. Komödien von

Lope de Vega. — Hilka: Lehmann, Aufgaben und Anregungen der lat. Philologie d. Mittelalters. — Bibliographie, Lit. Mitteilungen, Personalnachrichten usw.]. 3/4. März/April [Junker: Kock-Jakobsen, Sprogets Forandring. — Behaghel: Paul, Deutsche Grammatik III, Syntax. — Behaghel: Schmid, Die Mundart des Amtes Entlebuch im Kanton Luzern. — Behaghel: Streiff, Die Laute der Glarner Mundarten. — Behaghel: Wiget, Die Laute der Toggenburger Mundarten. — Behaghel: Stucki, Die Mundart von Jaun im Kanton Freiburg. — Götze: Kramp, Studien zur mhd. Dichtung vom Grafen Rudolf. — Bebermeyer: Thomas Murner und seine Dichtungen, eingel. u. erneuert v. G. Schuhmann. — Bebermeyer: Lefftz, Die volkstümlichen Stilelemente in Murners Satiren. — Binz: Förster, Die Beowulf-Handschrift. — Fischer: Hecht, Robert Burns. — Voßler: Lerch, Die Verwendung des romanischen Futurums als Ausdruck eines sittlichen Sollens. — Klemperer: Voßler, Lafontaine und sein Fabelwerk. — Lerch: Curtius, Die literarischen Wegbereiter des neuen Frankreich. — Lerch: Grauhoff, Romain Rolland. — Streuber: Küchler, Romain Rolland — Henri Barbusse — Fritz v. Unruh. — Pfandl: Cotarelo y Valledor, El Teatro de Cervantes. — Schuchardt: Azkue, Diccionario español y vasco. — Schuchardt: Azkue, Fonética vasca. — Schuchardt: Azkue, Música popular vasca]. — 5/6. Mai/Juni [Streuber: Bojunga, Der deutsche Sprachunterricht auf höheren Schulen. — Streuber: Reuschel, Die deutsche Volkskunde im Unterricht an höheren Schulen. — Streuber: Sprengel, Des deutschen Unterrichts Kampf um sein Recht. — Streuber: Bernt, Humanismus und Deutschtum. — Behaghel: Knapp, Das Rechtsbuch Ruprechts von Freising. — Götze: Lauenstein, Das mittelalterliche Böttcher- und Küferhandwerk in Deutschland. — Götze: Schiff, Die Namen der Frankfurter Juden zu Anfang des 19. Jahrh. — Ullrich: v. d. Briele, Paul Winckler. — Körner: Cassirer, Freiheit und Form, Studien zur deutschen Geistesgeschichte. — Körner: Cassirer, H. von Kleist und die Kantische Philosophie. — Kersten: Wächter, Kleists Michael Kohlhaas. — Kersten: Kindermann, H. Kurz und die deutsche Übersetzungskunst im 19. Jahrh. — Funke: Phoenix, Die Substantivierung des Adjektivs, Part. u. Zahlworts im Ags. — Ackermann: Hanford, Wine, beere, ale and tobacco. A 17th century interlude. — Voßler: v. Ettmayer, Vademecum für Studierende der romanischen Philologie. — Wagner: Jeanneret, La langue des tablettes d'exécration latines. — Lerch: Wolterstorff, Historia pronominis ille exemplis demonstrata. — Lerch, Wolterstorff, Artikelbedeutung von ille bei Apuleius. — Lerch, Wolterstorff, Entwicklung von ille zum bestimmten Artikel. — Spitzer: Brall, lat. foris, foras im Galloromanischen. — Spitzer: Fuchs, Das afrz. Verbum errer. — Mulertt: Michaelis, Die sog. comédies espagnoles des Thomas Corneille. — Streuber: Bär, E. Quinets Ahasverus. — Streuber: Kohler: La littérature personnelle. — Kolsen: Strempel, Giraut de Salignac, ein prov. Trobador]. — 7/8. Juli/August [Naumann: Dörr, Die Kreuzensteiner Dramenbruchstücke. — v. Grohnau: Thomas Murners deutsche Schriften, Bd. IX, hg. von P. Merker. — Müller: Maurel, Goethe, Génie latin. — v. Grohnau: Goethes Briefwechsel mit J. S. Grüner und S. St. Zamper. — Mayne: Wielands Gesammelte Schriften, hg. v. d. Preuß. Akademie d. Wissenschaften I, 3, 4, 7, II, 3, 4, — E. Wolff: Schneider, Studien zu Heinrich von Kleist. — Lion: de Groot, Leopold en Rijkens, Nederlandsche Letterkunde. — Lion: Leopold, Nederlandsche Schrijvers en Schrijfsters. — Stern: Liljegren, Studies in Milton. — Fischer: Zangenberg, Ästhetische Gesichtspunkte in der englischen Ethik des 18. Jahrh. — Hilka: Settegast, Das Polyphemmärchen in afrz. Gedichten. — Crescini: de Lollis, Poesie provenzali sulla origine e sulla natura d'amore. — Crescini: de Lollis, Poesia cortese in lingua d'oïl. — Spitzer: Collin, Etude sur le développement de sens du suffixe ata. — Lerch: Sneyders de Vogel, Syntaxe historique du français. — M. J. Wolff:

Cerro, Nel Regno delle Maschere, dalla Commedia dell'arte a Carlo Goldoni. — v. Wartburg: Spitzer, Katalanische Etymologien. — Pfandl: Lehmann, Mittelalterliche Bibliothekskataloge Deutschlands und der Schweiz. I.].

Modern languages notes. XXXI, 6/7, Juni/November 1916 [W. D. Briggs: Source material for Jonson's plays. Part II. — A. Livingston: Venice 1727: Sonnets on the execution of D. Althan. — E. H. Sehrt: Grimmelshausen as a dialectologer. — G. S. Barnum: Saint-Pierre and Balzac. — Reviews: F. W. Bryan: H. Walker, The English essay and essayists. — v. Jagemann: O. P. Rein, Mixed preterits in German. — A. O. Lovejoy: D. Cheydleur, Essai sur l'évolution des doctrines de M. Georges Sorel. — G. N. Henning: A. Schinz and H. M. King, Seventeenth century French readings. — Correspondence: F. D. White, A sentence from an English notebook of Voltaire's. — E. Fulton: Spenser, Sidney, and the Areopagus. — B. S. Monroe: Notes on the Anglo-Saxon '*Andreas*'. — J. E. Gillet: The authorship of '*Gorboduc*'. — G. R. Coffman: Collins and Thomson, A suggestion. Brief mention: T. Brooke, Common conditions. — A. Padovan, Vita di B. Cellini. — Goedekes Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung. — Sir Sidney Lee, A life of W. Shakespeare. — B. Perry, Th. Carlyle: How to know him. — L. R. Talbot: French composition]. — 8, Dec. [T. Starck: Die 'Deutschen Sagen' der Brüder Grimm als Balladenquelle. — L. Landau: A German-Italian satire on the ages of man. — D. S. Blondheim: Additional parallels to 'Aucassin et Nicolette', VI, 26. — T. Brooke: On the source of 'Common conditions'. — S. B. Hemingway: Chaucer's monk and nun's priest. — Reviews. S. C. Chew: The Cambridge history of English literature. vol. XII. — G. G. Laubscher: E. Stimming, Der Accusativus cum infinitivo i. Frz. — M. A. Buchanan: W. Haußler, A handy bibliographical guide to the study of the Spanish language and literature. — G. H. Stempel: L. Bloomfield, An introduction to the study of language. Correspondence. W. D. Briggs, On the sources of '*The maid's tragedy*'. — R. T. Kerlin: *Wieland* and *The raven*. — H. O. Schwabe: M. H. G. ähe, N. H. G. (Tyrol) ache(n), äche, — C, H. Ibershoff: Vitzliputzli. — M. H. Shackford: The date of Chaucer's '*Hous of Fame*'. — Brief mention. G. H. Cowling, The dialect of Hackness. — A. S. Napier, *Jacob and Joseph*: a Middle English poem of the 13th century. — Critical studies of the writings of Thomas Hardy]. — XXXII, 1, Jan. 1917 [G. A. Jones: A play of Judith. — G. T. Flom: Alliteration and variation in Old Germanic name giving. — H. D. Gray: Shakespeare's last sonnets. — W. K. Smart: 'Mankind' and the mumming plays. — Reviews. T. F. Crane: J. Klapper, Erzählungen des Mittelalters in deutscher Übersetzung und lat. Urtext. — H. Collitz: A. Kock, Umlaut und Brechung im Altschwedischen. — G. Sherburn: W. H. Durham, Critical essays of the 18th century, 1700—1725. — Correspondence. K. Sisam, The Cædmonian *Exodus* 492. — A. Taylor: OHG. *Quecbrunno*. — P. R. Pope: The interpretation of *Parzival* 1, 26—2, 4. — K. McKenzie: A note on the name Beaumarchais. — F. Tupper: Chaucer and Lancaster. — L. Mason: Bishop H. King and the *Oxford Dictionary*. — S. B. Hemingway: The two St. Pauls. — P. W. Long: Spenser's visit to the north of England. — Brief mention: Sir Arthur Quiller-Couch: On the art of writing. — J. B. Fletcher: Dante. — Ph. St. Barto: Tannhäuser and the mountain of Venus: a study in the legend of the Germanic paradise]. — 2, Febr. [A. V. Lovejoy: On the meaning of 'Romantic' in Early German romanticism. Part II. — G. H. Gerould: The Old English poems on St. Guthlac and their Latin source. — E. Thompson: Tom Brown and 18th century satirists. — St. Rypins: Notes on 'Epistola Alexandri ad Aristotelem'. — Reviews. W. H. Hulme: H. C. Shelley, The life and letters of Edward Young. — H. Wood: E. F. Haugh, G. Keller as a democratic idealist. — C. F. Zeck jr.: H. Kurz, European characters in

French drama of the 18th century. — N. C. Brooks: M. Herrmann, Forschungen zur deutschen Theatergeschichte des Mittelalters und der Renaissance. — Correspondence. E. Ch. Baldwin: A note on *Paradise lost*, IX. — H. E. Rollins: Notes on Th. Deloney. — A. S. Cook: M. Arnolds *'The church of Brou'*. Brief mention. W. Odling: The technic of versification: notes and illustrations. — N. A. Cortés: Casos Cervantinos que tocan a Valladolid. — E. Björkman: Morte Arthure. — A. G. Brodeur: *Prose Edda*. — W. C. Bronson: American prose]. — 3, March [J. Warshaw: 'Préciosité', after the 17th century. — A. M. Sturtevant, Zum gotischen Dativ nach 'waírþan' mit Infinitiv. — M. Garver: French army slang. — O. M. Johnston: 'A tot', 'atot' and 'otot'. — R. Perkins: On the sources of the Fata apostolorum'. — Reviews. C. Brown: J. E. Wells, A manual of the writings in Middle English, 1050—1400. — L. Riemer: E. W. Roeßler, The soliloquy in German drama. — E. C. Armstrong: B. F. Luker, The use of the infinitive instead of a finite verb in French. — E. H. Wilkins: E. F. Langley, The poetry of Giacomo da Lentino. — Correspondence. D. C. Stuart: A note on Voltaire's *Lettres philosophiques*. — A. H. Herrick: The chronology of a group of poems by W. C. Bryant. — G. N. Henning: Notes on French tenses. — B. M. Woodbridge: L'abbé Dubois and Old Grandet. — E. R. Macauley: Notes on the sources for Medwall's *Nature*. — P R. Kolbe, Heines *Schäfer und Doris*. — C. H. Ibershoff, A second note on Klopstock's indebtedness to Milton. — J. Q. Adams jr.: W. Goddard. — E. P. Hammond: A manuscript perhaps lost. — Brief mention. L. W. Smith, The mechanism of English style. — F. W. Cady, *The old wives' tale*, by George Peele. — E. C. y Mori, Don Diego Jiménez de Enciso y su Teatro]. — 4, April [E. H. Wilkins, Notes on Petrarch. — G. A. Jones, Notes on Swinburne's 'Song of Italy'. — H. Collitz, Zu den mhd. kurzen Präterita 'gie', 'fie', 'lie'. — W. Strunk jr., The Elizabethan showman's ape. — H. O. Schwabe, Etymological notes. — W. Kurrelmeyer English translations of Wieland. Reviews. N. Flaten: E. Nelson, The Spanish-American reader. — A. Green: E. H. Sehrt, Zur Geschichte der westgermanischen Konjunktion *und*. — S. C. Chew: Th. Hake and A. Compton-Rickett, The life and letters of Th. Watts-Dunton. — Th. Watts-Dunton, Old familiar faces; poetry and the renascence of wonder. — K. Fl. Smith: M. R. Thayer, The influence of Horace on the chief English poets of the 19th century. — E. Carcassonne, Annales de la Société J.-J. Rousseau. — Correspondence. S. C. Chew, Arnold's The church of Brou. — L. M. Hollander, Beowulf 33. — H. L. Bruce, English adaptations of Voltaire's plays. — H. T. Baker: The sensationalism of Byron. — O. F. Emerson, A new word in an old poet. — Brief mention. F. E. Held, Christianapolis, an ideal state of the 17th century by J. V. Andreae. — G. McL. Harper, W. Wordsworth, his life, works, and influence. — M. Grammont, Traité pratique de prononciation française]. — 5, May [E. C. Forman, The manuscripts of Ariosto's comedies and their relation to the printed editions. — K. Campbell, Gleanings in the bibliography of Poe. — Ch. H. Handschin, G. Keller and the problem of tragedy. — J. C. Hodges, Two otherworld stories. — E. D. Adams, A fragment of a Lord Mayor's pageant. — F. A. Wood, Etymological notes. — Reviews. — G. Grünbaum: L. H. Alexander, A practical introduction to French. — C. A. Chardenal, A complete French course. — E. Feise: F. W. C. Lieder, Goethes *Hermann und Dorothea*. — G. C. L. Riemer: R. M. Mitchell, Heyse and his predecessors in the theory of the Novelle. — E. P. Hammond: H. M. Cummings, The indebtedness of Chaucer's works to the Italian works of Boccaccio. — M. A. Buchanan: H. A. Rennert, Bibliography of the dramatic works of Lope de Vega Carpio based upon the catalogue of J. R. Chorley. — Correspondence. St. L. Galpin, The influence of environment in *Le père Goriot*. — C. H. Ibershoff, Vitzliputzli. — T. Starck, Vitzliputzli. — C. S. Northup,

Byron and Gray. — L. M. Buell, Byron and Shelley. — W. H. Vann, Two borrowings of Wordsworth. — W. E. Schultz, A parallel in literary biography. — Brief mention. G. Buck, The social criticism of literature. — O. L. Jiriczek, J. Mapherson's *Fragments of ancient poetry* (1760). — T. A. Arnoldson, Parts of the body in older Germanic and Scandinavian. — C. A. Krause, The direct method in modern languages]. — 6, June [S. C. Chew, An English precursor of Rousseau. — C. B. C. Thomas, The miracle play at Dunstable. — A. H. Herrick, W. C Bryants Beziehungen zur deutschen Dichtung. — J. J. Parry, A new version of Randolph's 'Aristippus'. — Reviews. A. S. Cook: G. F. Browne, The ancient cross shafts at Bewcastle and Ruthwell. — G. Grünbaum: Th. D. Bergen and G. B. Weston, An Italian reader of 19th century literature — M. J. Rudwin: L. Lewisohn, The dramatic works of Gerhart Hauptmann. — Correspondence. J. Tatlock, The Hermaphrodite rime. — J. Tatlock, The marriage service in Chaucer's *Merchant's Tale.* — M. Fowler, The story of Sophonisba. — A. Marinoni, Le mot *poilu.* — Herrick, A note on *Wilhelm Tell* IV, 3. 3. — P. F. Baum, Notes on Chaucer. — F. M. Darnall, Milton and Diadati. — Brief mention. G. van Ness Dearborn, How to learn easily: practical hints on economical study. — J. E. Mecker, Life and poetry of J. Thomson. — E. F. Langley: Beaumarchais: *Mariage de Figaro*; Facsimiles and reproductions of unique or rare items from The W. A. Speck collection of Goethiana in Yale University Library]. — 7, Nov. [A. Carnoy, On the French 'bois' and 'bachelier'. — O. Burkhard, The 'Novelas Exemplares' of Cervantes in Germany. — P. Haupt, The retained object. — E. Sehrt, The forms of 'dôn' in Old High German. — M. Brown, The 'Hous of Fame' and the 'Corbaccio'. — Reviews. J. Campion: H. Peetz, Der Monolog bei Hartmann von Aue. — S. Singer, 'Lanzelet'. — A. Behre, Die Kunst der Personenschilderung bei Ulrich von Zatzikhoven. — O. Haunönk, Vorstudien zu einer Neuausgabe des Lanzelet von Ulrich von Zatzikhoven. — W. L. Phelps: A. H. Quinn, Representative American plays. — M. Buchanan, R. Menéndez Pidal y Ma. Goyri de Menéndez Pidal, Teatro antiguo Español, Textos y Estudios, I Luis Vélez de Guevara, *La Serrana de la Vera.* — T. Brooke: R. Brooke, J. Webster and the Elizabethan drama. — Correspondence. M. Morand, Comments by Prof. Lanson. — H. R. Steeves, Bibliographical notes on Emerson. — Ch. Lemmi, Tamburlane and Greene's *Orlando Furioso.* — G. W. Mead, Widerʒyld of *Beowulf,* 2051. — C. B. Cooper, Miscellaneous notes. — R. S. Loomis, A note on the *Arcopagitica.* — J. Campion, Fortuna Vitrea. — P. Kaufman, Stockdale on Gray's productivity. — J. Hinton, 'Ditamy', Endymion, I, 555. — Roy T. House, Wolsey and Blondel de Nesle. — Brief mention. J. E. Spingarn, Creative criticism: essays on the unity of genius and taste. — R. Ingpen, Shelley in England. — E. Goggio, Due commedie moderne. — M. W. Croll and H. Clemons, *Euphues: the anatomy of wit,* Euphues and his England. By John Lily]. — 8, Dez. [H. Collitz, Zu den mhd. kurzen Präterita (Fortsetzung). — R. T. Hill, Old French 'espoit'. — W. Fischer, Note on Bulwer-Lytton's translation of Schiller's 'Fantasie an Laura'. — M. E. Smith, The fable as poetry in English criticism. — E. C. Knowlton, Pastoral in the 18th century. — S. M. Beach, Lemaître's 'Bertrade'. — E. Thompson, A forerunner of Milton. — P. S. Barto, Sources of Heine's 'Seegespenst'. — Reviews. W. Kurrelmeyer: O. H. Werner, The unmarried mother in German literature, with special reference to the period 1770—1800. — T. Starck: E. M. Vogel, Beliefs and superstitions of the Pennsylvania Germans. — J. L. Haney: E. A. Boyd, The contemporary drama of Ireland. — E. Ch. Forman: A. Salza, L. Ariosto, Gli studenti (Commedia) con le continuazioni di Gabriele e Virginio Ariosto. — Correspondence. H. E. Mierow, St. Phillips and E. A. Poe. — G. Morley, *Fondo en ...* A rare Spanish idiom. — C. B. Cooper, Captain Thomas Morris on Garrick. — B. Woodbridge, A

luckless monthly and an ill-starred maiden. — K. Young, Rainold's letter to Thornton. — Brief mention. G. Lamborn, The rudiments of criticism. — A. C. Baugh, W. Haughton's *Englishmen for my money.* — Wilkins, Coleman, and Huse, First lessons in spoken French for men in military service. — Coleman and La Meslée, Le soldat américain en France. — Riemer, Freytag's *Doctor Luther*]. — XXIII, 1, Jan. 1918 [W. Kurrelmeyer: A fragment of an earlier version of 'Anton Reiser'. — R. Withington, The Lord Mayor's show for 1590. — A. Perry, Notes on John Trevisa. — H. Bruce, Period of greatest popularity of Voltaire's plays on the English stage. — R. Martin, Notes on Th. Heywood's 'Ages'. — C. Lancaster, Four letters of Racine. — Reviews. R. Schevill, A first reader in Spanish. — F. Luguiens, Elementary Spanish-American reader. — E. Supple, Spanish reader of South American history. — J. Warshaw, Spanish-American composition book. — L. A. Wilkins, Lecturas fáciles con ejercicios. — E. S. Ingraham, V. Fuentes and V. E. François, A trip to Latin America. — W. Hulme: P. Toynbee, The correspondence of Gray, Walpole, West and Ashton. — K. F. Smith: G. L. Kittredge, A study of Gawain and the Green Knight. — C. Thomas: C. L. Powel, English domestic relations, 1487—1653. — S. Krœsch: J. Wright, A Middle High German primer, with grammar, notes, and glossary. — Correspondence. K. F. Smith, Note on Dante, *Inferno* VIII, 7. — T. Brooke, Elizabethan plagiarism (?): A bit of unappropriated verse. — E. Reed, *Gulliver's travels* and Thomas Brown. — G. Thayer, *Barlaam and Joasaph.* — Brief mention. C. H. Herford, Is there a poetic view of the world? — St. Sherman, Matthew Arnold, How to know him. — Segunda serie de la biblioteca Calleja. — C. N. Greenough and F. W. Hersey, English composition]. — 2, Febr. [L. Mott, Renan and M. Arnold. — F. G. Hubbard, The 'Marcellus' theory of the first quarto 'Hamlet'. — B. Woodbridge, Mme de Montespan and 'la princesse de Clèves'. — H. O. Schwabe, Etymological notes. — E. Sehrt, The vowel-change in 'van', 'von'. — F. Miller, Metrical affinities of the Shrewsbury 'Officium pastorum' and its York correspondent. — W. H. Dunham, Some forerunners of the 'Tatler' and the 'Spectator'. — Reviews. A. Green: E. Prokosch, The sounds and history of the German language. — A. Meillet, Caractères généraux des langues germaniques. — D. S. Blondheim: D. Carnaham, The *Ad Deum vadit* of Jean Gerson. — L. Riemer: W. Church, F. Rückert als Lyriker der Befreiungskriege. — T. Brooke: C. Judson, T. Patterson, F. Royster, A memorial volume to Shakespeare and Harvey. — Correspondence. J. Gillet, Heidenröslein. — C. Williams, Peter Lauremberg and Fischart. — O. Johnston, Froissart's *Le dittié de la flour de la Margherite.* — M. H. Shackford, *Rose* in Shakespeare's sonnets. — S. G. Patterson, Note on the Hachette Rousseau. — H. M. Belden, *Beowulf* 62, once more. — Brief mention. E. Adams, Old English scholarship in England from 1566—1800. — W. P. Trent: Defoe, how to know him. — A. V. Dicey, The statesmanship of Wordsworth]. — 3, March [D. Bruce: Galahad, Nascien, and some other names in the Grail romances. — W. Briggs, The birth-date of Ben Jonson. — C. Williams, German stanzas from J. Werlin's 'Rhythmorum varietas'. — G. Havens, The date of composition of 'Manon Lescaut'. — J. van Horne, Comment on some posthumous poems and fragments of Leopardi. Reviews. — E. Buceta: S. Rose, Don F. de Quevedo, por Eulogio Florentino Sanz. — F. Schoeneman: J. Whyte, Young Germany in its relations to Britain. — A. Smith: K. Campbell, The poems of E. A. Poe. — J. Gillet: T. de Vries, Holland's influence on English language and litterature. — Correspondence. H. Patch, Notes on Spenser and Chaucer. — W. C. Curry, Middle English *brent brows.* — F. G. Hubbard, *Romeo and Juliet* II, 4. 219—227. — A. Gilbert, Virginia in *Eastward ho.* — E. Baldwin, A note on *Il Penseroso.* — H. E. Allen, The *Pupilla oculi.* — Brief mention. M. Bar-

stow, Wordsworth's theory of poetic diction. — P. H. Ditchfield, The England of Shakespeare. — J. Royster and S. Thompson, Manual and notebook for English composition. — R. M. Pidal, Antología de prosistas castellanos]. — 4, April [W. E. Farnham, Chaucer's 'Clerkes tale'. — L. Mason, Some further Shakespeare allusions or parallels. — H. C. Lancaster, Molière's borrowings from the 'Comédie des proverbes'. — E. C. Baldwin, Milton and 'Ezekiel'. — E. Sehrt, Die Form 'inde' im Mittelfränkischen. — F. Klaeber, Concerning the relation between 'Exodus' and 'Beowulf'. — Reviews. S. Chew: E. Gosse, The life of A. Ch. Swinburne. — Mrs. D. Leith, A. Ch. Swinburne. Personal recollections. — E. Gosse and Th. J. Wise: Posthumous poems by A. Ch. Swinburne. — M. Romera-Navarro: S. L. Millard Rosenberg, Las Burlas Veras, Comedia famosa de Julian de Armendarir. — R. H. Fife jr.: Paul H. Grummau, Practical German lessons. — W. P. Reeves: Leo Wiener, Commentary to the Germanic laws and medieval documents. — Correspondence. — E. White, Wordsworth's knowledge of Plato. — C. A. Moore, A note on the biography of Mrs. Eliza Haywood. — F. N. Scott: Primitive poetry. — W. H. Durham, A bibliographical note. — Brief mention. E. C. Moore, Fifty years of American education. — M. Scherillo, Petrarch's *Conzoniere*. — H. Baker, The contemporary short story. — S. Colvin, J. Keats]. — 5, May [J. French, Poe and the 'Baltimore Saturday visitor'. — A. Jenkins, Deschamp's ballade to Chaucer. — D. S. Blondheim, 'The devil and Doctor Foster'. — W. Kurrelmeyer, Nachtrag zur Wieland-Bibliographie. — Reviews. M. H. Shackford, Sir S. Colvin, John Keats, his life and poetry, his friends, critics, and after-fame. — J. Whyte: L. Lewisohn, The spirit of Modern German literature. — J. W. Tupper: A. Lowell, Tendences in modern American poetry. — S. M. Waxman: E. C. Hills and M. Ford, First Spanish course. — Correspondence. S. Chew, Byroniana. — B. Woodbridge, A motto of Mérimée's. — G. King, A note on *Lycidas*. — J. de Perott, The Spanish idiom *fondo en*. — J. Q. Adams, A Ben Jonson allusion book. — P. Baum, A source. — H. M. Belden, Scyld Scefing and Huck Finn. — Brief mention. B. Johnson, The well of English, and the bucket. — John: Viscount Morley, Recollections. — W. F. Giese and B. Cerf, Simplest spoken French]. — 6, June [H. Collitz, Early Germanic vocalism. — W. P. Mustard, Notes on Lyly's 'Euphues'. — W. Keller, Goethe's 'Faust', Part I, as a source of part II. — G. King, Fiona Mc Leod. — Reviews. P. Dargan: P. van Tiegham, Ossian en France; l'année littéraire (1754—1790) comme intermédiaire en France des littératures étrangères. — P. Fay: R. Holbrock, Living French. — H. G. Shearin: J. S. Clark, A study of English and American writers; vol. III. — Correspondence. A. S. Cook, Miscellaneous notes. — J. T. Hatfield, A Schiller-letter from Chicago. — Brief mention. A. Crapsey, A study in English metrics. — R. Lawson, The story of the Scots stage. — W. Nitze and E. Wilkins, A handbook of French phonetics]. — 7, Nov. [S. Moore, R. Mannyng's use of 'do' as auxiliary. — A. Taylor, Notes on the wandering Jew. — E. Dunn, The drawbridge of the Graal castle. — J. Q. Adams, M. Drayton's 'To the Virginia voyage'. — A. H. Upham, Rabelaisianism in Carlyle. — C. Brown, Dialogue between a clerk and a husbandman. — Reviews. T. F. Crane: J. R. Harris, The origin of the cult of Aphrodite. — J. G. Frazer, Jacob and the mandrakes. — A. T. Starck, Der Alraun. Ein Beitrag zur Pflanzensagenkunde. — L. M. Hollander: L. M. Larson, *The King's mirror* (*Speculum regale* — Konungs skuggsjá). Translated from the Old Norwegian. — G. Grünbaum: R. S. Phelps, An Italian grammar. — E. M. Albright: A. W. Pollard, Shakespeare's fight with the pirates; and the problems of the transmission of his text. — Correspondence. P. Haupt, The sumerian origin of 'tun' and 'barrel'. — P. Haupt, English 'coop' = Assyrian 'Quppu'. — D. S. Blondheim, A note on the *Epistolae Ho-Elianae*. — N. Brooks, Fast-

nacht- und Osterspiel. — G. H. Gerould, Deschamps as Eustace. — O. Moore, Boccaccio's *Filocolo* and the annunciation. — S. Rypins, Notes on Old English lexicography. — M. Buchanan: Gray's *Elegy* in Spanish. — L. Pound, The ancestry of a 'Negro spiritual'. — Brief mention. M. W. Steinke: E. Young's *Conjectures on original composition* in England and Germany. — C. T. Winchester: W. Wordsworth, How to know him; The American year book]. — 8, Dec. [H. M. Belden, The authorship of 'Mac Flecknoe'. — J. Draper, The social satires of Th. L. Peacock. Part. I. — A. Tolman, Shakespeare studies. — W. Kurrelmeyer, A German version of 'J. Andrews'. — J. W. Bright and R. L. Ramsay, Notes on the West-Saxon psalms. — K. Sisam, Notes on the West-Saxon psalms. — R. C. Whitford, Madame de Staël's literary reputation in America. — Reviews. T. F. Crane: E. Levi, Il libro dei cinquanta miracoli della vergine; i miracoli della vergine nell'arte del medio evo. — E. Buceta: M. R. Navarro, El Hispanismo en Norte America. — S. C. Chew, The Cambridge history of English literature, vols. XIII and XIV. — Correspondence. L. Cooper, Wordsworth's knowledge of Plato. — J. M. Steadman jr., Definitions wanted. — Spiers, Molière and Corneille. — R. Weeks, Flowers from blood in Old French literature. — W. P. Mustard, Note on L. Brysket. — A. Baugh, A note on the Shakespeare first folio. — Brief mention. Th. B. Hewitt, P. Gerhardt as a hymn writer and his influence on English hymnody. — L. Cooper, The Greek genius and its influence. — W. A. Hervey, Syllabus and selected bibliography of Lessing, Goethe, Schiller]. — XXXIV, 1, Jan. 1919 [T. Starck, Stefan George and the reform of the German lyric. — A. Tolman, Shakespeare studies; part III. — A. H. Krappe, The legend of the glove. — J. Draper, The social satires of Th. L. Peacock. Part III. — R. Usher, F. Bacon's knowledge of law-French. — T. Brooke, 'Titus Andronicus' and Shakespeare. — Reviews. J. D. Bruce: R. K. Root, The textual tradition of Chaucer's *Troilus*. — T. Brooke: C. Gayley, Shakespeare and the founders of liberty in America.— M. Andrews, A heritage of freedom. — C. Brown: R. Garrett, *The pearl*. An interpretation. — Correspondence. J. Q. Adams, An 'Hitherto unknown' actor of Shakespeare's troupe? — G. Sherer, More and Traherne. — R. Phelps, Marino and Dante. — H. Collitz, M. H. G. *alrûne*. — R. Hill, Old French *terne, ternir*. — L. Mason, Stray notes on *Othello*. — G. Jensen, The Covent Garden Journal Extraordinary. — Brief mention. C. Jacobs, The foundations and nature of verse. — W. A. Neilson: R. Burns, how to know him. — J. H. Hanford and J. Steadman jr., *Death and liffe*. — Necrology. G. G. Laubscher]. — 2, Febr. [J. B. Wharey, Bunyan's 'Holy war' and the conflict-type of morality play. — J. Gillet, Notes on dramatic nomenclature in Germany (1500—1700). — W. Kurrelmeyer, 'Gil Blas' and 'Don Sylvio'. — A. Tolman, Shakespeare studies, part IV. — F. Miller, The 'Northern passion' and the mysteries. — A. Mc Killop, 'Festus' and 'The blessed damozel'. — E. Albright, Ad imprimendum solum. — Reviews. R. Ramsay: C. Hamilton, Materials and methods of fiction, revised and enlarged. — E. Sehrt: A. Schaffer, G. R. Weckherlin. The embodiment of a transitional stage in German metrics. — J. M. Steadman jr.: F. A. Foster, The northern passion. Four parallel texts and the French original, with specimens of additional manuscripts. — Correspondence. D. Bruce, Prologue to the *Canterbury tales*. — O. Schlutter, Old English lexical notes. — A. Gilbert, Miscellaneous notes. — W. P. Mustard, Notes on Lyly's *Euphues*. — J. Schultz, 'never less alone than when alone'. — J. B. Wharey, A note on *'the ring and the book'*. — Brief mention. C. E. Andrews, The writing and reading of verse; A. Snell, Pause. A study of its nature and its rhythmical function in verse, especially blank verse; A. B. Paine, Mark Twain's letters]. — 3, March [F. Klaeber, Textual notes on 'Beowulf'. — H. Ashton, The confession of the Princess of Clèves. — H. M. Belden,

Folk-song in America — some recent publications. — H. Schwarz, J. Fletcher and the 'Gesta Romanorum'. — M. R. Thayer, Keats 'The eve of St. Mark'. — S. Chew, The pamphlets of the Byron separation. — L. Pound, King Cnut's song and ballad origins. — Reviews. H. R. Patch: R. Withington, English pageantry, an historical outline. — R. L. Ramsay: W. Chislett jr., The classical influence in English literature in the 19th century, and other essays and notes. — E. S. Ingraham: C. M. Dorado, España pintoresca, The life and customs of Spain in story and legend; primeras lecciones de Espagñol. — Correspondence. C. Brown, *Beowulf* 1080—1106. — B. Woodbridge: Calvin and Boileau. — E. M. Schenk, Ch. Nodier and F. Denis. — Brief mention. J. Fernald, Expressive English. — St. Sherman, On contemporary literature. — J. de Morawski, *Pamphile et Galathée*, par J. Bras-de-Fer]. — 4, April [W. P. Mustard, E. K.'s classical allusions. — F. Wood, Germanic etymologies. — B. Woodbridge, Two foster brothers of D'Artagnan. — H. D. Gray, 'T. Andronicus' once more. — Ch. Nichols, Fielding notes. — Reviews. F. Schoeneman: D. F. Pasmore, K. Gutzkow's short stories. A study in the technique of narration. — S. Chew: G. E. Jensen, *The Covent-Garden Journal. By Sir A. Drawcansir* (H. Fielding). — J. Hillhouse, *The tragedy of tragedies.* By H. Fielding. — W. Cross, The history of H. Fielding. — G. Flom: W. J. Sedgefield, The placenames of Cumberland and Westmoreland. — Correspondence. R. Alden, *T. Andronicus* and Shakespeare dogmatics. — T. Brooke, *T. Andronicus.* — H. D. Gray, Postscript. — Ch. d'Evelyn, *Piers plowman* in art. — G. C. Scoggin, Longaevus error typographicus. — Brief mention. R. Shafer, The English ode to 1660: an essay in literary history. — R. Bowen, Life and novels of F. Fabre. — M. Moraud, Sous les armes]. — 5, May [W. Kurrelmeyer, German lexicography. — M. Fabin, On Chaucer's 'Anelida and Arcite'. — C. Rinaker, Th. Edwards and the sonnet revival. — C. A. Moore, A predecessor of Thomson's 'Seasons'. — O. Johnston, 'Que' for 'jusqu'à ce que' with 'attendre'. — J. Walz, 'Faust I': 'Nacht, offen Feld'. — Reviews. H. Shearin: M. Callaway jr., The infinitive in Anglo-Saxon; studies in the syntax of the Lindisfarne gospels. With appendices on some idioms in the Germanic languages. — A. Lovejoy: A. Snyder, The critical principle of the reconciliation of opposites as employed by Coleridge. — Correspondence. J. Lecompte, The *Livre des vertuz.* — G. Dale, *semer* with the indicative. — Ch. Ph. Wagner, Apropos of *fondo en.* — H. G. Doyle, Old French *despoesteir.* — A. W. Crawford, On Coleridge's *Ancient mariner.* — E. Kuhl, Shakspere and *The passionate pilgrim.* — Brief mention. G. Summey jr., Modern punctuation: its utilities and conventions. — H. J. Swann, French terminologies in the making. — F. Pierce, Currents and eddies in the English Romantic generation]. — 6, June [H. Patch, Chaucer's desert. — E. Buceta, Two Spanish ballads translated by Southey. — J. Q. Adams, Shakespeare, Heywood, and the Classics. — H. Rollins, Concerning Bodleian MS Ashmole 48. — S. Krœsch, N. H. G. 'beschuppen', 'beschummeln'. — Reviews. G. Hamilton: A. Langfors, Les incipit des poèmes français antérieurs au XVIe siècle. Répertoire bibliographique établi à l'aide des notes de M. Paul Meyer. — S. Chew: D. Henderson, Swinburne and Landor. A study of their spiritual relationship and its effect on Swinburne's moral and poetic development. — R. Ramsay: B. C. Williams, A handbook on story writing. — B. C. Williams, A book of short stories: a collection for use in High Schools. — Correspondence. F. Schoeneman, Mark Twain and Adolf Wilbrandt. — V. G. de Diego, Sobre el español *calavera.* — M. Croll, J. Florio. — E. Snyder, An non-existent volume. — J. Beatty, J. de Chause Hauberger. — Brief mention. H. L. Mencken, The American language, a preliminary inquiry into the development of English in the United States. — G. H. Palmer, Formative types in English poetry. — L. Campbell, A history of

costuming on the English stage between 1660 and 1823]. — XXXV, 1, Jan. 1920 [A. O. Lovejoy, Schiller and the genesis of romanticism. — A. Schinz, Un 'Rousseauiste' en Amérique. — J. E. Wells, Fielding's 'Champion'. More notes. — H. W. O'Connor, Addison in Young's 'Conjectures'. — S. M. Beach, The 'J. Caesar obelisk' in the 'English Faustbook' and elsewhere. — C. B. Ely: The psycology of Becky Sharp. — Reviews. H. C. Lancaster: H. L. Hutton, Victor Hugo, *Ruy Blas*. — S. G. Morley: J. D. M. Ford, Main currents of Spanish literature. — G. Frank: M. C. Lyle, The original identity of the York and Towneley cycles. — E. D. Snyder: G. P. Baker, Dramatic technique]. — 2, Febr. [J. H. Scholte, Grimmelshausens Anteil an der sprachlichen Gestalt der ältesten Simplicissimusdrucke. — H. C. Lancaster, Two letters written by Racine to his sister. — S. Moore, Lawrence Minot. — R. C. Whitford, On the origin of the 'Probationary odes for the laureatship'. — W. K. Smart, William Lichfield and his 'Complaint of God'. — Ch. G. Osgood, The 'Doleful lay of Clorinda'. — H. S. Pancoast, Shelley's 'Ode to the west wind'. — Reviews. — J. E. Shaw: C. H. Grandgent, The power of Dante. — L. M. Guy: E. S. Tyler, La chançun de Willame. — J. W. Tupper: R. C. Holliday, Joyce Kilmer, Poems, essays, and letters]. — 3, March [M. B. Ogle, The perilous bridge and human automata. — A. Lovejoy, Schiller and the genesis of romanticism, part. II. — O. F. Emerson, Mead-meadow, shade-shadow, a study in analogy. — Wm. Reeves, The date of the Bewcastle cross. — R. Williams, Italian influence on Ronsard's theory of the epic. — Reviews. E. Greenlaw: E. Cory, E. Spenser. — C. D. Zdanowicz: R. E. Young, Molière, Le Tartuffe ou l'imposteur. — Correspondence. H. R. Patch, Anglo-Saxon riddle 56. — E. C. Hills, A bibliography of the published works of F. Hanssen. — A. Schinz, The sources of Rousseau's *Edouard Bomston*. — H. Glicksman, Lowell on Milton's *Areopagitica*. — S. Rypins, The Old English life of St. Christopher. — Brief mention. F. C. Prescott, Poetry and dreams. — K. Christ, Die afr. Handschriften der Palatina]. — 4, April [J. H. Scholte, Grimmelshausens Anteil an der sprachlichen Gestalt der ältesten Simplicissimusdrucke (Schluß). — H. Ashton, Mme de Lafayette and Ménage. — L. Elder, The pride of the Yahoo. — J. Mc Callum, Greene's 'Friar Bacon and Friar Bungay'. — L. Pound, The 'uniformity' of the ballad style. — M. B. Rund: A conjecture concerning the origin of Modern English 'she'. — Ch. Nichols, A note on 'The stage-mutineers'. — Reviews. G. Chinard: L. Vincent, G. Sand et l'amour. — L. Vinzent, G. Sand et le Berry. — L. Vincent, Le Berry dans l'œuvre de G. Sand. — L. Vincent, La langue et le style rustique de George Sand dans les romans champêtres. — D. S. Blondheim: L. P. Shanks, Anatole France. — E. Schenck: L. Pingaud, La jeunesse de Ch. Nodier — les Philadelphes. — G. Flom: O. Jespersen, Rasmus Rask. I hundreåret efter haus Hovedværk. — Correspondence. Th. Sidey, Some unnoted latinisms in Tennyson. — J. Beatty jr., A companion of Chaucer. — Th. Graves: The Elizabethan trained ape. — H. Joyce, A bibliographical note on J. Russel Lowell. — Brief mention. A. S. Cook, The Old English *Elene*, Phoenix, and Physiologus, — The modern student's library. — J. Hergesheimer, Hugh Walpole: an appreciation]. — 5, May [G. Frank, Vernacular sources and an Old French passion play. — J. Warshaw, The Epic-drama conception of the novel. — B. Woodbridge, La Princesse de Clèves. — T. Starck, Modern German plant names in '-ing' (-ling). — E. Shannon, Chaucer's 'Metamorphoseos'. — L. Lockert, A scene in 'The fatal dowry'. — Reviews. E. S. Sheldon: F. J. Tanquerey, l'évolution du verbe en anglo-français (XIIe—XIVe siècles). — F. J. Tanquerey, Recueil de lettres anglo-françaises (1265—1399). — A. Lovejoy: J. Babbitt, Rousseau and romanticism. — A. B. Faust: T. M. Campbell, The life and works of F. Hebbel. — Correspondence. G. van Roosbroeck, Notes on Pradon. — John Rea, A note on *The tempest*. — G. Woods,

A note on Lamb. — Brief mention. C. Noteuth, An interpretation of Keat's *Endymion*. — The Yale Shakespeare]. — 6, June [H. D. Gray, The sources of 'The tempest'. — W. Crawford, A 16th century Spanish analogue of 'Measure for measure'. — R. F. Dibble, Ch. Dickens, his reading. — W. W. Comfort, Notes on Old French similes of the chase. — R. Jones, Another of Pope's schemes. — Reviews. W. Nitze: J. Weston, From ritual to romance. — C. Ruutz-Rees: H. Harvitt, Eustorg de Beaulieu. A disciple of Marot. 1495(?)—1552. — M. Harvitt, Noëlia Dubrule, Le Français pour tous. — O. S. Coad: Cl. E. Foust, The life and dramatic works of R. Montgomery. — Correspondence. W. P. Mustard, Notes on *The Shepheardes Calender*'. — Th. Mabbott, A few notes on Poe. — W. Schultz, Kipling's *Recessional*. — G. Havens, The sources of Rousseau's *Edouard Bomtson*. — J. Rea, Notes on Shakespeare. — F. B. Kaye, 'Addison's Tye-Wig preachment'. — F. Miller, Stanzaic division in York play, XXXIX. — Brief mention. F. R. Amos, Early theories of translation. — A. Brand, The infernal masculine and other comedies].

Publications of the Modern Language Association of America. XXXV, new series XXVIII, 1, March 1920 [S. F. Gingerich, From necessity to transcendentalism in Coleridge. — P. F. Baum, The young man betrothed to a statue; additional note. — W. Kurrelmeyer: Kartaune, Kartauwe. — H. L. Creek, Rising and falling rhythms in English verse. — R. E. Neil Dodge, Spenser's imitations from Ariosto-Addenda. — E. N. S. Thompson, War journalism three hundred years ago. — H. Glicksman, The editions of Milton's History of Britain. — A. Thaler, The Elizabethan dramatic companies]. — 2, June [L. Pound, The English Ballads and the Church. — W. C. Curry, Chaucer's reeve and miller. — E. C. Baldwin, Milton and Plato's Timæus. — W. Haller, Order and progress in *Paradise lost*. — J. M. Beatty jr., An essay in critical biography. — Charles Churchill. — Appendix]. — 3, Sept. 1920 [W. E. Farnham, The contending lovers. — H. R. Patch, The *Ludus Coventriae* and the Digby *Massacre*. — B. Q. Morgan, Music in the plays of Ludwig Anzengruber. — B. S. Allen, William Godwin and the stage. — J. W. Tupper, The dramatic structure of *Samson Agonistes*. The international union of academies and the American council of learned societies].

Die neueren Sprachen, hg. von W. Küchler und Th. Zeiger. XXVIII, 1./2. April/Mai 1920 [L. Spitzer, 'Inszenierende' Adverbialbestimmungen im neueren Französisch. — M. Kirsten, Zur pädagogisch-psychologischen Grundlegung der neusprachlichen Reform. — E. Moosmann, Der englische Unterricht am Reform-Realgymnasium im Hinblick auf die Einheitsschule. — Vermischtes. — Anzeiger]. — 3./4. Juni/Juli [K. Voßler, Über das Verhältnis von Sprache und Religion. — M. Kirsten, Zur pädagogisch-psychologischen Grundlegung der neusprachlichen Reform. II. — W. Ricken, Der Subjonctif (= Mode Subjonctif) als einheitlicher 'unterbindender' Modus. — Vermischtes. — Anzeiger]. — 4./5. August/September [Max J. Wolff, Shakespeare und der Petrarkismus. — H. Mutschmann, Das Problem von Shakespeares 'Julius Cäsar'. — H. Schmidt, Beiträge zur französischen Syntax. — L. Pfandl, Pio Baroja. — Vermischtes. — Anzeiger].

Modern philology. XVII, 9, Jan. 1920 [A. Thaler, The travelling players in Shakespeare's England. — G. Sherburn, The early popularity of Milton's minor poems. Concluded. — S. J. Rypins, The Beowulf codex]. — 10, Febr. [F. Schoenemann: C. F. Meyers Schillergedicht. — F. A. Wood: The IE. root *Qēu-: 'nuere, nutare, cevere; quatere, cudere; cubare, incumbere'. II. — J. E. Gillet, Wesen und Wirkungsmittel des Dramas in Deutschland vor Gottsched. — A. Schaffer, The Ahasver-Volksbuch of 1602]. — 11, March [W. A. Nitze, On the chronology of the Grail romances I. — concluded. —

J. B. Fletcher, La Vita Nuova, Sonetto XI. — E. H. Wilkins, An introductory Dante bibliography. — J. A. Child, On the concessive clause in Early Italien. — E. Buceta, Anton de Montoro y el Cancionero de Obras de Burlas]. — 12, April [L. A. Hibbard: Erkenbald the Belgian, A study in Medieval exempla of justice. — L. H. Harris, Three notes on Ben Jonson. — E. D. Snyder: The wild Irish, A study of some English satires against the Irish, Scots, and Welsh. — Reviews and notices]. — XVIII, 1, May [E. Rickert, A new interpretation of *The parlament of foules*. — J. R. Hulbert, The problems of authorship and date of *Wynnere and Wastoure*. — T. S. Graves, Richard Rawlidge on London playhouses. — J. D. Rea, Longfellow's 'Nature'. — C. R. Baskervill, The genesis of Spenser's Queen of faerie. — J. S. Kenyon, On the date of *The owl and the nightingale*]. — 2, June [M. Schütze, The fundamental ideas in Herder's thought. I. — F. A. Wood, Germanic w-gemination. I. — A. Le Roy Andrews, Studies in the fornaldar sǫgur nordrlanda, continued. — J. N. Beam, Hermann Kirchner's Sapientia Salomonis. — E. W. Fay, Professor Prokosch on the IE. sonant aspirates. — S. W. Cutting: Calvin Thomas, 1854—1919]. — 3, July [H. C. Lancaster, La Calprenède dramatist. — E. S. Sheldon, Some *Roland* emendations. — K. Pietsch, The Madrid manuscript of the Spanish Grail fragments. — G. T. Northup, 'Caballo de Ginebra'.] — 4, August [M. Esposito, A ninth-century astronomical treatise. — M. B. Finch and E. A. Peers, Walpole's relations with Voltaire. — A. C. L. Brown, The Grail and the English 'Sir Perceval']. — 5, Sept. [H. N. Hildebrand, The early history of the Chapel Royal. — S. T. Williams, Some versions of *Timon of Athens* on the stage. — Reviews and notices].

Germanisch-romanische Monatsschrift. VIII, 1, 2, Januar/Februar 1920 [R. Blümel, Gibt es Gebiete der Grammatik, die für die Schulgrammatik nicht in Betracht kommen? — R. Müller-Freienfels, Gotische Formgebung in der deutschen Literatur. — E. Aulhorn, Vom englischen Soldatenlied. — M. L. Wagner, Die Beziehungen zwischen Wort- und Sachforschung]. — 3, 4, März/April [A. Pick, Aphasie und Linguistik. — F. M. Huebner, Die Objektivität als notwendige Aufgabe. — R. Petsch, Kleist und Kant. — C. Becker, Brunetière und Bossuet. — Dem Gedächtnis Ernst Siepers]. — 5, 6, Mai/Juni [F. Sommer, Stimmung und Laut I. — R. Petsch, Neue Literatur über Goethes 'Faust'. — F. Schoenemann, Amerikanischer Humor I. — F. Neubert, Maupassant als Essayist und Kritiker]. —7, 8, Juli/August [F. Sommer, Stimmung und Laut II. — F. R. Schröder, Skandinavien und der Orient im Mittelalter I. — F. Schoenemann, Amerikanischer Humor II. — Max J. Wolff, Italienische Komödiendichter IV. — E. Wechßler, Hermann Suchier]. — 9, 10, Sept./Okt. [F. Holthausen z. 60. Geburtstag. — L. Spitzer, Schopenhauer und die Sprachwissenschaft. — R. Blümel, Die gehörte und gesprochene und die gelesene und geschriebene Sprache. — F. R. Schröder, Skandinavien und der Orient im Mittelalter II. — Helene Richter, G. B. Shaws Dramen aus der Kriegszeit. — Elise Richter, Romain Rolland].

Neophilologus. VI, 1, Okt. 1920 [B. H. J. Weerenbeck, A propos de Galimatias. — E. Boulan, La littérature féminine et le 18me siècle 'charmant et maudit'. — C. Kramer, Les poèmes épiques d'André Chénier III. — S. Feist, Der Name der Germanen. — A. Frantzen, Kleine Beiträge zur Wortkunde. — F. Schoenemann, Wilhelm Busch und Schopenhauer. — P. Fijn van Draat, The place of the adverb. A study in rhythm. — J. Schrijnen, Genitivus mysticus. — J. Schrijnen, De latijnsche accusativus absolutus. — Boekbespreking. J. S. de Grave, R. Th. Holbrook, Etude sur Pathelin].

Lion, C. Th., Kurzgefaßtes Lehrbuch der niederländischen Sprache für den Selbstunterricht. Leipzig, Reisland, 1919. VIII, 140 S. [Aus dem Bei-

spiel wird die Regel gewonnen, während die Beispiele zugleich der Aneignung des Sprachschatzes dienen. Für die Lesestücke ist zur Erläuterung zunächst die zwischenzeilige Übersetzung gewählt; weiterhin genügten Listen der noch unbekannten Wörter. Zur Erlangung der Sprechfertigkeit dienen die den Lesestücken folgenden Fragen, die schriftlich und mündlich zu beantworten sind. Jedesmal nach Abschluß eines größeren Abschnittes steht eine zusammenfassende Aufgabe.]

Germanisch.

The journal of English and Germanic philology. XVIII, 2, April 1919 [Fr. Klaeber, Concerning the functions of Old English 'geweoda' and the origin of German 'gewähren lassen'. Sep.-Abz. 22 S.]. — 3, July [A. H. Gilbert, Martin Bucer on education. — L. Mason, The Furness variorum. — J. R. Schultz, The life of Alexander Barclay. — R. C. Whitford, Another Lucy. — C. M. Lotspeich, Ablaut and sentence-accent. — O. B. Schlutter, Notes on Kluge's and Weigand's Etymological dictionaries. — A. M. Sturtevant, Zur a-Brechung im Nord- und Westgermanischen. Das Verhalten des starken Verbs zu der nominalen Flexion. — M. J. Rudwin, The origin of the German carnival comedy. — Reviews. R. M. Alden, B. H. Clark's 'European theories of the drama'. An anthology of dramatic theory and criticism from Aristotle to the present day. — S. P. Sherman, F. E. Pierce's 'Currents and eddies in the English romantic generation. — H. S. Hughes, H. Fielding's 'The tragedy of tragedies'. — H. N. Hillebrand, J. Q. Adams' 'The dramatic records of Sir Henry Herbert (Cornell Studies in English). — O. S. Coad, P. J. Reed's 'The realistic presentation of American characters in native American plays prior to 1870. — G. T. Flom, A. B. Larsen's 'Syntaxen i Tromsø, Bymaal. En kort oversight av Ragnvald Iversen. Kristiania, 1918. — Fr. Klaeber, M. Foerster's 'Il codice Vercellese con omelie e poesie in lingua anglosassone, and M. Förster's 'Der Vercelli-Codex CXVII'. — G. O. Curme, H. L. Mencken's 'The American language'. — M. L. Bailey, H. R. Steeves' 'Learned societies and English literary scholarship in Great Britain and the United States'. — H. W. Nordmeyer, E. H. Zeydel's 'The holy Roman empire in German literature'].

Revue germanique. XI, 1, janvier-mars 1920 [M. Castelain, Shakespeare ou Derby. — L. Cazamian, A propos de Carlyle. — C. Pitollet, 'La question Kinkel' en 1914. — F. Delattre, A propos d'une anthologie récente de la poésie anglaise au 17e siècle. — A. Debailleul, Le roman anglais]. 2, avril-juin [J. Dresch, Sophie de Laroche et sa famille. — R. Lalon, 'Antoine et Cléopâtre' à l'Opéra. — A. Fournier, Le roman allemand].

Kock, Ernst A., Jubilee jaunts and jottings. 250 contributions to the interpretation and prosody of Old West Teutonic alliterative poetry. (Festskrift utgiven av Lunds Universitet vid dess tvåhundrafemtioås jubileum 1918.) Leipizg, Harrassowitz 1918. 81 S. [Bemerkungen zu einzelnen Stellen in den verschiedensten ags. Dichtungen, namentlich Beowulf und Rätsel; auch zu Heliand und Hildebrand.]

Skandinavisch.

Mitteilungen der Islandfreunde (Organ der Vereinigung der Islandfreunde). Jena, Verlag E. Diederichs. VII, 1, 2, Juli—Okt. 1919 [O. Cahnheim: A. Heusler, Zur Erinnerung an Björn Magnússon Olsen (1850—1919). — H. Rudolphi, Bibliogr. Beiträge z. Naturkunde Islands. — R. Rudolphi, Literatur über die Färöer. — M. Gruner, Einár Jónsson (mit einer Bildertafel). — A. Erichsen, Was geben uns die isländ. Sagas? — H. Rudolphi, Historisches und Statistisches zum Grindwalfang auf den Färöern. — L. Remeitz, Dänemark und Island. — S. Remeitz, Islands neues Wappen. — Eine Schneelawine auf Island. Bücheranzeigen. Nachrichten aus Island.

Vorträge über Island. Nachrichten von den Färöern. Bücherei der Vereinigung der Islandfreunde. — Quittung. — An unsere Mitglieder.]. — Heft 3, 4, Januar—April 1920 [Neckel, Zu Andreas Heuslers Rücktritt vom Lehramt. — Heusler, Etwas über das Verdeutschen altisländischer Sagas. — Funk, Die Änderung der staatsrechtlichen Stellung Islands. — A. Jóhannesson, Die erste Kunstausstellung auf Island. — Dierbach, Die Almannagjá (mit Abbildung). — Zum Gedächtnis zweier Dichter Jòn Thoroddson und Gudmundur Gudmundsson). — Rudolphi, Der Name Färöer. — Rudolphi, Munsken. — An Deutschland (übers. v. Th. Stettner). — Islandliteratur 1915—1918. — Literatur über die Färöer. — Bücheranzeigen. — Nachrichten aus Island. — Nachrichten von den Färöern. Eine Überquerung des Vatnajökull. — Zeitungen und Zeitschriften unserer Bücherei. — Bücherei der Vereinigung].

Edda. Zweiter Band. Götterdichtung und Spruchdichtung. (Thule, Altnordische Dichtung und Prosa hg. v. F. Niedner.) Übertr. von F. Genzmer. Mit Einleitung u. Anmerkung v. Andreas Heusler. Jena, Diederichs, 1920. 201 S. [Auf die Heldengedichte der Edda folgen hier die Göttergedichte. Die Nordgermanen — so führt Heusler in monumentaler Einleitung aus — hatten die Einbildungskraft, das Reich ihrer Gottheiten und Riesen zu gestalten in bunten Bildern und wohlgeschürzten Geschichten, wie es von den sprachverwandten Völkern kaum noch die Griechen vermochten; im alten Indien hat man die Götter nie so weit vermenschlicht. Thor und Odin ragen als die mythenreichsten Charaktere hervor; der dritthöchste, Freyr, hat weniger eigene Tätigkeit und bleibt daher blasser; der uralte Kriegsgott Tyr besitzt überhaupt keine persönlichen Züge. Loki, der hervorragendste von den kultlosen Göttern, hat wandelbare, doch immerhin kennzeichnende Porträtlinien. Zu solchen Göttern gesellt sich noch das Volk der Riesen und Trolle, der Alben und Zwerge, der Walküren und Nornen. Fehde steht zwischen dem göttlichen und riesischen Lager, alt wie die Welt und austilgbar erst im Weltende; schwächere Gegnerschaft erklingt nur noch in einzelnen Strophen von Asen und Wanen. Daneben bleibt die Stellung der Gottheit zum Menschengeschlechte völlig im Schatten; selten fällt ein Blick auf die Krieger der Walhall; wir sehen nicht eine gläubige Gemeinde in ihrer Abhängigkeit von Gott, sondern eine rein jenseitige Dichtung. Wie alt diese nordischen Mythen sind, was an ihnen bodenständig und was aus irischer Sage und christlicher Lehre geflossen, darüber wissen wir nichts Genaueres. Sicher ist nur, daß ein größerer Teil dieser Götterlieder erst nach der Heidenzeit entstand; die Mythenwelt war den Isländern auch nach der Bekehrung ein lebendiges Gut geblieben und wurde als eine Weisheitsquelle von den Missionaren bis ins 13. Jahrh. geduldet, ja gepflegt. Der Form nach sind verschiedene Gattungen zu sondern: das doppelseitige Ereignisgedicht war gemein germanischer Art, und indem es von Heldenstoffen übertragen wurde auf Götter, sah man sich veranlaßt, die Mythen weiter auszubauen. Es gab ferner Visionsgedichte, wie das berühmte 'Gesicht der Seherin', das nichts von heidnisch gläubigem Bekenntnis enthält, vielmehr einen kirchlich angehauchten Wortschatz und ein paar aus der Bibel stammende Bilder, so daß als Dichter am ehesten ein isländischer Geistlicher zu denken ist. Es folgen Scheltszenen, Memorialstrophen, Sprüche aus dem wirklichen Leben, geschichtliche Fürstendichtung in Preisliedern, Einzelstrophen, Priameln, Runenverse, Zauber, Rätsel u. dgl. Durch solche Gattungsunterschiede wird erst der mannigfache Zweck dieser Literatur ersichtlich. Den Übersetzungen Genzmers ist nachzurühmen, daß man sie versteht und daß sie dennoch die altnordische Stilisierung durchfühlen lassen. Der Verlagsbuchhandlung aber gebührt hohe Achtung, daß sie selbst in dieser schweren Zeit den Druck einer Sammlung fortsetzte, durch die uns die altheimische Wunderwelt stählern anweht.]

Hermannsson, U., Modern Icelandic. (Islandica. An annual relating to Iceland and the Fiske Icelandic Collection, in Cornell University Library.) Cornell University Library, Ithaca, Newyork, 1919. 66 S. $ 1.

Deutsch.

Baesecke, Georg, Deutsche Philologie (Wissenschaftliche Forschungsberichte, hg. v. Hönn. Geisteswissenschaftl. Reihe 1914—1917). Gotha, Perthes, 1919. VIII, 132 S. M. 6.

Paul, Hermann, Deutsche Grammatik. Band V, Teil V: Wortbildungslehre. Halle, Niemeyer, 1920. VI, 142 S.

Lesebuch z. Einführung i. d. ältere deutsche Dichtung, hg. von E. Schönfelder, R. Kniebe u. P. Müller. I. Teil: Texte. XII, 364 S. II. Teil Anm., 199 S. Frankfurt a. M., Diesterweg, 1920. [Die ahd. Denkmäler sind in Übersetzung gegeben, die mhd. Proben im Urtext. Erfreulich beachtet sind die lateinischen Dichtungen der Zwischenzeit, besonders der Waltarius und die Volksdichtung der Übergangszeit zum Nhd. Die Schriftsprache ist beachtet bis herab zu Günther. Der Band Anmerkungen enthält manchen weiteren Exkurs, namentlich über Sagendinge, dazu einen Abriß der mhd. Sprachlehre und ein Wörterverzeichnis. Die ganze Sammlung zeugt von dem innigen Verhältnis, das weite Kreise in unseren höheren Schulen zur alten Heimatsdichtung gewonnen haben.]

Stammler, W., Geschichte der niederdeutschen Literatur (Aus Natur und Geisteswelt, 815). Leipzig, Teubner, 1920. 128 S. M. 3,50, kart. M. 2,80.

Meisinger, Othmar, Bilder aus der Volkskunde. Frankfurt a. M., Diesterweg, 1920. VIII, 288 S. [Ein Lesebuch. Die Stücke handeln über Volkskunde als Wissenschaft, über ihr Fundament im deutschen Gefühlsleben, über Burg, Haus und Tracht, über Gebräuche und Mythenreste, Namen und Dialekte, Volkslied und Tanz, Arbeit und Rythmus, Sage und Märchen, Rätsel und Schwänke. Gerade was man bisher von den Kindern mit Absicht ferne hielt, um sie vor Zerstreutheit und Phantastik zu bewahren, wird hier zu einem bunten Strauße für sie gebunden. Hat nicht der Erwachsene weit mehr Interesse am kindlichen Denken des Volkes als das Kind selber? Die Stücke sind aus guten Autoren zusammengesucht, aus Riehl, Ratzel, Uhland, Weinhold, Grimm, Freytag, Hildebrand u. a. Von Goethe erscheint die Anzeige von Hebels Gedichten; auch v. d. Leyen ist mit einem Märchenartikel vertreten. Quellennachweise auf mehr als drei Seiten machen den Schluß und ersetzen eine Bibliographie. Ich halte Volkskunde für eine Wissenschaft, die einen besonders reifen und kritischen Geist voraussetzt; ob sie für die Jugendschule sich eignet, dürfte ein interessantes Experiment werden.]

Pohl, Gerhard, Der Strophenbau im deutschen Volkslied. Teil I, Teil II §§ 11—21. Diss. Berlin, 1920. 72 S.

Reis, Hans, Die deutschen Mundarten (Sammlung Göschen 605). 2. umgearb. Aufl. Leipzig, VWV, 1920. 142 S. M. 2,10 + 100 %.

Singer, S., Neidhart-Studien. Tübingen, Mohr (Paul Siebeck), 1920. 74 S. M. 10 + 75 %.

Der Wiener Oswald, hg. v. Gertrud Fuchs (Germ. Abhandlungen begr. von Weinhold, hg. von Vogt, 52). Breslau, Marcus, 1920. XXXIII, 64 S.

Jantzen, Hermann, Literaturdenkmäler d. 14. u. 15. Jahrhunderts; ausgewählt u. erl. v. H. J. 2. neudurchgesehene Auflage. (Sammlung Göschen 181.) Berlin, VWV, 1919. 151 S. Geb. M. 1,60 + 50 %. [Lyrik: Hugo von Montfort, Oswald von Wolkenstein, Clara Naetzlerin. Meistergesang: Suchensinn, Heinrich von Mügeln. Muskatblut. Reimrede: der König vom Odenwald, Heinrich Teichner, Suchenwirt. Fabel: Boner. Moraldichtung: Hans Vindler. Schwänke: Pfarrer von Kalenberg. Drama: Trierer Osterspiel, Perner und Wunderer. Prosa: Meister Eckhardt, Hein-

rich Seuse, Johannes Tauler, Konrad von Megenberg, Heinrich Steinhövel, Augustin Tünger, Till Eulenspiegel.

Dörr, Kaspar, Die Kreuzensteiner Dramenbruchstücke; Untersuchungen über Sprache, Heimat und Text (Germanistische Abhandlungen, begr. v. K. Weinhold, hg. v. Fr. Vogt. 50. Heft). Breslau, M. u. H. Marcus, 1919. VI, 136 S.

Liepe, Wolfgang, Elisabeth von Nassau-Saarbrücken. Entstehung und Anfänge des Prosaromans in Deutschland. Halle, Niemeyer, 1920. XV, 277 S. M. 24.

Muncker, Franz, Anschauungen vom englischen Staat und Volk in der deutschen Literatur der letzten vier Jahrhunderte. Erster Teil. Von Erasmus bis zu Goethe und den Romantikern. Vorgetragen am 3. Juni 1916. (Sitzungsbericht der Kgl. Bayr. Akademie der Wissenschaften. Philos.-philolog. u. histor. Klasse. Jahrg. 1918. 3 Abh.) München, Verlag d. Kgl. Bayr. Akad. d. Wissenschaften, in Kommission des G. Franzschen Verlags (J. Roth). 162 S. [Zuerst hat englisches Geistesleben auf deutsches gewirkt — um diese Tatsache wird kaum herumzukommen sein. Wycliffe war der große Lehrmeister für Huß, der durch die Vermählung der böhmischen Prinzessin Anna mit Richard II. zur Kenntnis des englischen Vorreformators gelangt war. Prag war damals die Residenz des deutschen Kaisers, und wenn die Gedanken Wycliffes auch nicht durch unsere Sprache übertragen wurden, so gelangten sie doch durch Huß in deutsche Sphäre. Mit dieser religiösen Welle müßte eigentlich die Geschichte der Englandbeurteilung auf unserm Boden beginnen. Als erster Einfluß von unserm Lande über den Kanal wäre dann der unserer Mystiker zu nennen; namentlich Suso wurde im 15. Jahrh. ins Englische übersetzt, was selbst dem gelehrten Kirchenhistoriker Hauck entgangen ist. Mit Belesenheit und Fleiß beginnt Muncker seine Darstellung bei den Humanisten. Erasmus, der Holländer, brach das Eis durch ein warmes Lob des Londoner Hofes und der Oxforder Schulen. Er rühmte Heinrich VIII. als den Philosophen auf dem Throne. Als ihm der Machthaber den edlen Freund Thomas Morus köpfen ließ, gingen dem gelehrten Idealisten von Rotterdam allerdings die Augen auf, und erregt schrieb er über die 'Kebse' Anna Boleyn. Die deutschen Urteile über die englische Reformation hat M. dann übergangen, weil er, wie sein Titel andeutet, eigentlich nur die über Staat und Volk verfolgen wollte. Da Tyndale in Wittenberg bei Luther war, die englischen Calvinisten in Zürich und Genf eine kleine Kolonie bildeten und die Trennung der Puritaner von den Anglikanern auf deutschem Boden, in Frankfurt a. M., erfolgte, ist vielfach zu ersehen, wie damals unsere Vorfahren über die Briten dachten. Aber auch in weltlich-humanistischer Art setzen sich die durch Erasmus geschaffenen Berührungen fort. Aus diesem Nährboden erwuchs auch die erste Übersetzung ins Deutsche, die einem dichtenden Engländer zuteil wurde: der Oxforder Owen hatte 1624 eine Sammlung lateinischer Epigramme herausgegeben, und diese übertrug Valentin Löber 1653 in deutsche Verse, worauf sie Zacharias Hertel, Buchhändler in Hamburg, 1661 verlegte unter dem Titel 'Teutsch redender *Ovenus* oder eilf Bücher der lateinischen Überschriften des überaus sinnreichen englischen Dichters Oveni in teutsche gebundene Sprache ebenso kurtz übersetzet und mit etlichen Anmerckungen erläutert'. Auch an die Briefwechsel des Asham und Sidney darf man erinnern, während Muncker auf einige unserer Reisenden im England der Elisabeth hübsch eingeht. Die nächsten Berührungen entstanden durch die Politik. Elisabeth unterstützte die deutschen Protestanten, wenn auch nur äußerlich, um einige Bundesgenossen mehr gegen die katholischen Höfe von Spanien und Frankreich aufweisen zu können. Zwei Auswanderer suchten dann in der Früh-Stuartzeit die englische Hauptstadt auf, erfuhren von der Persönlichkeit Miltons und begannen ihn zu übersetzen: Haacke und Berge.

Weckerlin vertrat sogar durch Jahre sein Amt, gab sich aber nicht zum Verkünder seines Ruhmes her. Ja, nach der Hinrichtung des Königs Karl I. ging ein Sturm der Entrüstung durch die deutschen Schriftsteller, und Gryphius war der erste 1657, der in einer Tragödie über den unglücklichen Stuartkönig ihn begann. Hoffmannswaldau und Lohenstein stachen auf Cromwell, andere auf ganz England los. Was haben damals unsere Juristen gesagt? Es wäre interessant, auch ihre Stimme über Miltons Defensio zu hören. Jedenfalls war in der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts der britische Name bei uns am wenigsten geschätzt. Politische Berührung war ihm bei uns abträglich, nur kulturelle zuträglich. Eine solche günstige Kulturbewegung setzte ein mit den geistigen Folgen der Revolution von 1688. Die Aufklärung, das literarische Interesse, der Sinn für die bürgerliche Dichtung, die Befreiung des 'Frauenzimmers', der Geschmack für Volksdichtung und Shakespeare, dazu vieles andere, was im Laufe des 18. Jahrh. in Blüte schoß, wurde zuerst durch den Spectator über Europa ausgesät, mehr noch vielleicht in französischen als in deutschen Übersetzungen. Um dieselbe Zeit begann Defoes 'Robinson' seinen Siegeslauf, der ja ebenfalls mit vernunftgemäßer Erwägung von Kulturproblemen zusammenhing. Die englischen Reisebriefe von Muralt 1694 und Voltaire 1734 kamen dem Interesse für London zustatten. Republikanische Kreise ergriffen bei uns die literarische Führung, Bodmer und Haller in der Schweiz, Brockes und Hagedorn in Hamburg; ihnen konnten die antimonarchischen Ausführungen Miltons nicht bloß verzeihlich, sondern verdienstlich erscheinen; sie haben sich für ihn und manch anderen Freiheitsgedanken Englands eingesetzt. So führte die Reaktion gegen die Anglophobie zu einer Anglomanie, die mit Klopstock und Schubart gipfelte. Die Bundesgenossenschaft der deutschen Staaten, die hauptsächlich die Dichtung förderten, mit England im Dreißigjährigen Kriege darf dabei nicht vergessen werden. Aus der extremen Bewunderung Britanniens lenkte Lessing heraus zu einer selbständigen Vergleichung und Abwägung der beiden Westvölker, unter deren Anregung eine neue deutsche Dichtung eben emporblühte. Lessing nützte das englische Wesen, um unsere Urgroßväter auf das heimatlich Deutsche zu verweisen. Im breitesten Umfang hat er von den Vettern jenseits des Kanals gelernt und zugleich mit hellem Auge ihre Schwächen gesehen. So hielten es dann auch Wieland und Herder, Goethe und Schiller und eine Menge ihrer Zeitgenossen, wie Muncker mit großer Belesenheit dartut. Die französische Revolution veränderte zugleich das Urteil über die englische; Bürger in der unvollendeten Schrift 'Die Republik England' 1793 erkannte und verurteilte die Fehler Karls I., was einer Entlastung seiner Richter gleichkam, übersah jedoch nicht die persönlichen Tugenden des unglücklichen Königs, was einer direkten Parteinahme für seine Richter vorbeugte. Besonders ausführlich legt Muncker die Stellungnahme Arndts dar, bei dem zugleich das Bewußtsein politischer Bundesgenossenschaft mit dem Inselreich stark zu fühlen ist. Arndt pries England, weil es seine Seele im Kampfe gegen Napoleon für die Freiheit gegeben habe. Ihm imponierte seine Flotte, sein Kolonialreich, sein Welthandel, sein Fabrikenreichtum; doch hat er auch die verderblichen Folgen dieses Glückes nicht unterschätzt, die schwere Gedrücktheit der Tagelöhner und Fabrikarbeiter, den Mangel eines kräftigen Bauernstandes, das Brachliegen weiter Landstrecken, die Schätzung aller Dinge nach dem Gelde, die selbstgefällige Unverbesserlichkeit, die 'nur in Altengland ein Paradies und allenthalben sonst Barbarei findet', die Verachtung alles Schönen und Großen, wenn es von auswärts kommt. Seinem Auge entging es nicht, daß die schamlose Selbstsucht gegen andere Völker an vielen Orten Haß und Groll erweckte. 'Allgemeine Seetyrannen' und 'Feinde des Menschengeschlechtes' schalt er einmal die Briten im Zorne und sprach von ihrem unvermeidlichen Fall, wenn auch der letzte Hort euro-

päischer Freiheit mit ihnen untergehen sollte. In 'Germanien und Europa' 1803 warnte er sie vor zwingenden Übertreibungen des Handels, und in einer Schrift 'Der Bauernstand' 1810 riet er ihnen zur Heranbildung rüstiger Ackerleute. Mit dem Wiener Kongreß begann wieder eine schärfere Tonart. Byron im 'Don Juan' verurteilte damals das Treiben des Sklavenkettenflickers Castlereagh, und ähnliche Tatsachenerkenntnis dämmerte auch einigen deutschen Schriftstellern auf. Voran ging Arndt mit dem 'Wort von 1815'; der treue deutsche Mann beklagte die 'kleinliche und knickrige Krämerpolitik' gegenüber seinem Vaterlande. Der Griechen-Müller empörte sich über das Zusammengehen Englands mit dem Großtürken. Schade, daß hier die Ausführungen Munckers abbrechen. Das Schwanken der Ansichten entstand aus Erlebnissen. Anfangs hatten nur wenige unserer Landsleute mit eigenen Augen England gesehen; sie urteilten nach Gefühlsmomenten. Mit der engeren Berührung kam ein gemischtes Urteil auf; bald sollten Reisebriefe, wie die des Fürsten Pückler-Muskau, denen Heines 'englische Fragmente' unmittelbar folgten, der lobenden wie der tadelnden Kritik eine realere Grundlage geben. Hier sollte ein Fortsetzer die verdienstliche Arbeit Munckers weiterführen, unter noch ausgiebigerer Benützung historischer und politischer Werke, sowie mit Beifügung eines Namenregisters, ohne das es immer schwer ist, solche Materialsammlungen zu benützen.]

Heusler, Andreas, Heliand, Liedstil und Epenstil (Zs. f. d. A. LVII, 1—48). Berlin, Weidmann, 1920. [1. die Vorbilder des Heliandstils. 2. der freie Zeilenstil und seine Auflösung. 3. die Bereicherung des Satzbaus. 4. die Behandlung gerader und abhängiger Rede. 5. das Wachsen der Senkungen und Auftakte. 6. die Zunahme der Variation. 7. Folgerungen.]

Hauffen, Adolf, Geschichte des deutschen Michel. Prag, Verlag des deutschen Vereins zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse, 1918. 95 S. [Das Mittelalter verehrte den Erzengel Michael als großen Heilshelfer, aber 1541 taucht eine spöttische Bezeichnungsweise auf, hergeleitet von den Michelsbrüdern, die auf Wallfahrten nach Nordfrankreich kamen, ihre frommen Lieder leierten, dazu bettelten und mit alldem den Eindruck der Dummheit machten. Deutscher Michel wurde danach ein Ausdruck für einen unwissenden und bäuerischen Menschen. Das fliegende Wort ist also französischen Ursprungs. Aber noch im 16. Jahrhundert gewann es in deutschem Munde eine günstigere Bedeutung als ein lauterer, redlicher, gutherziger Kerl. Durch die Kriegstaten des Michael Obertraut, der als Reiteroberst des Pfalzgrafen Friedrich V. von der Pfalz seit 1619 sich auszeichnete, bis ihn Tilly 1625 mit großer Übermacht überfiel und tödlich verwundete, wurde sogar die Erinnerung an den schützenden Erzengel Michael für eine Weile erneut. Dann allerdings im Zeitalter der Aufklärung gilt der deutsche Michel als unkundig des Lateinischen — so bei Lessing; immerhin war es besser, ein deutscher Michel gescholten zu werden als ein lateinischer. Um die Mitte des 18. Jahrh. wird zum Träger des Namens ein Bauernknecht oder ein junger Bauer mit den guten und schlechten Eigenschaften unseres Landvolkes, bieder, fleißig, genügsam, nicht sehr gescheit, häufig recht verträumt, ein besserer Spießbürger; so finden wir die Gestalt in einem Lustspiel von 'Herzog Michel' 1750 zuerst gespielt in Leipzig, oft auch vom jungen Goethe in seiner Leipziger Zeit. Mancherlei volkstümliche Lieder handeln von diesem 'Vetter Michel' und in solcher Art nahm auch Goethe ihn auf in sein dramatisches Bruchstück 'Hanswursts Hochzeit' 1775 und in sein Gedicht 'Musen und Grazien' in der Mark 1796. Diese Auffassung ist im wesentlichen geblieben, obwohl Arnim und Platen mehr an einen stumpfsinnigen Philister denken. In der Zeit der Napoleonischen Herrschaft gewann der deutsche Michel in den Liedern der Freiheitssänger viel Tapferkeit, Entschlossenheit und Begeisterung, um nach der Enttäuschung durch die heimischen Potentaten in übergroße Gutmütigkeit und unpraktische Weltfremd-

heit zu versinken. Die Figur richtete sich also nach der politischen Konstellation. Das Freundlichste hat Arndt gesungen, indem er weissagte, wenn sich der Michel einmal die Augen ausreibe, so werde er den welschen Lügenschein weit fortwerfen und als ein herrliches Riesenkind sich bewähren. Zahlreich sind dann die Anspielungen auf ihn bei den verschiedensten Schriftstellern des 19. Jahrh. Politische Dichtung verlangt einen solchen anschaulichen Durchschnittstypus, ähnlich hat England seit 1704 seinen John Bull, Amerika seit 1780 seinen Bruder Jonathan. Eine interessante Zusammenstellung voll Belesenheit und mit einem Stich ins Aktuelle.]

Neumann, Friedrich, Geschichte des nhd. Reimes von Opitz bis Wieland. Studien zur Lautgeschichte der neuhochdeutschen Gemeinsprache. Berlin, Weidmann, 1920. XVI, 394 S. M. 18.

Price, Lawrence M., English-German literary influences. Bibliography and survey. Part I: Bibliography (Univ. of California publ. in mod. phil. IX, 1. Jan. 1919). Berkeley, California Press. 111 S. [Über tausend Schriften sind verzeichnet als auserlesene Proben, denn Vollständigkeit wäre bei so ausgedehntem Gegenstand, der jede Seite der beiderseitigen Literaturgeschichten seit dem 16. Jahrh. berührt, doch niemals erreichbar. Man sieht nur, daß deutsche Forscher über das empfangene Gut mit Fleiß und Dank quittierten. Es wäre kleinlich, dem Verf. sagen zu wollen, daß er einige Büchertitel nicht kenne, vielmehr sei die Nützlichkeit einer solchen Zusammenstellung hervorgehoben; sie lehrt, wie verwoben die abendländische Kultur seit Jahrhunderten ist, und sie dient zum Nachschlagen. Nur die früheste Übersetzung eines englischen Dichtwerkes, die diesen Namen verdient, sei nachgetragen, weil nie ein Originalexemplar zur Hand ist: *Owens Epigrammata teutsch* 1653, gedruckt Jena 1661. Am meisten ausgebeutet ist das Shakespeare-Jahrbuch; bis 1914 war es dem Verf. zugänglich; der Fall erweist, daß es seine kulturverknüpfende Aufgabe nicht erfolglos pflegt.]

Trendelenburg, Zu Goethes Faust (Vorarbeiten für eine erklärende Ausg.). Berlin, VWV., 1920. 162 S. M. 7.

Funck, Heinrich, Goethes und der beiden Grafen Stollberg Aufenthalt in Karlsruhe auf ihrer gemeinsamen Reise in die Schweiz 1775. Sep.-Abdr. aus der Pyramide, Wochenschrift des Karlsruher Tageblatts, 8. u. 15. Febr. 1920.

Petersen, J., Das deutsche Nationaltheater. Fünf Vorträge, gehalten im Febr. u. März 1917 im Freien deutschen Hochstift zu Frankfurt a. M. (Zeitschr. f. d. deutschen Unterricht, 14. Erg.-Heft). Leipzig, Teubner, 1919. 106 S. und 8 Tafeln. M. 4. [Die Vorträge gelten: 1. dem geistlichen Theater mittelalterlicher Art. 2. dem Volkstheater nach Art der Fastnachtspiele und Meistersingerbühnen, wozu auch Shakespeares Schauspielhaus und die englischen Komödianten gezogen sind. 3. dem Hoftheater, das mit den Festspielen der Renaissance beginnt und besonders die Oper behandelt sowie Goethe und Schiller in ihrem Verhältnis zur Oper. 4. dem Nationaltheater, das in Aufklärung und Neuhumanismus wurzele und durch die Einbürgerung Shakespeares bis zum Virtuosentum gesteigert worden sei. 5. dem Festspieltheater, als dessen Förderer Tieck, Laube, Dingelstedt, Richard Wagner, Herzog Georg v. Meiningen, Otto Brahm und Max Reinhardt erscheinen. Am Schluß fragt der Verf., ob die heutige Zeit für ein wirkliches nationales Festspiel reif sei, und bejaht es in Hinblick auf das tatenfrohe Einheitsgefühl unseres Volkes im August 1914: 'Der Glaube an unsere Einheit sehnt sich, nach allen Prüfungen, nach Marter, Todesopfer, Grab- und Höllenfeuer, seine Auferstehung zu erleben!' Es sei die Aufgabe der deutschen Kunst, das Erlebnis dieser Zeit zum unvergänglichen Ausdruck zu bringen. — Was über unser Theater in den vorgenannten Perioden bekannt geworden, ist hier lebendig dargestellt, durch viele Abbildungen erläutert und mit einer wohltuenden Begeisterung in die Zukunft projiziert.]

Pfenniger, Else, Friedrich Ludwig Schröder als Bearbeiter englischer Dramen. Diss. Zürich, 1919. Zürich, E. Kreutler, 1919. 104 S. [Schröder, der 600 Rollen beherrschte, fand besonders in den Jahren 1782—85, als er sich von der Direktion des Theaters zurückgezogen hatte, Zeit und Kraft, um etwa 150 Stücke für seine Bühne zu bearbeiten, die er besonders gern aus dem Englischen wählte. Pfenniger vergleicht diese Bearbeitungen mit den englischen Quellen. Er bevorzugte bürgerliche Trauerspiele, die er in Rührstücke verwandelte, während er in Lustspielen die komischen Elemente verstärkte. In den Dramen der Restaurationszeit wurden die ausgelassenen Helden zu anständigen Bürgern. Fast durchaus ist der Schauplatz nach Deutschland verlegt. Ein schöpferischer Geist war er nicht, aber ein geschickter Mann der Bühne.]

Corssen, Meta, Kleists und Shakespeares dramatische Sprache. Diss. Berlin, 1919. Druck in der v. Sternschen Druckerei, Lüneburg. 74 S.

Tieck, Ludwig, Das Buch über Shakespeare, hg. v. R. Lüdeke (Leitzmanns Neudrucke deutscher Literaturwerke, 1). Halle, Niemeyer, 1920. XXVI, 523 S. M. 30. [Aus dem Nachlaß ist jetzt das Werk herausgegeben, an dem Tieck durch zwanzig Jahre gearbeitet und das er bis zu seinem Ende 1853 versprochen hat. Köpke hatte in Tiecks nachgelassenen Schriften bereits veröffentlicht ein Bruchstück des 'Kommentars zu Shakespeare', der hier als 'erster Entwurf' wiederkehrt und etwa 1794 entstand, ferner unvollständig die 'zweiten Entwürfe' 1796, die 'zwei Kapitel der Einleitung' 1815 und den 'Plan des Ganzen' 1810, endlich ein Fragment über Lady Macbeth. Lüdeke vervollständigt den 'Kommentar' und die späteren 'Entwürfe'; dazu gibt er ein 'chronologisches Verzeichnis der Stücke und allerlei Nachträge'. Man kann jetzt über die Bedeutung des Ganzen urteilen. Es ist mehr ein Beitrag zur Kenntnis Tiecks als Shakespeares. In den neu gedruckten Partien fällt eine große Abhängigkeit von den englischen Kommentatoren auf. Die Stärke Tiecks lag in der Ästhetik, nicht in der Charakterfassung. An Hamlet z. B. betont er eine gewisse Religiosität, durch die der Dichter die Erscheinung des Geistes zu besonderer Wirksamkeit bringt, was gewiß gut beobachtet ist; aber ist Hamlet wirklich so 'schwach, leidend, kränkelnd', daß er dem 'weichen' Romeo an die Seite zu stellen ist? Haben wir an Polonius einen 'ziemlich klugen und rechtschaffenen Mann' zu sehen, der vor König und Königin den Narren nur 'spielt'? Anderseits hat sich Tieck weder in die philosophischen noch in die politischen Ansichten der Shakespearezeit tiefer versenkt, hat weder seine Bühnenverhältnisse noch die zeitgenössischen Dramatiker sorgsam studiert, ist überhaupt mit Realwissen sehr mäßig ausgestattet und hat wohl hauptsächlich deshalb das Werk nicht zu vollenden vermocht. Wer den großen Realisten Shakespeare wirklich enthüllen will, muß ein solides Wissen haben; mit bloßen Einfällen kommt man bei ihm nicht durch. Merkwürdig ist es, wenn man die Tiecksche Chronologie der Shakespeareschen Werke durchsieht, wie viel Fremdgut er seinem Dramatiker zuschreibt: nicht bloß die alten Dramen von der 'Widerspenstigen', vom 'König Lear', 'Heinrich IV. und V.' und 'König Johann', sondern auch 'Locrine', 'Cromwell', 'Oldcastle', Satiromastix', 'Puritan', 'Yorkshire Tragödie', 'Mucedorus', 'Schlacht von Alcazar', 'Arden von Feversham', 'Fair Em', 'Geburt des Merlin'. Welche Buntheit des Stils und Denkens! Man kann auch nicht sagen, daß Tieck, was die Entstehungszeit der Stücke betrifft, immer mit glücklicher Intuition geraten habe; er versetzt 'Heinrich VIII.' bereits in das Jahr 1600, dagegen den 'Sommernachtstraum' erst 1598, 'Julius Cäsar' 1610, 'Maß für Maß' gar erst 1615! — Der Herausgeber hat sich seine Aufgabe nicht leicht gemacht und namentlich fleißig nachgeprüft, auf welche Stellen sich Tiecks Bemerkungen beziehen.]

Soffé, Emil, Bühne und Gesellschaft. Brünn, Irrgang, 1918. 204 S. —

Vermischte Schriften, Brünn, Irrgang, 1909. 242 S. [Von literarhistorischen Essays hören wir heutzutage wenig. Soffé aber pflegt diese Gattung 'in Bühne und Gesellschaft' mit entschiedenem Stiltalent. Am liebsten beschäftigt er sich da mit englischen Literaturträgern: mit Minstrels und Balladensängern, mit Garrick als Richard III., mit Shakespeare auf dem deutschen Theater; diese Aufsätze sind sehr ansprechend geschrieben. Namentlich die Bedeutung Lessings für die Aneignung englischer Dichtungsziele verdient gelesen zu werden. Mit Frankreich beschäftigen sich Aufsätze über Racines Athalie und über den Pariser Salon zur Zeit Ludwigs XV. 'Deutsch ist Schikaneder in Brünn'. Die anregende Wirkung solch populärer Skizzen sollte nicht unterschätzt werden. — In den 'Vermischten Schriften' erörtert Soffé die Frage, ob Mucedorus ein Schauspiel Shakespeares war; Beeinflussung durch den Stratforder ist ihm wahrscheinlicher. Daneben handelt er über das Raigerner Liederbuch, das der Benediktiner Harlacher um die Mitte des 18. Jahrh. im mährischen Kloster Raigern schrieb, mit Goethes 'Clavigo' und 'Erwin', mit Alfred Meißner und mit 'Mähren in Saars Dichtung'. Es sind Feuilletons im guten Sinne, und in angenehmer Weise leuchten sie auch oft in die Tiefe.]

Lenzinger, P., Balladen und Romanzen in der Schweiz von C. F. Meyer. Diss. Zürich, 1919. Zürich, Leemann. 255 S.

Deetjen, Werner, Sie sollen ihn nicht haben! Tatsachen und Stimmungen aus dem Jahre 1840. Weimar, Böhlau, 1920. 67 S. M. 6.

Schneider, Hermann, Uhland. Leben, Dichtung und Forschung (Sammlung Geisteshelden, 69/70). Berlin, E. Hofmann, 1920. VIII, 527 S. Mit 3 Bildnissen.

Fischer, W., Die deutsche Sprache von heute (Aus Natur und Geisteswelt 475). 2. verb. Aufl. Leipzig, Teubner, 1919. 132 S.

Otte, Friedrich, Meeresrauschen. Dichtungen. Erfurt, Villaret, 1914. 124 S. [Zehn Jahre in China gaben dem Dichter Anlaß genug, an die Heimat zurückzudenken und die fremde Kulturwelt mit ihr zu vergleichen; die Verse sind Erlebnisse und Bekenntnisse eines Deutschen in Ostasien, ansprechend durch ihre Wahrheit und durchzogen mit allerlei englischen Zügen. Auch haben germanische Sage und Buddhamythen in Form gereimter Märchen sich eingemischt.]

(Viereck, Silvester) Die Ballade von Herrn Jobs und den 14 Punkten, recht kläglich zu singen nach der Melodie: 'Es soll kein Affe den Löwen machen', gedichtet von Giovanni de Sasso Rosso. 2. verm. Aufl., gedruckt in diesem Jahr (New York 1920). 26 S. [1. 'Es prahlten dereinst die Nationen, die westwärts von dem Rheinstrom wohnen: Nun haben wir von der Etsch zum Belt das deutsche Vaterland umstellt' —. 2. 'Wer zählt die Völker, wer die Namen'. — Schilderung des Krieges für 'Demokratie und — unser Geld'. 3. Wilsons 14 Punkte. — 4. Clio beim Weltgericht; 'Wie Herkules kam er zum Scheidewege, kein großer Gedanke ward in ihm rege. — Er wähnte zu schieben und ward geschoben, das Glück hat ihn zum Sturz erhoben, er war das Spielzeug in anderer Hand zum Unheil für sich und das eigene Land'.]

Blätter des Burgtheaters. 5./6. Jan./Febr. 1920. Wien, Strache. 54 S. Kr. 3. [Hock, der Literarhistoriker, ist unter die Bühnenleiter gegangen und macht Theatergeschichte. Ein Artikel von ihm 'Der deutsche Macbeth' eröffnet das vorliegende Heft. Die Übersetzung dieses Stücks bei Schlegel-Tieck ist von Dorothea Tieck und verhältnismäßig schwach. Conrad merzte einige Fehler aus, um im übrigen 'ins Nüchterne, Unpersönliche zu verfallen'. Gundolf wahrt die Eigenart Shakespeares besonders betreffs Klangfarbe und Lautwahl am besten, stellt aber durch seltsame und oft gewaltsam gepreßte Ausdrücke den Schauspieler vor schwere Aufgaben'. So griff Hock selber ein, und die Proben seines Textes, die er mitteilt, sind verdienstlich.

Außerdem sucht er die Szene III 6, wo sich nach Hekates Abgang von den Hexen III 5 und vor Macbeths Besuch bei den Hexen IV 1 zwei Edelleute über Macbeth aussprechen, im Hinblick auf Macduffs Flucht, für die moderne Bühne besser einzufügen. Es ist dies eine der kleinen Episoden, die Shakespeare gelegentlich einschaltet und auf der Vorderbühne spielen läßt, damit inzwischen auf der Hinterbühne, unter Schließung des Vorhangs, die Dekoration ohne Pause der Darstellung geändert werden konnte. In der vorausgehenden Szene war die Flugmaschine für Hekate in Tätigkeit, und in der darauffolgenden der Hexenkessel. Die wenigen Verse setzen den heutigen Regisseur in kaum geringere Verlegenheit als die zu ähnlichem Zweck von Shakespeare vorgesehene Cinnaszene in 'Julius Caesar', III 3. Für Hock ist jenes Gespräch der beiden Edelleute lediglich ein Mittel, um uns 'über den Zeitverlauf auf der Bühne zu täuschen': er schiebt es daher hinter die Szene mit dem Hexenkessel und erspart sich dadurch eine leidige Verwandlung, was vom Standpunkt der modernen Bühne nicht zu beanstanden ist. — A. Roller bespricht in einem zweiten Artikel 'Eine Macbeth-Bühne'. Er verweist für zeitgenössische Kostümbilder auf den Wandbehang von Bayeux, reproduziert von der Arundel Society. Wären nicht eher Bilder der Shakespeare-Zeit heranzuziehen? Reich an solchen ist James Howell, Londinopolis, 1657. Ich empfehle das Buch, das auf der Berliner Staatsbibliothek liegt, den Theatermalern. Des weiteren berichtet Roller, wie er die schottischen Szenen des Macbeth mit Lokalstimmung versah: zwei klobige Steinpfeiler flankierten ständig das Bühnenfeld, was durch zwei Abbildungen erläutert wird; Nebel hasteten, Wolken trieben, Winde stöhnten; in der Gastmahlszene flackerten viele Fackeln, und ein reiches Servier-Zeremoniell half Macbeth beim Gespräch mit den Mördern Banquos zu isolieren, auch den Geist des Banquo vor- und zurücktreten zu lassen. Dagegen war die Szene im glücklichen England unter dem friedlichen Regiment Eduards in einen weiten Park voll Sonnenschein verlegt. Das entsprach gewiß der Absicht Shakespeares, der ein revolutionäres, blutiges, schauriges Schottland dem politischen England gegenüberstellen wollte, entsprechend der zeitgenössischen Auffassung von den beiden Ländern. — Weniger Bemerkenswertes bietet Albert Heine, 'Hexen und Geister'. Dagegen bringt J. K. Ratislav am Schlusse manches Interessante über die Geschichte des 'Macbeth im Burgtheater', namentlich zur Erstlingsaufführung am 3. November 1772 und über die Ausstaffierung der Wolter seit 1877, wobei Verf. aus dem Wolter-Artikel der Helene Richter im Shakespeare-Jahrbuch schöpft. — Solche Theaterhefte können sehr nützlich zwischen Schauspielern und Zuschauern vermitteln, bringen verdiente Leistungen der Vergangenheit zu neuem Leben und gewähren dem Literaturkundigen einigen Einfluß auf die Gegenwartspraxis; wenn sie, wie im vorliegenden Falle, über das bloße Tagesbedürfnis hinausragen, sollen sie auch von der Forschung nicht vergessen werden.]

Das große Schauspielhaus. Zur Eröffnung des Hauses hg. vom Deutschen Theater zu Berlin. Berlin, Verlag der Bücher des Deutschen Theaters. 1920. 122 S. [In zwei Artikeln wird die Baugeschichte beschrieben, und zwar von zwei Mitarbeitern: C. Vollmöller und H. Poelzig. In zwei anderen Artikeln erhalten wir programmatische Erwägungen, wie das neue Haus für ein zukünftiges Volkstheater und zur Förderung des Impressionismus geschaffen sei. K. Pinthus hat ersteres mit etwas weitgehenden Behauptungen vertreten, z. B. daß die Illusionsbühne zur Unterhaltung 'tyrannischer' Gewalthaber entstanden und 'ein schreckliches Symptom der Unkultur sei'. M. Deri hatte es leichter, mit der weiten, fast dekorationslosen Bühne, die aber durch einen Licht- und Schalltrichter zusammengehalten wird, ein Verhältnis zu der andeutenden Intensität des neuen Kunststils zu gewinnen. Nach einigen kleineren Beiträgen handelt H. Hildebrandt

über die Wiedererweckung des griechischen Dramas, zu der die Arenabühne Reinhardts noch besser geeignet sei als eine bloße Nachbildung altgriechischer Theater; sowie A. Brandl über Shakespeare-Möglichkeiten, namentlich, was die verbesserte Darstellung gewisser Dreifelderszenen in Richard II., Romeo, Macbeth und Heinrich VIII. betrifft — allerdings ist dabei eines der drei Felder nach Elisabethanischer Art über den beiden andern gedacht, während bei Reinhardt die drei Felder so ziemlich in einer Ebene hintereinander liegen. Das Ganze ist eingeleitet von H. Holländer, der es offen sagt, daß Reinhardt wesentlich von der altgriechischen Bühne ausging. Man mag über das Große Schauspielhaus denken, wie man will, unter allen Umständen war es eine mächtige Leistung in schwerster Zeit und ein Symptom für die unbeugsame Theaterfreude unseres Volkes, verdiente daher, daß seine Eröffnung durch eine Sammelschrift, wie die vorliegende, erläutert und betont wurde.]

Englisch.

Englische Studien, LIII, 3, Februar 1920 [H. Swaen, Contributions to Old English lexicography, X. — R. Imelmann, Vom romantischen und geschichtlichen Waldef. — F. Fiedler, Dickens und die Posse. — E. Kieckers, Zur direkten Rede im Ne. — Besprechungen. A. Schröer: Daniel Jones, An outline of English phonetics. — W. Fischer: Hedwig Reschke, Die Spenserstanze i. 19. Jh. (Angl. Forschungen, hg. v. Hoops, Heft 54). — J. Koch: O. Eberhard, Der Bauernaufstand v. J. 1381 in der engl. Poesie. Heidelberg 1917. — R. Petsch: Creizenach, Geschichte des neuern Dramas. 2. Band: Renaissance und Reformation, Halle 1918. — J. Hoops, A treasury of English prose, ed. by L. P. Smith, London 1919. — M. J. Wolff: G. Goetze, Der Londoner Lehrling im literarischen Kulturbild der Elisabethanischen Zeit. Borna-Leipzig 1918. — H. Mutschmann: A. v. der Heide, Das Naturgefühl in der engl. Dichtung im Zeitalter Miltons. Heidelberg 1915. — J. Hoops: Allan H. Gilbert, A geographical dictionary of Milton (Cornell Studies in English). New Haven, Conn. 1919. — E. Eckhardt: E. Bußmann, Tennysons Dialektdichtungen nebst einer Übersicht über den Gebrauch des Dialekts in der englischen Literatur vor Tennyson. Diss. Münster. Weimar 1917. — J. Hoops, Selections from Swinburne, ed. by E. Gosse and Th. J. Wise. — J. Hoops, Tauchnitz edition, vols. 4520—31. — Realien. F. Bric: G. Wendt, England, seine Geschichte, Verfassung und staatlichen Einrichtungen. 5. verb. Aufl., Leipzig 1919. — Schulgrammatiken und Übungsbücher: C. Th. Lion: Brandeis u. Reitterer, Lehrbuch der engl. Sprache f. Realschulen, II. Teil. An English reader. Wien, Leipzig 1918. III. Teil: A literary reader, ebd. 1919. — C. Th. Lion: H. Fehse, Englisches Lehrbuch. I. Teil nach d. direkten Methode für höhere Schulen. 6. Aufl., Leipzig 1918. — J. Hoops: Gustav Krüger, Wiederholung d. engl. Sprachlehre. Beispiele ohne Regeln. Für Schulen und zur Vorbereitung auf Prüfungen. Dresden, Leipzig 1919. — O. Schulze †: Lincke und Cliffe, Lehrbuch der engl. Sprache für höhere Lehranstalten. I. Teil: Elementarbuch. II. Teil: Zweites und drittes Jahr. Frankfurt a. M. 1912. — C. Th. Lion: Lincke, Grammatik der englischen Sprache für höhere Lehranstalten. Frankfurt a. M. 1918. — Schulausgaben rezensiert von Carl Haid und O. Glöde. Miszellen: L. L. Schücking, Widergyld (Beowulf 2051). — N. Bögholm, Einzahl versus Mehrzahl]. — LIV, 1 (zum siebzigsten Geburtstag Lorenz Morsbachs, 1850—1920) [Abhandlungen: F. Roeder, zum siebzigsten Geburtstag L. Morsbachs. — O. L. Jiriczek, Seafola im Widsith. — J. Hoops, Das Verhüllen des Haupts bei Toten, ein angelsächsisch-nordischer Brauch. (Zu Beowulf 446: hafalan hydan.) — E. Björkman, Hœþcyn und Hákon. — K. Wildhagen, Das Psalterium Gallicanum in England und seine ae. Glossierungen. — M. Förster, Der Inhalt der ae. Hs.

Vespasianus, DXIV. — W. Horn, Sprachgeschichtliche Bemerkungen. — M. Deutschbein, Die Einteilung der Aktionsarten. — F. Holthausen, Wortdeutungen. — O. Ritter, Beiträge z. engl. Wortkunde. — E. Ekwall, Zu zwei keltischen Lehnwörtern im Ae. — W. Keller, Me. lange Vokale und die afr. Quantität. — E. Eckhardt, Zur Quantität offener Tonvokale im Ne. — W. Franz, Grammatisches zu Shakespeare. — B. Fehr, William Blake und die Kabbala. — H. Spies, Alliteration und Reimklang im modernenglischen Kulturleben. — Besprechungen. Sprachgeschichte. Dölle, Zur Sprache Londons vor Chaucer. Halle 1913. — R. Jordan: Heuser, Altlondon. Mit bes. Berücksichtigung des Dialekts. 1914. — Literaturgeschichte. M. J. Wolff: Schücking, Die Charakterprobleme bei Shakespeare. Leipzig 1919]. — LIV, 2, Juli 1920 [K. Luick, Über Vokalverkürzung in abgeleiteten und zusammengesetzten Wörtern. — O. Ritter, Über einige Ortsnamen aus Lancashire. — M. J. Wolff, Der dramatische Begriff der 'History' bei Shakespeare. — H. Richter, Oscar Wildes Persönlichkeit in seinen Gedichten. — Besprechungen: Sprachgeschichte. K. Luick: H. C. Wyld, Kurze Geschichte des Englischen, übers. v. H. Mutschmann. Heidelberg 1919. — E. Eckhardt: R. Sauer, Zur Sprache des Leidener Glossars. Cod. Voss. lat. 4°.69. Programm d. human. Gymn. St. Stephan in Augsburg 1917. — E. Ekwall: Phœnix, Die Substantivierung des Adjektivs, Partizips und Zahlwortes im Ags. Diss. Berlin 1918. — R. Jordan: Schlemilch, Beiträge zur Sprache und Orthographie spätaltengl. Sprachdenkmäler der Übergangszeit (1000—1150). Halle 1914. — E. Björkman: N. von Glahn, Zur Geschichte des grammatischen Geschlechts im Me. vor dem völligen Erlöschen des aus dem Altenglischen ererbten Zustandes. Heidelberg 1918. — W. Franz: H. Harz, Die Umschreibung mit 'do' in Shakespeares Prosa. Cöthen 1918. — Literaturgeschichte. W. Fischer: Schücking, Kleines ags. Dichterbuch. Lyrik und Heldenepos. Cöthen 1919. — E. J. W. Brenner, Die ältere Genesis, hg. v. F. Holthausen. Heidelberg 1914. — E. Ekwall: Hackenberg, Die Stammtafeln der ags. Königreiche. Diss. Berlin 1918. — E. Eckhardt: Kaluza, Chaucer-Handbuch für Studierende. Leipzig 1919. — B. Fehr: Bonnard, La controverse de Martin Marprelate (1588—1590). Genève 1916. — M. J. Wolff: St. A. Brooke, Ten more plays of Shakespeare. London 1919. — M. J. Wolff: Schöttner, Über die mutmaßliche stenographische Entstehung der ersten Quarto von Shakespeares 'Romeo und Julia'. Leipzig 1918. — M. J. Wolff: G. Landsberg, Ophelia, die Entstehung der Gestalt und ihre Deutung. Cöthen 1918. — M. J. Wolff: Radebrecht, Shakespeares Abhängigkeit von John Marston. Cöthen 1918. — H. Richter: M. Vohl, Die Arbeiten der Mary Shelley u. ihre Urbilder. Heidelberg 1913. — Realien und Landeskunde. J. Hoops: B. Guttmann, Eine Reise nach England. Frankfurt a. M. 1919. — Miszellen: B. Fehr, Keats' dichterische Glosse zu Francis Bacon].

Anglia XLIV, 1, Februar 1920 [F. Hagel, Zur Sprache der nordengl. Prosaversion der Benediktiner Regel. — J. Koch, Das Handschriftenverhältnis in Chaucers 'Legend of good women', II. — H. Lange, Die Legendenprologfrage. Zur Steuer der Wahrheit. — F. Holthausen, Zu me. Dichtungen. — F. Holthausen, Das me. Streitgedicht, 'The eye and the heart'. — O. B. Schlutter, Weitere Beiträge zur ae. Wortforschung]. — 2, Juni [E. A. Kock, Interpretations and emendations of early English texts, VI. — Ph. Aronstein, John Donne. — H. Lange, Zur Priorität des F-Textes in Chaucers Legendenprolog und zur Interpretation von F $^{531}/_{2}$ = Gg $^{519}/_{20}$]. — 3, September [A. Nicoll, Scenery in Restoration theatres. — V. Langhans, Chaucers Anelida and Arcite. — E. A. Kock, Interpretations and emendations of early English texts, VII. — H. Richter, Die philosophische Weltanschauung von S. T. Coleridge und ihr Verhältnis zur deutschen Philosophie. — O. B. Schlutter, Weitere Beiträge zur ae. Wortforschung].

Beiblatt zur Anglia. XXXI, 1, Januar 1920 [Ekwall: Grönbeck, Vor

Folkeœt in Oldtiden. — Fischer: Phoenix, Die Substantivierung des Adjektivs, Partizips und Zahlwortes im Ags. — Fehr: Mason, Genesis A translated from the Old English. — Greenlaw, The shepheards calender II. — [Croxall] An original canto of Spenser. — Zachrisson, Shakespeares Uttal. — Mutschmann: Schücking, Die Charakterprobleme bei Shakespeare. — Mühe: Mündel, Thackerays Auffassung und Darstellung von Geschichte und Literatur des Zeitalters der Königin Anna. — Fehr: Pierce, Selections from the symbolical poems of William Blake. — Holthausen, Zu ae. Dichtungen]. — 2, Februar [Fehr: Henderson, Swinburne and Laudor. A study of their spiritual relationship and its effect on Swinburne's moral and poetic development. — Fischer: Uhrström, pickpocket, turnkey, wrap-rascal, and similar formations in English]. — 3, März [Ekwall: Jespersen, Growth and structure of the English language. — Ekwall: Kaluza, Chaucer-Handbuch für Studierende. — Fehr: Rogester, A middle English treatise on the ten commandments. Caro: Chesterfield, Letters to his son. — Bacon, The essays or counsels civil and moral. — Huscher: Herford, The lyrical poems and translations of P. B. Shelley. — Fehr: Shaw, Getting married and the showing-up of Blanco Posnet. — Festschrift z. 15. Neuphilologentag in Frankfurt a. M. 1912. — Ib. Holthausen, Zur vergleichenden Märchen- und Sagenkunde, I. — 1. Ein lappisches Bärensohn-Märchen. — Liljegren, Two American words. Am.-Ne. pod = herd, flock. — Am. pesky]. — 4, April [Ia. Fischer: Hackenberg, Die Stammtafeln d. ags. Königreiche. — Fischer: Koberg, Quellenstudien zu John Crowne's 'Darius'. — Aronstein: Nason, J. Shirley dramatist. A biographical and critical study. — Kellner, Jahrbuch d. Deutschen Shakespeare-Gesellschaft. 55. Jahrg. Hg. v. W. Keller. — Ib. Fehr, Shakespeare und Coventry. — Fehr, Amerikanische Anglistik (1917—18). — Holthausen, Zur vergleichenden Märchen- und Sagenkunde. 2. Weiteres zur Geschichte von M. Waldeck. 3. Zur Noah-Legende. II. Mühe: Adamson, The educational writings of J. Locke. — III. Fehr, Zur Ancren riwle]. — 5, Mai [I. Fehr, Gosse and Wise, The letters of A. Ch. Swinburne. — Mühe: Bonnard, La controverse de M. Marprelate, 1588—1590. — Mutschmann: Kruisinga, English sounds. — Jiriczek: Logeman, A commentary, critical and explanatory, on the Norwegian text of H. Ibsen's Peer Gynt. — Ib. Holthausen, Zu den ae. Zaubersprüchen und Segen]. — 6, Juni [Ia. Funke: Sarrazin, Von Kädmon bis Kynewulf. — Pokorny: Neuhaus, Einführung ins Irische. — Ib. Herzfeld, Zu A. v. Drostes englischen Quellen. — Holthausen, Zu Chaucer's 'Hous of Fame'. — Holthausen, Der Übergang von me. ne. -n zu -m. — Fehr, Über O. Wildes Gedichte und anständige Kritik, II. — Mitteilungen: Fehr, Anzeige. — Behaghel, Zum Umlaut]. — 7, Juli [Fehr, Early English Text Society. Original series 132, 145—152; Extra series 115 and 116. — Scarborough, The supernatural in Modern English fiction. — Hecht: Rosenberg, Longinus in England bis z. Ende des 18. Jh. — Mellin, Tauchnitz pocket library. Nr. 57 bis 88. Engl. und Franz. Schriftsteller d. neueren Zeit, hg. v. J. Klapperich. Bd. 71]. — 8, August [Ia. Ekwall: Wyld, Kurze Geschichte des Englischen, übersetzt von H. Mutschmann. — Caro: Krüger, Schwierigkeiten des Englischen. III. Teil. Verm. Beiträge z. Syntax. — Mutschmann: Ferrars, Curiosities of English pronunciation and accidence. Ib. Holthausen, Zu ae. u. me. Texten. 1. Zum ae. Salomo und Saturn. 2. Zur ae. metr. Psalmenübersetzung, I. — 3. Zu 'Arthour and Merlin', I. II. Langhaus, Erwiderung]. — 9, September [I. Fehr: Ellis, G. Meredith, His life and friends in relation to his work. — Western: Deutschbein, Satz und Urteil. Eine sprachpsychologisch-logische Untersuchung. — Jiriczek, Edda. 2. Bd. Götterdichtung und Spruchdichtung. Übertr. v. F. Genzmer, hg. v. A. Heusler. — Ib. Wallenberg, me. fled(de). ne. fled [pret. tense of 'to flee']. — Funke, Zum Verkleidungsmotiv im King Horn].

Studies in philology, XVII, 3, July 1920 [A. Thaler, Milton in the theatre. — J. H. Hanford, The date of Milton's 'De doctrina christiana'. — E. Greenlaw, Spenser's influence on 'Paradise lost'].

English studies. II, 7, February 1920 [A. G. van Krauendonk: Joseph Conrad. — H. Poutsma, Participles III]. — 8, April [L. Snitslaar, Patrick Mac Gill. — E. Kruisinga, Critical contributions to English syntax]. — 9, June [W. van Doorn, W. Butler Yeats. — Kruisinga, Two notes on Sweet's Primer of phonetics. — Notes and news]. — 10, August [Kruisinga, A history of English lawcourts. — W. van Maanen: G. Gissing, A short sketch. — E. Kruisinga, Critical contributions to English syntax, IV—VII. Notes and news. Notes on Modern English books. Reviews. Bibliography]. — 11, October [H. Logeman, Air songs. — E. Kruisinga, A history of English lawcourts II. — P. J. H. O. Schuh, Aids to translation II. Notes and news. Translation. Notes on modern English books (VIII. A memoir of S. Butler). Reviews. Bibliography].

Luick, Karl, Historische Grammatik der englischen Sprache. 3. Lieferung. S. 321 bis 384. Leipzig, Tauchnitz, 1920.

Schröer, Arnold, Grundzüge und Haupttypen der englischen Literaturgeschichte (Sammlung Göschen, 286). 1. Teil. Von den ältesten Zeiten bis Spenser. 3. verm. Aufl., durchgesehener Neudruck. Leipzig, Berlin, VWV., 1920. 160 S.

Liebermann, F., Ort und Zeit der Beowulfdichtung. Nachrichten der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, phil.-hist. Klasse, 1920. S. 253—276 [Mit bewundernswerter Sachkenntnis stellt L. eine Arbeitshypothese auf, mit der sich die weitere Forschung gründlich zu befassen haben wird. Ausgangspunkt: das Epos verherrlicht die Geatas. Allerdings weissagt ihnen Wiglaf ob der Untreue gegen Beowulf beim Drachenkampf verdienten Untergang. Vorher wird mit dem Helden auch sein Volk gerühmt. — Die Jüten, deren Name noch im 11. Jahrhundert im New Forest und bei Southampton fortlebte, wurden bei Alfreds Hofgelehrten mit den Geaten und Goten zusammengeworfen. Die Verwechslung der Gauten und Goten begann 'vielleicht schon bei Prokop'. Die Jüten 'hat man als Friesen erkannt, deren Name zuerst als *Euthiones*, *Eutii* bei den Lateinern vorkommt'. Von *Gothis et Jutis* spricht Asser als von einem Volke, Bedas *Jutas* gibt der ags. Übersetzer kurz darauf als *Geatas* wieder. Kann dies auch auf Einwirkung des Epos beruhen? — 'Vielleicht erweckten auch Namen des kgl. Stammbaumes die Teilnahme der Dynastie von Wessex am Beowulf.' Es handelt sich also um das Alter dieses Stammbaumes. Liebermann spricht von 'ws. Genealogen des 9. Jahrh.'; sie 'verfehlten schwerlich, (wie *Gewis* aus *Gewissi*, so), auch Geat zum menschlichen Ahnherrn der *Geatas* zu euhemerisieren'. — Der Epiker 'belehrt den Adel, vielleicht Fürsten'; Liebermann denkt dabei an Alfreds Mutter und ihr Geschenk von *poemata Saxonica*, also an Fürsten von Wessex, aber nicht erst in Vikingerzeit. — Der Epiker 'und sein Publikum kennen die Geschichtssagen der westlichen Ostsee im 4.—5. Jahrhundert in weitem Umfange, leben also nicht erst 875'. Dabei polemisiert Liebermann gegen die mercische Idee: der Nachkomme der bösen Thrytho auf dem Throne Merciens 'fühlte sich vermutlich durch die Schilderung der bösen Ahnfrau wenig erquickt'; auch scheinen die sprachlichen Beweisgründe für Mercien 'den Philologen nicht überzeugend', selbst wenn sie 'anglischen Ursprung des Epos annehmen'. Wird dabei auch die anglische Theorie mit bezweifelt? Eine mächtige Anregung für die Dialektforscher! — Der Epiker 'ist Geistlicher'; die 'starken Reste von Heidentum' im Beowulf beweisen um so mehr frühe Abfassung. Heidnisch ist an Beowulfs Seele seine halbreligiöse Freude am gewonnenen Goldschatz. Krieg und Ruhm, Beute, Tribut und Land gilt als berechtigt. An Gott ist die Macht, nicht die

Milde hervorgehoben, und das Schicksal steht bisweilen als unabhängige Macht neben ihm. Leichenverbrennung für Adel ist regelrecht. Der Leichenhügel des Beowulf mag durch berühmte Orte wie *Ceardicesbeorg* in Hampshire veranlaßt sein. Solcher Mangel an Verkirchlichung und der 'dogmenfreie Monotheismus mögen auf irisch-schottische Mönche deuten'. — Unter den weiteren Merkmalen der Frühzeit ragt die 'gesellschaftliche Verfassung' des Beowulf hervor, ein besonders lehrreiches Kapitel. 'Kriegsgefangene bedroht noch der Tod, v. 2940.' Archaisch ist es, daß der Held als Schwestersohn des Königs, *avunculus*, den Thron besteigt. 'Sicher spricht kein historisches Kriterium für Abfassungszeit des Beowulf nach 725.' — Endlich verweist Liebermann auf die Möglichkeit, daß der Beowulf am Hofe der Cuthburg, der Schwester des Westsachsenkönigs Ine, geschrieben wurde, die zuerst Königin von Nordhumbrien, später Äbtissin von Wimborne wurde und um 715—730 starb. Der Beowulfdichter mag 'um 650 in Südengland geboren, um 690 die Königsschwester aus Wessex zu König Alfred begleitet haben'. Es kann sein, 'daß er mit Cuthburg nach Wessex zurückkehrte, in ihr Stift Wimborne eintrat und erst hier das Epos vollendete'. Es ist eine sehr bemerkenswerte, von vielen Möglichkeiten geschützte Vermutung; sie verdient durchaus ernsthaft geprüft zu werden. Zunächst dürfte der Wortvorrat des Beowulf mit den unzweifelhaft nördlicher und südlicher Denkmäler zu vergleichen sein.]

Dürrschmidt, Hans, Die Sage von Kain in der mittelalterlichen Literatur Englands. Münchener Diss. Baireuth, Ellwanger, 1919. 131 S. [Die Sage kam nicht bloß aus dem Buche Genesis zu den neubekehrten Angelsachsen. Mancherlei hebräische Mythen hatten ihren Weg in die Kirchenväter gefunden und waren durch Hieronymus auch zu Beda gelangt, von dem sie nach der Ansicht des Verfassers auf den Beowulf-Dichter abfärbten. Die Bedasche Auffassung von der Vermischung der Söhne Gottes mit den Töchtern der Menschen soll sich in den Beowulfstellen 102 ff., 1239 ff. und 1680 ff. verraten. Würde es zur Erklärung dieser Stellen nicht genügen, auf andere Berichte im Buche Genesis zu verweisen, namentlich auf die von der Liebschaft der Engel mit den Kainstöchtern? — Ähnlicher Ansicht ist Verfasser betreffs der ags. Genesis, dagegen sind die me. Darstellungen des Kain sicher und wesentlich durch Petrus Comestor mitbedingt, sowohl die Epen 'Genesis and Exodus' und 'Cursor Mundi' als die einschlägigen Stellen in den Mysterien. Nur in den Chester- und Townley-Spielen läßt sich Einfluß der frz. Mysterien 'Vieil testament' nachweisen. In weltliche Dichtungen hat Kain nach dem Beowulf nicht mehr einzudringen vermocht — bis herab zu Byron. Bemerkenswert ist eine unheimliche Kenntnis des Verfassers von orientalischen Sprachen und Dingen, da wo er in der Einleitung die hebräischen Kainsvorstellungen beschreibt.]

Björkman †, Erik, Studien über die Eigennamen im Beowulf. (Studien zur engl. Philologie, hg. von Morsbach, LVIII.) Halle, Niemeyer, 1920. XVII, 122 S.

Neuner, Erich, Über ein- und dreihebige Halbverse in der ae. alliterierenden Poesie. Diss. Berlin 1920. 86 S.

Treiter, Max, Die Urkundendatierung in ags. Zeit nebst Überblick über die Datierung in der anglo-normannischen Periode. Berliner Diss. 1919. Berlin u. Leipzig, Vereinigung wissenschaftl. Verleger, Walter de Gruyter & Ko., 1920. 160 S. [I. Das ags. Urkundenwesen, auswärtige Einflüsse. II. Die Datierung im einzelnen, wobei vier Perioden unterschieden werden, bis 800, 9. Jahrh., 10. Jahrh., Spätags. III. Die Hauptdatierungselemente; Inkarnations-, Indiktions-, Regierungsjahr. IV. Die Festdatierung. Ausblick auf die Urkundendatierung in anglo-norm. Zeit. Tafeln.]

Brink, August, Stab und Wort im Gawain. Eine stilistische Unter-

suchung. (Studien zur engl. Philologie, hg. von Morsbach, LIX.) Halle, Niemeyer, 1920. 56 S.

Purity. A Middle English poem, ed. with introduction, notes and glossary by R. J. Menner. (Yale Studies in English, LXI.) New Haven, Yale University Press, 1920. LXII, 234 S. [Das als 'Cleanness' bekannte me. Gedicht ist hier von neuem und sehr sorgsam herausgegeben. Die Einleitung bezeichnet es als wahrscheinlich, daß der Dichter auch Patience, Perle und Gawain verfaßt hat, möglicherweise noch die Legende 'Erkenwald'. Die Zeitfolge dieser Gedichte wird mit kritischer Reserve behandelt. Als Quellen erscheinen die Bibel — nicht Peter Comestor, die Reisen des Mandeville und der Rosenroman; ob die lateinischen Dichtungen 'De Sodoma' und 'De Jona' einwirkten, bleibt zweifelhaft. Auf 64 Seiten Text kommen 110 Seiten Anmerkungen, die für den eingehenden Fleiß des Herausgebers sprechen. Den Schluß bildet ein Glossar mit vollen Belegen für alle Begriffswörter, eine Bibliographie und Abdruck der als Quelle benutzten Vulgatastellen.]

Cook, Albert Stanburrough, Chaucerian papers. — I (Transactions of the Connecticut Academy of arts and sciences, vol. 23, Nov. 1919, pages 1—63). New Haven, Yale University Press. [I. Prolog 1—11 zeigt Übereinstimmung mit Lukrez. II. The 'Sweet breth of Zephir' soll aus dem afr. Gedicht 'La dame de Fayel' geschr. um 1190, stammen. III. Prolog 386: Über ein Eiterbein handelt ausführlich ein medizinischer 'Treatise' von John Arderne ed. E. E. T. S. 139, S. 52 f. IV. Prolog 493—8, 527—8, daß der Pfarrer lebt, wie er lehrt, stammt eher aus Beda als aus Matthäus 5. 19. V. Knight's tale 1290: Hunde werden aus höfischen Gesprächsbildern nachgewiesen. VI. Book of the Duchess 368: Kaiser Oktavian war beliebt bei Deschamps. VII. 'Swerd of winter' in L. g. W. 127 und Sq. T. 57 stammt aus Roman de la Rose 6678—82. VIII. 'Chaucers Klage an die leere Börse' gleicht sehr einer Parodie auf Liebeslyrik von Guy de Coucy, der 1203 ertrank. Vgl. die Ausgabe seiner 'Chansons' von Michel 1830 S. 79 ff. IX. Sir Geoffrey Chaucer, inwiefern dieser Titel ihm zukam. X. Chaucers Sendung nach Florenz wurde durch Geldnöte seines Königs veranlaßt. XI. Catharine Swinford lebte mit dem Herzog von Lancaster bereits zu Lebzeiten seiner Blanche. XII. Paon de Ruet lebte bis 1351; warum Philippa Chaucer und Catharine Swinford als seine Töchter und Thomas Chaucer als sein Enkel zu gelten haben, wird, besonders mit literarischen Argumenten, dargetan.]

ten Brink, Bernhard, Chaucers Sprache und Verskunst, bearbeitet von Eduard Eckhardt. 3. Aufl. Leipzig, Tauchnitz, 1920. XII, 243 S. M. 11.

Beschorner, Franz, Verbale Reime bei Chaucer. (Studien zur engl. Philologie, hg. von Morsbach, LX.) Halle, Niemeyer, 1920. 32 S. M. 4.

Schröder, Kurt, Platonismus in der englischen Renaissance vor und bei Thomas Eliot, nebst Neudruck von Eliots 'Disputacion Platonike' 1533 (Palaestra 83). Berlin, Meyer & Müller, 1920. X, 153, 106* S. [Bis herab zu Caxton war Plato in England fast nur durch die Timaius-Übersetzung des Chalcidius und indirekt durch Alanus ab Insulis bekannt. Dann aber setzten die griechischen Studien in Oxford ein. Autoren traten auf, deren Kenntnis und Verwertung des Plato in je einem Kapitel dargetan wird: Colet, Erasmus, Thomas Morus, Starkey, Eliot, Ascham, Campion, Mulcaster; das Schlußkapitel gilt dem Courtier, übersetzt von Hoby, gedr. 1561. Als Anhang folgt die bisher in Deutschland unzugängliche Schrift des Eliot über Plato. Verf. ist im Kriege bereits im Sept. 1914 des Heldentodes gefallen. Dr. E. Wolffhardt hat das Ms. aus seinem Nachlaß herausgebracht. Ehre seinem Andenken!]

Scharpf, Paulus, Über ein englisches Auferstehungsspiel. Ein Bei-

trag zur Geschichte des Dramas und der Lollarden. Diss. Erlangen. Winnenden (Württ.), Lämmle & Müllerschön, 1919. 61 S. [Das Spiel steht in vier Bruchstücken einer Hs. aus der Elisabethzeit, die Eigentum eines Mannes zu Osbestry in Shropshire war. Neugedruckt wurde es zuerst für die Malone Society 1912. Der Herausgeber schrieb es der Kampfzeit des Bischofs John Bale und — mit Vorbehalt — sogar diesem selber zu. Aber Scharpf zeigt, daß der Dichter noch der alten Kirche angehörte und den Papst als Nachfolger Petri anerkannte, daß er die Bibelübersetzung des Tyndale 1526 und keine spätere benutzte, daß er stark aus den Chester Spielen schöpfte und die dogmatische Entwicklung der frühanglikanischen Kirche nicht mitmachte. Daraus wird überzeuglich geschlossen, daß das Stück bereits um 1530 entstand und nichts mit Bale zu tun hatte. Die Studie zeigt, wie sehr die Kunde von theologischen Dingen oft den Philologen zu fördern vermag.]

Großmann, Rudolf, Spanien und das Elisabethanische Drama. (Hamburgische Universitäts-Abhandlungen aus dem Gebiet der Auslandskunde IV, B. 3.) Hamburg, Friederichsen, 1920. Gr. 8°. 138 S. M. 18. [Stattlich wie die Ausstattung des Buches, trotz der gegenwärtigen Druckerverhältnisse, ist auch sein Inhalt. Zuerst werden die politischen Beziehungen Spaniens zum England der Elisabeth und noch weit hinein in die Stuartzeit verfolgt, dann die literarischen, dann die kulturellen und sozialen, endlich das Vorkommen sprachlicher Elemente. Es ergibt sich ein Resultat, dem es nicht an einer gewissen Aktualität gebricht: die Sieger über die Armada haben für die Besiegten nichts als Haß und Spott, keine Spur von hochherzigem Mitleid; ihr politischer Eifer grenzt schon damals an das Fanatische. Wohltuend berührt es, daß wenigstens Shakespeare diesen Chor der Rache nicht mitmacht; wenn er über spanische Dinge lacht, so geschieht es gutmütig, und seine Blanca von Castilien in 'König Johann' sowie seine Katharina von Arragonien in 'Heinrich VIII.' ist sogar mit entschiedener Sympathie dem englischen Hoftreiben gegenübergestellt. In literarischer Hinsicht erweist sich Spanien auf den verschiedensten Gebieten als Geber; war ein Schelm oder eine Kupplerin zu zeichnen, so triumphierte sein glänzender Realsinn regelmäßig über die Empfindung des ärmeren und sittengröberen Briten. Natürlich wird dabei die ganze Frage des Euphuismus gründlich nachgeprüft und sein Vorkommen bei Shakespeare vollständig dargelegt. Auf die Verhältnisse und Sitten der Spanier ging der Brite nur so weit ein, als es seinen eigenen Gewohnheiten entsprach; er war ein sehr subjektiver Beobachter. Im ganzen hat Spanien den Engländern nicht entfernt so imponiert wie Frankreich oder Italien; es war ihnen ein romantisches Land und galt ihnen insofern viel mehr als Deutschland, aber immer mit einem Stich ins Pompöse und Phantasievolle. Dem herzlichen Humor des 'Don Quichote' war man an der Themse nicht recht gewachsen und wandelte ihn gern um in Satire; das Südländertum der Hidalgos wird in der englischen Auffassung zu lächerlicher Unvernunft; auf noble Annäherungsbereitschaft in politischen Dingen antwortet London mit höhnischer Abweisung; alle diese Beziehungen setzt Verfasser mit rühmlicher Materialkenntnis auseinander; nur ein nennenswerter Mangel fällt auf: ein solches Buch muß ein Namenverzeichnis haben; selbst nach genauer Lektüre ist man ohne ein solches zu langem Suchen und Blättern gezwungen, wenn irgendein Einzelfall herausgehoben werden soll. A. Brandl.]

Engel, Eduard, Shakespeare-Rätsel. Leipzig, F. Brandstetter, 1919. 3. Aufl. 142 S. Geh. M. 4,20; geb. M. 5,40. [Inhalt: Wer hat die Dramen Shakespeares geschrieben? — War Shakespeare in Italien? — Shakespeare im Urteil seiner Zeitgenossen. — Shakespeares Bildung. — Shakespeare in Pommern. — F. Bacon. — Wie Othello entstand.]

Wolffhardt, Elisabeth, Shakespeare und das Griechentum. Diss. Berlin 1919. Weimar, G. Uschmann, 1920. 54 S.

Schücking, Levin L., Die Charakterprobleme bei Shakespeare. Eine Einführung in das Verständnis des Dramatikers. Leipzig, Tauchnitz, 1919. XV, 286 S.

Shakespeare, W., Die Schmach der Lukretia, deutsch von Max Kahlenberg. Berlin, Blau, 1920. 95 S. [Neue, auf Wiedergabe des Charakteristischen gerichtete Übersetzung. Beginn: 'Belagert wurde Ardea; und Tarquin / verließ die Front, von schwülem Wunsch getrieben. / Ihn zog Begierde zu Lucretia hin, / von sündiger Glut im Innern aufgerieben; / verhüllt in Asche noch sein frevelnd Lieben, / damit es nun mit rotem Flammenscheine / verzehre Collatinus' Weib, das reine'.]

Campbell, Oscar James, The position of the 'Roode en witte roos' in the saga of King Richard III. (University of Wisconsin Studies in language and literature, Number 5.) Madison, University, 1919. 169 S. [Das holländische Stück, dessen Verhältnis zu den englischen Dramen über Richard III. hier untersucht wird, rührte von Lambert van den Bos 1610—1698 her und war 1651 zu Amsterdam gedruckt. Es erweist sich verwandt einerseits mit den englischen Chroniken Hall-Holinshed, anderseits mit der Shakespearischen Historie samt ihren dramatischen Vorläufern 'Richardus tertius' und 'True tragedy'. Das Quellenverhältnis denkt sich nun Verf. so, daß H samt R T und T T zusammen auf den Holländer wirkten, und zwar durch ein verlorenes englisches Stück, das zwischen T T und Shakespeare einzureihen wäre. Bei aller Achtung vor dem Fleiß und Scharfsinn, mit dem Verf. vorging, möchte ich es für natürlicher halten, an Stelle des mutmaßlichen Stückes das Shakespearische unter die Quellen des Holländers aufzunehmen. Die Textvergleichung ergibt dagegen keine triftigen Bedenken; seltsam aber wäre es, wenn in einer so hellen Zeit, wie es das letzte Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts in England ist, ein Drama über einen so frappanten Stoff wie Richard III. keinerlei Erinnerung im Lande zurückgelassen haben sollte, und daß der Holländer, der sich doch sonst in der englischen Literatur ausgekannt haben muß, gerade an Shakespeare vorübergegangen wäre. Die Nachprüfung ist jedem Leser dadurch erleichtert, daß Verf. den holländischen Originaltext vollständig abdruckt. Dadurch behält das Buch einen dauernden Wert, auch wenn es nicht als Beweis für die Quellen, sondern für die Nachwirkung des Shakespearischen Richard III. anzusetzen ist. Nebenbei fiel auch manches für die Aufhellung des Verhältnisses von Shakespeare zu T T ab, das hier enger erscheint als in dem bekannten Buch von Churchill über die Sage von Richard III.]

Osterberg, V., Studier over Hamlet-Teksterne I. Kjøbenhavn og Kristiania, Gyldendalsche Boghandel (Nordisk Forlag), 1920. 73 S.

Seibel, George, Bacon versus Shakespeare. Who wrote the plays? Pittsburg, The Lessing Company, 1919. 62 S. 40 cents.

Jonson, Ben, Cataline his conspiracy (Yale Studies in English LIII), hg. von L. H. Harris. New Haven, Yale University Press, 1916. LVI, 236 S. [Die historisch kritische Ausgabe von Bens Werken wird hier sorgsam fortgesetzt und dabei besonderes Augenmerk den Quellen gewidmet unter Benutzung einer ungedruckten Dissertation von Alice P. Wright in der Yale Bibliothek. Hauptquelle war die Catilinaschilderung des Sallust, nicht bloß für die Hauptpersonen und den größten Teil der Begebenheiten, sondern auch für einen großen Teil des Dialogs. In zweiter Linie, und zwar viel weniger, kam Plutarch und für einen Teil der Reden auch Cicero in Betracht. Entsprechend seiner realistischen Methode hat Ben mehr als den vierten Teil des Stückes aus den Quellen einfach übersetzt; nicht viel mehr als ein Viertel ist Originalarbeit. Er hielt fest an seinen Zeugenbüchern und hielt dies für Wahrheit. Harris sagt: 'He follows the outlines

of the story pretty closely, taking dialogue where it is given, and where it is not, going to other sources, contemporary preferably, to supply it.' Dennoch ist seine Darstellung unhistorisch, schon deshalb, weil die Zeugen, auf die er sich stützt, nicht verläßlich waren; Sallust schrieb im Interesse Cäsars, und Plutarch wollte seine Leser durch farbenreiche Gestalten anziehen; am wenigsten ist der Schwarzfärberei des Cicero zu trauen; Catilina war gewiß kein Unschuldswesen, aber, nach sicher beglaubigten Tatsachen zu schließen, auch nicht ein 'Verworfener'. Dazu kam ein starker literarischer Einschlag, dem sich Ben nach der Tradition des englischen Trauerspiels nicht entziehen konnte; aus Seneca stammt es nach Harris, daß das Stück mit einem Geist beginnt, wenig Handlung aufweist, den Helden ins Wuchtige übertreibt, in sentenzenreichen Dialogen sich gefällt, mit Chören abseits der Handlung sich schmückt und Wunderzeichen gern als Stimmungsmittel verwendet. Einzelheiten stammen auch aus Petronius u. a. Wie sehr Catilina auch sonst die dramatischen Köpfe bewegte, zeigt eine Zusammenstellung der Bearbeitungen, in denen er von 1579 bis 1905 auf die Bühne (S. XXXVII) gebracht wurde. Reiche Anmerkungen sind beigegeben, auch ein Glossar veralteter Wörter und Wortbedeutungen, das den Dank des Lexikographen verdient.]

The Stonyhurst pageants, ed. with introduction by Carleton B r o w n. (Hesperia ed. Bright, erg. Reihe, 7. Heft.) Göttingen, Vandenhoeck, 1920. 30*, 302 S. M. 12 = $ 2 = sh. 8 d. 6. [Handschrift aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts in der Bibliothek von Stonyhurst College, Northern Lancashire, geschrieben wohl vom Verfasser, der ein katholischer Geistlicher war und die Bibel in der katholischen Übersetzung von Douay benutzte; wahrscheinlich ein Jesuit. Eine Nebenfigur auf S. 154 heißt Loyolus. Er schreibt in Septenaren, also im altfränkischen Popularstil der Früh-Elisabethzeit. Plautus war ihm bekannt und von englischen Stücken zwei Shakespearische: Heinrich V. und Othello. Seine Metrik ist schlecht; deutlicher als seine Reime weist seine Verwendung dialektischer Wörter auf Lancashire. Der angesehenen Familie Pilkingdon in dieser Grafschaft gehörte lange die Handschrift. Anfang und Ende fehlen; der erhaltene Torso beginnt mit einem Jakobspiel und reicht herab bis zu einem Namen-Spie[, 8740 Verse. Keine Tendenz ist wahrnehmbar; der Stoff wird episch vorgeführt mit Hilfe eines 'Chorus' und 'Prologus', ohne Komik und Lyrik, ziemlich eintönig. Dennoch ist das Denkmal bedeutsam als spätes Nachleben einer alten Gattung in provinzieller Abgeschiedenheit.]

Z s c h e c h, Fritz, Die Kritik des Reims in England. (Berliner Beiträge zur german. und roman. Philologie Heft 50; Germ. Abt. 37.) Berlin, Ebering, 1917 VIII, 167 S. [Zunächst werden die Streitschriften gegen und für den Reim aus der Elisabethzeit nochmals durchgesprochen. Sidney erscheint dabei nach Webbe und Puttenham, offenbar weil seine 'Verteidigung der Poesie' erst später gedruckt wurde; doch war sie jenen beiden Kritikern ohne Zweifel handschriftlich bekannt. Mit Daniel 1602 wendet sich die Stimmung von den Reimfeinden endgültig ab; Ben Jonson war nur in der Theorie noch ein Reimgegner, aber nicht in der Praxis. Ist bei den vielen Angriffen auf den Reim außer der antikisierenden Richtung nicht auch die Tatsache zu berücksichtigen, daß man sich im 16. Jahrhundert zu häufig mit unreinen Bindungen und mit bloßer Gleichheit für das Auge begnügte? Sicherlich hat die veränderte Kritik im 17. Jahrhundert weniger mit einer durchschlagenden Kraft der Danielschen Elemente zu tun als mit dem allgemeinen Zurückweichen des antikisierenden Geschmacks vor dem Französischen. Verf. verfolgt dann die Frage über Daniel weiter bis herab zu Harris, Philological inquiries 1781, verzeichnet viele Urteile, obwohl nicht alle, die vorliegen, und erweckt den Eindruck, als hätte das ganze Problem nach der Elisabethzeit keine größere Bedeutung mehr gehabt.]

Diem, Nelly, Beiträge zur Geschichte der schottischen Musik im 17. Jahrhundert nach bisher unveröffentlichten Manuskripten. Leipziger Diss. 1919. 185 S. [Beschreibung der vorhandenen Hss.; Abdruck der Leyden- und Hume-Hs. Beide erweisen sich als Edinburger Gesellschaftsmusik; aber Leyden hat viel Dialektisches in Reim und Schreibung, während Hume im wesentlichen der Schriftsprache folgt. Die musikgeschichtliche Leistung muß wohl größer sein als die philologische; was über schottische Dialektdinge gesagt wird, ist oft unklar und manchmal unrichtig. Unter den Referenten fehlt der Name des Anglisten. Dem Lebenslauf wäre beizufügen, daß die Verfasserin das Thema, die Ms.-Nachweise, die erforderlichen Empfehlungen nach Edinburg und auch manches Inhaltliche im Englischen Seminar Berlin bekommen hat, das sich zum Dank auf Umwegen ein Exemplar des Druckes verschaffen mußte.]

Mutschmann, Heinrich, Milton und das Licht. Die Geschichte einer Seelenerkrankung. (Sonderabdruck aus Beibl. z. Angl. XXX, 11/12.) Halle, Niemeyer, 1920. VI, 36 S.

Ullrich, Hermann, Einführung in das Studium Daniel Defoes (Zs. f. franz. u. engl. Unterricht XIX, 6—28). [Dankenswerte Bibliographie der Hss. und Biographien. Winke für weitere Forschung.]

Brunner, Karl, Die Dialektliteratur von Lancashire. (Publikationen der Hochschule für Welthandel.) Wien, Verlag der Hochschule für Welthandel, 1920. 60 S. Kr. 10.

Kalkühler, Florine, Die Natur des Spleens bei den englischen Schriftstellern in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Diss. Münster i. W. Borna-Leipzig, Noske, 1920. 46 S.

Webb, Daniel, Ein Beitrag zur engl. Ästhetik des 18. Jahrhunderts. Mit einem Abdruck der Remarks on the beauties of poetry [1762] und einem Titelkupfer von U. Hecht. Hamburg, Grand, 1920. 117 S. [Webb schrieb: 1. 'Inquiry into the beauties of painting', 1760, übersetzt auch ins Deutsche durch Vögelin, Zürich 1766. 2. 'Remarks on the beauties of poetry', 1762; hier abgedruckt S. 53—112. 3. Observations on the correspondence between poetry and music; übers. auch ins Deutsche durch Eschenburg, Leipzig 1771. 4. Literary amusements in verse and prose, 1788; meist Satiren auf englische Gesellschaft, parteipolitische Tagesliteratur und gegen Johnson 'Rambler', Nr. 48, und gegen weibliche Affektiertheit. 5. Remarks that the Greek language was borrowed from the Chinese, 1787. 6. Fingal reclaimed, 1763: Fingal und sein Geschlecht gehören nach Irland. Die Gesänge seien echt, aber die Anklänge an Popes Homer doch verdächtig und ein Mangel des Übersetzers Macpherson, der seine Originale öffentlich ausstellen solle. 7. Selections from Pauw's: 'Recherches philosophiques sur les Américains', 1789. 8. Miscellanies. Von den drei erstgenannten Schriften erhalten wir Inhaltsangaben. Webb erweist sich als schlichter, feinsinniger Leser und Beobachter. Von älteren englischen Kritikern kennt er Burke, Gerard, Home, John Brown, sowie Spence, 'Polymetis', 1747. Mit Prinzipienfragen hat er sich weniger abgegeben; er ist ein Mann des natürlichen Empfindens, der eine Neuerweckung wohl verdiente.]

Schwebsch, Erich, Schottische Volkslyrik in James Johnsons The Scot's musical museum (Palaestra 95). Berlin, Mayer & Müller, 1920. IV, 218 S. [Die Volksballaden sind bei Childe so schön gesammelt, daß eine Menge Forscher sich schon mit ihnen beschäftigten; die Volkslyrik der Schotten ließ man bisher im Schatten stehen. Schwebsch hat zunächst die Lieder zusammengestellt, die aus dem Volksmunde in wechselnder Fassung niedergeschrieben, daher als echte Volkslieder zu bezeichnen sind; über ein Dutzend Fassungen hat er von manchen anzuführen vermocht; probeweise verzeichnet er von zweien die vollen Texte. Dann wendet er sich zur

Untersuchung ihres Stiles. Vorangeschickt ist eine genaue Beschreibung des 'Musical museum', das bekanntlich eine Hauptquelle solcher Verse ist und von Burns besonders gefördert wurde.]

Merleker, Margarete, Humes Begriff der Realität. Teil II. Diss. Berlin 1919. Halle a. d. S., Buchdruckerei des Waisenhauses. 45 S.

Smith, Adam (Jastrows Textbücher Wirtschaft und Staat, 3). Berlin, de Gruyter, 1920. 3. verm. Aufl. VIII, 188 S. [Der Nationalökonom von Fach muß, wie es in der Vorrede zur 1. Aufl. heißt, das Buch eigentlich in der Ursprache lesen, aber 'nach dem Stande der Sprachkenntnisse der meisten Studierenden ist jeder Versuch aussichtslos, das englische Original zugrunde zu legen; daß dies an Handelshochschulen und an Universitäten gleichmäßig der Fall ist, weiß ich aus eigener Erfahrung — an den Technischen Hochschulen scheint es nicht anders zu sein'. Deshalb machte Jastrow eine der vorhandenen Übersetzungen, und zwar die von Stirner, durch einen billigen Neudruck zugänglich; er beschränkte sich dabei auf Buch I und II, 'die sich ziemlich genau mit dem decken, was man in Deutschland unter allgemeiner oder theoretischer Nationalökonomie versteht'. Nur die Lehre von der Grundrente ließ er weg, weil sie zu sehr veraltet ist. Im Anhang fügte er hinzu: das Wichtigste aus der ältesten Smith-Bibliographie von Dugald Steward, woraus man namentlich ersieht, wie Adam Smith, ausgehend vom Studium der Moral, durch die französischen Ökonomisten, die er in Paris persönlich kennenlernte, zu seinen 'Naturgesetzen' der Wirtschaft gelangte, während der Einfluß älterer englischer Praktiker und holländisch-deutscher Theoretiker noch nicht erkannt wurde; eine sehr markante Äußerung Smiths über Freihandel, mitgeteilt nach dem Hefte eines Zuhörers; einige Andeutungen über Smiths Vorgänger 'nach den Untersuchungen von Hasbach 1891; in der 3. Auflage auch eine Reihe sehr merkwürdiger Bemerkungen aus dem Smith-Kommentar von E. G. Wakefield 1843, der bisher wie verschollen schien, obwohl er geistig selbständige Beiträge zum Verständnis und zur Kritik von Smith geliefert hat; und zwar bietet Jastrow diesen Teil im Urtext, weil wenn nicht Anfänger, so doch vorgerücktere Studierende immer auf diesen eindringlich zurückzuverweisen sind. Dem verdienstvollen Büchlein ist auch ein Inhaltsverzeichnis des Gesamtwerkes in englischer Sprache beigefügt.]

The English novel of the 19th century. II. Specimens of the local novel (F. Schöningh II, 17), hg. von Karl Holtermann. Paderborn, Schöningh. 122 S. M. 3,25 + 25%. [Nach der Einleitung beginnt der Lokalroman mit Adam Bede und setzt sich fort bei Blackmore, Hardy, Hall Caine; in Schottland soll die Gattung mit Galt beginnen und besonders von William Black, R. L. Stevenson und Barry fortgesetzt werden. Aus Irland werden Maria Edgeworth und etliche minder bekannte Autoren genannt. Wo bleiben Miß Opie, Miß Austin, Miß Brontë u. a.? — Die abgedruckten Proben sind geschöpft aus dem unbedeutenden Crockett, William Black, R. L. Stevenson und Hall Caine. Wird der Schüler aus solch herausgerissenen Fragmenten einer Prosageschichte viel gewinnen? Beigegeben ist das übliche Wörterverzeichnis und Anmerkungen. Ich persönlich hätte lieber eine der vielen Gesamterzählungen gelesen, deren es in der englischen Literatur so viele von beschränktem Umfange gibt, und dazu ein handliches Gesamtwörterbuch, z. B. Langenscheidt, benutzt.]

Huscher, Herbert, Studien zu Shelleys Lyrik. (Leipziger Beiträge zur engl. Philologie, hg. von Förster, Heft I.) Leipzig, Tauchnitz, 1919. 156 S. M. 10.

Bußmann, Ernst, Tennysons Dialektdichtungen nebst einer Übersicht über den Gebrauch des Dialekts in der englischen Literatur vor Tennyson. Diss. Münster. Weimar, R. Wagner Sohn, 1917. 66 S.

Vogel, Gudrun, Thackeray als historischer Romanschriftsteller. (Leip-

ziger Beiträge zur engl. Philologie, hg. von Förster, Heft II.) Leipzig, Tauchnitz, 1920. 105 S. M. 8.

Liljegren, S. B., American and European in the works of Henry James (Lunds Universitets Årsskrift. N F. Avd. 1. XV, 6). Lund, Gleerup; Leipzig, Harrassowitz, 1920. 58 S. [Eingehende Studie der Romanmethode von James, für die als besonders charakteristisch hervorgehoben wird, 'that a narrative should develop before the reader, not as seen by the author-spectator, but as realized and understood in the mind of the actor or actors just then involved in the action'. Dazu kommt 'the saturation of the subject', 'plasticity of the narrative' u. a. Voran steht eine dankenswerte Bibliographie; die Wahrheit fordert Angabe, daß der Mann, der zuerst in deutschen Landen für James sich einsetzte, der Grazer Germanist Schönbach war. Es folgt eine feinsinnige Kritik einzelner Partien bei James, eine Darlegung seiner Vorliebe, den Unterschied zwischen Amerikanern und Europäern zu beleuchten, und einige Worte über den Einfluß von Taine, Balzac, Zola und ihren Gefolgsleuten auf seine Behandlung der Umwelt. Ein Namenregister am Schlusse zeigt, in welchem Umfange sich Verf. in die verschiedenen Werke von James und anderer zeitgenössischer Erzähler versenkt hat.]

Korten, Hertha, Thomas Hardys Napoleondichtung *The dynasts*, ihre Abhängigkeit von Schopenhauer, ihr Einfluß auf Gerhart Hauptmann. Rostocker Diss. Bonn, Georgi, 1919. 105 S. [Hauptmanns 'Festspiel in deutschen Reimen' erweist sich verwandt mit Hardys Werk in der Form, in der Wahl der Sprecher, in der Puppendarstellung der geschichtlichen Persönlichkeiten, im Wechsel der Perspektive, in einzelnen Bildern und Ausdrücken, aber auch in Weltanschauung und Gesamtziel. Was Hauptmann mit den Dynasten vor allem gemein hat, ist die Eigentümlichkeit, daß hier kriegerische Taten geschildert und trotzdem die Menschen als gänzlich willenlos, ja leidend dargestellt sind. Gerade die Züge aus Hauptmanns Festspiel, die in ganz Deutschland Stürme der Entrüstung hervorgerufen haben, stimmen zum großen Teil zu der englischen Vorlage. Manche Züge in seinem Festspiel werden erst durch einen Vergleich mit Hardy klargestellt.]

Fischer, Walther, Bernard Shaw in seinen dramatischen Werken, Einführungsvortrag zu einer Aufführung von: Der Arzt am Scheidewege (Theaterkultur, hg. v. Küchler, 4). Würzburg, Verlagsdruckerei, 1920. 29 S. M. 1,30. [In einer biographischen Einleitung wird der Einfluß von Ibsen, dann der von Schopenhauer, Nietzsche und Samuel Butler auf Shaw hervorgehoben, dann seine Entwicklung bis zu dem auf dem Titel genannten Drama herab skizziert. Im wesentlichen wird über ihn gesagt, er habe mit dem Kampf gegen die Gesellschaftslüge begonnen und sei zum Kampf gegen alles Heilige im Menschen gekommen. Vielleicht ist ein minder tragisches Urteil zu gewinnen, wenn man ihn mehr von der humoristischen als von der philosophischen Seite betrachtet.]

Kruisinga, E., A handbook of present-day English. Volume I: English sounds. 3rd edition. Over den Dom te Utrecht, Kemink, 1919. XII, 256 S.

Bøgholm, N., English prepositions. Kjøbenhavn og Kristiania, Gyldendalske Boghandel-Nordisk Forlag, 1920. 144 S.

Ehrentreich, Alfred, Zur Quantität der Tonvokale im Modern-Englischen (auf Grund experimenteller Untersuchungen). (Palästra 133.) Berlin, Mayer u. Müller, 1920. VI, 110 S. 2 Tafeln. [Der Ausdruck 'Länge' im Modern-Englischen hört auf. Ehrentreich macht durch Experimente sichtbar, daß dafür zwei andere Begriffe zu setzen sind: Zweigipfligkeit und allmählicher Stimmausgang. Letzterer herrscht in englischen Tonsilben, wenn auf den Vokal kein stimmloser Konsonant folgt; in

schwächerer Art beeinflußt ihn zweite Silbe. Was frühere Forscher an Ansätzen dazu geleistet haben, ist sorgsam verzeichnet; am wertvollsten erweisen sich die Wortlisten von E. A. Meyer. Ehrentreich hat sie nicht bloß vermehrt, sondern auf anderen Wegen ausgebaut und die Ergebnisse umfassender präzisiert. Die experimentelle Phonetik liefert hiermit ein wesentliches Werkzeug, um die praktische Beibringung englischen Akzentes zu erleichtern und zu verfeinern.]

Wedel, Theodore Otto, The mediæval attitude towards astrology (Yale Studies in English, LX). Oxford, University Press, 1920. V, 168 S. [Hauptsächlich berücksichtigt wird die ae. und me. Literatur bis herab zu Gower und Chaucer. In die Wunderlehre von den Sternen mischten sich philosophische Anschauungen vom Schicksal und Vorsehung. Viele Belege waren zu zitieren, aber zwischen Aberglauben und Kosmik blieben die Vorstellungen vag. Nirgends sind astrologische Dinge zu Hauptbegebenheiten genützt; sie stehen immer nur als Stimmungsmittel im Hintergrund. Wie sie aus spätgriechischen Quellen halb unterirdisch einflossen, ist vielfach noch zu erörtern; die Forschungen Försters in dieser Zs. geben dafür manchen Wink.]

Brinkmann, C., Die englische Geschichtschreibung seit Ausbruch des Weltkriegs. Hist. Zs. 123 (Dez. 1920), S. 129—136. [Wichtige Bibliographie, auch mit Berücksichtigung literarhistorischer Werke.]

Meyer, Eduard, Die Vereinigten Staaten von Amerika, ihre Geschichte, Kultur, Verfassung, Politik. (Angewandte Geographie, Reihe V, Band 1/2.) Frankfurt a. M., Heinr. Keller, 1920. VII, 290 S. [Zwei Faktoren geben diesem Buche, das sich kein Freund der Realien unter den Anglisten entgehen lassen sollte, den charakteristischen Wert; Verfasser ist ein Altertumhistoriker, der in der besten Schule der Geschichtschreibung gelernt hat, die Probleme zu sehen und ins schärfste Licht zu schieben; und durch eigenes Erleben, zuerst als Austauschprofessor, dann während des Krieges, ist er zum Thema gekommen. Darum erhalten wir nicht bloß eine chronologische Reihe politischer Begebenheiten mit einzelnen Exkursen, um die Vorkommnisse zu motivieren, z. B. über das Puritanertum der Kolonisten, über das Wesen des Negertums, über die eigentliche Ursache des Bürgerkrieges usw.; sondern nachdem Verf. uns bis an die Schwelle des Weltkrieges herunter geführt hat, hält er ein, um ein breites Kulturbild zu malen, an dem sich dann das Tun Wilsons und seiner Partei als begreiflich entwickelt. Diese Schilderung umfaßt den physischen Charakter der Vereinigten Staaten, die Landwirtschaft und ihre Umwandlung bis zu den großen Trusts; die geschichtlichen Traditionen der einzelnen Staaten samt ihren Fremdelementen; den amerikanischen Volkscharakter mit seiner merkwürdigen Mischung von Puritanismus und Aufklärung, von Streben nach Glückseligkeit und Jagd nach dem Dollar; die Unrast, den mangelnden Lebensgenuß, die Gutmütigkeit, Bildung und Unbildung der Leute; den Druck der öffentlichen Meinung, die Unfertigkeit und Monotonie des Lebens, die Überschätzung der körperlichen Arbeit; die Stellung und Haltung der Frauen, der Aristokratie und Geldaristokratie, der Juden; besonders eingehend die Universitäten; dann die Verfassungsverhältnisse, die Verteilung der Macht im Staate, die Freiheitsidee und Tyrannei der Arbeiter und Presse, die Gegensätze zwischen Deutschland und Amerika überhaupt. Ergibt sich daraus in weitem Umfange, daß die beiden Völker durch Natur und Geschichte zu einem Waffengang bestimmt waren, so wird doch der für uns unglückliche Ausgang mit scharfem Urteil auf die Torheiten der deutschen Führer und des deutschen Volkes zurückgeführt. Eine Charasteristik Wilsons als eines 'salbungsvollen scheinheiligen Heuchlers' bildet den Schluß, obwohl man nach dem Vorausgehenden eher eine nationale Tradition und Geistesbelastung für ihn erwartet hätte. Wilson

sei 'der Henker der europäischen Kultur geworden' und habe mehr als ein anderer Sterblicher dazu beigetragen, 'daß über die weiße Rasse ein Zeitalter ständig wachsender Barbarei hereingebrochen ist, indem die Kultur, welche Europa geschaffen hat, rettungslos dem Untergang überantwortet ist'. Nichts imponiert mehr als die Freimütigkeit, mit der der Verfasser an anderer Stelle eine seiner Weissagungen — betreffend Wilsons *bluff* — als nicht eingetroffen bezeichnet; vielleicht gehört zu diesen unerfüllten Voraussagen auch der oben abgedruckte, sehr pessimistische Schlußsatz. Das eigene Werk des Verfassers ist ein Beweis, daß geistige Erkenntniskraft und Darstellungskunst bei uns noch keineswegs ausgestorben sind.]

Viereck, George Sylvester, Roosevelt. A study in ambivalence. A psycho-analytic study of Theodore Roosevelt. New York, Jackson Press, 1919. 159 S. [Der Dichter, der zur Zeit die deutsche Fahne am kühnsten hochhält, lebt in Neuyork und schreibt zumeist in englischer Sprache. Viereck ist ein Mann von unverwüstlicher Jugendlichkeit und blickt doch auf manche seiner früheren Leistungen wie auf Jugendstreiche zurück. Mit Roosevelt war er durch Jahre befreundet, und aus Briefen Roosevelts, die uns faksimiliert werden, ersehen wir, daß auch der 'Oberst der rauhen Reiter' den Sohn des deutschen Sozialdemokraten schätzte. Nur die deutsche Sache brachte die beiden auseinander. Roosevelt, der sich ursprünglich neutral hielt, erhitzte sich über unsere angeblichen Eroberungsgelüste auf amerikanischem Boden und ging dann in der Kampfeswut gegen Viereck so weit, dessen Ausschließung aus dem Autorenklub aus Gründen des Deutschenhasses zu beklatschen. Das Erleben der beiden Männer wird als typisch für das der beiden Volksstämme auf dem westlichen Kontinent gemalt. Durch Frische und Witz erhebt sich diese autobiographische Skizze zu einem kleinen Kunstwerk, das man nicht ohne Bewegung durchliest. Wie wenig hat sich unsere Presse für all die literarischen Leistungen bedankt, mit denen Viereck unter mancherlei Gefahren und Belästigungen für Deutschland arbeitete! Ein Land, das seine Vorkämpfer nicht ehrt, ist keinen neuen Vorkämpfer wert.]

Hansen, Ferdinand, Pillory and witness-box. Introduction by H. G. Scheffauer. Hamburg 15, Overseas Publishing Co., 1920. XIX, 293 S.

Salomon, Felix, Lord Morleys Erinnerungen. Althoffs internationale Monatsschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik. XIV, 503—526. Leipzig, Teubner, Mai/Juni 1920. [Morley war ein Mann der Ideen und des Fortschritts. Er wandte sich gegen den Versuch, Indiens Regierung völlig der Reichsverteidigung unterzuordnen, weil dies die besten und tüchtigsten Köpfe von den 'gewaltigen Problemen abziehen würde, die außerhalb dieses Grundplanes einer Festung liegen'. Das Wesentliche in der Politik war ihm die Persönlichkeit; als König Eduard ihm einmal sagte, er wäre am liebsten Landschaftsgärtner geworden, erinnerte ihn Morley an den Spruch Bismarcks, daß nicht einmal der schlimmste Demokrat wisse, wieviel Nichtigkeit und Charlatanerie sich hinter der Diplomatie verberge. Über Kaiser Wilhelm II. berichtet er: 'Ich sah ihn wiederholt in Windsor und war überrascht von seiner fröhlichen Natürlichkeit, Liebenswürdigkeit und guten Laune. ... Als ich, wie das jeder tun sollte, von der Unmöglichkeit sprach, über die Dauer der englischen Herrschaft in Indien etwas zu sagen, schlug er heftig mit der Hand aufs Knie und rief, die britische Herrschaft würde ewig dauern. Als ich Lord Roberts das erzählte, lachte er und sagte: Der Kaiser weiß von den Dingen zu wenig. Der Kaiser fragte mich auch, wie unser Arbeitervertreter die indischen Fragen behandelt. Nicht so, daß wir uneins würden, sagte ich. Wieder schlug er sich aufs Knie und rief: er wünschte, seine Sozialisten wären ebenso vernünftig ... Das allgemeine Urteil der Leute, die ein Urteil haben können, ist, daß dem Kaiser durchaus kein Platz unter den Staatsmännern erster

Ordnung gebührt, ... oberflächlich, hastig, impulsiv, nicht richtig zentriert sind einige der Epitheta. Aber einen Eindruck hinterließ er bei allen, der meiner Meinung nach ein goldener Eindruck ist: daß er ernst und aufrichtig den Frieden will'. Die Erinnerungen sind vor dem Krieg geschrieben, klingen aber in einen Epilog aus, der auf den Krieg Bezug nimmt und umdüstert ist, als wäre dem Verfasser die Sonne des Glaubens an den Fortschritt untergegangen: 'Die Geschichte ist wenig mehr als ein Register der Verbrechen, Tollheiten und Unglücksfälle der Menschheit'.]

Arns, Karl, Das Herz des Feindes. Eine Auswahl englischer Gedichte ins Deutsche übertragen. Leipzig, Xenien-Verlag. 59 S. [Englische Kriegslieder gegen Deutschland sind bereits zu einem deutschen Schulbuch zusammengestellt; hier finden wir sie sorgsam, fast liebevoll übersetzt. Arns erklärt in der Einleitung, eine starke Persönlichkeit habe, wenn sie dem Empfinden über das Verbrechen, das Elend und das Unglück des Krieges dichterischen Ausdruck verleihen könne, überall Anspruch auf Beachtung. Er nimmt es Thomas Hardy nicht übel, daß er die Erklärung der 51 englischen Literaturgrößen unterschrieb, und er läßt dies auf S. 6 auch drucken. Er bringt die Reime Hardys sorgsam in unsere Sprache, worin der Deutsche als ein Streiter hingestellt wird, 'der nicht der Ehre Gut mehr schätzt ... die List im Kampfe herrsch', Herodes spricht' usw. Er übersetzt wirklich fließend die Worte Hardys über 'die Henker, die zur Höll' verflucht — aus Markt und Stadt, von Tal und Höh'n trieb sie der Blutdurst. Maßlos schier schwoll ihre Macht- und Herrschbegier'. Von Robert Nicols tischt er uns den 'Angriff' auf, worin es heißt: 'Im wirren Nebel fliehn die deutschen Linien. Unsre Mannschaft brüllt: Ihr Schweine, das für Euch!' Wie eine solche Übersetzung deutscher Kriegsverse wohl in England aufgenommen würde? Dabei sei nicht geleugnet, daß manche dieser poetischen Engländer auch auf die über dem Kriege stehenden Kulturmächte menschlich hinwiesen, wie de la Mare, Sasson, Drinkwater, L. Glover. Noch weiter ins Land der Unbefangenheit wagt sich Margaret Leigh im Sonett: 'Der Journalist'; sie schildert den Hetzer, der aus Selbstschonung daheim blieb und die Lieb' zum Vaterland als Giftkraut säte; 'aus rasselnd klirrenden Worten meisterlich die Kette schmiedend, die die Menge band, hat er von Furcht und Selbstsucht sich genährt, ... andächtig wurde sein Geschwätz gehört; die Menge schrak vor seinem Zorn sogar und übte folgsam, was er sie gelehrt, bis er der König aller Lügen war'. Gemischt ist der Eindruck, den man aus dem Büchlein gewinnt, und nur selten noch findet man eine so geschmackvolle Ausstattung für heimatfrohe Lieder verwandt.]

Sharp, Evelyn, Somewhere in Christendom. London. Allen and Unwin, (1920). 256 S. Cash Price in Great Britain: 6/6 net. [The revolution. The Thousand grow up. Cousin and Hilderic's press. The great fights. Poetischer Traum vom Werden einer Christenheit 'that lay at peace'.]

Tauchnitz edition. Collection of British authors. Leipzig 1920. M. 5, geb. M. 7,50:

Nr. 4532. Shaw, Bernard, John Bull's other island and Major Barbara.
„ 4533. Bennett, Arnold, Hugo.
„ 4534. Williamson, C. N. and A. M., The lion's mouse.
„ 4535. Lee, Vernon, Louis Norbert.
„ 4536/7. Moore, George, The brook Kerith.
„ 4538. Bennett, Arnold, Paris nights.
„ 4539. Galsworthy, John, A bit of love and other plays (Plays, fourth series).
„ 4540. Norris, W. E., The triumphs of Sara.

Koch, John, Praktisches Lehrbuch zur Erlernung der englischen Sprache. Für Fortbildungs- und Fachschulen wie zum Selbststudium.

I. Teil: Elementarbuch. 47. Aufl. Jena u. Leipzig, Wilhelm Gronau, 1920. 173 S. — II. Teil. 6. verb. Aufl. Mit Karte und Schriftproben. 287 S.

Annakin, M. L., Exercises in English pronunciation. Halle a. S., Max Niemeyer, 1920. X, 83 S. [Phrasen der Umgangssprache, geordnet nach Lauten, die eingeübt werden sollen, von *p* und *b* durch die übrigen Konsonanten, dann durch die Vokale bis ə; mit phonetischer Transkription und einer Liste von Büchern über ne. Aussprachslehre].

Auswahl englischer Gedichte für den Schulgebrauch zusammengestellt von E. Gropp und E. Hausknecht. 4. Aufl. 79.—84. Tausend. (Franz. und engl. Schulbibl. B. 11.) Leipzig, Renger, 1920. Teil I: Texte. XIV, 344 S. Teil II: Erklärungen. [Das beliebte Lesebuch erscheint jetzt zum ersten Male mit Bildschmuck; von einer Reihe Schriftsteller sieht man die Köpfe. Wie schön, wenn in einer folgenden Auflage auch einige der Gemälde, die zur englischen Literaturkunde gehören, namentlich von den Präraffaeliten mitgeteilt werden könnten! Von neuen Dichtern ist u. a. der irische Freiheitsmärtyrer Plunkett und der internationaldenkende Tagore aufgenommen. Auf Wilde ist aus persönlichen, auf Kipling aus nationalen Gründen verzichtet. Der Kommentar enthält im einzelnen viel Gutes.]

Romanisch.

Zeitschrift für romanische Philologie, hg. von A. Hilka, XL, 4, 1920 [M. L. Wagner, Amerikanisch-Spanisch und Vulgärlatein, II. — K. Christ, Das altfranzösische Passionsspiel der Palatina (mit Tafel). — Vermischtes: H. Schuchardt, Zu Zeitschrift 40, 103 — *Hopp* — *Intelligere* im Baskischen — Südfranz. *bigord* 'verdreht' — Alban. *milingrɛ* w. Krätze — Alb. *škurɛ* w. Baum — Ital. *ghirigogolo*. — G. Baist, *Alfonso* und *Alonso*. — K. Jarecki, Über die heidnische Dreieinigkeit im Rolandepos. — G. Bertoni, Ancora il *port delautis*. — Besprechungen]. — XL, 5, 1920 [E. Gamillscheg, Französische Etymologien, II. — M. L. Wagner, Judenspanisch — Arabisches. —A. Stimming, Die Entwicklungsgeschichte der 'Destruction de Rome'. — A. Kolsen, Altprovenzalisches. — Vermischtes: W. Meyer-Lübke, Zu Zs. 40, 329. — H. Schuchardt, *Busette* — *Bourgin* — M- — Sonika — Ital. *visto, vispo, visco* 'munter', 'lebhaft', 'hurtig'. — A. Zauner, Zur Geschichte der Labialen und Palatalen im Französischen. — M. L. Wagner, Sardisch *Kenátura* 'Freitag' — Altpisan. *moccobello*, alog. *muccubellu* 'Bestechungsgeld', altkat. *mogobell* 'Wechselgewinn'. — Besprechungen].

Archivum Romanicum, hg. von G. Bertoni. Vol. III, No. 4, Ottobre—Dicembre 1919 [G. Vitaletti, Tradizioni Carolingie e leggende ascetiche raccolte presso Fonte Avellana. — C. Fabre, Le Compois du Puy-en-Velay en langue d'oc en 1408. — G. Bertoni, Il dalmatico e gli romanisti. — Varietà e aneddoti: G. Bertoni, Etimologie varie. — G. Bertoni, Revisione del ms. della Farsaglia di Niccolò da Verona. — Bibliografia]. — Vol. IV, No. 1, Gennaio-Marzo 1920 [G. Bertoni, Filologia romanza come erudizione, come scienza naturale e come scienza dello spirito. — E. Höpffner, Virelais et ballades dans le Chansonnier d'Oxford (Douce 308). — C. Fabre, La langue d'oïl et la langue d'oc à Chalancon (Velay) en 1390. — G. Vitaletti, La 'Pegasca' di Baldasarre Olimpo da Sassaferrato. — Varietà e aneddoti: G. Bertoni, Note etimologiche e lessicali provenzali e francesi. — E. Höpffner, Les Voeux du Paon et les 'Demandes amoureuses'. — G. Bertoni, Ferrarino da Ferrara, Francesco Pipino, Gidino da Sommacampagna. — Bibliografia. — Cronaca bibliografia e critica. — No. 2. Aprile—Giugno [C. Michele, La dama del Verzà. Cantare del sec. XIV. — R. Gatti, Piccolo vocabolario jesino. — Varietà e aneddoti: G. Vitaletti, L'autore del 'Grillo medico', poemetto popolare del sec. XVI. — Varietà e aneddoti: G. Bertoni, Appunti etimologici italiani. — G. Bertoni, Intorno

al 'Planh' di Bertran Carbonel.[1] — G. Bertoni, Basso della Penna. — Bibliografia. — Cronaca bibliografica e critica].

Romanische Texte zum Gebrauch für Vorlesungen und Übungen, hg. von E. Lommatzsch und M. L. Wagner. No. 1: Del tumbeor Nostre Dame, altfranzösische Marienlegende. Berlin, Weidmann, 1920. 51 S. [Dem dankenswerten Unternehmen, durch das wir billiges Übungsmaterial erhalten, kann man nur den besten Erfolg wünschen. Die vollständigen Glossare sind sehr willkommen; ob es richtig war, alle Anmerkungen auszuschließen, erscheint etwas zweifelhaft. — Das erste Heftchen bringt die liebliche Erzählung vom 'Tänzer unserer lieben Frau'. Die literarhistorische Einleitung ist gediegen und der Text aufs neue sorgfältig durchgesehen worden. Ein paar Bemerkungen zum letzteren: In *'Sainte Marie', lors a dit, 'He! las! dolans, que ai jo dit'!* (V. 81—2) ist und bleibt das identische Reimwort *dit* hart, und ich zweifle nicht, daß *lor aït*, welches Wächter, wenn auch nicht ganz ohne Bedenken in den Text gesetzt hat, das Ursprüngliche darbietet; der Einwand, daß V. 76 Maria angeredet wird, kann kaum entscheidend ins Gewicht fallen. V. 305—8 lauten: *Se Deu n'amés de tot vo cuer, Trestot cil bien sont geté puer. En tel maniere, entendes bien, En plain salu ne valent rien.* Förster setzt ein Komma nach *puer*, Wächter einen Punkt. Mir scheint dort gar keine Interpunktion hinzuzugehören, sondern ein Enjambement vorzuliegen, wie es in dem Denkmal häufiger vorkommt, s. Anm. von Wächter zu seiner Ausgabe V. 236. Zu V. 308 hätte es sich empfohlen, die Varianten der anderen Hss. anzugeben, von denen für *en* GaGnC *que* zeigen und P *qua;* Wächter wundert sich über das Fehlen einer Präposition bei *que*, aber es ist vielleicht nur der Strich über dem *e* fortgeblieben. Freilich bekämen wir dann die Präposition *en*, die auch F aufweist und die auffallend ist, denn kommt *valoir en* 'nutzen zu' sonst vor? P hat das zu erwartende *a*. Ich möchte daher so die ganze Stelle interpungieren und schreiben: *Se Dieu n'amés de tot vo cuer, Trestot cil bien sont geté puer En tel maniere; entendes bien Qu'a plain salu ne valent rien!* — Im Glossar fehlt *haut tondu* (V. 34). Das *taureçon* in F (V. 158 Var.) kann natürlich nicht = 'junger Stier' sein; es liegt Schreib- oder Lesefehler für *cavrecon* vor. Wenn es S. 3 heißt 'notwendig scheinende Änderungen sind den übrigen Hss. entlehnt und als Varianten gekennzeichnet', so ist das nicht gut ausgedrückt. — Für die nächsten fünf Hefte sind in Aussicht genommen: Du Bellay's Deffence, Hugo's Préface de Cromwell, das Poema del Cid, Boccaccio's Vita di Dante, die beiden Lais von Guingamor und Tydorel; die Wahl der 'Préface de Cromwell' scheint mir nicht gerade glücklich zu sein.]

Heuckenkamp, F., Reformvorschläge für den Unterricht auf dem Gebiete der Romanischen Philologie. Halle, Niemeyer, 1920. 20 S.

Rohlfs, G., *Ager, area, atrium.* Eine Studie zur romanischen Wortgeschichte (mit einer Karte). Berliner Dissertation 1920. 69 S.

Wahlgren, Ernst G., Étude sur les actions réciproques du parfait et du participe passé dans les langues romanes. Uppsala, Universitets Årsskrift, 1920. 341 S. [Diese eindringende und mit sehr guter Sachkenntnis geschriebene Studie, zu der Suchier und Risop mit ihren Arbeiten die Anregung gegeben haben (s. S. 43), stellt eine wirkliche Bereicherung unserer Erkenntnis von den wechselseitigen Einwirkungen des Perfekts und Partizip Perfekts der starken Verba dar und gibt kaum zu irgendwelchen Ausstellungen Anlaß. Besonders herausgehoben seien die lehrreichen Seiten

[1] Ich verzichte darauf, Bertoni davon zu überzeugen, daß, was er als in der Hs. stehend angegeben hat, nicht als *s* gedeutet werden kann, und möchte ihn nur noch einmal darauf hinweisen, daß der Name *Pons* m. W. niemals in provenzalischen Hss. mit *p* abgekürzt erscheint.

198—203, die sich mit den einschlägigen Formen von *suivre* beschäftigen. Nur ein paar Kleinigkeiten seien angemerkt. Die Konstruktion in der S. 66 Anm. 2 aus Froissart angeführten Stelle ist mir nicht durchsichtig (im Glossar bei Scheler fehlt dieser Passus unter *estre*). Die Behauptung, daß *creï* die häufigere afrz. Perfektform wäre (S. 115), überrascht und bedarf doch wohl der Erhärtung. Daß das im Girard begegnende Part. *caeh* zur Bildung des Perf. *cazec* beigetragen haben sollte (S. 144), ist wenig glaublich, da sie zu vereinzelt neben *cazut* steht. Ein Part. *crezegut* = *crezut* (S. 144) ist kaum anzuerkennen; Mann verzeichnet es zwar aus R. de Miraval Gr. 406, 26, aber dort hat der betr. Vers + l, und daß *cregutz* (zu *creisser*) zu schreiben ist, erhellt aus St. 3, wo schon *cresutz* im Reime begegnet. *Teis* an der S. 184 Anm. 1 angeführten Stelle ist sicherlich Perfekt zu *tenher*. S. 213 schreibe *vi* (*vit*) statt *vit*, denn nur in der 3. Pers. begegnet *vit* neben *vi* und in der 1. Pers. *vid* nur im Alexanderfragment. Zur Erklärung von *agut, degut, saubut* drückt sich Suchier in Gr. Gr. I ², 784 schon anders aus, als in Zs. II, und meint da dasselbe wie W.; ebenso ich im Prov. Elem.-Buch § 143, wo ich übrigens noch auf *avut* und *pascut* für Beibehaltung des Präsensstammes hinweise. Der umfängliche Index und die reichhaltige Bibliographie sind sehr erwünscht; warum ist von Sommers Handbuch des Lateinischen nicht die 2. (und 3.) stark umgearbeitete Auflage angeführt?

Französisch.

Zeitschrift für französische Sprache und Literatur, hg. von D. Behrens, XLV, 1 u. 2 [Abhandlungen: P. Toldo, George Sand et ses romans (Fortsetzung). — A. Hilka, Ein neuer (altfranzösischer) Text des Briefes über die Wunder Asiens. — A. Bach, J. Kämpf, Peter Squenz (1775). Eine Bearbeitung von Molières 'Médecin malgré lui'. — Referate und Rezensionen: Fr. Krüger: O. Zaun, Die Mundarten von Aniane (Hérault) in alter und neuer Zeit. — W. Tavernier †: Else Sternberg, Das Tragische in den chansons de geste].

Tobler, A., Altfranzösisches Wörterbuch. Aus dem Nachlaß hg. von E. Lommatzsch. 5. Lieferung, Sp. 592—751 (*assidüel—avoi*). Berlin, Weidmann, 1920. [Bei *en aventure* vermißt man die Stelle im Ritter mit dem Fäßlein, wo *aventure* das 'Ohngefähr', die 'Unsicherheit des Lebens' bedeutet; zu *en aventure est* = 'es ist ungewiß' wird nur ein Beleg aus Ille geboten, aber auch Eliduc 397 gehört wohl hierher trotz Warnkes Glossierung mit 'Gefahr', und sicher Baudoin de Condé I, XXI, 948 sowie Folque de Candie 10 515, 10 564. Für *avertin* sei noch auf Montaiglon-Raynaud, Rec. IV, 79 hingewiesen. Daß *auques* öfter 'sehr' heißt, kann nicht zweifelhaft sein, s. meine zwei Altfranz. Dichtungen zu II, 351, 'Archiv' 137, 229, Folque de Candie 517, 4626, 6185, 6987, 7104, 7807, 7819 und zuletzt darüber Spamer, Die Ironie im altfranz. Nationalepos, Diss. Straßburg 1914, S. 101. Bei *avironer* fehlt die übertragene Bedeutung in der Chastelaine de S. Gille V. 75.]

Kjellman, H., Les rédactions en prose de 'l'ordre de chevalerie'. Studier i modern Sprakvetenskap utg. av nyfilologiska sällskapet i Stockholm VII, 140—177. Uppsala, 1920. [Sorgfältige Ausgabe von drei altfranzösischen Prosaversionen des Stoffes, der in dem bekannten Gedicht des 13. Jahrhunderts, der 'Ordene de chavalerie' behandelt worden ist. Diese Versionen, die uns im ganzen in 7 Handschriften aufbewahrt sind, stellen verschiedene Etappen dar, welche die Erzählung von dem Ritterschlag Saladins im Laufe der Zeit erfuhr: eine ursprüngliche Form und zwei zyklische Bearbeitungen, von welchen letzteren die erste, in abgekürzter Gestalt von Hs. C überlieferte durch Barbazan, Fabliaux et contes I, 79—82 abgedruckt

wurde. Einige Anmerkungen würden der Publikation nicht geschadet haben. Der Gedankenstrich auf S. 161 (dritte Zeile von unten), ebenso S. 167 Mitte an der entsprechenden Stelle ist zu tilgen. Was bedeutet ein *emblasmece* (S. 162)? Man erwartet *vous em blasme*, was E. aufweist, vgl. *emblasme* S. 168, wo *em blasme* zu schreiben ist, da ein Verb *emblasmer*, wenn es auch Godefroy ansetzt, schwerlich existiert. Was ist *tambullans* (S. 172 unten) für ein Wort? Für *y donné* (S. 173 Mitte) schreibe *ydonne 'geeignet'*, s. Godefroy unter *idoine*.]

Lerch, Eug., Einführung in das Altfranzösische. Texte, Übersetzungen, Erläuterungen. Teubners Philologische Studienbücher. Leipzig u. Berlin, Teubner, 1921. IV, 161 S. M. 9. [Während Voretzsch bei seiner 'Einführung in das Studium der altfranzösischen Sprache' bekanntlich von einem Texte ausgeht und, an die einzelnen Wörter desselben anknüpfend, allmählich zu einer Darstellung der altfranzösischen Laut- und Formenverhältnisse gelangt, ist hier ein anderer Weg eingeschlagen worden. Es wird eine ganze Anzahl von Texten geboten, und zwar die Eide, die Eulalia, große Stücke des Alexius und des Roland, kleinere aus der Karlsreise, aus der Marie de France und aus Crestien (Cligés, Lancelot, Yvain); es folgen dann noch einige lyrische Gedichte, Abschnitte aus Aucassin, dem Adamspiel und der Sponsus. Bis zur Marie de France ist unter dem Strich alles übersetzt, wozu noch die Worterklärungen kommen, während späterhin nur noch die letzteren gebracht werden. Den Beschluß bildet ein sehr knapper Abriß des Französischen. — Zunächst erscheint es mir sehr zweifelhaft, ob es richtig ist, Anfängern so schwere Texte, wie die ältesten Denkmäler es sind, vorzusetzen, und es wird mir dadurch nicht sicherer, daß schon Cloëtta das gleiche in seinen Texten, die im Altfrz. Elementarbuch stehen sollten, und dann gesondert erschienen, getan, und daß auch Voretzsch seit der 4. Auflage in einem 5. Teile Proben aus jenen Denkmälern gegeben hat. Weiterhin ist es fraglich, ob mit der kurzen Art der Wortdeutungen dem Beginnenden ein wirkliches Verständnis vermittelt werden kann, so z. B. wenn es S. 82—3 einfach heißt: *'antif < antiquum'*, *'sus < sursum'*, *'jus < de-orsum, de-osum, de-usum'*, oder S. 81: *'cil < ecce ille'*, wo doch zum wenigsten zu sagen wäre, daß *ecce illi* zugrunde liegen muß, und warum. Bemerkungen wie z. B. *'si com moi semble:* betontes Pronomen vor dem Verb' (S. 96), oder *'estoet < est opus* oder *stupere* (S. 81) müssen für den Lernenden rätselhaft sein, abgesehen davon, daß im letzteren Falle der Einführende Stellung zu nehmen hatte. Auch sonst fällt schon bei flüchtiger Lektüre manches unangenehm auf. Die Erklärung S. 96 zu V. 36 ist zu streichen, denn *que d'amor est ce qui l'afole* (tilge das Komma nach *est*) heißt einfach 'was sie närrisch macht, stammt von Liebe her'. Die Bemerkung zu V. 454 des Rolant (S. 78) ist verunglückt; es kann keine Rede davon sein, daß in *estendant, derompant, recreant* etwa Partizipia mit Ausartung des Sinnes zu erblicken wären. Warum soll die Umstellung von *moillier* und *guaer* (S. 82 zu V. 17), die Koschwitz mit Recht vornimmt, nicht angängig sein? L. sagt, 'des Sinnes wegen', aber er selber übersetzt doch nur mit 'sowohl befeuchten als naßmachen'. V. 19 und 22 desselben Denkmals schreibt L.: *desor un pin antif est Carles al vis fier* gegen *pui* von Koschwitz, der sich darüber in Anm. ausspricht, aber wenn denn schon *pin* der Hs. beibehalten werden soll, dann mußte wenigstens *desoz* für *desor* gesetzt werden. Im allgemeinen erhält man den Eindruck, daß Verf. es zu eilig gehabt hat und sich nicht recht bewußt geworden ist, wie schwierig es ist, eine gute Einführung ins Altfranzösische zu schreiben, und zwar um so schwieriger, je leichter es den Studierenden gemacht werden soll.]

Bertuch, Aug., Britannicus, Trauerspiel von Racine für die deutsche Bühne bearbeitet. Stuttgart u. Berlin, Cotta, 1920. [Racines schöne Tragödie ist jeder Bemühung wert, um sie der deutschen Bühne zuzuführen. Sie

gehört zu den wenigen Stücken des französischen klassischen Theaters, in denen eine Art Charakterentwicklung vorliegt, und es macht sich hier der Einheitenzwang am wenigsten fühlbar. Die Aufgabe ist freilich sehr schwer. Der bekannte Mistral-Übersetzer hat wohl im ganzen den Ton getroffen, also die poetische Treue gewahrt, und doch will ein volles Behagen beim Leser nicht recht aufkommen. Es hängt das wohl mit äußeren Momenten zusammen. B. hat nicht auf den Reim verzichten wollen, aber selbst bei virtuoser Behandlung würde es in einem Trauerspiel etwas Befremdendes für das deutsche Ohr behalten, das auch durch freie Reimstellung, wie sie der Übersetzer zur Anwendung bringt, nicht beseitigt wird. Es versteht sich, daß fünffüßige Jamben gewählt sind, indessen finden sich zum ungefähr vierten Teile sechsfüßige Verse hineingemischt. Letzteres kann nicht als glücklich gelten, wiewohl B. meint, daß 'in diesem Mischungsverhältnis sich die beiden Versarten wohllautend sprechen und hören lassen'; man empfindet die Sechsfüßler rhythmisch störend, und sie würden bei der Darstellung schwerlich anders wirken. Auch findet sich von der schwebenden Betonung zu oft Gebrauch gemacht; besonders V. 5, 258, 264, 369, 1204 ist sie hart. — Noch einige Einzelbemerkungen zum ersten Aufzug und zu einem Teil des zweiten. Der Ausdruck 'mir kürzt es seinen Schlummer' (V. 7) erregt als zu wenig deutlich Bedenken. Das Bild in 'wenn des Verdachtes Gift dich so empörte' (V. 115; warum übrigens das Perfekt?) ist nicht glücklich, und auch 'in heißen Bitten, Drohen, Flehn hat meine Einsamkeit ihr Bild vor sich gesehen' (V. 364—5) befriedigt nicht; es macht sich hier der Reimzwang fühlbar, so auch V. 125 bei dem schwachen 'gehn wir nun' gegenüber *allons subitement*, und V. 298 bei dem unberechtigten Konjunktiv 'fehle'. 'Und vor dir schon klagte deswegen ich' (V. 258) wirkt matt gegenüber dem *je ressens vos injures* des Originals; ingleichen V. 296 und auch V. 268, wo dem 'nach der in Rom umgehnden Sage' das viel persönlichere *si je t'en crois* gegenübersteht. Die Wiedergabe von *quoi? s'il l'aime, Seigneur?* mit 'Herr, mehr als du gedacht' (V. 389) ist zu beanstanden, schon weil nun die folgenden Worte Neros nicht mehr dazu stimmen. V. 304 liegt ein Versehen vor, da es 'ich' statt 'er' heißen muß. Wenn B. mehr oder weniger starke Zusammenzüge hat eintreten lassen, so ist das bei einer 'Bearbeitung' sein gutes Recht, allein man empfindet es doch als schmerzlich, daß ein so bedeutungsvoller Vers wie *mais, Madame, Néron, suffit pour se conduire* (I, 2), oder so wichtige Worte wie *n'en doutez point, il l'aime* (II, 2) glatt ausgefallen sind. Der Ausdruck 'Tort' (V. 267) ist in der dichterischen Sprache nicht erträglich. V. 433 scheint der Punkt an Stelle eines Fragezeichens ein Druckfehler zu sein.]

Schemann, L., Quellen und Untersuchungen zum Leben Gobineaus. Zweiter Band mit 18 Tafeln. Berlin u. Leipzig, Vereinigung wissenschaftlicher Verleger Walter de Gruyter & Ko., 1920. XII, 454 S. M. 50. [Mit diesem schönen Bande beschließt Schemann in würdiger Weise die Reihe seiner verdienstvollen Veröffentlichungen über Gobineau. Die Ausstattung des Buches ist für die heutige Zeit glänzend zu nennen. In nicht weniger als zehn Abschnitten wird uns eine Fülle von Material dargeboten, das mehrfach den reichbegabten Geist dieses seltenen Mannes aufs neue in hellem Lichte erstrahlen läßt: Dichterisches aus den zwei letzten Jahrzehnten — Zu einzelnen Werken — Briefliches 1864—1882 — Verschiedenes Biographische — Briefliches aus und über Griechenland, Brasilien, Schweden — Reise mit Don Pedro durch Rußland, die Türkei und Griechenland (in Auszügen aus Briefen an die Gräfin la Tour) — Briefliche Urteile über einzelne geschichtliche, literar- und kunstgeschichtliche Erscheinungen — Gobineaus Stellung zu Religion, Christentum und Kirche — Verzeichnis von Gobineaus orientalischen Handschriften — Bildhauerisches in Briefauszügen. — Besonders herausgehoben sei die weniger stofflich als durch

die Ausführung bemerkenswerte umfangreiche Ballade 'Olaf Tryggvason', die beiden Briefe Gobineaus an Meigs (S. 259—83), der Brief Richard Wagners an Gobineau vom 11. November 1882 (S. 290—1), sowie fast alle Briefe von Lord Lytton, dessen Deutschland betreffendes Schreiben vom 5. November 1870 (S. 246) man heute nicht ohne tiefe Melancholie lesen kann; es ist schade, daß es Schemann nicht möglich war, von dem feinen Kopfe dieses Lords — man lese u. a. seine verständnisvollen Bemerkungen über Schopenhauer S. 249—50 — ein Bildnis zu bringen. Sehr dankenswert ist die Beigabe der vorzüglichen Abbildungen von Gobineaus Skulpturen, die uns eine deutliche Vorstellung von seinem bildhauerischen Talent verschaffen, und unter denen besonders 'Amor' unser Staunen erregt. Anziehend geschrieben und zugleich eindringend ist Schemanns Aufsatz über Gobineaus Stellung zu Religion, Christentum und Kirche, der eine Ergänzung zu dem in Schemanns großer Lebensbeschreibung Vorgetragenen darstellt; wenn hier trotz aller Bemühung noch manches Rätselhafte zurückbleibt, und namentlich sein überzeugter Katholizismus (s. S. 416) keine wirkliche Erklärung findet, so liegt es wohl daran, daß dieser Punkt überhaupt nicht erklärbar ist. Wie läßt sich z. B. die Äußerung 'Je suis très profondément catholique' mit einer anderen vereinigen: 'Au fond, je reviens à la religion de nos pères: l'homme est un Dieu souffrant, émané de l'autre Dieu et se plaignant de lui et à lui'? Beiläufig verblüffend ist die schlechte Behandlung, die Gobineau Paulin Paris, Villemarqué und Schliemann (S. 168, 360) angedeihen läßt.]

Lerbêr, W. de, L'influence de Clément Marot aux XVIIe et XVIIIe siècles. Paris, Champion, 1920. 128 S.

van der Elst, J., L'alternance binaire dans le vers néerlandais du seizième siècle. Thèse pour le doctorat présentée à la faculté des lettres de l'université de Paris. Groningue, Jan Haan et Cie, 1920.

Sarauw, Christine, Die Italianismen in der französischen Sprache des 16. Jahrhunderts. Jenaer Diss., 1920. 66 S. [Verfasserin hat 452 Italianismen in der französischen Sprache des 16. Jahrhunderts zusammengestellt und geschickt kulturgeschichtlich geordnet, so daß man eine Übersicht — soweit auf nur lexikographischem Wege eine Übersicht zu gewinnen ist — über die Einbruchssphären des Italienischen ins Französische für den gegebenen Zeitraum erhält. Eine sprachliche Untersuchung ist ernsthaft nicht begonnen. Zu *assassin* sei bemerkt, daß afrz. *assasis* und auch Formen mit *n* belegt sind. *Accoster* wird auf it. *accostare* zurückgeführt; afrz. *accoster* ist der Bedeutung noch fast identisch. *Amouracher* wird auf it. *amoracciare* zurückgeführt; afrz. ist *amourasser* in gleichem Sinne belegt. H. Gelzer.]

Plaut, P., Das historische Milieu Frankreichs nach den Romanen von H. de Balzac. Greifswalder Diss., 1919. 96 S.

Schramme, A., Marguerite ou la blanche biche. Erläuterung eines französischen Volksliedes. Marburg, Ebel, 1920. 172 S. M. 15.

Benedetto, L. F., Le origini di 'Salammbô'. Studio sul realismo storico di G. Flaubert. Firenze, Bemporad e figlio, 1920. XI, 333 S. [s. S. 277.]

Babbitt, Irving, Rousseau and Romanticism. Boston u. New York, Hougthon Mifflin Company, 1919. 426 S. $ 4.

Kjellman, H., La construction moderne de l'infinitif dit sujet logique en français. Étude de syntaxe historique. Uppsala, Universitets Årsskrift, 1919. 133 S. [Zeitliche Weiterführung der Untersuchung desselben Verf. 'La construction de l'infinitif dépendant d'une locution impersonnelle en français, des origines au XVe siècle (Upsal 1913), und dartuend, wie es allmählich zu der heutigen Gebrauchweise gekommen ist.]

Kjellman, H., Mots abrégés et tendances d'abréviation en français. Uppsala, Universitets Årsskrift, 1920. 91 S.

Spitzer, L., Studien zu Henri Barbusse. Bonn, Cohen, 1920. 96 S. M. 8.

Koch, John, Praktisches Lehrbuch zur Erlernung der französischen Sprache. Erster Teil: Elementarbuch. 26. u. 27. Auflage. Chemnitz u. Leipzig, Gronau, 1919. VIII, 196 S.

Koch, J., Verdeutschungen, Verbesserungen und Zusätze zum praktischen Lehrbuch zur Erlernung der französischen Sprache. Erster Teil. Chemnitz u. Leipzig, Gronau, 1919. 24 S.

Grund und Neumann, Französisches Lesebuch. 2. Teil für Quinta und Quarta. Mit Federzeichnungen von A. Völker, Lübeck. Frankfurt a. M., Diesterweg, 1920. XII, 344 S. Geb. M. 10.

Bibliothèque française. Eine Sammlung französischer Romane, Novellen, Gedichte, Essays usw. in der Ursprache. Vol. I: H. de Balzac, Eugénie Grandet. Berlin, Internationale Bibliothek. 240 S. M. 10,80; geb. M. 14,40. [Ein in Anbetracht des Mangels französischer Originaltexte sehr nützliches Unternehmen. Es sind zunächst 12 Bände in Aussicht genommen; weitere sind in Vorbereitung. Die Auswahl kann als im ganzen glücklich gelten. Die Ausstattung ist gefällig. Schade nur, daß der Preis des einzelnen Bandes sich nicht hat niedriger stellen lassen.]

Französische und englische Schulbibliothek, hg. von Eug. Pariselle und H. Gade:

Reihe A: Bd. 70. Reformausgabe. A. de Vigny, Ciny-Mars ou une conjuration sous Louis XIII, hg. von G. Strien. Leipzig, Renger, 1920. XI, 139 S.

Reihe A: Bd. 208. H. Houssaye, hg. von Eug. Pariselle. Mit drei Karten. Leipzig, Renger, 1921. XII, 164 S. M. 3,60.

Reihe A: Bd. 210. Philosophie morale et sociale du 17e siècle. Morceaux choisis de Pascal, La Rochefoucauld, La Bruyère, hg. von Aug. Sturmfels. Leipzig, Renger, 1921. V, 111 S. M. 3.

Provenzalisch.

Zade, Lotte, Der Troubadour Jaufre Rudel und das Motiv der Fernliebe in der Weltliteratur. Greifswalder Diss., 1919. 76 S.

Levy, E., Provenzalisches Supplement-Wörterbuch. Berichtigungen und Ergänzungen zu Raynouards Lexique Roman. Fortgesetzt von C. Appel. 36. Heft (*tems—tolemen*). Leipzig, Reisland, 1920. S. 129—256. [Unter den deutschen Provenzalisten war gewiß keiner berufener, Levys Werk fortzusetzen, als der Herausgeber des Bernart von Ventadorn. Mit der Übernahme dieser mühevollen Arbeit hat er sich den Dank aller Romanisten verdient. Möchte es ihm vergönnt sein, sie glücklich zu Ende zu bringen und dann vielleicht noch eine neue Auflage des Kleinen provenzalischen Wörterbuches, des sogenannten 'Petit dictionnaire provençal' zu besorgen; letzteres würde, wie mir scheint, noch mehr einem dringenden Bedürfnisse abhelfen, als es etwa wäre, die früheren Bände des Supplement-Wörterbuches von neuem zu ergänzen (s. letzte Seite der einleitenden Bemerkungen). Zu Anfang des vorliegenden mit zwei Bildnissen Levys geschmückten Heftes sagt der Fortsetzer zunächst einiges über das S.-W. selbst, wobei wohl ein Hinweis auf Literaturblatt 39, 118 ff. nicht ganz überflüssig gewesen wäre, dann teilt er mit, daß das Manuskript bis zum Worte *trageia*, allerdings mit erheblichen Lücken (so *tornar, tot*) vorlag; die übrigen Wörter stehen auf Zetteln und sind nur von den einzelnen Belegstellen begleitet, so daß nun A. die schwere Aufgabe zufällt, alle diese herauszusuchen und die jeweiligen Bedeutungen festzustellen. Das von Levy gebotene Material soll im allgemeinen nicht ergänzt werden. Wie sorgsam der verstorbene Gelehrte noch in seiner letzten Lebenszeit gearbeitet hat, erhellt aus dem Artikel *tener*, in dem viel Arbeit steckt und der

nicht weniger als 45 Nummern auf 33 Spalten umfaßt. Im Vorübergehen sei auf *teto* bei Suchier, Denkm. 522, V 1 hingewiesen, das dort schwerlich etwas anderes als 'Sauger', 'Schmarotzer' bedeutet, vgl. 'Archiv' 140, 322.]

Appel, C., Provenzalische Chrestomathie mit Abriß der Formenlehre und Glossar. Fünfte verbesserte Auflage. Leipzig, Reisland, 1920. XLI, 344 S. [Das treffliche Buch selbst bedarf keiner allgemeinen Würdigung mehr. Hier nur ein Wort der Begrüßung zur erneuten Auflage. Letztere zeigt, daß der wissenschaftliche Sinn unter unseren Studierenden nicht zu ertöten ist, so ziemlich die einzige erfreuliche Erscheinung in deutschen Landen.]

Italienisch.

Bolletino della Società filologica friulana. Anno I, No. 1. Udine 1920 [Premessa. — Verbale di costituzione della Società filologica Friulana. — Verbale dell'adunanza consigliare 23 novembre 1919. — Verbale dell'adunanza consigliare 7. dicembre 1919. — Elenco dei soci 1920. — B. Chiurlo, Bibliografia ragionata della Poesia popolare Friulana. — Notizie e propositi].

Rivista di cultura, hg. von C. de Lollis, N. Festa, G. Gentili, G. Volpe, A. Zottoli. I, 1. Roma 1920 [Programma. — C. de Lollis, Piccolo mondo antico. — G. Gentili, Il torto e il diritto dell traduzioni. — A. Zottoli, Cultura e Nazione. — N. Festa, Tra Marte e Minerva. — Recensioni. — Note bibliografiche]. I, 2 [Ferrarino, Storiografia e politica. — C. de Lollis, Medioevo universitario. — N. Festa, L'arte drammatica di Sofocle. — P. P. Trompeo, Variazioni sul tema della vita rustica: da Giocita Scalvini a Giosuè Carducci. — N. Festa, Per restituire alle cose i loro nomi. — Recensioni. — Opuscoli ed estratti. — Note bibliografiche].

Deutsches Dante-Jahrbuch. Fünfter Band, hg. von H. Daffner. Jena, Diederichs, 1920. VIII, 373 S. M. 20 [Vorwort. — A. Bassermann, Dante. — H. Daffner, Die neue deutsche Dante-Gesellschaft. — Sofie Gräfin von Waldburg-Syrgenstein, An Franz Xaver Kraus. — J. Kohler, Dante und die Willensfreiheit. — A. Bassermann, Der vierte und achte Gesang des Paradieses, übersetzt und erläutert. — Zwei Beatrice-Studien, 1. von K. Federn, 2. von E. Krebs. — A. v. Gleichen-Rußwurm, Dante-Fuoruscito. — H. Daffner, Die Tonkunst bei Dante. — H. Daffner, 'Nessun maggior dolore' bei Rossini. — Aug. Leverkühn, Dantes Spuren in Italien. — H. Daffner, Gleichartige Strafen in Dantes Hölle und in geistlichen Legenden. — P. A. Merbach, Dante in Deutschland. — P. Pochhammer, Dante als Schöpfer neuer Werte. — Nachrufe für P. Pochhammer und für R. M. Meyer. — H. Daffner, Bücherschau. — Dantes Paradies, übersetzt von S. Heller. — Verzeichnis der erwähnten Stellen aus Dantes Werken. — Personennamen. — Satzungen der Neuen Deutschen Dante-Gesellschaft. — Mitgliederverzeichnis].

Schürr, Fr., Romagnolische Mundarten. II. Lautlehre lebender Mundarten. Akademie der Wissenschaften in Wien. Phil.-hist. Kl. Sitzungsberichte 188 Bd., 1. Abhandlung. Wien, Hölder, 1919. 254 S.

Werder, Ernestine, Studien zur Geschichte der lyrischen Dichtung im alten Florenz. Züricher Diss., 1918. 289 S. [Über diese eingehende Untersuchung, die hier infolge eines postalischen Verlustes verspätet aufgeführt erscheint, soll noch besonders berichtet werden. Vorläufig nur ein paar Bemerkungen zu S. 5 und S. 99 ff., wo von den provenzalischen Einflüssen die Rede ist. Die Darstellung in diesem Abschnitte hat etwas Schillerndes, und nicht alle Behauptungen sind genügend gestützt, so wenn es S. 101 heißt, daß 'die Schlösser des feudalen Adels auch in der Toskana von provenzalischen Minneliedern widerhallten', und ebenda, daß 'gewiß auch die Gherardeschi, die Pannocchieschi, die Scorcialupi u. a. den sangesfrohen Söhnen

der Provence freundliche Aufnahme gewährt haben'. Dafür, daß 'Bologna zu provenzalischen Trobadors in unmittelbare Beziehung getreten sei' (S. 5), fehlt es an Beweisen, und von einer Tatsache kann keine Rede sein. Es ist nicht richtig, daß die Rauferei, von der Uc de S. Circ (No. XXX) erzählt, in Pisa stattgefunden hat (S. 101), und gerne möchte man wissen, worauf die Angabe beruht, daß Peire Bremon den Karl von Anjou nach Italien begleitet habe (S. 106).]

Wagner, M. L., Die Beziehungen des Griechentums zu Sardinien und die griechischen Bestandteile des Sardischen. S.-A. aus Byzantinisch-Neugriechische Jahrbücher I, 1—2 (1920), S. 158—169. [Vorzügliche, auf gründlichster Sachkenntnis beruhende Zusammenfassung von dem, was als kulturelle und linguistische Einwirkungen aus der Zeit der byzantinischen Herrschaft gelten kann. Der griechischen Lehnwörter sind es freilich nicht viele, und im ganzen wird dadurch die Meinung von Solmi gestützt, daß der griechische Einfluß doch kein tiefgehender gewesen ist. Beiläufig ersieht man aus diesem Aufsatz, wie gründlich in den letzten Jahrzehnten die altsardischen Urkunden durchforscht worden sind, und bei dieser Gelegenheit sei an die sardische in Marseille (Archives des Bouches du Rhône, Série H [fonds Saint-Victor] Nr. 428) ruhende Urkunde erinnert, die, wenn ich nicht irre, noch nicht herausgegeben ist, vgl. Zs. f. rom. Phil. XVIII, 144, Anm. 2; ich besitze eine Abschrift derselben, komme aber nicht mehr zu einer Herausgabe.]

Spanisch.

Revista de filología española. Director: Ramón Menéndez Pidal, Paseo de Recoletos 20. V, cuaderno 1º, Enero-Marzo 1918 [R. M. Pidal, Autógrafos inéditos del Cid y de Jimena en dos diplomas de 1098 y 1101. — A. Castro, Adiciones hispánicas al 'Diccionario etimológico' de W. Meyer-Lübke. — Miscelánea: F. J. S. Cantón, Siete versos inéditos del 'Libro de Buen Amor'. — S. Gilli, Algunas observaciones sobre la explosión de las oclusivas sordas. — P. H. Ureña, Nuevas poesías atribuídas a Terrazas. — Notas bibliográficas. — Bibliografía. — Noticias]. — Cuad. 2º, Abril—Junio 1918 [R. Mitjana, Nuevas notas al 'Cancionera musical de los siglos XV y XVI' publicado por el maestro Barbieri. — V. García de Diego, Divergentes latinos. — A. G. Solalinde, El códice florentino de las 'Cantigas' y su relación con los demás manuscritos. — Miscelánea: A. Morel-Fatio, Une lettre de Prosper Mérimée. — F. R. Morcuende, El tono del 'Ay, ay, ay!'. — Notas bibliográficas. — Bibliografía. — Noticias]. — Cuad. 3º, Julio-Sept. 1918 [R. M. Pidal, Sobre las vocales ibéricas ę y ǫ en los nombres toponímicos. — A. Castro, Alusiones a Micaela Luján en las obras de Lope de Vega. — Miscelánea: A. Reyes, Las dolencias de Paravicino. — J. G. Ocerin, Del príncipe de Esquilache. — Notas bibliográficas. — Bibliografía]. — Cuad. 4º, Oct.-Dic. 1918 [C. M. de Vasconcellos, Nótulas sobre cantares e vilhancicos peninsulares e a respeito de Juan del Enzina. — T. N. Tomás, Diferencias de duración entre las consonantes españolas. — Miscelánea: A. Morel-Fatio, Le marquis de Marignan. — R. M. Pidal, Sobre 'Roncesvalles' y la critica de los romances carolingios. — A. Castro, Datos para la vida de Lope de Vega. — Notas bibliográficas. — Bibliografía]. — VI, cuaderno 1º, Enero-Marzo 1919 (Calle de Almagro 26) [P. Rajna, Discussioni etimologiche. — R. Mitjana, Comentarios y apostillas al 'Cancionero poético y musical del siglo XVII'. — Miscelánea: E. Buceta, Un dato sobre la historicidad del romance de Abenámar. — F. J. S. Cantón, Sobre Argote de Molina. — H. Mérimée, 'Casados' ou 'cansados'. — J. de Perott, El guante de la dama. — A. Castro, 'Para mi santiguada'. — Notas bibliográficas. — Bibliographia. — Noticias]. — Cuaderno 2º, Abril—Junio 1919 [V. García de Diego, Etimologías españolas. — P. H. Ureña, El endecasílabo castellano.

— F. J. S. Cantón, El 'arte del trovar' de D. Enrique de Villena — Miscelánea: Samuel Gili, Casos de etimología popular en nombres de plantas. — A. Castro, Noruega, simbolo de la oscuridad. — E. Juliá Martínez, Una nota bibliográfica sobre las 'Fiestas de Denia' de Lope de Vega. — H. Mérimée, Une édition inconnue des 'Pastores de Belén'. — Notas bibliográficas. — Bibliografía. — Noticias]. — Cuad. 3º, Julio—Sept. 1919 [R. Mitjana, Comentarios y apostillas al 'Cancionero poético y musical del siglo XVII, recogido por Claudio de la Sablonara y publicado por D. Jesús Aroca. — A. Reyes, Cuestiones gongorinas. Pellicer en las cartos de sus contemporáneos. — V. García de Diego, Falsos nominativos españoles. — A. Castro, Más sobre 'boquirrubió'. — E. Buceta, Carrillo de Sotomayor y Suárez de Figueroa. — Miscelánea: El autógrafo de 'La corona merecida' de Lope de Vega. — P. H. Ureña, Espinosa y Espronceda. — A. Castro, Salmantino 'alcaor'. — F. R. Morcuende, 'Suripanta'. — Tesis doctorales sobre filología española. — Notas bibliográficas. — Análisis de revistas. — Noticias]. — Cuad. 4º, Oct.—Dic. 1919 [A. Castro, Adiciones hispánicas al Diccionario etimológico de W. Meyer-Lübke. — J. Sarrailh, Algunos datos acerca de D. Antonio Liñan y Verdugo, autor de la 'Guía y Avisos de forasteros' (1620). — Eug. Mele, Más sobre la fortuna de Cervantes en Italia en el siglo XVII. — N. A. Cortés, Jerónimo de Lomas Cantoral. — Miscelánea: A. G. Solalinde, Prosper Mérimée y Valle-Inclán. — F. J. S. Cantón, Dos memoriales en verso del siglo XV. — F. R. Morcuende, Sicalíptico y sicalipsis. — Notas bibliográficas. — Análisis de revistas. — Bibliografía. — Noticias]. — VII, cuaderno 1º, Enero-Marzo 1920 [R. M. Pidal, Notas para el léxico románico. — E. J. S. Cantón, Un pliego de romances desconocido de los primeros años del siglo XVI. — F. de Figueiredo, O thema do 'Quixote' na litteratura portuguesa do seculo XVIII. — Miscelánea: A. Castro, Sobre *-tr-* y *-dr-* en español. — E. Buceta, Voltaire y Cervantes. — Notas bibliográficas. — Bibliografía. — Noticias]. — Cuad. 2º, Abril—Junio 1920 [V. García de Diego, Etimologías españolas. — T. Navarro Tomás, Doctrina fonética de Juan Pablo Bonet (1620). — Miscelánea: José F. Montesinos, Una nota a la comedia '*¿De cuándo acá nos vino?*' de Lope de Vega. — R. M. P., '*¡Par sant Esidro!*' — A. C., 'Marcelina'. — Notas bibliográficas. Bibliografía].

Clásicos castellanos 39: Lope de Vega, Comedias I. Edición y notas de J. Gómez Ocerín y R. M. Tenreiro. Madrid, Ediciones de la Lectura, 1920. 223 S. 8º.

Großmann, R., Spanien und das elisabethanische Drama. Hamburgische Universität-Abhandlungen aus dem Gebiet der Auslandkunde Band 4, Reihe B. Völkerkunde, Kulturgeschichte und Sprachen, Band 3. Hamburg, Friedrichsen & Ko., 1920. 138 S. 4º.

Melander, J., L'origine de l'espagnol *no más* au sens de 'seulement'. Studier i modern språkvetenskap utg. av nyfilologiska sällskapet i Stockholm. 1920. VII, 80—4. [Überzeugende Erklärung des heutigen *no más* aus älterem *y no más*, neben dem auch *que no más* erscheint (*que* kausal). Zutreffend wird auf das parallele *nada más* hingewiesen, neben welchem auch heute noch *y nada más* auftritt.]

Rumänisch.

Puşcariu, S., und Herzog, Eug., Lehrbuch der Rumänischen Sprache, I. Teil. Anfangsgründe. Zweite verb. und verm. Auflage. Czernowitz, 1920. 156 S. Lei 8.

Pascu, G., Gligorie Ureache. Izvoarele lui Ureache, Interpolările lui Simion Dascalul şi textul lui Ureache. Iaşi, 1920. 42 S.

ARCHIV

FÜR DAS STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN UND LITERATUREN

BEGRÜNDET VON LUDWIG HERRIG

HERAUSGEGEBEN VON

ALOIS BRANDL UND OSKAR SCHULTZ-GORA

75. JAHRGANG, 142. BAND
DER NEUEN SERIE 42. BAND

BRAUNSCHWEIG UND BERLIN
DRUCK UND VERLAG VON GEORG WESTERMANN
1921

Inhalts-Verzeichnis des 142. Bandes

der neuen Serie 42. Bandes

Abhandlungen

Seite

Felix Genzmer, Das Rosimundlied 1
Fredrik Gadde, Die Bildungen auf -(er ei im Deutschen 9
Andreas Heusler, Das nordische Altertum in seiner Beziehung zum westgermanischen 161
Friedrich Brie, Zur Entstehung der Kudrundichtung 173

Walther Fischer, Zur me. Romanze *Sir Ferumbras*: das Verhältnis des ersten Entwurfs (V. 341–759) zur Reinschrift 25
Thomas Lupset, 'An exhortation to yonge men' (1529). Neudruck mit Einleitung, aus dem Nachlaß von Kurt Schröder herausgegeben von Elisabeth Wolffhardt. . . . 55
F. Liebermann, Shakespeare als Bearbeiter des *King John*. I. Teil 177
E. W. Scripture, Die Betonung im englischen Satz 203

Erhard Lommatzsch, Heinrich Morf (23. Oktober 1854—23. Januar 1921). Mit einem Bildnis 78
A. Götze, Die Chronologie der Briefe der Frau von Staël 95
S. B. Liljegren, Die spanische Sprache in Amerika 116
M. Friedwagner, Jules Cornu †. Zur Erinnerung und Würdigung 209
G. Cohn, Bemerkungen zu 'Adolf Toblers Altfranzös. Wörterbuch'. Lieferung 1 u. 2 (Schluß) 217
W. Schulz, Die Kitzinger Bruchstücke der Schlacht von Alischanz und ihre französ. Vorlage 230

Kleinere Mitteilungen

Nachträge zu den 'Schlemihlen'. Von Albert Ludwig 124
Zum 14. Buch von Dichtung und Wahrheit. Goethes Besuch mit Lavater und Basedow im Steinschen Schloß zu Nassau. Von Heinrich Funck 248

Alcvins Willibrord-Biographie. Von F. Liebermann 126
Der angebliche Hammer Thors auf Yorker Münzen 10. Jhs. Von F. Liebermann . . 127
Französisches Gedicht vom gefangenen Edward II. Von F. Liebermann. 128
Das englische Pronomen *any* und seine syntaktische Verwendung. Von Wilhelm Horn 128
Erneuerung der Shakespearebühne in England 129
Zur Kritik der Urkunden und Klosterreform-Literatur der Angelsachsen. Von F. Liebermann 250
Die Ing-Verse im angelsächsischen Runengedicht. Von Fr. Klaeber 250
Das Studium der englischen Ortsnamen. Von A. Brandl 253
Unliss. Von A. E. H. Swaen 254
Die altengl. Glosse *ling : simulabo*. Von F. Liebermann. 254
Zur Geschichte des Siegels in England. Von F. Liebermann 254
Weihnachtsspiel zu Lincoln 1316. Von F. Liebermann. 255
Sir Thomas Barclay, 'Les tribulations d'une conscience impériale'. Von F. Liebermann 255
Nachtrag zu Lupsets 'Exhortation to yonge Men'. Von E. Wolffhardt 255
Kyd an den Privy Council über Marlowe. Von A. Brandl 257
Hero und Leander und die altenglischen Elegien. Von Karl Brunner 258
Zu Shakespeares Kenntnis von der Alraunwurzel. Von F. Liebermann 259
Shakespeare und Chanson de Roland. Von F. Liebermann 259
Swift und Vanessa. Von A. Brandl 259
Über Robert Brownings 'Love among the Ruins'. Von Bernhard Fehr. 260
To pay on the nail. Von Bernhard Fehr. 262
Ne. *vault*. Von Wilhelm Horn 264
Satzphonetisches. Von Wilhelm Horn. 264

Des Jordan Bonel Kanzone *Anc mais aissi finamen non amei* (BGr. 275, 1). Von Adolf Kolsen. 130
Zur Quellenfrage von Calderons *Argenis y Poliarco*. Von Ludwig Pfandl 133
Ital. *indarno* 'umsonst'. Von L. Spitzer 135
broder guax bei P. de la Cavarana. Von O. Schultz-Gora. 135
Sextkritische Bemerkungen zu Bertran de Born. Von E. Levy †. 265
panisch *pues*. Von L. Spitzer 270

Beurteilungen und kurze Anzeigen

Seite

Wilhelm Horn, Sprachkörper und Sprachfunktion. (E. Otto) 278
Ottmar Meisinger, Bilder aus der Volkskunde. (Robert Petsch) 277
Erik Rooth, Eine westfäl. Psalmenübersetzung aus der 1. Hälfte des 14. Jh.s. (A. Hübner) 276

Arnold Bennett, Hugo. (Albert Ludwig) 283
B. ten Brink, Chaucers Sprache und Verskunst. 3. Aufl., bearb. v. Ed. Eckhardt (Fr. Wild) 281
Carl Brinkmann, England. (F. Liebermann) 279
Ed. Eckhardt, s. B. ten Brink.
Alfred Ehrentreich, Zur Quantität der Tonvokale im Modern-Englischen. (Karl Brunner) 284
C. H. Firth, The political significance of 'Gulliver's travels'. (F. Liebermann) 148
The assumption of the Virgin, a miracle play from the town-cycle, edited by W. W. Greg. (A. Brandl) 146
F. Holthausen, Etymologisches Wörterbuch der englischen Sprache. (Wilhelm Horn) . 140
Otto Jespersen, Negation in English and other languages. (Wilhelm Horn) 138
G. Klemm, s. H. Klinghardt und G. Klemm.
H. Klinghardt und G. Klemm, Übungen im englischen Tonfall. (A. Brandl) 149
H. Mutschmann, s. H. T. Wyld.
H. Mutschmann, Milton und das Licht. (S. B. Liljegren) 147
W. E Norris, The Triumphs of Sara. (Albert Ludwig) 283
Joh. Mich. Toll, Englands Beziehungen zu den Niederlanden bis 1154. (F. Liebermann) 280
Max Treiter, Die Urkundendatierung in angelsächsischer Zeit nebst Überblick über die Datierung der anglo-normannischen Periode. (F. Liebermann) 143
H. T. Wyld, Kurze Geschichte des Englischen, übersetzt von H. Mutschmann. (A. Brandl) 137

Carlo Battisti, Testi dialettali in trascrizione fonetica, Parte seconda: Italia centrale e meridionale. (Leo Spitzer) 288
Otto Engel, Der Einfluß Hegels auf die Bildung der Gedankenwelt Hippolyte Taines. (Felix Rosenberg) 286
Artur Franz, Zur galloromanischen Syntax. (L. Spitzer) 151
E Herzog, s. S. Puscariu u. E. Herzog.
Oskar Keller, Der Gentlerdialekt, dargestellt auf Grund der Mundart von Certoux. 1. Teil. Lautlehre. Züricher Diss. (Gerhard Rohlfs) 287
Lope de Vega, Comedias I. Edición y notas de J. G. Ocerín y R. M. Tenreiro. (L. Pfandl) 289
Giorge Pascu, Gligorie Ureache. (M. Friedwagner) 290
S. Puscariu und E. Herzog, Lehrbuch der rumänischen Sprache. I. Teil: Anfangsgründe. (M. Friedwagner) 159
Gerhard Rohlfs, *Ager, arca, atrium.* (L. Spitzer) 154
Friedrich Schürr, Romagnolische Dialektstudien. I. Lautlehre alter Texte. (Berthold Wiese) 155
Leo Spitzer, Henri Barbusse. (Victor Klemperer) 155
R. M. Tenreiro, s. J. G. Ocerín y R. M. Tenreiro.

Verzeichnis der bei der Redaktion eingelaufenen Druckschriften, mit folgenden kurzen Anzeigen:

Allgemeines

L. R. Farnell, The value and the methods of mythologic study. (F. Liebermann) . . 293
Lane Cooper, Greek culture 293
Führende Männer über die Aufgabe unserer höheren Schulen, hg. von Hans Lamer . . 294

Deutsch

Friedr. Seiler, Die Entwicklung der deutschen Kultur im Spiegel des deutschen Lehnworts. Bd. II: Von der Einführung des Christentums bis zum Beginn der neueren Zeit. (A. Hübner) 301
Theodor Krueger, Richard Dehmel als religiös-sittlicher Charakter. (A. H.) 301
Fr. Wahnschaffe, Die syntaktische Bedeutung des mhd. Enjambements. (A. Hübner) . 301
Das Nibelungenlied, hg. von F. Zarncke. (A. Hübner) 302
S. Singer, Neidhardt-Studien. (A. Hübner) 302
Der Wiener Oswald, hg. von Gertrud Fuchs (A. Hübner) 302
Eduard Engel, Goethe. Der Mann und das Werk 303
Erich Gülzow, Ernst Moritz Arndt in Schweden 304
Albert Fries, Beobachtungen zu Wildenbruchs Stil und Versbau 304

Englisch

Carl Brinkmann, England 307
Sir Thomas Clifford Allbutt, *Palissy, Bacon and the revival of natural science.* (F. Liebermann) 307
Sir John E. Sandys, *Roger Bacon.* (F. Liebermann) 307

Seite

Philipp v. Commynes, Denkwürdigkeiten, übers. u. eingel. von S. Aschner 308
J. W. Mackail, W. Z. Courthope 1842—1917. (F. L.) 308
Thomas Carlyle, Essays on German literature, ausgew. u. erläutert von W. Hübner . 310

Romanisch

Gesellschaft für romanische Literatur 311

Französisch

Les plus anciens monuments de la langue française publiés pour les cours universitaires par E. Koschwitz. Textes diplomatiques, notices bibliographiques et corrections. 9e éd. 313
E. Walberg, Date de la composition des recueils de Miracula Sancti Thomae Cantuariensis dus à Benoît de Peterborough et à Guillaume de Cantorbéry 314
Der altfranzösische Prosa-Alexanderroman nach der Berliner Bilderhandschrift nebst dem lateinischen Original der Historia de Preliis (Rezension J²), hg. von A. Hilka . . . 314
J. Melander, La locution *il y a* 315
A. Tobler, Vermischte Beiträge zur französischen Grammatik. Erste Reihe. 3. verm. Aufl. 315
Fr. Neubert, Einleitung in eine kritische Ausgabe von B. de Maillets 'Telliamed' ou Entretiens d'un philosophe indien avec un missionaire françois 316
G. Krüger, Französische Synonymik nebst Beiträgen zum Wortgebrauch. Lieferung 1—6 316

Italienisch

Fr. Schneider, Lectura Dantis. Als Ms. gedruckt, 1920 317

Spanisch

L. Spitzer, Lexikalisches aus dem Katalanischen und den übrigen ibero-roman. Sprachen 318

Varia

Alex. Cartellieri, Philipp II August, König von Frankreich. Band IV, I. Teil: Philipp August und Johann ohne Land (1199—1206) 319

Das Rosimundlied.

Große Gruppen der altgermanischen Dichtung sind verschollen: versunken ist alles, was einst die gotischen Völker sangen; nichts ist bewahrt von den Preisliedern und der Götterdichtung der deutschen Stämme; auch wo die Menge des Geretteten am größten ist, beim Heldenliede, sind uns von südgermanischer Dichtung nur spärliche Trümmer erhalten.

Spuren des Verschwundenen haben sich aber hier und da eingeprägt. Der dänische Geschichtschreiber Saxo hat dänische und isländische Dichtungen in lateinischer Sprache nachgebildet; isländische Sagas enthalten Prosaumschriften verlorener Lieder; die Geschichtschreiber der südgermanischen und ostgermanischen Völker bringen manche Erzählung, wo für das kundige Auge Dichtung als Untergrund hindurchschimmert. Das weckt den Gedanken, ob sich nicht manches Verlorene wieder nachbilden lasse.

Vorangegangen ist der dänische Forscher Axel Olrik: er hat als erster das Bjarkilied und das Ingeldlied wiederherzustellen versucht. Von beiden Liedern finden sich bei Saxo lateinische Umdichtungen, freilich schwülstig und aufgebläht und mit viel eigner Zutat des dänischen Mönches bepackt. Aber bei einigem Gefühl für die Haltung der altnordischen Dichtung kann man doch das Echte herausfinden; bei dem Bjarkiliede kann dazu noch ein isländischer Prosaauszug als Wegweiser dienen, und zwei in der Urform erhaltene Strophen lassen uns sogar den besonderen Stil dieses Gedichts erkennen.

Schlechter steht es um die verlorenen südgermanischen Heldenlieder. Für sie lebte kein Saxo; die erhaltenen Prosawiedergaben können sich mit denen isländischer Sagas an Genauigkeit nicht messen. Den Geschichtschreibern der Südgermanen kam es auf das Ereignis an, nicht aber auf die dichterische Form, in der es ihnen in ihrer Quelle entgegentrat; wo das dichterisch Bedeutsame nicht unmittelbar von den Ereignissen selbst getragen wird, mußte es daher abbröckeln.

Dennoch soll hier der Versuch gewagt werden, ein südgermanisches Heldenlied wieder in dichterische Form zu gießen; es ist das langobardische Lied von Albwin und Rosimund.

In der Langobardengeschichte des Paulus Diaconus finden wir folgendes berichtet. Nach dem Tode des Gepidenkönigs Thurisind nahm dessen Sohn Kunimund die alte Fehde mit den Langobarden wieder auf. Aber das Glück blieb auf seiten der Gegner: die Gepiden wurden vernichtend geschlagen, ihr König Kunimund fiel durch Albwins Hand. Kunimunds Tochter Rosimund ward gefangen; Albwin machte sie zu seiner Gattin. Aus Kunimunds Schädel ließ er sich eine Trinkschale machen.

Dies die Vorgeschichte. Es beginnt nun die eigentliche Handlung. Eines Abends saß Albwin länger, als gut war, beim Gelage. Da befahl er der Königin, in ihres Vaters Schädel Wein zu schenken, und gebot ihr, fröhlich mit ihrem Vater zu trinken. Rosimund gehorchte, sann aber auf Rache. Sie wandte sich an Helmichis, des Königs Milchbruder und Schildträger, und forderte ihn auf, Albwin zu töten. Dieser riet ihr, den Peredeo, einen ungemein starken Krieger, ins Vertrauen zu ziehen. Peredeo aber weigerte sich. Da barg sich die Königin heimlich im Bett ihrer Kammermagd, mit der Peredeo vertrauten Umgang hatte, und so kam es, daß er unwissend dahinkam und bei Rosimund schlief. Da fragte Rosimund ihn, für wen er sie halte, und als er den Namen seiner Freundin nannte, erwiderte sie: 'Du irrst dich sehr; ich, Rosimund, bin es, und nachdem du dies getan hast, bleibt dir nur die Wahl, entweder Albwin zu töten oder unter seinem Schwert zu fallen.' Gezwungen willigte Peredeo ein, den König zu ermorden. — Eines Mittags, als Albwin eingeschlafen war, schaffte Rosimund alle Waffen beiseite und band das Schwert des Königs an der Bettstelle fest. Dann führte sie nach Helmichis Rat den Peredeo hinein. Albwin, der sein Schwert nicht ziehen konnte, ergriff den Fußschemel und wehrte sich tapfer damit, bis er dem Gegner erlag.

Paulus Diaconus bringt dann eine noch weitausgesponnene Fortsetzung über die ferneren Schicksale Rosimunds, Helmichis und Peredeos, die sicher nicht aus germanischer Heldendichtung stammt. Wichtig für uns ist hiervon aber das Ende von Helmichis und Rosimund. Helmichis war mit Rosimund nach Ravenna geflohen. Dort reizte der Statthalter Longinus, von Rosimunds Schönheit entflammt, sie auf, ihren neuen Gatten Helmichis zu ermorden. Sie reichte ihm einen Becher mit Gift. Als er davon getrunken, merkte er den Anschlag, zog sein Schwert und zwang sie, den Rest zu trinken, so daß beide gleichzeitig den Tod fanden.

Wir haben noch einen zweiten Bericht von dem Tode Albwins. Er findet sich bei Gregor von Tours und ist kurz nach Albwins Tode geschrieben, etwa 200 Jahre früher als der des Paulus Diaconus und 100 Jahre früher als dessen Hauptquelle, das Vorwort zu dem Gesetzbuch König Rotharis; wir dürfen also annehmen, daß er der geschichtlichen Wirklichkeit nahesteht und jedenfalls noch nicht nach dem Stil der Heldensage umgeformt ist. Gregor von Tours berichtet nur, Albwin habe nach dem Tode seiner ersten Frau eine zweite genommen, deren Vater er kurz zuvor getötet habe. Doch auf Rache denkend, habe sie Albwin vergiftet und sei dann mit einem von des Königs Leuten geflohen. Sie seien jedoch ergriffen und beide getötet worden.

Beide Berichte lassen sich nicht ohne weiteres vergleichen, da der Gregors von Tours weit knapper ist. Aber unleugbar ist doch, daß gerade das, was in dem Bericht des Paulus Diaconus über Albwins Tod mehr enthalten ist, die kennzeichnenden Züge der Heldendichtung trägt. Eine Eignung für die Umformung zur Heldendichtung zeigt allerdings schon der rohe Block des geschichtlichen Stoffes: was hier schon angedeutet liegt, ist das auf das Leid gestimmte rein menschliche Schicksal, die Rachepflicht, die die anderen Bande zerreißt und dem ihr Folgenden selbst den Tod bringt. Aber zur rechten Wirklichkeit sind diese Möglichkeiten doch erst bei Paulus Diaconus geworden. Der tragische Zwiespalt hebt sich gewaltig heraus: zur Erschlagung des Vaters kommt die tödliche Kränkung Rosimunds auf dem Gelage vor den Augen der Gäste; zur Verletzung der Gattenpflicht muß sie noch ihre Frauenehre preisgeben, um die Rache zu vollbringen. Auftritte von heller Anschaulichkeit steigen einprägsam vor uns auf: Rosimund auf dem Gastmahl aus dem Schädel ihres Vaters trinkend; Albwin sich mit dem Fußschemel des Gegners erwehrend. Das Ganze zeigt die liedhafte Knappheit und Straffheit der Handlung: keine breiten Schilderungen, keine Nebenhandlungen, alles ist bedeutungsvoll und drängt scharf auf das Ziel hin; nur vier Personen treten handelnd auf, mit wenigen Auftritten wird der Stoff bewältigt.

Gleichwohl zeigt die Darstellung des Paulus Diaconus auch gewisse Unklarheiten. Mit Albwins Tode hatte die Fabel noch nicht den richtigen Abschluß. Was Paulus Diaconus über Rosimunds weiteres Schicksal berichtet, ist Rankenwerk, wie es ähnlich den liedhaften Kern auch in der Signy-Geschichte der Wölsungen-Saga und in der Geschichte von Hrolf Krakis Helden Bjarki und Hjalti der Saga von Hrolf Kraki umsponnen hat. An Albwins Ermordung mußte sich Rosimunds Ende schließen; Heusler bewährt sein sicheres Gefühl für den Stil der Heldendichtung, wenn er sagt: Rosimund müßte mit den Abschiedsworten der Signy aus dem Leben gehen (Artikel Alboin in Hoops Reallexikon der Germanischen Altertumskunde). In dem Bericht von dem gemeinsamen Gifttode kann aber etwas von dem echten Schluß des Liedes bewahrt sein, was nur durch die von Paulus Diaconus benutzte wuchernde Prosaüberlieferung davon abgesprengt ist.

Unklar ist die Stellung des Helmichis. Er bleibt untätig: Rosimund gewinnt den Rächer selbst; es ist kein rechter Grund vorhanden, weshalb Helmichis sterben muß. Nach den Handschriften der Langobardengeschichte des Paulus Diaconus ist es allerdings Helmichis selbst, der 'nach Peredeos Rat' den König tötet; doch das stimmt wieder nicht zu dem Vorhergehenden, und

wir haben daher, den Herausgebern folgend, die beiden Namen an dieser Stelle vertauscht. Man kann mit rücksichtsloser Hand die Schwierigkeiten wegschneiden, wenn man, an Gregor von Tours sich anschließend, Peredeo streicht und Helmichis auch dessen Rolle übernehmen läßt, so daß nur drei handelnde Personen übrigbleiben. Das wäre freilich eine gewisse Verarmung, und dagegen spricht, daß wir eine andere, mit der Rosimund-Dichtung in vielen Punkten verwandte Liedfabel haben, die auch einen sonst im Dunkel bleibenden ausführenden Täter zeigt, der von den Haupthandelnden aufgereizt ist: es ist die Bettodform der nordischen Brynhilden-Sage, wie sie von dem jüngeren Sigurd-Lied (Sigurðarkviða in skamma) berichtet wird: Brynhild verlangt von Gunnar und Högni Sigurds Ermordung, indem sie ihren Gatten zu verlassen droht, wenn ihr Wille nicht erfüllt werde; Gunnar und Högni weigern sich, die mit Sigurd getauschten Eide zu brechen, reizen aber dann doch Guttorm zum Morde auf, der den schlafenden Sigurd im Bett ersticht, aber auch selbst von dem tödlich Getroffenen hingestreckt wird. Nehmen wir diese Sagenform zum Muster, so gewinnt der entsprechende Teil der Rosimundsage folgende Gestalt: Helmichis lehnt, dem König durch Schwur verbunden, Rosimunds Ansinnen ab. Er ist es, der unwissend von Rosimund zum Treubruch verleitet wird. Doch da er dennoch davor zurückscheut, die Tat mit eigener Hand auszuführen, stiftet er den ihm ergebenen Peredeo an, der den Mord vollbringt, aber selbst dabei ums Leben kommt. Damit erhalten wir einen klaren Aufbau, und die Gestalt des Helmichis tritt kräftig hervor. Umsonst ist dieser Gewinn freilich nicht: es ist etwas anderes, ob sich die Königin um den Preis der Rache einem dem Herrscher nahestehenden Helden oder einem gewöhnlichen Krieger hingibt; diese Abschwächung der Tat Rosimunds ist der Preis, den wir für die Herstellung dieser Form der Fabel zahlen müssen.

Damit erhalten wir ein Lied von vier handelnden Personen, von denen drei redend auftreten, und mit fünf Auftritten: dem Trinkgelage, dem Zwiegespräch zwischen Helmichis und der racheheischenden Rosimund, der Bettszene, der Ermordung Albwins, dem gemeinsamen Gifttod.

Der Versuch, das Lied in dieser Weise wiederherzustellen, ist von Waldemar Haupt unternommen worden. Kurz vor dem Kriege sandte er mir eine Nachdichtung des Rosimundliedes. Er wollte diese Arbeit nur als Entwurf, nicht als fertiges Werk angesehen wissen. Er ist nicht dazu gekommen, sie zu vollenden, da ihn die feindliche Kugel traf.

Was ihm nicht mehr beschieden war, habe ich hier versucht. In dem Wichtigsten, dem Grundriß und Aufbau des Ganzen und

der Reihenfolge der Auftritte, bin ich ihm gefolgt. In der Ausmalung im einzelnen ist dagegen vieles geändert: nur wenige Zeilen seines Entwurfs sind übernommen, und seine 21 Gesätze sind um 7 vermehrt worden.

Welches Ziel durfte sich die Nachdichtung setzen?

Das höchste Ziel wäre das, den besonderen Stil der langobardischen Heldendichtung wiederzugeben. Das ist aber unerreichbar: von langobardischer Dichtung ist uns nichts geblieben: selbst von der Sprache sind nur geringe Brocken bewahrt. Bescheidener, doch vielleicht erreichbar, wäre das Vornehmen, den Stil des westgermanischen Heldenliedes zu treffen: die Bruchstücke des Hildebrandliedes und des Finsburgliedes könnten einen gewissen Anhalt geben, der aus der epischen Dichtung der Sachsen und der epischen und Elegiendichtung sowie den Verseinlagen in den Chroniken der Angelsachsen vorsichtig ergänzt werden könnte. Aber auch so bleiben die Muster spärlich, und die Aufgabe wäre schwierig. Eine reiche Auswahl an Vorbildern liefert uns dagegen die nordische Dichtung. Stellen wir die Frage: Wie würde das Lied aussehen, wenn es gleich manchem anderen nach dem Norden gewandert und dem Stile der dortigen Heldendichtung angepaßt worden wäre?, so ist das eine Aufgabe, die sich wohl lösen läßt.

Über die besondere Form des Liedes können wir einiges vermuten. Von reinen Redegedichten ist uns bei den Südgermanen nichts bekannt; in dieser Form läßt sich auch der Stoff ohne gewaltsame Eingriffe nicht bewältigen: wir kommen also zu einem aus Erzählung und unabhängiger Rede gemischten zu einem 'doppelseitigen Ereignisliede'.

Was die metrische Behandlung betrifft, so ist es klar, daß das Lied strophisch sein muß, da der Norden nur diese Form der Dichtung kennt. Im übrigen haben wir die Grenzfälle in der leichten, der Silbenzählung stark angenäherten Art des alten Sigurdliedes (Brot af Sigurðarkviðu) und den unregelmäßigen schweren Füllungen des alten Atliliedes (Atlakviða). Innerhalb dieser Breite steht uns die Wahl frei. Hier kann eine von Kögel erschlossene Zeile den Weg weisen. Aus den Worten des Paulus Diaconus: 'eam, ut cum patre suo laetanter biberet, invitavit' gewinnt er die Zeile:

frawalicho trinc mit fater dinemo!

Übertragen wir dies mit einer leichten Abweichung im Sinne des ersten Wortes aber genauer Anpassung an den Wortlaut in die nordische Sprache, so erhalten wir:

fráliga drekk með fǫður þínom!

Dies ist eine metrisch strenggebaute Zeile im Altmärenton (fornyrðislag), die die Bedingungen der Silbenzählung erfüllt. Wir wollen uns aber, um die metrische Strenge nicht mit anderer Einbuße zu erkaufen, in diesem letzten Punkte größere Freiheit erlauben und nur allzu schwere Füllungen vermeiden, so daß das Lied metrisch etwa auf der Stufe des Prymliedes (Prymskviða) und des Wölundliedes (Vǫlundarkviða) stehen wird.

Zeigt das Lied die Prägung der nordischen Heldendichtung, so muß es sich auch in ihrem Sprachstoff leicht wiedergeben lassen. Um dem Leser das Urteil hierüber zu erleichtern, gebe ich zunächst den ersten Auftritt auf altisländisch; daran schließt sich das ganze Lied in der heutigen deutschen Sprache.

Rymr var i ranni
ræsis Langbarða:
váro horn borin,
halir of drukko;
þar gull glóðrautt
veitti gjǫfull konungr,
hilmir í hásæti,
hǫlða mengi.
Gladir varo gumar,
gnógt var of talit,
flutto mjǫð mæran
mǫnnom þjónar:
en Rósmund fekk
rekkom óneisom,
brúðr baugvarið,
á bekk hám vin.
Kalladi þá Alfvinr,
Auðvinar burr,
budlungr inn berhardi —
bǫðvadiz at víni —:
'Framla mér færið
full ór gulli;
þó veitk œðra ǫlrann
ǫðling duga!
Upp ristu Þakkráðr,
þræll mín inn betsti,
ber í garð hinig
nú Gifdaker,
er fagrt of gǫrt
ór fjánda hǫfði:
sá kálkr þykkjomz
konungi sœmr!
Lét hverfa ker,
ór hausi smíðat
ok slegit silfri,
siklingr inn ríki:
'Nálgaztu Rósmund,
njótþu nú fulls,
es með vignesti vann
valdr Langbarða!
Frœkn var Konmundr,
fjǫrnharðr ræsir,
vildit víkva
ór valstefnu:
gekk mér í gǫgnom
Gifða stillir,
með hjǫrvi skínanda,
of hræs lanar.
Hjó harðliga,
hjálmr mínn dundi;
brautat þó gríma
fyr budlungi.
Mínn blóðormr beit
hans brynjo ok hjálm:
lǫnd ǫll ok lif
lofðungs ek vann.
Klǫkkt þú lengi,
er þú konungs mistir,
siz arfa Þursvinnz
aldrs of synjoðom;
Nú máttu hér kenna
Konmund í sal:
fráliga drekk
með fǫðor þínom!'
Skál hof skínanda
Skjǫldunga dís,
dóttir Konmundar,
drakk af víni;
þá kvað in ljósá —
brann logi ór augom — :
'Skulut þverra minjar
þessar veigar!'

Es folgt nun das Lied in neuhochdeutscher Sprache:

Lärm war in der Halle
des Langbardenkönigs:
es kreisten die Hörner,
die Krieger tranken;
Gold verteilte
der gabenmilde Fürst,
der Herrscher im Hochsitz,
an die Heldenschar.

Froh waren die Fechter,
viel ward gesprochen,
den Mannen gossen Met
die Mundschenken ein;
doch die Herrscherin füllte
auf der Hochbank den Edeln,
die festlich geschmückte,
die funkelnden Becher.
Dies rief Albwin,
Audwins Sprößling,
der reiche Ringspender,
gereizt vom Trunk:
'In gold'ne Schale
schenkst du mir Wein;
doch ein bessrer Becher
gebührt dem Fürsten!
Steh auf, Thankrad,
trefflicher Mundschenk,
hol' aus dem Schrein
den Schädelbecher,
herrlich gefertigt
aus Feindes Haupt!
Der Kelch dünkt mich
eines Königs wert!'
Es schwenkte die Schale
aus Schädelbein,
die silbergefaßte,
der sieghafte Fürst:
'Tritt her, Rosimund,
schau hier den Becher,
blutig erbeutet
vom Gebieter dein!
Kühn war Kunimund,
der kraftberühmte:
nicht wollte vom Walplatz
weichen der Held;
entgegen trat mir
der Gepidenfürst
mit lohendem Schwert
über Leichenhügel.
Hart war sein Hieb,
mein Helm erklang;
doch der Stahlhut bestand
des Starken Schläge.
Seine Brünne biß
besser mein Schwert:
Land und Leben
verlor er an mich.
Du klagtest oft,
daß den König du missest,
daß tot der letzte
aus Thurisinds Stamm;
erkennen kannst du
hier Kunimund:
fröhlich trink nun
mit dem Vater dein!'

Die Herrschertochter
hob die Schale,
die weißglänzende,
und vom Wein trank sie.
Dann sprach die Lichte —
es lohte ihr Auge —:
'Dieses Trunkes
gedenkt man lange!'
Beendet war die Gastung,
eifrig war gezecht;
die Recken suchten
die Ruhstatt auf.
Zur Tür schritt Helmichis,
des Herrschers Blutsfreund;
entgegen trat ihm
die Gattin Albwins:
'Helmichis sollte
auf dem Hochsitz gebieten,
der Recken walten
und des reichen Hortes;
König könnte
der kühne heißen,
rächte er an Albwin
Rosimunds Schmach!'
Dies sprach Helmichis,
der beherzte Recke:
'Frevelnd forderst du
furchtbare Tat,
mit dem Schwert zu zerschlagen
geschwornen Eid,
dem besten Gebieter
böse zu lohnen.
Arm war ich einst,
zu Albwin kam ich,
in seine Gefolgschaft
nahm der Fürst mich auf;
auf der Hochbank sitz ich,
dem Herrscher als nächster:
Treue will ich wahren
dem trefflichsten Herrn.'
Dunkle Nacht war's,
er nahte der Kammer,
zur Ruhstatt trat er
von Rosimunds Magd;
wonnig umfing
das Weib den Helden,
unter einem Linnen
lagen beide.
Früh war's am Morgen,
die Frau sprach da:
'Erwach', Helmichis,
vom Wahn und Schlummer!
Du meintest, es teile
die Magd dein Lager;
es war Albwins Weib,
die im Arm dir lag.

Dem besten Gebieter
brachst du die Treue!
Wahre dich, Recke,
vor der Rache des Königs!
An dir wird Albwin
Eisen röten,
fällt nicht den Fürsten
zuvor dein Schwert!'
'Wir müssen Perdeo
zum Mord reizen,
den raschen Recken,
den riesenstarken:
nicht sprengte er Blut
in die Spur mit uns;
nicht hemmt seine Hand
heiliger Treuschwur.'
Schlummernd lag Albwin
im Schlafgemach,
der Spender der Ringe,
auf dem Ruhelager.
Da trat die Stolze
aus Thurisinds Stamm,
Kunimunds Tochter,
an des Königs Bett:
'Wach auf, Albwin!
Unfriede naht:
des Schlafgemachs Riegel
schob ich zurück;
einen starken Streiter
gilt's zu besteh'n,
der Rosimunds Gram
zu rächen wagt!
Schone dein Schwert!
Nicht schwingst du's im Kampf:
an des Bettes Pfosten
band ich's gar fest.
Spar' dir's, zu suchen
nach Speer und Schild!
Aus der Kammer trug sie
die Königin.'
Auf sprang Albwin,
der unverzagte,
nicht fand er Waffen,
zu wehren dem Feind.
Da stieß Perdeo,
der starke, den Speer,
das kalte Eisen,
in des Königs Brust.
Den Schemel schwang
der schwer getroffne,
der edle Goldspender,
zu einem Schlage:
auf den Heillosen hieb er,
das Haupt traf er;
tot stürzte nieder
der treulose Neiding.
Hin sank der Fürst
auf des Feindes Leiche;
also sprach er
zu allerletzt:
'Hastig zur Rache
dünkt mich Rosimund.'
Da lachte kurz
Kunimunds Tochter.
In die Halle trat sie,
Helmichis entgegen,
die fürstliche Frau,
mit funkelndem Becher:
'Den Heiltrunk biet' ich
dem Herrn der Krieger;
lange lebe
der Langbardenkönig!'
In der Rechten hielt
der Recke den Becher;
einen tiefen Trunk
tat er daraus:
'Sitz mir zur Seite,
du Sonnenlichte,
mit dem neuen Gemahl
Met zu trinken!'
Da lachte die Fürstin
zum letzten Male,
die Heldenentsprossne,
und voll Hohn sprach sie:
'Wenig geziemend
will mich das dünken,
daß dem Aar die Krähe
als König folge.
Nicht einer von euch
mag Albwin gleichen,
nicht an Heldenmut
noch an Herrscherart;
nun leerte der Mörder
den letzten Becher:
den Todestrank
hab' ich trefflich gemischt.
Geopfert hab' ich
alles der Rache,
die eigne Ehre
und des Edelsten Leben.
Not schuf die Norne;
Nimmer säum' ich:
selber leer ich
den sühnenden Trank.'

Rostock. Felix Genzmer.

Die Bildungen auf -(er)ei im Deutschen.

Die deutsche Sprache ist im Laufe ihrer Entwicklung verschiedene Male von dem Französischen beeinflußt worden. Zu keiner Zeit ist jedoch die sprachliche Einwirkung Frankreichs auf Deutschland größer gewesen als im 12. und im 13. Jahrhundert, da nicht nur eine Menge französischer Wörter und Ausdrücke ins Deutsche Eingang gefunden hat, sondern sogar zwei französische Ableitungssilben, nämlich *-ei* (*-erei*) mhd. *-îe* (*-erîe*) = frz. *-ie, -erie,* und *-ieren,* in die Sprache übernommen worden sind. Im folgenden will ich versuchen, eine Darstellung der Geschichte und jetzigen Verwendung im Deutschen des Suffixes *-ei* (*-erei*) zu geben.

Die äußere Voraussetzung für die Aufnahme des Suffixes *-ei* ins Deutsche liegt in dem regen Verkehr zwischen Deutschland und Frankreich, der von der Mitte des 11. Jahrhunderts beobachtet werden kann. Bei diesem Verkehr hat sich Deutschland Frankreich gegenüber rezeptiv verhalten. Der französische Einfluß erstreckt sich auf verschiedene Gebiete der Kultur — auf Sitte und Tracht und nicht am wenigsten auf die Sprache. Scherer spricht sich über die französischen Lehnwörter dieser Zeit folgendermaßen aus: 'Alle Feinheiten in Bewaffnung und Kleidung, in Wohnung und Küche, in Krieg und Spiel und Jagd und Tanz haben französische Namen.'[1] Es war sehr natürlich, daß alles Französische für musterhaft gehalten wurde; denn das damalige Frankreich ging in jeder Hinsicht den Völkern Europas voran: dort wurde zum ersten Male das Rittertum ausgebildet, dort blühte im engen Zusammenhang mit diesem eine umfassende Dichtkunst auf, die sog. ritterliche Poesie. Nicht nur auf dem Gebiete der feinen Sitten und der Literatur hatten die Franzosen den anderen Völkern gegenüber den Vorrang, sondern noch besser konnten sie ihre kulturelle Überlegenheit begründen. Die Hochschule zu Paris war eine der vornehmsten Europas; Männer wie Lanfranc, Anselm von Canterbury und Abälard wirkten dort, und von allen Teilen Europas begaben sich Bildungsuchende dorthin.

Die französische Kultur in Deutschland wurde einerseits durch die persönliche Berührung zwischen den beiden Völkern übermittelt, und natürlich hat dabei die höhere Klasse die Hauptrolle gespielt. Das Rittertum trug mächtig dazu bei, den Verkehr zwischen ihnen zu fördern; ganz besonders gilt dies von den Kreuzzügen, in welchen Ritter von verschiedenen Ländern zusammengeführt wurden. Im 12. Jahrhundert tritt ein neuer Faktor hinzu,

[1] Scherer, 'Literaturgeschichte' S. 66.

der sehr stark für den französischen Einfluß ins Gewicht fällt, nämlich die aufblühende deutsche sog. höfische Poesie, die natürlich von der französischen Dichtung Impulse und Nahrung nimmt. In der Tat besteht die deutsche Literatur des 12. Jahrhunderts und auch die Literatur der folgenden Zeit zum größten Teil in Übersetzungen und Bearbeitungen französischer Originale. Die ersten französischen Werke werden in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts übersetzt. Das älteste Denkmal deutscher Erzählungspoesie nach französischem Muster ist das *Alexanderlied* des mittelfränkischen Priesters Lamprecht (um 1130); zu derselben Zeit wurde die *Chanson de Roland* von einem bayrischen Priester Konrad in deutsche Verse gebracht, und diesen beiden folgen eine Menge anderer nach.

Die hervorragendste literarische Persönlichkeit Deutschlands im 12. Jahrhundert ist Heinrich von Veldeke. Einem in der Nähe von Mastricht angesessenen ritterlichen Geschlecht entstammt, war Heinrich in einer Gegend aufgewachsen, wo sich die französische Kultur besonders stark geltend machte. Am brabantischen Hofe lebten sehr viele französische Dichter, und besonders am Hofe Flanderns waren sie erwünschte Gäste. Die Ritter vom Niederrhein und den belgischen Provinzen galten für die feinsten von allen in Deutschland zu dieser Zeit; hier war zuerst von einem Ritterstande die Rede, hier wurden die ersten Turniere gefeiert.[1]

Seiner Heimat nach war Heinrich von Veldeke ein Niederländer; jedoch sind seine erzählenden Gedichte, der *Servatius* und die *Eneide*, nicht im Dialekt seiner Heimat geschrieben, sondern in der mhd. Kunstsprache mit mehr oder minder starker Beeinflussung seiner eigenen Mundart. 'Nach Deutschland führten ihn seine persönlichen Beziehungen, in Deutschland wurde seine Dichtung verbreitet, und nur dort hat sie literarisch fortgewirkt.'[2]

Das Hauptwerk Veldekes, die *Eneide*, ist eine Bearbeitung eines französischen Originals, und seine Nachfolger Hartmann von Aue, Gottfried von Straßburg und eine große Reihe anderer mehr oder minder bekannter Dichter benutzen auch fast ausnahmslos französische Vorbilder. Es versteht sich von selbst, daß auf diese Weise eine Menge französischer Wörter ins Deutsche Eingang fanden, was nicht notwendigerweise auf die Vorliebe der Dichter für das Französische beruht: mehrere Wörter hatten wohl gar keine entsprechenden Ausdrücke im Deutschen.

---

[1] Scherer, 'Geschichte der deutschen Dichtung im 11. und 12. Jahrh.' ('Quellen und Forschungen' XII, 23).

[2] Vgl. Pauls 'Grundriß' II, 1, 187—188, 423.

Ich will zuerst einige Worte über die ältesten Bildungen auf *-îe* im Deutschen sagen. Das erst belegte deutsche Wort auf *-îe* ist *erzenîe* 'Arznei' (von *erzenen*), welches in der *Kaiserchronik* (um 1150) erscheint. Nachher finden sich keine deutschen Ableitungen mit *-îe* vor dem Anfang des 13. Jahrhunderts, und erst später scheint ihre Zahl eine bedeutende zu werden.

Oben ist als eine Voraussetzung der Übernahme des betreffenden Suffixes angegeben worden, daß ein starker französischer Einfluß vorhanden gewesen sein muß; vor allem ist es aber nötig, daß eine große Zahl französischer Wörter auf *-îe*, in welchen die Bildungsweise deutlich erkennbar ist,[1] entlehnt worden sind, welche somit als Muster für Neubildungen dienen konnten. Wie verhält es sich damit?

Die ersten französischen Lehnwörter auf *-îe* erscheinen in der Literatur im 12. Jahrhundert. In seinem Verzeichnis von französischen Lehnwörtern im Mhd. in der zweiten Hälfte des 11. und im 12. Jahrhundert erwähnt H. Palander die folgenden Bildungen auf *-îe*: *astronomîe* (Pilatuslegende, 1180), *geometrîe* (Eneide, vor 1190), *heresîe* (Servatius, 1170), *kosterîe* 'Amt und Verwaltung des Küsters' (Servatius, 1170), *kumpanîe* 'Genossenschaft' (Eilhart v. Oberge, Tristan, vor 1180), *philosophîe* (Eneide, vor 1190), *symonîe* (Vita d. h. Ulrich, vor 1200), *favelîe* 'unterhaltendes Gespräch' (Rolandslied, 1131).[2]

Wie man sieht, sind die Belege ziemlich selten. Unter diesen Umständen ist es auffallend, daß wir solch eine frühe deutsche Neubildung wie *erzenîe* haben. Wir haben vielleicht mit Palander (a. a. O. S. 91) anzunehmen, daß es viele französische Wörter gab, die in der Literatur nicht belegt worden sind; es ist ja gar nicht nötig, daß die von uns gekannten Wörter die sämtlichen in der Sprache vorhandenen Bildungen ausmachen sollen, besonders da jene Gegenden, wo der französische Einfluß sich zuerst und am stärksten geltend machte — die Niederlande —, nur zum kleinen Teil in der frühmittelalterlichen Literatur vertreten sind. Wenn es sich so verhielte — daß es Lehnwörter auf *-îe* gab, obgleich sie nicht belegt worden sind —, hätte man erwarten können, daß sie später — während der folgenden Jahrhunderte — in der Literatur Eingang gefunden hätten, als diese umfassender wurde. Dies ist aber nicht der Fall. Zwar mehren sich die französischen Lehnwörter im 13. Jahrhundert; die meisten

---

[1] D. h. es muß möglich sein, Stamm und Ableitungssilbe genau trennen zu können; der Stamm soll ein gebräuchliches Wort sein. Bildungen wie *geometrîe, melodîe, heresîe, homelîe* usw. können keine große Bedeutung für die Verbreitung des Suffixes gehabt haben.

[2] H. Palander, 'Der französ. Einfluß auf die deutsche Sprache im 12. Jahrhundert' ('Mémoires de la société néo-philologique à Helsingfors' III).

sind indessen derart, daß man ihnen kein großes Gewicht beilegen kann (vgl. S. 11 Anm. 1), und wenige haben das Mittelalter überlebt. Nach dem 14. Jahrhundert ist es ziemlich selten, daß man ein neues Lehnwort auf *-îe* antrifft.

Ganz sicher ist die frühe Verwendung des Suffixes in deutschen Neubildungen aus dem Einfluß der Dialekte um den Niederrhein zu erklären. Diese Gegend war, wie gesagt, der Ausgangspunkt der Verbreitung der französischen Kultur in Deutschland. Dies wird auch von Palander (S. 103) stark hervorgehoben: 'Besonders spielen die Niederlande als vermittler der höfischen sitten und französischer ausdrücke eine wichtige rolle ... In der niederländischen sprache beginnt das frz. lehnsuffix *-ieren* zuerst lebenskräftig zu werden; die ersten deutschen bildungen auf *-ieren* erscheinen in Veldekes Eneide. Auch das *îe*-suffix scheint besonders im niederländischen beliebt zu sein (vgl. *abdîe* neben hd. *abbateia, heresîe, kosterîe; arzedîe, astronomîe, geometrîe, philosophîe* bei Veldeke).' Man braucht nur ein mndl. Wörterbuch[1] durchzusehen, um zu erkennen, wie die Sprache mit französischen Elementen durchsetzt ist und — was uns in diesem Zusammenhang besonders interessiert — wie überaus zahlreich die Lehnwörter auf *-ie* sind: nicht nur finden sich da die meisten von den aus Mhd. bekannten Bildungen, sondern dazu kommen eine Menge anderer gewöhnlicher französischer Bildungen.

In diesem Zusammenhang dürfte es angängig sein, mit einigen Worten das Verhältnis zwischen den niederländischen (niederdeutschen) und den hochdeutschen Bildungen zu berühren. Die Zahl der direkten Entlehnungen aus dem Niederländischen und dem Niederdeutschen mag vielleicht größer sein, als sich aus den Angaben der Wörterbücher erschließen läßt. Es ist ja überaus schwierig bei so verwandten Sprachen, wie es die betreffenden sind, festzustellen, ob ein Wort entlehnt sei oder nicht. Eine Bildung kann ja schon im Mndl. belegt sein, ohne daß man anzunehmen braucht, daß sie eine entsprechende Bildung des Hochdeutschen etwa aus dem 16. Jahrhundert veranlaßt habe. Deshalb wird es klug sein, keine Vermutungen über die etwaige Entlehnung einzelner Bildungen auszusprechen, da man in den meisten Fällen nicht über Vermutungen hinauskommen wird. So viel darf man jedoch behaupten, daß niederländische und niederdeutsche Bildungen bisweilen ein Muster für deutsche gewesen sind; dies war sicher der Fall im Mittelalter, wie eben gesagt wurde.

---

[1] Verwijs en Verdam: 'Middelnederlandisch Woordenboek'.

Nach diesen Vorbemerkungen gehe ich zur Darstellung der Anwendung des Suffixes *-ei* (*-erei*) in älterer und neuerer Zeit über, und zwar will ich zunächst die Frage von der Bildungsweise der Wörter und dann die Funktion des Suffixes besprechen.

I.

Das französische *-ie* entspricht einem lateinischen *-ia*, welches nach Meyer-Lübke ('Grammatik d. roman. Sprachen' § 406, S. 452) auf dem griechischen *-ία* (*-εια*) in Wörtern wie *astrologia, monarchia* usw. beruht.[1] In den romanischen Sprachen wurde dies Suffix zur Bildung von Adjektivabstrakten verwendet, z. B. frz. *courtoisie, modestie*; sehr oft tritt das Suffix an persönliche Begriffswörter auf *-er*, z. B. frz. *chevalerie, draperie; tromperie.* Die häufigen Ausgänge auf *-erie* lassen dieses als Suffix erscheinen, das zu Neubildungen von Substantiven und Adjektiven weiter verwendet wird.

Wie im Französischen, so hat das Suffix auch im Deutschen eine Neigung, an persönliche Begriffswörter auf *-er* zu treten. Die ersten Bildungen dieser Art erscheinen im 13. Jahrhundert, z. B. *leckerîe* 'Leckerei' (1210), *fresserîe* 'Fresserei' (1215), *jegerîe* 'Jägerei' (1210); ihre Zahl wächst immer, und sie machen fortwährend einen gewöhnlichen Typus der Bildungen auf *-ei* aus.[2] Ebenso wie im Französischen wird im Deutschen der häufige Ausgang *-erei* als das Suffix aufgefaßt, besonders da die Ableitungen von Nomina agentis als Ableitungen mit *-erei* von Verbalstämmen erscheinen (z. B. *Fresserei* von *Fresser* oder *fress-en, Sauferei* von *Säufer* oder *sauf-en*); und daher werden Ableitungen mit *-erei* von Verben veranlaßt, z. B. *Buhlerei, Schwätzerei, Neckerei.* Es ist jedoch in vielen Fällen unmöglich zu sagen, ob ein Wort von einem Verbum oder von einem Nomen ag. abgeleitet sei. Die eben genannte Bildung *Buhlerei* kann auch als eine Ableitung von *Buhler* aufgefaßt werden; wahrscheinlich macht man sich beim Bilden solcher Wörter nicht klar, welches das Grundwort sei. Oft wird es auf der Bedeutung der Bildung beruhen, ob sie als Ableitung von einem Nomen ag. oder von einem Verbum zu betrachten sei. Nur in einigen Fällen sind wir in der Lage, mit Bestimmtheit feststellen zu können, ob eine Bildung mit *-erei* vorliegt, nämlich wenn der Stamm ein persönlicher Name ist, der nicht auf *-er* ausgeht. Solche Bildungen gibt es schon im Mittelalter, z. B. *dieberîe, buoberîe*; sie sind aber noch selten, und erst vom 16. Jahrhundert an kommen sie allgemein vor.

Ableitungen mit dem Suffix *-ei* (*-erei*) von Substantiven, die

[1] Vgl. Diez, 'Gram. d. roman. Sprachen' 624.
[2] S. unten S. 18 und 21.

nicht Personennamen sind, gehören zu den Ausnahmen. Bildungen wie *Haserei, Fuchserei* müssen als Ableitungen von Personennamen betrachtet werden, da *Hase* (= Feigling) und *Fuchs* (= listiger Mensch) hier persönliche Begriffe ausdrücken. Eine ähnliche Bildung ist *Lumperei* 'lumpiges Wesen' von *Lump* 'armseliger, erbärmlicher Mensch'. *Kellerei* war im Mhd. in der Bedeutung 'Amt, Amtsgebiet, Amtshaus eines herrschaftlichen Verwalters' eine Ableitung von *Keller* 'Verwalter eines Kellers' (vgl. die Nebenform *Kellnerei*); im Nhd. kommt es nur in der Bedeutung 'Gesamtheit großer Kellerräume und Betrieb derselben' vor und ist also eine Ableitung von *Keller* 'Kellerraum'. *Kleinstaaterei* 'Bestand und Wesen der kleinen Staaten, der staatlichen Zersplitterung' von *Kleinstaat* und *Stuterei* 'Anstalt für Pferdezucht' von *Stute* sind einige von den wenigen hierhergehörenden Bildungen.[1] — In diesem Zusammenhang mögen die Bildungen *Bücherei* und *Länderei(en)* erwähnt werden, welche gewöhnlich als Ableitungen von den Pluralen *Bücher, Länder* angegeben werden.[2] Meines Erachtens wäre es richtiger, sie als Ableitungen von *Buch, Land* zu erklären, welche die Umlautsformen durch den Einfluß der Plurale *Bücher, Länder* angenommen haben; im allgemeinen scheinen die Bildungen auf *-(er)ei* die umgelauteten Formen zu bevorzugen. *Bücherei* (vgl. ndl. *boekerij*) 'Büchersammlung' ist eine Verdeutschung von dem noch im 17. Jahrhundert vorkommenden *Liberei, Librarei* (ndl. *liberij*) aus lat. *libraria*. *Länderei(en)* (vgl. ndl. *landerijen*) scheint nicht vor dem 16. Jahrhundert aufgekommen zu sein (Grimm, Wb.), also zu einer Zeit, da das Suffix auch in der Form *-erei* schon lange verwendet wurde. Auch *Gräserei* 'das Abschneiden des Grases; das Gras selbst; grasartige Pflanzen' fasse ich als eine Ableitung von dem Singular *Gras* auf.[3] Vgl. hiermit *Sämerei* 'eine Menge von Samen verschiedener Arten', das ja nicht von einem Plural ab-

---

[1] *Milcherei* und *Käserei* sind nicht von *Milch* und *Käse* abgeleitet. Das erstere scheint dem Schweizerwort *Molkerei* nachgebildet zu sein (vgl. auch *Melkerei*); oder auch ist es wie *Käserei* zu erklären, nämlich als Ableitung von einem Verbum oder einem Personennamen auf *-er* (*milchen, Milcher; käsen, Käser*). — *Münzei* 'in Halle a. d. S. die Münzstätte und das darauf ruhende Recht, Münzen zu schlagen' ist wahrscheinlich eine Umbildung von *Münze* 'Münzstätte', veranlaßt dadurch, daß das Suffix *-ei* öfters einen räumlichen Begriff ausdrückte.

[2] Grimm, 'Gram.' II, 97; Wilmanns, 'Gram.' II, § 297. *Kinderei* und *Abgötterei* werden auch als Ableitungen von Pluralen erwähnt. Was *Kinderei* betrifft, ist es natürlich von *Kind* mit *-erei* abgeleitet (vgl. *Schelmerei* von *Schelm*). Daß auch *Abgötterei* von dem Singular *Abgott* gebildet ist, scheint mir dadurch bestätigt, daß es in der Form *Abgottery* (16. Jahrhundert) belegt ist (Grimm, Wb.).

[3] In der Bedeutung von 'Abschneiden des Grases' bildet wahrscheinlich das Verbum *grasen* die Grundlage; vgl. auch *Gräser* 'Grasschneider'.

geleitet sein kann. Es ist eine Bildung von *Same,* und der Umlaut ist möglicherweise durch den Einfluß von anderen verwandten Wörtern zu erklären (vgl. die ältere kollektive Bildung *Gesäme*).

In einigen wenigen Fällen ist *-ei* an ein Wort mit Bildungs-*en* herangesetzt worden. Schon im Mhd. kommen die folgenden Beispiele vor: *lachenîe* 'das Besprechen, Hexen', *arzenîe* 'Arznei', *truckenîe* (von *truckenen*) 'locus ad siccanda lignum', *hoppenîe* (von *hoppen* 'hüpfen'), *vrazenîe* (von *vressen*) 'Gefräßigkeit'. Nach dem Beispiel dieser Bildungen sind einige andere neugebildet worden, in welchen *-enîe* als das Bildungselement erscheint, nämlich *buobenîe* 'Büberei' und *wôstenîe* 'Wüstenei', das sich an mhd. *wüestene, wüestenunge* usw. anlehnt (Wilmanns); *Rentenei*, das erst im 16. Jahrhundert belegt ist, gehört auch hierher.[1] Die meisten von den genannten Wörtern sind veraltet; einige sind durch Bildungen auf *-erei* ersetzt worden, wie *Fresserei, Büberei, Renterei* (neben *Rentenei*). Im 15. Jahrhundert kommt auch die Form *wusterye* 'Wüstenei' vor (vgl. 'Germania' 28, 411).

Während der Ausgang *-enei* nicht zu großer Anwendung gelangt ist, verhält es sich anders mit der Endung *-elei*. Einige Bildungen auf *-elîe* haben wir schon im Mhd., wie das Lehnwort *fabelîe* und die Neubildungen *frevelîe, eselîe* und *wandelîe*.[2] Vom 16. Jahrhundert an wächst ihre Zahl beständig. Im Gegensatz zum Suffix *-erei* kommt der Ausgang *-elei* nicht als selbständiges Bildungselement vor, sondern erscheint mit wenigen Ausnahmen nur in Wörtern, die ein Bildungs-*el* haben, d. h. diese Bildungen sind fast alle Ableitungen mit *-ei*. Auch Wörter wie *Bübelei, Kindelei, Jüdelei* usw. müssen als Ableitungen von den Verben *bübeln, kindeln, jüdeln* usw. aufgefaßt werden. *Schälkelei* dagegen kann nur eine Ableitung von *Schalk* sein; ein Verbum **schälkeln* gibt es meines Wissens nicht. Diese Bildung kann als eine Nebenbildung neben *Schälkerei* aufgefaßt werden, ebenso wie in einigen anderen Fällen Bildungen auf *-elei* und *-erei* nebeneinanderstehen, z. B. *Bübelei — Büberei, Kindelei — Kinderei, Haselei — Haserei.* — Im älteren Nhd. kommen neben *Gaukelei, Heuchelei, Meuchelei* u. dgl. auch Formen mit *-erei* (*Gauklerei* usw.) häufig vor. Jetzt scheinen die ersteren Bildungen fast alleinherrschend zu sein, was wohl einfach aus der zunehmenden Anwendung der *elei*-Ableitungen zu erklären ist, besonders da die Bildungen ohne *r* bequemer auszusprechen sind; vgl. unten S. 21.

[1] Vgl. auch *drappenîe* neben *drapperîe* (*trapperîe*) (< frz. *draperie*) = Garderobe.

[2] Tit. 3302; nicht in Müller-Zarnckes Wb.

Von den Bildungen mit dem Suffix *-îe* sind fernzuhalten einige Wörter auf mhd. *-eie, abbeteie* 'Abtei', *vogiteie* 'Vogtei', *municheie* 'Mönchei', *prōbsteie* 'Probstei', welche teilweise schon im 12. Jahrhundert bezeugt worden sind. Somit kann das *-eie* nicht durch die Diphthongierung *î* > *ei*, die am frühesten im Bayrischen (im 13. Jahrhundert) einsetzte, erklärt werden (vgl. Wrede, 'Zeitschrift f. d. Altertum' 39, 295, u. Edw. Schröder, 'Anzeiger f. d. A.' 24, 30). Bezüglich der Erklärung des *-eie* in *Abtei* s. Kluge, 'Etymol. Wb.'. Vgl. auch Kluge, 'Zeitschrift f. d. Philologie' 31, 499. Diesen Wörtern sind einige andere nachgebildet worden: *Fürstei, Pabstei, Pfarrei, Kaplanei, Amtei*, von denen die meisten veraltet sind. In einigen Fällen ist an die Stelle eines Wortes auf *-ei* eins auf *-erei* getreten, z. B. *Möncherei, Pabsterei*; aber es handelt sich nicht hier um einen bloßen Formenaustausch, die Bedeutung der letztgenannten Bildungen ist eine andere als die der Wörter auf *-ei*. Diese bezeichnen 'Amt, Bezirk', während jene eine Eigenschaft (vgl. S. 18 f.) ausdrücken.

Am Schlusse dieses Abschnittes will ich einige Bemerkungen über die Form des Suffixes noch hinzufügen. Die gewöhnliche Form des Suffixes im Mittelalter war *-îe*; daneben kommen die Schreibungen *-ige* und *-i* (*-y*) auch vor. Am Ende des Mittelalters nimmt das Suffix *-îe* an dem Übergang *ī* > *ei* teil.

In den französischen Lehnwörtern schwankt der Gebrauch zwischen *-ie* und *-ei*. Im älteren Nhd. wurde allgemein *-ei* geschrieben, aber nach dem 17. Jahrhundert findet vielfach Austausch gegen *-ie* statt (z. B. *Astronomie, Theorie, Artillerie*), was aus dem starken französischen Einfluß auf die deutsche Sprache im 17. Jahrhundert zu erklären ist. Bei den späteren Entlehnungen wird die französische Form gewöhnlich bevorzugt, z. B. *Fasanerie, Galanterie, Scenerie* (auch *Scenerei*), *Spionerei* (*-ie*). In einem Wort hat die verschiedene Form eine Differenzierung der Bedeutung veranlaßt, nämlich in *Partei*, neben welchem im 17. Jahrhundert auch die Form *Partie* vorkam. *Partie* übernahm einen Teil der Bedeutungen von *Partei*, 'so daß dies (*Partei*) heute nur noch im persönlichen Sinne oder in besonderen Wendungen steht' (Heyne, 'Deutsch. Wb.').[1]

II.

Das französische *-ie* entspricht, wie gesagt, einem lateinischen *-ia*, das zur Bildung von abstrakten Substantiven verwendet wurde. Im Französischen wird dies Suffix und die Nebenform

[1] Nach Heyne (Wb.) ist *Partie* 'nicht die Fortsetzung mhd. *partîe*, sondern erst im 17. Jahrhundert neu aus dem Französischen in der fremden Form übernommen'. Am einfachsten ist jedoch, diese Form wie die obengenannten (*Astronomie* usw.) zu erklären.

-erie sehr häufig gebraucht in Ableitungen von Substantiven, Verben und Adjektiven mit verschiedenartigen Bedeutungen. Die ursprüngliche Bedeutung ist die von Eigenschaft oder Handlungsweise, oft mit verächtlichem Nebensinn, auch die von Tätigkeit überhaupt (ohne irgendeinen Nebensinn). Weiter bezeichnen diese Bildungen 'das Erzeugnis einer Wirksamkeit' und 'den Platz, wo eine Wirksamkeit ausgeübt wird'. Schließlich bildet das Suffix *e-rie* auch Kollektiva. Natürlich sind die Bedeutungen des Suffixes im Deutschen durch die Bedeutungen der französischen Lehnwörter übermittelt worden. In diesen Lehnwörtern finden wir die meisten der obengenannten Bedeutungen wieder, wenn auch ungleich stark vertreten. Am häufigsten sind die Bildungen, welche abstrakte Begriffe bezeichnen (z. B. *banekîe* 'Erlustigung', *fabelîe* 'Fabelei', *fantasîe, heresîe, kurtoisîe, martirîe, nigromancîe, philosophîe, simonîe, vilanîe*); seltener sind diejenigen, die räumliche Verhältnisse ausdrücken (z. B. *firmarîe* 'Krankenstube', *herbergerîe, kanzellîe — kanzellerîe —, kosterîe* 'Küsterei', *trapperîe* 'Garderobe'). Nur wenige Wörter haben kollektive Bedeutung (*barunîe* 'die gesamten "barûne"', *comunîe* 'Gemeinde', *kompanîe*). Bezüglich der deutschen Neubildungen wird sich zeigen, daß sie außer abstrakten Begriffen nur räumliche Verhältnisse in größerem Umfange bezeichnen. Es ist sicher kein Zufall, daß einige Bedeutungen ins Deutsche übergegangen sind, während andere nicht übernommen sind. Die Erklärung dieses Verhältnisses ergibt sich meiner Meinung nach dann, wenn wir die einheimischen Substantivsuffixe betrachten. Ich gehe von der Voraussetzung aus, daß eine Sprache, die innerhalb der Wortbildung zahlreiche und bequeme Bildungsweisen für irgendeinen Begriff besitzt, nicht gern ein fremdes Suffix für denselben Zweck in Anspruch nimmt. Nun findet man im Deutschen eine Menge Bildungselemente, die zur Bildung abstrakter Begriffe dienen; wir haben Wörter auf *-heit* (*-keit*), *-schaft, -tum, -ung, -sal, -nis* usw., welche 'Wesen, Eigenschaft, Wirksamkeit; Zustand, Verhältnis; Würde, Stand, Sitte' usw. bezeichnen. Es gibt aber kein Suffix mit der speziellen Bedeutung des *-erei*. Zur Bildung von Wörtern, die räumliche Verhältnisse ausdrücken, hat das Deutsche, wenn ich mich nicht irre, kein Suffix vor *-erei* gehabt. Es ist daher sehr natürlich, daß diese Bedeutung mit der Anwendung des Suffixes im Deutschen verknüpft worden ist. Anderseits erklärt sich vielleicht der Umstand, daß die im Französischen ziemlich häufig vorkommende kollektive Bedeutung im Deutschen keine Verwendung gefunden hat, teilweise daraus, daß das Deutsche andere Bildungsweisen, um solche Begriffe auszudrücken, besitzt (z. B. die Vorsilbe *ge-*, die Ableitungssilbe *-schaft*).

Nach der Bedeutung können wir die deutschen Bildungen auf *-(er)ei* in zwei Hauptgruppen einteilen, nämlich

1. diejenigen, die 'Eigenschaft, Handlungsweise', und
2. diejenigen, die eine 'Wirksamkeit und den Platz, wo sie ausgeübt wird', bezeichnen.
3. In eine dritte Gruppe können wir die Bildungen mit der selten vorkommenden kollektiven Bedeutung und die, welche konkrete Gegenstände bezeichnen, zusammenfassen.

1.

Die zur ersten Gruppe gehörenden Bildungen bezeichnen eine Eigenschaft, Tätigkeit mit verächtlichem Nebensinne. In den Ableitungen von Substantiven (d. h. persönlichen Namen) drückt das Suffix das für das Grundwort Charakteristische aus. Die Ableitungen von Verben haben oft iterative Bedeutung. Ich gebe hier ein Verzeichnis von einigen der hierhergehörenden Bildungen.[1]

Vor 1400: *bieggerîe* 'Gleisnerei', *buoberîe, dieberîe, dörperîe, valscherîe, vischerîe* 'Raubzug', *vrezzerîe, galsterîe, jegerîe, ketzerîe, leckerîe, lotterîe, luoderîe, lüpperîe* 'Giftmischerei, Zauberei', *mengerîe* 'Friedensstörung', *snaterîe* 'Geschwätz', *strûterîe* 'Räuberei', *tûscherîe* 'Betrügerei', *zouberîe, zegerîe* 'Zaghaftigkeit'.

15. Jahrhundert: *Bulerei, Ehebrecherei* ('Germania' 28, 365). *Geckerei, Hurerei, Kocherei* (*Köcherei*), *Mörderei, Plackerei* ('Germania' 28, 395), *Rauberei* (*Räuberei*), *Sauferei* (*Säuferei*), *Schinderei* ('Germania' 9, 178).

16. Jahrhundert: *Abgötterei, Afferei* (*Äfferei*), *Alfanzerei, Betrügerei, Bettlerei* (jetzt *Bettelei*), *Dichterei* (s. S. 20), *Folgerei, Fuchserei, Gasterei, Gaucherei, Gauklerei* (jetzt *Gaukelei*), *Gleisnerei, Haserei, Henkerei* (vgl. S. 21), *Heuchlerei* (jetzt *Heuchelei*), *Hexerei, Meuchlerei* (jetzt *Meuchelei*), *Meuterei, Möncherei, Mummerei, Narrei, Nonnerei, Papisterei, Päbsterei, Päbstlerei* ('Germania' 28, 393), *Pfafferei* (*Pfäfferei*; vgl. S. 23), *Priesterei, Raserei* (s. Grimm, Wb.), *Reiterei, Rotterei, Schacherei, Schänderei, Scheißerei, Schelmerei, Schleckerei, Schlemmerei, Schmeichlerei* (jetzt *Schmeichelei*), *Schnitzerei, Schwärmerei, Schwelgerei, Spielerei, Spötterei, Verräterei.*

17. Jahrhundert: *Balgerei, Bärenhäuterei, Fopperei, Halun-*

[1] Ich habe die Bildungen chronologisch zu ordnen versucht, obgleich ich dessen bewußt bin, daß eine solche Einteilung sehr willkürlich sein muß. Es ist ja in den meisten Fällen unmöglich, die Entstehungszeit einer Bildung festzustellen, und ich brauche wohl nicht zu sagen, daß es sich hier nur um ungefähre Zeitbestimmungen handelt.

kerei, Höhnerei, Hudlerei (jetzt *Hudelei*), *Kinderei, Kupplerei* (jetzt *Kuppelei*), *Lapperei* (vgl. S. 23), *Lumperei* (vgl. S. 23), *Macherei, Mauserei, Pfuscherei, Pläpperei, Plärrerei, Plauderei, Pracherei, Prahlerei, Quackerei* (*Quakerei*; *Quäkerei*), *Quacksalberei, Reimerei, Salbaderei, Sauerei, Schilderei* (vgl. S. 23), *Schlägerei, Schleicherei, Schmauserei, Schurkerei, Schwätzerei, Schweinerei, Sklaverei.*

18. Jahrhundert: *Bläserei* (*Ein-, Ohren-*), *Denkerei* (*Frei-*), *Durchstecherei, Fängerei* (*Bauern-, Grillen-*), *Fechterei* (*Spiegel-*), *Firlefanzerei, Freigeisterei, Gaunerei, Hetzerei, Klatscherei* (*Klätscherei*), *Klauberei, Lauferei,* (*Landläuferei*), *Lauserei, Leserei, Liebhaberei, Mauscherei, Mischerei* (*Gift-*), *Muckerei, Neckerei, Philisterei, Pinslerei* (gewöhnl. *Pinselei*), *Prellerei, Quälerei, Räucherei, Rauferei, Rechthaberei, Rederei, Richterei, Schäkerei, Schlenderei, Singerei, Streiferei, Stümperei, Träumerei, Treiberei* (*Auf-, Quer-*), *Völlerei, Zänkerei, Ziererei.*

19. Jahrhundert: *Absprecherei, Faulenzerei, Fickfackerei, Flickerei, Flunkerei, Hascherei* (*Effekt-*), *Heulerei, Kaiserei* 'kaiserliches Wesen', *Kaperei, Keilerei, Klapperei, Kleinstaaterei* (vgl. S. 14), *Knauserei, Knechterei, Kneiperei, Knickerei, Läpperei, Münzerei* (*Falsch-*), *Rechnerei, Reiberei, Rumplerei* (gewöhnl. *Rumpelei*), *Sammlerei* (vgl. *Sammelei*), *Schießerei, Schluckerei, Schmollerei, Schreierei, Schufterei, Wisserei* (*Halb-, Schein-, Viel-*).

Wie man aus diesem Wortverzeichnis sieht, sind die Bildungen auf *-(er)ei* mit der Bedeutung 'Eigenschaft, Handlungsweise' stark vertreten, und ihre Zahl wächst immer, was sehr natürlich ist, weil es ja möglich ist, von fast jedem Verbum ein solches Wort zu bilden. Viele sind Gelegenheitsbildungen und haben keine Lebenskraft. Typische Beispiele von Gelegenheitsbildungen enthält das folgende Zitat aus Mathesius, 'Luther' (1576):[1] 'Jesu Christi wort, das kan keiner weder mit Philosophey, noch Sophisterey, Scotisterey, Albertisterey, Thomisterey ... umbstoßen und widerfechten.' Bei Luther findet man oft Bildungen, die den Charakter von Gelegenheitsbildungen tragen, z. B. *Schetzerey* 'Schätzerei, Belastung mit Ausgaben', *Zweyerey* 'Zwietracht' (in 'An den christlichen Adel d. Nation'); *Klösterey* (*Klosterey*) 'Klosterleben', *Newerey* 'Neuerung', *Iscariotherey* (*Schariotherey*: in 'Wider Hans Worst') usw.

Wie man sieht, haben die genannten Wörter einen ausgeprägt verächtlichen Sinn. Ich glaube, man wird nicht irren, wenn man hierin eine Ursache des ausgedehnten Gebrauches des Suffixes im 16. und 17. Jahrhundert sieht. Das Suffix *-erei* bietet unwider-

[1] S. 'Germania' 28, 402.

legbar ein sehr bequemes Mittel zur Bildung verkleinernder Ausdrücke; und die häufige Verwendung desselben in den genannten Jahrhunderten hängt zweifellos mit den leidenschaftlichen religiösen und politischen Kämpfen zusammen, die damals ausgefochten wurden, und die zu einer Literatur Veranlassung gaben, welche durch eine außerordentlich derbe Sprache gekennzeichnet wird.

Mehrere der zu dieser Gruppe gehörenden Wörter bezeichnen, wie gesagt, eine Gewohnheit oder Tätigkeit, dessen Wiederholung lästig wirkt. Da wir in der folgenden Gruppe mit Bildungen zu tun haben, welche eine Tätigkeit ohne schlechten Nebensinn bezeichnen, wollen wir zusehen, wie diese und jene Bildungen sich zueinander verhalten. Aus dem Wortverzeichnis sehen wir, daß die erstgenannten hauptsächlich als Ableitungen von Verben betrachtet werden können, z. B. *Heulerei, Reimerei, Leserei, Rederei, Singerei.* Die letzteren dagegen sind Ableitungen von persönlichen Begriffswörtern. Infolgedessen hat die Bedeutung einiger Bildungen gewechselt, je nachdem das Grundwort als ein Verbum oder Personenname betrachtet wurde. So verhält es sich mit der Bildung *Dichterei,* die einen schlechten Sinn erhalten hat, den das ältere Nhd. nicht kannte. Es beruht wohl darauf, daß der Zusammenhang der Bildung mit dem Substantiv *Dichter* nicht gefühlt wurde, sondern sie wurde als eine Ableitung von dem Verbum *dichten* aufgefaßt. Nach Grimms Wb. wird das Wort von Goethe und Schiller nicht verwendet; Platen aber hat es wieder aufgenommen. Das Beispiel aus Platen ist sehr interessant: 'immer war ich hold den Dichtern und der holden Dichterei'. Dadurch, daß *Dichter* zuerst genannt wird, wird die Bildung mit diesem in Zusammenhang gebracht, und somit wird ihr der schlechte Sinn entnommen.

Zu dieser Gruppe gehören auch die Bildungen auf *-elei,* weshalb sie hier besprochen werden können (vgl. oben S. 15).

16. Jahrhundert: *Bettelei, Deutelei, Gaukelei, Haselei, Heuchelei, Humpelei, Löffelei, Meuchelei, Munkelei, Tändelei* (vgl. mhd. *tenterîe*), *Teufelei.*

17. Jahrhundert: *Hudelei, Kindelei, Klügelei, Lümmelei, Quackelei, Säuselei, Schlingelei, Schmeichelei, Tölpelei.*

18. Jahrhundert: *Andächtelei, Dudelei, Empfindelei, Grübelei, Hätschelei, Hechelei, Jüdelei, Krittelei, Krüppelei, Künstelei, Kuppelei, Mäkelei, Pinselei, Quengelei, Ruschelei, Schmuggelei, Schnitzelei, Schwindelei, Spöttelei, Sudelei, Taumelei, Trödelei, Windbeutelei.*

19. Jahrhundert: *Bengelei, Bübelei, Bummelei, Dämelei, Deutschtümelei, Drechselei, Duselei, Grämelei, Häkelei, Haspelei, Krähwinkelei, Liebelei, Mauschelei, Metzelei, Mogelei, Pöbelei, Prügelei, Rüpelei, Schalkelei, Wandelei, Witzelei.*

Diese Bildungen sind, wie man sieht, mit sehr geringen Ausnahmen Ableitungen von Verben mit einem Bildungs-*el*. Die Verben auf *-eln* drücken besonders den Begriff der Wiederholung aus; die Abteilungen auf *-el-ei* sind also der Bedeutung nach von den verbalen Ableitungen auf *-erei* nicht sehr verschieden. Die Bedeutung der erstgenannten ist jedoch eine mildere, was mit der Natur der Verben auf *-eln* zusammenhängt (J. Grimm, 'Gram.' III, Kap. VIII, IV, 688), vgl. *Bübelei — Büberei, Kindelei — Kinderei.*

Oben ist gesagt (S. 15), daß den Bildungen *Gaukelei, Heuchelei* usw. im älteren Nhd. Formen mit *-erei* zur Seite standen. Zu der Verdrängung der letzteren mag vielleicht auch der Umstand mitgewirkt haben, daß die Verben auf *-eln* schon an und für sich eine ähnliche iterative Bedeutung besaßen, die das Suffix *-erei* hat. Die *r*-Ableitung mag daher als überflüssig empfunden worden sein.

2.

Die zweite Gruppe umfaßt die Bildungen mit der Bedeutung 'Wirksamkeit' (ohne schlechten Nebensinn). Aus älterer Zeit habe ich nur einige wenige Wörter belegen können, alle, wie es scheint, vom Ende des Mittelalters: das Lehnwort *costerîe, custerîe* (= Küsterei) und die Neubildungen *vorsterîe* (= Försterei), *kellerîe* (*kellnerîe*), *meierîe, schaffnerîe*, welche sämtlich 'Beschäftigung, Amt, Stellung' (eines Küsters, Försters, Kellners usw.) bezeichnen, und es ist zu beachten, daß wenigstens die drei erstgenannten daneben ein räumliches Verhältnis ausdrücken können: 'Wohnung eines Küsters, Försters'; 'Amtsgebiet, Amtshaus eines herrschaftlichen Verwalters'. Wenn auch von den beiden anderen die letztere Bedeutung im Mhd. nicht bezeugt ist, wird sie doch später allgemein 'Meierhof; Wohnung eines Schaffners'.

Diese Wörter sind die ersten Beispiele einer Art Bildungen, die mit der Zeit zahlreich werden. Im 16. Jahrhundert sind sie noch spärlich vertreten, im folgenden Jahrhundert mehren sie sich ein wenig. Das 18. Jahrhundert hat nicht viele Neubildungen aufzuweisen, und erst im 19. Jahrhundert wird ihre Zahl eine größere.

16. Jahrhundert: *Druckerei* (*Buch-, Stein-*), *Faktorei, Henkerei* (vgl. S. 18), *Renterei* (*Rentei*).

17. Jahrhundert: *Färberei, Mäklerei* (vgl. *Mäkelei*), *Melkerei, Metzgerei, Schlachterei* (*Schlächterei*), *Schleiferei, Schneiderei, Spinnerei.*

18. Jahrhundert: *Gärtnerei, Schifferei* 'Schiffergewerbe', *Sennerei, Siederei, Schweizerei, Stickerei.*

19. Jahrhundert: *Bäckerei, Bildhauerei, Brauerei, Brennerei, Buchmacherei, Dachdeckerei, Drechslerei, Dreherei, Einnehmerei,*

Falknerei, Flößerei, Gerberei, Gießerei, Glaserei, Käserei, Klempnerei, Maurerei (Frei-), Milcherei, Molkerei, Müllerei, Posthalterei, Sattlerei, Schlosserei, Schmelzerei, Schreinerei, Schusterei, Seilerei, Tischlerei, Töpferei, Wäscherei, Weberei, Wollkämmerei.

Die meisten von diesen Bildungen sind Ableitungen von Gewerbenamen und bezeichnen im allgemeinen ein Gewerbe und den Ort, wo es ausgeübt wird; und das ist eben das für diese Bildungen Charakteristische, daß sie die Begriffe von Wirksamkeit und Raum so innig vereint enthalten, daß es oft nicht zu entscheiden ist, welcher der am meisten hervortretende sei. Solche Bildungen können immer noch neu geschaffen werden, so daß wir hier ein Gebiet haben, wo das Suffix sich lebenskräftig zeigt.

Weniger oft kommt es vor, daß eine Bildung auf *-erei* nur ein räumliches Verhältnis ausdrückt. Einige Beispiele finden sich schon im Mhd., wie das Lehnwort *kanzellerîe* (neben *kanzellîe*) und die einheimischen Bildungen *schäferîe* (= Anstalt zur Aufzucht und Hut von Schafen), *sweigerîe* (=Viehhof, Sennerei), *schrieberîe* (= Schreibstube) und das obenerwähnte *truckenîe* (= solarium). Von diesen sind ja *sweigerîe, truckenîe* und *schriberîe* (in der Bedeutung von Schreibstube) veraltet. Dasselbe gilt von einer Bildung aus dem 18. Jahrhundert: *Baderei* (= Badeanstalt, Badestube). Zu den hier genannten Wörtern können noch ein paar andere hinzugefügt werden, nämlich *Meierei*, das in der Bedeutung von 'Amt, Stellung des Meiers' nicht mehr vorkommt, *Bücherei* 'biblioteca' und *Ländere(i)en* 'zusammenhängendes Wirtschaftsland' — die beiden letzteren sind vielleicht eher unter die Bildungen mit kollektiver Bedeutung (s. unten) zu rechnen. Wörter auf *-elei* gehören mit wenigen Ausnahmen nicht zu dieser Gruppe: *Ziegelei* = Ort und Gebäude, wo Ziegel hergestellt werden; *Einsiedelei*; *Büttelei* = Gefängnis (veraltet).

3.

Wie ich schon hervorhob, hat das Suffix *-erei* in anderen Fällen als in den obengenannten keine große Verbreitung gefunden. Zwar können Bildungen auf *-erei* kollektive und konkrete Begriffe bezeichnen, aber keine von diesen Bedeutungen ist mit der Anwendung des Suffixes näher verbunden worden. Ich habe schon die Ursachen erwähnt, die zur Regelung dieses Umstandes mitgewirkt haben können, und beschränke mich darauf, einige Beispiele von Bildungen zu nennen, welche zu diesen Kategorien gehören.

Diejenigen Bildungen, die konkrete Gegenstände bezeichnen, sind häufiger als die, welche kollektive Bedeutung haben. Aus dem Mittelalter habe ich nur ein sicheres Beispiel finden können, nämlich *arzatîe, arzenîe* = Arznei. Im älteren Nhd. sind sie nicht

selten, z. B. *Malerei, Schilderei Kleckserei* 'schlecht Geschriebenes oder Gemaltes', *Lapperei* 'Lumpenwerk', *Lumperei, Plackerei* 'Plackwerk'. *Buhlerei* wird von Weckherlin (1634) in der Bedeutung von 'carmen amatorium', *Schäferei* von Opitz in der Bedeutung von 'Schäfergedicht' verwendet. Das letztere Wort kommt auch in der Bedeutung von 'Schäferfest, Maskenaufzug in Schäfergewändern' vor. Die meisten der hierhergehörenden Bedeutungen scheinen einer späteren Zeit anzugehören — dem 18. und 19. Jahrhundert —. Wie man aus den obigen Beispielen ersieht, ist die konkrete Bedeutung nicht ursprünglich, sondern in den meisten Fällen aus der abstrakten entstanden. Am häufigsten sind die Bildungen, welche das Erzeugnis einer Tätigkeit bezeichnen, z. B. *Dichterei* 'Gedicht', *Drechslerei* 'das von einem Drechsler Verfertigte', *Flickerei, Stickerei, Kocherei* 'etwas Gekochtes', *Druckerei* (verächtlich von etwas Gedrucktem), *Macherei, Sammlerei, Reimerei.* Weiter können sie den Gegenstand einer Tätigkeit bezeichnen: *Leserei* 'der Lesestoff' (verächtlich), *Fresserei* 'schwelgerische Mahlzeit', *Nascherei* 'Naschwerk', *Leckerei* 'Leckerbissen' usw. Mehrere von diesen Bildungen sind in der erwähnten Bedeutung veraltet.

Nur selten wird *-erei* verwendet, um Kollektiva zu bilden. Eine ausgeprägt kollektive Bedeutung liegt nur in wenigen und meistens selten vorkommenden Wörtern vor, von welchen keines aus dem Mittelalter stammt. *Reiterei* erscheint in diesem Sinne zum ersten Male im 16. Jahrhundert. Von den folgenden Jahrhunderten sind: *Sängerei* 'Sängerchor' (jetzt veraltet), *Jägerei* 'alle zur Jagd bestimmten Personen', *Kellerei* 'Gesamtheit großer Kellerräume und Betrieb derselben' (in diesem Sinne also eine Ableitung von *Keller* 'unterirdischer Raum', vgl. oben S. 14),[1] *Küsterei* 'Gesamtheit der Vertreter des Küsteramtes', *Pfafferei* 'Gesamtheit der Pfaffen', *Sämerei* 'eine Menge von Samen verschiedener Arten', *Gräserei* 'grasartige Pflanzen'; schließlich eine Gelegenheitsbildung: *Semperei* 'die Familie Semper', die in einem modernen Roman[2] vorkommt, woraus man sieht, daß das Suffix zur Neuschöpfung von Kollektiven noch verwendet wird. Hier mag auch die interessante Bildung *Fuggerei (Fuckerei)* erwähnt werden, deren Bedeutung dem kollektiven Begriff verwandt zu sein scheint. Grimms Wb. teilt folgendes über die Entstehung dieses Wortes mit. Es ist eine Ableitung vom Namen Fugger und

[1] *Kellerei* bedeutet auch 'die gesamtheit der zu der kellerei gehörigen bediensteten'; vgl. folgendes Beispiel in Grimms Wb.: 'das unter die hofkellerei, schlächterei, fischmeisterei, kastellanei und dienerei verteilte treffen'. (J. Paul, 'Hesp.' 4, 42).

[2] 'Asmus Sempers Jugendland' von Otto Ernst (Leipzig 1908), S. 42; vgl. *Semperschaft* S. 104.

bezeichnet 'ein von den drei Brüdern F. erbautes, 1519 vollendetes, gleichsam ein Binnenstädtchen bildendes, mit einer Kirche und Schule und Straßen und vier Thoren versehenes abgeschlossenes Ganzes von 106 kleinen Häusern ...' Diese Bedeutung kann freilich nicht als eine rein kollektive betrachtet werden; zuerst bezeichnet wohl das Wort einen Ort, und dann alles, was dieser Ort einschließt. Später wurde *Fuggerei* in der Bedeutung von 'Handelsgesellschaft' verwendet, ist aber nach dem 18. Jahrhundert erloschen.

Ich habe im vorigen ein paarmal die Frage berührt, woher es kommt, daß das Suffix *-(er)ei* sich im Deutschen eingebürgert hat. Ehe ich schließe, will ich eine Zusammenstellung der Ursachen machen, von denen man annehmen kann, daß sie zu der Übernahme des Suffixes mitgewirkt haben.

Es muß unbedingt vorausgesetzt werden, daß das Suffix in zahlreichen Lehnwörtern vorhanden ist, um überhaupt gekannt werden zu können. Allein diese Tatsache — daß es in zahlreichen Lehnwörtern vorkommt — gibt uns keinen Aufschluß über die innere Ursache, weshalb dies Suffix ins Deutsche übernommen ist. Das muß auf anderen Umständen beruhen.

Die Aufnahme des Suffixes ins Deutsche mag durch seine Form erleichtert worden sein, weil diese keine für das deutsche Sprachgefühl befremdende Lautverbindung enthält. Dazu kommt, daß das Suffix an dem Übergang *ī* > *ei* am Ende des Mittelalters teilnahm, wodurch es von den etwa anhaftenden ausländischen Assoziationen weiter losgelöst wurde. — Oben ist schon die Bedeutung der Funktion des Suffixes für die Verbreitung desselben im Deutschen hervorgehoben worden. Mittels dieses Suffixes können Begriffe geschaffen werden, für welche die deutsche Wortbildung vordem keine Ausdrucksmittel hatte.

Nicht am wenigsten hat das Suffix dem Umstand seinen ausgedehnten Gebrauch zu verdanken, daß es früh in Verbindung mit den Personennamen auf *-er* und besonders mit den nomina ag. trat. Es wurde ja bald möglich, von fast jedem nomen ag. und dadurch von fast jedem Verbum — auch von solchen, dem kein entsprechendes nomen ag. zur Seite stand — ein abstraktes Substantiv zu bilden. Diese bequeme Bildungsweise ist für die Wortbildung ein großer Gewinn gewesen.

Strengnäs (Schweden). Fredrik Gadde.

Zur me. Romanze *Sir Ferumbras*: Das Verhältnis des ersten Entwurfs (V. 331—759) zur Reinschrift.

Die handschriftliche Überlieferung des me. *Ferumbras* weist eine Eigentümlichkeit auf, die unter den gleichzeitigen Literaturdenkmälern ziemlich einzigartig dastehen dürfte. Durch einen glücklichen Zufall blieb nämlich ein Teil eines ersten Entwurfs der Übersetzung erhalten, dergestalt, daß zwei Pergamentblätter, deren Rückseite mit diesem Entwurf beschrieben ist, als Schutzumschläge für die von der gleichen Hand stammende Papierhandschrift der Romanze verwendet wurden. Die Vorderseite dieser Pergamentblätter enthält kirchliche Dokumente aus den Jahren 1357 und 1377, die sich auf die Diözese Exeter beziehen, so daß damit zugleich auch eine ungefähre Datierung der Niederschrift (ca. 1380) gewonnen wird.[1] Der Entwurf wird, soweit leserlich, vom Herausgeber am Fuße der betreffenden Seiten seiner Ausgabe mitgeteilt. Er entspricht, mit einigen Lücken, die durch Unleserlichkeit oder Abschneiden von Bug- und Randstellen entstanden sind, den Versen 331—648. Außerdem sind von den Versen 657—759 noch die Versanfänge, ungefähr den ersten Halbzeilen entsprechend, erhalten; das übrige wurde weggeschnitten, um dem Schutzumschlag das richtige Format zu geben.[2] Es ist nun auffallend, daß von den verschiedenen Einzeluntersuchungen, die sich mit dem *Ferumbras* befaßt haben, anscheinend keine einzige versucht, das hier vorhandene Material systematisch auszubeuten. Denn man ist von vornherein zur Annahme geneigt, daß eine genaue Vergleichung der beiden Versionen, des Konzepts (im folgenden als K bezeichnet) und der Reinschrift (R), mancherlei Aufschlüsse in metrischer, sprachlicher, vielleicht auch in literargeschichtlicher Hinsicht (in bezug auf die Art der Übersetzung) geben würde. Aber auch wenn man seine Erwartungen nicht sehr hoch spannte, war hier jedenfalls Gelegenheit gegeben, einen mittelenglischen Übersetzer, der an dieser Stelle allerdings recht frei zu arbeiten scheint, bei seiner Tätigkeit zu beobachten und festzustellen, ob die Verschieden-

---

[1] Eine genaue Beschreibung dieser in der Bodleiana zu Oxford aufbewahrten Handschrift (Ashmole-Ms. 33) gibt W. H. Black im *Catalogue of the Ashmolean Mss.*, Oxford 1845 f., Sp. 14, die der Herausgeber des *Ferumbras*, S. J. Herrtage ('Early English Text Society', Extra Series 24 [1879], S. XV), abdruckt.

[2] Früher muß übrigens noch mehr entzifferbar gewesen sein, denn Black gibt a. a. O. als Beispiel eine Variante zu V. 258—259, eine Lesart, deren Herrtage im Text seiner Ausgabe keiner weiteren Erwähnung tut. Vgl. unten I [S. 30, Anm. 2] und II [S. 45, Z. 10 von unten].

heiten des Wortlautes wie der krausen Schreibungen reiner Zufall und Willkür oder — wenigstens teilweise — bewußte Absicht waren.

Eine schwierige Frage ist schon hier zu berühren. Herrtage nimmt, wie seine Vorgänger, als selbstverständlich an, daß das Manuskript unserer Romanze ein Autograph ist. B. Carstens (Zur Dialektbestimmung des me. Sir Firumbras, Dissertation, Kiel 1884) pflichtet ihm ohne weiteres bei, und auch die meisten Rezensenten der Herrtageschen Ausgabe (Stratmann im 'Litbl. für germ. u. rom. Phil.' 1880, Sp. 374) oder der Carstenschen Arbeit (Einenkel, 'Anglia', Beibl. VII, 4; Sarrazin, 'Litbl.' 1884, 388) schließen sich diesem Urteil an. Eine Ausnahme macht R. Wülker, der im 'Lit. Zentralblatt' 1885, Sp. 390 Zweifel äußert 'gegen Herrtages schlecht begründete Ansicht, daß Dichter und Schreiber ein und dieselbe Person sei', ohne aber seinerseits andere Gegengründe als einige unreine Reime anzuführen. Eine ähnliche ablehnende Stellung nimmt auch L. Morsbach ein, indem er ('Mittelengl. Grammatik', S. 4) den *Ferumbras* unter die Handschriften rechnet, die zu Unrecht als Originalhandschriften bezeichnet wurden.[1]

Wir können vielleicht auch in diesem Punkte den tatsächlichen Verhältnissen etwas näher kommen, wenn wir von einem Vergleich von Konzept und Reinschrift ausgehen. Nach Herrtage, der sich der Hilfe der Paläographen der Bodleiana zu erfreuen hatte und den Autoritäten wie Sweet, Skeat und Furnivall berieten, sind K und R von derselben Hand. Ließe sich nun erweisen, daß K in einigen Punkten dem vermuteten französischen Original näher steht als R, und daß R teilweise nur aus metrischen oder sprachlichen Gründen ändert, so wird die Annahme einer Originalhandschrift zweifellos gestärkt. Denn, so ließe sich folgern, der Übersetzer, d. h. doch wohl ein Geistlicher der Diözese Exeter, hat zunächst auf Schreibmaterial, das gerade zur Hand war, d. h. den Rückseiten jener kirchlichen Dokumente, seine Kunst versucht und dann bei einer zweiten Abschrift (R) sein Werk zu bessern getrachtet. Allerdings ist auch diese letztere weit entfernt, eine wirkliche 'Reinschrift' zu sein, und zeigt besonders im zweiten Teil zahlreiche Korrekturen; aber anderseits machen es gerade diese vielen Änderungen, Streichungen und Einfügungen von Wörtern und ganzen Zeilen des weiteren wahrscheinlich, daß wir es hier nicht mit einer einfachen Abschrift einer schon vorhandenen mittelenglischen Vorlage zu tun haben, sondern eher mit einer ursprünglichen Übersetzung.

[1] Recht vorsichtig drückt sich neuerdings K. Luick, 'Histor. Gramm. der engl. Sprache' 1914, S. 44 aus, der nur von 'einer im letzten Viertel des 14. Jahrhunderts allem Anschein nach in Exeter entstandenen Niederschrift' spricht. — S. 45, Z. 3 von oben ist ebenda statt W. Fick der obengenannte Carstens als Verfasser der Lautuntersuchung zu dem *Sir Ferumbras* zu lesen.

I. Metrisches.

Das Metrum des ersten Teils des *Ferumbras*, dem auch unser Abschnitt angehört, ist das septenarische Reimpaar mit Binnenreim, das zu Ende des 14. Jahrhunderts noch gern gebraucht wurde. Herrtage druckt in seiner Ausgabe, der Handschrift entsprechend, das Gedicht in Langzeilen, wobei auffällt, daß diese nicht selten auch zu vieren zusammenreimen; manchmal sind auch die Binnenreime gleich.[1]

Es ist nun eine bekannte Tatsache, daß in der Auffassung von der Entwicklung des me. Septenars lange keine Einheit bestand, und daß besonders Schippers Annahme, daß die stellenweis mit den regelmäßigen Septenaren wechselnden Langzeilen von 3 + 3 Hebungen (gewöhnlich mit klingender Zäsur) als eingestreute Alexandriner nach französischem Muster zu betrachten seien, von allem Anfang an auf so entschiedenen Widerspruch stieß, daß sie heutzutage kaum mehr aufrechterhalten werden dürfte. Besonders überzeugend scheinen hier die Ausführungen von W. Heuser ('Bonner Beiträge zur Anglistik' XVII [1905]). Er tritt für die Einheit der frühme. Langzeilen ein, indem er darauf hinweist, daß die Erklärung dieses Wechsels von Septenar und Alexandriner vom Septenar selbst ausgehen müsse. Dieser sei in Verbindung zu bringen mit dem nationalen kurzen Reimpaar, wo ebenfalls vier Hebungen mit stumpfem und drei Hebungen mit klingendem Ausgang wechseln. Nach diesem Muster sei auch im Septenar der Übertritt der dreihebigen Zeile, die eigentlich dem zweiten Halbvers vorbehalten sein sollte, in den ersten Halbvers möglich, und 'der sogenannte frühme. Alexandriner ist mithin nur eine Abart des Septenars' (S. 119). In diesen Hauptlinien seiner Beweisführung wollen wir Heuser gern folgen. Wenn er aber weiterhin annimmt, daß dieser Sechstakter und der reine Septenar 'von dem Dichter selbst offenbar als Einheit empfunden wurde' (S. 119), so ist das

[1] Vgl. etwa V. 46—49, 154—157, 186—189 usw. und unten II [S. 44]. — Brandl (Geschichte der me. Lit., 'Pauls Grundriß' II[1], § 70) vergleicht das Metrum des *Ferumbras* mit den Septenaren des *Gamelyn*, während Kaluza ('Engl. Metrik' S. 255) das Versmaß dieses letzteren Gedichts als eine 'unregelmäßige vierhebige Langzeile' auffaßt. Die Verse des *Gamelyn* sind in der Tat höchst ungleich und spotten jeder kurzen Analyse. Unter den ersten 20 Versen zum Beispiel lassen sich etwa 16 als mehr oder minder holprige Vierheber lesen; ein regelmäßiger Septenar ist V. 8. Am zwanglosesten werden jedoch die meisten dieser Eingangsverse als Langzeilen mit 3 + 3 Hebungen skandiert, wobei die erste Vershälfte meist klingend und nur einmal stumpf (V. 10) ausgeht. Genaue Parallelen zum binnengereimten Septenarpaar sind *The Tale of Beryn* (Kaluza a. a. O.), die Einleitung zur Legende von der Geburt Christi (Schipper I, 247) sowie der größte Teil des Gedichts *The Duty of Christians* (E E T S 49; vgl. L. Pilch, 'Umwandlung des ae. Alliterationsverses in den me. Reimvers', Dissertation, Königsberg 1904, S. 56 f.).

für die spätere Zeit sicher nicht mehr zutreffend, wie gerade unser Vergleich von K und R zeigen soll.[1]

Um zunächst einen allgemeinen Einblick in den Versbau des *Ferumbras* zu gewinnen, wurde ein beliebiges Stück, und zwar die von Zupitza-Schipper ('Alt- und mittelenglisches Lesebuch', 1910, S. 173, V. 1104—1159) mitgeteilte Probe, metrisch untersucht. Einzelheiten hiervon mitzuteilen ist unnötig. Das Gesamtergebnis war, daß der Dichter eine Häufung von Senkungen sowie zwei- und mehrsilbige Auftakte in beiden Vershälften liebt, was dem Metrum einen unruhigen, stoßenden Rhythmus verleiht, der von dem würdigen, getragenen Versbau des *Poema Morale* sehr verschieden ist. Der allgemeine Eindruck des Versmaßes ist schon ganz der des *common metre*, das ja aus der Brechung der septenarischen Langzeile hervorging. Ein weiterer Unterschied vom strengen Typ des alten Septenars ist es, wenn der Dichter sowohl vierhebig stumpfe wie klingende erste Vershälften ganz beliebig mit dreihebig klingenden oder stumpfen zweiten Hälften zusammenfügt. Doch schimmern die ursprünglichen Verhältnisse auch hier noch durch, indem die Prozentzahlen für den stumpfen Ausgang der ersten Hälfte und den klingenden Ausgang der zweiten jeweils höher sind als umgekehrt für den klingenden Ausgang des ersten und stumpfen des zweiten Halbverses. Endlich sei, obwohl selbstverständlich, noch erwähnt, daß es auf der sprachlichen Stufe des *Ferumbras* nicht mehr angängig ist, bei klingenden Reimen oder Worten mit langer Stammsilbe und kurzer Flexionssilbe von 'Nebenhebungen' zu reden, wie es im früheren Mittelenglisch noch angängig war (vgl. Pilch 34 und öfters; Kaluza 153). Sind also im *Ferumbras* in dem ersten Halbvers der Langzeile nur drei Hebungen vorhanden, so liegt zweifellos ein Vers mit 3 + 3 Akzenten vor, d. h. ein Sechstakter, der, für sich allein betrachtet, sich von dem eigentlichen me. Alexandriner, z. B. des Robert Mannyng, in nichts unterscheidet.

In der von Zupitza-Schipper mitgeteilten Stelle fehlen solche Sechstakter, die wir der Kürze halber als 'Alexandriner' bezeichnen wollen, völlig. Auch in den übrigen Abschnitten des Gedichts erscheinen sie verhältnismäßig selten. Die Skansion mancher dieser Verse ist überdies zweifelhaft; durch Annahme von fehlender Senkung oder Auftakt erscheint oft ein regelmäßiger Septenar.[2] Die

[1] Daß auch in früherer Zeit schon bei einigen Dichtern das Gefühl einer gewissen Unregelmäßigkeit, die in diesem Wechsel liegt, vorhanden war, könnte man vielleicht aus dem Umstand folgern, daß die acht Sechstakter des Gedichts *The Duty of Christians* nur unter sich selbst reimen und zu zwei Strophen gebunden erscheinen.

[2] Die in folgendem angedeuteten Skansionen stellen daher in vielen Fällen nur mögliche oder wahrscheinliche Versuche dar und erheben auf absolute Gültigkeit keinen Anspruch.

ersten hundert Verse (38—163) weisen zum Beispiel nur zwei sichere Fälle solcher Sechstakter (mit weiblichen Zäsuren) auf:

V. 102: [&] þóȝ þer cóme twélue ‖ þe beste of þy fered
V. 156: þyn ángre ous gréuede sóre ‖ wan þou tok of ous so lyȝt.[1]

In einem anderen, beliebig herausgegriffenen Abschnitt von über zweihundert Versen (1426—1644) finden sich nur sieben ziemlich sichere Fälle von 'Alexandrinern' mit weiblicher Zäsur (1493, 1494:95, 1497, 1574:75, 1644); darunter sind zwei Verspaare.

Wie stellt sich nun in dieser Hinsicht K zu R? Gemeinsam in K und R finden sich nur zwei sichere Sechstakter, beide mit klingender Zäsur zu lesen:

V. 362: Fyrúmbras ís my náme ‖ of Alysandre kyng y-tolde.
V. 720: Kyng Fírumbrás þe stróngе ‖ Ólyuer ascriede þo.

Dies ist ein wesentlich geringerer Prozentsatz als der soeben für V. 1426—1644 gefundene.[2] Allein in R vorhanden sind als mögliche Sechstakter nur V. 559: *To slé þe in fíȝte hére ‖ oþer to take þe, if y wold,* wo K *To slé þe hér wýþ my gére* hat, also den in Fußnote 1 erwähnten häufigen Typ des Septenars mit fehlender Senkung; desgleichen V. 450: *þe kýng suþþe mád me knýȝte,* wo K *Chárlis súþþe* liest.

Anders sieht das Bild jedoch aus, wenn wir nun von K ausgehen. Hier haben wir außer den angeführten zwei Fällen, die K und R gemeinsam waren, noch 19 ziemlich sichere 'Alexandriner', die R entweder zu Septenaren bessert oder sonst beseitigt. Es sind dies folgende Verse:

a) K 344:5 (weibl. Zäsur, obwohl *þanne* oft einsilbig [vgl. 264, 302, 368; dagegen 308, 672] und das *-e* in *manne* unorganisch):

Óliver tórneþ him þánne ‖ wiþ an hardi chere
Towárd þat héþene mánne ‖ he rideþ a softe amblere.

R: Duc Óliuer him rídeþ óut of þat plás ‖ in a softe amblere
ne máde he nón óþer pás ‖ til þey wern met y-fere.

b) K 472 (weibl. Zäsur):

& táke y wól my stéde ‖ & bere to þe a sperre

R: & lépe y wól now ón my stéde ‖ ...

K 514—18 (weibl. Zäsur):

þe mán þat háueþ wónde ‖ & is þerwith anoynt
He schél be hól & sónde ‖ & waxe on god poynt.

---

[1] V. 134 ist wohl besser als Septenar mit fehlender Senkung zu lesen — ein Typ, der im *Ferumbras* nicht unhäufig ist (vgl. unten):

þýs is hé þát beláy ‖ Rome þy gode Citee —

denn als 'Alexandriner' mit männlicher Zäsur: *þys ís he þát beláy* ...

[2] Vielleicht ist hier noch herzustellen:

K 376: þe croýȝ þat ȝour gód dayd án ‖ & þe sepulcre also,

wo R für *ȝour god 'ihesus'* einsetzt, doch ist der Vers mehrerer Skansionen fähig.

Ac Íf he þérof drýnke, || beo þe deþ noȝt so neer,
Anón riȝt hé may swínke || & beo hol & fer.
Táke him þér he hónge || and drynke þer-of a stonde ...

R: For hwych mán þat háueþ ány woúnde || & beo þerwiþ enoynt,
ít wil dón him be hól & soúnde || & maky him in god poynt:
& íf he þér of drýnke máy || beo þe deþ him noȝt so neere,
Sóne he schel bé on gód aráy || & beo al hol & feere.
Go ták him nów þér he hóngeþ || & drink of him a stounde ...

d) K 532—35 (weibl. Zäsur):

Ne faúȝt he néuere in fýlde || with kynge ne Amerant,
Þat hé ne máde him ȝélde || ys body to him creaunt.
& if hé him ȝélde nólde || & putte him to ys grace,
Slé him þánne he wólde || for he went out of place.

R (nur 532 : 33):

ne fáȝt he néuere ȝét in félde || wyþ kyng ne Ameraunt,
þat hé ne aslóȝ ouþer mádem ȝélde || ys body to him creaunt.

e) K 550 : 51 (weibl. Zäsur):

Fyrúmbras of Álisándre || was a man of gret stature,
Wel bróde wére his shóldres || & long was his forchure.

R: Fyrúmbras of Álisaúndre wás || a man of gret stature[1]
& fúl brod ín þe schóldres wás || & long man in forchure.

f) K 610 (weibl. Zäsur):

Hit míȝt noȝt lánge dúre || such fiȝt bytwene hem two.

R: Hít ne míȝt noȝt lónge endúre || þe batail betwene hem two.

g) K 638 (weibl. Zäsur):

Tél me þy ríȝte náme || for bettre knyȝt was non.

R 639:

Tél me þerfór þy ríȝte náme || ...

h) K 672 (weibl. Zäsur; von hier ab ist in K nur mehr der erste Halbvers erhalten):

þay fóȝten togáddre ȝérne || þy ...

R: þey fóȝten togádres þánne ȝérne || ...

i) K 694 (weibl. Zäsur):

Ne schélt þou nóþyng ȝílpe || of ...

R: ne scháltou by þát tyme nóþyng ȝílpe || ...

k) K 718 (weibl. Zäsur):

þey laíde on þán so féste || wyþ ...

R: þay smýte to gádre þó so féste || ...[2]

Es kann nun offenbar kein Zufall sein, daß eine so große Anzahl von 'Alexandrinern' nachträglich aus dem Konzepte aus-

---

[1] Herrtage setzt das Zäsurzeichen nach *Alisaundre*.

[2] Hierher ist auch noch zu rechnen das von Black mitgeteilte Verspaar K 258 : 59 (vgl. Herrtage S. XV und oben S. 25, Anm. 2):

As Chárles stód by chánce || at conseil with his feris
Whíche þat wérn of fránce || his oȝene doȝepers.

R: As Chárlys wás in hís greuánce || stondyng among his feren
And counsaílede wíth þe gréte of fraúnce || & with ys doþþeperen.

gemerzt wurde. Die natürliche Schlußfolgerung, die sich aus diesem Sachverhalt ergibt, ist vielmehr die Erkenntnis, daß wir es hier mit einer bewußten Besserung des Versbaues, mit einem absichtlichen Streben nach größerer metrischer Einheit zu tun haben. Die Sechstakter fielen offenbar auf; sie wurden als störend empfunden und durch regelmäßige Siebenheber ersetzt. Besonders hervorzuheben ist der Umstand, daß die Zäsur dieser Verse immer weiblich ist (der einzig mögliche Fall männlicher Zäsur wären ied Verse K 344 : 345) — ein deutliches Zeichen dafür, daß ursprünglich nicht der französische Alexandriner, sondern der mittelenglische, dreihebig klingende Vers als ihre eigentliche Quelle anzusehen ist, wennschon es natürlich ist, daß ein me. Übersetzer, der eine französische Vorlage in Alexandrinern vor sich hatte, auch durch das fremde Metrum bis zu einem gewissen Grade beeinflußt wurde.

Die Anschauung, daß hauptsächlich metrische Rücksichten die angeführten Veränderungen veranlaßt haben, wird weiterhin dadurch bestärkt, daß der längere Vers nicht immer auch den besseren Wortlaut ergibt. Am schlagendsten ist hier ein Vergleich von V. 514—18 in K und R. Es handelt sich hier einmal nur um Hinzufügung von Flickwörtern (514 R: *for, any*; 518 R: *go*). Dann ist V. 514 die natürliche, direkte Aussage: *he schal be* ... ersetzt durch eine künstlichere: *it wil don him be*. Besonders bezeichnend ist V. 516 die Zerdehnung des einfachen Konj. *if he drinke* zu *if he drinke may*. Auch sonst sind die Varianten ziemlich gleichgültiger Natur (vgl. etwa 551 K und R, 672 u. a. m.); höchstens die Einsetzung des anschaulicheren *lepe ... on my stede* in 472 R statt des blasseren *take* könnte als stilistische Besserung betrachtet werden.

Bezüglich anderer metrischer Änderungen ist zu keiner eindeutigen Erklärung zu kommen; manche scheinen ziemlich willkürlich eingeführt worden zu sein. Hierher sind zum Beispiel die Fälle zu rechnen, wo R gegen K Auftakt hat und umgekehrt.[1] Der Beachtung wert sind noch die schon mehrfach erwähnten Fälle, wo nach der zweiten Hebung des ersten Halbverses die

[1] Auf die ersten 100 Verse (331—434) fehlt Auftakt in K in etwa acht Fällen, wo er in R vorhanden ist (360, 366, 380, 382, 387, 390, 408, 425); umgekehrt hat K Auftakt in vier Fällen, wo er in R nicht erscheint (348, 353, 400, 418). Auch im nächsten Abschnitt (443—549) hat K 6 auftaktlose Verse gegenüber R (450, 457, 459, 487, 503, 513), gegen 2 fehlende Auftakte in R, die in K vorhanden sind (476, 527). Dagegen ist im letzten zu prüfenden Abschnitt (550—648) die Anzahl etwa gleich: 3 Verse auftaktlos in K (558, 622, 641), 2 in R (573, 646). Es ist jedoch nicht ratsam, aus diesen Zahlen, die eine Tendenz ursprünglich in K auftaktlose Verse in R zu beseitigen anzudeuten scheinen, weitergehende Schlüsse zu ziehen, da eine viel größere Anzahl auftaktloser Verse in K und R übereinstimmt (etwa 25 Fälle in den ersten 100 Versen [331—434]: 334, 337, 342, 357, 364 usw.).

Senkung fehlt. Dadurch wird dieser in zwei merklich getrennte Hälften zerlegt, und der zweite Halbvers könnte gewissermaßen als dritter Vers eines dreizeiligen Systems aufgefaßt werden. Solche Verse sind zum Beispiel in K und R:

393: Þán schal ý | sýkerlý ‖ arise up and me araye.
395: y ám ysént | tó þe heer ‖ by Charlis kyng of fraunce.

Desgleichen V. 407, 422, 431 usw.

Oft sind sie nur in K vertreten, während R bessert; z. B.

408 K: Óf þi lórd | kýng Charloún ‖ of wam men stondeþ aye.
R: Of Chárlis þat ýs ȝour Émperér ‖ ...

Ähnlich 529, 569, 636 usw.

Manchmal zeigt sie R, während K regelmäßigere Septenare hat; z. B.

417 R: Ac hé ys a mán | héȝ of mod ‖ Sarasynȝ to yule arraye.
K: Ac nóþeles hé is a mán of mod ‖ heþene men to quelle.

Ähnlich 400 (?), 553 usw.

Wir befinden uns hiermit auf dem Wege zur sechszeiligen Schweifreimstrophe. Etwas Ähnliches tritt ein, wenn die zweite Hebung, auch bei vorhandener folgender Senkung, durch eine Nebenzäsur besonders betont wird. Ist dies auch im zweiten Septenar eines Verspaares der Fall, so ist die Schweifreimstrophe fertig. Ein solches Beispiel kommt in unserem Abschnitt vor: V. 589 bis 590 K (weniger deutlich in R):

Þoȝ þat swérd wer gód
hit nóȝt ne bót,
bote rán doun bé his chýne.
Afóre his schéld
adoún it glód,
vppon his sádel hít gan rénne.

Dieser Typus (2a 2a 3b 2c 2a 3b) bildet eine Art Übergang zum Metrum des zweiten Teils unserer Romanze (3412 f.), deren Versschema die sechszeilige Schweifreimstrophe 4a 4a 3b 4c 4c 3b bildet.[1]

II. Sprachliches.

Berechtigen uns somit die metrischen Verbesserungen von R im Vergleich mit K dazu, das gegenseitige Verhältnis der beiden Versionen wirklich wie das von Konzept zu Reinschrift zu betrachten, so gewinnen dadurch auch die graphischen Varianten unseres Abschnittes an Bedeutung.

---

[1] Der Übergang zum neuen Metrum findet mitten auf einer Seite, kurz vor Schluß einer Episode statt, V. 3411 f. Der Einschnitt fällt jedoch mit einer neuen Tirade des französischen *Fierabras* (hg. von Kroeber und Servois, in *Anciens poètes de la France*, V. 3899, S. 118) zusammen.

Sehr oft wird es sich dabei allerdings um rein willkürliche Doppelschreibungen handeln, bei denen, soweit sie der Beachtung überhaupt wert sind, die bloße Anführung genügt. Andere Änderungen dagegen erscheinen als wirkliche Besserungen und sind geeignet, auf gewisse Schreibgewohnheiten in K und R einiges Licht zu werfen, sei es, daß R sich einer größeren Folgerichtigkeit in der Orthographie befleißigt oder eine gewisse Gruppe von historischen Schreibungen gegenüber den phonetischen bevorzugt, oder umgekehrt.

Einige der Änderungen sind auch dialektischer Natur, indem R öfters eine Vorliebe für gemeinmittelenglische Formen gegenüber den strengen südwestlichen von K zeigt. Zu einer genaueren Dialektbestimmung des *Sir Ferumbras* reicht freilich das beschränkte Material unseres Vergleichs nicht aus. Wir enthalten uns daher aller weitergehenden Schlüsse und stellen nur im allgemeinen fest, daß auch in unserer Partie trotz mancher Entlehnung aus fremden Dialekten (hauptsächlich mittelländischen, seltener nördlicheren) der im wesentlichen südwestliche Grundcharakter des Denkmals deutlich hervortritt.[1]

---

[1] Folgendes sind die bisher vertretenen Anschauungen über die Mundart des Gedichts. Nach Herrtage, Introd. XVIII, ist sie ein Mischdialekt, der bei südlichem Grundcharakter starken mittelländischen und nördlichen Einschlag zeigt. Carstens' Dissertation läuft darauf hinaus, diese Ansicht zu bestätigen. Sehr stark betont er die nördlichen Elemente, die er damit erklären will, daß der Verfasser, ein geborener Südengländer, geraume Zeit im südlichen Yorkshire gelebt habe (S. 40). Diese gewagte Hypothese stieß bei manchen seiner Rezensenten mit Recht auf Widerspruch; vgl. etwa Wülckers eingangs erwähnten Standpunkt ('Lit. Zentralbl.' 1885, 390 f.) oder Sarrazin ('Litbl.' 1884, 338 f.), der besonders auf südöstliche, kentische Beimischungen hinweist. Morsbach ('Gr.' S. 6) spricht im allgemeinen von der großen Freiheit, die sich gerade die Romanzendichter mit der Mundart nehmen, und erwähnt (S. 10) den 'recht unreinen Dialekt' des *Sir Ferumbras*, der nach ihm im westlichen Süden im letzten Viertel des 14. Jahrhunderts entstanden ist. Auch Luick ('Hist. Gr.' S. 44) spricht recht vorsichtig von *Sir Ferumbras*, 'dessen Schreibung südliche Färbung aufweist, während in den Reimen auch andere Züge auftreten'. Beachtenswert ist der von W. Heuser, 'Die me. Legenden von St. Editha und St. Etheldreda' (Diss., Göttingen 1887, S. 41 f.) gemachte Versuch, den *Sir Ferumbras* zusammen mit mehreren anderen Denkmälern aus dem 'westlichen Teil des südlichen Ostmittellandes' mit gewissen 'nördlich-westmittelländischen' Spracheigentümlichkeiten, unter Ausschaltung jeglichen kentischen Einflusses, in Verbindung zu setzen. Auch er lehnt (S. 44) die von Carstens angenommene Beeinflussung von Yorkshire her entschieden ab. Später ist Heuser nochmals (in 'Bonner Beitr. zur Anglistik' XII [1902], S. 178 f.: 'Festländische Einflüsse im Mittelenglischen') auf den *Sir Ferumbras*, 'dieses merkwürdigste aller me. Denkmäler', zurückgekommen und hat versucht, für die 'zahlreichen Fremdkörper' in seiner Sprache festländische, und zwar friesisch-niederfränkische Einflüsse geltend zu machen — ein Gebiet, auf das ich ihm nicht zu folgen vermag. Im übrigen aber betont gerade er den ausgesprochen südwestlichen Charakter des Denkmals, und im Anschluß an die Anschauungen

A. Lautliches.

1. Vokalismus.

Zu ae. *ā*, *á* und *ǣ*.

Im Versinnern wird außer bei Kürzung für ae. *ā* immer *o* geschrieben; vgl. besonders: *fom* RK 699; *hore* RK 708; *sot* K 719, *soot* R 719.[1] Im Reime überwiegen die *o*-Schreibungen gleichfalls in den verschiedensten Bindungen:

more : *þerfore* R 331 (K nur *more*)
alone : *trone* R K 360
yholde : *molde* R K 360
ytolde : *bolde* R 362 (K ändert)
also : *mo* R K 376
wroþ : *loþ* R K 494
þor (ae. *þær*, *þār*) : *bor* (ae. *bār*, ne. *boar*) R 544
fo : *þo* R 600
two : *so* R K 610
þo : *slo* (< **slahan*, Bülbring, Elb., § 218) K 612
anon : *bon* R K 616
wroþ : *goþ* R K 620
two : *slo* R K 632
soþe : *boþe* R K 646
þo : *to* (< *twā*) R 660
non : *fon* R 666
bore : *þore* (pt. prt. von *beran*) R 666
sore : *bore* (= *bār*, *'boar'*) R 698
oþ : *wroþ* R 710, K nur *wroþ*
þo : *go* R 720
so : *atwo* R 722
so : *þo* R K 738
anon : *com* R 740, K *a...* : *com*
on : *ston* R 756, K nur *ston*.

Diesen 24 Beispielen stehen nun 9 *a*-Schreibungen im Reim gegenüber. Da bei letzteren die Aussprache *a* durch einige der Varianten gesichert ist, werden wir am besten alle *a*-Schreibungen als phonetisch annehmen und diese Doppelformen als literarische Entlehnungen betrachten, wobei es (nach Prof. Brandls freundlichem Hinweis) bemerkenswert ist, daß *a* sich nur vor *r* findet:

fare : *þare* R K 340
þare : *mare* R 447
spare : *mare* : *sare* : *bare* (< *bær*, praet. sg.) R 568—71,[2] dafür K: *spare* : *mare* : *sare* : *þare*
bare (< *bær*, adj.) : *þare* R K 586
mare : *sare* K 630, dafür R: *þare* : *sare*
sore : *were* (opt. sg.) K 634, dafür R: *sare* : *ware*
bar (adj.) : *sch[ar]* (praet. zu *sceran*) K 702, dafür R: *baar* mit gesicherter Länge[2]
sare : *fare* R 712
hare (wohl < an. *hár*, *'hair'*) : *sare* R 732.

Herrtages findet auch er, daß 'äußere Anzeichen deutlich darauf hinweisen, daß die Handschrift in der Diözese Exeter, mithin im Süden und in der wahrscheinlichen Heimat des Verfassers, und zwar von ihm selber geschrieben ist'.

[1] Von ae. *swāt*, sb. — Stratmann-Bradley führt diese beiden Formen aus *S. Fer.* als die einzigen ohne *-w-* an.

[2] Vgl. Bülbring, 'Geschichte d. Ablauts' S. 57 f., über die Länge bei *bar*, *scar*, und die Variante K 637 *bar*, R *baar* (praet.) außer Reim.

Ferner beachte man *mere* : *gere* K 424 (R ändert *sone* : *done*) und *Olyuer* : *sere* K 501 (R ändert *Olyuere* : *bere*, opt. praet. sg.). Von diesen Varianten ist besonders lehrreich K 634 *sore* : *were* gegen R *sare* : *ware*. Im Entwurf stellen sich also hier die dem Verfasser geläufigsten südlichen Normalformen ein, während er in R dem Reim zuliebe dialektfremde Formen einführt.

Umgekehrt sind in 424 und 501 die ungewöhnlichen Formen von K *mere* (ae. *māra*) und *sere* (ae. *sār*) durch Textänderung in R beseitigt.[1]

Zu beachten ist ferner im Reim das Auftreten der Nebenformen *þare* (R K 340, R 446, K 571, R K 587, R 630) und *þore* (R 544, 666) gegenüber sonstigem *þer* (R K 348: *Olyuer*, u. ö.).[2]

Endlich ist die Entsprechung für ae. *ǣr* (spätndh. *ār* = an. *ár*) an unserer Stelle wie im ganzen Gedicht überwiegend *or*. Es findet sich fünfmal in K und R übereinstimmend außer Reim (433, 522, 566, 578, 642), dazu noch K 406 (R *er*) und R 692 (K *er*); im Reim steht *er* : *Oliuer* K 690 (R *nere* = 'never'). Diese Form *or* findet sich in rein südwestlichen Denkmälern nur ausnahmsweise.[3]

Zu ae. *a, o* vor Nasalen nebst anglonormannischen *au*-Schreibungen.

Bei *a, o* vor Nasalen zeigt *Sir Ferumbras* sehr deutlich die südliche Scheidung von ungedecktem Nasal, wo stets *a* zu erwarten ist, und gedecktem Nasal, wo bei dehnender Konsonantengruppe regelmäßig *o* steht. In unserem Abschnitt also *wan* (praet.) : *an* K R 376 (wobei die *a*-Aussprache des *an* gesichert scheint durch die Variante K 594 *an* : *aȝan*, R *aan*) gegenüber R 680 *honde* : *to donde*.

Bei der ersten Gruppe kommt an unserer Stelle als nicht beweiskräftige, vereinzelte Ausnahme einmal (K 331) die Form *from*

---

[1] Zu *sære, mære* vgl. Luhmann, 'Überlieferung von Laȝamons Brut', Halle 1906, S. 103, und Heuser, 'Bonner Beitr.' XII, 180, der diese Formen als 'festländisch' betrachten wollte. Siehe auch Dibelius, 'Anglia' 23, 188.

[2] Über die Verteilung der *þare*-, *þore*-Formen im ganzen Mittellande vgl. O. Boerner, 'Sprache Roberd Mannyngs, Halle 1904, S. 118—19, und A. Gough, *On the ME. metrical romance 'Ēmare'*, Dissert. Kiel 1900, S. 5. Schleich, 'Anglia' IV, 309 betrachtet *þor, þar* mit Recht als auch dem Südwesten (und südwestl. Mittellande) eigentümlich, und Dibelius, 'Anglia' 23, 326 weist *e*-, *a*- und *o*-Formen im Reim für alle Dialekte nach.

[3] Vgl. Trevisa, Hs. *γ*, kennt nur gekürztes *ar* (R. Pfeffer, 'Die Sprache des Polychronicons', Diss. Bonn 1912, S. 15). Robert von Gloucester hat in den besten Hss., Anfang des 14. Jh., im Hochton *er*, im Tiefton *ar*; erst eine hundert Jahre jüngere Hs. zeigt öfters *or* (F. Pabst, 'Sprache des Robert v. Gl.', Diss. Berlin 1889, S. 20). Eule und Nachtigall hat *ar* neben *er* und *ear* (hg. von Gadow, 'Palaestra' 65, S. 56), die Katharinegruppe nur *er, ear* (H. Stodte, 'Sprache und Heimat der Katharinegruppe', Diss. Göttingen 1896, S. 29). Über die Häufigkeit der *or*-Formen in mittelländischen Denkmälern vgl. Gadow a. a. O. und Boerner S. 119, 121 u. 152.

(praep.) vor, während sonst überall Wechsel von *fram* und *fro* (< an. *frá*) festzustellen ist: K 331 *from,* R *fram*; K 372 *fro,* R *fram*; K 509 *fro,* R *fram*; R 680 *fram* (fehlt K); R 719 *fram* (K *of*).[1] *Fram* ist die Regel in südwestlichen (Trevisa, Eule und Nachtigall, Robert von Gloucester) und kentischen Texten, *from* ist 'südmercisch' (Katharinegruppe und Morton-Hs. der Ancren Riwle).[2]

Für die Behandlung des *a* vor ungedecktem Nasal charakteristisch sind auch die Formen des Sarazenennamens *Balan* (so frz. und gewöhnlich im *Sir Ferumbras*). Er reimt meist mit Wörtern wie *ran* (1118), *þan* (1806), *can* (1848) oder auch in der Schreibung *Balanne* mit *þanne* (1775). In K 370 reimt nun *Balahen* : *cristen men.* R ändert *Balaan* : *christendam,* wobei das Metrum auf zweisilbige Aussprache hinweist. Die abgeschwächte Form *-dam* (< *-dōm*) deutet jedenfalls auf den *a*-Laut (vgl. Boerner S. 60); *Balaan* (wohl zweisilbig) begegnet u. a. auch im Reim mit *agan* und *þeraan* (V. 2306 und 2873).

Komplizierter ist die Schreibung der zweiten Gruppe, *a* vor gedecktem Nasal. Wie angedeutet, überwiegen hier bei Länge durchaus die zahlreichen südlichen *o*-Formen, die nicht besonders angeführt zu werden brauchen. Daneben finden sich aber folgende *a*- und *au*-Schreibungen bzw. Varianten:

a) Zunächst ein germanisches Wortpaar: K 580 *brand* : *haund,* R regelmäßig *brond* : *hond.* — Da im Süden für die Gruppe *au* in französischen Wörtern die dunklere Aussprache gilt (Boerner S. 98), steht wohl auch die Schreibung in K für [ǫ]; jedenfalls ist R gebessert.

b) Nördliche Entlehnung (Boerner S. 97, Vorbem.) liegt vor in R 548 *fant* : *lyuand,* wo K *fanston* und *liuande* außer Reim bietet; vgl. auch R 674 außer Reim *flyngande.* Gekürztes *hand* reimt R K 566 mit *(re)creant.*

c) In der Schreibung des Eigennamens *Roland* steht hier wie im ganzen Gedicht die historische Form mit *a* der phonetischen mit *o* gegenüber. Außer Reim gilt *a* in R K 409, 480, 530, *o* in R 414. Im Reim bietet K 454 *Roland* : *hand,* R *Rolond* : *hond.* K 524 hat überhaupt keinen Reim, sondern höchstens Assonanz: *Alisandre* : *Roland,* R reimt kühn *Alysandre* : *Rolandre.*

d) Die *a-, au*-Reime in französischen Wörtern (nebst Eigennamen), wo R fast überall die Digraphie bevorzugt, sind folgende:

---

[1] Daß Herrtage berechtigt ist, die Abkürzungen der Hs. mit *fram* aufzulösen, ergibt sich aus den ausgeschriebenen Formen anderer Abschnitte, z. B. *fram* 2092, 2327; im Reim mit *ternagan* 2570.

[2] Vgl. Pfeffer S. 2; Gadow S. 183; Pabst S. 26 und Stratmann-Br. Ferner Stodte S. 11; Ostermann, 'Lautlehre ... der Morton-Hs. der Ancren Riwle' ('Bonner Beitr.' XIX, S. 4) und W. Heuser, 'Anglia' XXX, 114.

continance : *fraunce* K 395, R *contynaunce* : *fraunce*
Amerant : *creaunt* K 532, R *Ameraunt* : *creaunt*
ternagant : *trenchant* K 536, R *ternagaunt* : *trenchaunt*
ternagan : *þan* R 574 (fehlt K)
fraunce : *chaunce* R 650 (fehlt K)
recreant : *grant* K 714, R *creaunt* : *graunt*.

Außer dem Reim steht *Alisandre* R K 362, K 550 gegen R *Alysaundre*. K 511 bietet *baume* gegen R *bame*. Vortoniges anglon. *au* (nicht vor Nasal) erscheint in K 399 *chaulenge*, R *chalenge* und K 632 *haberke*, R *hauberkes*.

Zur ae. Brechung von *a* vor *r* + Kons.

Es herrscht gemeinme. *a* vor. Daneben aber bevorzugt K südwestliches *e*, das in R oft beseitigt wird:

a) *þu ert* achtmal in K gegen *art* in R: 387, 402, 429, 453, 527, 556, 558, 639; *ert* R 442 (fehlt in K).

b) *herde* (adj.) 455 K, R *harde* (dagegen R 445 *wel herde*); *scherply* K 724, R *scharply*; *herm* [: *helm*] R 461 (fehlt in K); ähnlich *þou þerst* K 557, R *darst*.

Zu urengl. *a* nach Palatalen.

Hier bilden ebenfalls die *a*-Formen die Regel: *schap* 525 R K u. ö.; *schal* 393 R K, außer Reim; im Reim mit *knal* K 462; *schalt* 388 R K, usw. Aber auch *schel* kommt vor, sowohl außer Reim K 427, R 462 (K *schal*), K 515, R 517, wie im Reim (außerhalb unserer Stelle, 1925, 3298 mit *Amyrel*).

Wir haben also hier für R K Doppelformen anzunehmen, und H. Cornelius ('Die ae. Diphthongierung durch Palatale', Halle 1907, S. 98 f.) ist nicht beizustimmen, wenn er sagt: 'In *Sir Ferumbras* ist *e* die Regel, und alle scheinbaren *a*-Reime sind als *e*-Reime zu deuten.'[1]

Zu urengl. *e* nach Palatalen.

Ws. *scield*, angl. *sceld* erscheint im *Sir Ferumbras* mit großer Regelmäßigkeit als *scheld*; vgl. R K 474 *scheld(e)* : *feld(e)*; außer Reim R K 572, 590, 605, 616 usw.

H. Cornelius, a. a. O. S. 47, bemerkt zu *scield*: 'Im Südwesten sind nur in Trevisa, Sir Ferumbras und Lazamon *i*-, *u*-Formen überliefert.' Dies bedarf für *Sir Ferumbras* einer gewissen Einschränkung. Die einzige *i*-Form (3001, außer Reim), die Cornelius

[1] Er bringt irrtümlich den oben angeführten Reim K 462 *schal* : *knal* als *schel* : *knel*. Letzteres Wort leitet er von *cnyllan* ab, im Anschluß an Stratmann-Br. Das NED. gibt dagegen eine lautmalende Etymologie (vgl. nhd. *Knall* usw.); siehe auch Wright, 'E. Dial. Dikt.' s. v. *knoll*.

selbst für das sb. zitiert, will gegenüber den zahlreichen *e*-Formen für vb. und sb. wenig besagen. In R 727 ist *schilde* nicht sb., wie Cornelius annimmt, sondern praet. pl. von *schellen, schillen* 'klingen', eine Form, die 631 R K als *schulde* erscheint.

Für ws. *gieldan*, angl. *geldan* ist dagegen mit Cornelius, S. 39 f., der Wechsel von *e-*, *u*-Formen auch in unserem Abschnitt festzustellen: K 714 *ȝelde*, R *ȝulde*.

Zu ae. *i* in verschiedenen Verbindungen.

Auch hier finden sich ws. und außerws. (gemeinme.) Doppelformen, ohne daß bei der geringen Anzahl der Beispiele für K oder R eine bestimmte Vorliebe festzustellen wäre.

a) Brechung. Ae. *stĭerne, styrne* (vgl. Holthausen, 'Etym. Wb.', und Falk-Torp, 'Norweg.-Dän. Etymol. Wb.' s. v. *stær* II, sowie Pfeffer S. 22) erscheint in K 606 als *sturne*, in R als *sterne*. Letztere Form reimt R K 673 mit *ȝerne*.

b) *u/a*-Umlaut. Das praet. von ae. *clipian, cliopian* lautet in K 752 *clepede* (< *cleopian*), in R *clypede*. — Die gewöhnliche Entsprechung von ae. *siþþan, sioþþan* ist hier wie überall im *Sir Ferumbras suþþe(n)*, vgl. R K 647, 715. Daneben K 619 *syþ*, gegen R *suþþen*.

c) Rundung und Verdumpfung von *ĭ* > [*u*] (vgl. Pfeffer S. 32)[1]: K 391 *wil*, R *wol*; umgekehrt K 523 *wol*, R *wil*.

Zu den *i* : *e*-Reimen in geschlossener Silbe.

Sehr durcheinander gehen an unserer Stelle die Schreibungen der *i* : *e*-Reime, ohne daß es möglich wäre, aus den Varianten bestimmte Schlüsse zu ziehen.

a) Ein gewöhnlicher Reim dieser Art ist K 389 *telle* : *wille*, R *telle* : *ichylle*. In K 522 steht *atwynne* : *þanne*, was wohl als *i* : *e*-Reim mit ungewöhnlicher Schreibung aufzufassen ist, vgl. K 591 *renne* : *þenne* (R ändert). Ist diese Auffassung richtig, so würde R 522 reinen *e*-Reim zeigen: *hennē* : *þanne*.

b) Reiner *i*-Reim ist R K 522 *fynde* : *schynde*.

c) Beachte K 532 *fylde* : *ȝelde*, R *felde* : *ȝelde*; K 577 *yment* : *spent*, R *ymynt* : *tynt*;[2] K 605 *dynt* : *went*, R *dent* : *went*; K R 616 *hente* (praet.) : *dente*. Außer Reim K 501 *me þenkþ*, R *me þynkþ*.[3]

---

[1] Ten Brink, 'Chaucer-Gr.', § 197 nimmt [ǫ] an; vgl. auch Dibelius, 'Anglia' 23, 334.

[2] Part. prt. zu ae. *tēonan, tȳnan*, me. *tenen, tinen* 'schaden, zerstören'.

[3] Hier liegt die im Mittellande gewöhnliche Verwechslung von *þenken* und *þynken* vor, die zwar hier in R gebessert wurde, nicht aber in 558 R K *me þenkþ*; vgl. Morsbach, 'Me. Gr.' S. 145.

Zu *ŭ* + dehnender Konsonantenverbindung.

u + *nd* erscheint als *ou* und *o*; beide lauten [*ū*] und reimen untereinander. R bevorzugt die deutlichere Schreibung *ou*, K die bequemere *o*: K 498 *gronde* : *wonde* gegen R *grounde* : *wounde*; K 518 *stonde* : *sounde*, R *stounde* : *sounde*; K 596 *sond* : *hond*, R *sound* : *hound*. Vergleiche hiermit die Schreibungen für [*ŭ*] bei aufgehobener Dehnung: K 617 *scholderbon*, R *schuldrebon* (K 551 *sholdres*, R *scholdres*); ähnlich bei Vortonigkeit *uppon* K 552, 590 gegen R *oppon*, u. ö.

Zu ae. festem *ȳ*.

Ae. festes *ȳ* erscheint im *Sir Ferumbras* sowohl als *i*, *y* [*ī*] wie als *u* [*ǖ*]. An bemerkenswerten Varianten findet sich in K 389 bei Kürze *kyn* gegen R *kunne*[1] und K 579 *abie* (analogisch) gegen R *abigge* (lautgesetzlich). Bei Länge steht einmal *fur* K 725 gegen R *fȳr*. Letztere Form ist durchaus die häufigere (z. B. 2232, 2233, 3989 [: *eyr* = *yre* 'Wut'] u. ö.; *fur* noch in 3279).

Für ae. *mycel* erscheint hier wie im ganzen Gedicht die Form des westlichen und mittleren Südens *muche* (= [*ǖi*, *u*]): K 379, 556, R 371, 484, 547. Daneben begegnet häufig auch mittelländisches *myche* K 403, 635, R 379, 556 und *miche* K 371; die Schreibung *moche* (= [*u*]), die sonst im ganzen Süden so häufig ist, nur K 484.[2]

Zu ae. *ēa*.

Das aus *ēa* entstandene [*e*], geschrieben *e*, *ee*, reimt außer mit [*ę*] auch mit [*ę̄*]; z. B. K 594 *fle* : *sle*, R 492 *þe* : *sle* (vgl. auch Carstens S. 20 und 22). Nur eine Variante fällt hier auf: K 407 *noþeles* : *no les* (< ae. *lēas*, adj. und sb.), R *noþeles* : *no lees*; wahrscheinlich ist die Änderung bedeutungslos.

Zu ae. *ēo*.

Bei diesem Laut, den Carstens S. 24 sehr eingehend untersucht hat, findet sich hier wie im ganzen Gedicht die historische Schrei-

---

[1] Über das Schwanken von [*i*] und [*ü*] in der Gruppe *cy* + *n* im westlichen und mittleren Süden vgl. Morsbach, 'Gr.' S. 178. Über die Verteilung von *y*, *u* und *e* auf Grund me. Ortsnamen siehe jetzt A. Brandl, 'Zur Geographie der ae. Dialekte', Berlin 1915, S 51 und 71, wonach Devonshire im allgemeinen dem *u*-Gebiet zuzurechnen ist.

[2] Zum Vergleich: bei Trevisa, Robert von Gloucester und Ayenbite ist *moche* das gewöhnliche (Pfeffer S. 33; Pabst S. 48; Dolle, 'Graphische und lautliche Unters. von Ayenbite', Diss. Bonn 1912, S. 25) Die Katharinegruppe, Ancren Riwle (Morton-Hs.), Eule und Nachtigall zeigen in Übereinstimmung mit *S. Fer. muche(l)* (Stodte S. 26; Ostermann S. 26; Gadow S. 194). Siehe auch Morsbach, 'Gr' S. 172, 177 und 180, sowie R. Jordan, 'Die me. Mundarten', 'Germ.-Rom. Monatsschrift' II (1910), S. 132 f.

bung *eo* nur selten; die Regel ist *e, ee* nebst einigen *u-* und *i*-Formen. Unsere Varianten sind die folgenden:

a) nur *e, ee*:

fre 341 K R (außer Reim)
fre : *me* K 466, R *free* : *me*
free : *aȝe* K R 646
se : *fre* R 510
se : *be* K 754, R *see* : *bee*
hee : *see* K R 530
sene (inf.) : *grene* R 692
lef K R 495 (außer Reim)
þe : *tree* R 541
þre : *tree* K 346, 368
three : *Tree* R 368.

Hieraus ist die Identität der *e*- und *ee*-Schreibungen ersichtlich. Nach dem Überwiegen der *ee*-Formen in R scheint *ee* als die 'korrekte' Entsprechung von ae. *ēo* zu gelten, doch laufen dabei auch unhistorische Formen wie *hee* < ae. *hē* mit unter.

b) *e, ee* und *eo* zeigen:

fleo K 400 (imper.), R (inf.); sonst *e* : *fle* : *sle* K 594; außerdem die Formen von ae. *bēon*:

α) *y be* K 360, R *ben*; *be* (inf.) R 577, R K 515; *ben* K 577; *it be* (opt.) R 482; *ben* : *sen* K R 432; *se* : *be* K 754, R *see* : *bee*; *be* (inf.) : *þe* R 760.

β) *beo* (opt. sg.) R 514, R K 516; K 561 (R *ben*); *beo* (inf.) R K 517; *beo* (part. prt.) K 548 (R *ben*).

Die Änderungen in R 548 und 561 (*beo* zu *ben*) sind wohl auch mit Rücksicht auf den in K nicht vermiedenen Hiatus eingeführt.

c) *u*-Formen:

α) *buþ* K R 411; sonst ziemlich häufig im ganzen Gedicht; hier nur noch R 756 *buþ* gegen K *beþ*.

β) die Präterita *behuld* R K 496; *huld* R K 738 gegen *held* R K 737; *ful* R 591, K *fel*; *fulle* (pl.) R 631; *ȝude* R 729.

d) *i*-Formen:

betwyne K 602, R *betwene* (letzteres durchaus häufiger: K R 610, 626); *hywe* (ae. *hēowon*) K 604, R *hewe* (vgl. part. praet. *to-hewe* R 676 und nochmaliges *hywe* 1598).[1]

Alle Beispiele stehen außer Reim, sind daher für die Aussprache nicht beweiskräftig;[2] auch geht es kaum an, aus den wenigen wechselvollen Beispielen für R oder K eine bestimmte Vorliebe herauszulesen.

---

[1] Die Form *hywe* weder bei Stratmann-Br. noch in NED. Liegt Tonerhöhung aus *hewe* vor, entweder direkt oder über eine gerundete Form **huwe* (vgl. NED : *huȝ* als praet. zu *hew*)?

[2] An [*oe*]-Aussprache ist aber wohl kaum mehr zu denken, wie dies Pfeffer S. 31 zum Teil noch für Trevisa annimmt, im Anschluß an die bekannten Untersuchungen Bülbrings über die Aussprache des *eo* im Frühme. und bei Orm ('Bonner Beitr.' XV und XVII).

2. Konsonantismus.

Zu *w*.

Die in südlichen Texten seltene Schreibung *w* für franz. *v*[1] findet sich in K 388 *remuwy* gegen R *remuvie*.

Zu *l*.

Der seltene Verlust des auslautenden *l* in *lytel* führt zu einem glatten Versschluß in K 404a: *so lyte of me*; R hat *l* wieder hergestellt: *so lytel of me*. Für ae. *mycel* kommen an unserer Stelle nur die gewöhnlichen Formen ohne *l* vor; vgl. oben unter *ÿ*.

Zu *n*.

Für ae. *ān* findet sich in K 510 die betonte Form *o* (R ändert), die auch sonst nicht unhäufig ist: R K 406, 470.

Abfall des *n* ist in K häufiger als in R: *þi* K 574, R *þyn* (+ Kons.); *tweye* (+ *he*) K 419, R *tweyne* (+ Kons.); *aȝe* K 668, R *aȝen* (+ Kons.); *suþþe* (+ *i wille*) K 715, R *suþþen* (+ *y wil*).

An Verbalformen mit auslautendem *-n* ist besonders zu bemerken: *wer* (pl.) K 608, R *weren*; *smyten* (pl. prät.) K 672, R *smyte*. Sonst fällt das *n* in pl. präs. und prät. im allgemeinen in R und K gemeinsam ab: K 369 *peyne* (prs.), R *peynede* (prt., stilist. Besserung); *hewe, hywe* R K 604, *furde* R K 627 usw.

Die einsilbigen inf. zeigen außer Reim oft *n*:

sayn R K 468
slo : *do* K 427, R *slone* : *trone*
slo : *two* R K 633
slen (+ Vok.) K 609, R *sle* (+ Vok.).
sle (+ *him*) K 533, fehlt R
slen (+ *his*) R 627, fehlt K
sle : *þe* R K 493, : *fle* K 594
sen : *ben* R K 433.

Bei mehrsilbigen Inf. fehlt *n* gewöhnlich in K und R: *fiȝte* K R 331, *spede* K R 342 usw., aber *wite* K 391, R *wyten* (+ Kons.).

Bei mehrsilbigen inf. auf *-ie(n)* franz. Herkunft fehlt oft das *e*: *army* K 353, *proffry* R 359, K *profrie*.

Zur Darstellung der [*s*]- und [*x*]-Laute (*s*, *ȝ*, *þ*).

Die Variante K 420 *plas* : *was* gegen R *place* : *wace* ist bezeichnend für manche der 'Verbesserungen' von R.

Unserem Denkmal eigentümlich ist die Verwendung von *ȝ* für einen stimmhaften oder stimmlosen *s*-Laut, besonders am Wort-

[1] Vgl. Kaluza, 'Hist. Gramm.' II, 127: 'Nordengl. und schottisch'. Knigge, 'Sprache des Gawaindichters', Diss., Marburg 1885, S. 108, verzeichnet viele Formen mit *w*. Vgl. auch R 598 *aslawe* : *crawe*.

ende.[1] Da Carstens S. 32 diesen Punkt sehr kurz abtut, seien die hauptsächlichsten Fälle aus den ersten 3000 Versen angeführt, die zum Verständnis der Varianten an unserer Stelle beitragen werden.

prynȝ (sg.) 122
ywoundȝyng 293
croyȝ (sg.) K 376, R *croys*
sanȝ faille K R 592
Saracȝyn K 386, R *Sarȝyn*; vgl. *Sarsynȝ* 982, 2286 u. ö.; *Sarasynȝ* 999, 2999 (dagegen *Sarseneys* : *valeys* 1006)
riȝdt 956 [966
falsarȝ (pl. zu *falsart* [frz] 'Beil')
Sir Lamaȝour (= *l'aumaçor*) 1120; sonst *Lamasour* 1178
garnymentȝ (pl.) 1395
Mountmyreeȝ (sg.) : *pryueeȝ* (pl.) 2479, : *peeȝ* (= *these* 2639)[2]
encenȝ 2545
veneȝon 2697, *venyȝoun* 2763
Gryeȝ (= *la Grèce*) [: *enemys*] 2664.

Fast alle diese Belege sind romanischen Ursprungs oder Eigennamen; es liegt daher nahe, die Erklärung in französischen Schreibgewohnheiten zu suchen.[3] In germanischen Wörtern erscheint dieses *ȝ* meist parasitisch; sein Erscheinen erklärt sich aus dem Verstummen des *ȝ* in anderen Verbindungen.

Französischen Einfluß möchte man wohl auch für die Schreibung *doþþeperen* 197, 259 u. ö. annehmen. In unserem Abschnitt steht K 423 *doȝepers* (pl.) gegen R *doþþeper* (sg.). Hier trat also *þþ* zur Bezeichnung des französischen stimmhaften [ʒ]-Lautes ein, wie etwa auch 1579 *doþeyne* für frz. *douzaine*.

Zu *f, v*.

Herrtage, S. XIX, zählt 17 Wörter auf, die im *Sir Ferumbras* neben *f* auch südliches *v* im Anlaut zeigen. In unserem Abschnitte finden sich davon drei Fälle: *Faste* K 509, R *vaste*; *finde* K 522, R *vinde*; *fulled* K 548, R *yvollid* 'getauft'. K bietet also hier durchweg die historische, R die phonetische Schreibung.

Zu *h* im Anlaut.

Auffallend groß ist auch die Zahl der Fälle, wo K beim pron. *his* und *hit* die historische Schreibung mit *h* zeigt, während R die phonetische ohne *h* bietet. K *hit* gegen R *it* begegnet z. B. in 430, 506, 579, 581 (zweimal), 589, 590; K *his*, R *is* (*ys*) z. B.

---

[1] In den Werken des Gawaindichters begegnen ähnliche *ȝ*-Schreibungen; vgl. Knigge, 'Sprache des Gawaindichters', Diss. Marburg 1885, S. 59 u. 111.

[2] Eine ungewöhnliche Form für sonstiges *þus, þis* und sehr seltenes *þes*.

[3] Vgl. Menger, *The Anglonorman Dialect*, New York 1904, S. 97 u. 109, wo Graphien wie *oilsz, jursz, mercistz* angeführt werden, und Ten Brink § 228.

in 552, 563, 572, 580, 585, 586, 587, 590, 615. Öfters aber gehen K und R zusammen und schreiben beide *hit* (560, 610, 643 usw.) oder *it* (459, 644 usw.), *his* (581, 586 usw.) oder *is* (*ys*) (570, 616 usw.). Viel seltener sind die Fälle, wo K *is* schreibt gegen R *his* (z. B. 571, 594, 612); K *it* gegen R *hit* scheint nicht zu begegnen.

Zu *hw* im Anlaut.

Die Schreibung *hw* ist selten (Carstens, S. 35); in unserem Abschnitt findet sich z. B. *hwych* R 511, 514. Die Regel ist *wh*, aber auch *w* allein kommt sehr häufig vor, und zwar öfters in K, wo R *wh* schreibt; vgl. etwa K 390 *warfor*, R *wharfor*; K 408 *wam*, R 408 *whame*; K 411, 564 *wat*, R *what*; 454 K *wy*, R *why* usw. Wir haben also auch hier ein Beispiel, wo K die dem Verfasser natürliche Formen in der Mehrzahl bietet (Morsbach, 'Gr.', S. 21: *hw* > *w* im westlichen und mittleren Süden), während R eine schriftgemäßere Form bevorzugt.

Zu ae. *h*, *ȝ* im In- und Auslaut.

Der dunkle Gleitlaut vor der Velarverbindung [*χt*] erscheint in unseren Varianten wie im ganzen Gedicht mit ziemlicher Regellosigkeit: K 465 *fauȝte*, R *faȝt*; K 606 *araȝte* : *quaȝte*, R *arauȝte* : *quaȝte*; 641 K R *rauȝt* : *ifauȝt*.

Zu beachten ist *quaȝte*, prät. zu *quaken* (statt *quakede*, *quok*), eine Form, die weder Stratmann-Br. noch das NED. anführen.

Für das graphische Normalisierungsbestreben in R ist interessant *low* (prät. sg. zu ae. *hliehhan*, mit [*u*]-Aussprache nach Ten Brink, Chaucer-Gr., § 152) : *now* (ae. *nū*) K 524, R *lowȝ* : *nowȝ*. Das *ȝ* in *nowȝ* ist parasitisch zur Herstellung des Augenreims hinzugefügt.[1]

Verstummt ist *ȝ* in K 602 *knytes* gegen R *knyȝtes*.

In manchen Formen zeigt R eine gewisse Vorliebe für *ȝ* statt *w*; vgl. etwa *drow* K 446, R *droȝ*; *þorw* K 701, R *þorȝ*; *mowe* K 757, R *moȝe*. Vereinzelt steht *miȝt* K 474, R *mixt*.

R zieht auch die Schreibung *ay* gegenüber den *ei*-, *ey*-Formen in K vor:

K 369	*peyne*	R *paynede*	K 535	*tweyn*	R *twayn*
633	*enpeyned*	*enpaynede*	602	*tweyne*	*twayne*
535	*þei*	*þay*	603	*eyþer*	*ayþer*.

Dagegen K 376 *dayd*, R *deyd*. — Die Erklärung für dieses Schwanken liegt wohl darin, daß in R die diphthongische Lau-

[1] Außer *low*, *lowȝ* kommt auch *lauȝte* (2315) und *lawede* (2234, 2252) vor. Letztere Form ist wahrscheinlich auch K 386 für *law*... einzusetzen.

tung eindeutig ausgedrückt werden sollte, während in K die Schreibungen *ei, ey*, die im *Sir Ferumbras*, wie wir sofort sehen werden, sehr häufig den Monophthong [ī] bezeichneten, unklar schienen.

Auf einen *i*-Reim deutet die Variante K 622 *heyȝ* : *þerby*, R *heȝ* : *þerbey*, wo die Schreibung in R verdeutlicht, daß *ey* (= *eȝ*) gleich ī ist. Eine graphische Normalisierung, aber für die Aussprache nicht beweisend, ist R 614 *heȝ* : *neȝ* aus K *heȝ* : *neyȝ*.

K 731 *an heȝ* : *to-clef* (prät. zu ae. *clēofan*) ändert R zu *heȝ* : *fleȝ* (prät. zu ae. *flēogan*). Für K könnte hier vielleicht noch Lautung des Spirans angenommen werden, so daß Assonanz [*hēχ* : *klēf*] entstünde; in R liegt gewiß *i*-Reim vor — also eine graphische und lautliche Besserung.

Die Endreime von K 626—629 lauten in K *tweye* : *preye* (frz. *proie*) : *dye* : *lye* (< *lēogan*, inf.), in R *tweye* : *preye* : *deye* : *leye*. K hat also für das erste Paar deutlich diphthongischen, für das zweite Paar monophthongischen Reim. In R ist dieser Unterschied durch gleichmäßige Schreibung verwischt.[1]

Daß die Monophthongierung gerade in R recht beliebt ist, ergibt sich auch aus einer romanischen Reimvariante: K 364 *destruied* : *anuyed*, R *anyed* : *distryed*.

Zu *c* + Palatalvokal.

Für *cheke* (ws. *cēace*, *cēoce* [so NED. und Kluge-Lutz, English Etymology]), angl. *cēce*, zeigt unsere Stelle zwei eigenartige Formen, die das NED. in Klammern anführt: K 615 *cheche*, R *chyke*. Da R 719 u. ö. *cheke* das gewöhnliche ist und sich der zweite [*tʃ*]-Laut in *cheche* lautgesetzlich nicht erklären läßt, haben wir es hier wohl nur mit einem Schreibfehler zu tun, der in R verbessert wurde. Die Form *chyke* (< *cēce*) bestätigt die *i*-Haltigkeit des me. ę̄ und den frühen Beginn des Übergangs von ę̄ > ī.[2]

---

[1] Wenn wir in Betracht ziehen, daß der Verfasser es liebt, vier Verse durch Reim zu binden, und daß tatsächlich die Zäsurreime von K R 626—629 zusammengehen, so möchte man annehmen, daß die Änderung in R auch eine Reimgleichheit der Endreime bezwecken sollte. Über die Scheidung der beiden bekannten Reihen, der monophthongischen (*ēah*, *ēoȝ* > ī, wozu auch *deye* gehört) und der diphthongischen (*ęȝ*, *ǣȝ*, frz. *ei*, *ai*), siehe Bülbring, 'Gesch. des Ablauts' S. 67 f., Dibelius, 'Anglia' 23, 336 f., F. Wild, 'Die sprachlichen Eigentümlichkeiten der wichtigsten Chaucer-Handschriften', 'Wiener Beiträge', 44. Band (1915), § 48 und Anhang, sowie neuerdings Brandl-Zippel, 'Middle English Reader', Berlin 1916, Vorwort S. VIII.

[2] Cornelius, a. a. O. S. 119 f. erwähnt keine der beiden Formen, da sie nicht im Reime stehen. Björkman, Skand. Loanwords in Me., Halle 1900, S. 114, Anm., führt ein me. *chīke* als 'non-West-Saxon' an. Für den frühen Übergang ę̄ > ī vgl. oben unter *eo* die Formen *hiwe*, *betwyne*, sowie Pfeffer S. 17.

Zu *t, d.*

Im Auslaut wechselt *t, d* bei einigen wenigen Formen; vgl. K 593 *coward,* R *cowart*; umgekehrt K 569 *spilt,* R *spild.*

Vokale in minderbetonter Stellung.

Die germanischen Beispiele beschränken sich auf die Vorsilbe und Präpos. *bī.* Hier zeigt K öfters die historische Form *bi,* während R *be* hat: *bisoȝt* K 336, R *besoȝte*; *bylyue* K 398, R *belyue*; *by me* K 396, R *be me.* Umgekehrt K 565 *be* (praep.), R *by.*

An romanischen Varianten seien mitgeteilt: *venysoun* K 335, R *venesoun*; *metenye* K 352, R *meyteyne*; *uauysour* K 430, R *vauasour.*

B. Zur Formenlehre.

1. Pronomina.

In R findet sich öfters die unbetonte Form *a,* wo K *he* zeigt (348, 570, 614, 635, 679, 732). Meist gehen jedoch K und R zusammen und bieten gemeinsam *he* (331, 344, 348 usw.), seltener *a* (594, 621, 729). Vereinzelt steht *a* in K gegen *he* in R (613), sowie *am* K 377 gegen R *hem,* und *hem* K 513 gegen R *hym.*

Der häufige Schwund des *h* verursacht auch Irrtümer wie K 447 *ich memden,* d. i. *ich mende hem,* wo R ändert.

2. Verba.

a) R zeigt synkopierte Formen in 686 *hast* und 703 *he made* gegen K *havest* und *makede.* Ebenso K 585 *kepede* (+ *his*) gegen R *kepte* (+ *is*).

b) Verschiedene Präteritalformen finden sich
für ae. *dragan*: häufiges *droȝ* (R 446), *drow* K 446, K R 580, K 636 gegen seltenes dialektfremdes *drew* R 636 (nördl. oder nordmittelländisch, nach Bülbring, Gesch. des Abl., S. 99);
für *shal*: K 647 *schalle we,* R *schul we*;
für *wesan*: einmaliges *wes* : *pes* (< *pacem* K 267 in einem anderen Bruchstück von K; vgl. Herrtage, Anm.; R ändert.

c) Das part. praes. K 593 *liggynge* lautet R *liggeng.*

d) Das part. praet. lautet selten *-id*: K 421 *ystrawid,* K 549 *preuid,* dazu K 340 *blessid* (praet. sg.) gegen R *ystrawed, preued, blessede.* Einmal umgekehrt R 586 *ounhelid,* K *ounkeuered.*

e) Das Präfix *y-* steht häufiger in K als in R:

K 424	*ytold*	R *told*	K 619	*yschaue*	R *schaue* (praet. pt.)
504	*þou yseȝe*	*seȝe*	662	*yknew*	*knew* (praet.).

Schließlich sei noch auf eine syntaktische Besserung hingewiesen. K 615 hat unklaren Hauptsatz, R deutlichen Nebensatz.

C. Varianten des Wortschatzes.

Die lokale Präp. *to*, die in K vorwiegt, erscheint in R mit großer Vorliebe als nördliches *til*: 350, 584, 596, 618, 621, 740. Doch ist häufiger *to* K und R gemeinsam (477, 533 u. ö.), seltener *til* (570, 606, 659).

K 335 gewähltere *meten* 'träumen'; R gewöhnlicheres *dremen*.
K 397 *reneye*; dafür R germanisches *forsoke*.
K 400 *harlot*; R schwächt ab zu *ladde*.
K 404 *leten* 'denken, dafür halten'; R gewöhnlicheres *tellen*.
K 510 *botel*; R dafür genaueres *costrel* 'Pilgerflasche'.
K 523 *þy prude* 'Anmaßung'; R *þyn heȝ herte* verwandelt den tadelnden Ausdruck des Riesen in einen lobenden.
K 526 *facioun*; R germanisches *schap*.
K 586 *ounkeuered*; R germanisches *ounhelid*.
K 634 *angred*; R *aggreued*, metrische Besserung.
K 668 *wiȝt*; R gewöhnlicheres *man*.
K 674, 697 *þay, hem*; R dafür kräftiger *þis frekes*.
K 712 *quert* 'wohlbehalten'; R *sond*. Nach Björkman, S. 248 ist für *quert* skand. Ursprung anzunehmen: die Belege bei Stratmann-Br. und im NED. sind vorwiegend nördlich und mittelländisch.

III. Literargeschichtliches.

(Art der Übersetzung.)

Vergleich von K und R mit dem französischen *Fierabras*.[1]

Die unmittelbare Vorlage des *Sir Ferumbras* ist nicht bekannt. Doch haben die Untersuchungen Hausknechts und besonders die eingehenden Vergleiche Reichels ergeben, daß es sich nur um eine französische Version der Romanze handeln kann, die zwischen dem provenzalischen *Ferabras* (= 'P'; hg. von Im. Bekker, Abh. der Kgl. Akad. d. Wissensch. a. d. J. 1826, Hist.-philol. Klasse, S. 129

[1] Vgl. hierzu: E. Hausknechts Einleitung zu seiner Ausgabe des *Sowdone of Babylone* (EETS. ES. 38, London 1881, S. XXVII—XXXIV) sowie seine Dissertation 'Über Sprache und Quellen des me. Heldengedichts *The Sowdone of Babylone*', Berlin 1879, bes. S. 37—38. — Curt Reichel, 'Die me. Romanze *Sir Fyrumbras* und ihr Verhältnis zum altfranzös. und provençal. *Fierabras*', Diss. Breslau 1892, sowie sein Beitrag 'Zur Textkritik der me. Romanze *Sir Fyrumbras*' in Engl. Stud. XVIII (1893), 270—82. — Eine praktische Materialsammlung, die aber nichts Neues enthält, ist A. H. Billings 'A Guide to the ME. Metrical Romances', Yale Studies in English IX, New York 1901; unzureichend ist J. Kirchhoff, 'Zur Geschichte der Karlssage in der engl. Lit. des Mittelalters', Diss. Marburg 1913.

bis 278, Berlin 1829; auch separat mit erweitertem Apparat) und den bekannten altfranzösischen Versionen die Mitte hält. Unter den letzteren steht dem *Sir Ferumbras* (den wir in folgendem kurz mit F bezeichnen wollen) wieder die von Kroeber und Servois abgedruckte Handschrift a (*Fierabras — Parise la Duchesse* in: Les Anciens Poètes de la France, Paris 1860) am nächsten. Alle Vergleiche, die sich zwischen dem englischen Texte einerseits und den romanischen Versionen anderseits anstellen lassen, können somit nur von hypothetischem Werte sein. Immerhin erscheint die Verwandtschaft zwischen a und F groß genug, um eine solche Parallele überhaupt zu rechtfertigen. Der Vergleich mit *P* kann dabei als Korrektiv dienen, so daß wir doch einige mindestens sehr wahrscheinliche Schlüsse auf die Arbeitsweise des englischen Übersetzers ziehen können.

Der in Betracht kommenden Stelle F 331—648 bzw. 760, wenn wir die noch erhaltenen ersten Halbverse von K noch hinzunehmen, entsprechen in a die Verse von ca. 338 (Ende der 9. Laisse) bis 707 (Ende der 22. Laisse) bzw. bis ca. 1500 (Ende der 32. Laisse); in P reicht der Abschnitt von 817—1063 bzw. 1655. Während in F die Erzählung und die Einzelreden sehr kurz sind, ist a (und P, das inhaltlich an dieser Stelle mit a völlig gleich ist) sehr weit ausgesponnen, was nur zum kleineren Teil in der romanischen Tiradentechnik begründet ist. Zum größeren Teil wird der Grund, wenn anders wir ihn nicht in einer von den bekannten Versionen völlig abweichenden Vorlage suchen wollen, in der Persönlichkeit des englischen Bearbeiters liegen. Diesem ist es, wie überall so auch an unserer Stelle, nur um die Handlung selbst zu tun, um den Zweikampf zwischen Oliver und Fierabras, in dem beide Kämpfer trotz des Heidentums des Sarazenen eine ehrenvolle Rolle spielen. Dabei ist die Sprache manchmal recht volkstümlich gefärbt, und manche seiner Zusammenziehungen und Umstellungen bringen eine wirklich geschlossene dramatische Erzählung zustande. Der französische Verfasser dagegen, der nach Bediers Ansicht[1] gerade an dieser Partie das ältere Gedicht eines wirklich 'großen Dichters' nur leicht bearbeitete, kann sich an Ausmalungen im einzelnen kaum genug tun. Was dabei an Intensität des Effekts verlorengeht, das wird mehr als wettgemacht durch die vielen

[1] Vgl. Romania XVII (1888), 22—51: La composition de *Fierabras*; neuerdings in den *Légendes épiques*, Paris 1908—13, II, 243 f. und IV, 156 f. Eine gründliche Behandlung der verschiedenen Versionen gibt H. Jarník, 'Studie über die Komposition der Fierabrasdichtungen', Halle 1903. Auf die englischen Bearbeitungen kommt er S. 3 und 40 ff. zu sprechen und weist besonders darauf hin, daß *Sowdone of Babylone* und *Ferumbras* von den bekannten Bearbeitungen allein den Zug gemeinsam aufweisen, daß Oliver im Zweikampf mit dem Riesen sich erst nach den ersten Schlägen zu erkennen gibt.

Einzelzüge, die gerade dem französischen Publikum teuer sein mußten: die beständigen Anspielungen auf die von den Sarazenen geraubten Reliquien, die stete Bezugnahme auf das französische Heer, das, Karl der Große und die Paladine an der Spitze, bebenden Herzens dem aufregenden, wechselvollen Zweikampf zuschaut, die großen Wunder, die sich dabei ereignen, der wundertätige Balsam, der Olivers Wunden heilt, das wilde Pferd, das über den Wehrlosen nicht hinwegschreitet, der Engel, der Olivers Sieg verkündet. Ja, manchmal kann man bei dem Franzosen wirklich von psychologischer Vertiefung reden, wie in der hübschen 22. Tirade (V. 721—742), in der der streitbare Oliver als Glaubensbote auftritt und den heidnischen Kämpen zum Christentum überreden will, einmal, weil auch die größte Tapferkeit ohne den rechten Glauben nur ins Unglück führen kann, zum andern aber, weil Fierabras dann Rolands Gefährte werden würde, den er doch so bewundert, und er mit ihm und Oliver zusammen die Welt erobern würde!

Im einzelnen ergeben sich die inhaltlichen Änderungen F.'s am besten aus einer gedrängten Inhaltsübersicht. In F (= 331 K und R) beginnt die Stelle mit der Bitte Reyners, seinen verwundeten Sohn Oliver nicht in den Kampf zu senden; die Verräter Gwenelon und Hardree bestehen jedoch darauf, und Oliver reitet, nachdem er den väterlichen Segen erhalten, von dannen (344 f.). Er findet Ferumbras ruhend ausgestreckt und fordert ihn zum Zweikampf. Ferumbras rühmt sich seiner Taten und warnt den Kühnen, sich mit ihm einzulassen. Oliver gibt sich für einen niedrigen Ritter aus und gibt, auf Ferumbras' Bitte, Auskunft über Karl den Großen, Roland und Oliver (432 f.). Er besteht auf dem Kampfe und nennt sich Garyn von Perigot. Der Sarazene will mit einem Vasallen nicht kämpfen; er wird ihm jedoch Schwert und Roß abtreten, wenn Garyn ihm einen der Paladine senden will (494 f.). Ferumbras sieht Blut an seinem Gegner, fragt, ob er verwundet sei, und bietet ihm den wundertätigen Balsam an. Oliver lehnt ab und gibt nochmals Auskunft über Roland (534 f.). Nach erneutem Prahlen erhebt sich endlich der Sarazene, und der Kampf beginnt — Oliver zu Pferde, Ferumbras zu Fuß. Oliver zerschmettert Ferumbras' Schild. Der Heide überschüttet den Christen mit Schwerthieben und trifft dessen Helm; das Schwert prallt ab und tötet Olivers Pferd (596 f.). Der Kampf wird zu Fuß fortgesetzt. Mit einem gewaltigen Streich trifft Oliver Ferumbras' Helm und schert ihm einen Teil seines Bartes ab. Ferumbras zerschmettert Olivers Helmbusch. Er wundert sich über die Tapferkeit seines Gegners, der nur ein großer Ritter sein kann, und fragt nach dem wahren Namen. Oliver gibt sich zu erkennen, und Ferumbras ist befriedigt, daß er es mit einem Paladin zu tun hat.

(648 f.) Der Kampf beginnt wieder, Ferumbras verliert sein Schwert, Oliver läßt es ihn wieder aufheben. Der Paladin wird mehrmals getroffen, aber schließlich bringt er Ferumbras den entscheidenden Hieb bei. Der Sarazene wird Christ.

Alles dies ist nun in a (und P) viel länger ausgesponnen: (Schluß der IX. Laisse, 338 f.) Renier bittet um Schonung für seinen verwundeten Sohn Olivier. — X. Laisse (343 f.) Wiederholung dieser Bitte. — XI (354 f.) Olivier findet Fierabras unter einem Baume. Fierabras fragt nach dem Namen des Ritters. — XII (395 f.) Olivier fordert Fierabras auf, Christ zu werden; er erzählt von Olivier und Roland. — XIII—XIV (432 f.) Olivier nennt sich Garin von Pieregort. Fierabras will ihm Pferd und Schild überlassen, wenn er Roland oder die anderen Paladine zum Kampfe mit ihm (Fierabras) bewegen könne. Olivier weigert es. — XV (512 f.) Fierabras bemerkt das Blut an Olivier und bietet ihm den Balsam an; Olivier lehnt ab. — XVI—XVII (538 f.) Fierabras fragt nach Roland und Olivier und springt auf zum Kampfe. — XVIII—XIX (578 f.) Kurze Beschreibung Fierabras'. Dieser bittet nochmals, daß sein Gegner vom Kampfe abstehe und ihm einen Paladin sende. — XX—XXI (604 f.) Olivier ist Fierabras beim Anlegen der Rüstung behilflich; weiteres Angebot des Sarazenen, Olivier zu schonen. Geschichte der drei Schwerter Fierabras' und Beschreibung seiner Rüstung. Zum letztenmal fordert Fierabras seinen Gegner auf, vom Kampfe abzustehen, und beschwört ihn, seinen wahren Namen zu nennen. Olivier gibt sich zu erkennen (vgl. F 656).

Von hier ab werden a und P immer breiter, die Berührungen mit F immer loser. XXII (721 f.) Olivier fordert Fierabras auf, Christ zu werden, und weist den Balsam nochmals ab. — XXIII (743 f.) Der Kampf beginnt unter steter Bezugnahme auf die zuschauenden Franzosen und ihre hoffnungsfrohe oder verzagende Stimmung. Olivier gibt Fierabras einen gewaltigen Schlag auf den Helm (796); Beifall der Franzosen. — XXIV—XXV (828 f.) Fierabras holt zum Gegenschlag aus; Gebet Karls des Großen. Der Sarazene erschlägt beinahe Oliviers Pferd. — XXVI—XXX (916 f.) Langes Gebet des verwundeten Olivier. Er weist den angebotenen Balsam nochmals zurück. Der jetzt gleichfalls blutende Fierabras trinkt davon und wird geheilt. Ein neuer Streich Oliviers löst die Riemen der Balsamflaschen, die auf den Boden gleiten. Olivier trinkt daraus und wirft sie ins Wasser. — XXXI (1084 f.) Fierabras zerschlägt Oliviers Helmkranz und tötet ihm das Pferd, so daß der Paladin abstürzt. Ein Wunder: Fierabras' wildes Roß geht nicht über Olivier hinweg. Karl der Große hindert die begeisterten Franzosen mit Mühe, sich in den Kampf zu stürzen. (V. 1111 = F 596) Olivier erhebt Vorwürfe, daß Fie-

rabras ihm das Pferd erschlagen habe; Fierabras kämpft zu Fuß weiter. — XXXII (1147) Neue Aufregung der Franzosen; Karl der Große betet, ein Engel verkündet Oliviers Sieg.

Von hier ab werden die Beziehungen zwischen a (P) und F in ein paar Einzelheiten wieder enger. — XXXIII—XXXIV (1252 f.) Fierabras trifft Oliviers Nasenschutz; Oliviers Schwert prallt von des Sarazenen Helm ab und fliegt zur Erde; er wagt nicht, es aufzuheben, und deckt sich mit dem Schilde (Aufregung der Franzosen). Fierabras, der Olivier zum Renegaten machen will und ihm seine Schwester Floripas verspricht, erlaubt ihm, das Schwert aufzuheben; Olivier weigert sich. — XXXV (1340 f.) Olivier bemächtigt sich des zweiten Schwertes Fierabras', Bautisme. Der Sarazene will es gegen Oliviers am Boden liegendes Schwert eintauschen, was der Franzose ablehnt. (1369 = F 627.) Olivier bringt ihm einen gewaltigen Hieb bei und kann sein eigenes Schwert rasch aufheben; er betet für Fierabras' Bekehrung. — XXXVI—XXXVII (1431 f.) Fierabras schlägt Oliviers Helmkranz ab (1458 f. = F 720 f.). Olivier gibt Fierabras, der den Arm gerade hoch erhoben, einen Schlag unter die Brust. Fierabras ergibt sich und wird Christ (1506).

Während nun in bezug auf die Geschehnisse, von einem gleich zu erwähnenden Falle abgesehen, in den Versionen K und R der englischen Bearbeitung kein Unterschied besteht, so gibt es doch in einzelnen Lesarten einige bemerkenswerte Unähnlichkeiten, die K wiederum als ursprünglicher erscheinen lassen wie R. Manches davon wurde schon von Reichel a. a. O. angemerkt.

R	K
340 = K [a 357: Karles leva se main, à Diu l'a commandé; vgl. Reichel, Diss. S. 31].	340: þe duke hef vp an heȝ his hond & blessid is sone þare. P 835: Karles levet sa ma, e si l'en a senhat.
342 = K [fehlt a].	342: for him prayede many wiȝt, usw. Ähnlich P 836: si s feyro totz los autres, que n'avian pietat.
347: Fyrumbras, liggyng on þe erþe þere. = P 840: Ferabras que jatz desus lo prat.	347: Fyrumbras, liggyng vnder a tre. a 361: Fierabras qu'est sous l'arbre ramé.
351 ff.: Direkte Rede, wie a, P.	351 f.: Indirekte Rede.
351: Sarsyn, þat ert so feer [freier als a, P; R gibt die Rede länger und wirkungsvoller; desgleichen K].	351: he þat made such affray. Vgl. a 369: tant nous as apelé. P 843: que tant auras cridat.
364: freier: Wyþ my werres y haue anyed muche of christendome.	364: Hier steht K der Vorlage wohl näher. Der ursprüngl. Wortlaut: 'Ich am þilke þat haþ distruied

R	K
	[Rome]' deckt sich mit a 374: (= P 848) Je suis cil qui destruit Romme, vostre chité. Für *Rome* setzt K dann *muche of cristente* ein, womit in 365 *Rome ȝour oȝe Cite* reimt.
378: y hure wel by þy sawe [a 382 ändert].	378: y haue yherd þy sawe. Vgl. P 856: ieu t'ay ben escoutat; Reichel 31 stellt dies zu R.
412: þat soþe schaltou here.	412: þat soþe y telle þe here. Vgl. a 417: pour voir te voel noncier (= P 883: per ver ti puesc comtar).

414—415: Hier will Reichel 31 P 885—886 mit R zusammenstellen; doch ergibt sich, daß K eine andere, a etwas näher stehende, aber ziemlich umständliche Lesart hat, von der R dann eine kürzere, leichtere Fassung bietet. Vgl.:

R	K
& Roland ys so muche of myȝt so coraious & so fere,	& Roland is an hardi man, so strong man & so wiȝt,
þat nowar nys founde non so wyȝt wan he ys on ys gere.	þat in no batail þer he cam ne fond he neuere knyȝt,
P: e so nebot Rollan sapias que a tal bar	þat onys a strok him astod þat he on him leide,
qu'enquer no trobet home que s'en pogues onrar.	þat he ne affuld [h]em wer[e h]e wod, ouþer slowe at a braide.
	a 419: En son neveu Rollant a si boin chevalier
	Ki ainc ne prinst à homme nel fesist tresbucier ...
	Dazu a 423: Car onques ne le vi en estour esmaier.
461: Kep þe silue with oute herm.	lep vppon þy stede ariȝt. a 452: Or monte isnelement (= P 905).

Der R-Text ist hier eine entschiedene Besserung und beseitigt einen Widerspruch, da in F Ferumbras von Anfang an zu Fuße kämpft; vgl. die Bemerkung zu V. 510.

R	K
462—463: y ȝeue þe such a stroke þat þou him neuere schalt clowe aweye.	463: On þyn heued y ȝeue þe a knal & cleue þe into þe brayn.

Hier hat der englische Bearbeiter die vermutliche Vorlage (vgl. a 454: *Je t'irai ja ferir très parmi le costé*; P 907 noch schwächer: *ieu t'anaray ferir de mon bran aceyrat*) volkstümlich gewendet, und zwar in R noch stärker als in K. Wohl auch andere populäre Wendungen werden auf seine Rechnung zu setzen sein, wie etwa 348 K und R: *Wan F. saw erld O., a tornþ him þat oþer side* (a 364: *il ne se vaut leuer*; P 841: *anc sol no s denhet*

moure), oder R 400: *fleo þou schalt of þis lond as a ladde* (K: *harlot*) *doþ on þy fote* (a 402: *je te voel calengier trestoute cele tere*; fehlt P 875); ähnlich R 437 (fehlt K; = a 434, P 892), K und R 577, 619 (fehlt in den bekannten Vorlagen).

R	K
465: Neuere ne faȝt y ȝut in plas with man of lowe kynde [besser in K].	465: ... wiþ no man of *so* lowe kynde. Vgl. P 910: home de *si* bas parentat; a 478: à nul si bas homme.
484: þou spekest folie. Vgl. a 471, 492: de folie parlés.	484: þou spekest as fol, die bekannte typisch altfranz. Wendung; vgl. P 933: en fol vos aug gabar (dagegen P 920 [= a 471]: de folor as parlat).
505: For he (= das Pferd) scholde ȝerne go.	505: for he schold faste *hider* go, der Situation und dem Text P 949: tro *sa sus* fu montaz besser angepaßt (a 520: puisque je suis montés).

Von hier ab beginnen die oben zusammengefaßten Änderungen und Kürzungen, in denen F von allen bekannten romanischen Versionen bedeutend abweicht; vgl. Reichel, Diss. 43 f., 74, 77—78 und Engl. Stud. XVIII, 275. Er will (Diss. 45) die meisten Änderungen und Auslassungen dem englischen Bearbeiter zuschreiben und weist darauf hin, daß oft eine Abweichung manche folgende notwendig nach sich zog. Obwohl die Möglichkeit einer gekürzten französischen Fassung ja nicht von vornherein abzuweisen ist, so ist Reichels Standpunkt doch der wahrscheinlichere, da wir z. B. auch im *Sowdane of Babylone* eine selbständige Kürzung und Zusammenziehung zweier altfranzösischer Gedichte haben, der *Destruction de Rome* und des *Fierabras*. Aus diesem letzten Abschnitt seien nur ein paar Kleinigkeiten hervorgehoben.

R	K
510: Ac by myddel þer hongeþ her a costrel as þou miȝt se ...	510: But ȝunder at my sadel boȝe hongeþ o botel ...
518: Go tak him now þer he hongeþ.	518: Take him þer he honge.
	a 525: Mais voilà .II. barils à ma sele toursés ...
	a 532: Or va, si pren du basme (= P 954 ... 958).

Reichel, Engl. Stud. 18, 275 weist hier mit Recht darauf hin, daß die Änderung in R in Hinblick auf die spätere Kampfschilderung, bes. 741 f., in der die Balsamflasche an Ferumbras' Leib und nicht, wie in a, P, am Sattelknopf zerschlagen wird, logisch durchgeführt ist. Doch muß man wohl in den Schlußfolgerungen

für K größere Zurückhaltung üben, als Reichel es tut. Die zweite Hälfte des R 741 entsprechenden Verses: *Vnder ys brest þe dent him com ac ys costrel fferst him mette* ist in K weggeschnitten; die erste Hälfte ist dagegen erhalten und stimmt beinahe wörtlich mit R überein: *Faste vnder is breste he* (= *þe strok*) *com* ... Man möchte also vermuten, daß auch der weggeschnittene Teil dem Sinne nach gleich war, um so mehr, als sich auch der Wortlaut des in K unmittelbar folgenden Verses (= die erste Hälfte von 744) sich gleichfalls mit R deckt. Was in K fehlt, sind lediglich V. 742—743, die den Verlust der Flasche noch näher schildern. Aber diese standen ursprünglich auch nicht in R, sondern sind, wie Herrtage anmerkt, am Rande hinzugefügt. So zeigen also diese verschiedenen Korrekturen deutlich, wie der englische Umdichter zu Werke ging: K steht — unter Widersprüchen — der vermuteten Vorlage tatsächlich näher, und R ist eine verbesserte Version, die sich in manchen Stücken vom Original unabhängiger zu machen sucht und einige der Widersprüche, die sich eingeschlichen, zu beseitigen trachtet.

R	K
511 f.: ... þat bame cler þat precious ys & fre þat 3oure god was wiþ anoynt wan he was ded & graued, y wan hym wyþ my swerdes poynt many man haþ he saued. For hwych man þat haueþ any wounde & beo þerwiþ enoynt it wil don him be hol & sounde & maky him in god poynt, usw.	511 f.: Ful of baume ... þat your god was anoynt þer-wiþ wan he byried was: Ich hem wan with swerdes poynt at rome 3our o3ene plas þe man þat haueþ wonde & is þer-with anoynt He schel be hol & sonde & waxe on god poynt, usw.

Über die metrischen und stilistischen Unterschiede dieser Stelle vgl. oben (S. 29c, 31). Hier ist noch nachzutragen, daß auch hier wieder K der Vorlage vermutlich näher steht. a 526 heißt es:

... Tuit sunt plain de basme dont Dius fu enbasmés
Au jour qu'il fu de crois el sepulcre portés;
Plaie qui en est ointe, c'est fine verités,
Ne puet estre percie ne en drancle mellés.

P hat ganz kurz 955:

tuh son ple d'un basme don ton dieu fo untatz.
plagua qu'en sia unta (ayssi es afinatz)
ja pueys no parera: aysso es la vertatz.

R	K
527: of what schape ys hee (= Oliver) y praye.	527: of what facioun is he. Vgl. a 544: ma fachon.
533 f.: fehlt 533—534 bis.	Nach 533 sind in K zwei nichtssagende Verse zum weiteren Ruhme Ro-

R	K
	Rolands eingeschoben, die weder R noch die Vorlagen haben.
627 stärker: As twey lyouns þay furde riȝt þat wolde slen his preye.	627 schwächer: As lyons þey furde boþe riȝt þat folhode on ys preye.

Vgl. a 1369: Lors s'en vienent plus fier que lion abrievé (= P 1556: cum leo abrivat); es stimmt also weder K noch R mit a P unmittelbar überein.

Fassen wir nun die Ergebnisse unserer dreifachen Untersuchung nochmals ganz kurz zusammen, so ergibt sich aus ihr wohl überzeugend, daß R im Vergleich mit K in metrischer, sprachlicher und übersetzungstechnischer Hinsicht ein entschiedenes Streben nach Verbesserung erkennen läßt. Da die beiden Versionen, wie eingangs erwähnt, nach dem Urteil sachverständiger Paläographen von derselben Hand stammen und es nur schwerlich anzunehmen ist, daß ein bloßer Abschreiber dieselbe Vorlage zweimal kopiert und dabei das zweitemal so zahlreiche, höchst subjektive Änderungen vorgenommen hätte, sehen wir uns zu dem Schlusse genötigt, zu jener älteren, besonders von Herrtage vertretenen Auffassung wieder zurückzukehren, daß wir es nämlich im *Sir Ferumbras* tatsächlich mit einer me. Originalhandschrift zu tun haben, die es verdiente, das Augenmerk der Fachleute mehr auf sich zu ziehen, als sie es bisher getan.

Würzburg. Walther Fischer.

Thomas Lupset, 'An Exhortation to yonge Men' (1529).

Neudruck mit Einleitung, aus dem Nachlaß von Kurt Schröder herausgegeben von Elisabeth Wolffhardt.[1]

Thomas Lupset (1498?—1530) war der Sohn des Goldschmieds William Lupset;[2] vielleicht durch des Vaters freundschaftliche Beziehungen zu Erasmus wurde er Schüler der St.-Pauls-Schule; er erfreute sich der besonderen Fürsorge Colets.[2] Er begann seine Studien in Cambridge;[2] 1515 begleitete er Pace nach Italien und trat dort in Beziehungen zu Reginald Pole,[2] mit dem er auch später (1529) in Padua zusammentraf.[3] Zwischen beiden fand ein lebhafter Gedankenaustausch statt, von dessen Art Starkey in seinem Dialogue ein im wesentlichen wahrscheinlich getreues Bild[4] gibt. Lupset war befreundet mit allen literarischen Größen seiner Zeit;[2] More übertrug ihm die zweite Auflage der Utopia; Linacre half er bei der Herausgabe seiner Übersetzung von Galens 'Methodus Medendi' 1519;[5] Erasmus und andere Humanisten standen ihm nahe.

Im Jahre 1519 ließ er sich an dem neugegründeten Corpus Christi College in Oxford nieder[2] und wurde John Clements Nachfolger als Wolsey-Professor für Rhetorik; 1522—23 war er dort griechischer Professor.[2] Später trat er in den Dienst Wolseys.[2] Lupset starb schon 1530.[2]

Lupset kannte und schätzte Plato, er empfahl ihn seinen Lesern in seinen Schriften und hat ihn wahrscheinlich in seinen Vorlesungen traktiert. Darauf scheint eine Notiz[6] hinzudeuten, die sich

---

[1] Oberlehrer Dr. Kurt Schröder ist gleich zu Anfang des Krieges, am 30. Oktober 1914, beim Sturm auf Vailly als Leutnant gefallen. Er hinterließ mancherlei Material zur Erweiterung seiner Dissertation 'Platonismus in der englischen Renaissance vor und bei Lyly' (Berlin 1907), darunter Abschriften von Lupsets 'Exhortation' und 'Treatise', die er im Brit. Mus. genommen und mit einer Einleitung versehen hatte.

[2] D. N. B. unter 'Lupset'.

[3] Nach Gasquet, Eve of the Reformation S. 36 Anm., ging Lupset auf Vives' Anraten nach Padua.

[4] Starkey's Dialogue ed. Cowper, E. E. T. S. 1871 S. CXX ff.

[5] D. N. B. unter 'Linacre'.

[6] Collectanea II (Oxf. Hist. Soc., Bd. XVI, 1890) S. 328: 'libri traditi Magistro Thomae Lupset pro Collegio Corporis Christi in Oxonia, pro quibus solvet Presidens pretium quod Magister W. Latimer prescribet. In primis
Plotinus Gracce
Item Proculi opus 2° fo. *τῆς σκέψεως ἀξιοῦται*
Item Proculi in Timeum Platonis
2° fo. *ταῦτα πάντα*' etc. etc.

in den Akten über Grocyns Hinterlassenschaft befindet. Claymond, der erste Präsident von Corpus Christi College, kaufte 1521 unter anderem aus Grocyns Nachlaß auch Proclus' Kommentar zu Platos Timaios, der an 'Magister Thomas Lupset für das Corpus Christi College' übergeben wurde. Ein Brief[1] eines seiner Schüler bezeugt, daß er des Neuplatonikers Proclus Werk De sphaera in Linacres Übersetzung zu Vorlesungen benutzte.

Lupsets Denkweise ist tief beeinflußt von der platonischen Philosophie. Aus Starkeys Dialogue, in dem Pole die Hauptfigur ist, geht das nicht so deutlich hervor wie aus seinen eigenen Schriften. Nach Starkeys Darstellung möchte man ihn für einen Praktiker halten, der den idealistischen Hochflug platonischer Gedanken kritisch, ja absprechend verfolgt und wenigstens auf politischem Gebiete ablehnt.[2] In seinen eigenen Schriften dagegen tritt Lupset stets, bewußt oder unbewußt, für Plato ein, und gerade die Republik empfiehlt er besonders.

Von seinen Schriften sollen hier 'An Exhortation to yonge men, perswadinge them to walke in the pathe way that leadeth to honeste and goodnes' (nach dem Druck von 1535) und 'A compendious and a very fruteful treatyse, teachynge the waye of Dyenge well' (nach dem Druck von 1534) besprochen und neu gedruckt werden.

Die Exhortation ist entstanden in More, einer Besitzung Wolseys. Das Schriftchen ist an einen Schüler gerichtet und in der losen Form eines langen Briefes oder einer Plauderei[3] abgefaßt, einem Dialog ähnlich, bei dem der eine dem stummen Partner alle Antworten abnimmt. Die Apostrophe des jungen Edmond ist so lebhaft, daß man beim Lesen eher den Eindruck einer Unterredung als einer Rede hat.

Äußerer Einfluß Platos.

Da Lupset keine Bücher zur Hand hat,[4] sind Zitate aus Plato nicht vorhanden. Jedoch ist der Hauptinhalt, die Disposition und die Gruppierung der Gedanken entlehnt aus einem Werk, das man damals noch für echt platonisch hielt, nämlich aus den Briefen

---

[1] N. Johnson, Life of Linacre S. 180 ff. Linacre erhält von seinen Schülern aus Oxford einen Brief, in dem folgende Stelle vorkommt: 'At least we owe you much for the late translation of the Sphere of Proclus, which Lupset illustrates here with applause to a crowded auditory; for whom, notwithstanding his refutation, we have judged it a duty to return thanks to you, to whose foresight that event is wholly to be attributed.'

[2] Starkeys Dialogue, ed. Cowper E. E. T. S. 1878, S. 289; 163; 719.

[3] Lupset gebraucht beide Ausdrücke: talke (S. 2a), these letters (S. 6a).

[4] 'It happeneth atte this tyme — that I am in such place, wher I have no maner of bokes with me —' S. 2a.

Platos an die Freunde und Angehörigen des Dion. Eine Stelle der Apologie enthält in kürzerer Form dasselbe.[1]

'Fyrst and last (myn owne good Withipol) remēbre ernestly to haue in your mind .iii. certeine thinges ... the first of them must be firste of you regarded: the second next after, and the third in his place after the .ii.' (S. 6b.)

'These .iii. thinges, be the soule, the bodye, and the substaunce of this worlde. The fyrst place hath by good reason the soule ... The nexte and seconde rome hath the bodye, as the caas and sepulture of the soule ... The .iii. rome occupieth ye riches 7 goodis of this world ...' (S. 8a.)

Δέξασθε, ὦ Συρακόσιοι, πάντων πρῶτον νόμους, οἵτινες ἂν ὑμῖν φαίνωνται μὴ πρὸς χρηματισμὸν καὶ πλοῦτον τρέψοντες τὰς γνώμας ὑμῶν μήτ' ἐπιθυμίας, ἀλλ' ὄντων τριῶν, ψυχῆς καὶ σώματος, ἔτι δὲ χρημάτων, τὴν τῆς ψυχῆς ἀρετὴν ἐντιμοτάτην ποιοῦντες, δευτέραν δὲ τὴν τοῦ σώματος, ὑπὸ τῇ τῆς ψυχῆς κειμένην, τρίτην δὲ καὶ ὑστάτην τὴν τῶν χρημάτων τιμήν, δουλεύουσαν τῷ σώματί τε καὶ τῇ ψυχῇ καὶ ὁ μὲν ταῦτα ἀπεργαζόμενος θεσμὸς νόμος ἂν ὀρθῶς ὑμῖν εἴη κείμενος, ὄντως εὐδαίμονας ἀποτελῶν τοὺς χρωμένους etc. *ΕΠΙΣΤΟΛΗ ἡ.*[2]

An zwei Stellen wird ein Studium Platos nachdrücklich empfohlen; zuerst als Hilfslektüre zum Neuen Testament: 'In reding the gospels, I wold you had at hande Chrysostome 7 Jerom ... And hereafter at leysure, I wolde you redde the Ethikes of Aristotell ... And lette Plato be familiar with you, specially in the bokes that he wryteth De republica' (S. 14a/b). Das andere Mal nennt er Plato als erziehliche Lektüre und Mittel gegen die Leidenschaften: 'To rule this passion of ire, you shalbe moch more strōger thā min exhortatiō cā make you, if you wil (as I haue councelled you before) haue Plato your familiar' (S. 29b).

Innerer Einfluß Platos.

Ein starkes Charakteristikum des platonischen Einflusses, das hier zum erstenmal auftritt, ist die Verherrlichung der Freundschaft. Ein Freund ist mehr wert als alle Schätze der Welt:

'Surely I reken no possession of londes, nor yet no substāce of marchādise, nor yet no abūdance of money, to be cōparable to a good frēd.' (S. 24a.)

Hier folgt ein Hinweis auf Ciceros De amicitia.

Unter Freunden ist alles gemeinsam; daher fühlt sich Lupset dem Sohne seines besten Freundes gegenüber, dem er sein Buch widmet, ebensosehr als Vater wie sein leiblicher Erzeuger:

'For this alway is my mynde, if I haue a frende, in whom I fynde suche feythe, 7 honestie, that I inwardly ioy in harte with hym: So that in very dede I take to my care, as myn owne, all thynges that be in my frendes

[1] '— mit nichts anderem beschäftigt wandere ich umher, als mit dem Streben ... zu überreden, nicht früher noch eifriger um euren Körper oder um Reichtum euch zu bemühen, als um eure Seele, daß sie möglichst veredelt werde.' (Apol. 17 übers. von H. Müller.)

[2] Platonis Dialogi ed. C. F. Hermann VI, S. 55. Leipzig 1907.

care. This mynde had I to my frende Andrewe Smithe, whose son, Christofer your felow, I euer toke for my sonne, ⁊ nowe I thinke playnely, that he is so in very dede. This strengthe hathe true loue in frendshyp, the whiche hath likewyse ioyned your father in suche maner to my harte, that me thynke you shulde be no more his sonne then you be myne' (S. 3a/b).

Hier fehlt ein Hinweis auf Cicero, der die Quelle sein kann.

Echt platonisch ist es ferner, wenn Lupset sich als 'lover' seines jugendlichen Freundes bezeichnet.[1] Das ist ohne die Reden des Pausanias und Aristophanes in Platos Gastmahl nicht möglich; und Lupsets Worte über seine Freundschaft zu seinem Schüler geben einen leisen Vorgeschmack jener gedrechselten Redensarten, wie sie später so modern wurden. Eine Herabsetzung der Frau ist hier aber noch nicht vorhanden.

Von der Seele und ihrem alles sonst Existierende übertreffenden Wert wird in platonischer Weise gesprochen. Im Gedanken an seine Seele soll der junge Freund des Autors sein Leben einrichten, all sein Dichten und Trachten vom Standpunkt der Seele aus lenken. Sie ist der wichtigste Besitz des Menschen; ein gesunder und starker Körper, weltliche Glücksgüter, die zwar auch nicht zu verachten sind, haben nur im Hinblick auf die Seele und nur dann einigen Wert, wenn zuvor und allermeist die Seele zu ihrem Recht kommt. Sie ist unsterblich und nach Gottes ewigem Vorbild selbst erschaffen. Und doch kann man gewissermaßen vom Tode der Seele reden, wenn nämlich Sünde und Laster über sie Gewalt haben:

'The soules lyfe is the hyghte of vertue: his death is the derkenes of sinne' (S. 15a/b).

Plato spricht nicht direkt vom Tode der Seele unter dem Drucke der herrschenden Triebe, aber von Ohnmacht, Schwäche und vom Zu-Boden-sinken der Seele (Phaidros cp. 25).

Haben die Leidenschaften Herrschaft über die Menschen gewonnen, so sind sie 'more lyke wylde beastes, for the tyme of their madnes, than ... reasonable creatures' (S. 28b). Hier hat offenbar Pico della Mirandula mit eingewirkt, dessen Einfluß[2] auf Lupset und die ganze Zeit nicht unterschätzt werden darf. Der Satz vom Menschen, der unter dem Zwange der Begierden zum Tiere wird, steht bei Plato *νόμοι* VI, 766. Pico entwickelt den Gedanken, und zwar in einem jener von More ins Englische übersetzten Briefe,[3] und so liegt es nahe, daß Lupset hier aus Pico schöpft, besonders

---

[1] I am in doubte, whether you haue anye other louer, that canne and wylle shewe you a lyke tale. (S. 5b.)

[2] M. Kulnick, Thomas Morus' 'Picus Erle of Mirandula'. Archiv f. n. Spr., neue Ser. Bd. XXI ff., S. 47 ff.

[3] Rigg, Life of Picus earl of Mirandula, 1890, S. 89. Tudor library.

da auch die Ordnung und Abstufung, in der an Seele, Leib usw. gedacht werden soll, an Pico gemahnt.[1]

Die Seele ist das einzige wahre Gut, das der Mensch besitzt, denn den Namen eines Gutes verdienen nur solche Dinge, 'the which haue a ꝑpetuitie and stedfastnesse of godly substaunce ... our spirite 7 mynde only hath thinges, that truly be called goodes' (S. 43a/b).

Damit klingt die Ideenlehre an, indem von einem Sein im Geist und Verstand im Gegensatz zu dem greifbaren Sein in der Erscheinungswelt gesprochen wird.

Auf religiösem Gebiete zeigt Lupset vorherrschend die humanistische Verquickung von christlicher Religion und platonischer Philosophie. Äußerlich wird dies dadurch gekennzeichnet, daß er ein Studium Platos für besonders förderlich zum Verständnis der Heiligen Schrift hält. Wendungen wie 'that as wel worldly wisedom as the trouth of our faith sheweth you' (S. 6b) oder 'Thus I say both for the worldly wisedome, and also for the bondes of your faythe' (S. 30b) lassen darauf schließen, wie innig verwandt ihm Religion und Philosophie erscheinen.

In protestantischer Weise empfiehlt Lupset die Lektüre des Neuen Testamentes; aber nicht zu dem Zwecke, um aus der Kenntnis der Heiligen Schrift eine Waffe zu schmieden. Vielmehr warnt er ausdrücklich: 'Presume not in no case to thynke, that there you vnderstonde ought' (S. 13b). Daher ist es unsinnig, Partei zu ergreifen, einen Glauben für recht, den anderen für falsch zu erachten. Das Sektiererwesen ist vom Übel; es kommt gar nicht darauf an, was man im einzelnen glaubt: 'Your obediēce to the vniuersal faith shal excuse you before god, although it might be in a false belefe' (S. 13b). Auf die allen Glaubensbekenntnissen zugrunde liegende Religion 'vniuersal faith' kommt es an. Mores Utopia hat hier augenscheinlich eingewirkt, zusammen mit der platonischen Ideenlehre. Wie More war Lupset den protestantischen Neuerungen, die von Deutschland aus eindrangen, nicht geneigt,[2] was ihn nicht hinderte, als Humanist Toleranz zu üben.

---

[1] '... the vnordinate desire of geting riches is abominable ... your desire is vnordinate, if it be not ordred vnder the degre of your chif care' (S. 27b). — 'And playnely I may say, that all mischief cometh onely of this misorder, that we put the chyefe care of our study to the thyrde thynge, and not to the fyrste' (S. 10a).

[2] '... ye same obediēce shal also kepe you out of trouble in this worlde, where you se, howe folishe medlars be daylie sore punysed ... Surely the trouthe is as I haue sayd, that it is your parte to obey, and to folowe the church' (S. 13b).

Beschreibung des Originals im Brit. Mus.

Das Werk hat mit Titel- und Schlußblatt 42 Blätter, das Blatt zu 2mal 22 Zeilen. Die Zählung der Blätter ist doppelt:

1. nach dem Abc:

A1—8, B1—8, C1—8, D1—8, E1—8, F1 u. 2.

Bezeichnet sind nur die Blätter:

A II, B, B II, B III, B V, C, C II, C III, D, D II, D III, E, E II, E III, E IIII, E V.

Der Neudruck ist nach Bogen (A—F) und Blättern (1—8) durchgezählt.

2. mit arabischen Zahlen wie folgt (Titel- und Schlußblatt sind mitgezählt, aber ohne Bezeichnung):

1—12, 15, 16, 13, 14, 17—25, 24, 27—32, 41—49, Schlußblatt.

Die beiden s-Typen sind im Original geschieden: ſ steht im An- und Inlaut, s im Auslaut (genauer: Wortende). Zwischen den beiden r-Typen ist kein Unterschied gemacht.

(A 1.)

AN EXHORTATION TO YONGE men, perswadinge them to walke in the pathe way that leadeth to honeste and goodnes: writen to a frend of his by Thomas Lupsete Londoner. 1534.

(A 2.)

To my vvithipol.[1] 2.

IT happeneth atte this tyme (my harty beloued Edmonde) that I am in such place, wher I haue no maner of bokes with me, to passe the tyme after my maner and custome. And thoughe I had here with me plenty of bokes: yet the place suffrethe me not to spende in them any study. For you shal vnderstand, that I lye waytynge on my lorde Cardinal, whose houres I muste obserue, to be alwaye at hande, lest I be called, whan I

[1] Mit diesem Namen, anscheinend dem Zunamen (auch withipoll, Withipol, Withipoll und Withipolle geschrieben) redet Lupset mehrmals im Verlauf des Schriftchens seinen jungen Freund Edmond an, für den er es geschrieben hat. Wir erfahren über Edmond folgendes: er ist eben erwachsen und war bis vor kurzem ein Schüler Lupsets. 'But nowe in as moche you be of age, ... and speciallye for as moche as my rule ouer you is cessed' (S. 3a). Sein Kamerad ist Christopher Smith, der Sohn von Andrew Smith, einem Freunde Lupsets, '... my frende Andrewe Smithe, whose son, Christofer your felow' (S. 3a/b). Edmonds Vater ist ebenfalls mit Lupset befreundet, 'frendshyp ... hath likewyse ioyned your father ... to my harte' (S. 3b). Als Sohn eines Kaufmanns soll Edmond in Zukunft denselben Beruf ausüben, 'a thing very hurtful for marchātes, whose craft you be like to exercise' (S. 32a). 'But what be these goodes, ? what wey you may laufully gette them, I doubte not, but your father wyll in tyme conuenient shewe you' (S. 22a/b).

am not bye: the whiche shuld be streight taken for a faute of gret negligence. Wherfore, nowe that I am well satiated with the beholdynge of these gaye hangynges, that garnissheth here euery wall: I wyll turne me and talke with you. For you muste (knowe) knowe, that my mynde hath longe coueted to shewe what affecte I beare towarde you: the which hytherto parauenture I neuer vttered vnto you soo playnelye, that you might take therof any perfect knowlege. And that I so dyd kepe in, suche outwarde tokyns, wherof when you were with me, you shoulde haue perceyued my loue: the cause was none other, but that in dede, I loued you. For longe I haue ben taught, that the mayster neuer hurtethe his scholer more, than whan he vttereth ⁊ shewethe by cheryshyng and cokerynge the loue that he bearethe to his scholers. I thinke you lacked with me no cheryshinge, but of cokerynge you hadde very lyttel: bycause I was loth to hurt you: the whiche lothnesse cam I saye, of that I lo- (ued)

How masters hurt their scholars most.

(A 3.) 3.

ued you. But nowe in as moche you be of age, and also by the common borde of houselynge admytted into the nombre of men, to be no more in the company of chyldren, and speciallye for as moche as my rule ouer you is cessed, I wyl not deferre any longer the expressynge of myne harte, that no lesse louethe and fauourethe you, than yf nature had made you, eyther my sonne or my brother. For this alway is my mynde, if I haue a frende, in whom I fynde suche feythe, ⁊ honestie, that I inwardly ioy in harte with hym: I reken streyght, that al his be myne without any exception: So that in very dede I take to my care, as myn owne, all thynges that be in my frendes care. This mynde had I to my frende Andrewe Smithe, (whose) whose son, Christofer your felow, I euer toke for my sonne, ⁊ nowe I thynke playnely, that he is so in very dede. This strengthe hathe true loue in frendshyp, the whiche hath likewyse ioyned your father in suche maner to my harte, that me thynke you shulde be no more his sonne then you be myne. And thoughe I can suffre your father to take the rule of you, more then I do: Yet I can not suffre, that he shulde care more for your profyte then I do. For as I desire ⁊ wishe, that you neuer haue nede of me: so surely if you euer shulde haue, it shulde well then appere, that as nature hath giuen you one father, so your fathers frendshyppe hathe prouided for you an other father. Wherfore good Edmonde, reken noo lesse affecte in me to doo you (good)

Trewe frendshyp.

(A 4.) 4.

good than is in your owne father, whose only study and care is, to se you growe ⁊ prosper towarde the state of an honeste man: and I to further you to the same, am as desyrous as he is, and as moche as I can, I wyl helpe you both with my counsayle and power, suche as I haue.

If you wyll call to your minde all the frayes, that haue benne betwene you and me, or betwene me and Smythe, you shall fynde, the causes euer depended of a care I had for your and his maniers. When I sawe certayne phantasies in you or him, that iarred frō true opinions, the which true opinions, aboue al lernyng, I wolde haue masters euer tech theyr scholers. But nowe that you be of better habilite to take coūseyll, I wyl (begynne) begynne to shewe you my mynde, in stayinge you for the hole course of your lyfe, that you may in time lerne what is to be done, to be a good ⁊ an honest man. You be yet in the first entree of your lyfe, and nowe is the tyme to haue a guyde, that may faithfully conducte you in the ryght way: For there be so many bypathes, and for the most parte, all bypathes be more worne with the steppes of your fore goers thā is the very true path of liuing: that if you go alone, you may paraduenture long wandre

True opinions.

out of the streyghte way. Wherfore as nere as I can, I wylle in fewe wordes appoynte vnto you certayne markes, vppon the whiche if you dilygentlye loke, you canne not erre, nor fayle of the waye, that leadeth to the rewarde of an honeste good (man)

(A 5.) 5.

man, whose vertue sauoureth plesantly to heuen, pleseth the world, and nourisheth hym selfe, with an incomperable delite and gladnes, that continually reygneth in his clene ⁊ pure conscięce. With these markes ⁊ tokes, the which I wold you loked stil vpon, I wil assigne you certaine auctors, in whose workes I wold you shuld bestow your lesure, when you may haue time to rede, yᵗ by them you may at the full be instructed in al thinges apperteining to vertu: ⁊ in al your life I wold you medled not greatly with any other bokes, then with these, yᵗ I shal name vnto you:

eding of any bokes.

it is not the reding of many bokes, that getteth increace of knowlege ⁊ iudgement: for the most parte of them, that redeth al indifferētly, confoūd their wittes and memorie without (any)

any notable fruite of their redyng. It muste be a diligent reder, that shal take the profyte of his labour and diligence. No man (specially of them that haue other occupations) can vse redinge but in verye fewe workes, the whiche I wolde shuld be piked out of the best sorte: that the fruite of the reders diligence maye be the greatter. I se many lose theyr tyme, when they thinke to bestowe their time beste, bicause they lacke iudgemente or knowelege, to pyke oute the bokes, the whiche be worthye to be studied. And in euerye thynge an order wel obserued, bringeth more profitte then any labour or peine besyde. Wherfore my good Withipolle, take hede to my lesson. I am in doubte, whether you haue anye other louer, that canne (and)

(A 6.) 6.

and wylle shewe you a lyke tale: but welle I am assured, that you haue none, that can thus teache you with a better will, to haue you take profite by him, then I do: ⁊ of me howe longe you shall haue this vse, it is in goddes wil to determyne: As moche as lyeth in me, I wyl nowe procure and prouide, that these letters shal kepe to your vse the summe of my councell, by the whiche if you order your will, I putte noo doubte, but fyrste the grace of god shalbe rooted in you, and next you shal liue with a mery harte, and finally neuer to lacke the commodities requisite for the shorte tyme in this worlde, in the whiche case you shall opteyne the worshyp and dignitie of a good ⁊ an honest man, whose conditions I had rather se you haue with po- (uerte)

uerte, than in greate abundance to be a man of smal honeste. You may be good, honest, and ryche, and so study to be, or els thynke neuer of ryches: for other wyse you shal deceyue your selfe, ⁊ do contrary to yᵗ way, that as wel worldly wisedom as the trouth of our faith sheweth you. But nowe here what I saye.

Fyrst and last (myn owne good Withipol) remēbre ernestly to haue in your mind .iii. certeine thinges, the whiche be of suche valure, that he that forgetteth eyther their dignitie and nature, orels the degrees ⁊ order of them: he can not please nother god, nor hym selfe, nor the worlde. I saye, in all the course of your lyfe there be .iii. thinges to beloked so vpō, that the first of them must be firste of you regarded: the second next after, and the third in (his)

(A 7.) 7.

his place after the .ii. Beware, as of dedly poison, that you ruffil not them without care, one before the other, as to take the .iii. in the place of the fyrste, or the second after the third, or both the second ⁊ the third before the first. In this conclusion you shal (as I haue sayd) both offēd god, ⁊

displese your selfe, ⁊ also nothinge contēt the world. Like as the most part of men now a dayes trespas al for the rechfulnes ⁊ negligēce in not keping these .iii. thinges, vnder the dignite ⁊ degre according as they ought to be obserued and kept. And what be we (my good Edmōd) if we be out of goddis fauor? odious to our selfe, and dispiteful to men. Therfore agayne I exhort you, to thentent you may eschewe this abhominable condycion, ⁊ growe to be admitted in the (blessed)
blessed nombre of them that rest in the grace of god, in the clennes of theyr conscience, and in the fauour of the world to be iudged a good, a wyse, and an honeste man. For this finall ende myn exhortation is nowe, that you in al your actes in the hole course of your lyfe, remembre these three thinges, that I wil reherse vnto you. But I say to you, yᵗ you must not only remēbre these thre thinges, but also specially haue in minde the degres of them: so that euer the first of them be chiefly in your thoughte aboue al other: and then in his place put the second, and let not the third be regarded, but as his place requireth, that is, when you haue done with the fyrste, and also with the seconde. There lieth more weight ⁊ valure vpon the knowynge and (kepynge)
(A 8.) 8.
kepynge of this tale, that I shall tell you: then if I coude shewe you the waye within fewe monethes, to be a man of greate power, both in excedynge abundance of riches, and also in passynge auctoritie of rule. Therfore as wel for the frute, that foloweth, if you do after myn exhortation, as for the infinite hurtes, that you canne not escape, if you shulde forgette that I say: I warne ⁊ warne you agayne, here this lesson with a glad eare, and print the same in your mind, to execute with lyuely diligence the effect of this counseyl, wherin is cōteyned your life and deathe, your ioye and sorowe, as welle in this world, as in that shalbe here after: These .iii. thinges, be the soule, the bodye, and the substaunce of this worlde. The fyrst place Soule.
hath by (good)
good reason the soule, seynge hit is a thynge immortal, that is created and made after the fygure ⁊ shape of almyghtye god. The nexte and seconde rome hath the bodye, as the caas and sepulture of the soule, and nereste Body.
seruaunt to the secretis of the spirite. The .iii. rome occupieth yᵉ riches ⁊ goodis of this world, as the necessarie instrumentes or toles for the bodye, Goodes of this worlde.
the whiche can not want nor lacke suche thynges. Let then the eie of your inward minde fyrst ⁊ chiefely euer beholde the first thing in you that is your soule: Nexte therto haue a respecte to your bodye: and thirdely considre the worlde: Care for your soule, as for your chiefe iewell and only treasure. Care for your body, for the soules sake. Care for the worlde for the (bodies)
(B 1.) 9.
bodis sake. Beware aboue al thinges, that you go not backewarde, as he doothe, that carethe fyrste to be a ryche man: nexte to be an helthye manne, and thyrdely to be a good manne: where he shoulde do clene contrary, first to study for goodnes, nexte for helth, and then for welthe. You se so greate blindnes amonge men, that some folke so careth for ryches, that very littel they loke for the helth of the bodye, ⁊ nothing at al they mind the state of the soule. I say to you, som folkes do thus: I wolde to god I myghte not truely report, that for the most parte al mē in maner now a dayes do no nother wyse. Loke vpō eyther the spiritual sort or the temporal: and moch a do you shal haue in the great swarmyng multitude of this blynd sorte, to fynde (out)
oute theym, that fyrste aboue all thynges care for theyr soule, nexte for their body: and thirdly for goodes of this world. You shal se marchantes spare no trauayle nor ieopardie of the body, to get these goodes. They be

(to sey the trouth) so occupied in the study of this third thynge, that scant they haue tyme to care for the seconde, and as for the fyrste, they passe nothynge thervppon, it semeth a thynge leaste in theyr thoughte, where, of conueniencye the same care, studye, and thought, that they gyue to the opteynynge of these worldly goodes: they shulde spend it al in the mainteynaunce of the fyrste thynge, that is the soule: and the smalle lyttelle regarde, that they take for the fyrste, shoulde be bestowed for the thyrde: and more than they (do,)

(B 2.) 10.

scholers. do, they shuld cherishe the seconde. The same cōfusiō is with vs scholers: for our first study is to get promotion, to get these goodis, to liue welthily. In this care we busely be occupied continually. Somewhat more we cheryshe our bodies then doth the marchant: but our cherysshynge is for the longer vse of these goodes, not as it shuld be for the soules sake. And as for ye soule we haue as lyttel regarde as other men haue, although we speke therof more then parau-ture other mē do. This ouerthwarte confusion of these thre thynges marreth all. And playnely I may say, that all mischief cometh onely of this misorder, that we put the chyefe care of our study to the thyrde thynge, and not to the fyrste, as of duitye, we oughte to do the contrarye. (If)

If my purpose were to shewe you, what other men do, and not rather what I wolde haue you doo: I wolde farther procede to expresse vnto you, how farre out of square our lyfe is nowe a dayes: and how blessed a life we shuld haue in this traunsitorie worlde, if the care of our soule were fyrst and chiefely in mens myndes, lyke as the care of the worldly substāce occupieth our hartis aboue all other thinges. If it were, as it ought to be, yt in our phantasie reigned the study for the soule, the shuld be here that celestial kyngedom, the whiche Christ techeth vs to pray for in oure pater noster, where we craue of god, that his rule and reygne maye come amonge vs. But as I despayre that commonly this study and care can not be changed from these worldly (ryches)

(B 3.) 11.

ryches to the soule: so I am ful of good hope, that you wyl take hede to your lyfe, to ordre therein your desyres, in this dewe maner, more regardynge what shulde be done, then what is done. When you se and knowe the ryght path, I trust you wil not walk in the croked hye way. The trouth shal more drawe you to loue and to folowe vertue, then the common ensample shalle entice you to folowe vyce, the whiche no man can loue, not the synner hym selfe.

But nowe myne owne good Edmonde, here of these three thynges somewhat more you muste prynte in your mynde, with a perfect perswasiō, that your soule is the chief treasure, that you haue: wherevppon your continualle thoughte and care muste be, to kepe hit, to (defende)

defende it, to norishe it, to comfort it by al waies and meanes possible for you. In this studie you muste spende all your wittes: night and day you must think on this thing, what so euer you do, you must direct your act to this thing. If you be occupied in the state of your body, eyther to dryue away syckenes, or to susteyne helth, let it be for the seruice your bodi oweth to ye soule. If you trauayle for goodes of this worlde, to get your owne lyuyng, or to helpe your frende, orels to prouide for your chyldren, when god shal sende you them: let your trauayle be for the necessyties of the body, and so finally for the soule. Consydre what the goodes of the worlde be, howe they be but instrumentes for the body. Use then the worlde in his kynde. Loke agayne (vpon)

(B 4.) 12.

vpon your body, howe it is preciouser then the goodes. vse hym thē in his

worthynes, ⁊ hurte not your body for a thing of lesse valu. And as ye haue nothinge, nother your body nor your goodes, to be cōpared with the dignite of your soule: so my swete withipol, let nothinge be in your reputation aboue this chief ⁊ principal iewel, the whiche must only for him self be cared for, ⁊ al other thinges in this life, must be cherished for it. I sticke moche with you in repetinge one thynge, but maruayle nat, though I so do: For I se vs al in this world so blinded, partly by a use ⁊ custome frō ye cradil, in the magnifienge of these goodis, partli by thesāple of them, with whom we be daily conuersat: that scant after longe crieng it can nowe be harde, yt the soule must be (chiefly)
cheifly cared for. And except grace worke with you, that you your self wyll consent to the trouth, it is not possible to perswade you, that the very trewe way of lyuyng is this, to care chiefly for the soule, and to care for all other thynges onelye for the soules sake. This sayenge thoughe it be trewe, yet I saye, hit can not be harde: in as moche the lyues of all them, with whome ye shalbe continuallye conuersaunt, shall crye oute clene contrarye agaynste my sayeng. For on al sides you shall se menne sweatynge in a contynuall worke, bothe of bodye and of mynde, to get these worldly goodes, withoute any mention made of the soules state: the whiche the verye friers care lyttel for: as it openly appereth. But euer I say to you, loke what Christen (men)

(B 5.) 15.

men shuld do, and if you se men so do, be glad of that syght, ⁊ folowe the same: if you se the contrarie, fle from the ensample, and cleue euer fastly to the trouthe, with a sorowful harte for the losse of other men, that so blyndely rushe forthe in the trayne of a vicious lyuyng, where the soule is so lyttel cared for.

That this firste thynge may be ye better in your study, I wil brefely touche somwhat of tho thynges that appertein hereto: to haue you knowe what nourisheth and comforteth the soule, ⁊ what hurteth and noyeth the same. The soule can not but euer lyue, it hath noo ende of lyuynge, yet we may saye, that the soule liueth and dyeth: It liueth in the grace of god, and dieth in the malice of the diuel. The soules lyfe is the eyghte of vertue: (his)
his death is the derkenes of sinne. You haue a free wyll gyuen you, wherby you may eyther quicken or slaye at your owne pleasure, your soule in ye bryght Paradise of life, and you may set your soule in the blacke dungeon of deathe. Let therefore this wyll of yours euer study to procure for the soules life, the whiche is your owne lyfe: and in the same study you shall delyuer the soule from his death, the whiche is the perpetualle payne ordeined for synne, that seperateth the image of god frome his patrone. I saye syn plucketh your soule frō god, whose image your soule shuld beare. Therfore in all your actis so doo, that you wyllyngely displease not god: who canne not be pleased but with a pure and clene conscience, pure and cleane if you (suffre)

(B 6.) 16.

suffre noo synne to remaygne soo longe in your desyre and mynde, that hit cankerethe the thoughte. Your thoughte is cankered with the longe resydence of synne: when eyther you be weake in the studye of vertue, orelles make verye littelle of a faulte, or defende youre vyce, or nowselle youre selfe in a custome of an inordynate desyre. The fraylenes of our flesshe is so greatte, that it canne not be, but that syn shall come to our desyre: but it is our blame, if synne tarye and abyde within vs. God hath gyuen vs a myghtye power ouer our selfe; we maye when we wyll correcte our desires, and dryue out all synne. If you knowe not what is synne, nor what is vertue: by the feare and loue of god, you shal knowe boothe. (The)

Feare of god. Loue of god.

The feare of god wylle teache you to flee sinne and folowe vertu. The loue of god wylle teache you to folowe vertu and flee sinne: wherby your priuey and secrete conscience shall better and more clerely perceiue, what is to be done, and what is not, than any diffinition or descryption can appoynt oute to you. Therfore my dere Withipoll, enwarpe your selfe faste and sure in the fere and loue of god, from your firste rysynge to your reste, drawe forth the day in all your busynesse, as this louynge feare and feareful loue shal secretely admonishe and warne you: and dye rather than you wolde pursue any lust against your knowlege of goddes plesure.

What marchandise so euer you occupie: remembre, it is the busynes of the thirde care, for the whi- (che)

(B 7.) 13.

che you may not leaue any poynte of this fyrste care, that belongeth to the soule. Lykewise if ye be occupied about the body: remembre, it is the warke of the seconde care, the which also must be ordered vnder the fyrste, the whiche fyrst must alwey sticke in your mynde, sturred vp and led in all desires ⁊ appetites by the sayde feare ⁊ loue of god. Do neuer that thynge, wherin you feare goddis displeasure.

Newe testamente.

More partycularlye in wrytinges you shall lerne this lesson, if you wold somtyme take in your handes the newe testamente, and rede it with a dewe reuerence. For I wold not haue you in that boke forgette, with whome you talke, hit is god that there speakethe, hit is you a poore creature of god that redeth. Consider the matche, (and)

and meke downe your wittes. Presume not in no case to thynke, that there you vnderstonde ought: leue deuisinge thervpon: submit your selfe to the expositiõs of holy doctours: and euer conforme your cõsent to agre with Christes church. This is the surest way that you cã take, both before god ⁊ man. Your obediẽce to the vniuersal faith shal excuse you before god, although it might be in a false belefe: ⁊ ye same obediẽce shal also kepe you out of trouble in this worlde, where you se, howe folishe medlars be daylie sore punysed, both to theyr owne vndoing, ⁊ also to their gret sorow ⁊ lamenting of their louers ⁊ frendes. Surely the trouthe is as I haue sayd, that it is your parte to obey, and to folowe the church: so that both for your soules sake, and (for)

(B 8.) 14.

for your bodily quietnes, with the cõforte of your frendes, I exhorte you to meddel in no point of your faith, other wise then the churche shal instruct ⁊ teache you. In the whiche obedience rede for your increase in vertue, the storie of oure mayster Christe, that liuely expressethe the hole course of a vertuous lyfe. And there you shall here the holye gooste commande you, to seeke fyrste afore all thynges, the kingedome of heuen, ⁊ than (saith the spirite of god) al other thinges apperteyninge to the bodye and worlde, shall by them selfe folowe withoute your care.

Mat. 6. Luc. 12.

Redynge ye gospels. Chrysost. Jerom.

In reding the gospels, I wold you had at hande Chrysostome ⁊ Jerom, by whom you might surely be brought to a perfecte vnderstanding of the text. And hereafter (at)

Ethica. Arist. Plato.

at leysure, I wolde you redde the Ethikes of Aristotell, eyther vnder some expert philosopher, orels with comment of Futtiratius. And lette Plato be familiar with you, specially in the bokes that he wryteth De re publica. Also

Cicero.

you shall fynde moch for your knowelege in the moral philosophie of Cic. as in his bokes De officiis, de senectute, de fato, de finibus, de Achademicis questio.de Thusc. Specially rede with diligẽce the workes of Seneca:

Seneca.

of whom ye shall lerne as moche of vertue as mans wit can teche you. These workes I thinke sufficiet, to shew you what is vertue, and what is vice: and by redynge of these, you shall growe in to a highe corage to

ryse in a iudgemente aboue the commen sorte, to esteme this world accordynge to his worthines, that (is)

(C 1.) 17.

is farre vnder the dignitie of the vertues, the whiche the mynde of men cōceyueth and reioycethe in these bokes, shal lyft you vp from the claye of this erthe, and set you in a hill of highe contemplacion: from whence you shal loke downe and dispise the vanite, that folishe men take, in the deceyteful pompe of this shorte ⁊ wretched life. Mo bokes, I wyll not aduyse you, for your soules study, to rede, thanne these: excepte hit be Enchiridion, that Erasmus wrytethe, a worke doubtles, that in fewe leaues conteynethe an infynite knowlege of goodnes. Thynke not my good Edmond, that I ouer charge you. For I knowe what pleasure you haue in redinge: ⁊ in better bokes you can not bestowe your plesure, than in these, the whiche be in nō- (bre)

bre but fewe, and yet they shall do you more good thā the reding here ⁊ there of many other. I wolde to Jesus I had in your age folowed lyke cōseil in redinge onely these workes, the whiche nowe at laste by a great losse of tyme in redyng of other, I haue chosen out for my purpose, to refreshe with them the reste of my lyfe. And I councel you nowe to begynnne to doo the same, when tyme and conueniente leyser shall be giuen you to rede any boke.

The second care is for the body, the which you must cherish as moche as may stande with the seruice of your former thought and study for your chief treasure. Haue a resspecte to kepe your bodye in good helth, the whiche resteth in the aier and in your diete. Abide not where (corrup-) Bodilye helth.

(C 2.) 18.

corruption[1] or infection is: Eate not, nor drīk not out of time or mesure: nor yet of suche meates ⁊ drynkes, as be more delicate and pleasant, then holsome. Knowe the measure of your stomacke before you ouerlade your bealye. Choke not your appetite, but fede your honger. Drowne not your lust, but quench your thirst, ⁊ euer for your soules sake, kepe you frō glottony. Faste sometime boothe for deuotion and also for your helth: Slepe rather to lyttell then to moche, as moche as you take from slepe, soo moche you adde to your lyfe. For slepe is deth for the tyme. Exercise you continually: for in labor your bodye shall fynde strengthe: and lustynesse is gotten by the vse of your lymmes. Lette neuer the sonne ryse before you: you shall (haue)

Corrupte aier. Diete. Faste. Slepe. Exercise.

haue to all your affaires the lenger day: And euer for your soules sake, flee from ydlenes, the whiche is not onely in hym that dothe nothynge, but also in hym that doth not well: and ydell you be, when you be not well occupied. Be temperate in your lustes, touching the bodyly pleasure: the tyme shal not be longe tyll your frendes by goddis grace, wyll prouide you of an honeste mate. In the meane season let the feare ⁊ loue of god kepe you in chastitie, the whiche apperteyneth to your chiefe care: for nedes you must so do, seinge yᵗ other wise lecherie shal sore defoyle your soule, yᵉ which you must regard before yᵉ bodis appetite. For this part I wolde you redde, as your leiser shalbe, a littel worke of Galen De bona valetudine tuenda. And in the wor- (kes)

Idlenes. Temperance. Gale. De bona valetud. tuen.

(C 3.) 19.

kes afore named, you shal find many thynges, that shall instruct you well for this parte also, and lykewise for the third, the whiche thyrd euer hath occupied mens stomackes more thē eyther the first or the seconde. Wherfore as wel in holy scripture, as in the other philosophers, ⁊ specially in Seneca, you shal finde many lessons, that apperteine to the thirde care. Seneca.

[1] Original: die erste Silbe fehlt (cor).

This third care is for the goodes in this world. In this part I can giue you smal aduyse of my selfe, bycause I haue had but smal experience herein: yet euer I se, that you may not in the study of gettyng these goodes, leue or slake the chief care, for the fyrste thynge, nor yet the secōdarye care for the bodye. Labour you muste for your lyuynge in a dewe order, as in the thyrd degree (of)
of your thinges. If matens, masse, or a sermon be to be harde, set your marchadise aparte for the season, ⁊ prefer the matters of your soule, yᵗ loketh to haue suche gostly fode. If the tyme require to haue you take a mele, eyther a diner or a supper for your refection, let not your marchādise defer the going therto in a dewe tyme. For remēbre, that busines is one
Almes dede. degree aboue your marchandise. If you espie a pore man to be in nede of your helpe, hast to helpe him before any care of makinge a bargayne, for yᵗ worke of mercy perteyneth to your chiefe iewell: ⁊ therfore your soule shall growe in the grace of god. Breke not moch, to the hurt of your helth the cōuenient time of going to bed for any occupatiōs or rekeninges in your study for these goodes. For (remembre)

(C 4.) 20.

Slepe. remēbre, that reste ⁊ slepe perteine to the .ii. thyng, wher your conting
Bargyne. bokes belonge to the thyrde. In making your bargaine kepe faith and promise: deceiue no man with any gyle or false color. For let it be euer in your phantasie, howe the gaines that you shuld get with suche vntrue dealyng, be cōteined vnder your .iii. yᵗ is to sey vnder your lest care, wher yᵉ breking of faith ⁊ pmise, with false deceite ⁊ vntrue deling, sore hurteth your soule: in whom resteth your chief thought. And by falshed, you coulde not get so moch of riches, as by yᵉ same you shuld lose of honestie ⁊ goodnes. wherfore trauayle euer as the degres of these .iii. thinges shal require. If an infinite hepe of worldly goodes might be got with a smal hurte ⁊ damage of yᵉ soule, forsake rather (that)
that great heape, than you wolde suffre this small hurte. There can be no comparison betwene the soules helth and the riches: the leaste droppe that can be of your soules parte, must pondre and weye more in your thought, thē al this world besyde can do.

Similitudes. Let not any similitude deceyue your iudgement. As if par cas a man wolde reson, that the goodes of the soule be all golde, the goodes of the worlde be all leade: all thoughe that golde is euer better than lede, yet there may be a great quātite of leade, yᵗ shal be valured aboue the smalle portion of golde. So in your phantasy a great gaines ⁊ lucre of the worldly goodes may seme better than a smal point of our soules substaunce. Wherfore he wyll conclude, that with a (lyttel)

(C 5.) 21.

lyttel losse of honestie or goodnes, we may venture to gette a greate aduauntage in this worlde: and some littel small portion we maye borowe of our soule, to wynne by that meanes a great summe of riches. Beware good withipoll, of suche reasonyng, and to the deth, to gayne al the hole royalte of this hole worlde, neuer trespas against your soule in the smallest iote than can be imagined. As if ye might be made a lorde of greate myght ⁊ power with abundance of possessions and goodes, onelye for the speakynge in wyttenesse of one worde agaynste the trouthe, with grudge of your conscience: forsake you all that offer, rather then you wolde fele the priuey bytte of your offence. For if you loke well, you shal see, that there is a great- (ter)
ter valu of gaynes in the smallest iote of vertue, then is in the moste wer of riches: ⁊ yᵗ yᵉ losse of yᵉ smallest mote, perteining to your soules state, is more hurte ⁊ domage, thē the refusing or forgoing of al yᵗ is vnder heuē. So that I say, it is not like betwene the soules goodis ⁊ the goodis

of this world, as it is betwene golde and lead valured aboue a peny weight of gold: where there is no title so small of vertue, that is not to be valured without comparison aboue the hole power of the erth and sees, throughe out Asia, Affrica, and Europa. The profe of my saieng dependeth here vpon, that euery iote, euery title, euery mote of vertu, wherin is conteined ye soules welthie state, hath appointed his propre state ⁊ place in the heue ⁊ kingdom of god: ⁊ al (the)

(C 6.) 22.

the spiritual goodes, both small ⁊ great be vnder god, of whom vertue receiueth hir rewarde: Of the which reward he yt leseth any maner portion, loseth more than the losse of the hole dominiō ⁊ rule of this world, whose prince is the diuel, yt reineth ouer al them, as ouer his bonde seruātes, the which can finde in their hartes to forsake vertue to wynne these false and vaine goodes, that stande to vs in no erthily stede: but for the shorte tyme of a fewe yeres in this life, where ye possessiōs of vertu be euerlasting. Thus I shewe you good Edmōd, that your care to get these worldly goodes muste be subdued vnder due order, as in his thyrde place. But what be these goodes, ⁊ what wey you may laufully gette them; I doubte not, but your father wyll (in) Diuel.

in tyme conuenient[1] shewe you. He is of that sorte of mē, the whiche hath by longe approued honestie purchased hym a good name, and is therby beloued and regarded of good men: whose steppes if you folowe, you shal by goddes grace come to lyke worshyppe, and be of lyke or more habilitie to leaue to your childrē sufficiēt to passe this lyfe with. Here remēbre, the more your father loueth you, the lesse is your thirde care: and the lesse that your thirde care is, the more leiser you haue to think vpon your chief iewell, the whiche god hath gyuen you to be ordered after your wyll, in the whiche iewel you shall after this lyfe well passed, haue the fruition of goddis presence, wherein resteth the ioye ineffable of the blessed lammes. The gotis, that is to (say)

(C 7.) 23.

say, the gredie soules of this third care, the which neuer mendeth, or very lyttel and weakely mendeth, the fyrste care, shal remayne for euer more, in the peineful darknes, where is nothynge but cryeng out and lamentynge with frettyng of stomakes, and snarrynge of teth, as the gospell shall teache you: In the whiche boke of god, you shall here what an harde thyng it is for a ryche man to entre in to heuen: bicause that most commonly riche men spend al theyr care ⁊ thought out of order, onely for this worlde, and seldome or neuer they thinke of theyr soule: and whenne they thynke thereof, they soo thynke, that they put that care far vnder the care of these worldely busines, doynge clene contrarye to this order. The whiche god wolde haue (vs)

vs to kepe. The which order thouh you shal se very litel regarded of al sortes of men, yet good Edmonde regarde you it, ⁊ haue pite of them yt regarde it not. It is the sonne of god, the which saith, many be called to heuen, but fewe be chosen. Enforce your selfe to be amonge the few, ⁊ forsake ye multitude. Be not drawē to an yuel opinion, neither with the ensample of popis, cardinalles, and priestes, nor with ye ensaple of princes, lordes, knightes, gentilmen, and marchātes, nor yet with ye ensapl, of mōkes, friers. You may by your self know, what is the right path, folowe you coragiously ye same, ⁊ forsake the cōmō hie way of siners. Yet before I leue this .iii. care, I wyll shew you my mind, what is chiefly in this pte to be cared fore: as the best portion of (world-) Mat. 20. et. 22.

[1] Original: conuenint.

(C 8.) 24.

worldely ryches. Surely I reken no possession of londes, nor yet no substace of marchadise, nor yet no abūdance of money, to be cōparable to a
A good frende. good fred. Therfore aboue all things in this worlde, procure to haue pletie of frēdes, ⁊ make of them your cōpte, as of your best ⁊ most p̄cious goodes. Alweys your frende shall be more profitable to you, then any tresure or power beside can be. Howe you shall know them yᵗ be worthy to be your frendis, ⁊ by what menes, ⁊ what wey frendes be both gotten ⁊ also
Cicero de amicitia. kept, ye shall best lerne in Ciceros littell boke De amicitia. I ca not say in this thing any point that is left of him. wherfore I remit you to yᵗ worke. An other point touching this care of worldly goodes is to vse accordingly your wife, whē yᵉ time shall (come)
come, that you shall haue one. For to opteyne substance of goodes, it lieth
House wife. as moche in the wife, to kepe that you bringe home, as in your trauayle to bryng home. And surely onelesse she be the keper and sparer, the husbande shal littel go forwarde in his labour of gettynge: And the very trouth is, that there is noo yuelle houswyfe, but for hir fautes the good man is to be blamed. For I am vtterly of this opiniō, that the mā may make, shape, and forme the womā, as he wil. I wolde go farther with you in this thing ⁊ shew somwhat of yᵉ wey to order your householde, if I sawe not this matter so largelye intreatedde of dyuers phylosophers,[1] of whome ye shall here as moche, as may be said in this thing. Specially I wolde you redde with most (dilygence)

(D 1.) 25.

œconomi. Xenoph. diligence, the propre boke, yᵗ Xenophon writeth herof, it is called œconomia, that is to say, the craft to order and kepe an howse, where this auctour geueth suche counsell, for all the course of an honeste mans lyfe in this worlde to growe in ryches, vnder the meanes of discretion and wisedome, that noo man in my mynde can sey more therin, or better: the whiche iudgemente of myne I doubt not but you wyll approue, whenne you haue redde the sayde worke: it is translated out of greke in to latine by onè Raphaelle, but in his translation the worke leseth a greatte parte of the grace, that hit hath in the greke tonge, and also his translation in many places is false: and it playnly appereth, that Raphaell vnderstode not wel, what Xenophō wrot (in)
in greke. I haue therfore, for dyuers of my frendes sake translated the same worke out of greke tonge in to englyshe, and you shall haue the same with my good wyl, when your pleasure is to rede it.

I wolde also for some parte of this thirde care, haue you rede the .vii.
Politic. Aristot. ⁊ the .viii. boke of Aristot. politikes, for to here his counsel concernynge the bryngyng vp of children, and the vse of other certayne thinges.

This is the effecte ⁊ some, myn owne good Edmond, of my coūcell, touching the .iii. said thinges: in yᵉ which I reken to rest the hole course of your lyfe, and if you obserue ⁊ kepe them in theyr degrees ⁊ order accordingly, you shall surely content god, nexte please your selfe, ⁊ thyrdly satisfye the worlde. (On)

(D 2.) 24.

On yᵉ cōtrary parte, misorder these caris, ⁊ you shal rūne into the vengeāce of god, into the hate of your selfe, and in to the indignation of al men. Beholde I pray you these hungrie and gredy wretches, that make of the thyrde thynge theyr fyrste thought and care, what life lead they in the sclander of al their acqueintace? what deth haue they in the sight of theyr priuy cōsciēce, whan they remembre their false swearinges, their deceitful bargaines, their playne robberies, theyr pollinges, their cruelle exactions,

[1] Original: phylosothers.

their oppressinges of ye poore men? what hope haue they of goddes fauor, whā they remēbre al their care ⁊ thought hath bē for the welth of this world? ye which whē they leue ⁊ forsake, they despeire of al other welthines: in as moch their mīdes (neuer)
neuer ernestly cared for that welth, the whiche euer endureth.

This remembraunce of theyr misorder, is an heuy burthen to their consciēce. It can not be otherwise. Cōsyder nowe agayne, howe clere and lyght his mynde is, that in all his lyfe hath euer chiefely studied for the soules welth, that remembreth euer howe his care hath ben for the rewarde of vertue? Of this man howe well doth euery manne speake? what ioy and comforte enbraceth the conscīence of this man, whē the hande of god calleth him frome his shorte lyfe, to that perpetualle lyfe, for the whiche he hath so moche labored. The tother be he neuer so rich, is called a false felowe a wretched knaue. This man be he neuer so pore, is called an honest person, a good man, for (whome)
(D 3.) 27.
whome he heuē gatis standeth open, whilste the tother falleth to endles turmentes. This is thend of misorder, ⁊ this is thēd of good order, in breaking and kepyng the degres of the forsaid thre thinges. Wherfore I can not warne you to often, to take hede of this councel: and you can not to often here the same. The ieoperdie is not small, if you shoulde forgette this tale, hit is no lesse perill then vtter shame in this worlde, with deathe euerlastyng. where so euer is sclāder, there is shame: greater sclander there can be none, than foloweth on all sydes the vniuste riche man. And he euer, where some euer he be, gathereth vniustely ryches, that careth chiefely for these worldely promotions, the whiche man hath (I saye) bothe in his life
(extreme)
extreme shame, ⁊ also after this life extreme punishement. You be not forboden to get riches, but the vnordinate desire of geting riches is abominable both in ye sight of god ⁊ mā: your desire is vnordinate, if it be not ordred vnder the degre of your chif care, as now ofte inough hath bē repeted. I wolde now leue you ⁊ make an end of these .3. cares ⁊ studies, appteinig to your soule, body, ⁊ goodes: sauinge yt bicause I somewhat know your dispositiō, ⁊ wil particularly touch one thing or two that you muste most ernestly beware of: bicause you be moch naturallye inclyned otherwyse to falle in to certayne poyntes, that sore disquieteth the minde, hurteth the body, and lindreth the profites of this lyfe: so that frendly I wyll admonishe you of one or two thin- (ges,)
(D 4.) 28.
ges, that perteyne to all your three charges.

Take hede my good Withipoll of your passion toward wrath, ire, ⁊ anger: resist as moch as you can the prouocatiō of your stomake to this vehemēt page. Be not light ered in hering a word of displesure: Consider the kinde of life that you take: you must be cōuersante with many and diuers marchantis, amonge whom euery one thynketh him self both lorde ⁊ mayster. In suche company chanceth to be oftē dysdaynful lokes, proude coūtenaces, scornes, mockes, scoffes, cōparisons, bytyng tauntes, odyous checkes, spytefull reproches, with frettynge enuye, and with manye other corrupte affections, whereby ryseth moche debate, and some tyme there foloweth plaine furie, (that)
that maketh men more lyke wylde beastes, for the tyme of their madnes, than to reasonable creatures. It is a great grace in hym yt feleth his harte agreued, ⁊ yet sheweth not outwardly his grefe. This prudent dissimulation more auengeth his qarel, thā any redering of any wordes coude do. For it is a deedly stroke, that the pacient manne gyueth in this softe and mylde suffering the ragis of an angrie fole. Loke wel vpon them both, he that

wrath, ire ⁊ anger.

Fuerie.

Pacience.

suffrethe and saythe naughte, is like a manne, the rayler or taunter is lyke a beaste or a foole. The sufferer alway both in his tyme of sufferynge and also afterward, when all fumes be cessed, hath a greate prayse of all that beholdeth hym: and euer he hath cause of reiosing and gladnes, where the tother fret- (teth)

(D 5.) 29.

teth with hym selfe: and scant the nexte daye after he can shewe his face: behynde whose backe his cōpany reporteth the folly of his hastynes, ⁊ sore they blame hym for his vncomly behauour. Let ye quarel be what you lust, euer by your pacience ⁊ sufferace, you shal haue aduauntage of hym that prouoketh you, and finally, for your often forbearynge, a name of sobrenes, wisedome, ⁊ discretion: wherof shal folowe great credence, ⁊ a loue of al honest persons towarde you, where he yt wil suffre naught, but wyll ease his stomacke, in gyuinge mocke for mocke, checke for checke, shalbe taken for a wrangler, a brauler: and fewe or noone honeste men wyll gladlye medyll with hym.

To rule this passion of ire, you (shall)

Plato. Seneca.

shalbe moch more strōger tha min exhortatiō cā make you, if you wil (as I haue councelled you before) haue Plato your familiar. And Seneca shalbe a mete phisition for to helpe your mind ayenst these greuos pāges. The best is not to be angrie, the nexte is not to shewe in wordes or coūtenāce your angre, but remebre, if it chace that you be angred, and that you haue in shewynge your angre moued ⁊ sturred some other to be displesed: beware that you nourisshe not this grefe, spit out of your stomake all peuishnes, ⁊ seke atonmēt as sone as it cā be possible. If the pty speke not to you, speke you to hym, it is no shame to be agreed, it is a foule shame to cōtinue in anger: ⁊ in the mene season your prayer to god is voide. For out of charitie, ⁊ out of (fa-)

(D 6.) 30.

fauor ⁊ grace of god. It is ye groūd ⁊ only stay of our religion, to loue together like brotherne, al vnder one father yt loketh ouer vs in heue, for whose sake, se yt you neuer slepe with grudge ayenst any pson: in so doinge you shal finally opteine, yt no man wil bere you grudge, ⁊ for your loue you shal haue loue plentifully of god ⁊ of ye world: Begin mine owne good withipoll to ouerthrow this bestely passiō of wroth, before your age make your stomak stubborne. Ouercome now in time sullines, before men haue regarde of your displesure: accustome your selfe with mildenes, softnes, paciece, sufferāce, ⁊ specially with gentilnes, that can not abyde an harte mindefulle of any grefe. To your enferior be pitiful, buxome, ⁊ redy in offering your selfe, both to take (and)

and kepe frendeshyp with your felowe and companion. Striue not, compare not: but alwayes studye to encrease familiaritie by louinge maners, and casly forget iniuries. Let no displesure be taken of you, howe many someuer dyspleasures be gyuen you. To your better and superiour if you obey ⁊ giue place, it shall be reputed to your commēdation and prayse. There is noo man so vile, but his loue may stād in stede to you, and of the pooreste mans hatred, you may haue some tyme hurte.

Thus I say both for the worldly wisedome, and also for the bondes of your faythe, you muste take hede to this warninge: ⁊ the more ye be enclyned not only to be quickely angrie, but also to nourysshe lōge your angre: the more diligēce (you)

(D 7.) 31.

you must bitimes take, to correcte and amende your nature, remembrynge alway your chief care, that perteyneth to the fyrste thyng, the whiche is with nothing more hurted and hyndered, in his waye to grace warde, then with the breaking of loue and charitie. And as often as you be angrie, soo

often plucke you your soule frō the presence of god, by the same passion. Also you disquiete your body, and oftē times folow diseses by ye fiers pursuinge of a grefe, ⁊ sometime by rages chanceth plaine bataile, ⁊ therof your body stādeth euer in ieopdye. Also nothing more hyndreth ye gaines of your .iii. care, the doth vnpacient chidynge with other. For it causeth manye to forbeare companye: and by that euer foloweth losse of occupienge. And (some)
sometyme a good worde behynde your back may auātage you more the a longe sayling in to Spaine, and an yuel worde lykewyse may do you more hurte than a losse of a shyppe: Let no man haue cause to be angrye with you, and euer you be sure to be wel reported by.

One other thynge or two I wolde warne you of, with as many wordes as I haue done of the said passiō, if I thought not yt by ye reding of the said workes, you shal moche better than I can shewe you, not only fle frō al misbehauors, ⁊ corrupt vses of yl fātasies, but also folowe ye clene piked vertues, and by your own study grow to be a pfect mā, in ye fauor of god ⁊ al other. No mā shal coūsel you better, then you shall doo your owne selfe, if in reding you wil examin secretly your (conscience)
(D 8.) 32.
cōscience, whether such ppretis be in you as you rede, or no. If they be in you ⁊ be dispreised, determine with your selfe to amend them: if they be not in you, ⁊ be good, determyne with your selfe to get them. As in reding you shal here aboue all other fautes dispraised, an vntru tōge, which bringeth a mā out of credēce, a thing very hurtful for marchates, whose craft you be like to exercise: ⁊ beside it sore offēdeth ye eares of god, to here his best beloued creature make yt noise ayēst his knowlege ⁊ priuey conscience: where nothinge garnisheth mans voice better thē trouth of his tale. This thing chiefly appteineth to the care of the soule, yt is your first charge. It maketh also for the .ii. and for the .iii. care. For surely whē the minde is disquieted with the re- (mem-)
membraunce of the offence in lyenge, the body hath his parte of yl reste: And by the same vntrue spekynge moche hurte and domage ensueth agaynste your credence, a thinge I say moste necessary to be kepte and maynteyned of al them, yt seke by marchādise any lucre or gaynes. Therfore let your mynde my good Withipol neuer delite to vtter any lie. Eyther speke not, or speke truly. what faute so euer you may do, let it not be defēded with a false tale: for yt were to fle out of the smoke in to ye fire, as to do a worse faute in choking an yll, and in the mene season your soule suffereth a sore stroke. This euer as you rede of this matter, haue minde of your selfe to take fruit of your redinge.

Vntrewe tonge.

In consideration also of al thre partes, that is to say, both for the (defence)
(E 1.) 41.
defence of your soules state, ⁊ for the welth of your bodye, and also for the worldly goodes sake, vse in all your actes a certayne cōmendable wisedome, neuer to be none of these busy medlers: Leue other mens fautes, leue correcting, that you haue no power in, leaue teachinge of that you knowe not. Let the gospel be ordered by them, that be admitted for doctours therof. Let the prestes be blamed of them that haue the rule of the order. Let common ceremonies and all olde customes alone. Put euer your trust in the power and wyl of god, and obey to the[1] consent of the churche, without quarellynge or resystynge. Go you fourth your waye after the meke steppes of a trewe christen man. Let the worlde bluster and blowe as hit wyll, be you (none)

[1] Original: he.

none of the blowers. Scurge who wyl, be you none of the scourgers. For beleue me, sooner shal the rod, than the chylde yᵗ is beaten, be cast in to the fier. In eschewinge all medlyng, you shal haue your goodes, you shal kepe your body from trauayle, and by the same meanes you shal best
obedience. prouide a sure buckeler for your soule. For vnder the clooke of obedience, chaunce what chance shal, your soule is euer sure for takynge any hurte: the iustice of god wyll kepe you harmelesse, howe some euer the tempeste
malepert. of enormities ouerfloweth this world. If you shoulde be malaperte, and presume to be a doer: reporte me to you, what may in this world happen to your vndoing both in goodes ⁊ bodye, ⁊ by the same trouble you shalbe caste from the succour (of)

(E 2.) 42.

presumption. of god, who abideth not any presūtion. You falle in to presumption, when you grudge agaynste your rulers, though they be worthy of all disprayses. You presume, when you meddel with them, that be not vnder you. You presume, whan you take in hande to amende this or that, where your parte is not to speake. And specially you be presumptuous, when you dare crake, that you knowe goddes wil. Leue therfore my good Edmond, al maner of medlynge, and praye to god to accepte your obedience. Praye also bitterly, that his wyll may be fulfilled in this worlde amōge vs, as the angels fulfille in heuen. Thus pray and meddille no farther. For I assure you, it is so to be done.

Many my thynges myghte be (sayde) sayd for these .iii. cares, but to you I recken it inough this moch that I haue here touched. yet one word or .ii. more shall not be supfluous. For I wolde not haue you deceyued by any word that I haue here vsed: As perauenture you might be, if I shuld thus leaue you. Seinge that I haue bed you fyrste to care for your soule, next to care for your body, and thyrdely to care for the goodes of this worlde. More ouer I sayd, there be goodes of the soule, goodes of the body, goodes of this lyfe. But lette these wordes be to you as not spoken in their exacte and propre signification. For to speake truely, there is noo care but one, nor there be noo goodes but of one. We muste haue a certayne slyght regarde to our body, ⁊ a slighter regarde to the worlde: (but)

(E 3.) 43.

but care we may not for neither of these two. You knowe, that to care were to take an inwarde weyghty thought: the whiche muste not be taken, but for a thynge of greate worthynes, and also of more suretie, than is either our body, or the worlde. Only our soule is the thīg to be cared fore: and these smal cōmodities, with certayn praty pleasures of the body, and the worlde, can not truelye be named goodes: for in very dede they be not good. For this worde good includethe a dignitie in hym that sauoureth of god and heuen: So that tho thinges be onely worthye to be called goodes, the which haue a ppetuitie and stedfastnesse of godly substaunce: Other thinges variable, chaungable, flytterynge, suche as maye be taken from vs mawgree (our)

our heed, be not worthye of this hyghe name. Neyther the bodye nor yet fortune hath any goodes: our spirite ⁊ mynde only hath thinges, that truly be called goodes, yᵉ whiche be so constantly and surely ours, that euer they remayne with vs in spite of all chaunces, and all our aduersaries. Mercy, pitie, deuotion, mekenes, sobrenes, pacience, faythefulnes, charitie, and such other vertues be the very tru goodes, the which we may iustely reken ours, ⁊ for them we shulde continually labour. For these be the substaunce that our soule must haue, to be with them rychely decked and garnished, that we maye haue our holy day array, and our nuptial vesture according, to com to the great feast, that Christ saith we shall ones be called to. (All)

(E 4.) 44.

All these false goodes of the bodyes lustynges, beautie, fayrenes, strengthe, helthe: and also these triflynge goodes of Fortune, royall houses, large heritance, great rentes, implementis, costly apparayle, golde, syluer, honour, power, frendshyppe, nobilitie, and what you wyll els in this worlde: All these vayne thynges, bothe of bodye and fortune, can make but a raggyd garmente for our soule, the whiche shall be with extreme shame drawen frome the sayde feaste, if hit come in goddes presence with these beggerlye ragges. This sayenge good Wythipolle, I speake to ease and comforte your mynde: for by this tale that is trewe, you nowe lerne, that al though before I sayd you shuld haue thre cares in this lyfe, yet in (dede) dede you haue but one care, the whiche is to care for the true goodes, that be to be purchased for the soules welthy state. Wherfore of your three cares, stryke of two, if you wyll speake of ernest care. Yet I wyl sticke a lytle more with you in this poynte: for fayne I wolde you shulde se a true marke, wherby you may gouerne and rule all your phantasies and opinions. If your phantasie be well directed to the true marke, you cā not misse of the ryght pathe to vertue, the whiche bryngeth man thither, where he shall receiue the inestimable rewarde for his trauayle. I say your soule onely must be cared for: and this onely care must be to get and kepe the true goodes, that be only the goodes of the mynde: Other goodes be not called proprely goo- (des,)

false goodes.

(E 5.) 45.

des, you se howe these praty commodities of the bodye, ⁊ also these small gyftes of fortune, mawgree our heed be taken from vs, as I cā not escape alway sykenes, I cā not escape misfortunes: I can not flee frome the cruel handes of tyrates, I may be cast into tortures, I maye rotte in fetters, I maye lose al my substance, by water, by fyer, by theues, or by other violent robberye. Agaynst these chances no man cā resist, no care nor thought preuayleth to assure vs, eyther of our bodyes, or of suche goodes. Wherfore lerne you that I say before god, we haue no goodes, but onely the goodes of the spirite and mynde, the whiche goodes (as I haue sayde) be so sure ours, yᵗ they can not be takē from vs, but with our owne wyll consentynge to the (losse) losse of them. In this spirytualle possession, euery man is an inuincible emperour. We may dispise al violence of princis, al worldly chāces touching the kepyng of vertu, maugre the holle power of the diuel, ⁊ all his retinue. Here of lerne and marke myn Edmonde, wherin you maye be hurted, that your care may the better be bestowed. For to care wher you haue no hurt it is nedeles: or not to care, where you be hurted, is a blind ignorāce.

We be hurted whā we lose any parte of goddis fauour, we lose goddis fauour, when we lose any goodes of the mynde: we lose the goodes of the mind, whē we either reioice of yᵉ hauing bodily ⁊ worldly goodes, or make sorowe of the lackynge the same. we be not hurted, whā god cōtinueth his fauor, (when)

(E 6.) 46.

whē we decay not in the strēgthis of minde: we decay not in the strēgthes of minde whē we be not ouercome, neyther with the gladnes of the bodis and worldes prosperite, nor with bewaylynge of theyr aduersite. Thus you se, nother in the goodes of the body, nor in the goodes of the world, you cā other take or escape hurte: it is only the vertu of your minde, wherin you muste serch, wheder you be safe or hurted.

Now whē you knowe the place of your hurte, knowe also what may do you hurte, that you maye be more charie of your hurter. You se ones, the place wherin you maye be hurted, is your secrete mynde, a very sure place.

For it is not fyre nor water: nor thefe that can come there: it is no princis sworde, that cā perce into this (place)
place it is no misslucke of fortune that can lyght vpon your spirite: finally there is no diuel of hel, that can fasten a stroke vpon you, to do you in this place any hurte. This shulde be a greatter gladnes vnto you to considre, in howe stronge a tower you be from all hurte: but se thenne agayne, who hit is that maye hurte you. For surelye you cā not be hurted but of one, in whō is power to do hurte: this is your owne free wyl. This wyl of yours ⁊ nothing els, hath power to hurt you. Se shortely in ensaple, howe your lādes be takē frō you, you be spoyled of your goodes, fire burneth vp your house, you be haled to prisō, you be beate, you be torne with whips, you be drawē vpon ye rackes, you lie in chaynes, you cōe forth to opē shame, you suffre cold, (you)

(E 7.) 47.

you be gnawen with hunger and thyrste, finallye you be putte to death. what of al this? yet I can not saye, that you be hurted: I se that with al this the fauor ⁊ grace of good may cōtinue with you, as it did with the holy martyrs. And also before Christis passion holye Job suffred al this, ⁊ was not hurted. This is a great cōfort for you, to se that nothing cā hurt you but only your owne selfe. This is the hyghe grace of god, that so hathe made man to be ouer al a myghty conquerour, that can take no hurt but of hym selfe. Wherfore I trust you will lyue euer safe and sownd. For I wyll not thynke, that euer you wil be so mad, as to hurt your selfe. Than for these trifles of the body and worlde, take no care: it is neyther the seconde thyng nor (the)
the thirde thynge, that canne be so vnto you, that in eyther of theym you can be hurted. Marie take hede, lest by the displeasures done in the second and in the thyrd, you of madnes take occasion to be hurted, and wyllyngelye hurte your selfe in the fyrste thinge, the which onely is the place, where you may be hurted. And none besyde your owne wyl hath power to hurt you there: as if in the tyme of the losse of worldly goodes, you wil fret in anger, you wil dispise god, you wil curse and ban, you wyl enforce to be auēged, you crye out in furie ⁊ madnes: now take you thought ⁊ care, for surely you be hurted, and your chief iewel hath a great losse. For god withdraweth from your soule a great part of his grace: so that this hurt you do to your own (selfe)

(E 8.) 48.

selfe by this frowardenes. Lyke wyse whylste your body is turmēted, eyther with sykenes or other wyse: if you therfor forsake paciēce, and swelle in wrothe: you be than hurted in dede, but of noone other person besyde your selfe onely. Thus you may take frō the secōd and the thyrde, in the whiche two you can not be hurted, an occasion to hurte your selfe, ⁊ to haue therof a greatte cause of a sore and an erneste care, for the peril that your soule therby falleth in.

To confirme you the faster in these ryghte opinions, I wolde you redde
Epictet⁹. the lyttell boke of Epictetus, intitled his Enchiridion, well translated into latyne by Angelus Politiane: But to saye the trouth the worke is so briefely and darkely written, that without (a com-)
a coment or a good mayster, you shall not perceyue the fruite of the texte. I am in mynde, if I maye haue therto leysure, to translate the cōment of Simplicius vppon the sayd worke: and then shal you finde suche swetenes in that boke, that I beleue hit will rauishe you in to an hygher contemplation, than a greatte sorte of our religious men come to. And one thinge beleue me, my good withipol, that in redynge of these olde substanciall workes, the whiche I haue named vnto you, shal besyde the perfection of knowlege,

gender a certayne iudgement in you, that you shal neuer take delite nor pleasure in the trifles and vayne inuentions that men nowe daies write, to the inquietinge of all good order: by reason that the moste parte of (men,)

(F 1.) 49.

men that rede these new flittering workes, lacke perfecte iudgement to dyscryue a weyghtye sentence fro me a lyghte clause, the whiche iudgemente can not be gotten, but by a longe exercysynge of our wittes with the best sorte of writers. And to me it is a pitiful thynge, to beholde the folishe dremes of these yonge clerkes in mens handes: ⁊ to se these noble olde workes of the holy fathers and philosophers lye vntouched. Where if these newe wryters speke any thynge well, it is piked out of this aunciente bokes. But what so euer these petye clarkes pike out nowe a dayes, for the mooste parte it is defaced and broughte out of good fashiō with theyr yuel handelynge.

I wyl nowe make an ende, it is sufficient to a wyllynge mynde, su- (che)

[Letzte Textseite:]

che as I truste is in you, to haue with a frendes fynger the way appoynted, where you must walke, if you wil procede in vertu: the whiche is onely the thynge, that maketh a man boothe happye in this worlde, and also blessed in the worlde to come. Beleue you my counsayle, and, vse the same, orels hereafter you will paraduenture bewayle your negligence. Fare ye wel.

At More a place of my lorde cardinals, in the feaste of saynte Bartholomew. 1529.

[Schlußblatt:]

LONDINI IN AEDIBVS THOMAE BERTHELET. ANNO MDXXXV. CVM PRIVILEGIO.

Heinrich Morf.

23. Oktober 1854 — 23. Januar 1921.[1*]

Sie haben, meine Herren, durch den Mund Ihres Herrn Vorsitzenden mich mit der ehrenvollen Aufgabe betraut, dem teuren und unvergeßlichen Ehrenmitgliede der Herrigschen Gesellschaft Heinrich Morf Worte der Erinnerung zu weihen und ein Bild seines Lebens und Schaffens zu entwerfen. Mit tiefer Wehmut bin ich dieser Aufforderung nachgekommen, auch nicht ohne eine gewisse Befangenheit ob des eignen unzulänglichen Vermögens. Stand doch Morf bereits im reifsten Mannesalter, da ich als Amanuensis Adolf Toblers zur Zusammenkunft der Historiker hier, in Berlin, 1908 seine persönliche Bekanntschaft machte. Die bei weitem größere Strecke seiner siegreich durchmessenen Lebensbahn lag bereits hinter ihm. Seit seiner Übersiedlung an die hiesige

[1] Die nachstehenden Ausführungen bilden den Wortlaut der Ansprache, welche der Verfasser am 8. März 1921 in der von der Herrigschen Gesellschaft zu Berlin für Heinrich Morf veranstalteten Gedächtnisfeier gehalten hat.

* Die Schriftleitung hat geglaubt, diesen warm empfundenen Nachruf in seiner ganzen Ausdehnung zum Abdruck bringen zu sollen, wenn sie auch keineswegs alle darin enthaltenen Bewertungen zu teilen vermag. Sch.-G.

Wirkungsstätte, 1910, habe ich ihm dann freilich nahestehen dürfen, von jenem ersten Vorfrühlingstage an, da die gemeinsame Trauer uns am Grabe des greisen Lehrers und Freundes und die gemeinsame Pflicht uns in dem verwaisten und nun schon nicht mehr verwaisten Romanischen Seminar zusammenführte, bis zu jenem neuen unheilschwangeren Märztage von 1918, da er, von der Bestattung Max Roedigers heimkehrend, Schlimmes ahnend die Worte sprach: 'Es geht auch mit mir abwärts.' Es wird mir stets ein hohes, dankbar empfundenes Glück und ein entscheidend fortwirkendes persönliches und wissenschaftliches Erlebnis bedeuten, diesen beiden edlen Schweizer Führergestalten Adolf Tobler und Heinrich Morf zur Zeit meiner bescheidenen wissenschaftlichen Anfänge nahegetreten zu sein und an ihrer Arbeit in Universität und Seminar teilgenommen zu haben.

Heinrich Morf wurde am 23. Oktober 1854 zu Hofwil bei Münchenbuchsee im Kanton Bern geboren. Der Vater war der Leiter des dortigen Lehrerseminars, später, seit 1860, Vorsteher des bürgerlichen Waisenhauses und Lehrer für Deutsch am Lehrerinnenseminar zu Winterthur. Er hat sich als pädagogischer und autobiographischer Schriftsteller, zumal als Pestalozziforscher, einen ausgezeichneten Ruf erworben. Die Hochschule seines Heimatkantons Zürich ehrte seine gelehrten Verdienste 1890 durch die Verleihung des philosophischen Doktordiploms *honoris causa* — welch freudige Genugtuung wohl auch für den Sohn, der eben sein romanistisches Ordinariat in der gleichen Fakultät angetreten hatte! Dieser Vater Heinrich Morf ist noch hoch zu Jahren gekommen, während die Mutter zeitig dahingerafft wurde. Wir finden den Namen des Achtzigjährigen auf dem Widmungsblatt der 'Geschichte der französischen Literatur im Zeitalter der Renaissance' vom Jahre 1898, gewiß hat ihm ihr Verfasser das ausgeprägte pädagogische Talent, den stets bekundeten Sinn für alle Fragen der rechten, praktischen Erziehung, des mit kunstvoller Methode aufgebauten Unterrichts in erster Linie zu danken.

In Winterthur besucht Morf die Bürgerschule, später das Gymnasium, das er 1873 mit bestem Zeugnis verläßt. Noch heute erinnern sich Schweizer Freunde und Klassengenossen, zu denen neben anderen Trefflichen der als gediegener Homerforscher bekannt gewordene Georg Finsler gehörte, an seine schon damals hervortretende vielseitige Begabung. In den Jahren 1873—1875 studiert er an der Zürcher Universität vier Semester indogermanische und vor allem klassische Philologie. Der Sprachforscher Heinrich Schweizer-Sidler, der Gräzist Arnold Hug sind seine Lehrer, an deren anregenden, genußreichen Unterricht er sich später gern erinnert. Zu Schweizer-Sidlers Füßen hatte ja auch Adolf Tobler gesessen, und nachher hörte ihn Wilhelm Meyer-Lübke.

Alle drei, *Tutti e tre*, Tobler, Morf, Meyer-Lübke, haben denn auch zu der schönen Festschrift, welche die Zürcher Hochschule dem berühmten Gelehrten zur Feier seines 50. Dozentenjubiläums im Jahre 1891 darbrachte, einen wertvollen Beitrag geliefert.

Im Herbst 1875 vertauscht Morf Zürich mit Straßburg, wo er unter Eduard Boehmers Leitung sich fleißig dem Studium der romanischen Sprachen und Literaturen zuwendet, darob aber nicht verabsäumt, mit frischem, weltfreudigem Sinn als aktiver grüner Helveter an dem korporativen Leben der Studentenschaft regen Anteil zu nehmen. Im Juli 1877 wird er daselbst auf Grund seiner Dissertation 'Die Wortstellung im altfranzösischen Rolandsliede' mit den ersten Noten promoviert.

Der Einfluß, den Eduard Boehmer als Forscher und Lehrer auf den angehenden Romanisten ausgeübt haben mag, darf vielleicht nicht zu gering eingeschätzt werden, wenngleich seine Erscheinung durch die überragende Persönlichkeit Gaston Paris' später verdunkelt wurde. Der Begründer der 'Romanischen Studien' war ein vielgewandter Gelehrter, dem die Kenntnis Dantes und der altfranzösischen Literatur, aber auch die Würdigung neuprovenzalischer Poesie am Herzen lag und der zur romanischen Linguistik, zumal zur Phonetik, ein mehr als äußerliches Verhältnis besaß. Er hielt damals in Straßburg als einziger unter den deutschen Fachgenossen umfängliche Vorlesungen nicht nur über vergleichende Grammatik der romanischen Sprachen, sondern auch über die Geschichte der poetischen Literatur der romanischen Völker, in denen neben dem französisch-provenzalischen, italienischen, spanischen und portugiesischen Schrifttum auch das rätische und das dakische Berücksichtigung erfuhr. Boehmer hat selbst Aufzeichnungen über die von ihm gewählte Gliederung des stoffgewaltigen Gebiets hinterlassen, uns nicht völlig gleichgültig, die wir uns der Vollendung der literarischen und künstlerischen Meisterschöpfung Heinrich Morfs, jenes prachtvollen Gesamtbildes der Literaturen der Romania, haben erfreuen dürfen. Jedenfalls hat das Streben nach umfassender gemeinromanischer, linguistischer und literargeschichtlicher Information, welches die spätere wissenschaftliche Tätigkeit Morfs auszeichnen wird, hier in Straßburg einen ersten kräftigen Impuls erfahren können.

Die Dissertation deutet indessen erst eine Seite der künftigen Genialität an. Sie verrät den durch sachliche Gründlichkeit, durch die Gabe vorurteilsfreier Beobachtung, durch kritische Besonnenheit qualifizierten Philologen, der die Besonderheiten der Wortstellung als Reflexe eigentümlicher Gedankengestaltung darzustellen und mit klarem Blick zu erkennen weiß, inwieweit Vers- und Reimzwang der Umgangssprache des Dichters Gewalt angetan hat. Sie zeigt noch nicht — dies dem Thema nach durchaus begreiflich —

den späteren der Sprachwissenschaft neue Ziele weisenden Beherrscher lebender Mundarten, zeigt aber auch noch nicht den Künstler gelehrter Darstellung, der selbst der sprödesten Materie eine anmutige Form abgewinnt. Ja, Gaston Paris bezeichnet die Lektüre der Arbeit, deren Solidität er warm anerkennt, als *peut-être plus fatigante encore que ne le voulait la nature du sujet.* Wenn er seine kurze Anzeige in der 'Romania' mit den Worten schließt: *l'auteur se montre par ce début comme hautement qualifié pour contribuer au progrès de la philologie romane,* so stimmt dieses prophetische Urteil mit der Meinung des strengen Freundes Adolf Tobler überein, den 'die bei aller Sicherheit ruhig bescheidene Weise, mit welcher er (Morf) irrigen Ansichten, unstatthaften Lesungsvorschlägen u. dgl. gegenübertritt', um so angenehmer berührt, als man diese nicht allen Erstlingsschriften nachrühmen könne, der zu nicht wenigen Punkten der Abhandlung sich zwar Vorbehalte erlaubt, am Ende seiner Besprechung aber hinzufügt: 'Es sind der Ausstellungen etwas viel geworden, doch hindert mich das nicht, von den weitern Arbeiten des Verfassers recht Gutes zu erwarten. Gewiß wird er später auch für Correctheit des Druckes noch besser sorgen lernen.'

Was diesen letzten Passus anbetrifft, so ist daran zu erinnern, daß der junge Doktor bald nach seinem Examen auf Reisen ins romanische Land gegangen war und den Druck der Dissertation offenbar nicht selbst überwachen konnte. Den Winter 1877/78 verbringt er in Spanien. Er gewinnt Fühlung nicht nur mit der kastilianischen, sondern auch mit der arabischen Sprache. In der Madrider Nationalbibliothek kopiert er unter anderem jene berühmte Handschrift, welche das wertvollste Denkmal maurisch-spanischer Literatur, das in arabischer Schrift geschriebene *Poema de José,* enthält. Der sorgfältige Abdruck dieses umfangreichen Aljamiatextes bildet später, 1883, die würdige Gratulationsgabe, welche die Hochschule Bern der Schwesteruniversität Zürich zur fünfzigjährigen Stiftungsfeier widmet. Morf hat in der Folgezeit es wohl beklagen lernen, daß er, wie es in der Berliner Akademierede heißt, während seiner Studienzeit in Spanien 'weltabgewandt, über dem Kopieren altspanischer Handschriften kastilianisches und andalusisches Sprachleben übersah'. Aber es wird damit nicht gesagt, daß jene peinliche erzphilologische Übung nicht auch später noch wertvolle Frucht gezeitigt habe. Vielmehr zeugen hierfür die exakte Edition der altfranzösischen *Folie Tristan* nach der Berner Handschrift, an welcher der neuere Herausgeber Bédier nichts zu bessern fand, sowie jene geduldigen Untersuchungen der italienischen Überlieferungsverhältnisse des *Cantare di Fierabraccia* und der *Storia Trojana.* Und noch im Jahre 1912 fand Morf hier in Berlin aus Anlaß einer von ihm wiedergefundenen Handschrift der *Franciade*

Ronsards Gelegenheit, eine Probe seines textkritischen Könnens abzulegen. Daß aber der junge Gelehrte bei allem philologischen Fleiß in dem Lande der Romanzen und des Don Quijote nicht achtlos und unempfänglich an Leben, Sitte und Kunst der Bewohner vorübergeschritten, daß sich ihm vielmehr damals die Seele des spanischen Volkes und der spanischen Landschaft in all ihren bedeutsamen Offenbarungen erschloß, das vermögen wohl am besten die leider noch nicht wieder zugänglichen 'Reiseberichte aus Spanien' zu beweisen, mit denen sein geweckte Erzählertalent die weiten Leserkreise der 'Neuen Zürcher Zeitung' von 1878/79 erfreute. Dafür sprechen aus viel späterer Zeit, als, wie er sagt, der 'ersten romantischen Liebe für Spanien' längst die 'Vernunftehe mit dem Französischen' gefolgt war, auch die lichtvollen Aufsätze über die Persönlichkeit und das Dichtwerk des Cervantes, über die Legende der Sieben Infanten von Lara sowie jene feine Gesamtwürdigung des spanischen Geistes im Rahmen der romanischen Literaturgeschichte.

Uber Italien kehrt Morf in die Heimat zurück. In den Sommer 1878 fällt sein erstes persönliches Zusammentreffen mit Adolf Tobler, der ihn in seinem Elternhause zu Winterthur besucht und ihm ein Empfehlungsschreiben an Gaston Paris mitgibt, bei welchem er seine Studien fortzusetzen gedenkt. Von nun an werden die drei stolzen Namen Tobler, Paris, Morf gar oft in edler Harmonie zusammenklingen, von da ab währt die innige Verehrung und Freundschaft, die Morf mit diesen zwei genialen Forschern bis ans Ende verbunden hat, diesen ihm unvergeßlichen geistigen Führern, die auch die äußeren Schicksale seines Lebens wesentlich haben bestimmen helfen. Dankbar hat er ihre früh gewonnene Freundschaft als eine glückliche Fügung allezeit gepriesen, tiefempfundene, herrlich geformte Worte hat er jenen Großen ins Grab nachgerufen. Er hat Gaston Paris, dem er auch in der Literaturgeschichte der Romania einen Ehrenplatz angewiesen hatte, noch 1914, nach Kriegsausbruch, eine ergreifende Huldigung dargebracht, als er seine Berliner Studenten an jenen Gottesstaat der Wissenschaft erinnerte, von dem der junge französische Gelehrte im Dezember 1870 gesprochen hatte: 'Jenseits des blutigen Ringens der Gegenwart steht Gaston Paris' beherrschende Persönlichkeit. Dankbar grüße ich von dieser Stelle aus seine Erscheinung. Den tiefen, entscheidenden Einfluß, den er auf mich gehabt hat, habe ich schon oft bekannt: das Beste, was ich Ihnen geben kann, ist in mir durch ihn geweckt worden.'

Am 22. März 1879 wird Morf, noch nicht fünfundzwanzigjährig, auf Paris' Empfehlung als außerordentlicher Professor an die Berner Hochschule berufen. Er beginnt also, und schließt, seine akademische Laufbahn an den gleichen Stätten wie Adolf Tobler. Aber Tobler

war nur ein kurzes Sommersemester Berner Privatdozent geblieben, und für seine angekündigte provenzalische Vorlesung hatten sich keine Hörer gefunden. Rasch entführte ihn Berlin der Heimat. So blieb es Morf vorbehalten, das Lehrfach der in wissenschaftlichem Geiste betriebenen romanischen Philologie an der Berner Universität in zehnjähriger Tätigkeit recht eigentlich zu begründen.

Seine Anfänge werden ihm nicht leicht gemacht. Er hat mit literarischem Dilettantismus, aber auch mit persönlicher Anfeindung einen erbitterten Strauß auszufechten. Siegreich geht er aus dem Kampfe hervor und festigt allmählich seine Stellung an Universität und Schule — er leitet zeitweise den französischen Unterricht am Gymnasium —, sowie in dem geistig-geselligen Leben der Stadt. Die durch solides Können gerechtfertigte Bestimmtheit seines Auftretens, die jetzt ersichtliche staunenerregende Allseitigkeit seines literarischen und linguistischen Wissens, die sich mit einer künstlerisch abrundenden Gestaltungskraft aufs glücklichste paart, die geistvoll anregende, neuartige Methode seines Unterrichts hat etwas Imponierendes, sichert ihm die uneingeschränkte Liebe und Bewunderung von Schülern und Freunden. Zum ersten Male betätigt er sich nun mit Glück auf dem Felde der modernen französischen Literaturgeschichte, schreibt für den 'Bund', für die 'Nation' formgewandte populär-wissenschaftliche Essays, hält im historischen Verein oder in der neugegründeten Literarischen Gesellschaft geistsprühende Vorträge über Corneille und Molière, über Bossuet, über Bouhours, vor allem auch über Voltaire, dessen Zeitalter sich seine besondere Sympathie erwirbt. Daneben besticht den Leser noch heute durch die Großzügigkeit der Auffassung, durch die freie Weite des durch die Jahrhunderte schweifenden Forscherblicks jene schöne Abhandlung 'Aus der Geschichte des französischen Dramas', während sich der praktisch veranlagte akademische Lehrer, der seinen Schülern die gewissenhafte Ergründung und Einordnung des literarischen Tatsachenmaterials als erste wissenschaftliche Aufgabe nachdrücklich empfiehlt, durch eine treffliche 'Zeittafel zu Vorlesungen über Molière' aufs beste legitimiert.

Weit bedeutsamer sind indessen noch die in jene Berner Zeit fallenden ersten Versuche Morfs, die romanische Linguistik und auch den neusprachlichen Unterricht durch das Studium der lebenden Mundarten neu zu befruchten. Es war eine wissenschaftliche Großtat, deren Erinnerung in der Geschichte der romanischen Philologie festgehalten werden soll, die jungen Studenten ins Neuenburger Gelände hinauszuführen und an dem lebendigen Klang des Patois die Gültigkeit von Hermann Pauls 'Prinzipien der Sprachgeschichte' oder Hugo Schuchardts Schrift 'Über die Lautgesetze' nachprüfen zu lassen. Hier liegen die Anfänge der wissenschaftlichen, zugleich von pädagogischen Gesichtspunkten geleiteten Er-

schließung der neuromanischen Dialekte, hier liegen insonderheit auch die Keime zu den großartigen, von Morfs Schülern verwirklichten Unternehmungen, den Reichtum der romanischen Mundarten der Schweiz vor ihrem Verfall in Wörterbüchern und auf Sprachatlanten zu bergen. Wohl kaum ein zweiter romanischer Philologe hat sich schon damals mit so inniger Überzeugung, mit so unbeirrbarer Tatkraft in den Dienst der Idee gestellt, daß der Forscher, der die geheimen Kräfte sprachlichen Lebens erkennen will, sich nicht zufriedengeben dürfe mit der oft unzuverlässigen und zufälligen literarischen Überlieferung, wohl kein anderer hat so nachdrücklich gefordert, daß er seine Theorien und Prinzipien nicht aus lückenhaften Manuskripten beim Schein der Studierlampe, sondern draußen im hellen Sonnenlicht unter dem belebenden Hauch der gesprochenen Sprache gewinnen solle wie Heinrich Morf. 'Darum hinaus mit unseren Studierenden an dieses Sonnenlicht und diesen stärkenden Hauch! Hinaus mit ihnen ins Leben der Sprache, wo jederzeit gar viele Dinge sich ereignen, von welchen sich die ausschließlich am geschriebenen, toten Wort großgezogene Schulweisheit nichts träumen läßt, wo der Untersuchung ein komplettes sprachliches Material zur Verfügung steht!' So ruft er in seiner öffentlichen, während der Zürcher Philologentagung von 1887 gehaltenen Rede über 'Die Untersuchung lebender Mundarten und ihre Bedeutung für den akademischen Unterricht'. Zwanzig Jahre später ist er bei ähnlichem Anlaß in dem Basler Festvortrag über 'Die romanische Schweiz und die Mundartenforschung' zum Thema zurückgekehrt. Jetzt war es ihm eine freudige Genugtuung, feststellen zu können, daß die einst liebevoll ausgestreute zarte Saat aufgegangen, daß sie inzwischen schon hoch in die Halme geschossen war. Seinem mutvollen Voranschreiten auf diesem fruchtbaren Gebiet, seinem früh entschlossenen Eintreten für alle exakte phonetische Schulung ist nicht nur der kräftige Aufschwung romanischer Dialektstudien, sondern ganz wesentlich auch die allgemeine Förderung und Neueinstellung linguistischer Prinzipienlehre zu danken, welche die romanistische Wissenschaft der letzten Jahrzehnte zu verzeichnen hatte. Morf wurde ein Erzieher zum vorurteilslosen 'linguistischen Denken'.

Von äußeren Geschehnissen jener Berner Zeit ist einmal die Gründung seines Hausstandes vom Jahre 1880 zu erwähnen. Er führte die junge Frida Denler aus Interlaken als Gattin heim, die er früher, noch Student, in Vertretung seines Vaters im Lehrerinnenseminar zu Winterthur unterrichtet hatte. Viele unter Ihnen, meine Herren, werden wissen, welch edle, fein und künstlerisch empfindende und zugleich opfermutige Lebensgefährtin er sich in ihr erkor. *Uxori optimae atque carissimae* steht zu lesen auf der ersten Seite seines Skizzenbuchs 'Aus Dichtung und Sprache der Romanen'.

Den Winter 1884/85 verbringt er, nachdem er inzwischen ins Ordinariat aufgerückt ist, auf neuen Studienreisen in Italien und Frankreich. Im Jahre 1888 entsendet ihn die Berner Hochschule als ihren Vertreter zur glanzvollen Jubelfeier der altehrwürdigen Universität Bologna, wo er mit dem Festredner Giosuè Carducci, aber auch wieder mit Gaston Paris zusammentrifft. Mit köstlicher Anschaulichkeit wußte er die mannigfachen Eindrücke jener weihevollen, aber auch heißen Bologneser Festtage zu schildern und humorvoll die Schar der aus der ganzen gebildeten Welt herbeigeeilten, oft originellen Vertreter der Gelehrsamkeit zu charakterisieren. Auch zu Graziadio Ascoli ist er damals oder schon früher in nähere Beziehung getreten. Den rätisch-lombardischen Übergangsdialekten hatte er auf fleißigen, frohen Wanderungen durch die Schweizer Ostmark seine Aufmerksamkeit geschenkt, so war er gerüstet, bergellische Volkslieder zu veröffentlichen und zu den sprachlichen Einheitsbestrebungen der rätischen Schweiz entschiedene, wissenschaftlich und praktisch wohlargumentierte Stellung zu nehmen.

Auf das Wintersemester 1889 folgt Morf einem ehrenvollen Ruf an die Universität Zürich, wo er seinen bald über die Grenzen des engeren Vaterlandes hinauswachsenden Ruhm als Gelehrter großen Schlags, als ein mit seltener, fast suggestiver Kraft begabter akademischer Lehrer, als Reformator des neusprachlichen Unterrichts der Mittelschulen neu begründet. Eine lange Folge von Dissertationen des Zürcher Seminars bezeugt die reichen Anregungen, die er mit freigebiger Hand in den nächsten zehn Jahren unter seinen Schülern ausgestreut hat.

Sein wissenschaftliches Glaubensbekenntnis hat er damals in einer akademischen Antrittsvorlesung über 'Das Studium der romanischen Philologie' niedergelegt, dessen scharf durchdachte, faßliche Darlegungen für uns einen um so höheren Wert besitzen, als er sie auch später noch in Frankfurt und Berlin mit Energie vertreten hat.

Es ist vor allem wieder der vom Studium der lebenden Mundarten herkommende, neuen Zielen zustrebende Linguist Morf, der dieses Lehrprogramm entworfen hat, der jede 'antiquierte, mittelalterliche Sprachbetrachtung' ablehnt, der einen auf 'den heutigen Anschauungen von der Natur der Sprache und des sprachlichen Geschehens' sich aufbauenden neusprachlichen Unterricht ins Leben rufen will. Im steten Hinblick auf dieses Ziel soll die Unterweisung des künftigen Lehrers an der Universität erfolgen. Seine gründliche, an der lebenden Sprache zu gewinnende phonetische Ausbildung soll vorangehen und gediegene Belehrung über sprachwissenschaftliche Grundsätze soll sie begleiten, 'damit er den mächtigen Vorurteilen der Sprachmeisterei entwachse'. Bei Behandlung der älteren romanischen Sprach- und Literaturperioden soll für den akademischen Lehrer der entwicklungsgeschichtliche Gesichtspunkt

maßgebend sein. 'Denn nicht darauf kommt es an, daß Altfranzösisch überhaupt getrieben wird, sondern darauf, daß die altfranzösischen Kenntnisse des Studierenden sich nach dem Latein und nach dem Neufranzösischen hin verbindend erstrecken, so daß mit Hilfe derselben ein lebendiges sprachgeschichtliches Wissen in ihm entsteht.' Und dieses sprachgeschichtliche Wissen soll durch eine vergleichende Betrachtung aller romanischen Sprachen erweitert und geläutert werden. Ähnlich bekennt sich Morf auch zu einem entwicklungsgeschichtlich-vergleichenden Studium der romanischen Literaturen, ohne daß darob der Historiker auf ästhetische Wertung und künstlerische Einschätzung des literarischen Denkmals zu verzichten brauche. 'Historische Forschung und ästhetische Würdigung sollen sich in der Weise harmonisch verbinden, daß diese sich auf der breiten Basis jener erhebt,' sagt er später einmal in anderem Zusammenhange.

Jene Antrittsvorlesung ist im Jahre 1890 als selbständige Schrift erschienen, in dem gleichen Jahre, da auch Adolf Tobler über 'Romanische Philologie an deutschen Universitäten' eine akademische, eine Rektoratsrede gehalten hat. Es ist nicht wenig lehrreich, die programmatischen Äußerungen der beiden hervorragenden Meister des Fachs nebeneinanderzuhalten und aus einem Vergleich zu ersehen, wie verschiedene, darum aber keineswegs einander feindliche Beurteilungen der Lehr- und Forschungsaufgabe der romanistischen Wissenschaft nicht nur denkbar sind, sondern auch, die eine neben der andern, Anspruch auf gleich hohe Wertschätzung und praktische Geltung erheben dürfen. Mit unübertrefflicher Feinheit haben die Ausführungen Adolf Toblers die Grenzlinie zwischen Philologie, Sprachwissenschaft und Literaturgeschichte bestimmt und, wie es seiner Natur am ehesten entsprach, zumal die hohe ethische Bedeutung der Philologie, dieser Befreierin, dieser Erzieherin zu 'vollerer, reicherer Menschlichkeit' gewürdigt, ohne deshalb die Tragweite der andersgearteten Schwesterdisziplinen zu verkennen.

Die linguistischen Probleme treten während der späteren Zürcher Jahre in Morfs Interessenkreise eher etwas zurück, die Literaturgeschichte rückt in den Vordergrund. Von neuem gelingen ihm Skizzen und Vorträge, etwa über die Schicksale des französischen Heldenepos auf italienischem Boden 'Vom Rolandslied zum Orlando furioso,' über die Bibliothek Petrarcas, über die Persönlichkeit der Mme de Staël, wahre Kabinettstücke literarhistorischer Kunst, die ihm niemand nachmacht. Indessen stellen sich jetzt auch größere literarische Aufgaben ein. Es ergeht an ihn die Aufforderung, eine neue, fünfte Auflage von H. Hettners berühmter 'Geschichte der französischen Literatur im achtzehnten Jahrhundert' zu besorgen, und er unterzieht sich dieser Ehrenpflicht mit ebenso gewissenhaftem Fleiß wie pietätvollem Takt. 'Ich hoffe, mich nicht

aufgedrängt zu haben,' sagt er bescheiden in der Vorrede. Inzwischen ist aber auch seine eigne, seit langem vorbereitete, weite Ausschau haltende 'Geschichte der neuern französischen Litteratur' im Manuskript nahezu zum Abschluß gelangt, und er kann im Jahre 1898 ein erstes Buch 'Das Zeitalter der Renaissance' den Fachgenossen und den gebildeten Laien — denn auch für diese ist seine luzide Darstellung bestimmt — vorlegen. Ein Handbuch ist es, ein wissenschaftliches Lehrbuch, aber, wie Sie, meine Herren, wissen, zugleich ein Werk von wahrhaft klassischer Ausgeglichenheit der Form, deren feine Abtönung nicht ahnen läßt, welch geduldige, mühevolle Einzelforschung der künstlerischen Gestaltung vorangegangen ist. Das Buch ist in neuer Vollendung, in noch reicherem Gewande 1914 ein zweites Mal wiederum allein erschienen, der ursprüngliche Plan ist unverwirklicht geblieben, doch ist die Wissenschaft durch ein anderes, wahrlich nicht weniger kostbares und nicht minder großzügig gestaltetes Vermächtnis Morfs für das Fehlende mehr als entschädigt worden: die Literaturgeschichte der Romania.

Ihre Abfassung und Vollendung fällt in eine weitere glückliche Lebens- und Schaffensperiode, in die Frankfurter Zeit. Seit 1901 ist Morf Professor und während der ersten zwei Jahre auch Rektor der neugegründeten Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften in der alten Reichsstadt am Main. Der Abschied von der heimatlichen Schweiz, von dem geselligen Freundeskreise in Zürich wird ihm nicht leicht geworden sein; familiäre Gründe gaben den Ausschlag. Und so besaß ihn nun Frankfurt und durfte sich bald seiner Vorzüglichkeit, seiner Licht und Leben weckenden Schöpferkraft rühmen. Rasch wurde auch hier sein gastliches Haus zu einem Zentrum des geistigen Lebens der Stadt. Wenn ihrer damaligen Akademie ein streng wissenschaftlicher Charakter gegeben und in der Folgezeit gewahrt, wenn damit das solide Fundament gelegt wurde, auf dem sich die spätere Universität erheben konnte, so ist dies nicht zuletzt das persönliche Verdienst Heinrich Morfs, der sich mit voller, zielbewußter Tatkraft für die große Idee einsetzte. Durch die Verleihung der juristischen Doktorwürde, die ihn noch in den letzten Jahren erfreute, wenn sie ihn auch nicht, wie er scherzte, zum Juristen machte, hat die Frankfurter Hochschule denn auch in rechter Weise ihrer Dankbarkeit Ausdruck verliehen.

Neben der Aufgabe des Organisators und Lehrers, neben der Pflege einer heiteren, von humanistischem und künstlerischem Geiste getragenen Geselligkeit wird auch in Frankfurt wissenschaftliche Forschung und schriftstellerische Produktion nicht vernachlässigt. Ja, ihre reiche Ernte weckt von neuem unsere Bewunderung. Der Tätigkeit Morfs als Mitherausgeber des Herrigschen 'Archivs' ist hier zu gedenken, dessen romanistischen Teil er während der Jahre

1903—1914 in zweiundzwanzig Bänden redigiert hat. Sie wissen, meine Herren, mit welcher Meisterschaft. Er hat es nicht nur verstanden, die von seinem Vorgänger Adolf Tobler erreichte wissenschaftliche Höhe zu halten, sondern es auch mit Glück unternommen, dieses älteste neusprachliche Organ den Fortschritten modernster Forschung, zumal der sich am sprachlichen Geschehen der Gegenwart bildenden neuen Linguistik, deren Anreger und Fürsprecher er von jeher gewesen war, anzupassen. Seit Beginn seiner Redaktion finden wir im 'Archiv' Studien seiner Schweizer Schüler zur Frage der mundartlichen Differenzierung und der Dialektgrenzen, später sprachgeographische Untersuchungen, denen im Anschluß an Gilliérons neuvollendeten *Atlas linguistique de la France* erläuternde Sprachkarten beigegeben sind. In zahlreichen Anzeigen und Rezensionen hat der Herausgeber zu diesen und anderen linguistischen Problemen selbst Stellung genommen. Vielleicht das Tiefste und Feinste, was er über die Quellen des sprachlichen Lebens, über die Beziehungen zwischen Sprachwandel und Kulturwandel, über das Wesen des Akzents, über die Bedeutung der Überhäufigkeit eines Wortes und des Deutlichkeitstriebes, über die Wertung von Lautgesetzen und Lautregeln, diesen 'Bauernregeln des Sprachwetters', erdacht und ausgesprochen hat, findet sich niedergelegt in jener kapitalen Besprechung des Festbandes 'Aus romanischen Sprachen und Literaturen', den ihm seine Jünger zur Feier der fünfundzwanzigjährigen Lehrtätigkeit im Jahre 1905 dargebracht hatten. Außer diesem auch in seinem literargeschichtlichen Teil lehrreichen Aufsatz birgt das 'Archiv' noch hundert andere Beiträge, Beurteilungen, Miszellen, Notizen aus Morfs Feder, die immer wieder eine erstaunliche Präsenz und Allseitigkeit des Wissens, aber auch oft seine liebenswürdige Bereitwilligkeit kundtun, fremde Leistung anzuerkennen. Nur elendes Scheinwissen, hohle Phrasenhaftigkeit, beschämender Mangel an literarischem Takt, an stilistischem Feingefühl durfte seiner strengen, unnachsichtlichen Verurteilung sicher sein. Mit sicherem Blick schied er das Echte, Wahre vom Trügerischen, Falschen.

Ferner ist ihm also noch in Frankfurt der große Wurf der romanischen Literaturgeschichte gelungen, die uns ihn auf der stolzesten Höhe seines Könnens, als einen *maestro di color che sanno* zeigt. Die achthundertjährige Geschichte des vielverzweigten romanischen Schrifttums in knappstem Rahmen darzustellen, ein solches Kunstwerk weiser Beschränkung zu schaffen, diese Aufgabe wußte Adolf Tobler, an den sich der Herausgeber der 'Kultur der Gegenwart' zunächst gewandt hatte, keinem andern zuzuweisen als Heinrich Morf. Und glänzend hat er sie gelöst. Einen gewaltig emporragenden, in allen Teilen harmonisch gegliederten Bau, ein wahres *monumentum aere perennius* hat er errichtet, das den Ruf

seines Schöpfers von neuem in alle Lande trug. Dort, wo er in diesem Werk den modernen Geist der Wissenschaft und sein Verhältnis zur Kunst beleuchtet, führt er einmal mit beredten Worten aus, daß zwischen formloser Gelehrsamkeit und den Erfindungen des historischen Romans noch Platz sei für die lebensvolle Synthese aus einem Gusse. 'Sie wird freilich nur die Schöpfung eines ungewöhnlichen Menschen, eines Künstlers der Forschung sein. Doch werden auch der zukünftigen Wissenschaft wieder Männer erstehen, die durch die Tore der Forschung ins Reich der Kunst einziehen und hier weiterleben, auch nachdem die Zeit ihre Forschung überholt haben wird.' Nun, er selbst, Heinrich Morf, war solch ungewöhnlicher Mensch und ein rechter Künstler der Forschung, der uns die lebensvollste Synthese romanischen Geisteslebens dargeboten hat.

Um Weihnachten 1909 ergeht an Morf der Ruf des müde werdenden Adolf Tobler, ihm die Bürde und Ehre des Berliner Ordinariats tragen zu helfen. Freudig sagt er zu, nachdem er kurz zuvor Straßburg ausgeschlagen hatte. Erhofft er doch ein glückliches und ersprießliches Zusammengehen mit dem lieben Meister und Freunde. Aber ein tragisches Verhängnis rafft diesen fast an dem gleichen Tage, da Morf seine Übersiedlung nach Berlin vollzogen hat, hinweg, und seine ersten Worte, die er im April 1910 im Kreise der Herrigschen Gesellschaft spricht, sind Worte wehmütigen Gedenkens für den großen Toten, dessen Werden als Mensch und Gelehrter er pietätvoll zu schildern weiß.

Morf war damals vielen unter Ihnen, meine Herren, kein Fremder mehr. Als Herausgeber des 'Archivs' war er unserem Kreise wohlbekannt, zudem gehörte er seit Januar 1907 der Gesellschaft als Ehrenmitglied an, eine Würde, die ihm auf Toblers Antrag einstimmig zuerkannt worden war. Wenn Sie ihm, meine Herren, noch vor wenigen Wochen, in dankbarster Würdigung all seiner hohen und bleibenden Verdienste, die er sich um das Gedeihen und die wissenschaftliche Förderung unserer Gesellschaft erworben hat, diese Ehrenmitgliedschaft erneut verliehen, so dürfen Sie nunmehr die schöne, wenngleich wehmütige Genugtuung empfinden, ihm noch kurz vor seinem Scheiden eine wahre Herzensfreude bereitet zu haben.

Was er in den acht Jahren seiner Berliner Wirksamkeit als geistvoller, nie um ein fesselndes Thema verlegener Redner in unserem Kreise geleistet hat, ist noch in Ihrer aller frischen Erinnerung. Jeder Abend, an welchem Morf sprach, wurde uns zum festlichen Erlebnis. Dreizehn Vorträge aus seinem Munde verzeichnen unsere Sitzungsberichte, und auch sie geben eine Probe seiner umfassenden Gelehrsamkeit. Da steht Dante, den er mit tiefem, menschlichem und künstlerischem Einfühlen interpretiert,

neben Chrestien de Troyes, da steht Ronsard neben Molière oder Cervantes. Da behandelt er das Verhältnis Lessings zu Voltaire und schildert mit prächtigem Humor, wie es Friedrich dem Großen als Aufklärer ergangen, dessen 'verdammlicher' *Abrégé de l'histoire ecclésiastique de Fleury* zu Zürich und zu Bern dem 'laceriren und verbrönnen' anheimfiel. Da fehlt nicht die Würdigung des französischen Sprachatlasses oder eine Einführung in die französische Sprache der Kreolen.

Berlin stellte gewaltige Anforderungen an Morfs Arbeitskraft, denen er aber jederzeit, solange nur irgend seine Gesundheit standhielt, mit frischem Mut und mit glücklichstem Erfolg nachkam. In der Universität, im Romanischen Seminar, in der Akademie der Wissenschaften, in die er 1911 zusammen mit Heinrich Wölfflin, von H. Diels als ein Freund der *vita activa* begrüßt, aufgenommen wurde, erschloß sich seinem Wirken bald ein überaus dankbares Feld. Rasch zählte er zu den gefeiertsten Lehrern unserer Hochschule, und das Auditorium maximum war gerade groß genug, die Schar seiner Hörer zu fassen. Seinen mehrere Semester hindurch geführten Vorlesungen über die französische Literatur der älteren und neueren Zeit traten in regelmäßiger Wiederkehr kleinere Collegia über Phonetik des Neufranzösischen auf historischer Grundlage, Einführungen in die romanische Philologie, in die französische Syntax, Vorlesungen über Dante, Petrarca und Boccaccio zur Seite. Im Romanischen Seminar, dem seine besondere Liebe galt, dessen jetzige äußere und innere Einrichtung im wesentlichen sein Werk ist, pflegte er vorzüglich linguistische und sprachgeographische Studien; mit welchem Erfolg, zeigen die gediegenen, zum Teil bedeutenden Arbeiten seiner Berliner Schüler und Schülerinnen. In der Akademie stellte er sich mit der berühmt gewordenen, wenn auch in ihren letzten Schlußfolgerungen vielleicht anfechtbaren Abhandlung 'Zur sprachlichen Gliederung Frankreichs' vor, die das Thema eines früheren Vortrags über 'Mundartenforschung und Geschichte' wieder aufnimmt und erneut die linguistische Bedeutung der kirchlichen Grenzen, die zugleich Verkehrsgrenzen waren und auf alte, römische Verwaltungsbezirke und gallische Siedlungsverhältnisse zurückweisen, in ein helles Licht rückt. Noch erschienen in den Sitzungsberichten der Akademie jene Musterleistungen philologisch-literarischer Kritik 'Vom Ursprung der provenzalischen Schriftsprache' und 'Galeotto', während die Studien über die Geschichte des *Tartuffe* und über die galloromanischen Schicksale der Hühnerfamilie *gallus, gallina, pullus* leider ungedruckt geblieben sind.

Auch den Schätzen unserer Bibliothek hat sich Morfs allzeit rege Aufmerksamkeit zugewandt. Schon im ersten Berliner Semester entdeckt er Marie de Gournays Handexemplar der von ihr be-

sorgten Folioausgabe der *Essais* Montaignes von 1635. Später interessiert er sich für die kostbare Hamiltonsammlung und zieht eine vergessene Handschrift von Ronsards *Franciade* ans Tageslicht. Seiner Initiative ist es zu danken, wenn weitere bedeutsame Funde, z. B. der des Liederbuches des Kardinals de Rohan, sich folgten und wenn heute ein zuverlässiges Verzeichnis aller romanischen Handschriften der Preußischen Staatsbibliothek im Druck vorliegt. Die einleitenden Zeilen, die Morf diesem unentbehrlichen Katalog im Januar 1918 voranstellte, sind die letzten, die er veröffentlicht hat.

Und in diese rastlose Lehr- und Forschertätigkeit bricht nun der Krieg herein, an dessen Möglichkeit sein friedlicher, hoffnungsfreudiger Sinn bis zur letzten Stunde nicht hatte glauben wollen. Bald brachte er auch Morf bitteres Leid. Er war im Winter 1913/14 noch einmal auf Reisen in romanischen Landen gewesen und hatte die alten Fäden der Freundschaft, die ihn mit Franzosen und Italienern seit langem verbanden, neu geknüpft. Und nun riß alles entzwei. Sogar die schweizerische Heimat wandte sich von ihm ab, als er das Manifest der 93 unterschrieben hatte. Und doch hatte auch Adolf Tobler einst, 1870, sich offen zur deutschen Sache, die er als eine gerechte ansah, bekannt und über seine Anschauung vom Kriege niemanden im unklaren gelassen. 'Ein Krieg, wie er Preußen aufgezwungen worden ist, ist nicht möglich, nein, er ist notwendig, er kann und darf nicht ausbleiben, wo der Versuch schmählicher Vergewaltigung herantritt an ein Volk, dessen Nacken sich fremdem Joche nicht beugen, das seine staatliche Gestaltung nicht von fremder Hand sich geben lassen will, das, zu innigstem Verbande zusammengeschlossen, sich jedem Feinde gewachsen und sich rein weiß von der Schuld, die einen Angriff rechtfertigen könnte. So sieht das deutsche Volk mit Recht seinen Krieg an, so die Parteien alle, so alle Stände.' Das sind Worte aus Adolf Toblers Aufsatz, den die schweizerische Wochenschrift 'Sonntagspost' im August 1870 abdruckte.

In der heiligen Überzeugung, daß auch in dem neuen Deutschland aufgezwungenen Kampfe der Schild der deutschen Ehre unbefleckt sei, hat Heinrich Morf jenes Schriftstück unterzeichnet, wennschon ihm seine im erregten Augenblick geschaffene Form nicht zusagte und er es später bedauerte, nicht in der Lage gewesen zu sein, diese Form noch mehr als er es getan hatte zu mildern. Klar hat er vorausgesehen, daß ihm durch dieses Bekenntnis die Sympathien seiner französischen Freunde verlorengehen würden, er hätte es freilich nicht für möglich gehalten, daß auch die Schweizer Volksgenossen ihn deshalb verleugnen und verstoßen könnten. Nun, meine Herren, mögen Feinde und Neutrale seinen Schritt verurteilt haben, wir, seine reichsdeutschen Mitbürger, wir

danken es ihm über das Grab hinaus, daß er mit mannhaftem Opfermut, ohne Rücksicht auf schwerwiegende persönliche Folgen, seinen Namen und seine Ehre für die von ihm erkannte Wahrheit vor der Welt eingesetzt hat.

Das Romanische Seminar der Universität bewahrt eine einzigartige Dokumentensammlung, die Morf während des Krieges angelegt hat und die eine ergreifende Sprache redet. 'Romanische Philologie im Kriege' steht auf dem Titelblatt. Mit seltener Seelengröße und Selbstüberwindung hat er hier alle jene kränkenden Zuschriften, infamen Verunglimpfungen und Verdächtigungen vereinigt, denen seine Person ausgesetzt war. Ein Artikel des *Temps*, in welchem der absurdeste Verdacht der Spionage ausgesprochen ist, steht an erster Stelle. Er trägt das Datum des 23. Oktober 1914 — es ist der 60. Geburtstag Heinrich Morfs. Eine Notiz von seiner Entfernung aus dem Vorstande der Société J.-J. Rousseau zu Genf bildet den Abschluß. Zwischen beiden liegt ein Schreiben des Sekretärs der Pariser *Société du dix-huitième siècle*, das ihn zur Rechenschaft ziehen will. Morf antwortet: *H. Morf renonce à fournir les explications que lui demande la lettre de M. Jean Dureng, secrétaire adjoint. Il se contente d'envoyer les lignes imprimées ci-dessous et dit des confrères qui préparent sa radiation: Nesciunt enim quid faciunt.* Und er sendet ihnen seinen Aufsatz über die Civitas Dei der Wissenschaft, von deren hehren, völkerverbindenden Macht er, wie einst Gaston Paris, als ein Mann der friedlichen, unpolitischen, wahrheitsuchenden Forschung vor dem Kreis seiner studentischen Hörer gesprochen hatte. Der Glaube an die endliche Auferstehung dieser Civitas Dei, in welcher Romanen und Germanen zu friedlichem Wettbewerb sich wiederfinden werden, hält ihn in schweren Tagen aufrecht. *Resurget!* Das ist die Hoffnung, der er noch einmal, Ostern 1916, in einer Betrachtung über den derzeitigen Stand und die Arbeitsaussichten der Romanischen Sprach- und Literaturforschung beredten Ausdruck verleiht.

Noch scheint seine Arbeitsfreudigkeit ungebrochen, die jetzt auch einem neuen, großangelegten Unternehmen zugute kommt: der Sammlung der Lieder, Sprüche und Märchen der Kriegsgefangenen, einer modernen Sammlung der 'Stimmen der Völker'. Aber schließlich erlahmt seine Kraft. Eine schleichende Krankheit untergrub doch schon seit langem seine Widerstandsfähigkeit. Die Nahrungsmittelnot im blockierten Lande, dazu die starke seelische Erschütterung hat den körperlichen und geistigen Zusammenbruch beschleunigen helfen. Schwer hat der Kranke in langen, hoffnungsarmen Monaten gelitten. Freuen wir uns, trotz unseres Schmerzes um den unwiederbringlichen Verlust, daß jetzt ein sanfter Tod seinem Dulden ein Ziel gesetzt hat. In der heimatlichen Schweizer Erde ruht seine Asche.

Dieses war das Leben unseres Heinrich Morf. Wie Frederi Mistral, dem er dies einmal nachrühmt, hatte er es zu einem hohen, reichgeschmückten Kunstwerk gestaltet. Auch dieses Menschenleben wäre ein selten reifes und volles und glückliches gewesen, aber ein grausames Schicksal hat ihn um die letzte Krönung seines Daseins, auch um das letzte Einbringen seiner reichen wissenschaftlichen Ernte betrogen. Dem jugendfrischen Morgen, dem strahlenden mittäglichen Sonnenglanz folgte ein düster umschatteter Abend und eine finstere Nacht. —

Die romanische Philologie hat mit Heinrich Morf einen ihrer erprobtesten Führer von unbestrittener Autorität verloren. Sein Name gesellt sich als der eines großen Klassikers unserer Wissenschaft zu den klangvollen Namen eines Adolf Tobler und Gaston Paris und wird mit diesen aufs innigste verbunden im Gedächtnis der Nachwelt fortleben. Mit diesen älteren Freunden teilt Morf den Ruhm des universal veranlagten Forschers und den Ruf des begnadeten Lehrers und Erziehers, dessen lebenweckende Kraft in dem Geheimnis einer harmonisch geschlossenen, wahrhaft menschlichen Persönlichkeit verborgen liegt. An Zuverlässigkeit in philologischer Einzeluntersuchung steht er Adolf Tobler nicht nach, er erreicht Gaston Paris in der wie Kristall durchsichtigen, künstlerisch verklärten Darstellung der Literatur, er ragt über beide hinaus als ein Begründer und Pionier romanischer Dialektkunde, die er in den Dienst einer gesunden linguistischen Prinzipienlehre, auch in den Dienst der historischen Grammatik und der Textkritik stellt und von der er eine Verjüngung des neusprachlichen Schulunterrichts erhofft. Mit aufmerksamem Ohr lauscht er dem pulsierenden Sprachleben der Gegenwart und lernt aus ihm für die Erkenntnis der Vergangenheit. Er ist moderner, wohl auch praktischer als jene illustren Meister der *philologie du moyen âge.*

Nicht leicht ist es, die Verdienste Morfs als Führer der heutigen Mundartenforschung und als Historiker der romanischen Literaturen gegeneinander abzuschätzen, zu sagen, auf welchem Gebiet er sich am ehesten die Palme der Unsterblichkeit errungen hat. Seine Genialität lag in einer wohl nie wieder erreichbaren gleichmäßig souveränen Beherrschung beider Gebiete. An Umfang und leuchtender Schönheit überragt sein literargeschichtliches Werk das linguistische. Aber an einer in die Zukunft unserer Wissenschaft deutenden Tragweite steht die Leistung des Linguisten mit hundert schöpferischen Ideen und fruchtbaren Anregungen wohl voran.

Dieser sieghafte Forscher war zugleich der geborene Lehrer. Laut ist bei seinem Scheiden die Klage der Schüler in alle Lande gehallt. Er war ein rechter Erzieher zur Wahrhaftigkeit, zur wissenschaftlichen Ehrlichkeit und Bescheidenheit, zur strengen Selbstzucht. Alle, die je das Glück gehabt, dem Kreise seiner

Jünger anzugehören, wird der unauslöschliche Eindruck seiner starken, edelgesinnten Persönlichkeit durchs Leben hin begleiten. Sein Vortrag hatte etwas Erhebendes, Befreiendes, war von einer seltenen Eindringlichkeit. Das mit feiner Kunst geschliffene Wort wirkte im Ohr und im Herzen nach.

Zudem war er ein allzeit hilfsbereiter Freund von warmer Empfindung und ein gütiger Berater, an dessen Tür kein Redlichstrebender jemals vergeblich angeklopft hat. Für alle und für alles fand er Zeit trotz gewaltiger Arbeitslast. Wieviel Kraft opferte er den Arbeiten seiner Seminaristen! Wie oft wußte er in der Stille fremde Talente zu fördern! Dieser Mann schreibt eines Tags an das hessische Unterrichtsministerium und erwirkt dem ihm noch fernstehenden Wilhelm Tavernier, dessen Forschungen zum Rolandslied des Abschlusses harren, die Möglichkeit einer Studienreise. Dieser Mann schreibt während des Krieges seinen Schülern draußen im Felde Dutzende von Briefen und Karten und trägt für ihre wissenschaftliche Fortbildung Sorge. Und auch das soll nicht unerwähnt bleiben, in wie vornehmer Weise er einst seinem verstorbenen Freunde Jakob Baechtold die Treue wahrte. Ohne den eigenen Namen zu nennen, veranstaltete er eine gekürzte Ausgabe des Gottfried-Keller-Lebens und sicherte damit der Witwe den von fremder Seite gefährdeten Ertrag des Buches.

Und er war eine heitere, erdenfrohe, gesellige Natur. Im rechten Augenblick verstand er es, die goldenen Früchte vom Baum des Lebens zu pflücken. *Omnium horarum homo,* wie Du Bellay von Rabelais einst sagte. Auch an den geselligen Veranstaltungen dieses Herrigschen Kreises hat er oft mit innigem Behagen teilgenommen, und Sie, meine Herren, sind Zeugen gewesen seiner liebenswürdigen Erzählergabe, seines schlagfertigen Witzes, seines urwüchsigen, herzhaften Humors. Sie werden das Bild dieses sonnigen Menschen in dankbarer Erinnerung festhalten.

Wollen wir aber heute ein letztes Mal dem von uns Geschiedenen die herzliche Verehrung unseres Gesellschaftskreises bezeugen, so bieten sich auch mir keine schöneren Worte als jene, die einst den Manen Friedrich Diez' und Gaston Paris' galten und die vor elf Jahren von dieser Stelle aus unserem Adolf Tobler nachgerufen wurden: Unendliche Güte, volle Reinheit und höchster Adel der Gesinnung, ja, das sind auch die hohen Eigenschaften Heinrich Morfs gewesen, und die ungezählte Schar seiner Freunde und Jünger wird darob nicht müde werden, sein Gedächtnis zu feiern und seinen Namen zu ehren.

Berlin. Erhard Lommatzsch.

Die Chronologie der Briefe der Frau von Staël.

Der Briefwechsel der Frau von Staël umfaßt etwa dreißig Jahre. So groß bei der Schloßherrin von Coppet der Glanz der Unterhaltungsgabe war, so wenig glänzend sind ihre Briefe. Dieselbe Lebhaftigkeit des Temperaments, die in dem schnellen Hinüber und Herüber der gesprochenen Rede ihrem Geiste Flügel verlieh, erweist sich hier eher als hinderlich. Die Feder ist ein Hemmnis für ihre Gedanken, die den Schriftzügen weit vorauseilten. Daraus erklärt es sich, daß sie so geringe Sorgfalt auf die Form verwendete, und sie selbst weiß sehr gut, daß sie keine 'belles lettres' schreibt. Auch hängt es damit zusammen, daß man in ihrem Briefwechsel nur selten auf tiefere Gedankengänge und intensive Gefühlsäußerungen stößt. Sie ließ sich eben nur selten Zeit dazu. Ihre Briefe stellen daher keine literarischen Denkmale dar, wie so manche Rousseaus; ihr literarischer Wert ist überhaupt nur ein sehr beschränkter.

Dem stehen aber auf der anderen Seite mannigfache Vorzüge gegenüber. Zunächst die große Natürlichkeit und Ungezwungenheit des Tones ihrer Briefe, der frei von jeder Pose ist. Sie sind wie eine äußerlich erstarrte, aber innerlich lebendige Unterhaltung, deren Reiz man sich nicht entziehen kann. Weiterhin die Fülle der tatsächlichen Dinge, die man aus ihnen erfährt und die wichtige Beiträge zur Biographie der Verfasserin selber bilden. Man braucht dabei nicht so weit zu gehen, wie man es getan hat, zu sagen, Frau von Staël schreibe nur dann, wenn ein äußerer Anlaß sie dazu zwingt.[1] Gewiß nimmt sie äußere Geschehnisse mehrfach zum Anlaß, aber vornehmlich treibt sie doch das Bedürfnis, sich anderen mitzuteilen, auf sie einzuwirken und von ihrem Ergehen und ihren Schicksalen zu hören. Wird dieses befriedigt, so läßt die Korrespondenz nach, und es ist kein Zufall, daß, wenn sie in Paris inmitten ihres glänzenden Salons und umgeben von ihren Freunden lebt, ihre Briefe viel spärlicher fließen, als wenn der Park von Coppet, die Eintönigkeit der Provinz oder die Einsamkeit der Fremde sie umgeben. Aus dem Bedürfnis nach Mitteilung erklärt sich auch die große Zahl der Korrespondenten, mit denen Frau von Staël in Gedankenaustausch stand. Nach Frankreich und Italien, Deutschland und Schweden, Rußland und England sandte sie die Boten ihres Geistes, so daß ein Zeitgenosse, von Frau von Staël sprechend, nicht mit Unrecht sagen konnte: 'Für ihre Feuerseele ist die Erde zu klein.'[2]

---

[1] Usteri et Ritter, 'Lettres inédites de Mme de Staël à H. Meister'. Paris 1903. Einleitung.

[2] Bonstetten an Fr. Brun, 13. April 1804. 'Bonstettens Briefe' I, 207 ff.

Trotz der vielseitigen Beziehungen zu verschieden gearteten Menschen entbehren aber die Briefe der Frau von Staël selten einer persönlichen Note. Wahre Empfindung und Aufrichtigkeit des Gefühls zeichnen sie aus, und mag Frau von Staël sich auch scheuen, ihr innerstes Erleben der Feder anzuvertrauen, mag sie auch leidenschaftliche Gefühlsausbrüche meiden, so durchflutet doch die Wärme ihres Herzens die meisten der Briefe. Oft geht sie auf die persönlichen Verhältnisse ihrer Korrespondenten ein und weiß mit feinem Takt durch ihr Mitgefühl den Abstand zwischen sich und dem Empfänger des Briefes zu verringern, ohne doch dabei aufdringlich zu erscheinen. Nur selten spricht sie von sich; doch wenn sie es tut, geschieht es mit einer Sicherheit des Urteils, die eine gründliche Kenntnis ihres eigenen Wesens verrät. So kann man z. B. den Zwiespalt in ihrer Seele, der bestimmend auf ihr ganzes Leben wirkte, nicht treffender in Worte fassen, als sie es selbst in einem Briefe an Friederike Brun getan hat: *'Je sais que j'ai en moi des facultés qui pourraient faire plus que je n'ai fait, mais naître Française avec un caractère étranger, avec les goûts et les habitudes françaises, et les idées et les sentiments du nord, c'est un contraste qui abîme la vie.'*[1] Oder wer wollte an dem Selbstbekenntnis der Fünfzigjährigen zweifeln, wenn sie an die Herzogin von Duras schreibt: *'Je n'ai, Dieu merci, jamais nui à aucune personne avec qui j'ai eu des relations et j'en ai servi plusieurs.'*[2]

Was den Inhalt der Briefe im allgemeinen betrifft, so steht die Politik im Mittelpunkt, und das kann nicht wundernehmen bei der Korrespondenz einer Frau, deren Pariser Salon nicht nur während des Direktoriums und Konsulats, sondern auch während der Restauration zu den einflußreichsten Zentren des politischen Lebens der französischen Hauptstadt gehörte. So gehen nur wenige Briefe nicht auf politische Tagesereignisse ein. Doch erhalten dieselben in der Feder der Frau von Staël eine besondere Färbung, die bedingt ist durch die Sympathie oder Antipathie der liberal denkenden Schreiberin. Auch die hohe Stellung, die viele ihrer Korrespondenten bekleideten, hielt sie nicht ab, ihre Ansichten und ihr Urteil freimütig zu äußern, mag sie nun dem König Gustav III. von Schweden ausführlichen Bericht über das Leben in den Pariser Salons und die Ereignisse der französischen Hauptstadt während der Jahre 1786 und 1787 erstatten, mag sie ihren großen Gegner Napoleon um Erleichterung ihres Exils bitten, oder mag sie während der Restauration mit Kaiser Alexander I. einen wechselseitigen Briefverkehr unterhalten. Dennoch weiß sie mit großer Ein-

[1] An Fr. Brun, 15. Juli 1806; Bonstettens Briefe I, 252 ff.

[2] An die Herzogin von Duras, 11. Mai 1817; d'Haussonville, 'Femmes d'autrefois, hommes d'aujourd'hui', 213.

sicht allen Lagen gerecht zu werden, und selbst da wird man den politischen Scharfsinn der Frau von Staël anerkennen, wo man im einzelnen nicht immer die Schritte der 'großen Intrigantin' gutzuheißen vermag.

Die Briefe aus der Weimarer Zeit bilden eine Gruppe für sich. Für uns Deutsche sind sie von besonderem Interesse, denn sie geben ein lebensvolles Bild jenes Kreises berühmter Männer, die im Jahre 1804 den Musenhof Karl Augusts bildeten. Hier kommt der Frau von Staël die treffliche Beobachtungsgabe, das rasche und genaue Erfassen einzelner charakteristischer Züge, die sichere Scheidung des Wesentlichen vom Untergeordneten und jenes Talent der Schilderung zustatten, das nur der Verfasserin von 'Corinne' eigen war. So bilden die Briefe, die Frau von Staël aus Deutschland schrieb, eine wichtige Ergänzung zu ihrem Werk 'De l'Allemagne', dessen Plan schon damals in ihr reifte. Die Goethe, Schiller, Wieland, Fichte, Jacobi, A. W. Schlegel, Johannes von Müller, deren Werke in jenem Buche charakterisiert werden, finden auch in den Briefen des Jahres 1804 ihre Würdigung. Zudem befand sich Frau von Staël mit den meisten von ihnen in direktem schriftlichen Gedankenaustausch, so daß die Lektüre der Briefe dieser Periode um so reizvoller wird.

Schon diese kurze Charakteristik des Briefwechsels der Frau von Staël — eine ausführlichere Untersuchung muß ich dem künftigen Herausgeber ihrer Briefe überlassen — zeigt, daß es lohnend ist, sich mit der Korrespondenz der berühmten Französin zu beschäftigen. Um so bedauerlicher ist es, daß die Herzöge von Broglie und die Grafen d'Haussonville lange Zeit einer Veröffentlichung der Briefe abgeneigt waren, eine Tatsache, die man sich nur daraus erklären kann, daß die liberale politische Richtung, die Frau von Staël überall in ihren Briefen vertritt, ihren hochadligen Nachkommen unbequem war. Selbst heute sind noch nicht alle Bestände der Familienarchive der Allgemeinheit zugänglich gemacht worden.

Wenn ich es im folgenden unternehme, eine Datierung der Briefe der Frau von Staël zu versuchen, so kann es nicht meine Aufgabe sein, eine chronologische Untersuchung sämtlicher veröffentlichter Briefe zu geben. Da ich gezwungen war, mir das nötige Briefmaterial, das bisher nicht gesammelt wurde, aus Einzeldarstellungen biographischer Natur, aus verstreuten Veröffentlichungen in deutschen und ausländischen Zeitschriften und Zeitungen und gelegentlich aus unveröffentlichten Beständen — ich konnte das Goethe-Schiller-Archiv in Weimar benutzen — zu verschaffen, mußte ich mich mit dem begnügen, was mir unter den heutigen Verhältnissen zugänglich war. Doch ging mein Streben dahin, möglichst alle mir bekannten Briefveröffentlichungen, auch wenn

sie mir nicht vorlagen, in einem gesonderten Anhang zu nennen, um so eine Bibliographie der Werke zu geben, in welchen sich Briefe der Frau von Staël finden; denn gerade das Fehlen einer solchen Bibliographie machte sich im Laufe der Arbeit neben dem Mangel einer kritischen Ausgabe der Werke der Frau von Staël störend bemerkbar.

Was die Datierung der Briefe betrifft, so hat schon Sainte-Beuve auf die seltsame Abneigung der Frau von Staël gegen genaue Zeitangaben hingewiesen. Wie groß in der Tat dieser Widerwille war, läßt sich daraus ersehen, daß von den mir vorliegenden ca. 700 Briefen nur etwa hundert vollständig datiert sind. Es ist mir nicht immer möglich gewesen, das genaue Datum der einzelnen Stücke zu ermitteln; oft mußte ich auf eine Ergänzung des Abfassungsortes verzichten, oft mußte ich mich mit annähernder Festlegung begnügen, oft auch, und das gilt besonders für die inhaltlich meist bedeutungslosen Billetts, deren Frau von Staël sehr viele geschrieben hat, fehlten mir jegliche Anhaltspunkte für eine chronologische Einreihung. Ich habe solche Lücken durch Anmerkungen kenntlich gemacht.

Die erwähnten Mängel lassen erkennen, daß vorliegende Untersuchung in mancher Hinsicht der Abrundung bedarf; ich hoffe, sie später unter günstigeren Verhältnissen selbst geben zu können.

Nr. 1. An Frau Necker.
Ce samedi soir [Saint-Ouen, 8. Mai 1779].

Nr. 2. An dieselbe.
Undatiert [Saint-Ouen, Mitte Mai 1779].

Nr. 3. An dieselbe.[1]
Undatiert [Saint-Ouen, Anfang Juni 1779].

Eine Datierung dieser frühesten uns bekannten Briefe,[2] die, wie d'Haussonville vermutet, während einer kurzen Abwesenheit der Frau Necker von Saint-Ouen geschrieben wurden, ist durch die Antworten der Mutter an ihre Tochter ermöglicht. Am 15. Mai 1779 schreibt sie ihr: '*... Ta lettre est d'un bon enfant, ... ne sors point ainsi au dehors de toi pour me louer et me caresser ...*'[3] als Antwort auf die kindlich übertriebenen Empfindungen ihrer Tochter: '*... Cette absence momentanée m'a fait troubler sur ma destinée. Vous trouvez en vous-même, ma chère maman, des consolations sans nombre, mais je ne trouve en moi que vous; voilà ma raison, mon courage, et je sens que vos leçons m'ont appris à vous regarder comme la vertu même que vous m'enseigniez ...*'

In einem Zusatz zu demselben Brief vom 15. Mai 1779 bestätigt Frau Necker den Empfang von Nr. 2 mit folgenden Worten: '*Cette lettre était écrite,*

---

[1] Vicomte d'Haussonville, 'Le Salon de Madame Necker'. Paris 1882. II, 37; 38/39; 39/40.

[2] D'Haussonville hat nicht alle Briefe, die ihm zur Verfügung standen, veröffentlicht; s. a. a. O. II, 36/37.

[3] D'Haussonville, a. a. O. II, 40/42.

ma chère amie, quand j'ai reçu tes fleurs et ton joli billet ...' [s. Nr. 2: *'P. S. nous vous envoyons les plus belles fleurs de notre jardin*]. Nr. 1 und 2 sind also kurz hintereinander abgeschickt.

Der Sonnabend vor dem 15. Mai 1779, der als Datum für Nr. 1 in Betracht kommt ('ce samedi soir'), ist der 8. Mai. Nr. 2 wäre dann an einem der folgenden Tage geschrieben.

Nr. 3 wird durch die Antworten vom 10. und 11. Juni 1779, die erkennen lassen, daß sie nicht lange nach Empfang des Briefes der Dreizehnjährigen geschrieben wurden, in den Anfang dieses Monats verwiesen.

Nr. 4. An de Sévery.
Undatiertes Billett [Sommer 1784, Beaulieu], s. Nr. 7.

Nr. 5. An Mlle de Sévery.
A Beaulieu, ce dimanche 27 juin [1784], s. Nr. 7.

Nr. 6. An Mme de Sévery.[1]
Ce mercredi [Sommer 1784, Beaulieu], s. Nr. 7.

Nr. 7. An Jonathan Polier.[2]
A Beaulieu, ce mercredi matin [Sommer 1784].

Necker kam im Jahre 1784 nach Lausanne, um den Ankauf des Schlosses Coppet, das er seit Jahren zu erwerben beabsichtigte, endgültig zu regeln. Am 3. Mai 1784 ging diese Besitzung in sein Eigentum über. Wegen Ausbesserungsarbeiten, die am Schloß vorgenommen werden mußten, ehe es bewohnbar wurde, war Necker gezwungen, mit seiner Familie den Sommer des Jahres 1784 im Schloß von Beaulieu, in der Nähe von Lausanne, zu verbringen.[3] Von dort aus sind, wie Inhalt oder Datum erkennen lassen, die Billetts Nr. 4—7 geschrieben. Nr. 7 trägt die Unterschrift 'Louise Necker', die sich auch in Nr. 9 findet.

Nr. 8. An Nils von Rosenstein.[4]
Passi, 14 avril 1785.

Rosenstein, der sich zu wiederholten Malen im Auftrage Gustavs III. von Schweden in Paris aufhielt, befand sich auch im Jahre 1785 in der französischen Hauptstadt und genoß dort die Gastfreundschaft des Neckerschen Hauses (s. Nr. 13). Bei diesem Aufenthalt, von dem er jedoch bald abberufen wurde, um die Erziehung des schwedischen Kronprinzen zu leiten, lernte er die Tochter Neckers kennen,[5] die in ihrem ersten Brief an ihn noch ganz unter dem lebhaften Eindruck steht, den die Bekanntschaft mit dem 'Aristo-

---

[1] M. et Mme W. de Sévery, 'La vie de société', II, 48 f. zit. bei P. Kohler, 'Mme de Staël et La Suisse', Lausanne, Paris 1916, 72/73.

[2] Revue Suisse 1860, XXIII, 'Lettre inédite de Mme de Staël', zit. bei Kohler, a. a. O. 73/74.

[3] Kohler, a. a. O. 61 ff.

[4] 'Revue Bleue' vom 27. Mai 1905, 642/43. Lady Blennerhasset ('Frau von Staël, ihre Freunde und ihre Bedeutung in Politik und Literatur'. Berlin 1887, 3 Bde.) hatte Kenntnis von einigen Briefen an Nils v. Rosenstein, deren Originale sich im Besitz der Universitätsbibliothek Upsala (F. 380 f.) befinden.

[5] Nach A. Stevens ('Mme de Staël, a study of her life and times.' London 1881. 2 Bde.) hielt sich die Familie Necker, bevor sie 1785 von der Schweiz nach Paris zurückkehrte, einige Zeit in Marolles auf. Wie aus unserem Brief hervorgeht, war sie also schon im April 1785 bereits wieder in der Hauptstadt, denn Passi (oder Passy) ist ein Vorort von Paris.

teles Schwedens', wie sie Rosenstein nicht ohne Übertreibung nennt, auf sie machte. Im Ton der Bulletins der folgenden Jahre weiß sie von der Verhaftung Beaumarchais' und von seinem fünftägigen Aufenthalt in Saint-Lazare (8./13. März 1785) zu berichten: '... *Vous savez de reste que Beaum(archais) a été à Saint-Lazare pour avoir parlé de tigres et de lions dans une lettre insérée dans le 'Journal de Paris'.*'[1] Sie bewundert Mlle Contat, die damals in der Rolle der Suzanne im 'Mariage de Figaro' die glänzendsten Bühnenerfolge ihres Lebens feierte, und vergißt nicht, dem Freunde ihres zukünftigen Gatten von ihrem 'bon baron' zu sprechen, der seit sieben Jahren langwierige Unterhandlungen pflegen muß, um endlich 1786 die Hand der Germaine Necker zu gewinnen.

Nr. 9. An Deyverdun.[2]

A Paris, 2 décembre 1785.

Spricht von ihrer bevorstehenden Heirat [s. Nr. 10].

Nr. 10. An Frau Necker.[3]

Undatiert [Paris, Donnerstag, den 19. Januar 1786].

Ist der Abschiedsbrief an ihre Mutter beim Verlassen des elterlichen Hauses[4] nach ihrer Hochzeit, die am Sonnabend, den 14. Januar 1786 stattfand.[5] Am darauffolgenden Donnerstag ('ce jeudi matin, chez vous encore') ist der Brief geschrieben; denn Frau von Staël blieb nicht, wie Lady Blennerhasset annimmt, 'einige Wochen' nach ihrer Hochzeit unter dem elterlichen Dach, bevor sie in die in der Rue du Bac gelegene schwedische Gesandtschaft zog, sondern nur einige Tage, der damaligen Sitte entsprechend (s. d'Haussonville, a. a. O. II, 77).

Nr. 11. An Meister.[6]

Undatiert [Paris, Februar/März 1786].

Daß dieser Brief in das Jahr 1786 gehört, geht aus einer Anspielung auf das Stück 'La folle de la forêt de Sénart' hervor, welches sich in der von Meister redigierten 'Correspondance littéraire' vom Juni 1786 findet.[7] Eine genauere Datierung, als sie von Usteri-Ritter angegeben wird, läßt folgende Stelle des Briefes zu: '*Je suis reconnaissante, monsieur, de la grâce que vous avez mise à m'envoyer aussi promptement cette chanson.*[8] *Elle m'a rappelé de tristes souvenirs. Tous les charmes qui enivraient le poète n'inspirent maintenant que de la douleur aux amis ...*'

Der äußere Anlaß, der Frau von Staël bewogen haben mag, Meister um das Lied zu bitten, welches ihr traurige Erinnerungen an den einstigen Freund des Hauses Necker, den Dichter Thomas, weckte, wird durch die Aufnahme des Grafen Guibert in die Akademie als Nachfolger des am 17. September 1785 verstorbenen Dichters gegeben worden sein; denn welches sollte sonst die Ursache zu diesem Schritt gewesen sein? Daß Frau von

---

[1] S. zur Sache: Louis de Loménie, 'Beaumarchais, sa vie et son temps', in R. D. M. 1853, 564 ff.

[2] Kohler, a. a. O. 85/86.

[3] D'Haussonville, a. a. O. II, 77/78.

[4] Die Necker wohnten damals in Paris, Rue Bergère.

[5] Blennerhasset, a. a. O. I, 204.

[6] Lettres inédites de Mme de Staël à H. Meister, p. p. P. Usteri et E. Ritter, Paris 1903, 76.

[7] S. Usteri-Ritter, a. a. O. 76, Anm. 1.

[8] Das Lied ist bei Usteri-Ritter, a. a. O. 75 mitgeteilt.

Staël der Aufnahme Guiberts beiwohnte, geht aus dem ausführlichen Bericht darüber hervor, den sie am 11. März 1786 in ihrem ersten Bulletin an König Gustav III. von Schweden schickte.[1] Die Sitzung der Akademie fand am 13. Februar 1786 statt,[2] und dieses Datum gibt, falls obige Annahme richtig ist, einen Anhaltspunkt für eine annähernde zeitliche Festlegung dieses Briefes.

Nr. 12. An König Gustav III. von Schweden.[3]

Paris, 11 mars 1786. [Erstes Bulletin mit Begleitschreiben.]

Frau von Staël hatte durch Vermittlung der Frau von Boufflers von König Gustav III. von Schweden die Erlaubnis erwirkt, die Ereignisse, die sich in der Pariser Gesellschaft abspielten, sei es zur Kurzweil des Monarchen, sei es als Ergänzung zu den offiziellen diplomatischen Meldungen ihres Gemahls, in ausführlichen Berichten zu schildern, die sie selbst 'Gazette des nouvelles de société' oder, an einer anderen Stelle, 'Bulletin de nouvelles' nennt.

Das erste Bulletin ist, wie aus dem Begleitschreiben hervorgeht, vom 11. März 1786, und berichtet in buntem Durcheinander, das durch eingestreute 'Bons mots' und Anekdoten reizvoller wird, die Ereignisse, die vor diesem Datum liegen. Sie spricht von der Sitzung der 'Académie française' vom 13. Februar 1786; von ihrer Vorstellung bei Hofe, die nach einer Meldung der 'Gazette de France' vom 3. Februar am 31. Januar 1786 stattfand; von der Denkschrift des Präsidenten Dupaty vom Parlament von Bordeaux zugunsten dreier unschuldig Verurteilter, die eben erschienen war (s. Nr. 14); von der Aufnahme Sedaines als Mitglied der Akademie am 9. März 1786; von einem Anfang März 1786 angezeigten neuen Werke Florians, 'Numa Pompilius'.

Nr. 13. An Nils von Rosenstein.[4]

Paris, ce 3 août 1786.

Nr. 14. An Gustav III. von Schweden.[5]

Undatiert [Paris, einige Tage vor dem 11. August 1786].

Dieses zweite Bulletin ist bei Geffroy ohne Begleitschreiben veröffentlicht; doch muß er ein solches gekannt haben, denn er nimmt Bezug darauf[6] und setzt das Bulletin in den 'August 1786'. Durch eine Stelle des Bulletins läßt sich dieses Datum genauer bestimmen.

Frau von Staël schreibt: *M. Séguier a parlé quatre heures de suite et doit parler encore deux fois autant pour dénoncer le mémoire que M. Dupaty a fait pour la défense de ces trois hommes injustement condamnés à la roue. Son discours n'a eu jusqu'à présent aucun succès, et certes, c'est bien fait; l'homme qui prend la défense de semblables causes doit être soutenu par l'opinion. ...'*

Es handelt sich hier um die Denkschrift des Präsidenten Dupaty, 'Le mémoire justificatif pour trois hommes condamnés à la roue' (1786 in-4°),

---

[1] S. Nr. 12.

[2] Gazette de France vom 17. Februar 1786.

[3] Geffroy, 'Gustave III et la Cour de France'. Paris 1867. I, 387/94 und II, 430/32 (Appendice). Die Korrespondenz der Frau von Staël mit Gustav III. wurde erstmalig in einem Artikel von Geffroy, 'Mme de Staël ambassadrice', in der Revue des Deux Mondes vom 1. November 1856 veröffentlicht.

[4] Revue Bleue vom 27. Mai 1905, 644.

[5] Geffroy, a. a. O. I, 395/401 und 432/37 (Appendice).

[6] Geffroy, a. a. O. I, 394/95.

deren Erscheinen Frau von Staël schon im ersten Bulletin (Nr. 12) meldete. Am 11. August 1786 wurde diese Schrift durch das Parlament verurteilt und bestimmt, durch Henkershand verbrannt zu werden. Frau von Staël weiß von dieser Parlamentsverordnung nichts; sie berichtet nur von der vierstündigen Rede Ségniers, die einige Tage vor der entscheidenden Sitzung des Parlaments stattfand, und die er fortsetzen mußte, ehe er eine Verurteilung der Denkschrift erreichen konnte.[1] Frau von Staël muß also einige Tage vor dem 11. August 1786 geschrieben haben, und in der Tat fallen die übrigen Fakten, die Frau von Staël im Bulletin anführt, vor dieses Datum.

Nr. 15. An Gustav III. von Schweden.[2]

11 novembre 1786. [Drittes Bulletin mit Begleitschreiben.]

Dieses Bulletin ist durch das Datum des Begleitschreibens festgelegt.[3]

Nr. 16. An Baron von Staël.[4]

Ce lundi, Saint-Ouen [Ende 1786].

'Je te prie, mon cher ami, d'inviter madame de Simiauc pour notre dîner de jeudi. Ce n'est pas une personne de plus qui augmente un dîner, et, quoi qu'on en dist, nous ne nous ruinerons pas. Cet 'on', au reste, n'est pas à dédaigner. C'est tout simplement la reine qui a fait dire à mon père, par M. de Castries, qu'elle craignoit que nous ne nous dérangeassions et qu'il prît garde à nous. Voilà mon père qui a saisi cette occasion pour me moraliser; car il a été fort frappé de l'avertissement et surtout fort touché de la bonté de la reine. ... Tu vas demain à Versailles: tu feras mes compliment à M. de Vergennes; cela lui fera plaisir. ...'

Der Brief ist während des Ministeriums von Vergennes geschrieben, der am 13. Februar 1787 starb. Er gehört wohl noch dem Jahre 1786 an, da er ein Einverständnis des Hofes mit Necker, der Anfang 1787 in Ungnade fiel, voraussetzt. Die Ermahnungen der Königin zur Einschränkung des allzu gastfreien Hauses der jungen Gesandtin passen gut zu den etwas müden Äußerungen der Frau von Staël über die Geselligkeit der feinen Kreise und des Hofes, die sich im Bulletin vom November 1786 finden, und die das Nahen der Revolution ahnen lassen: *'... Les soupers et les dîners sont les seuls événements de la journée. On soupe trois fois par semaine chez madame de Polignac, trois fois chez madame de Lamballe, et une fois dans les cabinets. La reine vient chez madame de Polignac et chez madame de Lamballe à onze heures et joue une partie de billard. Cet amusement est devenu fort à la mode, et les femmes y réussissent assez bien. ...'*

Der Ton läßt unschwer einen gewissen Überdruß an dem bloß nach außen gerichteten Gesellschaftsleben erkennen, der nur durch ein Zuviel hervorgerufen sein kann.

Nr. 17. An Meister.[5]

Ce jeudi [Winter 1786/87].

Auch dieser Brief variiert das gleiche Thema wie Nr. 15 und 16 und mag

[1] S. 'Arrêt de la cour du parlement' (de Paris, du 11 août 1786), wo sich auch die Rede Ségniers findet.

[2] Geffroy, a. a. O. I, 403/07 und II, 438/44 (Appendice).

[3] S. zur Sache: Blennerhasset, a. a. O. I, 228 ff., wo sich Auszüge aus den Bulletins finden.

[4] D'Haussonville, a. a. O. II, 187/88.

[5] Usteri-Ritter, a. a. O. 77.

deshalb diesen zeitlich nahestehen: '... *Ne condamnez pas ainsi mon esprit et mon cœur. Je vis dans un tourbillon de plaisir et d'affaires, qui remplit malgré moi mon temps. ...*' Diese Stelle läßt ernsthafte Klagen Meisters über vernachlässigte Freundespflichten vermuten, und nicht mit Unrecht mag dieser seiner lauen Korrespondentin gezürnt haben; denn auch von anderer Seite besitzen wir Zeugnisse dafür, daß Frau von Staël nicht übertreibt, wenn sie von einem 'tourbillon de plaisir' spricht. Mme Necker-de Saussure, die Cousine und gleichaltrige Freundin der Frau von Staël, die im Winter 1786/87 in Paris weilte, schildert uns eine ganze Reihe von Festlichkeiten und Gesellschaften der jungen Gesandtin und unterläßt es nicht, die Vergnügungssucht der Gastgeberin ganz besonders zu betonen.[1]

Nr. 18. An Gustav III. von Schweden.[2]

Moret, 29. Mai 1787.

Ist das Antwortschreiben auf einen eigenhändigen Brief des Königs, während der Verbannung Neckers von Paris, die vom 13. April bis 4. Juni 1787 dauerte, aus Moret bei Fontainebleau geschrieben. Frau von Staël bittet um die Gunst, ihrem ersten Kinde, das sie erwartet, den Namen des schwedischen Königs geben zu dürfen (s. Nr. 20).

Nr. 19. An Baron von Staël.[3]

Undatiert [nicht lange nach dem 4. Juni 1787].

'... *Tu vois bien-que la reine ne s'est pas mieux conduite pour toi dans cette occasion que dans l'autre; car il étoit bien simple qu'elle te fit part de la levée de la lettre de cachet, et c'est un genre d'attention qu'il est bien naturel d'avoir ...*'

Die 'Lettre de cachet', welche Necker am 13. April 1787 auf 20 Wegstunden von Paris verwies, wurde am 4. Juni desselben Jahres wieder aufgehoben.[4] Einige Zeit nach diesem Datum ist der Brief geschrieben.

Nr. 20. An Gustav III. von Schweden.[5]

Undatiertes Begleitschreiben eines verlorenen Bulletins.

[2. Hälfte des Juni 1787.]

'*Sire, depuis que Votre Majesté a daigné accorder son nom à ma fille et me donner ainsi un sentiment d'orgueil et de bonheur toutes les fois que je l'appelle, je ne l'en ai point remerciée. Depuis qu'elle a bien voulu m'envoyer des dessins que le comte de Fersen ne m'a pas encore remis, je ne lui ai point parlé de mon impatience ...*'

Der Brief ist nach dem 29. Mai und vor dem 1. Juli 1787 abgefaßt, denn er enthält einerseits den Dank für die Gewährung der in Nr. 18 ausgesprochenen Bitte und läßt anderseits erkennen, daß die Zeichnungen, die Gustav III. durch Vermittlung des Grafen von Fersen an Frau von Staël abgesandt hatte, und deren Empfang sie am 1. Juli bestätigt, noch nicht eingetroffen sind. Da der Inhalt unseres Briefes voraussetzt, daß Nr. 18 an seinen Adressaten gelangt, von diesem beantwortet und die Antwort wiederum in Paris eingetroffen sein mußte, wird man nicht fehlgehen, Nr. 20 in die zweite

[1] S. Kohler, a. a. O. 88 f.

[2] Geffroy, a. a. O. II, 444 46 (Appendice).

[3] D'Haussonville, a. a. O. II, 191/92.

[4] Vgl. zur Sache: Mme de Staël, Considérations sur la Révolution française XII, 123/24. Ich zitiere, wenn nicht anders vermerkt, grundsätzlich nach 'Œuvres complètes de Mme la Baronne de Staël' p. p. son Fils, Paris 1820.

[5] Geffroy, a. a. O. II, 447 (Appendice).

Hälfte des Juni 1787 zu legen, denn wenn man auch nicht annehmen kann, daß im Jahre 1787 ein Brief, um von Paris nach Stockholm zu gelangen, wie im Kriegsjahr 1812 ungefähr vierzehn Tage brauchte,[1] so muß man doch wenigstens eine achttägige Frist für eine solche Strecke ansetzen.

Frau von Staël schreibt ferner: *'J'envoie à Votre Majesté une petite gazette —'* und fügt im Postskriptum bei: *'Le bulletin que j'envoie à Votre Majesté étant écrit comme on parleroit, j'ose la supplier de la jeter au feu après l'avoir lu.'*

Geffroy hält Nr. 20 für das Begleitschreiben zu dem von ihm mitgeteilten 'vierten' Bulletin an den König. Diese Annahme ist falsch, denn die in dem Bulletin erwähnten Ereignisse liegen, wie eine Datierung derselben zeigt,[2] später als 'Juni 1787'. Das vierte Bulletin, das zu diesem Brief gehörte, scheint vielmehr nicht erhalten zu sein, sei es, daß der König dem Rate seiner Korrespondentin Folge leistete und es vernichtete, sei es, daß andere Gründe seinen Verlust bedingten. Das Bulletin, welches Geffroy als das vierte ansieht, ist also tatsächlich das fünfte, und der hier vorliegende Brief ist als das Begleitschreiben eines verlorenen vierten Bulletins vom Juni 1787 zu betrachten.

Nr. 21. An Gustav III. von Schweden.[3]

1er juillet [1787].

Gehört inhaltlich zu Nr. 20: 'J'ai enfin obtenu du comte de Fersen les dessins que Votre Majesté avait daigné me destiner ...'

Nr. 22. An Meister.[4]

Lundi matin [1787].

Que je vous rends grâce, monsieur, de la délicieuse lecture que vous venez de me faire faire! ...'

Daß es sich hier um das von Meister 1787 veröffentlichte Werk 'De la morale naturelle' handelt, beweist der Schlußsatz des Briefes: *'... et maintenant que votre modestie s'est trahie, rompez votre silence et cessez de vous cacher.'* Meister war seit 1777, wo seine 'Œuvres de Salomon Gessner. Traduits de l'allemand. Tome II' erschienen waren, nicht wieder an die Öffentlichkeit getreten.

Nr. 23. An Gustav III. von Schweden.[5]

Fünftes Bulletin, ohne Begleitschreiben.

Undatiert [Januar 1788].

Dieses Bulletin gehört nicht, wie Geffroy annimmt, in den Juni 1787.[6]

Eine zeitliche Festlegung der Ereignisse, von denen Nr. 23 berichtet, läßt sofort erkennen, daß die Datierung Geffroys nicht zutreffen kann. Frau von Staël schreibt: *'... M. Dupaty, qui avait interessé toute la France à sa cause, vient de la gagner au parlement de Rouen. Les trois malheureux qu'il avait défendus ont été déclarés innocents. Il a eu le bonheur et la gloire de sauver trois vies. ...'*

Die drei verurteilten Bauern aus der Nähe von Chaumont Barelier, Simarre und Lardoise wurden am 18. Dezember 1787 freigesprochen.'[7]

---

[1] Diese Zeitangabe findet sich in Nr. 551 (29. Sept. 1812).

[2] S. Nr. 23. [3] Geffroy, a. a. O. II, 447/48 (Appendice).

[4] Usteri-Ritter, a. a. O. 78/79.

[5] Geffroy, a. a. O. I, 408/12 ('quatrième bulletin de nouvelles').

[6] Lady Blennerhasset, a. a. O. I, 232 gibt gleichfalls 1787 als Jahreszahl dafür an.

[7] Grande Encyclopédie XV, 75, Artikel 'Dupaty'.

'... M. d'Aguesseau vient d'être élu à cause de son nom. ...' Der Graf d'Aguesseau wurde Ende 1787 in die Académie française aufgenommen.

'... Voici un nouveau roman d'«Estelle» par M. de Florian. ...' Der Roman 'Estelle' von Florian trägt die Jahreszahl 1788. Eine annähernde Datierung des Bulletins gestattet folgende Stelle: *'... M. le duc d'Orléans s'ennuie fort à Villers-Cotterets: il a écrit au roi pour obtenir la permission de revenir au Raincy, maison de campagne qu'il a à quatre lieues de Paris; mais on le lui a refusé. ...'* Der Herzog von Orléans, der in einer öffentlichen Sitzung des Parlaments vom 20. September 1787 dem König zu widersprechen wagte, wurde von diesem nach Villers-Cotterets in die Verbannung geschickt. Im Januar 1788 glaubte er, der Eintönigkeit seines Exils überdrüssig und, unerachtet der Würde eines Prinzen, durch Bittgesuche an den König und die Königin, seine persönliche Feindin, die Aufhebung seiner Verbannung zu erlangen.[1]

Der Januar 1788 als Abfassungszeit unseres Bulletins wird gestützt durch die Tatsache, daß eine Stelle aus Nr. 23 nicht nur eine inhaltliche, sondern eine fast wörtliche Entsprechung in einem Briefe vom 28. Januar 1787 (Nr. 24) findet. Ich setze die beiden Sätze nebeneinander:

Nr. 23: *'... Madame de Genlis a parfaitement réussi dans son éducation des fils de M. le duc d'Orléans, et tout le ridicule de sa nomination est effacé par le succès. ...'*

Nr. 24: *'... Une femme en France a réussi, dit-on, parfaitement dans l'éducation des fils d'un prince ...'*

Daß in Nr. 23 das fünfte, nicht das vierte Bulletin zu sehen ist, habe ich oben dargelegt.[2]

Nr. 24. An Nils von Rosenstein.[3]

Ce vendredi 28 janvier [1788].

Eine Anspielung auf die vierjährige Gesandtschaftszeit des Barons von Staël, der seit Sommer 1784 die Interessen Schwedens am französischen Hofe vertrat, und die Erwähnung Montmorins als Minister des Äußeren, der dieses Amt seit Februar 1787 innehatte, lassen nur '1788' ergänzen. Frau von Staël irrt sich insofern in der Datierung, als der 28. Januar 1788 nicht ein Freitag, sondern ein Montag war.[4]

Nr. 25. An Gustav III. von Schweden.[5]

Ce 4 septembre [1788].

'Sire, en d'autres circonstances, j'aurais appris avec plaisir à Votre Majesté la nomination de mon père; mais on lui remet le vaisseau si près du naufrage que toute mon admiration suffit à peine pour m'inspirer de la confiance. ...'

Nach dem Sturz des Finanzministers Loménie de Brienne erhielt Necker am 26. August 1788 diesen Posten unter Ernennung zum 'Directeur général

---

[1] Thiers, Histoire de la Révolution française I, 12/13.

[2] S. Nr. 20.

[3] Revue Bleue vom 27. Mai 1905, 644/45.

[4] S. Grotefend, Taschenbuch der Zeitrechnung. Der 28. Januar war ein Freitag in den Jahren 1785 und 1791, die beide für die Datierung dieses Briefes nicht in Betracht kommen, so daß eine fehlerhafte Datierung seitens der Frau von Staël gewiß ist. Ob sie sich in der Tagesbezeichnung oder in der Chiffre geirrt hat, läßt sich nicht nachweisen.

[5] Geffroy, a. a. O. II, 87.

des Finances'. Frau von Staël brachte persönlich ihrem Vater die Nachricht von seiner Berufung nach Saint-Ouen.[1]

Nr. 26. An Nils von Rosenstein.[2]

Ce 21 janvier 1789.

'... *je me hasarde à vous envoyer quelques lettres dont j'ai fait tirer vingt exemplaires pour mes amis ...*'

Es handelt sich um die Übersendung der 'Lettres sur le caractère et les ouvrages de J.-J. Rousseau, 1788.

Nr. 27. An Gustav III. von Schweden.[3]

Le 16 août 1789.

Ausführlicher Bericht über die Ereignisse seit Ausbruch der Revolution. In beredten Worten verteidigt Frau von Staël die politischen Handlungen ihres Vaters. Necker war am 11. Juli 1789 vom König entlassen worden, mußte aber von diesem auf Drängen der öffentlichen Meinung am 28. Juli wieder zurückgerufen werden.

Nr. 28. An Baron von Jessé (Präsident der Nationalversammlung).[4]

[Paris] 11 septembre 1790.

Necker wurde nach seiner Entlassung auf der Flucht nach der Schweiz am 9. September 1790 in Arcis-sur-Aube von der dortigen Nationalgarde festgenommen. Frau von Staël, die ihren Vater nicht begleitete, sondern in Paris geblieben war,[5] bittet in diesem Schreiben den Präsidenten der Nationalversammlung um sofortige Beratung des Zwischenfalles und um Freilassung ihres Vaters; letztere wurde am gleichen Tage (11. Sept. 1790) beschlossen, und Necker konnte seinen Weg nach Coppet fortsetzen, wo er gegen den 20. September eintraf.[5]

Nr. 29. An Baron von Staël.[6]

Undatiert [Coppet, Ende Oktober 1790 oder bald darauf].

'... *Ce pays-ci ne me plaît pas du tout; quoique je réussisse assez parmi les Genevois, j'ai besoin de me commander de chercher à plaire ... j'ai fort envie de revenir à Paris et surtout de m'assurer que mon père y retournera ...*'

Mitte Oktober 1790, nach der Geburt ihres ältesten Sohnes August, folgte Frau von Staël ihren Eltern nach Coppet, wo sie bis zum Januar 1791 blieb.[7] Der undatierte Brief an ihren Mann, der in Paris geblieben war, schildert die Eindrücke, die sie nach ihrer Ankunft in Coppet erhielt.[8]

---

[1] Considérations sur la rév. frç. XII, 164.

[2] Revue Bleue vom 27. Mai 1905, 645.

[3] Geffroy, a. a. O. II, 88/93. [4] D'Haussonville, a. a. O. II, 220.

[5] Thiers, a. a. O. I, 161 und Moniteur vom 12. September 1790 (Sitzungsbericht der Nationalversammlung vom 11. Sept.), Réimpression V, 623. Daß Frau von Staël ihren Vater nicht begleitete, geht aus dem Bericht der Municipalität von Arcis-sur-Aube hervor, der in dieser Sitzung verlesen wurde, und der die Begleiter Neckers nennt. S. auch 'Considérations' XII, 392 ff.

[6] D'Haussonville, a. a. O. II, 250/51.

[7] D'Haussonville, a. a. O. II, 249 und Blennerhasset, a. a. O. II, 1 und 3.

[8] In diese Zeit und in die folgenden Jahre (bis 1796) fällt eine ausgedehnte Korrespondenz der Frau von Staël mit ihrem Gatten, die in dem Archiv von Coppet unveröffentlicht liegt. Graf d'Haussonville hat einzelne Auszüge daraus in der Revue hebdomadaire 1910 und Revue des Deux Mondes 1913, XIII mitgeteilt, die aber für eine chronologische Bearbeitung nicht in Frage kommen.

Nr. 30. An Nils von Rosenstein.[1]

Undatiertes Fragment [Genf, Mitte Mai — Anfang Juni 1791].

'... *Votre pensée, là, est la vérité, la vérité descendue du ciel, ... il me demande, mon père, d'en faire hommage au Roi et c'est encore vous que j'ose charger de m'acquitter. ...*'

Zugleich mit diesem undatierten Briefe, der nur als Fragment erhalten ist, übersandte Frau von Staël durch Vermittlung Rosensteins dem König von Schweden das Werk ihres Vaters 'Sur l'administration de M. Necker, par lui-même), das Mitte Mai 1791 in Paris bei Panckoucke erschienen war,[2] und dessen Empfang Rosenstein dem König am 21. Juni 1791 meldete.[3] Diese beiden Daten geben mithin die Grenzen an, innerhalb welcher unser Brief geschrieben ist.

Aus dem Schluß von Nr. 30 geht hervor, daß Frau von Staël bei ihrem Vater, also in Genf weilte.[4]

Nr. 31. An Meister.[5]

Undatiert [Mai/August 1791], s. Nr. 32.

Nr. 32. An Meister.[6]

Ce lundi [Mai/August 1791].

Frau von Staël, die in den ersten Tagen des September 1791 in Paris eintraf, um den Rest des Jahres dort zu verleben, spricht in Nr. 33 von einem achtmonatlichen Aufenthalt in der Schweiz während des letzten Jahres. Da sie von Oktober 1790 bis Januar 1791 (also vier Monate) in der Schweiz weilte,[7] bleiben, falls ihre Zeitangabe von acht Monaten richtig ist, für ihren erneuten Aufenthalt, den sie nach einer Reise nach Paris in ihrer eigentlichen Heimat nahm, die Monate Mai bis August 1791. In die Zeit dieses Aufenthaltes in der Schweiz werden die beiden Briefe an Meister fallen. Es ist bekannt, daß Frau von Staël fast nur dann an Meister zu schreiben pflegte, wenn sie sich in der Einsamkeit am Genfer See befand. Das Jahr 1791 ergibt sich aus dem Inhalt der beiden Briefe, in denen auf Meisters neuestes Werk 'Souvenirs d'un voyage en Angleterre', Paris 1791, Bezug genommen ist.

Nr. 33. An Gustav III. von Schweden.[8]

[Paris] 11 septembre 1791.

Dieser Brief wird von Geffroy auf den 11. November 1791 gelegt. Maury, dem das handschriftliche Material der Bibliothek zu Upsala zur Verfügung

---

[1] Revue Bleue vom 3. Juni 1905, 673/74.

[2] S. Moniteur, Sonnabend, 21. Mai 1791 (Réimpression VIII, 452).

[3] Rosenstein an Gustav III., 21. Juni 1791, 'M. von Rosenstein, samlade skrifter III.' Sthlm. 1838, cit. bei Maury, Revue Bleue.

[4] Daß Necker während dieser Zeit in Genf wohnte, läßt sich aus seinen beiden Briefen an den Grafen von Gouvernet vom 11. und 18. Mai 1791 entnehmen (Revue du temps présent, 2. Dezember 1912, cit. bei Kohler, a. a. O. 124, Anm. 4). Doch scheint Frau von Staël nicht ununterbrochen bei ihrem Vater in Genf geblieben zu sein. Am 11. Juni 1791 finden wir sie, wie Pictet de Rochemont berichtet (cit. bei Kohler, a. a. O. 398) in Coppet, und sicherlich hat sie noch öfters die Strecke Genf-Coppet und Coppet-Genf zurückgelegt.

[5] Usteri-Ritter, a. a. O. 83. [6] Ebenda 83/84. [7] S. Nr. 29.

[8] Geffroy, a. a. O. II, zur Datierung s. Maury, Revue Bleue, vom 3. Juni 1905, 675, Anm.

stand, liest '11. Septembre 1791.' Eine Prüfung des Inhaltes und des Zusammenhanges mit der Umgebung dieses Briefes läßt allein den 11. September als richtiges Datum zu.

'... *J'ai passé depuis un an huit mois en Suisse, et cependant j'apprends à mon retour que pendant le séjour de Votre Majesté à Aix-la-Chapelle, on a cherché à l'occuper de toutes les misérables calomnies, fruits de l'esprit de parti. ...*'

Gustav III. weilte von Mitte Juni bis Anfang August 1791 in Aachen, um den Verhandlungen beizuwohnen, die die französischen Emigranten unter Leitung des Grafen von Artois mit den Mächten Preußen und Österreich führten und die am 27. August 1791 im Vertrag zu Pillnitz ihren Abschluß fanden.[1] Frau von Staël, die einen unheilvollen Einfluß der Emigranten auf die Entschlüsse des Königs hinsichtlich der von ihm lange geplanten Aufhebung des Gesandtschaftspostens in Paris und der damit verbundenen Abberufung des Barons von Staël nicht mit Unrecht fürchtete,[2] versuchte den König zu bestimmen, an die Fähigkeiten seines Gesandten zu glauben und ihm die völlige Unabhängigkeit seiner diplomatischen Maßnahmen von den politischen Anschauungen seiner Frau zu beweisen. Man vergleiche mit der zitierten Briefstelle folgende Sätze aus Nr. 34 vom 16. September 1791 an N. von Rosenstein: '... *En revenant de Suisse il y a quinze jours j'ai vu M. Bergstett ... je n'ai pas assurément pensé que telles abominations fissent effet sur le roi, cependant je lui ai écrit pour l'en prévenir parce que je savais qu'à Aix-la-Chapelle on avait cherché à l'éloigner de moi. Daignez appuyer ma lettre: elle n'est inspirée par aucune vue d'ambition ...*'

Es handelt sich hier also um das gleiche Thema wie in Nr. 33, und Frau von Staël nimmt sogar Bezug auf das Schreiben an den König mit der Bitte um Unterstützung seines Inhalts. Der Brief an Gustav III. kann deshalb nur vor Nr. 34, also am 11. September, nicht am 11. November 1791, geschrieben sein.

Nr. 34. An Nils von Rosenstein.[3]

Ce 16 septembre [1791, Paris].

Das fehlende Jahresdatum ergibt sich aus den Anspielungen auf die Konferenzen von Pillnitz am 27. August 1791. Daß der Brief nicht vom 7. September sein kann, wie Lady Blennerhasset ihn datiert,[4] beweist die Erwähnung des Berichts von Talleyrand über das nationale Unterrichtswesen. Frau von Staël schreibt: '... *mandez-moi si vous êtes content de l'ouvrage de M. de Talleyrand sur l'instruction publique: votre suffrage l'honorera.*' Diesen Bericht las Talleyrand am 10. und 11. September 1791 in der Nationalversammlung vor.[5] Frau von Staël konnte also nicht schon am 7. September die Kenntnis davon bei Rosenstein voraussetzen.

Einen Aufenthalt in 'Paris' läßt sowohl der Inhalt von Nr. 33 als der von Nr. 34 erkennen.

Der weitere Briefwechsel der Frau von Staël, die bis zum 2. September 1792, dem Tage des Beginns der Septembermorde, in Paris blieb,[6] scheint,

[1] Moniteur vom August und September 1791 und Geffroy, a. a. O. II, 162/91.
[2] Blennerhasset, a. a. O. II, 50.
[3] Revue Bleue vom 3. Juni 1905, 674/75.
[4] Blennerhasset, a. a. O. I, 53, Anm. 1.
[5] Moniteur vom Montag, 12. September 1791 (Réimpression IX, 637/38).
[6] Considérations XIII, 69/76.

wie ein großer Teil ihrer Korrespondenz überhaupt, nicht erhalten zu sein. Mir ist aus dieser Zeit nur die Erwähnung eines Billetts von ihr an Malouet aus den ersten Tagen des Juli 1792 bekannt,[1] dessen Wortlaut aber die 'Mémoires de Malouet' nicht mitteilen. Es handelt sich um die Einladung zu einer gemeinsamen Besprechung des Fluchtplanes für die königliche Familie, den Frau von Staël gefaßt hatte.[2]

Nr. 35. An Baron von Staël.[3]

Undatiert [Rolle, nach dem 7. September, wahrscheinlich im Oktober 1792].

Frau von Staël kam am 7. September 1792 in Coppet bei ihren Eltern an.[4] Doch mußte sie diesen Ort bald darauf wieder verlassen. Eine französische Armee unter dem Befehl des Generals Montesquiou hatte Savoyen besetzt, und eine Bedrohung der Grenzorte der Schweiz, zu denen Coppet gehörte, schien nicht ausgeschlossen. Die Familie Necker, und mit ihr Frau von Staël, begab sich deshalb nach dem mehr im Inneren gelegenen Rolle, wo sie spätestens Anfang Oktober eingetroffen sein muß, da Gibbon schon am 6. Oktober 1792 Frau von Staël in Rolle sah.[5] Ein undatiertes Bruchstück eines Briefes an ihren Mann, das nicht lange nach ihrer Ankunft in Rolle geschrieben sein mag, gibt der Stimmung Ausdruck, in der sie sich nach ihrer Flucht befand: '... *J'ai toute la Suisse dans une magnifique horreur. Quelquefois je pense que, si l'on étoit à Paris avec un titre qu'ils fussent obligés de respecter, on pourroit rendre service à un grand nombre d'individus, et cet espoir me feroit tout braver. Je vois avec un peu de peine que ce qui me convient le moins au monde, c'est la vie champêtre et paisible dont je me trouve affublée. J'ai renvoyé mes chevaux par économie et parce que je sens un peu moins ma solitude quand je ne vois personne ...*'

Nr. 36. An Frau von Charrière.[6]

[4. November 1792.]

Von den Briefen, die Frau von Staël an Frau von Charrière schrieb, sind, wie Kohler feststellte,[7] nur fünf Stück erhalten, davon eines im Original, die anderen nur in wenig zuverlässigem Abdruck, besorgt von Gaullieur in folgenden seiner Veröffentlichungen: 1. Caliste, Paris 1845; 2. Étrennes nationales, Lausanne 1845; 3. Album de la Suisse romane, Genève 1846, t. IV; 4. Études sur l'histoire litt. de la Suisse fr., Genève et Paris 1856, 162. Auszüge aus diesen Briefen finden sich in Godet, 'Mme de Charrière et ses Amis,' Genève 1906. Da mir die genannten Werke nicht zugänglich sind, richte ich mich in der Angabe der Daten nach Lady Blennerhasset, die in ihrem Buch Auszüge aus den Briefen an Frau von Charrière mitteilt.

Nr. 37. An Gibbon.[8]

Rolle, 28 novembre [1792].

Enthält eine Anspielung auf die Geburt ihres zweiten Sohnes Albert am 19. November 1792.

---

[1] 'Mémoires de Malouet,' p. p. le Baron de Malouet, Paris 1868, II, 148.
[2] Blennerhasset, a. a. O. II, 112/15. [3] D'Haussonville, a. a. O. II, 256/57.
[4] Frau Necker an Meister, 9. September 1792, Usteri-Ritter, a. a. O. 85 ff.
[5] S. Gibbon an Lord Sheffield vom 5. Oktober 1792, cit. Revue Suisse, April 1912, 85/86 und Kohler, a. a. O. 127 f.
[6] Cit. nach Blennerhasset, a. a. O. II, 202.
[7] S. Kohler, a. a. O. 196, Anm. 1, und 197 ff.
[8] Revue Suisse, April 1912, 87/88, und Kohler, a. a. O. 129/30.

Nr. 38. An denselben.[1]

Rolle, ce lundi soir [Ende November — Anfang Dezember 1792].

Gehört inhaltlich zu Nr. 37 und Nr. 39 (s. Nr. 39).

Nr. 39. An denselben.[2]

Genève, 28 décembre [1792].

Frau von Staël war im Dezember 1792 nach Genf übergesiedelt, um dort die Vorbereitungen zu der schon in Nr. 38 angekündigten Reise nach England, die in der Tat Anfang 1793 stattfand, zu treffen (s. Nr. 40).

Nr. 40. An Meister.

Juniper Hall, near Leatherhead, Michlehem, Surrey, 25 février [1793].

Frau von Staël hatte mit Beginn des Jahres 1793 die Schweiz verlassen, um sich über Frankreich nach England zu begeben, wo sie auf dem Lande in der Nähe von London von einer Reihe von Freunden, die gleichfalls Frankreich verlassen hatten, erwartet wurde.[3] Von dort aus schrieb sie an Meister, der sich gerade in London befand, das kurze Billett, welches ihm einen vierzehntägigen Besuch seiner Landsmännin in der englischen Hauptstadt meldete.

Nr. 41. An Gibbon.[4]

Juniper Hall, Mickleham near Leatherhead, Surry, 26 fév[rier1793].

Der Abfassungsort läßt nur eine Ergänzung '1793' zu (s. Nr. 40).

Nr. 42. An Frau von Arblay.[5]

[8. März 1793.]

Nr. 43. An Gibbon.[6]

Londres, 27me avril [1793].

Durch Erwähnung des Schicksals Ludwigs XVI., der am 21. Januar 1793 hingerichtet wurde, und eine Anspielung auf den Tod der Lady Sheffield am 7. April 1793 ergibt sich als Jahreszahl '1793'.

Nr. 44. An Frau von Arblay.[7]

[11. Mai 1793.]

Nr. 45. An Gibbon.[8]

Basle, ce 10 juin [1793].

Frau von Staël hatte England Ende Mai 1793 verlassen und kehrte über Deutschland nach der Schweiz gerade in dem Augenblick zurück, wo Gibbon sich anschickte, dieses Land zu verlassen, um nach England zu eilen und seinem trauernden Freunde Lord Sheffield über den herben Verlust, der ihn

---

[1] Revue Suisse, April 1912, 90.

[2] Revue Suisse, April 1912, 95, und Kohler, a. a. O. 132/33.

[3] Necker an Meister, Rolle, 19. Dezember 1792, und Frau Necker an Gibbon, 2. Januar 1793, bei Usteri-Ritter, a. a. O. 88 ff. Leider hat mir die Studie von A. Biovès, 'Mme de Staël, Narbonne et leurs amies à Juniperhall 1792—93 in der Nouvelle Revue, 1911, Bd. 22, 289/313 nicht vorgelegen, so daß ich nicht festzustellen vermag, ob sie bisher unveröffentlichtes Briefmaterial enthält.

[4] Revue Suisse, April 1912, 97/98. Der Herausgeber P. Kohler liest für Leatherhead fälschlich 'Beatherhead'; oder sollte diese Schreibung auf das Konto der Frau von Staël zu setzen sein? Dann wäre eine Anmerkung Kohlers hier am Platze gewesen.

[5] Mme d'Arblay, 'Diary and Letters' V, cit. bei Blennerhasset, a. a. O. II, 165 f.

[6] Revue Suisse, April 1912, 100/02.

[7] Cit. bei Blennerhasset, a. a. O. II, 166 ff.

[8] Revue Suisse, April 1912, 104/05 und Kohler, a. a. O. 136/37.

getroffen (s. Nr. 43), Trost zuzusprechen In Basel trafen sich beide Reisende zufällig, doch ohne sich zu sprechen. Frau von Staël schreibt über diese seltsame Begegnung: *'Connaissez-vous un malheur parail au mien? Je me croise avec vous dans une porte, sans savoir, comme vous le pensez bien, que c'est vous, et quand je l'apprends je n'ai plus qu'à me désespérer. ...'*

Nr. 46. An Frau von Arblay.[1]

[Coppet, 9. August 1793.]

Nr. 47. An Rosalie de Constant.[2]

[Coppet] 31 août [1793].

Behandelt die in Nr. 49 wieder aufgenommene Frage eines Dienstmädchens für Frau von Staël. Die Ergänzungen des Datums ergeben sich aus Nr. 49.

Nr. 48. An Frau von Charrière.[3]

Coppet, 12 septembre [1793].

Die fehlende Jahreszahl läßt sich erschließen aus der Erwähnung der soeben erschienenen Schrift der Mme de Charrière, 'Lettres trouvées dans des portefeuilles d'émigrés', welche das Jahr 1793 trägt.

Nr. 49. An Rosalie de Constant.[4]

Ce 18 septembre [1793], Coppet.

'... Oserais-je vous demander de m'envoyer la bonne à Nyon le plus tôt possible? Je m'y établis samedi.'

Der Geheime Rat von Bern hatte am 7. September 1793 dem Baron von Staël die Erlaubnis erteilt, sich mit seiner Familie in der Nachbarschaft von Nyon aufzuhalten.[5] Die Übersiedlung von Coppet nach Promentoux bei Nyon[6] hat Frau von Staël in Nr. 49 im Auge, so daß die Jahreszahl '1793' im Datum des Billets zu ergänzen ist.[7]

Nr. 50. An Frau von Charrière.[9]

[23. Oktober 1793.]

Nr. 51. An Meister.[10]

Promentoux (?) Nyon, ce 21 décembre [1793].

---

[1] Cit. bei Blennerhasset, a. a. O. II, 166 ff.

[2] E. Ritter, 'Notes sur Madame de Staël, ses ancêtres et sa famille, sa vie et sa correspondance,' Genève 1899, 99.

[3] Kohler, a. a. O. 199. [4] Ritter, 'Notes' 100.

[5] S. Kohler, a. a. O. 693 ff. (Appendice), wo die auf Frau von Staël bezüglichen Erlasse des Geheimen Rates mitgeteilt sind.

[6] Dieses Dorf in der Nähe von Nyon scheint Frau von Staël als Aufenthaltsort gewählt zu haben, wenn Usteri-Ritter, a. a. O. 96, richtig lesen.

[7] Zwei Billetts, die Frau von Staël an Reverdil in Nyon richtete (s. Kohler, a. a. O. 307), deren eines undatiert ist, deren anderes das Datum 'Coppet, ce lundi soir' trägt, lassen keine genauere Festlegung zu. Aus dem Inhalt geht hervor, daß sie noch zu Lebzeiten von Frau Necker, also vor Mai 1794 geschrieben wurden. Sie scheinen, da Coppet als Abfassungsort des einen erwähnt wird, in die Zeit vor den Aufenthalt der Frau von Staël in Nyon, vielleicht in den Juli bis September 1793, wo sie zum letzten Male vor dem Tode ihrer Mutter in Coppet weilte, zu fallen. Doch bleibt diese Vermutung sehr unsicher, da man annehmen kann, daß Frau v. St. ihren Korrespondenten schon 1791 bei ihren Reisen zwischen Coppet und Genf (s. Nr. 30 Anm. 4), spätestens aber während ihres Aufenthalts in Rolle (s. Nr. 35 ff.) kennengelernt und schon zu dieser Zeit mit ihm Billetts gewechselt haben mag.

[9] Zit. bei Blennerhasset, a. a. O. II, 202. [10] Usteri-Ritter, a. a. O. 96/98.

Mathieu de Montmorency, der nach dem 10. August 1792 Frankreich verlassen hatte, und Jaucourt, der nach der Hinrichtung des Königs ausgewandert war, trafen im Oktober 1793 in der Schweiz als Flüchtlinge ein. Frau von Staël bemüht sich in ihrem Brief an Meister um sichere Unterkunft ihrer Freunde und bittet ihn, ein Landhaus am Züricher See für sie zu mieten. Wegen der Ortsangabe s. Nr. 49.

Nr. 52. An Baron von Staël.[1]

Undatiert. [Nyon, 23. Dezember 1793 oder kurz darauf.]

'*Voilà une grande nouvelle, c'est la prise de Toulon. ...*'

Die Einnahme von Toulon durch die Franzosen, bei der Bonaparte mitwirkte, fand am 19. Dezember 1793 statt. Die Schweiz erfuhr die Siegesnachricht durch die Zeitungen vom 23. Dezember.[2] An diesem oder einem der folgenden Tage teilte Frau von Staël ihrem Manne den Erfolg der französischen Waffen mit, nicht ohne dem Abscheu Ausdruck zu geben, den die Verbrechen der Schreckensherrschaft in ihr erregten. Zum erstenmal tauchte damals in ihr der Gedanke an eine Übersiedlung nach Amerika auf.

Nr. 53. An Meister.[3]

Nyon, 31 décembre 1793.

Nr. 54. An Frau von Charrière.[4]

Nyon, 31 décembre [1793].

Steht inhaltlich Nr. 51 nahe.

Nr. 55. An Baron von Staël.[5]

Undatiert [Nyon, Anfang 1794].

Das undatierte Bruchstück meldet den Tod Gibbons. Da dieser Freund des Neckerschen Hauses und einstige Korrespondent der Frau von Staël am 16. Januar 1794 in London starb, wird der Brief wohl in den Anfang dieses Jahres gehören. Frau von Staël hielt sich bis Mitte März 1794 in der Nähe von Nyon auf (s. Nr. 58).

Nr. 56. An Prinzessin d'Hénin.[6]

Bruchstück, ohne Datum [Nyon, Februar (?) 1794].

Berichtet über die Methode der Befreiung verdächtiger Personen aus Frankreich und ihre Überführung in die vor Verfolgung sichere Schweiz.[7] In einem Briefe vom 8. Juni 1794, gleichfalls an die Prinzessin d'Hénin gerichtet (s. Nr. 67), spricht Frau von Staël von einer 'malheureuse tentative' im Hinblick auf Frau von Poix, die nicht aus Frankreich herausgelangen konnte, und dann heißt es: '*... ce que je proposais étoit 'sûr', à part cependant les difficultés de l'arrestation qui n'existoient pas il y a quatre mois ...*' Damit will sie offenbar sagen, daß die Schwierigkeiten, die jetzt bestehen, vor vier Monaten, als sie ihren Vorschlag machte, nicht vorhanden waren. Dieser Vorschlag kann sich füglich wieder nur auf die Frau von Poix beziehen; er ist im Februar 1794 in unserem Briefe gemacht worden, falls die Angabe der Frau von Staël zutreffend und die ganze Datierung von Nr. 67 überhaupt richtig ist.[8]

---

[1] D'Haussonville, a. a. O. II, 257/58.

[2] Catherine Rilliet an Frau Galiffe, Céligny, 23. Dezember 1793 (Galiffe, 'D'un siècle à l'autre' I, 318).

[3] Usteri-Ritter, a. a. O. 98/99. [4] Kohler, a. a. O. 201 f.

[5] D'Haussonville, a. a. O. II, 282. [6] D'Haussonville, a. a. O. II, 259/60.

[7] S. Mme de Staël, Considérations XIII, 131 ff., und Blennerhasset, a. a. O. II, 173 ff.

[8] S. Näheres unter Nr. 67.

Nr. 57. An Meister.[1]

[Nyon] 19 février [1794].

'... *J'ai vu dans la 'Gazette de Schaffhouse' que l'évêque d'Autun avait été renvoyé d'Angleterre. ... S'il venait ici, je serais trop heureuse; mais il irait en Amérique. ...*'

Talleyrand mußte am 3. Februar 1794 England verlassen und begab sich mit seinen Begleitern La-Rochefoucault-Liancourt und Beaumetz über Holland nach Amerika.[2]

Nr. 58. An Meister.[3]

Nyon, 12 mars [1794].

Auch dieser Brief spricht von der Verbannung Talleyrands (s. Nr. 57). Daß Frau von Staël sich noch Mitte März 1794 in der Nähe von Nyon aufhielt, geht aus dem Bericht des Agenten Venet an Barthélemy vom 14. März 1794 hervor, in welchem es heißt: '*Mme de Staël vit toujours d'une manière fort originale dans les environs de Nyon; de tous les prétendus négociants suédois qu'elle avait rassemblés autour d'elle, il ne lui reste plus que Mathieu de Montmorency.*'[4]

Nr. 59. An Nils von Rosenstein.[5]

Lausanne, 20 mars [1794].

Über die Schreckensherrschaft des Jahres 1794 und den vom Wohlfahrtsausschuß geführten auswärtigen Krieg schreibt Frau von Staël: '... *Ma solitude de Suisse convient mieux à la situation de mon âme, du moins pendant ce grand débat dont dépend la destinée de la France, de l'Europe et peut-être de l'ordre social, dont dépend, ce qui m'est peut-être plus sensible encore, le sort, la vie de tout ce que j'ai aimé en France depuis vingt-six ans que je vis. ...*'[6]

Die bevorstehende Übersiedlung nach Lausanne, wo Necker mit seiner Frau seit Ende Oktober 1793 wohnte,[7] meldete Frau von Staël schon in Nr. 58, so daß '1794' für unseren Brief gesichert ist.

Nr. 60. An Meister.[8]

Lausanne, ce 28 mars [1794].

Durch erneute Erwähnung des 'évêque en Amérique' (Talleyrand) und durch Anspielung auf die diplomatische Mission des Barons von Staël in Dänemark, die Ende März 1794 zu einem Abkommen zwischen Schweden und Dänemark führte,[9] gehört der Brief in das Jahr 1794.

Nr. 61. An Mallet Du Pan.[10]

Undatiert [Bern, einige Tage vor dem 12. April 1794].

Frau von Staël schrieb während eines kurzen Aufenthalts in Bern, den sie auf ihrer Reise nach Zürich dort machte (s. Nr. 62), zweimal an Mallet

---

[1] Usteri-Ritter, a. a. O. 100/01.

[2] Moniteur, Primidi 11 ventôse, l'an 2e (Sonnabend, 1. März 1794). Réimpression IX, 582.

[3] Usteri-Ritter, a. a. O. 102/04.

[4] Papiers de Barthélemy III, 489.

[5] Revue Bleue vom 10. Juni 1905, 705/06.

[6] Frau von Staël, die am 22. April 1766 geboren war, teilt, wie wir sehen, die Schwäche ihres Geschlechts, sich ihres wahren Alters ungern zu erinnern, so daß ihre Angaben in dieser Beziehung keine Kriterien für die Datierung sind (s. auch Nr. 99, 111 u. a.; s. auch Usteri-Ritter S. 202, Anm. 2).

[7] Kohler, a. a. O. 149 f. [8] Usteri-Ritter, a. a. O. 104/06.

[9] S. Nr. 64. [10] Kohler, a. a. O. 153/54.

Du Pan, der seit 1794 in Bern weilte.[1] Es handelt sich in ihren Briefen um die Erlangung einer Personalbeschreibung der Mme de Behotte und Mme Malouet. Der Zusammenhang, in dem diese Bitte an Mallet du Pan gerichtet wird, läßt unschwer erkennen, daß Frau von Staël Befreiungspläne für die genannten Personen, die sich noch in Frankreich aufhielten, schmiedete, und in der Tat bestätigen die Briefe an die Prinzessin von Hénin, in denen dieselben Namen öfters wiederkehren, daß es nicht nur bei Plänen blieb.

Bern als Abfassungsort ist aus dem Inhalt von Nr. 61 zu erschließen. Daß Frau von Staël kurz vor dem 12. April 1794 Bern auf ihrer Durchreise nach Zürich passierte, ergibt sich aus dem Bericht Frischings an Barthélemy vom 12. April 1794.[2]

Nr. 62. An Meister.[3]

Baden, le 8 mars [nach dem 25. April, vielleicht am 28. April 1794].

Eine Anspielung auf das Manuskript des Romans 'Zulma'[4] und die Erwähnung von Frau Necker[5] lassen keine andere Jahreszahl zu als 1794. Jedoch kann dieser Brief nicht am 8. März 1794 geschrieben worden sein, da Inhalt und Ort der Abfassung eine Reise nach Zürich voraussetzen, die in den Briefen an Meister vom 12. und 28. März erst angekündigt wird. Wie aus einem Schreiben des Bürgermeisters von Zürich an Barthélemy vom 17. April 1794 und einem Billett Meisters vom selben Tage hervorgeht,[6] befand sich Frau von Staël am 17. April in Zürich. Auch am folgenden Tage hielt sie sich noch dort auf.[7] Einige Tage vor dem 12. April hatte sie auf ihrer Reise dahin Bern passiert[8] und war am 12. April selbst an ihrem Reiseziel angekommen.[9] Da sie 14 Tage in Zürich zu bleiben gedachte (Nr. 60) und sich gewöhnlich streng an vorher gefaßte Zeiteinteilungen zu halten pflegte, fällt ihre Rückreise nach Lausanne Ende April, und zwar, wenn man einer Mitteilung von Montesquiou an Frau von Montolieu vom 22. April 1794 Glauben schenken kann, auf den 25. April.[10] Wir wissen, daß Frau von Staël auf ihrer Rückreise von Zürich nach Lausanne einen Umweg über Bremgarten machte,[11] wo sie sich kurze Zeit aufhielt, bevor sie in Baden den

---

[1] Der zweite Brief findet sich in 'Mémoires et correspondance de Mallet Du Pan, p. p. A. Sayous, Paris 1851, II, 109/10. Er ist undatiert und nur als Bruchstück veröffentlicht. Der Herausgeber der 'Mémoires' führt ihn mit Recht unter dem Jahre 1794 an, doch scheint er ihn fälschlich Ende dieses Jahres anzusetzen, wie aus der Reihenfolge, in welcher unser Brief zu den übrigen Veröffentlichungen der 'Mémoires' steht, hervorgeht. Er gehört vielmehr in dieselbe Zeit wie Nr. 61.

[2] S. Papiers de Barthélemy IV, 39.

[3] Usteri-Ritter, a. a. O. 106/08.

[4] Das Vorwort der ersten Ausgabe dieses Romans trägt das Datum: Nyon, en Suisse, ce 10 mars 1794. S. E. Ritter, 'La première préface de Zulma' in Revue d'Histoire litt. de la France 1904, 670.

[5] Frau Necker starb am 15. Mai 1794. S. Nr. 64.

[6] Papiers de Barthélemy IV, 47 und Usteri-Ritter, a. a. O. 106 Anm. 1.

[7] S. Nr. 63.

[8] Frisching an Barthélemy vom 12. April 1794, 'Papiers de Barthélemy'.

[9] Montesquiou an Mme de Montolieu, Zürich, 15. April 1794, bei Kohler IV, 39 a. a. O. 154.

[10] Der unedierte Brief wird im Auszuge mitgeteilt bei Kohler, a. a. O. 155, Anm. 2.

[11] S. Kohler, a. a. O. 155, Anm. 4.

Hauptreiseweg nach Lausanne wieder erreichte. Wenn man diese Tatsachen berücksichtigt, kann unser Brief, der von Baden datiert ist, nur einige Tage nach dem 25. April geschrieben sein. Sollte die '8' in der von Frau von Staël gesetzten Zeitangabe der einzige Überrest des in der Hast der Rückreise verstümmelten Datums sein? Der 28. April 1794 hat allerdings die größte Wahrscheinlichkeit als Tag der Abfassung des Briefes für sich. Immerhin bleibt es merkwürdig, daß sich Frau von Staël nicht nur in der Tages-, sondern auch in der Monatsangabe geirrt hat.

Nr. 63. An Frau von Charrière.[1]

Zürich, le 18 avril 1794.

Spricht wie Nr. 62 von Zulma und der für Ende des Monats beabsichtigten Rückkehr nach Lausanne (s. Nr. 62).

Nr. 64. An Meister.[2]

Lausanne, 5 mai [1794].

'... *Il y a un beau traité de défense mutuelle entre le Danemark et la Suède, signé «Bernstorff» d'un côté, et 'Staël' de l'autre* ...' Gemeint ist der zwischen Schweden und Dänemark am 27. März 1794 abgeschlossene Vertrag 'pour la défense de la liberté et de la sûreté du commerce et de la navigation des deux Etats', dessen Wortlaut der Moniteur vom 4. Mai 1794 mit den von Frau von Staël erwähnten Unterschriften veröffentlichte.[3]

Nr. 65. An Meister.[4]

Lausanne, 18 mai [1794], s. Nr. 66.

Nr. 66. An denselben.[5]

Mézery, 30 mai [1794].

Nr. 65 und 66 sind durch die Stellen, die sich auf den Tod von Frau Necker beziehen, für das Jahr 1794 gesichert.[6]

---

[1] Kohler, a. a. O. 202/03. [2] Usteri-Ritter, a. a. O. 109/11.
[3] Moniteur, Quintidi, 15 floréal, l'an 2e (Réimpression XX, 369).
[4] Usteri-Ritter, a. a. O. 111/13. [5] Ibid. 114/15.
[6] Frau Necker starb am 15. Mai 1794, nicht, wie D'Haussonville und ihm folgend Lady Blennerhasset, Usteri-Ritter u. a. angeben, am 6. Mai. S. Kohler, a. a. O. 157.

Jena. A. Götze.

(Fortsetzung folgt.)

Die spanische Sprache in Amerika.

Die Entwicklung der europäischen Kultursprachen in Amerika bietet in vielen Beziehungen gemeinsame Gesichtspunkte dar. Es ist ja bekannt, daß in Betreff des Wortschatzes die Verschiedenheiten, die am meisten in die Augen springen, zwischen dem Standard-Englisch und dem Englischen, das in den Vereinigten Staaten gesprochen wird, dadurch entstanden sind, daß veraltete oder dialektische Wörter jenseits des Atlantischen Meeres fortbestehen und verbreitet sind; dadurch, daß einige gemeinsame Ausdrücke hauptsächlich wegen innerer (volkspsychologischer) oder äußerer (Natur-) Erscheinungen in ihrer Bedeutung differenziert worden sind; oder dadurch, daß die letzterwähnten neue Benennungen geschaffen oder fertige überliefert haben usw. Gleicherweise stimmt die amerikanische Aussprache oft mit dem älteren Englisch, den Dialekten oder dem Nord-Englischen überein, wobei Parallelentwicklungen und identische Entwicklungen nach der Trennung von einer damaligen gemeinsamen Basis besonders von Interesse sind. Ähnliche Erfahrungen macht man auch in den übrigen transplantierten Sprachen: im Norden beim sog. Canadian French (s. z. B. Legendre, *Langue française au Canada*, 1891; die von Geddes angegebene Literatur, J. B. d. Rom. Phil. 13, I, 261—314; 10, I, 185—237; 8, I, 217—58; Coelho im *Boletim de la Soc. de geogr. de Lisboa* II, III, V; *Bulletin du parler français au Canada* usw.), oder im Süden beim Brasilianischen (s. z. B. Ugarte, *Literatura Sud-americana*, J. B. d. Rom. Phil. 11, II, 496—98; 10, II, 345—48; Leite de Vasconcellos, *Crioulos Portugueses*, J. B. d. Rom. Phil. 8, II, 166—71; R. de Poyen-Bellisle, *Littérature créole*, J. B. d. Rom. Phil. 4, II, 376 ff., 2, 254 ff,; F. A. Coelho, *Dialectos Romanicos ou neo-latinos na Africa, Asia e America*, Lisboa 1881; Leite de Vasconcellos, *Dialectologie Portugaise*, Paris & Lisboa 1901, usw.).

Wenn man sich an das Spanisch-Amerikanische wendet, um die dortigen Verhältnisse zu untersuchen, begegnet man einer sehr reichen Literatur, besonders auf dem lexikographischen Gebiete. Leider ist die Masse dieser Literatur das Resultat von Dilettantenarbeit — übrige amerikanische Gebiete sind ja sehr wenig von kompetenten Forschern beachtet worden —, wo einer unkritisch Angaben des anderen annimmt oder ohne gute Kenntnisse des Kastilianischen oder der Dialekte der Halbinsel zu besitzen, Differenzierung, Neubildung u. a. in einer vollständig irreführenden Weise feststellt. Hierbei denkt man zunächst an z. B. *Manuel Romans Diccionario de Chilenismos*; Echeverría y Reyes, *Voces usadas en Chile* (vgl. auch Zeitschr. f. Rom. Phil. XXII, 546); Monner Sanz, *Notas al Castellano en América;* Ramos y Duarte, *Diccionario*

de mejicanismos; Bayo, *Vocabulario criollo-español;* Maspero, *Singularidades del español de Buenos Aires;* Abeille, *El idioma de los argentinos* (vgl. Rom. XXIX, 486); Batres Jáuregui, *Provincialismos de Guatemala* usw.; unter den besseren: Arona, *Diccionario de peruanismos;* Juan Seijas, *Diccionario de barbarismos cotidianos;* J. D. Medrano, *Lenguaje Maracaibero;* A. Rojas, *Diccionario de vocables indíjenos usitados en Venezuela;* de Armas, *Orijenes del Lenguaje Criollo;* F. Blumentritt, *Philippinisches Vocabular;* Pichardo, *Diccionario de voces cubanas;* Membreño, *Hondureñismos;* Icazbalceta, *Vocabulario de mexicanismos;* Cuervo, *Apuntaciones criticas sobre el lenguaje bogotano* (vgl. Archiv 125, 270 f.); Calcaño, *El castellano en Venezuela;* Gagini, *Diccionario de provincialismos de Costa Rica;* Granada, *Vocabulario rioplatense razonado;* Lenz, *Diccionario etimológico de las voces chilenas* usw. (vgl. Archiv 125, 271; 117, 240); Robelo, *Diccionario de aztequismos* u. a.

Von allen diesen dürfte jedoch Miguel de Toro Gisbert, der Sohn des vorteilhaft bekannten Gelehrten Miguel de Toro Gómez, den Vorzug einer gründlichen Kenntnis der Sprache und der Dialekte des Mutterlandes sowie eines gut abgewogenen Urteils und Scharfsinns besitzen, was dazu beigetragen hat, das von ihm besorgte spanische Larousse-Wörterbuch — worin auch das Spanisch-Amerikanische berücksichtigt wird — teilweise zu dem in seiner Art wertvollsten Handbuche des Spanischen (in spanischer Sprache) zu machen. Andere Resultate seiner für die versäumte spanische Lexikographie nicht weniger beförderlichen Studien auf dem Gebiete sind: *Enmiendas al Diccionario de la Academia* (vgl. Mugica in Zeitschr. Rom. Phil. XXXIII, 609 ff.); *Apuntaciones lexicográficas* (vgl. Mugica in Archiv 127, 252 ff.); *Ortología castellana de nombres propios, Tesoro de la lengua española,* und ein Buch über das Spanische in Amerika, das eine nähere Bekanntschaft wohl verdient (vgl. Mugica in Archiv 131, 231 f). Einige ergänzende Bemerkungen beim Durchlesen dieses Buches dürften vielleicht hier von Interesse sein.

Dieses Buch bietet eine Sammlung kurzer Aufsätze über verschiedene Aspekte des Stoffes. Sämtliche Aufsätze bezeugen die schon erwähnten Eigenschaften des Verfassers und sind deshalb den Fachleuten und den Laien gleich willkommen. In dem ersten Artikel wird scharf gegen die Leute polemisiert, die wegen mangelnder Kenntnis des Peninsular-Spanischen im transozeanischen Sprachgebrauch so große Abweichungen entdecken, daß sie sich geneigt fühlen, neue, vollständig unabhängige Sprachen in den früheren Kolonien zu dekretieren, welche Sprachen nicht mehr unter der Benennung 'castellano'[1]

[1] In der Zeitschrift *Inter-America* ist viel zu lernen hinsichtlich der spanisch-amerikanischen Verhältnisse.

zusammenzufassen seien. Als Vertreter einer solchen outrierten Meinung hat der Verfasser Abeille und sein Buch: *El idioma de los argentinos* auserwählt, und als Nichtspanier hat wohl auch dieser sich an mehr als einer Stelle eine Blöße gegeben, z. B. wenn er *'el gauchesco'* beinahe als Standard des Landes setzt. Es ist doch wohl sicher, daß, wenn ein Estanislao del Campo, um einen gewissen Effekt zu erreichen, in seinem *Fausto* Verse wie die folgenden schreibt:

En fin: como iba á contar,
Laguna al río llegó,
Contra una tosca se apió
Y empezó á desensillar,
En esto dentró á orejiar
Y á resollar el overo,
Y jué que vido un sombrero
Que del viento se volaba
De entre una ropa, que estaba
Más allá, contra un apero.

— die Sprache dieses Gedichtes nicht mehr als Repräsentant des Spanischen in Argentina anzusehen ist, als z. B. die Sprache des bekannten Buck 'Fanshaw oder Scotty Briggs' bei Mark Twain als Standard-American-English charakterisiert werden kann.

Toro Gisbert macht die Tatsache klar, daß wir in großem Umfange Parallelentwicklungen zwischen den Sprachen der Kolonien und den Dialekten des Heimatlandes besitzen. Hier werden durch Dialektproben zum Teil ziemlich allbekannte Sachen angedeutet; z. B. der Wegfall des initialen, intervokalischen und finalen *d*: icir < decir; too < todo; uté < usted; l > r[1]: er < el; vuerva < vuelva; r > l: crin > clin; Wegfall von *s* vor *p* und *t*: respuesto > repueto; este > ete; hasta > hata; usted > uté; gn > n: indigno > indino; ignorante > inorante; Wegfall des finalen *r*: ser > se; dar > da; f > j: fulano > julano; fuera > juera; j > h oder ch; trabajo > trabaho; dijo > diho, dicho; c > s; merced > mersé; Brechung, wo sie beim mod. cast. fehlt: lagrimiando, priende, ausiensia; ll > y: calle > caye; Wegfall von ganzen Silben: mucho > mu; casada > casa; para > pa; señora > ña; Wegfall des finalen *s*; pues > pue; estamos > etamo; außerdem eine Unzahl von Analogiebildungen, Kontaminationen u. ä.: dentrar < dentro + entrar; dende que = despues que; vido = vió.

Diesen und anderen Unregelmäßigkeiten gegenüber der allgemeinen Schriftsprache ist augenscheinlich bei Abeille und mit ihm bei vielen der Dilettanten, die Beobachtungen über das Spanisch-Amerikanische gemacht haben, eine falsche Bedeutung zugemessen worden. In diesem, wie es scheint, vielen Neuen kann

[1] Auf den phonetischen Wert der hier verwendeten Schreibungen kann nicht eingegangen werden.

der Sprachhistoriker gegenüber dem neukastilianisch dialektisch oder unregelmäßig entwickelten Gute ältere Bestandteile, anderweitig dialektische oder regelmäßige Entwicklungen herausfinden. Auf sprachgeschichtliche Ausführungen hat Verf. völlig verzichtet. Wenn *vido* bei einem Argentiner da vorkommt, wo ein Spanier *vió* geschrieben hätte, so stimmt ja jener mit Cervantes überein, bei dem die älteren Formen *vío, vido* sich vorfinden, wenn auch die Toledaner Form *vió* nunmehr in Spanien die Schriftsprache vollständig beherrscht. (In der Vulgärsprache floriert immer noch *vido*.) Hinsichtlich der reichlichen Diphthongierung muß man berücksichtigen, daß man auch dort eine Entwicklung in der Literatursprache in historischer Zeit wahrnehmen kann (vgl. z. B. Hanssen, *Gram. Hist. Lengua Cast.* S. 21—22).

Am wichtigsten betreffs der Gütertrennung zwischen dem Spanischen und dem Nichtspanischen ist es doch, die Dialekte der Halbinsel zu beachten und zu konstatieren, ob das, was man wahrnimmt, z. B. in der Sprache eines Argentiners, wirklich auch hinsichtlich des Andalusischen, des Leonesischen usw. etwas ganz Neues ist. Auch wer an Palacio Valdés, Pereda, Frontaura, Gabriel y Galán, Núñez de Prado u. a. gewöhnt ist, ist vielleicht überrascht, wenn er zu vergleichen anfängt und findet, wieviel von dem transozeanischen Neuen er mit Hilfe z. B. der Novellen einer Emilia Pardo-Bazans identifizieren kann. Ich finde z. B., daß der Gaditan in *Insolacion* sagt *too*; *boteya*; *formaliá*; *aseïtuna*; *armorsá* < *almorxar*; eine Gitana in derselben Novelle sagt: *jermosa*; *cru* < *cruz*; *jaser*; *mu*; *pa* < *para*; *hae, ae* < *ha que*; *suseder*; *má*; *satisfasion*; *e* < *de*; *lae* < *le ha que*; *eya*; *presona*; *güerve* < *vuelve*; *der* < *del*; *revé*; *yevar*; *ar* < *al*; *igo* < *digo*; *mesma*; *der sielo, jijo* < *hijo*; *pare* < *padre*; *Epiritu Zanto*; *erecha*. Wenn man das unterhaltende Buch *La Hermana San Sulpicio* von Palacio Valdés liest, findet man, daß, sogar wenn der Verfasser in eigener Person redet, ein intervokalisches *d* oder ein finales *r* z. B. wegfallen kann, es sei nun, weil es sich nicht im Ms. gefunden hat oder vom Setzer ausgelassen worden ist. Das Wertvollste für uns im genannten Buche bietet aber die Sprache der Zigarrenarbeiterin ña Paca. Bei ihr finde ich folgendes vor: *diho, trabaho, vuerva, repueta, dende que, uté, toito, seguío, hasia, caye, señó, er, eta, dicho, frabica, sé, hata* für *dijo, trabajo, vuelva, respuesta, despues que, usted, todito, seguido, hacía, calle, señor, el, esta, dijo, fabrica, ser, hasta*.

Wir kehren aber zum Buche Toro Gisberts zurück. Er hat entschieden ganz recht, wenn er die Behauptungen Abeilles u. a. über die Unabhängigkeit des Spanisch-Amerikanischen dem Kastilianischen gegenüber reduziert. Sowohl der kleine Aufsatz *El idioma de los Argentinos* wie auch *El pequeño Larousse* beweisen dies vollkommen und sind zwar die besten Hilfsmittel für denjenigen, der

sich eine so gute Vorstellung wie möglich in dem jetzigen Stadium der Frage vom gegenwärtigen Verhältnis zwischen der Lautentwicklung und dem Wortvorrat des Mutterlandes und der Kolonien bilden will.

In einem folgenden Artikel: *La lucha de las lenguas y el separatismo linguistico*, wird weiter untersucht, inwiefern eine linguistische Trennung zwischen Spanien und den Kolonien existiere oder zu erstreben sei. Kräfte sind nämlich in den Kolonien in Wirksamkeit, die durch bewußte Arbeit die Kluft sowohl dem Mutterlande gegenüber als unter den Kolonien selbst zu erweitern suchen. Man behauptet, daß die ethnographischen Voraussetzungen für eine weitere Trennung jedes Jahr durch die Immigration wachsen, die es schon bewirkt haben soll, daß die kreolischen Elemente nicht mehr die Anströmungen von außen in sich absorbierende Hauptmasse bilden, sondern auf dem Wege seien, selbst absorbiert zu werden. Eine einfache Immigrationsstatistik widerlegt aber diese Behauptungen, um so mehr, als die Einwanderung großenteils gerade aus Spanien geschieht. Es ist z. B. nicht denkbar, daß der verhältnismäßig große Prozentsatz Italiener eingewirkt habe, da diese eine Sprache besitzen, die den Übergang in das Idiom des Landes erleichtert, und da sie gewöhnlich auch nicht den höheren, kultivierten Gesellschaftsklassen angehören, die der existierenden Sprache etwas Fehlendes oder Nützliches schenken könnten. In diesem Falle darf man eher dem Englischen eine gewisse Bedeutung zuschreiben, da die Aufgabe der Engländer (Nordamerikaner) als Verbreiter der modernen Technik wohl gewisse Benennungen geschaffen hat, welche die Kolonien in einer englischen Form erhalten haben, während Spanien die seinigen etwas umgebildet oder von Frankreich direkt oder indirekt bekommen hat — was Toro Gisbert entgangen zu sein scheint. Übrigens ist es ja eine bekannte Tatsache, daß die allermeisten den niedrigeren Volksschichten angehörenden Immigranten als solche nicht danach streben, ihre Sprache zu bewahren — was gewöhnlich eine bewußte Anstrengung der gebildeten Klassen ist —, sondern im Gegenteil für ihr Auskommen darauf angewiesen sind, so schnell wie möglich den Eingeborenen gleichgestellt zu werden, um mit ihnen die Konkurrenz um die natürlichen Reichtümer des Landes aufzunehmen.

Außerdem, was auch früher geschehen sein mag, jetzt, wo die Kolonien eine umfassende Literatur besitzen, in einer Sprache geschrieben, die oft nicht von dem mustergültigsten Kastilianisch zu unterscheiden ist, haben die puristischen Bestrebungen von jenseits des Atlantischen Meeres wenig Aussicht auf Erfolg. Auch darüber hat Toro Gisbert ein Kapitel: *El divorcio literario hispano-americano*, in dem bessere Kooperation und regerer Verkehr lebhaft empfohlen werden zwischen der Halbinsel und den früheren Kolonien,

welch letztere allzusehr auf die energischere, aber auch minderwertigere Produktion von spanischen Büchern in den Vereinigten Staaten, Frankreich und Deutschland angewiesen sind, die den spanischen Verlegern ebensowenig zuspricht wie dem Hispano-Amerikaner, der sich mit der Literatur begnügen muß, die die Ausländer in zwar sehr schlechten Übersetzungen ihm zu geben für gut — d. h. einbringend — finden, was bewirkt, daß französische Schriftsteller zweiten Ranges ihm vielleicht wohlbekannt sind, während es ihm nicht möglich ist, manches von dem Besten, das in Spanien herausgegeben ist, aufzutreiben.

Der Rest des Buches ist dem Hauptgebiete Toro Gisberts, der Lexikographie, gewidmet, und er nähert sich jenem Gebiete von verschiedenen Seiten. In erster Reihe kommt *La historia natural*, eine Branche, die die Inkompetenz der spanisch-amerikanischen Wörterbuchkompilatoren sehr scharf bloßlegt. Wie bekannt, übertrugen die Konquistadoren und ihre Nachkommen sehr oft Namen spanischer Bäume, Pflanzen, Tiere u. ä., die sich in der Neuen Welt nicht fanden, auf solche dort existierende Bäume usw., die am meisten an die des Heimatlandes erinnerten. Den Anforderungen, die dieses Sachverhältnis an die Lexikographen stellte, sind diese nicht gewachsen gewesen, sondern eine Menge Verwechslungen und Fehlerhaftigkeiten, ja sogar reiner Unsinn, sind daraus erfolgt. Die Schwierigkeiten sind auch bisweilen bedeutend gewesen, z. B. wenn Bäume wie der Kirschbaum oder der Pflaumenbaum verschiedenen Bäumen je nach der Gegend in Amerika ihren Namen haben leihen müssen. Die größte Mannigfaltigkeit bietet jedoch der Kürbis dar, was eine gute Vorstellung davon gibt, welche bedeutende Rolle derselbe dort drüben gespielt hat und noch immer spielt. In ein und demselben Lande kann er ein halbes Dutzend Namen haben, von denen wenigstens einer gewöhnlich an das spanisch-amerikanische Wort für Wasser, *agua*, erinnert; es scheint mir auch ganz natürlich, wenn dieses Wort namenbildendes Element in z. B. *güira*, *güiro*, *guaje*, *pichagua*, *guacal*, *paguacha* usw. gewesen wäre, was, ehe die einheimischen südamerikanischen Sprachen näher untersucht worden sind, schwer zu entscheiden ist.

Das letzterwähnte Phänomen, das die Benennung desselben Objekts je nach der Gegend in der spanischsprechenden Neuen Welt wechselt, wird auch im Kapitel *Algunos sinónimos* näher behandelt. Bei dieser Erscheinung wirkt augenscheinlich eine Mehrzahl Faktoren ein, von denen der greifbarste ist, daß in einer Gegend die Konquistadoren den Ausdruck der Eingeborenen übernahmen, in einer anderen dagegen das Objekt mit einem oder mehreren eigenen Namen — vielleicht nebst den früheren — versahen. In anderen Fällen kann es sich bloß um eine mehr oder weniger in die Augen fallende Variation desselben Wortes handeln

(*frijol* Perú, *frejol* Chile, *frisol* Chile; *chócolo* Col., *choclón* Perú, *chocolongo* Cuba, *chócola* Costa Rica, *chocla* ib., *cholla* ib.; *guajolote* Mex., *jólote* Sal.) oder um eine Ausbildung eines Wortes auf dem schon betretenen Bedeutungswege (z. B. *hacer novillos*, *hacer vaca* Perú, *hacer la rabona* Arg. usw.) oder um verschiedene Gesichtspunkte, aus denen das zu benennende Objekt betrachtet werden kann (*mancuernas*, *gemelos*, *colleras*).

Aceptiones nuevas kehrt zum Teil auf schon — in *La historia natural* — betretenen Boden zurück, d. h. Worte, die in der Neuen Welt eine ganz andere Bedeutung erhalten haben; doch werden hier besonders diejenigen behandelt, die nicht zur Naturgeschichte gehören, wobei man zuerst vielleicht den dem Spanier so bekannten Ausdruck *pelar la pava* bemerkt, welcher z. B. in Mexiko eine ganz andere Bedeutung: *criticar*, *desollar*, angenommen hat; und weiter Pejorativen und Prüderiepurismus. Dasselbe Gepräge, welches rechtlich und moralisch labile Verhältnisse in der nordamerikanischen Union auf Grund einer abnorm großen Abenteurerschicht in der Gesellschaft dem American English aufgedrückt haben, findet man im spanischsprechenden Amerika wieder. Die New-England-Sprödigkeit, deren wir uns aus *Sam Slick* und aus den Geschichten Marryats erinnern, hat ihr Gegenstück im Süden und besonders in Mexiko.

Der allgemeine spanisch-amerikanische Purismus wird in *Purismo y americanismo* untersucht; etwas Neues den schon erörterten 'pros and cons' hinzuzufügen, findet man hier kaum. Den Separatistenargumenten, Laut-, Bedeutungs- und Vokabeldifferenzierung und Differenz wird fortwährend die notwendige Differenz zwischen der Umgangssprache und der Schriftsprache, der Landessprache und den Dialekten, der gebildeten Sprache und der Vulgärsprache entgegengestellt. Außerdem bemerkt Toro Gisbert mit Recht, daß, solange ein vollständiges Wörterbuch des modernen Spanisch, ein historisches dito, ein komplettes Dialektlexikon und ein vollständiges Wörterbuch der Spanisch-Amerikanismen — solange das alles fehlt, kann man nicht mit genügender Sicherheit feststellen, wie weit die Spaltung fortgeschritten ist. Hinsichtlich des Zieles, das die Sprachbehandlung auf beiden Seiten des Atlantischen Meeres verfolgen soll, nimmt Toro Gisbert denselben moderaten Standpunkt wie die meisten Spanier ein. (Vgl. z. B. Inter-Amerika, April 1919, S. 257.)

'Por haberlas oido desde mi más tierna infancia', wählt Toro Gisbert die Andalusismen, als er — im Aufsatze: *Andalucismos y otros provincialismos*[1] — unter den Amerikanismen Spuren eines

[1] Bei hierhergehörigen Fragen, Parallelentwicklungen u. dgl. ist natürlich späterer Immigration auch zu gedenken.

speziell spanischen Dialekts mehr detailliert auszufinden unternimmt. Das Resultat ist sehr ergiebig, wie es von der dominierenden Stellung des Andalusischen zu erwarten war. Allbekannt ist ja z. B. die Übereinstimmung in der Entwicklung des Lautes, den man im Kastilianischen mit *z* oder *c* bezeichnet. Hier wird zwar nur der Wortvorrat behandelt, aber so effektiv, daß man als Schlußäußerung sagen kann: Ein Wörterbuch der Andalusismen würde ein sehr gutes Mittel sein, das Studium der Amerikanismen zu fördern.

Das ausführlichste Kapitel gilt endlich *Los diccionarios de americanismos* — das eigentliche Gebiet Toro Gisberts; er gibt hier eine mehr oder weniger eingehende Kritik so vieler solcher Wörterbücher, als ihm zu Gebote gestanden oder bekannt gewesen sind. (Sie sind unter den von mir schon angegebenen zu finden.) Sie werden in drei Klassen eingeteilt: *Diccionarios de vicios de lenguaje, de voces de orígen indio, de americanismos propiamente dichos,* unter welchen natürlich die letzte Klasse den größten Platz erhalten hat. Wie schon angedeutet, ist hier mehr Gelegenheit, Mängel zu tadeln, als Verdienste zu loben, was bewirkt, daß Arbeiten wie z. B. die von Lenz oder Icazbalceta in einem um so vorteilhafteren Lichte dastehen. Die Einzelheiten lassen wir hier unerwähnt.

Das Buch endet mit *Cabos sueltos,* einer Ährenlese auf verschiedenen schon tangierten Gebieten.

Wer sich viel mit diesen oder ähnlichen Gebieten angehörenden Problemen beschäftigt hat, wer weiß, wie fesselnd, aber schwer anzufassen sie sein können, ist für die ernsten Studien eines Toro Gisbert[1] dankbar, weil sie etwas Ordnung in das Dilettantenchaos bringen und reelle, solide Punkte bieten, worauf man bauen kann, was das notwendigste in einem auf einmal so weiten und so wenig bearbeiteten Gebiete ist.

Lund. S. B. Liljegren.

[1] Einige Fehlgriffe des Verf. werden in der Besprechung von Rubios *Estudios lexicogr.*, Revista de Filología Española VI, 2, 199f., erwähnt.

Kleinere Mitteilungen.

Nachträge zu den 'Schlemihlen'

(vgl. *Archiv, Deutsches Sonderheft* 95—135).

Wer verfolgen will, wie ein literarisches Motiv in verschiedenen Ländern und Zeiten gestaltet wurde, kann kaum hoffen, daß seine Arbeit ein für allemal abgeschlossen sei. Schon die Fülle des Gedruckten ist so unübersehbar, daß er damit rechnen muß, hier und dort einen Beitrag zu seinem Thema an verstecktem Orte nicht gefunden zu haben, sodann aber geht der Strom der Dichtung weiter, und manches neue Wellchen ist das altbekannte Motiv in neuer Formung. Gerade das letzte ist auch bei meinem Bericht über die '*Schlemihle*' der Fall; seit ich ihn abschloß, ist ihre Zahl wieder durch einige neue Vertreter vermehrt worden.

Schon in der Abhandlung wies ich auf Hofmannsthals *Frau ohne Schatten* hin und sprach die Vermutung aus, daß sie sich möglicherweise als neues Reis vom alten Stamm erweisen würde. Inzwischen ist die Oper und die ihr zugrunde liegende Erzählung erschienen (Berlin 1919) — mit Chamissos Schlemihl haben beide aber kaum etwas zu tun, obwohl die Färbersfrau einen ganz richtigen Schlemihlhandel eingeht: auch sie verkauft um äußerer Vorteile willen ihren Schatten. Der wesentliche Unterschied ist aber, daß bei Hofmannsthal dieser seine ganz bestimmte symbolische Bedeutung hat: der Schatten einer Frau ist ihre Nachkommenschaft; mit dem Verzicht auf sie erkauft sich die Färbersgattin die Verheißung, daß sie ihre weiblichen Reize, die andere um der Kinder willen hingeben, ungeschmälert behalten soll; der Eitelkeit und Genußsucht opfert sie den Muttertrieb. Das ist dem Schlemihlgedanken verwandt, aber nicht von ihm abhängig. Hofmannsthals unmittelbare Quelle ist mir nicht bekannt, doch ist hinzuweisen auf Lenaus Dichtung *Anna*, unter deren Titel der Dichter 'nach einer schottischen Sage' setzte. Auch Anna will nicht in schmerzensreichem Kindbett ihre Schönheit verlieren; den sieben Fischlein von Hofmannsthals Färberin entsprechen hier sieben Weizenkörner: siebenmal würden beide Frauen gebären. Die Symbolisierung durch den Schatten fehlt bei dem älteren Dichter, das ist Hofmannsthals Zugabe, die sein Werk aber nur äußerlich dem *Peter Schlemihl* annähert. Bei Chamisso war der Schattenverkauf das erste; was der Leser sich dabei denken will, ist seine Sache — bei Hofmannsthal liegt die Sache gerade umgekehrt; den Gedanken aber, die Fruchtbarkeit des Weibes durch ihren Schatten anzudeuten, dürfte er orientalischer Bildersprache verdanken.

Wenn hier nur die äußere Ähnlichkeit mit Chamissos Märchen übrigbleibt, so dürften die folgenden Darstellungen unter seine Nachfolger zu stellen sein. Von einem Landstreicher erzählt Max Jungnickel in den *Gästen der Gasse* (Berlin-Schöneberg u. Leipzig [1919]), einem Wurzellosen, der aber ein weiser Narr ist. Sein Leben hat er vergeigt und verträumt, ist glücklich gewesen und weiß es nicht, bis ihm ein Armenhausbruder den unheilvollen Gedanken erweckt, daß wahres Glück im Gelde liege. Da fällt er vor der Versuchung: seine Erinnerung verkauft er, seinen von unbewußter Schönheit und Poesie verklärten eigentlichen Lebensinhalt, und seitdem ist er nichts als ein alter Lump, ein lebender Toter. Er will den Handel rückgängig machen, aber der Käufer hat seine Erinnerung lange

vertan, und so erwürgt er ihn — stumpfsinnig läßt er sich ins Gefängnis führen: was machen sich die Leute nur so viel Mühe mit ihm? Das ist die Geschichte — ihr Verfasser hat für den Schlemihlhandel einen neuen Gegenstand gefunden, und sicherlich schwebt auch dichterischer Reiz um diesen modernen Taugenichts. Nur um den Märchenhandel, für uns die Hauptsache, steht es übel: er wirkt sehr wenig glaubhaft in dieser Umgebung, kommt ganz unerwartet und ist in sich nicht folgerecht durchgeführt — seit wann werden übernatürliche Dinge nicht viel anders abgemacht als ein Pferdekauf, seit wann kann der Käufer von solchem Erwerb an andere abgeben, die am Handel ganz unbeteiligt sind? Die phantastische Erzählung hat ihren eigenen Stil, und den hat Jungnickel verfehlt.

Besser fährt ein anderer jüngerer zeitgenössischer Dichter, indem er die Phantastik nur in die Seele seines Schlemihls verlegt. *Das verkaufte Seelenheil* ist der Titel einer längeren Novelle Jakob Schaffners (Erstdruck 1919/20 im *Schwäbischen Bund* I), aber der Handel dreht sich nicht um mystische Jenseitshoffnungen. Für ein ihm ansehnlich dünkendes Kapital verkauft Gideon Beißer seinen Körper dem Messer des Anatomen, nach zehn Jahren soll er gehalten sein, den Vertrag zu erfüllen. Und nun kostet's ihm freilich beinahe sein Seelenheil, denn der schwerflüssige, grüblerische Geselle wird aus seiner Bahn geworfen; nachdem der erste Rausch vorüber ist, kommt ihm zum Bewußtsein, daß für einen Fünfundzwanzigjährigen zehn Jahre eine knappe Frist sind: hinfort liegt ein Schatten auf seinem Leben und Trachten, und es braucht die Rückkehr aus den Städten zur schaffenden Arbeit auf breiter Ackerflur, die Liebe einer gesund-herben Frau und die Grobheit eines mecklenburgischen Rechtsanwalts, um ihn dem Leben zu retten. Der Professor, mit dem er jenen Vertrag geschlossen hatte, war ein wahnsinniger Sonderling: das einzige Reale bei dem Handel sind die 10 000 Mark, die er Gideon einbringt. Man würde wohl wünschen, daß Schaffner den Abschluß dieses Vertrages uns einleuchtender machte, statt ihn einfach vorauszusetzen; freilich hätte er dann die Gestalt des Anatomen nicht so im Dunkel lassen können, wie es jetzt geschieht, um die Teilnahme der Leser an Gideons dumpfem Seelenzustand wachzuhalten; aber abgesehen davon ist es eine ganz ansehnliche Leistung, wie hier das Märchenmotiv zur treibenden Kraft eines alltäglichen Lebenslaufes wird: Chamissos Erzählung hat hier ihre modernste Form gefunden, eine neue Romantik sucht die Stimmung der alten zu gewinnen trotz Ausschaltung des Wunderbaren.

Nur notieren kann ich das Lustspiel *Schlemihl* von dem Hamburger Schriftsteller Alexander Zinn, das in Düsseldorf seine Uraufführung erlebt hat (vgl. *Das deutsche Drama* III, 131 f.; Berlin, Boll & Pickardt). Es scheint, daß in ihm Peter Schlemihl als Symbol für eine verfehlte Laufbahn steht: wie er 'hat der ursprünglich nach größeren Dingen strebende Salomon Mandelzweig seinen Schatten verkauft, als er Redakteur am "Tageblatt" irgendeiner Stadt wurde, noch dazu Nachtredakteur', und dabei bleibt es auch für ihn, nachdem ein letzter Hoffnungsschimmer auf dramatische Erfolge erloschen ist.

All dies sind ganz junge Sprossen der Schlemihlfamilie; ältere übersehene sind mir leider nicht bekannt geworden, nur verdient eine französische Wendung des Themas ein paar Worte. Ich meine Théophile Gautiers *Onuphrius* (in *Les Jeune-France* 1833). Das ist die Geschichte

von einem romantischen Malerjüngling, dem E. T. A. Hoffmanns Erzählungen den Kopf verdreht haben; er bildet sich ein, daß eine fremde unheimliche Macht Gefallen darin findet, seinen Weg zu kreuzen und ihm allerlei Schabernack zu spielen — das ist das Pechvogelmotiv. Seine Verdrehtheit wird aber schließlich zum Wahnsinn, und in ihm wird er zum neuen Peter Schlemihl und Erasmus Spikher: er bildet sich ein, keinen Schatten mehr zu werfen und sein Spiegelbild verloren zu haben als Folge davon, daß der üble Teufel ihm überhaupt seine Körperlichkeit gestohlen hat: er endet im Wahnsinn.

An diese stofflichen Nachträge mag sich ein anderer schließen. In meinem Aufsatz hatte ich (S. 97) kurz Riedels *Peter Schlemiel und sein Sohn* (Frankfurt 1840) behandelt und festgestellt, daß es sich hier um eine gehässige, antisemitisch gefärbte Schmähschrift gegen eine Person handle, die einmal in der Stadt Bamberg und im Lande Bayern eine Rolle gespielt habe. Durch die Freundlichkeit eines Bambergers, des Oberstudienrats Oskar Krenzer, bin ich nun imstande, zu sagen, wer gemeint ist, und einige Angaben über den Verfasser zu machen. Danach ist Riedels Peter Schlemiel der oberste Justizrat und spätere Erste Bürgermeister von Bamberg Franz Ludwig von Hornthal (1765—1833), sein Sohn ist der Advokat und Notar Johann Peter von Hornthal. Jener war Sohn eines Rabbiners in Fürth, war noch in jungen Jahren zum Christentum übergetreten und hatte seinen bürgerlichen Namen aus Bestandteilen des Namens seiner Taufpaten zusammengesetzt, des Fürstbischofs Franz Ludwig von Erthal und dessen Stellvertreters, des Oberstallmeisters Joh. Anton von Horneck, was Riedel in seiner Weise ausbeutete. Beide Hornthals haben sich große Verdienste um ihre engere und weitere Heimat erworben; Riedels Schmähungen sind teils aus der Luft gegriffen, teils beruhen sie auf niedrigem Klatsch. Sie entspringen sehr persönlichen Gründen: der jüngere Hornthal (der sich auch als romantischer Dichter und Herausgeber der *Wünschelrute* [1818] versucht hatte), erwarb späterhin den Verlag des *Fränkischen Merkur*; um für sein Blatt wertvolle auswärtige Korrespondenzen zu erhalten, schickte er als seiner Meinung nach dafür geeignete Kraft den quieszierten protestantischen Pfarrer Karl (dies der richtige Name) Riedel 1837 nach London und Paris. Da dessen Leistungen enttäuschten (was nach Stil und Anlage des *Peter Schlemiel* sehr einleuchtet), war die Entlassung die Folge, und nun eröffnete Riedel einen journalistischen Feldzug gegen seinen ehemaligen Gönner. Als Hornthal schließlich erklärte, er werde auf keinen Anwurf Riedels mehr antworten, veröffentlichte dieser die zunächst gegen den älteren Hornthal gerichtete Schmähschrift, die bald nach ihrem Erscheinen polizeilich beschlagnahmt wurde. Riedels Spuren verlieren sich dann in Berlin, wo er 1842 eine Zeitschrift *Athenäum* herausgab. Für Angaben über sein weiteres Schicksal wäre Oberstudienrat Krenzer (Bamberg) sehr dankbar.

Berlin-Lichtenberg. Albert Ludwig.

Alcvins Willibrord-Biographie

liegt seit 1919 in einer abschließenden Ausgabe durch W. Levison vor (*Monum. Germ. hist., Script. Meroving.* VII p. 81—141). Zur Bekehrung der Festlandsgermanen durch Angelsachsen zu Ende 7. und Anfang 8. Jhs. ergibt

ch hier manche Einzelheit; fehlen doch in Searles *Onomasticon* sogar die amen *Marchelm* und des Schreibers *Laurentius* (S. 86). Von Willibrords eschichte untersucht der Herausgeber jedes Datum genauestens. Literarisch t von jenem nicht mehr als ein halbes Dutzend autobiographischer und ıtographer Zeilen bekannt: *a.* 695 *quamvis indignus ordinatus episcopus a ergio papa, nunc agens annum septengentessimum vigessimum octavum* = 28 (S. 92; ich kürze). — Das Dasein einer Vita Willibrordi von einem chotten vor Alcvin bezweifelt Levison. — Er hält letzteren mit Recht illibrord verwandt; denn Alcvin stand der vom Vater des Heiligen geifteten Zelle vor und hatte in York zum Schüler den Blutsverwandten desselben: Beornraed, später Abt von Echternach (wo insulare Schriftart fortbte), Erzbischof von Sens und Dedikat der Alcvinschen *Vita*, S. 94. 113. — ie *Vita* ist von den Erforschern englischen Altertums freilich längst beıtzt; sie erwähnt etwa zu 700 den Dänenkönig *Ongend*, dessen Name im *ngendþeow* des Beowulf auch vorkommt; sie nennt einen Northumbrer: *Saxo* 16; sie gleicht, schon vor 801, Karls Herrschaft der des römischen Kaiserichs an; 133. Die kulturgeschichtliche oder gar literarische Wichtigkeit erschätzt der Herausgeber nicht. Er berichtigt Alcvins Biographie mehrch, verdient aber von Philologen besonderen Dank, weil erst er die Barırei im Latein des berühmten Schulmeisters beleuchtet. Anglizismen freich verrät nur die Orthographie: *heleiacus* für *elegi*. Dagegen *flasco* 'Flasche' ennt Ducange im Mittellatein schon vor der Bekehrung Englands.

Berlin. F. Liebermann.

Der angebliche Hammer Thors auf Yorker Münzen 10. Jhs.

Northumbriens nordische Beherrscher schlugen seit dem Ende 9. Jhs. ünzen, die den Namen Yorks und neben gewöhnlichen Kreuzeszeichen teileise jenes Patriarchenkreuz zeigen, das oberhalb des Querbalkens eine ürzere parallele Wagerechte bietet: das erzbischöfliche Symbol; Keary *Catal. English coins in the Brit. Mus.* I (1887) p. XXX. 201, pl. XXIV ff. Einige eser Münzen bilden eine Waffe ab: das Schwert, den Pfeil auf dem Bogen nd den Doppelhammer in Form eines T (pl. 29 f.), der als Angriffswaffe es frühesten nordischen Zeitalters bekannt ist, also nicht etwa auf Thor zu euten braucht. Jenes Schwert nun erscheint auch auf einem rückseitig mit *burace.* bezeichneten Münztyp zwischen den Buchstaben *Sci Petr[i] mo.*, e den Petersdom zu York, das Erzstift, bedeuten. Darunter ist ein Bild eprägt, welches von jenem Hammer gänzlich verschieden ist; zwei parallele enkrechte stehen auf der Basis eines gleichschenkligen Dreiecks, das die pitze nach unten kehrt; pl. 30, 1. Dieses Bild muß man, um es zu verehen, herumdrehen, wie denn auch jenes Patriarchenkreuz auf vielen Typen ngekehrt erscheint. Das lehren zwei bessere Typen pl. 30, 2. 3. Und deren ner beweist, daß jenes Dreieck nur ein richtigeres Fünfeck abkürzend veritt, wodurch das Bild sich vom Hammer noch weiter entfernt. — Heidscher Einfluß auf Northumbriens Kultur im 10. Jh. kann nicht ausgeblieben in. Aber die Münze folgte doch lediglich christlichen Vorbildern und dort en Traditionen des Erzbistums, wie die Kreuze und der Name des Kirchentrons beweisen. Nicht also ein 'Thorshammer, das Sinnbild des Asenaubens', blickt uns aus diesem Münzzeichen an, wie Norwegens bester ltertumsforscher meint (Al. Bugge, *Norges Historie* I 2, p. 179); sondern,

wie Keary richtig erklärt, es ist die Mitra gemeint; die zwei Vertikalen sind die beiden daranhängenden Bänder. Der Bischof stellte, wie sonst, auch auf der Münze, nicht etwa bloß hier, seine Würde durch die Inful dar.

Berlin. F. Liebermann.

Französisches Gedicht vom gefangenen Edward II.

Eine Hs. des Marquis of Bath zu Longleat, von etwa 1350, enthält *De le roi Edward le fix roi Edward le chanson qe il fist mesmes,* wovon Fabyan (*Chronicle* 185) eine lateinische Übertragung bringt. [Pauli, *Gesch. v. Engl.* IV 301 verwertet sie als echt.] Studer in Oxford wird das Gedicht, dessen Authentizität er für möglich hält, herausgeben. So T. F. Tout (*The captivity and death of Edward of Carnarvon;* Bulletin of the J. Rylands libr. VI, Manch. 1920, p. 50), der jenem wohl für Schauspiel und Musik, nicht aber für Literatur interessierten König das Gedicht nicht zutraut, sondern es dessen Partei zuschreibt, die entweder dem Gefangenen die Freiheit oder dem Ermordeten die Heiligsprechung erringen wollte.

Berlin. F. Liebermann.

Das englische Pronomen *any* und seine syntaktische Verwendung.

Der Gebrauch von ne. *some* und *any* regelt sich im wesentlichen so: *some* 'irgend ein' steht in positiven Sätzen; *any* steht in der Bedeutung 'irgend ein' in negativen, fragenden und bedingenden Sätzen, in der Bedeutung 'jeder beliebige' in positiven Sätzen. Für eine genaue Beschreibung des heutigen Sprachgebrauchs sei auf die Grammatiken verwiesen.[1]

Diese Verwendung der beiden Pronomina ist alt. Die Zähigkeit, mit der sich die Unterscheidung gehalten hat, ist sehr bemerkenswert. Einenkel, Anglia 26, 550 stellt fest: 'Der Gebrauch von *ǣniȝ* in seinem Verhältnis zu *sum* ist im Ae. im wesentlichen derselbe wie noch heute. Abgesehen von dem Falle, in dem es in dem Sinne von 'irgend ein beliebiger' gebraucht wird und in dem es unter allen Umständen auch in positiven Sätzen stehen muß, wird *ǣniȝ* im Gegensatz zu *sum* verwendet in allen Sätzen, von welcher Form auch immer, denen eine negative Vorstellung zugrunde liegt. *ǣniȝ* steht also vor allem in Sätzen echt negierten Sinnes, sowohl in solchen von positiver Form, wie in solchen von negativer ..., fragender ..., bedingender Form. *ǣniȝ* steht ferner in echt fragenden Sätzen ... Und es steht schließlich in echt bedingenden Sätzen.'

Wie ist dieser Sprachgebrauch zu erklären?

Im Ahd. wird *einig* ähnlich gebraucht wie *ǣniȝ* im Ae.: es steht in negativen Sätzen, in Fragesätzen, in Bedingungssätzen.[2] Neben *einig* steht in wenigen ahd. Texten *eining.* Wilmanns, Deutsche Gr. II, 456, Anm. 1 hält *einig* für ursprünglich, *eining* für eine Umbildung: 'da für *-ang, -ing* nach Stämmen, die auf einen Nasal auslauten, schon im Ahd. *-ag, -ig* eintritt, so wird auch umgekehrt *-ig* zuweilen mit *-ing* vertauscht; neben *einig* steht in gewissen Denkmälern *eining.*'

[1] Vgl. z. B. Immanuel Schmidt, Gr. der engl. Sprache § 309; Gustav Krüger Syntax [2] III, besonders S. 955 ff.

[2] Vgl. Braune, Ahd. Gr. [3] § 295, dazu Paul, Mhd. Gr. [9] § 304, 370.

Das NED betrachtet ae. *ǣniȝ* als *ān* + *-iȝ* und meint, *-iȝ* sei hier vielleicht diminutiv.

Eine einfache Erklärung bietet sich dar, wenn wir ausgehen von ae. **ǣninȝ*, ahd. *eining*. *n* vor *g* ist geschwunden, weil die Silbe mit *n* anlautete (totale Dissimilation) wie in *Pfennig* aus *Pfenning*, ae. *cyniȝ* aus **kuning*.[1] *aining-* bedeutet also ursprünglich 'ganz klein'.

Warum wird nun diese diminutive Form in Sätzen negativen Sinnes gebraucht? Die Negation ist von Natur emphatisch. Daher die Verstärkungen bei der Negation. Zu ihnen gehören die 'Füllwörter' der Negation: *je ne dis pas, je ne dis point*, mhd. *niht ein strō*, engl. *not a straw*. Dem Zweck der Emphase dient auch die Verkleinerung: statt zu sagen *ich habe kein Brot im Haus* sagt man *ich habe kein Krümchen Brot im Haus*; statt *da war kein Fehler zu sehen* sagt man *da war auch nicht das kleinste Fehlerchen zu sehen*. Die Verkleinerung von *ein* hatte ursprünglich dieselbe Funktion. *I have not got any apple* bedeutete 'Ich habe gar keinen Apfel, auch nicht den kleinsten.'

O. Behaghel macht mich darauf aufmerksam, daß *aining-* an die Stelle von älterem (got.) *hwas* getreten ist (vgl. Beitr. 42, 158).[2] Das jüngere Indefinitpronomen griff über den Bereich der verneinten Sätze hinaus nach dem Vorbild des älteren *hwas*.

Die Verwendung von *ǣniȝ, any* 'jeder beliebige' in positiven Sätzen beruht auf späterer Entwicklung: *I don't see anybody. — Does anybody know? — Anybody can do that* 'irgend einer, einerlei wer; jeder beliebige'.

Ein wichtiges Seitenstück zu ahd. *eining*, ae. *ǣniȝ* bietet uns lateinisches *ullus* in negativen Sätzen. Es ist aus **unulus* hervorgegangen, dem Diminutiv von *unus*. J. v. Rozwadowski, Indogerm. Forschungen 3, 265 bemerkt dazu: In *ullus* 'ist das Diminutivsuffix am Platz: *ullus* entstand nämlich offenbar in der Verbindung mit vorausgehender Negation, indem der ganze Begriff "*ne* (bezw. *n'*) *unus*" durch Diminuierung von *unus* verstärkt wurde und *nullus* auf diese Weise ursprünglich etwa = *ne unus quidem* war.' Die lateinische Erscheinung ist zugleich eine wertvolle Stütze für die Erklärung der germanischen Erscheinung.

Gießen. Wilhelm Horn.

Erneuerung der Shakespearebühne in England.

Das Birminghamer Repertoire-Theater brachte eine aufsehenerregende Darstellung des ersten Teils von 'Heinrich IV.', bei der besonders darauf Wert gelegt wurde, daß ein ununterbrochener Ablauf der einzelnen Szenen stattfand. Die Bühne ging sogar in mancher Beziehung auf noch primitivere Formen zurück, als sie die Shakespeare-Bühne nach unseren Kenntnissen darstellt. Die Rückwand war in zwei Gemächer durch einen dazwischenstehenden Pfeiler geteilt. Der Raum linker Hand stellte das Gasthaus dar, in dem sich Falstaff mit seinem lustigen Kreise vereinigt, während in dem

[1] Vgl. E. Schröder, Z. f. d. A. 37, 124; Behaghel, Geschichte der deutschen Sprache [4] S. 218; Pogatscher, Anglia 23, 314; Bülbring, Ae. Elementarbuch § 561.

[2] Behaghel wird eine eingehende Behandlung der Syntax der deutschen Indefinitpronomina bieten in seiner demnächst in Druck gehenden Deutschen Syntax.

Raum rechter Hand die Königsszenen und die Vorgänge am Hof sich abspielten. War eine Szene zu Ende, dann ging der Vorhang auf der betreffenden Seite der Hinterwand herunter und ein Vorhang auf der anderen Seite in die Höhe. Von diesen beiden 'inneren Bühnen' gelangte man auf einer niedrigen Treppe zur eigentlichen Bühne, die wie zu den Zeiten Shakespeares in den Zuschauerraum vorspringt. Auch diese Vorderbühne konnte noch durch einen Vorhang in zwei Teile geschieden werden, indem Szenen, die keine Massenentfaltung verlangen, auf der inneren Vorderbühne vor sich gingen und erst bei größerem Ensemble die Vorderbühne einbezogen wurde. So war die Möglichkeit gegeben, an vier verschiedenen Stellen zu spielen, und es wurde dadurch erreicht, daß, wie es von dem Dichter gefordert wird, Schlag auf Schlag eine Szene auf die andere folgte. Die große Schlachtszene am Schluß wurde auf der Gesamtbühne dargestellt. Ein Beweis für das rasche Tempo ist es, daß die Aufführung des vollkommen ungekürzten ersten Teils des 'Heinrich IV.' kaum drei Stunden in Anspruch nahm. Die englische Kritik erklärte sich von der Wirkung dieser eigenartigen Inszenierung sehr befriedigt.

Berliner Börsenzeitung, 7. Dez. 1920.

Des Jordan Bonel Kanzone *Anc mais aissi finamen non amei* (BGr. 275, 1).

Außer den von Stroński, Elias de Barjols, S. 88 zusammengestellten provenzalischen Dichtungen, welche eine Anspielung auf die Liebespein des Andrieu, des unglücklichen Liebhabers einer Königin von Frankreich, enthalten, nennt O. Schultz-Gora in der Zeitschrift f. rom. Phil. 32, 616 zu IX, 28 noch drei solcher Lieder, unter diesen auch BGr. 275, 1 *Anc mais aissi finamen non amei.* Diese Kanzone steht nur in der Hs. *C* fol. 335 (MG. 211). Zum Verfasser hat sie Jordan Bonel de Cofolen,[1] der gemäß der Lebensbeschreibung *si fo de Saintonge, de la marqua de Peitieu.* Zu ihm passen besonders gut Reime wie *fei* v. 12 und *mei* v. 36; denn, nach Jeanroy, Guillaume IX, 1913, S. X, 'la transformation de *é* en *ei* est en effet normale en Poitou comme en Saintonge'.[2] Was den Prebost de Valensa anbetrifft, dem das Lied im Register von *C* attribuiert wird, so glaubt Chabaneau, Biogr. S. 179 nicht daran, daß dieser für die ihm da zugeschriebenen Gedichte in Frage komme.[3]

Die Kanzone hat 6 sechszeilige *coblas unisonans* und ein zweizeiliges Geleit. Ihr Schema ist 10a 10b 10a 10b 8c 8c; a ist *-ęi*, b *-en* und c *-ęi*. Maus (Nr. 334, 2) bezeichnet auch die letzten beiden Verse als Zehnsilbler; der Grund dafür liegt wohl in der verderbten Lesart von v. 35 u. 36. Unter den Reimen sind außer *fei* und *mei*, von denen auch Appel, BVentadorn, Einl. S. 128, 4 handelt, bemerkenswert *ęi* (habeo) und die Endung *-ęi* in

[1] Confolens (Charente). Zu dem Namen des Dichters siehe Chabaneau, Biogr. S. 156 und Anm. 2.

[2] Allerdings finden sich bei Jordan in Gr. 273, 1, v. 2 u. 40 *mę* und v. 22 *fę* im Reime mit Wörtern wie *covę, bę, frę.*

[3] Auch bei dem von mir in den 'Dicht. d. Trob.' als Nr. 3 edierten Partimen zwischen dem Prebost und Savaric, das ich übrigens nachträglich noch in *a*[1] (Nr. 293) finde, handelt es sich nach Chabaneau, S. 157 nicht um den Prévôt de Valence, sondern um denjenigen de Limoges.

penrei, querrei usw., wozu man Appel, Lautlehre § 33c vergleiche. Zweimal begegnen im Reime *farei*, v. 13 u. 33, *viven*, v. 4 u. 22, *estei*, v. 11 u. 38 (Gel.) und *autrei*, v. 24 und 37 (Gel.).

Der Inhalt des Liedes ist folgender: I. Noch nie liebte ich so treu wie jetzt. II. Meiner Herrin will ich, um ihre Gunst zu erlangen, stets eifrig dienen. III. Frauendienst bringt selbst einem Kaiser Nutzen. IV. Um ihretwillen diene ich aller Welt. Zu ihr habe ich Vertrauen. V. Im Schlafe träume ich immer, ich sei bei ihr; wenn ich dann erwache, ist mein Glück dahin. VI. Diese Liebe wird mich noch umbringen. VII. Meinem 'Guten Geschick' weihe ich mein Leben.

Text.

I. Anc mais aissi finamen non amei;
Mas ar hi ai pauzat lo cor e·l sen.
Pus vi midons, no·m puec partir de lei
Ni o farai ja mais a mon viven
Ni negun'autra non envei
Mas lieis cui azor e soplei.

II. E doncx de me cal cosselh en penrei?
Per Crist, non sai, si l belha no l'i pren,
Cui clam merce, e tostemps la·l querrei;
Qu'Amors me di qu'a son comandamen
Si'a totz jorns et *i* estei
Ses enjan et ab bona fei.

III. Mos cors me ditz qu'enaissi o farei;
Sol la belha mi sal Dieus lonjamen,
Ja mais autra dona non amarei
Mas lieis, en cui ai mes tot mon enten;
Qu'a l'entendre a pro domnei
Ad emperador o a rei.

IV. Ben l'ai fin cor e tostemps *mais* aurei;
Quar per s'amor servisc a tota gen.
Ja no m'oblit plus qu'ieu l'oblidarei!
Ben sui segurs de don'al mieu viven
E·lh do ma fe, quez ieu li dei,
A cui de bon talan m'autrei.

V. Be m'a guerit dormirs; qu'adoncas ei
Cossir, dona, de vos, a cui mi ren.
Ai, las, caitiu! et a que vellarei?
Qu'ades sui lai tant quant estau durmen.
Quan mi revelh e non la vei,
Ab pauc ieu del tot no·m recrei.

VI. Ai, si m'auci, per tal coven morrei
Qu'aissi s'en vai l'arma tot en rizen.
Anc gensor fi no fetz hom qu'ieu farei,
Mas ad Andrieu en pres tot eissamen;
Quar elh mori d'aital esfrei!
Ma don' auci atressi mei.

VII. Bon'aventur', a vos m'autrei,
Ves qual que part an ni estei.

II, 11 i *fehlt*. IV. 19 t. o a. VI. 31 Aissi. 33 genser 35 m. de tot a. 36 Cum ma dona auci a.

Übersetzung.

I. Nimmer liebte ich so treu; aber jetzt bin ich mit Herz und Verstand dabei (beim Lieben). Seit ich meine Herrin sah, konnte ich mich von ihr nicht trennen und werde das auch nimmer tun, so lange ich lebe, und ich begehre nur sie, die ich anbete und verehre.

II. Wozu soll ich mich infolgedessen entschließen?[1] Ich weiß es wirklich nicht, wenn die Schöne darin keinen Entschluß faßt, die ich um Gnade bitte, — und stets werde ich sie darum bitten; die Minne gebietet mir nämlich, daß ich ihr (der Dame) allezeit zu Diensten sei und aufrichtig und treu darin verharre.

III. Mein Herz sagt mir, daß ich das so machen werde; sofern Gott mir nur die Schöne lange gesund erhält, werde ich stets nur sie lieben, auf die ich all mein Sinnen gerichtet habe; denn sich auf Frauendienst zu verstehen, ist selbst für einen Kaiser oder König nützlich.

IV. Ich bin ihr in der Tat treu und werde es fortan immer sein; denn aus Liebe zu ihr diene ich aller Welt. Möge sie mich ebensowenig je vergessen wie ich sie vergessen werde! Einer Herrin, der ich mich in guter Gesinnung ergebe, bin ich auf immer sicher und schenke ihr das Vertrauen, das ich ihr schulde.

V. Sehr zum Heile gereichte mir Schlafen; denn dann (wenn ich schlafe) denke ich an euch, Herrin, der ich mich weihe. Ach, ich Armer, Elender, wozu soll ich denn wachen? Bin ich doch, während ich schlafe, immer mit meinen Gedanken bei ihr. Wenn ich erwache und sie nicht sehe, dann ist es mit mir fast ganz vorbei.

VI. Ach, wenn sie mich tötet, werde ich auf solche Weise sterben, daß (so) meine Seele lachend dahingeht. Nie hat jemand ein schöneres Ende gefunden als ich (dann) finden werde; nur Andrieu erging es damit genau so; denn er starb infolge solcher Beunruhigung! Ebenso tötet meine Herrin auch mich.

VII. 'Gutes Geschick', euch ergebe ich mich, wo ich auch gehe und stehe.

Anmerkungen.

1. Der negativen Äußerung Jordans entsprechen seine Worte in Gr. 275, 2, Appels Inedita, S. 175, v. 18 *ves autra non dis anc ver.*

2. Wären die Reime für die Orthographie maßgebend, so müßte man hier, v. 16 u. 19 *ei* für *ai*, v. 4 *farei* und v. 23 *fei* schreiben.

3. Raynouard, der im Choix 5, 240 die ersten 6 Verse abdruckt, schreibt *ni m puesc partir.* — Die diphthongierte 1. Sg. Pf. *puec, puoc* belegt Schultz-Gora, Prov. Studien I 78 mehrfach; sie findet sich ferner Folquet de Mars. (ed. Stroński) IX 31 u. XXI 11.

7. *E donc* dient hier zur Einleitung der Frage wie *e* v. 27; s. Sw. II 285, 5 bzw. 312, 2.

8. Der weibl. Artikel des Sing. erscheint angelehnt als *·l*; vgl. Schultz-Gora, Prov. El.-B.[3], § 123.

11. *Si'a* oder *sia*; *a totz jorns* 'täglich, immer', Appel, BVent. S. 373 b und Chr. S. 264 b.

13. Auch in Gr. 275, 2, v. 19/20 versichert J. Bonel: *seray tostemps verays e servir l'ay a mon poder.*

15—17. Die Zäsur zwischen *autra* und *dona* ist eine so schwache, daß man vermuten könnte, ein Kopist habe erst *autra dona* und *ja mais* um-

[1] Um zum Ziele zu gelangen.

gestellt, zumal da auch in v. 17 *a pro* im Original vor *l'entendre* gestanden haben dürfte.

19. Das von mir eingeführte *mais* verwendet nach *totz temps* z. B. Uc de Pena, Gr. 456, 1, v. 6.

20. Die 1. Sg. Pr. *servisc* belegt Mahn, Gramm. S. 176 durch diese Stelle und durch Bartsch, Denkm. 143. Den Konj. *servisca* (3. Sg.) findet man im Sw. 7, 622 b. — Um der Geliebten willen ist der dienende Sänger auch ihrer Familie, ihren Bekannten, ja ihrem ganzen Lande ergeben. Den hierauf bezüglichen Zitaten von Wechßler, Minnesang S. 172 füge ich noch hinzu Gr. 305, 10 a III (Studj VIII 439 bzw. 19), wiederum vom Mönch von Montaudon: *Si qu'ome, qui re·us taisses* ('der euch irgendwie nahestände'), *no·m vi q'eu non fos sieus ses enjan.*

23. Die Form des Pron. rel. *quez* findet sich bei Appel, Chr. S. XVII b als Mask., Fem. u. Neutr. Sg. Nom. und Mask. Pl. Nom.; hier ist *quez* Fem. Sg. obl.

25. Vom Schlafen spricht Jordan auch Gr. 275, 2, v. 8.

26. Der Dichter redet seine Dame nur hier an, aber lediglich in der Phantasie; v. 28 ff. spricht er dann wieder von ihr in der dritten Person; vgl. dazu Appels Bemerkung zu BVent. Nr. 37, 31.

31. *Ai* dient hier, wie das Folgende zeigt, eher zum Ausdruck des Wunsches als des Schmerzes.

32. *Tot* tritt zur Verstärkung vor das Gerundium *en rixen* wie im Afz.: *si lor conte s'aventure tot an plorant* (Ch. Lyon v. 2916) und wie *tout* im Nfz. (s. Plattner, Schulgr. § 256, 3).

33. Vgl. nfz. *faire une bonne* (*belle*) *fin* 'eines schönen Todes sterben'.

34. Zu Andrieu de Paris s. oben; ferner Birch-Hirschfeld, Ep. Stoffe S. 82—84 und Wechßler, Minnesang, S. 236, Fußn.

36. So sagt unser Dichter auch in Gr. 275, 2, v. 27 *Per pauc no muer, quan non la bays.*

37. Vgl. v. 24. — *Bon'arentura* begegnet, worauf Bergert, Die Damen der Trobadors S. 112 hinweist, als *senhal* für eine Dame auch bei Rich. de Tarascon, Gr. 422, 1. Vielleicht ist Jordans 'Gutes Geschick' identisch mit der von Bertran de Born, ed. Stimming [3], 32, 31 genannten Vizgräfin von Chales, Tiborc de Montausier; s. dazu Bergert S. 24.

38. *Ves* bezeichnet 'den Ort, wo' auch in Appels Chrest. 39, 37: *No sai lo luec ves on s'esta.*

Berlin. Adolf Kolsen.

Zur Quellenfrage von Calderons *Argenis y Poliarco.*

Die Calderonliteratur gibt über diese Frage noch keine erschöpfende Auskunft. Etwa seit Schack[1] und Hartzenbusch[2] verweist man auf den in lateinischer Sprache verfaßten politischen Schlüsselroman 'Argenis' des Schotten John Barclay (1. Ausgabe Paris 1621) und bemerkt dazu, daß von diesem Roman im Jahre 1626 zu Madrid gleichzeitig zwei spanische Übersetzungen erschienen, die eine von José Pellicer de Salas y Tobar, die andere von

[1] *Geschichte der dramatischen Literatur und Kunst in Spanien*, 1. Aufl. (1846) III, 204; 2. Aufl. (1854) ibidem.

[2] *Biblioteca de Autores españoles*, Bd. 14 (1850), S. 694.

Gabriel del Corral.[1] Welches der drei Werke, ob das Original oder eine der Übertragungen, von Calderon als Quelle benutzt wurden, darüber weiß man heute noch nichts. Stünde fest, daß beide Übersetzungen sachlich und sprachlich wortgetreu wären, so könnte man von ihnen einfach absehen und Calderons Abhängigkeit von seiner Vorlage nach Stoff- und Ideengehalt lediglich am Original nachprüfen. Nun ist aber die Arbeit des Gabriel del Corral weder genau noch vollständig, während jene des José Pellicer zwar sehr textgetreu und ohne Auslassungen ist,[2] aber noch einen von Barclay unabhängigen zweiten Teil umfaßt, der wiederum die spanische Übertragung einer freien französischen Fortsetzung des lateinischen Originals sein soll.[3] Die Quellenfrage lautet also immer noch: Original oder Übersetzung? und letzterenfalls: welche von beiden?

Wesentlich vereinfacht wird die Sache nunmehr durch eine zeitgenössische Notiz, die der Calderonforschung bis jetzt entgangen zu sein scheint. Der genannte José Pellicer nämlich, der im Jahre 1671 eine ausführliche Bibliographie seiner eigenen zahllosen Schriften drucken ließ,[4] macht darin (fol. 14) bei Anführung des von ihm übersetzten Argenis-Romans, 1. und 2. Teil, folgende Bemerkung: *Destas obras hay segunda edición en Sevilla, y de su contenido formó la Gran Comedia de Argenis y Poliarco Don Pedro Calderon de la Barca, Cavallero del Orden de Santiago ... uno de los mayores varones que vió el Teatro.* Demnach hätte also Calderon nicht nur Pellicers Übersetzung des Barclay-Originals, sondern auch, was a priori nicht sehr wahrscheinlich ist, seine Bearbeitung der Fortsetzung des Mouchemberg benützt.

Die Quellenfrage der *Gran Comedia de Argenis y Foliarco* erfährt durch den Nachweis dieser zeitgenössischen Notiz zweifellos eine große Vereinfachung, die vor allem darin besteht, daß sich eine genauere Untersuchung zunächst auf die Übersetzung Pellicers beschränken kann und die Texte von Barclay und Corral erst dann zu Rate zu ziehen braucht, wenn sich Momente ergeben, die Calderon bei Pellicer nicht vorgefunden haben konnte. Meiner Ansicht nach ließe sich die ganze Frage recht wohl zum Gegenstand einer Dissertation machen, und ich glaubte aus diesem Grunde die Stelle bei Pellicer einem weiteren Leserkreise zugänglich machen zu sollen. Das nötige bibliographische Rüstzeug für die Ausgaben und Übersetzungen des Barclay findet man in der bereits zitierten Studie von Karl Friedrich Schmid, der freilich nichts davon zu wissen scheint, daß Pellicers *Segunda Parte* auf Mouchemberg zurückgehen soll. Die *Bibliotheca formada de los libros etc. de D. Joseph Pellicer* ist, wenn sonst nirgends auffindbar, auf der Münchener Hof- und Staatsbibliothek zu haben. Seine *Argenis* wird sich zweifellos mit Hilfe der

[1] Schack und Hartzenbusch schreiben irrtümlich *Correa* statt *Corral*, und gelegentlich schmiert es einer unbesehen nach, wie z. B. Fr. Wilh. Val. Schmidt, *Die Schauspiele Calderons* (1857) S. 282.

[2] Nach Karl Friedr. Schmid, *John Barclays Argenis* (Berlin 1904) S. 61 und 63, ist Pellicers Arbeit *vollständig und ziemlich wörtlich*, während ihr jene von Corral *besonders an Genauigkeit und Vollständigkeit nachsteht.* Salvá, *Catálogo* II, 131, Nr. 1775, sagt von Corral: *Traducción algo libre ... va intercalada de algunos versos.*

[3] Salvá II, 116, Nr. 1713: *La segunda parte no es de Barclay sino de un tal Mouchemberg que la escribió en francés.*

[4] *Bibliotheca formada de los libros i obra publicas de Don Joseph Pellicer de Ossav y Tovar.* Valencia 1671. 4°.

Berliner Auskunft irgendwo in Deutschland feststellen lassen. Einige Anregungen gibt vielleicht auch die Würdigung des Calderon-Dramas bei Friedr. Wilh. Val. Schmidt, a. a. O. 282, und jene bei E. Günthner, *Calderon und seine Werke* I, 332. Bei Juan Antonio Pellicer y Saforcada, *Ensayo de una biblioteca de traductores españoles*, Madrid 1778, der S. 101 des 2. Teiles ausführlich von José Pellicer handelt, ist nichts zu holen; er kennt von der Argenis-Übersetzung nicht einmal den Titel.

München. Ludwig Pfandl.

Ital. *indarno* 'umsonst'.

Die Literatur über dies Wort behandelt Meyer-Lübke kritisch s. v. *vanus* (REW 9145): 'Ital. *indarno*, asiz. *indernu*, gen. *endernu*, afrz. *endart* 'umsonst' *INDU VASINO AGIItal. XII, 135, gewissermaßen Parallelform zu ital. *invano*, ist zu gekünstelt und lautlich nicht einwandfrei; altnd. *andarn* 'umsonst' ZRPh. XVI, 559 ist geographisch abliegend, slav. *darom* 'umsonst' Diez Wb. 379 kann nicht in Betracht kommen; INVANO + IN DARE ZRPh. XXXI, 719 setzt eine sonst nicht belegte und für die älteste Zeit syntaktisch nicht unbedenkliche Konstruktion voraus; *in Arno* R. XLI, 374 ist historisch und begrifflich unverständlich.' Ich knüpfe angesichts der doppelten Lautgestalt *-darn-*, *-dart-* an REW 2478 **darnos* 'verwirrt' (gallisch oder zu fränk. **darni* 'heimlich, versteckt') an: parm. *adarnir* 'betäuben' etc., frz. *darnel* 'Lolch', lothr. *dardeyé* 'taumeln wie ein Betrunkener', frz. kat. *dardar* 'bummeln', prov *dardan* 'Kreisel', *endarnegat*, *esdarnegat* 'verarbeitet, ausgemergelt', (Neuphil. Mitt. 1913, 166). Man beachte die Beispiele aus dem 14. Jh., die Petrocchi s. v. *indarno* bringt: *stare indarno* 'senza far nulla' (also wie kat. *dardar*), *venirci indarno* 'nascere inutilmente' (wie der Lolch). Der doppelte Anlaut (*d-*, *t-*) von prov. *darnagas*, *tarnagas* 'grauer Würger' spricht für germ. Abstammung (dtsch. *Tarnkappe* und seine Sippe) und vielleicht ist auch an dämonische Wirkungen zu denken: *dernea wihtî* sind (urspr. 'verhüllte Dinge') 'böse Geister' im Heliand. Vgl. auch Hetzer, *Beiheft z. Ztschr.* 7, 34 über das *exdarnatus* der Reichenauer Glossen. Lt. *dardanarius* 'Getreidespekulant' in Glossen 'mobilis et instabilis mente', bleibt wohl fern.

Bonn. L. Spitzer.

broder guaz bei P. de la Cavarana.

In dem berühmten Sirventes des P. de la Cavarana heißt es v. 31—2 von den Deutschen, daß es wie Froschgequake klinge, wenn sie *broder guaz*[1] sagen. Gegenüber der unhaltbaren Erklärung von Canello mit *brod et guaz* = 'Brot und Wasser', die man noch bei Crescini, Manoaletto[2] S. 277 wiederfindet, hat Roethe sehr ansprechend das *broder* als *bruoder* = 'Bruder' gedeutet,[2] s. Nickel, Sirventes und Spruchdichtung (1907) S. 22 Anm. 4; dagegen konnte seine Meinung, daß *guaz* eine Entstellung von *guot* sei, weniger einleuchten, vgl. Ltrbl. XXIX, 323. Bertoni, Trovatori d'Italia (1915) S. 207 u. 491 nimmt mit Recht die Roethesche Deutung von *broder* an, freilich in

[1] So in Hs. D, wo *broder* am Zeilenende steht, während IK *borderguatz* (Crescini) oder *border guatz* (Bertoni) aufweisen.

[2] Ich füge hinzu, daß sich das *border* in IK leicht aus Metathese erklärt.

der eigentümlichen Art, daß er sagt: *congettura del Roethe, con la quale ci incontriamo* (!), in dem *guax* aber erblickt er, wie er das schon früher an anderer Stelle vorgebracht hat, mhd. *wax*, nhd. *was*, schreibt also *broder, guax*? Allerdings hegt er kein volles Vertrauen zu der Sache, und in der Tat ist eine Frage sehr wenig wahrscheinlich, dazu noch in der Weise, daß sie mit 'Bruder' eingeleitet sein sollte. *Guax* darf daher noch als unerledigt gelten. Mir scheint, daß es nichts anderes ist als der häufig vorkommende Personenname *Waxo*, s. Förstemann, Namenbuch, 2. Aufl. Sp. 1549 und Stark, Kosenamen der Germanen S. 82. Zwar scheint er auf provenzalischem Boden nicht vorzukommen, aber das ist ja auch für unseren Vorschlag nicht nötig; desto häufiger begegnet sein Reflex in Oberitalien, wo unser Sirventes offenbar verfaßt ist und wohin er schon mit den Langobarden gekommen ist, s. Bruckner, Die Sprache der Langobarden, der S. 255 *Gaxo* verzeichnet. Ich möchte also *broder Guax* schreiben; man könnte auch ein Ausrufungszeichen dahinter setzen, denn natürlich hätte man sich die Worte in kosender Anrede gebraucht zu denken.

Jena. O. Schultz-Gora.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

Wyld, H. T., Kurze Geschichte des Englischen, übersetzt von H. Mutschmann (Indogerm. Bibl. II, 9). Heidelberg, Winter, 1919 VII, 288 S. 5 M.

Das Buch erscheint in einer Sprachwissenschaftlichen Gymnasialbibliothek, hg. von Niedermann, als 2. Abteilung von Winters 'Indogerm. Bibl.', und das stimmt zu seinem volkstümlichen Zweck, der dahin geht, englische Landsleute des Verfassers mit den Hauptvorgängen in ihrer Sprache bekannt zu machen. Mancherlei elementare Begriffe der Sprachgeschichte werden sorgsam popularisiert. Ein Abriß der Phonetik, wesentlich nach Sweet, geht der historischen Darlegung voran, wozu man bemerken könnte, daß stimmhaftes *th* wenigstens im Englischen nicht als Reibegeräusch, sondern nur als momentaner Explosivlaut, als interdentale Media, vorkommt. Merkwürdig ist, wie der englische Anglist bei der Herkunft seiner Muttersprache auf die Hengestsage zurückgreift und sich über diese 'rohen Krieger', diese 'Eindringlingle' von 'barbarischer' Art verbreitet, um gleich darauf über die sanfte und liebenswürdige Art zu staunen, die sich in ihrer Literatur schon vor Einführung des Christentums verrät. Wyld unterläßt es, den feindlichen Charakter des britischen Berichterstatters zu erwägen, der von Hengest zuerst erzählt; schwerlich hätten die Angelsachsen die Herrschaft über Britannien gewonnen, wären sie den damaligen Briten an wirklicher Kultur nicht überlegen gewesen. Eine persönliche Note kommt dadurch in die dürre Grammatik: 'Studiert Altenglisch!' ruft Wyld seinen englischen Lesern zu und sucht ihnen den Weg dazu möglichst zu erleichtern. Wir können ihm dabei nur Erfolg wünschen.

Die Darstellung selber gilt der Laut- und Flexionslehre, besonders im Hinblick auf Dialekte und Schriftsprache. Die ags. Mundarten werden möglichst streng nach der Aussprache gesondert; waren sie aber nicht mehr graphisch von einander geschieden als lautlich? Die Angeln schrieben z. B. nach *g* und *c* den Palatalvorschlag nicht, der ihnen doch, wie die me. Weiterentwicklung zeigt, beim mündlichen Gebrauch ebenso geläufig war wie den Sachsen. — Das Ende der ags. Periode wird um 1050 angesetzt. Ist dies nicht etwas früh? Der Bruch in den Schreiberschulen, der den ausschlaggebenden Bruch im Sprachbilde herbeiführte, folgte wohl erst ein Jahrhundert später. — Wurde der Ausdruck 'Angelsächsisch' wirklich erst im 18. Jh. geprägt (S. 11)? — Auf me. Gebiete merkt man, daß sich Vf. als Forscher vorwiegend mit Ortsnamenforschung über *y*, *u*, *e* beschäftigt hat; die Ortsnamen sind aber Vulgärformen, und mehrfach läßt sich beobachten, daß der literarische Sprachgebrauch gewählter war; Wicliffs Oxforder Text hat nicht entfernt so viele *u*-Schreibungen für ags. *y*, als nach dem Zeugnis der dortigen Ortsnamen in seiner Zeit zu erwarten wäre. Bildungsunterschiede machen sich überhaupt oft fühlbarer als Lokalunterschiede. In London selber bezeugen die Urkunden häufiges *i* neben *u* und *e*; es ist daher nochmals zu überlegen, ob ne. *fire* aus ags. *fȳr* wirklich 'nur' als Eindringling aus dem nördlichen oder östlichen Mittelland zu betrachten ist, wie es S. 4 heißt. — Bei der Flexion des 16. Jhs. wird die Pluralendung des Präs. Ind. auf *-eth* oder *-es* lange erwogen, und immer erwartet man das lösende Wort für dieses Rätsel, daß nämlich die ebenso schwankende Endung des 3. Präs. Ind. darauf abgefärbt hat. Dankenswert ist der Hinweis, daß die Sprache der Edithalegende bäuerlicher ist als die des wenig späteren Bürgermeisters John Shillingford aus derselben Grafschaft Wiltshire, S. 3 Anm. So ist da und dort etwas von eigener Beobachtung in das lose zusammenfassende Buch verwoben und macht dessen Lektüre — es ist in fließendes Deutsch übertragen — auch für den Forscher ersprießlich.

Berlin. A. Brandl.

Otto Jespersen, Negation in English and other languages. (Det Kgl. Danske Videnskabernes Selskab, Historisk-filologiske meddelelser I, 5.) Kopenhagen, A. F. Høst & Søn, 1917. 152 S. Gr.-8°.

Die Abhandlung bietet Ausführungen, die für die *Modern English Grammar* bestimmt waren. Sie sind erweitert durch Heranziehung verwandter Erscheinungen aus anderen Sprachen. Der Löwenanteil fällt auf das Englische, aber der in verschiedenen Sprachen bewanderte Verfasser hat auch das Nordische und das Romanische stark berücksichtigt, gelegentlich auch das Lateinische und das Deutsche und allerlei entlegene Sprachen. Es handelt sich im wesentlichen um syntaktische Erscheinungen; bei ihnen ist die vergleichende Methode besonders fruchtbar, da die Syntax vielfach mit Erscheinungen zu tun hat, die sich bei verschiedenen Völkern auf der gleichen psychischen Grundlage ähnlich entwickelt haben.

Die Abhandlung stellt, entsprechend ihrer ursprünglichen Bestimmung, vielfach Dinge dar, die nicht unbekannt sind; daneben aber bietet sie viel Neues: neue Beobachtungen und neue Auffassungen. Jespersen ist ein Forscher, der durch selbständige und eigenartige Betrachtung der Spracherscheinungen anzieht und stets wertvolle Anregung und Belehrung gibt. Hoffentlich lassen sich die in den Zeitverhältnissen liegenden Hemmungen bald überwinden, die der Fortsetzung des Drucks der *Modern English Grammar* im Wege stehen.

Die Besprechung kann den reichen Inhalt des Buches nur andeuten. Die einzelnen Abschnitte behandeln die folgenden Gegenstände: I. Allgemeine Tendenzen, II. Verstärkung der Verneinung, III. Übergang von Positiven in Negative (z. B. frz. *pas* in der Bedeutung 'nicht'), IV. Indirekte und unvollständige Verneinung (indirekte Verneinung liegt z. B. vor in der Frage: *Am I the guardian of my brother?* oder in der Wortgruppe: *the devil a word = not a word*), V. 'Special and nexal Negation' (die Verneinung bezieht sich entweder auf einen Begriff: *unhappy*, oder auf eine Verbindung von Begriffen = nexus), VI. Negative Attraktion (z. B. *We had no right to be treated like common soldiers = We had a right not to be treated ...*), VII. Doppelte Negation, VIII. Die logische Bedeutung der Verneinung (hier bietet der Verfasser eine neue Kategorieaufstellung an Stelle von Kants Allheit, Vielheit, Einheit), IX. Geschwächte Negativbezeichnungen (z. B. Wie oft haben wir ihn nicht gesehen!), X. Negative Konnektion (weder—noch, neither—nor); die letzten Abschnitte behandeln nur englische Erscheinungen, und zwar XI. Engl. *n't* (wie in *don't*), XII. *but*, XIII. Negative Präfixe.

Zu den Literaturangaben (S. 3 f.) ist jetzt noch nachzutragen: O. Behaghel, Die Verneinung in der deutschen Sprache, Beihefte zur Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins, Heft 38/40 (1918), S. 225 ff.

Die 'allgemeinen Tendenzen' der Entwicklung stellt Jespersen an die Spitze (S. 4): 'the original negative adverb is first weakened, then found insufficient and therefore strengthened, generally through some additional word, and this in its turn may be felt as the negative proper and may then in course of time be subject to the same development as the original word'.

Die einzelsprachlichen Erörterungen beginnen mit dem Lateinischen und Romanischen. Im Lateinischen war die Negationspartikel ursprünglich *ne* (*nescio*). Das wurde als zu schwach empfunden und verstärkt durch den Zusatz von *oinom* 'eines', *nōn* = 'nicht eines'. Im Französischen wurde *non* zu *nen, ne* abgeschwächt: *je ne sais*. Das allzu schwach gewordene *ne* wurde verstärkt durch *pas*: *je ne marche pas, je ne sais pas*. Daraus wurde schließlich in der Umgangssprache *je sais pas* (für die Mundarten vgl. den frz. Sprachatlas, Karte 896 und 897[1]). — Im Deutschen und im Englischen verläuft die

[1] Vgl. auch Arthur Franz, Zur galloromanischen Syntax. Jena und Leipzig 1920, S. 65 ff., 114 (= Supplementheft X der Zs. f. frz. Sprache u. Lit.). —

Entwicklung ähnlich: *ich ensage — ich ensage niht — ich sage nicht; ic ne secge — i ne seye nought (not) — I say not.*

Hier drängt sich vor allem die Frage auf: Warum ist das vor dem Verbum stehende Negationsadverb (frz. *ne,* dtsch. *ne, en,* engl. *ne*) geschwunden? Jespersen weist zunächst (S. 9) auf die schwache Betonung des Adverbs hin. S. 19 geht er der Frage weiter nach. Er geht da aus von den alleinstehenden *pas, jamais, personne* in negativer Bedeutung, z. B. *Ne vois-tu personne? Personne.* Die Füllwörter *pas* usw., die häufig in Sätzen mit dem vor dem Verbum stehenden *ne* gebraucht wurden, bekamen eine 'negative Färbung' und wurden für wichtiger gehalten als *ne* selbst. Der nächste Schritt war, so fährt J. fort, die Auslassung des *ne* auch da, wo ein Verb steht: *(ne) viens-tu pas?* Er meint, die Auslassung des *ne* möge begonnen haben durch 'Prosiopesis' in fragenden und imperativischen Sätzen (fragend: das eben erwähnte Beispiel; imperativisch: *[ne] dis pas ça!*). Diese Auslassung eines Wortes an der Satzspitze begegnet auch sonst (S. 6), so in der englischen Umgangssprache in *(Do you) see? (Will) that do? (Have you) seen the Murrays lately?* J. bemerkt zu dieser Erscheinung: 'the speaker begins to articulate, or thinks he begins to articulate, but produces no audible sound (either for want of expiration, or because he does not put his vocal chords in the proper position) till one or two syllables after the beginning of what he intended to say.' Es ist noch darauf hinzuweisen, daß diese Kürzungen eintreten konnten, weil die Situation, in der diese Sätze gesprochen werden, es den Sprechern und Hörern ermöglicht, sich mit einem Teil des Wortes oder Satzes zu begnügen. Die Situation spricht mit. Was durch sie zum Ausdruck kommt, braucht nicht mit Worten umständlich gesagt zu werden.

Im übrigen stelle ich mir die Entwicklung von *je ne dis pas* zu *je dis pas* so vor: Die ursprünglich im Affekt zugefügte Verstärkung wurde allmählich der regelmäßige Begleiter des Verneinungsadverbs *ne.* Der Begleiter des Funktionsträgers half die Funktion mittragen: es fand Funktionsverteilung statt; das ist das, was Bréal — bei Jespersen S. 19 — 'contagion' nennt. Die Verneinung war nunmehr übercharakterisiert: sie war gekennzeichnet durch *ne* und durch *pas. ne ... pas* ist ein Kompositum, und zwar ein Fernkompositum. Sobald Wortzusammensetzungen eine einheitliche Bedeutung annehmen, sobald nicht mehr die einzelnen Teile, sondern die Zusammensetzung als Ganzes betrachtet wird, kann eine Abschwächung des Wortkörpers erfolgen. Das gilt für gewöhnliche Komposita wie für Fernkomposita. In unserem Fernkompositum *ne ... pas* war *pas* der Hauptträger der Negationsfunktion geworden, *ne* war zum Nebenträger geworden; schließlich wurde *ne* funktionslos und konnte wegbleiben.

In me. *i ne seye not* wurde die Funktion der Verneinung getragen durch *ne* und durch *not,* in mhd. *ich ensage niht* durch *en* und durch *niht.* Hier wurde der ursprünglich im Affekt zugesetzte, stärkere Ausdruck der Verneinung Träger der Funktion und *ne, en* vor dem Verbum schwand. Während J. von der Tonschwäche des *ne* redet (S. 9: *I ne seye not*: here *ne* was pronounced with so little stress that it was apt to disappear altogether), möchte ich die Funktionsschwäche für die eigentliche Ursache des Schwundes halten.

Die Übercharakterisierung der Verneinung durch Verneinungsadverb + Füllwort konnte auch eingeschränkt werden durch die Abschwächung des Füllworts. Diesen Weg sind verschiedene Sprachen gegangen. So erklären sich die von J. (S. 16) genannten neugriech. *dèn* aus *oudèn,* engl. *not* aus *nought,* dän. mundartliches *it, et* aus *inte.* Ähnlich ist in französischen Mund-

---

Der Vf. behandelt besonders die Syntax der erregten Rede in heutigen frz. Mundarten. Die Untersuchung verdient ihrer neuen Fragestellung wegen Beachtung über den Kreis der Romanisten hinaus.

arten *ne ... mie* (lat. *mica*) abgeschwächt worden zu *ne ... mi, n ... m*, vgl. Sprachatlas, Karte 896 und A. Franz S. 66: *in viĕm* 'il ne vient mie'. G. Paris, Romania 10, 605 wollte die Kürzung erklären aus der Verwendung von *mie* unter schwachem Akzent: *me, m'* 's'explique probablement par un emploi antérieur de *me* comme forme atone de *mie* devant le régime du verbe: *Je n'vieu mi parler*, puis *je n'vieu m'parler*, et enfin *je n'vieu m'*.' Dieser Umweg ist unnötig.

Englische Mundarten haben für 'not one' eine offenbar ursprünglich emphatische Verneinung *never a one*. Auch sie wurde gekürzt: zu *narn, nern* (vgl. J. Wright, Engl. Dial. Dict. IV, 256).

Bei der Entstehung des Steuermannskommandos *near!* aus *no near!* (a command to the helmsman to come no closer to the wind, NED: near Adv.[1] 1c), den J. (S. 22) in dem Abschnitt 'Positive becomes Negative' anführt, liegen besondere Bedingungen vor. Auch hier bekam die Wortverbindung eine einheitliche Bedeutung: an die Stelle der analytischen Anschauungsweise (*no + near* 'nicht + näher') trat die synthetische. Zu dem Schwund des vortonigen *no* trug aber außerdem die imperativische Natur des Ganzen bei. Man legt beim Befehl starken Nachdruck auf den bezeichnenden Teil und vernachlässigt das Übrige. Das ist möglich, weil Ton, Gebärde und Situation mitsprechen.

Von den vielen von J. behandelten Fragen seien noch einige herausgegriffen. Zunächst 'die doppelte Verneinung'. J. setzt sich da mit J. van Ginneken auseinander, dessen *Principes de linguistique psychologique* (Amsterdam und Paris 1907) meines Erachtens unter den sprachpsychologischen Werken eine besondere Bedeutung für den Sprachforscher haben, weil der Verfasser sich auszeichnet durch eine genaue, oft bis ins einzelne gehende Kenntnis der sprachwissenschaftlichen Literatur. J.s eigene Theorie (S. 71 f.) scheint mir im vorliegenden Fall das Richtige zu treffen. — In diesem Abschnitt behandelt J. auch verschiedenartige Fälle von Konfusion in negativen Sätzen (S. 71 ff.); es handelt sich meist darum, daß die positive und die negative Ausdrucksweise kontaminiert werden. Viele Beispiele bietet jetzt H. Paul, Über Kontamination auf syntaktischem Gebiet, Sitzungsberichte der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, phil.-hist. Kl., 1919. Zu der Feststellung, daß die doppelte Verneinung am Anfang des 17. Jhs. in der Schriftsprache verschwindet (S. 65), vergleiche den prächtigen Aufsatz von Rudolf Hildebrand über die 'gehäufte Verneinung' im Deutschen (Beiträge zum deutschen Unterricht, Leipzig 1897, S. 75 ff. = Zs. f. deutschen Unterricht 3, 149 ff.).

In dem Abschnitt über 'Negative Connectives' (S. 103 ff.) gibt J. eine lehrreiche Übersicht über alle Arten der negativen Verbindung. Eine wertvolle Ergänzung bietet die von J. nicht benutzte geschichtliche Untersuchung von O. Nusser, Geschichte der Disjunktivkonstruktionen im Englischen, Heidelberg 1913 (Anglistische Forschungen 37).

Über die Vokalentwicklung in ne. *can't, don't* usw. vgl. meine Unters. zur ne. Lautgeschichte, S. 92 ff. Lediard 1726 bezeugt *kåhnt, dohnt* usw., vgl. J. Horn, Das engl. Verbum nach den Zeugnissen von Grammatikern des 17. und 18. Jhs., Diss. Gießen 1911, S. 108, 111.

Gießen. Wilhelm Horn.

F. Holthausen, Etymologisches Wörterbuch der englischen Sprache. Leipzig, B. Tauchnitz, 1917. VIII, 192 S. 8°.

Das kurze etymologische Wörterbuch gibt bei den Wörtern germanischen Ursprungs lediglich die altenglische oder skandinavische Vorstufe, die Wörter romanischen Ursprungs werden dagegen bis ins Lateinische hinein verfolgt. Den Benutzer, der bei dem germanischen Sprachstoff ausführlichere Auskunft

sucht, verweist der Verfasser auf sein in Vorbereitung befindliches etymologisches altenglisches Wörterbuch. Hoffentlich wird uns dieses Buch bald beschert, das berufen ist, eine empfindliche Lücke auszufüllen.

Sehr praktisch ist es, daß den ne. Wörtern die Bedeutung zugefügt wird und daß da, wo man im Zweifel sein könnte, die Aussprache kurz angedeutet wird. Bedeutungsangaben hätte man auch gerne bei den ae. Quellwörtern da, wo ihre Bedeutung eine andere ist als bei ihren heutigen Entsprechungen. So wäre z. B. bei ae. *wantogen* (unter *wanton* 'unzüchtig, üppig') die Angabe der ursprünglichen Bedeutung 'ungezogen' (*wan-* in *wanhope* + *togen* 'gezogen') von Wert.

Das Buch, das auf seinem knappen Raum natürlich nur einen Hinweis auf den Ursprung der heutigen Wörter geben kann, steht auf der Höhe der Forschung. Es benutzt natürlich die besten Quellen, allen voran das Oxforder Wörterbuch. Holthausen selbst hat sich von den Anglisten am meisten mit etymologischen Forschungen beschäftigt. Daß das neue Hilfsmittel das kleine Skeatsche Wörterbuch durch Genauigkeit und Zuverlässigkeit übertrifft, braucht nicht besonders hervorgehoben zu werden.

Im folgenden gebe ich eine Reihe von Bemerkungen zur Wortgeschichte, die ich mir bei der Durchsicht des Büchleins gemacht habe. Mit ihrer Aufnahme in diese Besprechung soll freilich nicht gesagt sein, daß diese Randbemerkungen alle in den engen Rahmen des Buches hineinpassen würden.

back. *back* 'zurück' ist aus ae. *on bæc* gekürzt. Das könnte zum Ausdruck kommen mit einem Hinweis auf *aback*.

bad. H. erwähnt als Quelle nur *badling*. NED stellt nach Zupitza *baddel* 'homo utriusque generis' an die erste Stelle. Könnte bei der Kürzung das Gegenteil *good* mitgewirkt haben?

bid 'bitten; (ge)bieten (ae. *biddan*)'. Um die Bedeutung 'gebieten' verständlich zu machen, sollte als Quelle auch ae. *bēodan* zugefügt werden; vielleicht so: ae. *biddan* 'bitten' + *bēodan* 'gebieten'.

bleak. Die Etymologie ae. *blāc* ist irreführend; *bleak* scheint vielmehr aus der altnord. Entsprechung des ae. *blāc* zu stammen: an. *bleikr*; vgl. Luick, Arch. 108, 327.

brooch. Frz. *broche* ist gekreuzt mit *ouch*, vgl. Luick, Anglia-Beibl. 14, 306.

bush 'Büchse'. Dem ndl. *s* entspricht im Englischen *š* wie in ne. *clash* = ndl. *klos*, ne. *rash* = ndl. *ras*; vgl. Arch. 115, 327 und 116, 143.

each. Als Vorstufe von ae. *ælc* gibt H. *ā-līc* an. Vgl. dazu meine Abhandlung über 'Sprachkörper und Sprachfunktion', Palästra 135, Berlin 1921, § 56.

eider-duck. Als letzte Quelle wird angegeben: 'is. *æđar*, Gen. von *æđr*'; es sollte noch eine näherliegende skand. Form genannt sein.

ember 'Quatember'. Ae. *ymbren* scheint aus *ymb-ryne* 'Umlauf' gekürzt zu sein. Bei einem Kompositum ist das nicht auffallend (vgl. Sprachfunktion, § 2). Auch *embers* 'heiße Asche' aus ae. *æmyrȝe* ist gekürzt.

fo'c'sle 'Back' aus *forecastle*. Die Kürzung ist bei einem Wort einer Standes- und Berufssprache nichts Ungewöhnliches. Vgl. *bos'n*, *keelson*.

girl. Holthausen, Anglia-Beibl. 29 (1918), 254 stellt me. *gürle* zu *gor* 'Mist, Dünger'. Das ist eine erstaunliche Zusammenstellung, aber H. kann allerdings Parallelen anführen. Vgl. außerdem Th. Imme, Deutsche Soldatensprache, Dortmund 1917, S. 65: 'kleine Soldaten' heißen *Mausdreck* oder *Köttel* (Kügelchen des Schafsmists), 'im alten Essen nannte man früher so scherzhaft einen kleinen Jungen, und *Köttelschaul* hieß die unterste Klasse der Volksschule'. D. Behrens, Beiträge zur frz. Wortgeschichte und Grammatik, Halle 1910, teilt Ähnliches aus frz. Mundarten mit; S. 122 *gègèl* 'crotte de chèvre etc.' und 'fillette mignonne', S. 175 prov. *bouset* 'crottin de chèvre etc.' und 'petit bonhomme'.

groin. Die Lautform erklärt sich durch Vermischung mit *loin*.

increase. Statt des afrz. Infinitivs *encreistre* sollten die Formen *encreiss-*

ons, -ex usw. angegeben sein. So auch in vielen anderen dem Afrz. entlehnten Verben.

mad aus ae. *gemæded* Part. Prät. Die Vorsilbe *ge-* ist früh weggefallen, weil sie in dem zum Adjektiv gewordenen Partizip ihre Funktion verloren hatte.

malart. Vgl. Behrens, Beiträge S. 302.

minx 'ausgelassenes Mädchen' aus *minkins* kann Kurzform sein, deren Herausbildung begünstigt wurde durch die Neigung zur Dissimilation: *mink(in)s.*

nap 'Noppe'. Vgl. Falk-Torp, Norwegisch-dän. etym. Wtbch. S. 770, und ESt. 54, 78.

page. Zu Angl.-Beibl. 14, 336 vgl. Meyer-Lübke, Rom. Etym. Wtbch. S. 9501.

priest. H. gibt kein Quellwort an, ist also von der Herleitung aus *presbyter* nicht überzeugt. Ich habe Arch. 138, 62 und ESt. 54, 71 lat. *prepositus* als Etymon zu erweisen gesucht.

proctor. Die starke Kürzung von *proc(ura)tor* und *proc(ura)cy* = *proxy* ist bemerkenswert.

ruff 'ein Kartenspiel, Trumpf'. Das NED nennt als Quelle afrz. *roffle, roufle,* die zu *triomphe* gehören sollen. Ich möchte, ohne die Sache in alle Einzelheiten hinein zu verfolgen, die Frage aufwerfen, ob nicht *ruff* = ndl. *troef* sein könnte. Hexham, Woordenboeck Engelsch ende Nederduytsch (1648) erklärt ndl. *troef* als 'The Ruffe-Card that is turned up'. Ndl. *trūf* wurde im Englischen zu **truff.* Das Wort kam besonders häufig vor in der Verbindung *play at* **truff* und verlor das anlautende *t* durch falsche Abtrennung. Ndl. *troef,* nnd. *trūf*[1] ist = *Triumph* (die triumphierende Karte, der Trumpf). — Eine Untersuchung über die Formen und Bedeutungen, die das Spielerwort *triumphus, triumphare* in den neueren Sprachen angenommen hat, könnte vielleicht auch die Frage prüfen, ob nicht das unaufgeklärte frz. *tromper* 'betrügen' (vgl. das *Dict. général*) von Haus aus ein Ausdruck der Spielersprache gewesen sei. Wäre es denkbar, daß *tromper* ursprünglich ein Triumphieren durch falsches Spiel gewesen sei?

shelter. H. gibt als Etymon: *'sheld-ture?'* Offenbar scheint ihm die Herkunft aus *scild-truma* 'Schildtrupp' nicht glaublich. Als das Kompositum die Bedeutung 'Schutz' angenommen hatte, konnte die Abschwächung des zweiten Kompositionsgliedes leicht eintreten. Die Kürzung ist nicht stärker als in vielen anderen Kompositis. Übrigens gibt es eine Zwischenstufe zwischen dem ae. und dem heutigen Wort: *sheltron.*

slang 'Klassensprache'. H.: 'frz. *langue*?' Das mag hereinspielen. Aber in der Hauptsache dürfte es sich um eine Kürzung von *language* handeln. *language,* früher gesprochen *læŋgədž,* warf die zweite Silbe ab in den Verbindungen *beggars' language, hunters' language, sailors' language.* Aus solchen Verbindungen wurde nach der ansprechenden Erklärung O. Ritters, Arch. 116, 41, durch falsche Abtrennung *slang* losgelöst. Es taucht in der Literatur um die Mitte des 18. Jhs. auf, in einer Zeit, die an neumodischen Kürzungen reich war (vgl. die Zeugnisse von Addison und Swift).

somersault hat eine 'entstellte' Nebenform *somerset.* Solche Abschwächungen sind bei Fremdwörtern nichts Seltenes.

spatch-cock 'schnell geschlachteter und gebratener Hahn' < *dispatch-cock*; vgl. *(with)drawing-room.*

stomach. *stʊmək* mit *ʊ* geht zurück auf afrz. **estoumac* mit *ou.* Dies stellt die lautgesetzliche Entwicklung dar, während nfrz. *estomac* mit *o* durch das lat. *stomachus* beeinflußt ist (mot savant).

toll 'Zoll'. Nach Falk-Torp S. 1269 ist vulgärlat. *toloneum* aus *teloneum* entstanden durch Einfluß von *tollere* 'nehmen'.

transmogrify 'verwandeln'. Die Annahme, daß das ursprüngliche *trans-*

[1] Doornkaat Koolman, Ostfriesisches Wtbch. III, 438.

migrafy eine Kontamination aus *transmigrate* (NED) und *modify* sei, ist sehr beachtenswert.

transom 'Querbalken'. Als Etymon gibt H. 'lat. *transtrum*?' Das Fragezeichen darf wohl gestrichen werden. *transom* ist nicht 'a corruption' (NED), sondern ganz natürliche Entwicklung. Die Bauleute haben sich das fremde Wort mundgerecht gemacht: *transtrum* verlor zunächst das zweite *r* infolge von totaler Dissimilation und dann das *t* in der dreigliedrigen Konsonantengruppe *stm.* — Auch *travis* 'Querbalken, Verschlag' = *traverse* hat das zweite *r* eingebüßt.

very. Für afrz. *verai* ist vulgärlat. *veracu* als Grundform anzusetzen, vgl. Gröber, Arch. f. lat. Lex. 5, 455 und Schwan-Behrens, Afrz. Gr.[11] § 56, 1 und 135, 3 Anm.

Gießen. Wilhelm Horn.

Max Treiter, Die Urkundendatierung in angelsächsischer Zeit nebst Überblick über die Datierung in der anglo-normannischen Periode. Diss. Berlin. Berlin-Leipzig, Verein. wissenschaftlicher Verleger, 1920. 106 und VIII S. S.-A. aus 'Archiv für Urkundenforschung', VII (1920), S. 51—160.

Britanniens keltische Kirche, der römischen an Organisationskraft überhaupt unterlegen, scheint ein eigenes Urkundenwesen nicht erzeugt zu haben, wie stark sie auch die Angelsachsen in allgemeiner Bildung, Schrift und Buchwesen beeinflußt hat. Früheste Historik der Angelsachsen verrät z. B. eine deutliche Spur von Jahrzählung schon in deren heidnischer Geschichte. Zur Erklärung nimmt Verf. eine heidnische Ära an; ich bleibe bei meiner früheren Vermutung, daß auf christliche Kelten Englands früheste Geschichtsdaten zurückgehen; jene verblieben ja Jahrhunderte nach 450 unter germanischer Herrschaft weit östlich und nördlich der späteren Sprachgrenze des Kornischen, Kymrischen, Kumbrischen und Gälischen. — Von einem Urkundenwesen auf Britannien v o r der Bekehrung der Angelsachsen besteht keine Spur. Das uns erhaltene ist von festländischem Klerus eingeführt. Es geht auf römisches Recht zurück [vgl. Vinogradoff in *Mélanges Fitting*], benutzt aber auch franko-gallische Muster. Schon die ersten Sendboten, so vermutet Verf., brachten aus Rom jene damals neuen Ostertafeln mit, samt der Rechnung seit Christi Geburt, der schon die früheste Ära Englands folgt.

Verf. teilt den Urkundenschatz der Angelsachsen in drei Klassen. Immer schon schied man die meist datierte *Charta (landboc)* vom undatierten *Breve (writ)* mit Adresse, das seit 984 vorkommt. Er setzt drittens hinzu Testament, Freilassung, Privileg, Brief. Dazu kommen ferner Synodaldekret, Gesetz, Völkervertrag, Gildenstatut. Die zu 800, 924 und 1016 einschneidende Periodisierung scheint mir unnütz.

Mit mühevollem Fleiße verzeichnet Verf. tabellarisch die 749 datierten Urkunden, die er [ohne Earle zu kennen] bei Kemble und Birch fand, nach der Zeitfolge unter Angabe des Ausstellers und Empfängers, der jetzigen Hs.-Signatur [wertvoller wäre die mittelalterliche Herkunft, also etwa 'Worcester Chartular, 11. Jhs.', statt 'Tib. A XIII'] und einer Reihe von Siglen, die das Formelhafte jedes Stückes gleichsam auf einen Blick klassifizieren sollen, z. B. *a(s)eh* = *actum (scriptum) est hoc.* Diese Siglen ähneln einander zu sehr: *I* heißt *anno dom. incarnationis,* und *i* bedeutet *indictio*; *r* bezeichnet *annus regni,* aber *R*: Römische Kalenderrechnung. Außerdem setzt Verf. zu *I* allein 31 unterscheidende Exponenten. Der Zweck dieser Chemie entgeht mir teilweise; vielleicht aber hilft die hingebende Vorarbeit einem künftigen Forscher zur Herstellung der zusammengehörigen Gruppen.

Verf. untersucht namentlich erfolgreich das Inkarnationsjahr. [Auch Gesetze sind 1008, 1014 danach datiert.] Daß es schon vor den Urkunden bei den Angelsachsen vorkam, vermutet er ohne Begründung. Er weist nach, wie es nach — also wohl [teilweise] durch — Beda häufiger auftrat; Offa übernahm es [und sein Beispiel wirkte vielleicht, wie auch bei der Münze]. Schon W. H. Stevenson kehrte gegen Kemble zur älteren Meinung von Bedas Einflusse zurück in den *Crawford charters* p. 45. [Daß ich dieses Buch vor 25 Jahren als neue Ära der Edition Ags. Urkunden begrüßte, hat Maitland *Coll. papers* III, 473 bemerkt. Auch aus Stevensons Aufsatz *Engl. hist. rev.*, 1912, war viel zu lernen.] Verf. aber, in festländischer Diplomatik wohl beschlagen, läßt Englands neuere Forschung höchsten Ranges, wie Stubbs (*Councils*), Maitland, Vinogradoff, Round, Poole, für Normannenzeit Davies unbeachtet (wie dies bisher keine deutsche Universitätsschrift sich erlaubte) und Aronius wie mein *Glossar* unverwertet. Daher fehlt der allgemeinen Einleitung manche kulturgeschichtliche Besonderheit der Diplomatik Englands, z. B. das erb- und kirchenrechtliche Wesen des *bocland*, der Vorteil des Klerus daran, der Mangel des Siegels[1] und des *notarius* [den bei Gregor *Dial.* III, 10 übersetzt durch *writere* Wærferhð ed. Hecht 193], das Fehlen der Formelbücher, die Beeinflussung des Gesetzesstils durch die Urkunde, die Einwirkung des *writ* auf Normannen und Norweger, der Hinweis auf die außerurkundlichen Mittel der Landübereignung.

Die ags. Königsurkunde trägt, im Gegensatz zur fränkischen, Zeugennamen, wie eine private. Sie war wohl oft vom Empfänger ausgefertigt, besonders zu Anfang. Dagegen im 10. Jh. benutzen Freibriefe verschiedener Stifte so deutlich e i n e Formel, wie auch Verf. bemerkt, daß mir nur der Königshof als ihre Quelle möglich, also der Name 'Empfängerausfertigung' unzutreffend erscheint. Der Staat muß eine Einrichtung ähnlich der Kanzlei, die Verf. um Jahrhunderte zu spät datiert, besessen haben; der Name Kanzler freilich kommt erst unter Edward d. Bek. vor. [Æthelwulfs *epistolarum officio fungens* Felix steht bei Lupus von Ferrières.]

Die Datierung nach Regierungsjahren des Herrschers findet Verf. in Urkunden, außer in unechten, erst seit 732; sie steht aber in Synoden a. 673. 680 und vor Wihtræds Gesetz. Unter Eadgar, und noch mehr Æthelred II., wird sie ganz selten. Unter Egbert steht sie neben *anni ducatus*, der Epoche seines Bretwealdatums; Verf. sieht darin wohl mit Recht eine Nachahmung Karls d. Gr., der nach den Anfängen der mehrfachen Herrschaften seine Regierungsjahre mehrfach zählte. Damit wirkte also der Frankenhof auf den Englands, wie umgekehrt Bonifaz jene Datierung seit Inkarnation herüberbrachte [und die Königsweihe; s. Plummer *Bede* II, 64]. — Verf. meint, Coenwulf, der 26. XII. 814 *a. regni* 18. datiert, beginne also sein Regierungsjahr mit Weihnachten, da der Vorgänger schon 14. XII. 796 verstarb; dieser Nachweis versagt aber, wenn man ein Interregnum von auch nur 13 Tagen annimmt; denn wenn Coenwulf an oder nach dem 27. XII. 796 gesalbt war, so lief sein 18. Jahr nach dem 26. XII. 814. — Daß Eadwis Urkunden von 956 alle als *a. regni* das erste nennen, obwohl er Nov. 955 auf dem Throne folgte, braucht gar nicht aufzufallen, da ja keine ein Monatsdatum n a c h Nov. zeigt. — Die Zählung der Jahre nach der Indiktion zeigt Verf. in den frühesten wie spätesten Charten, findet sie seit 840 seltener und unter Eadgar fast verschwunden. — Das Jahr begann der 25. Dezember, und zwar auch für die Indiktion; zwar deutet Verf. einige Spuren auf die September-Indiktion; deren sind aber

[1] Der jetzt nicht mehr unbedingt gilt; s. meine *Gesetze* II, 758, letzte Zeile; Bresslau in *Archiv Urkforsch.* VI, 19. [Soeben weist ags. Siegel nach Poole, *Seals and Documents* (Proc. Brit. Acad. IX, 1920) 15—19.]

verhältnismäßig so wenige, daß ein Irrtum in Überlieferung oder Zählung [wie mancher nachweislich vorkam] mir annehmbarer scheint. — Nach dem Monat allein, ohne Tag, datieren nur früheste Urkunden. — Der Tag wird, wie bei den Merowingern, anfangs nach dem Römischen Kalender berechnet; dieser wird aber seit 825 seltener verwendet, und seit 10. Jh. werden die Tage vom Monatsbeginn an gezählt. — Unter den Kirchenfeiern, nach denen seit 825 ein Tag bestimmt wird, herrschen Weihnachten und Ostern vor [doch tagten die Witan laut Urkunden auch mehrfach Pfingsten; mein *National assembly* 49]. Mit Recht weist Verf. nach, wie christliche Feste, auch ein paar Heiligentage, der altenglischen Wirtschaft als Termine dienen [s. meine *Gesetze* II, 399; die Urkk. Birch 235. 409 sind falsch]. Die Kulturgeschichte vermerke dankbar des Verfs. Erklärung: das Laienvolk liebt mehr, einen Tag nach sinnfälliger Feier zu merken als ihn rein verstandesmäßig vom Monatsbeginn zu zählen. — Einigemal bezieht sich das Datum auf ein geschichtliches Ereignis [wie auch das Witena gemot zur Epoche diente]. Verf. hält da mit Unrecht kalendarische Einträge für Vorlagen. Er weiß nicht, daß eine Datierung *anno qui precessit bellum Bruningafelda* [Brunanburg] längst nur als später eingeschobener Vermerk gilt [vgl. Birch 727]. — Nach Konkurrente und Epakte wird im 11. Jh. nur im Kloster datiert. — Auch die Verschiedenheiten der Einleitung des Datums, ob sie beginnt mit dem Worte *actum*, dem ältesten und seit 950 wieder herrschenden, oder *factum* oder *scriptum*, das seit 811 vorkommt, legt Verf. tabellarisch dar; da *datum* fehlt, so führt er aus, will nicht etwa die Zeit der Charta-Übergabe von der der Ausstellung getrennt sein. — Im Anhang über 1067—1200 hätte die durch Magnaten bezeugte *Charta* von der *Litera patens* mit *Teste me ipso* getrennt werden sollen; insofern sie beide Adressen tragen, knüpfen sie ans *breve* Altenglands an; man spricht drüben von *writ-charter*; das Muster dafür ist Cnut a. 1020; *Gesetze* III, 186. — Für die volle Datierung seit Richard I. gab nach dem Verf. die päpstliche Kanzlei das Muster; mit dessen Aufenthalt in Sizilien verbindet er aber jene grundlos, da sie früher vorkommt.

Zur Benutzung der altenglischen Urkunden benötigen Philolog und Historiker die Hilfe des Diplomatikers, weil für den einzelnen Text mancher wahrscheinliche Authentizitätsgrund nur aus dem Vergleiche verwandter Akten folgt. Vrf. führt hierin nirgends weiter als frühere Forscher und steht nicht immer auf ihrer Höhe. Kembles Kritik ist längst überholt; Birch versucht keine; und der verdiente Archivar, dessen Buch Verf. zum Führer erkor, darf hierin nicht als zuständig gelten. So arbeitet er, namentlich in Frühzeit, mit zuviel gefälschtem Material. Feine Kenner nur, wie Stevenson und Round, erschließen auch aus Unechtem echte Wahrheit; Verf. hätte das Sichere allein verwerten sollen. Mit Glück erarbeitet er manches bekannte Ergebnis, z. B. daß Birch 165 zu 737—40 datiere, genau wie Stubbs (1871), der aber 'questionable' hinzufügt. Er erkennt ein Machwerk von Malmesbury mit Datum 680 als gefälscht aus Urkunden von a. 934, hätte aber bei Stevenson ähnliche Fälle gesammelt finden können. Sweets *Oldest texts* darf auch der Urkundenkritiker nicht übergehen, weil jener nur Texte wählte, die nach seinen Kriterien des Sprachzeitalters und der Paläographie der Zeit des Ausstellers entsprachen.

Kleine Schnitzer, die der Hauptsache nicht schaden, hätte Verf. bei ruhigerer Durchsicht gewiß selbst ausgemerzt. Neben Ealdormen, Gerefan und Thegnas soll es 'eigentliche vom König bestellte Richter' gegeben haben; ein solcher war Ealdorman und Gerefa doch auch! Über Schola Anglorum bringt Verf. veraltete Irrtümer. Eardulf macht er zu Wihtræds Sohn, verwechselt Heahberht und Eadberht, läßt 855 von Æthelwulf 'Alfred wiederum mitgenommen' werden, macht Æthelstan zu Ælfreds Neffen, wirft

unter den Heiligen Eadweard II. und III. zusammen und meint, als Eadweards I. Grab genoß Winchester Ansehen, während umgekehrt wegen des Ansehens der Mutterkirche von Wessex der Dom Königsgrab wurde. Shaftesbury ist nicht Sherborn, und Abingdon liegt nicht in Worcestershire.

Verf. gerät im an sich löblichen Eifer, die Erscheinungen durch Parallelen zu erklären, in zu weite Abschweifungen, die freilich fleißiges Lesen und Nachdenken bezeugen. Manches, wie die volkstümliche Erhaltung heidnischer Kalendernamen trotz der Kirche, verdient an sich Beachtung. Wer aber das Urkundendatum auf Rom gründen will, mag die allgemeine Abhängigkeit der südenglischen Kirche von der päpstlichen als Erklärung hinstellen, braucht sie aber nicht durch Rompilgern der Engländer erst breit zu erweisen. Daß Bonifaz das kanonische Recht seiner Heimat kannte, bedarf nicht erst des Zitats der Londoner Synode [die man erst aus Stubbs *Councils* III, 51 richtig verstehen kann].

Da dieser festländisch gut geschulte Diplomatiker Fleiß, Liebe zur Sache, den Wunsch zur Vertiefung und zu knappem Gedankenausdruck mitbringt, so wagen wir die Bitte, er möge in künftiger Einzelforschung, die wir gerade auch auf dem Felde des englischen Altertums, wo sie in Deutschland selten vorkommt, von ihm erhoffen, sein Deutsch zu leichterer Lesbarkeit glätten! Gewiß war auch hierin nur die Eile der Doktorarbeit an manchen Flüchtigkeiten schuld.

Berlin. F. Liebermann.

The assumption of the Virgin, a miracle play from the town-cycle, edited by W. W. Greg. Oxford, Clarendon Press, 1915. 75 S.

Das Spiel erscheint als ein Teil der Coventry-Spiele in Hs. Vespasian D VIII, wurde bereits mit dieser Sammlung von Halliwell herausgegeben, lockte aber den Scharfsinn eines neuen Herausgebers durch seine seltsame Metrik und Sprache. Greg hat sich durch die Aufhellung dieser Verhältnisse sehr verdient gemacht, auch nicht Bedenken getragen, die deutsche Vorarbeit von Kramer über die Sprache und Heimat der Cov.-Sp. als Grundlage zu gebrauchen und darauf weiterzubauen. Er begleitet überdies seine Darlegungen mit einem diplomatischen Abdruck des Originals, mit einem Reimregister und mit einer Wiedergabe des Abschnitts aus der 'Legenda aurea', der als Quelle gedient hatte. Jeder kann jetzt nachprüfen und mithelfen.

Was zunächst den Entstehungsort betrifft, verweisen uns die Reime in eine ähnliche Gegend des nördlicheren Mittellandes wie der Hauptstock der Cov.-Sp. Die meisten Belege, namentlich die für ae. *â* > *o* und *a*, sind von Greg sachkundig angeführt. End-*e* ist mehrfach vernachlässigt; vgl. *grone* Inf.: *alon* 51, *I gysse* : *this* 209, *you call* : *eternall* 245 u. ö. Part. Pft. von ursprünglich zweisilbiger Art hat kein *n*; vgl. *bore* : *more* 163, 270; aber ursprünglich einsilbige wie *don, gon, ben, se(y)n* bewahren ihr *n*. Auch die lokale Bedeutung von *till* 236 ist bemerkenswert. Stark ist die dialektische Ausbeute nicht; der Dichter wollte wohl möglichst weithin verstanden sein.

Für die Entstehungszeit sind anzuführen die Suffixbindungen *Jure* < *Jurie* : *be* 180 und *melode* < *melodye* : *unyte* 636, sowie die häufigen Reime von *î*, *ŷ* auf *e*, wie *teme* < *time* : *queme* 243, *kynde* : *hende* u. a. (bei Greg. S. 11, natürlich ohne die Kürzung *felthe* < *fŷlth* : *helthe* 596); offenbar sprach der Autor die schwachtonigen Bildungssilben schon mit Vokalschwankung und die alten *î* als e^i, beides nach Art des 15. Jhs., wozu das Datum der Hs. 1468 eine untere Grenze gewährt. An Bindungen *ai* : *a* ist nicht zu glauben; *attayne* : *same* 30 hat Greg selber (Anm.) in *attame* gebessert. Doch auch *a* : *e* steht nirgends fest; die Verben *belave* 'bleiben' : *save* 588 und *lare* 'lehren' : *care* konnten sich nach den Substantiven *laf* und *lar* richten; dem

Dichter ist noch kein Übergang $a > e$ mit Sicherheit zuzuschreiben, noch eine Unreinheit des Reimens, die über die Gepflogenheiten volkstümlicher Technik hinausging.

Die metrische Form war die dreizehnzeilige Schweifreimstrophe mit umfassendem Bau des Abgesangs; meist in der Form ababababab + bcccb, doch auch mit dem Abgesang cdddc. Dies Schwanken und wohl auch die häufig dazwischengeschobenen Lateinsätze verführten die Abschreiber zu vielen Verderbnissen, aus denen sich der letzte Kopist, wie seine Trennungszeichen verraten, schon nicht mehr zurechtfand. Da und dort fehlt nur ein einziger Vers, dann wieder die umfassenden Reime der Abgesänge, dann der ganze Abgesang oder noch mehr, alles in zielloser Unordnung. Auch ein Schmuck, in dem sich der Autor gern gefiel, nämlich der Reimübergang von einer Strophe in die nächste hat diese Verwirrung sichtlich gefördert.

Manches Ungeschickte der Schreibung, z. B. *begchis* für *bitches* 31, vermehrt den krausen Eindruck des Denkmals. Der Verfasser war, wie seine vielen latinisierenden Wortbildungen zeigen, ein gelehrter Mann — nicht so die Textabschreiber der Mysterienbühnen.

Inhaltlich fällt auf, daß der Prolog die Zuschauer in der zweiten Strophe als *worthy prynsis* und *(e)statis of this lond* bezeichnet. Greg hat sich mit Recht gehütet, daraus auf eine hochadlige Veranstaltung zu schließen. *In the develis name* fordert der Prolog die Anwesenden auf, ihr *blabering* einzustellen (30); er vermutet, unter diesen *pry(n)sis* könne ein Renegat sein (44); er nennt sie *dodernusyd,* was Greg als *dotty and bernoused* erklärt (498); das sieht nicht nach wirklichem Respekt aus. Eher ist die Warnung des Prologs vor beredten Volksverderbern (that pervertyth the pepil wyth gay eloquens) ernsthaft zu nehmen; 'for they feyne falsly oure feyth: hem preve I (h)oure fon' (49); die Bemerkung, stilisiert im Ton und Rhythmus des Langland, scheint gegen Lollarden gerichtet, wie manch anderes erbauliches Stück des 15. Jhs. Je mehr sich die Kirche vor Ketzern zu hüten hatte, desto eifriger pflegte sie die erbaulichen Spiele.

Viel ist aus dem oberflächlich gearbeiteten Stück und seinem arg zerrütteten Text nicht zu holen. Das Mögliche hat Greg getan.

Berlin. A. Brandl.

H. Mutschmann, Milton und das Licht. Halle, Niemeyer, 1920. VI, 36 S. (Auch Anglia, Beibl. XXX erschienen.)

Vorliegendes Schriftchen sucht den Beweis zu erbringen, daß Milton ein Albino gewesen sei. Miltons Äußeres, der Albinismus, die Äußerungen in den Werken Miltons, die seine Empfindung von Licht und Schatten andeuten können, werden besprochen und der Zusammenhang seines angeblichen Psychopathentums mit seinen Werken kurz dargestellt. Das Verdienst des Verfassers scheint mir darin zu bestehen, daß er die nur nebenbei bemerkte Tatsache (vgl. auch v. d. Heide, Angl. Forsch., 45), daß Licht und Schatten eine überaus große Rolle in Miltons Dichtungen spielen, untersucht hat. Ob er den Beweis für Miltons Albinismus geleistet hat, mögen die Psychiater abmachen. Mir scheinen seine Gründe nichts weniger als überzeugend. Seine Darstellung bietet im übrigen m. E. viel Bedenkliches. Zuweilen so viel, daß man kaum weiß, ob nicht Druckfehler vorliegen. S. 322 wird z. B. Masson 'frecher Erfindung' beschuldigt. Die Schwächen Massons, dessen große Verdienste um die Milton-Forschung doch nicht vergessen werden dürfen, sind allen bekannt und manchem Forscher, z. B. Lowell, geradezu herausfordernd. Aber es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß seine Schönmalerei davon herrührt, daß er sich wirklich an Milton blindgestarrt hat. In ein paar Fällen ist man zwar geneigt, ihn in Verdacht zu ziehen, daß

eine unklare Tatsache ihn zum Vernachlässigen oder Überspringen geängstigt habe als nicht in sein harmonisches Milton-Bild passend. Das ist bei dem advokatorischen Charakter der damaligen englischen Geschichtschreibung, der auch von Engländern eingestanden ist, begreiflich, aber nicht einmal dies ist b e w i e s e n. Ohne Beweise ihn aber bewußten, lebenslangen, systematischen Betruges anzuklagen, scheint mir wenigstens sinnlos. Dasselbe gilt dem von Carlyle, Macaulay, Aubrey und anderen Gesagten.

Und, wenn von Miltons Äußerem die Frage ist, wie kann man nur mit einer Handbewegung seine Bildnisse abfertigen? Man muß sich wohl mit ihnen abgeben, wenigstens um zu b e w e i s e n, daß sie gefälscht sind, wie Verf. behauptet.

Diese und andere Unbesonnenheiten sind um so mehr zu bedauern, als es im Buche eine Menge Bemerkungen zu den Gedichten Miltons gibt, die aufklärend sind. Sie werden aber kaum Beachtung finden bei denen, die an den grundlosen Behauptungen des Verfassers schon Anstoß genommen haben.

Lund. S. B. L i l j e g r e n.

C. H. Firth, The political significance of 'Gulliver's travels' (Proc. British Acad. IX, 1920). London, Oxford Univ. press. 23 p.

Der Oxforder Professor der Neueren Geschichte erhellt die Staatsereignisse Englands um 1710—30, besonders aber Swifts Leben und Schriften aus zeitgenössischen, teilweise ungedruckten Akten so lichtvoll, daß deutschen Anglisten ein kurzer Auszug willkommen sein mag. — Englische Politik beschäftigte Swift, als er 1713 *Gulliver* begann, Irland dagegen, als er ihn 1726 vollendete. Seine anfänglich spielende Satire verbitterte sich zuletzt; sie bezweckte nicht bloß Literatur, sondern praktische Reform: 'Wer das Publikum nicht bessern kann, bessere lieber Schuhe aus!' Er versteckte seine kühnen Gedanken über öffentliche Angelegenheiten unter die Hülle eines Reiseromans: offen verkündet hätten sie ihn strafrechtlich gefährdet; ward ihm doch noch 1738 widerraten, die *History* von 1710—14 zu drucken; sie erschien erst 1758. — Gullivers Reise I und III sollten einen Beitrag bilden zu *Memoirs of Scriblerus* (die jedoch erst 1741 herauskamen), entstanden also 1714. Swifts Rückkehr nach Irland und der Sturz der Tories 1714 unterbrachen diese Schriftstellerei bis 1720; da änderte er die 'Reise' zur politischen Allegorie. Schon Reisen I und III enthalten neben dem Grundstock von 1714 spätere Stellen; Liliputs Verfassung schon zeigt lehrhafte Absicht gegen Strafrecht und Erziehungsmängel unter Georg I. Die Parteien der hohen und niederen Schuhabsätze bedeuten Hoch- und Niederkirche oder Tories und Whigs; die feindliche Insel meint Frankreich, der Kaiser, der nur Niederschuhe anstellt, Georg I., der Thronfolger, der zu Hochabsätzen neigt, den Prinzen von Wales. Auf die Hinrichtung der Rebellen 1715 wird angespielt. Gullivers Gestalt glich anfangs Swift selbst; seine Brandlöschung samt Unwillen der Kaiserin bedeutet Annas Ungnade über *The tale of a tub*. Admiral Bolgolam ist Graf Nottingham, den Swift unter seinen Feinden nennt. Dagegen 1719—20 dachte der Dichter unter Gulliver an seinen verbannten Freund Bolingbroke und entwikelte daher die Flimnap-Gestalt zu dessen Gegner R. Walpole, der 1721 allmächtig wurde. Das Königskissen, das jenen 'Seiltänzer' vor dem Halsbrechen schützt, ist Georgs Mätresse Herzogin von Kendal; die drei Farben der Seidenfäden der Höflinge bedeuten die Orden der Distel, des Bades und Hosenbands, der 1726 Walpole den Spottnamen *Blue string* eintrug. Wenn Flimnaps Gattin Gulliver liebt, stichelt Swift auf Walpoles leichtfertige Frau oder auf Bolingbrokes Bestechung der Kendal. Der andere Minister Liliputs, Baldresal, bezeichnet Staatssekretär Carteret 1721—24.

— In Reise II nach Brobdingnag denkt Swift an Irland; mit den Bettlern in der Hauptstadt meint er die Dubliner. Der König tadelt wie ein Tory die von Gulliver vorgeführten Zustände Englands, z. B. stehendes Heer, Finanzen, Spielwut, Advokaten, Politiker, Erziehungsmängel. Indem er die Landwirtschaft preist, will Swift England vorwerfen, daß es Irlands Boden und Volk verkommen lasse. — Reise IV, gleich nach II entstanden, geißelt wieder Englands Erziehungs- und Rechtswesen sowie den Militarismus, hier aber weiter jeden Krieg. Sie behandelt überhaupt mehr allgemein abstrakte Grundsätze als einzelne Menschen und Einrichtungen. Sie greift Kapital, Handel, Privateigentum, Zivilisation an und rühmt den Naturzustand. Der Mensch ist für Swift nicht *animal rationale*, sondern nur *rationis capax*. Die englischen Yahoos setzt er hoch über die zwar gleichrassigen, aber verkommenen, bösen und faulen Eingeborenen, d. h. wilde Iren: ein Arbeitsvieh, das geistig wohl zu heben wäre; sonst solle man es ersetzen durch Esel: die hatte eben Irland als Lasttiere eingeführt. Swift tadelte England, daß es die Iren arm und unfrei erhielt; er wollte sie anglisieren und erziehen. Doch liebte er hauptsächlich die Anglo-Iren, wollte sie nicht durch England mißhandeln, aber von den Gälen getrennt lassen. — Reise III gefiel am wenigsten, als die schwerstverständliche. Am *Floating island* arbeitete Swift schon 1714 und noch 1726. *La-puta* heißt die obere Insel, d. i. spanisch 'Hure', weil sie — wie England die Iren — ausbeutet. Das bedrückte Land darunter ist Irland, die Stadt mit zerfallenen Häusern und Bettlern Dublin. In Laputa diskutiert das Volk Politik wie in England, und schwärmt der Hof für Musik wie Georg für Händel. — Die Planmacherei geißelt die Reform der Whigs (zugunsten der Non-Conformisten von Ulster, der Irischen Nationalbank) und das Patent für Kupfergeld in Irland, das 1722 gewährt und 1725 zurückgezogen wurde auf Widerstand des Irischen Parlaments, Middletons (den der Gouverneur Munodi bezeichnet) und der Brandschriften Swifts, die sich spiegeln in dem die Oberinsel bedrohenden Brennstoff. Dies Kapitel ward also nach September 1725 vollendet.

Berlin. F. Liebermann.

H. Klinghardt und G. Klemm, Übungen im englischen Tonfall. Für Lehrer und Studierende. Mit Einleitung und Anmerkungen. Cöthen, Schulze, 1920. XIV, 208 S.

Der Tonfall des gesprochenen Satzes ist im Englischen oft wichtiger als die Deutlichkeit einzelner Wörter. Man hört z. B. *I should n't think so* bei rascher Rede nicht selten ohne die Negationspartikel, die doch für die Aussage von wesentlicher Bedeutung ist. Das kann geschehen, ohne daß die Verständlichkeit leidet, weil die Melodie des negierten Satzes eine ganz andere ist als die des affirmativen. Daraus ergibt sich bereits, daß der Anglist an den Fragen der *intonation* nicht vorbeigehen darf. Sie gehören sicherlich zum praktischen Unterricht auf der höheren Schule; der bloße Privatlehrer, der darüber nicht aufgeklärt wurde, hört nicht die falsche Satzmelodie und weiß sie nicht abzustellen. Aber sie gehören auch zur wissenschaftlichen Erforschung der englischen Syntax, denn die Dynamik der Redeteile hängt mit der Satzmelodie auf das engste zusammen. Klinghardt hat also ein Kernproblem des Faches berührt, er braucht sein Buch darüber nicht erst als daseinsberechtigt zu verteidigen.

Wenig ist bis vor kurzem darüber vorgebracht worden. Merkel in der 'Anthropophonik' 1867 gab einige Notenaufzeichnungen von Sätzchen lebendiger Rede; Storm, Engl. Philog.[2], hat sie vermehrt und auch verfeinert; aber beide blieben bei vager Abschätzung von Gehörseindrücken. Effenberger versuchte die Tatsachen für den einzigen hellen Sinn, den wir besitzen, für

das Auge, zu projizieren und rechnete aus den Kurven die Tonhöhen für jede Vibriereinheit aus; er trug auch der Tatsache Rechnung, daß Sprache nicht das ist, was ein einzelner, sondern was eine Vielheit redet; er ließ seine Sätzchen von mehreren Engländern in die Maschine sprechen und sonderte dann das Individuelle aus; leider sind seine Melodieforschungen in der Druckausgabe seiner Dissertation 'Über den Satzakzent im Englischen' (Berlin 1908, I. Teil) nicht enthalten. In phonetisch transskribierten Texten erschienen seit Sweet gelegentliche Andeutungen, wenn einmal die Stimme besonders hoch oder tief springt. Erst Daniel Jones gab uns wertvolle 'Intonation curves' (Leipzig 1909) und widmete ihnen dann in seiner Phonetik (1918) ein großes Kapitel. Ihm folgte Jespersen (Phonetik[2] 1913), und jetzt verzeichnet auch Klinghardt für eine Anzahl Sätzchen der Umgangssprache die Hebung und Senkung der Stimme durch Striche und Punkte. Er dringt nicht, wie Effenberger, zu akustischer Berechnung vor, ist aber dafür innerhalb eines Notensystems eifrig bestrebt, sein schätzungsweises Material zu Regeln über Satzmelodie auszubeuten.

Solches Fragen und Wagen ist entschieden dankenswert. Doch liegen die Verhältnisse viel verwickelter, als daß man sich auf dies Material so recht verlassen könnte. Die Schätzung durch das Ohr will und kann nur annähernd sein, besonders weil zugleich mit einem zweiten musikalischen Element, mit den vokalischen Obertönen, zu rechnen ist. Daß mehrere Sprecher verschiedene Ausbeute liefern, hat Klinghardt richtig betont. Selbst ein und derselbe Sprecher wechselt, je nachdem er ruhig redet oder zu bewegter Rede übergeht. Effenberger hat für das einfache Sätzchen 'People will always remember how they were brought up, how they were delighted, how they were bored' viel ausschweifendere Musiklinien herausgefunden; seine Zusammenstellung liegt in Form einer Tafel im hiesigen Englischen Seminar. Warum nicht zu Experimenten übergehen, wie sie soeben Ehrentreich, 'Zur Quantität der Tonvokale im Modern-Englischen' (Pal. 133, 1920), angestellt hat? Wir können, namentlich für genaue Zwecke der Forschung, der experimentellen Phonetik nicht entraten.

Alle Achtung vor Klinghardts Bemühungen, über die Feststellung einzelner Tatsachen hinaus zu Gesetzen vorzustoßen. Doch wird man auch da seinen Wagemut mehr schätzen müssen als die Art der Ergebnisse. So ist auf S. 67 zu lesen: 'Die Tonbewegung der Fragesätze ist etwas sehr Einfaches'. Nun hat schon Sweet beobachtet, daß der Frager, wenn der Text als Antwort bloß ja oder nein suggeriert, die Stimme am Schluß hebt, sie aber am Schluß senkt, wenn der Text eine ausführlichere Antwort voraussetzt. Tatsächlich gibt Klinghardt Beispiele für beides, ohne doch die Unterscheidung Sweets nachzuentdecken. Es ist aber auch möglich, einen Ja-Nein-Fragesatz so zu sprechen, daß man durch Hebung des Stimmtons am Schluß dem Angeredeten gegen den Wortlaut des Textes eine ausführlichere Antwort suggeriert. In diese Rubrik gehört Klinghardts deutsches Sätzchen: 'Hast du dein Billett gekauft?', das er mit gehobenem Schlußton verzeichnet (S. 69). Das entsprechende englische 'Have you bought your ticket?' aber gibt er mit der natürlichen Schlußsenkung des Tones, wie sie für einfache Ja-Nein-Fragen charakteristisch ist. Eigentlich haben wir es mit einer individuell subjektiven Ausdeutung der jeweiligen Frage zu tun, während Klinghardt einen objektiven Unterschied der beiden Völker behauptet: 'Der deutsche Takt setzt mittelstark und mittelhoch ein, um sich zu voller Stärke des Nachdrucks und höchster Tonlage erst mit dem bedeutsamsten Worte der Frage aufzuschwingen ... die englische Frage aber beginnt mit voller Druckstärke und höchster Tonlage des Taktes.' Dabei sei hier nicht einmal über den deutschen Dialektunterschied viel bemerkt, wonach der deutsche Südländer, besonders der Schweizer, ein bedeutsames Wort tief, der Norddeutsche aber hoch ausspricht. Die Probe genüge, um zu erklären, warum die von

Klinghardt formulierten Regeln beim besten Willen oft schwer zu erfassen und hinzunehmen sind.

Aus den obigen Zitaten erhellt bereits, daß Klinghardt mit dem musikalischen Problem auch das der Intensität gern verknüpft. Ausführlich und mit sehr schätzbaren Belegen handelt er über Erscheinungen des 'ebenen Nachdrucks', wofür Sweet 'equal accent' sagte, z. B. in shórtsíghted, shórtsìghted mán. Er zeigt, wie der Engländer im raschen Gespräche selbst Begriffswörter, besonders Verben, zu überhasten (slur over) pflegt; ferner wie er verlangsamt und Pausen macht, wie er Ellipsen sich erlaubt und Wortdynamik abstuft u. dgl. Gewiß hängen alle diese Dinge mit Satzmelodie zusammen. Nur, sollte ich meinen, für den Anfang wären die musikalischen Gesetze möglichst für sich, also in ruhig schlichter Rede, losgelöst von anderen Problemen zu studieren, ungefähr wie es Roth in seiner Dissertation über ags. Wortstellung angriff, der mit einfacher unabhängiger Aussage begann, die Redeteile in ruhiger Rede gegeneinander abwog, die Ansätze zu erregter Rede ausschied und bei solcher Selbstbeschränkung auf feste Grundlinien kam. Solche Grundlinien vermag ich zu meinem eigenen Bedauern nicht zu erkennen, wenn Klinghardt z. B. auf S. 56 erklärt: 'Hauptregel ist die, daß, wenn ein fallend-steigender Takt mit einem fallenden verbunden wird, der erstere, vorausgesetzt, daß beide Takte gleiche Wichtigkeit haben, um eine Stufe höher liegt, als der letztere. Doch kann in manchen Fällen das Verhältnis zweier Takte zueinander auch verlangen, daß der fallende Takt vor dem fallend-steigenden hervorgehoben wird' usw. (S. 56). Es liegt wohl an meiner beschränkteren Fassungskraft, wenn ich bei solcher Kompliziertheit nicht recht mitkomme.

Gibt es nicht Grammophonplatten, nach denen man Schülern die englische Satzmelodie praktisch beibringen und Forschern den unbestimmten Gehörseindruck in meßbare Bilder verwandeln kann? Bei dem heutigen Stande der modernen Fremdsprachstudien, wo der Besuch im Ausland fast unmöglich und die Heranziehung reisender Ausländer sehr beengt ist, hat um so mehr die Maschine Ersatz zu schaffen, und zugleich wiederholt sie alles Gesagte geduldiger und gleichförmiger als irgendein Mensch. Denke ich mir Klinghardts Buch mit solcher Hilfe geschrieben, wieviel leichter und gerader hätte der eifrige Verfasser sein richtig erfaßtes Ziel erreichen können!

Berlin. A. Brandl.

Artur Franz, Zur galloromanischen Syntax (Supplementheft X der Zeitschrift für französische Sprache und Literatur). Jena-Leipzig, Gronau, 1920. 128 S.

Nun die im Krieg gebundenen Kräfte frei werden, öffnen die Kriegsteilnehmer unter den Romanisten ihre Schreibtischladen und teilen uns die Forschungsergebnisse mit, die sie in dem Dienste mühsam abgegeizten Stunden vielleicht gerade durch den Krieg einheimsen durften: Urtels Baskika, Franz' Syntaktika sind achtunggebietende Leistungen unter den kriegbedingten Arbeiten. Der vorliegenden Arbeit merkt man gewissermaßen die Freude an ihr, die Freude an der Rückkehr zur Wissenschaft an. Franz hat in lothringischen Dörfern, in denen er garnisoniert war, syntaktische Aufnahmen gemacht: der Leser merkt sofort die prinzipielle Neuheit der Aufgabe: 1. Es wird nicht mehr der umständliche Umweg über die Schrift oder den Druck (gedruckte Dialekttexte) eingeschlagen, sondern die Einfühlung in die Patoissprecher erfolgte direkt, in zwanglosen Abendunterhaltungen; 2. es wird ein Dialekt monographisch in aller Breite dargestellt, nicht etwa bloß in der notwendigen Beschränkung, die der 'Questionnaire' dem Atlas linguistique auferlegte. Franz war als Verfasser der auf dem Atlas beruhen-

den Studien zur wallonischen Dialektsyntax in seinem richtigen Element. Mit Recht hat er die das Büchlein füllende Hauptarbeit 'Zur Syntax der erregten Rede in lothringischen Mundarten' genannt und damit von vornherein die Untersuchung auf die psychologische Basis gestellt, von der allein die Neuerungen der Sprache verständlich sind. Ob allerdings alles in dem Büchlein dargestellte Sprachgut affektisch betont ist? Das Kriterium der begleitenden Geste, das Franz leitete, ist weder ausschlaggebend noch wohl auch — trotz der ausdrücklichen Versicherung des Vf.s — befolgt worden: Wendungen wie *il est déjà monté en haut* oder *Êtes-vous la mère de cet enfant? — J'y suis* sind doch usuell und affektlos gesprochen gewesen. Die Folge seiner Einschränkung ist der aphoristische Charakter der Darstellung, die bloß einzelne Gebiete der Syntax herausgreift. Dafür ist aber die Ausbeute an neuen Beobachtungen überaus groß: man wird erstaunt sein, so viel nirgends gebuchte Abweichungen von der frz. Normalsyntax zu finden: die Erklärung liegt eben in dem direkten Schöpfen an der Quelle. Wer immer volkstümliche Rede beobachtet hat, wird das Bild, das der Vf. gewonnen hat, nur bestätigen können. Daß die Scheidung von Usuellem und Habituellem unmöglich war, ist selbstverständlich. Zum einzelnen (ich französiere die syntaktischen Typen) füge ich folgende Bemerkungen und Parallelen (auf letztere hat Vf. mit Absicht verzichtet):

S. 8 *il ne paraît pas son âge* ist auch schriftfrz., vgl. A. Piotrkowsky, Bemerkungen zur Syntax Maupassants S. 61.

S. 9 *il y avait tout de même quelques-uns qui savaient* mit unausgedrücktem direktem Objekt ist allgemein in der frz. Soldatensprache, vgl. Barbusse, *Le feu* und *Clarté* passim. Es klingt mir aber auch literarisch, vgl. z B. Duhamel, *Civilisation* S. 87: *nulle défaillance, qui, s'il avait su, n'eût manqué de lui échapper.* Ähnlich S. 184 *Sous-lieutenant David? Connaissez-vous?*

S. 9 *vę tre'e'* französiert Vf. zu *vous traites* 'melkst du?', aber die schriftfranz. Form heißt, soweit sie überhaupt vorkommt, *vous trayez.*

S. 10 *vous suivrez tout droit* ist schriftfrz.

S. 11 *il arrête devant moi ici* muß nicht statt *s'arrête,* sondern kann auch statt *il arrête la voiture* stehen (vgl. dtsch. *er hält vor mir*) — *nous nous chauffons avec du bois* erkläre ich mir nicht als Reflexiv statt Intransitiv, sondern als Persona pro re *nous chauffons notre logis > nous nous chauffons* (cf. S. 50 *il me démonte moi* 'er nimmt mein Werkzeug').

S. 13 Auch der Typus *nous deux Claude* ist schon den Syntaktikern bekannt, vgl Meyer-Lübkes Aufsatz über das kanadische Französisch *GRM.* 1, 138.

S. 16 Zu *venons!* statt *viens!* vgl. auch Bloch, *Les parlers des Vosges méridionales* S. 203 und meine *Aufsätze z. rom. Synt. u. Stil.* S. 163, wo ich über den 'plural inclusivus' spreche, zu der Unterscheidung der Bejahungs- und Verneinungspartikeln je nach Duzen und Siezen die Scheidung der Abschiedsformel *adeus* und *adeusias* im Neuprov. nach denselben Gesichtspunkten. Es sind das Ansätze zu einer Reverentialsprache (etwa wie *fressen — essen — speisen*).

S 19 Zu der Differenzierung von *mouru* mit verbaler, *mort* bloß adjektivischer Kraft vgl. die ähnlichen Feststellungen für nicht-lothr. Dialekte bei Wahlgren, *Étude sur les actions analogiques réciproques du parfait et du participe passé* (1920) S. 191 f.

S. 24 Die Gründe für den Schwund des sog. Défini in der Volkssprache sind zu summarisch behandelt, vgl. die beiden einander entgegengesetzten Darstellungen, die makroskopische bei Meillet *GRM* I und die mikroskopische bei Gilliéron *La faillite de l'étymologie phonétique.* Ich glaube, in Frankreich laufen beide Strömungen, die syntaktische und die formelle, in gleicher Richtung, zur Beförderung des Schwundes.

S. 28 In *il pourrait aller dire nos secrets* sieht Vf. bloß 'inchoative

Aktionsart'. Es handelt sich gleichsam um eine Verbreiterung der Handlung: die Handlung, die dem Sprecher unerwünscht ist, gewinnt dadurch an Länge (in der Zeit und im Raum), sie erstreckt sich in größerer materieller Ausdehnung: 'er könnte hingehen und unsere Geheimnisse verraten'. Das Deutsche fügt noch eine Zweitaktigkeit zur Zweigliedrigkeit des Ausdrucks hinzu.

S. 31 *j'ai mis bouiller* [korr.: *bouillir*] *du lait*, 'ich habe Milch gekocht' zeigt einen ähnlichen Übergang von Faktitiv zu Simplex wie altfrz. *faites moi escouter = escoutez moi.*

S. 33 Der Infinitiv an zweiter Stelle *sans que vous la chagriniez ni lui chercher rancune* ist genau so im Ital. belegt, vgl. Salvioni, *Note di dialettologia corsa* S. 845. Es mag auch syntaktische Dissimilation vorliegen.

S. 34 Zu *vendre que vendre*, einem schönen altfrz. Relikt, vgl. Cohn, *Zeitschr. f. frz. Spr.*, 1915², 18.

S. 35 Neben *j'ai beau + à +* Inf. zitiert Vf. ein *j'ai belle à*, ohne einen mundartlichen Beleg zu geben. Ist nicht *j'ai bel à* zu französieren (cf. Montaigne: *il a bel aller à pied*)?

S. 36 *prends garde de tomber* 'daß du nicht fällst' ist weder 'Abweichung von der französischen Norm' (vgl. Haas, *Frz. Syntax* S. 173, Piotrkowsky l. c. S. 83) noch nur aus 'der Tendenz der Abhängigkeit vom übergeordneten Verb' zu erklären: es wird sprachlich nur ausgedrückt a) daß der Angerufene achtgeben und b) daß er ans Fallen denken soll.

S. 41 Der Ersatz der Ausdrücke für eine Veränderung durch solche eines Dauerzustandes: *nous voulons être mariés* 'wir wollen heiraten', *nous avons eu une lettre* 'erhalten' (wo Vf. sehr richtig das analyt. Präteritum als unbeteiligt erachtet, vgl. meine diesbezügliche Bemerkung *Ztschr.* 36, 114 über *pourriez-vous m'avoir un timbre?*, ähnlich das *nous les aurons, avons eus* des Krieges) liegt im Sinn der nfrz. Sprache, cf. *il eut un mouvement vif* (Tobler *VB.* 3, 169).

S. 42 *accoutumé à la dure du froid* 'ans Aushalten' wird eher als Verbalform (*durat*) Postverbal sein, das schon in den Reichenauer Glossen (ed. Stalzer 406) belegt ist. — *Le par nuit, l'à labri, l'à l'ombre* erinnert an sp. *solombra* 'Schatten', *el acaso*, astur. *el por si a caso* 'der Zufall'. Das Motiv der Substantivierung solcher Verbindungen ist, ein hybrides Mittelding zwischen Substantiv und adverbialer Redensart zu schaffen: 'das Im-Schatten' heißt urspr. nicht nur 'der Schatten', sondern 'das Im-Schatten-sein' und erinnert also an das Verb, das die ganze Situation beherrscht und evoziert. 'Präpositionale Verbergänzungen' — das ist nur eine grammatikalische Klassifikation.

S. 45 Ob *devenir de* richtig aus einer Art Prolepsis oder Metathesis aus *venir de* erklärt ist? *De d'où est-ce que tu deviens donc?* 'wo kommst du her' scheint mir an volksfranz. *qu'est-ce que tu deviens?* 'was wird aus dir?' > 'wo bleibst du?', 'was ist mit dir?' anzuschließen, wobei das urspr. *que* 'was' dann etwa durch *où, d'où* ersetzt wurde ('wohin gehst du?', 'woher kommst du?'), als das *devenir* den Begriff der lokalen Veränderung in sich schloß. *Demaudire les gens* st. *maudire* enthält dann tatsächlich ein Intensitätspräfix. Warum soll *la pourchasse d'un lièvre* angesichts von nfrz. *pourchasse*, engl. *purchase* 'Kauf', it. *procaccia* 'procacciamento' etc. nach *chasser pour avoir* gebildet sein? Einfach postverbal! *s'apenser* ist nicht *penser à*, sondern altfrz. *soi apanser* 'auf den Gedanken kommen, sich einfallen lassen' (Foerster, Wb. z. Kristian von Troyes).

S. 50 Die Abgrenzung von neutralem *il* und *ce* im Lothr. ist meines Erachtens dieselbe wie im Schriftfrz.

S. 52 *y* (= ibi) statt neutralem prädikativem Akkusativpronomen findet sich auch im Katal.: Nonell, *Gramática* S. 190 lehrt: 'Dis a un company: "Sembla que 't vas posant bó"; y respon: "Si que m'en poso" o bé "Si que m'hi pòso"; y també "Si que m'ho poso".' Im Kat. ist auch *y* statt *en* ganz gebräuchlich

(lothr. *nous y avions peur*): Nonell S. 191. Das *y* bewirkt eine Art Verankerung in der Situation (vgl. frz. *je n'y vois rien, j'y suis, y faire* etc.) und man könnte es urspr. 'unter den gegebenen Umständen' übersetzen. Dieses *y* machte dann die nähere Präzisierung eines Partitivs oder Neutralakkusativs überflüssig.

S. 57 *attendre après* und ferner *demander, regarder après* ist auch wallonisch. In Belgien hört man sogar: *je ne l'ai pas après moi* (= sur moi sc. un objet).

S. 69 *ce n'est pas déjà si loin* ist vielleicht auch nach Tobler, *V. B.* 3, 179 zu erklären.

S. 81 f. Zu der Liste der syntaktischen Germanismen: S. 82 *sans le su de ta mère* kann an schriftfrz. Fälle wie *au vu et au su de* anknüpfen; ebenso S. 85 *si la guerre cesserait* vgl. Tobler, *V. B.* 3, 59; *cela ne serait pas autrement* ist schriftfrz.; *bon et fort* 'sehr stark' kann an romanische (*bon premier*) wie an nichtromanische Fälle anknüpfen, die ich in meinen *Aufsätzen* 252 ff. zusammengestellt habe.

Das Heft beschließen zwei kleine Aufsätze: 'Zur Verwendung des französischen Futurums als Ausdruck des Sollens,' eine wohlwollende, aber doch schließlich negative Kritik des ähnlich betitelten Buches Lerchs, mit deren Schlußfolgerungen ich mich vollkommen solidarisch erkläre (vgl. den *hier* 141, 111 erschienenen Aufsatz), und 'Zur neuprovenzalischen Syntax', eine Kritik von Ronjats *Essai de syntaxe*, die zeigt, daß dieser Autor sprachpädagogisch-ästhetische Tendenzen mit rein sprachwissenschaftlichen verquickt und die für das Neuprov. und seine Dialekte charakteristischen Erscheinungen aus Ronjats Material klar herausarbeitet.

Bonn. L. Spitzer.

Gerhard Rohlfs, *Ager, area, atrium.* (Berliner Diss. 1920.) Borna-Leipzig 1920. 69 S. u. 1 Karte.

Diese tüchtige Erstlingsarbeit ist auf reichhaltigem, nicht nur den Wörterbüchern und der wissenschaftlichen Literatur entnommenem, sondern auch auf eigener Wanderung durch Italien und im Verkehr mit Kriegsgefangenen gesammeltem Material aufgebaut. Vf. zeigt Vertrautheit mit der etymologischen Forschung und weiß seine Ergebnisse klar und faßlich uns darzubieten. *Ager* erliegt dem Kampf mit dem Söldnerwort *campus* in der Bauernsprache; in der Jägersprache hält es sich besonders im Südfranz.-Katal. Ungeheuer lebenskräftig hat sich *area* erhalten, das im Roman. die verschiedensten Bedeutungen entwickelt hat ('Tenne, Boden, Friedhof, Beet, Hürde, Stall, Hof'), *atrium* ist ein kirchlicher Ausdruck geworden, der nur in Belgien und Portugal als 'Friedhof' sich weiterfristet. Vielleicht hätte Vf. noch einige andere Konkurrenzwörter heranziehen sollen, so altfrz. *erre* (= *iter*), das er nur S. 36 erwähnt und über das uns nun Philipp Fuchs (vgl. *Lbl.* 1920) aufklärt, ferner *extera* > frz. *les êtres de la maison.* Aber im ganzen kann seine Aufteilung der romanischen Wörter auf die drei lat. Etyma wohl als definitiv angesehen werden. Auch die Erklärung von nfrz. *air* 'Aussehen', zuerst bei dem italianisierenden Larivey belegt, als Entlehnung aus ital. *aria*, das schon in derselben Bedeutung bei Petrarca vorkommt, erachte ich als richtig (man kann den Bedeutungswandel 'Luft' > 'Art' mit dem Hinweis auf *Aura* in der heutigen Sprache der Okkultisten stützen: *eine schlechte Aura, eine gute Aura haben*). Zum Einzelnen bemerke ich noch:

S. 15 arag. *ir al aire de la tierra* 'nach seinem Orientierungssinn gehen' hat sicher nichts mit *ager* zu tun, da *gr* sich nicht zu *ir* entwickelt, sondern stammt aus der Jägersprache, vgl. sp. *tomar el aire á una res* 'dem Wild den Wind abschneiden', 'den Wind holen, sich den Wind suchen' (von Jagdhunden), *¿qué aires traen á U. por acá?* 'welcher Zufall führt Sie hierher',

also *aire* = 'Wind'. Aus der Jägersprache stammt z. B. auch mallorka. *rent* 'Seite'.

S. 27 astur. *alera* 'Tenne' zeigt weder *era* (= *area*) + *al-*, noch ist es *ad illam aream*, sondern gehört wohl zu *alero* 'Wetterdach' (zu *ala* 'Flügel' REW 304), offenbar urspr. 'gedeckte Tenne' (vgl. die Entwicklung von *area* 'Tenne' zu 'Scheune'). Auch die Zugehörigkeit von ptg. *leira* (schon im 9. Jh. in Urkunden als *larea*) zu *area* + Artikel ist noch fraglich.

S. 28 gal. *leiro* 'heredad pequeña' sowie einige der angeführten iberischen Formen müssen nicht ein **areum* darstellen, sondern können innersprachlich nach dem Formationsprinzip *-a* → *-o* (in verkleinernder Bedeutung) gebildet sein.

S. 38 Zu 'Boden' > 'Halle' vgl. noch das deutsche *Tanzboden*, das ja meist einen gedeckten Raum bedeutet.

S. 59 Ist nicht *ager* deshalb durch *campus* verdrängt, weil dieses durch seine Bedeutung 'Kampfplatz' (vgl. besonders außer deutschem *Kampf* die altspan. Wendungen wie *dar campo, partir campo*) in der Zeit der Bildung der roman. Sprachen stark affektisch betont war?

S. 60 'Wo ein Wort in so mannigfachen Bedeutungen auftritt, könnte man fürchten, daß die Gefahr eines Mißverständnisses besonders nahe liegt. Einer solchen Ansicht kann jedoch nicht nachdrücklich genug entgegengetreten werden. Die Sprache kennt keine Furcht vor Mißverständnissen. Ein Wort gilt nur in seiner Umgebung und ist nur aus ihr heraus zu verstehen.' Ich glaube, daß Vf., der einen offenen und vorurteilslosen Blick für das Sprachleben mitbringt, diese so kategorisch ausgesprochene Überzeugung ändern wird, wenn er einmal mit Gilliérons Sprachbetrachtung praktisch bekannt wird.

Bonn. L. Spitzer.

Dr. Friedrich Schürr, Romagnolische Dialektstudien. I. Lautlehre alter Texte (49. Mitteilung der Phonogramm-Archivs-Kommission). Wien, Hölder, 1918 (Kais. Akademie der Wissenschaften in Wien. Philosophisch-historische Klasse. Sitzungsberichte, 187. Band, 4. Abhandlung).

Dieser erste Teil der Arbeit gibt eine sorgfältige lautliche Untersuchung der vorhandenen älteren romagnolischen Texte, die bis ins sechzehnte Jahrhundert zurückgehen. Der zweite wird danach die jetzigen Sprachenstände auf Grund reichen Stoffes aus den lebenden Mundarten darstellen und vielfach erst das nötige Licht auf die Ergebnisse des ersten werfen. Eine völlig gleiche Anordnung des Stoffes in beiden Teilen wird eine schnelle Vergleichung ermöglichen, um so mehr, als nach jedem Abschnitt die Ergebnisse in kurzen Sätzen zusammengefaßt sind.

Hier liegt somit eine gründliche und in der Anordnung mustergültige Darstellung der älteren Sprachzustände vor, welche in umsichtiger Weise der mangelhaften Schreibweise der Denkmäler Rechnung trägt. Die gewonnenen Ergebnisse sind überraschend reich und werfen neues Licht auf die Stellung des Romagnolischen zwischen dem Toskanischen und den oberitalienischen Dialekten. Möge diese schöne Arbeit bald den verheißenen krönenden Abschluß finden.

Halle. Berthold Wiese.

Leo Spitzer, Henri Barbusse. Bonn, Friedrich Cohen, 1920. 96 S.

'Henri Barbusse' steht auf dem Umschlag des kleinen Buches, und auf der ersten Seite heißt es bescheidener und richtiger 'Studien zu H. B.' Es

ist recht schade, daß der Verfasser seinen guten Stoff nicht zu einem einheitlichen Buche hat ausreifen lassen; aber da er sich nun einmal die Zeit hierzu nicht genommen hat, so wäre es denn ungerecht, von drei sehr ungleichartigen und -wertigen, auch wenig glücklich zusammengestellten Studien die Einheitlichkeit und Vollständigkeit einer ihr Thema erschöpfenden Monographie zu verlangen.

Über Barbusse hat mit einer gewissen Ausführlichkeit und großer Sachlichkeit bisher Walther Küchler in seinen Kriegsvorträgen (Rolland, Barbusse, F. v. Unruh, Würzburg 1919) gehandelt, darin aber nur von *Feu* und *Clarté* gesprochen, auch das politische, soziale und sozialistische Moment stärker betont als die Gesamtheit der Kunstwerke. In einem anspruchslosen Zeitschriftenbericht (Die Neueren Sprachen, Aug./Sept. 1920: 'Neues von Barbusse') legt er wieder den Nachdruck auf die sozialistische Entwicklung des Mannes, findet hier aber mit trefflichem Scharfblick den Punkt, der, wie ich glaube, im Zentrum einer völligen Barbusse-Monographie stehen müssen wird, den Punkt, in dem sich die Einzelerscheinung dieses Mannes der Gesamtheit der französischen Geistesentwicklung einfügt, von dem aus also über die aktuelle Sonderbetrachtung ins Allgemeine, Historische und Wissenschaftliche vorzudringen sein wird. Küchler stellt nämlich den Wahrheitssucher Barbusse, der zugleich stärkster Rationalist und glühender Gefühlsmensch ist, zu dem französischsten Philosophen, zu Descartes, in Beziehung.

Das liegt Spitzers erster und hauptsächlicher Studie (die er am besten allein gelassen hätte) völlig fern. Die Untersuchung über 'Einheit und Entwicklung im Schaffen Henri Barbusses' geht an keiner Stelle über die Einzelerscheinung des Mannes hinaus, versucht aber dieses Schaffen ganz zu umfassen und zu zeigen, wie Barbusse zum Autor von *Feu* und *Clarté* geworden ist. Denn diese Romane hat er als reifer Mann geschrieben, und der Krieg hat keinen neuen Menschen aus ihm gemacht, vielmehr nur weiter entwickelt, was längst in ihm lag und sich künstlerisch bereits mehrfach betätigt hatte. Spitzer zeigt das an den früheren Werken Barbusses, dem Versbuch *Pleureuses* (1898), den Romanen *Les Suppliants* (1903), *L'Enfer* (1908), der unmittelbar vor Kriegsausbruch 1914 beendeten Novellensammlung *Nous autres...* Was unveränderlich im Wesen des Dichters liegt und durch alle seine Schöpfungen klingt, ist das bis zur fanatischen Qual gesteigerte Streben nach Wahrheit um jeden Preis, das Mitleid mit allen Leidenden, die Abgewandtheit von aller Jenseitsreligion und all ihren Tröstungen. Sein Entwicklungsgang ist dieser: vom lyrischen Träumer wird er zum realistischen Gestalter, vom Pessimisten zum Optimisten, indem er Diesseitsreligion, Selbsterlösung des Menschen an die Stelle verzweifelten Kapitulierens vor dem Schicksal setzt; vom schwankenden Betrachter wird er so sehr zum entschlossenen Tatmenschen, daß er aus der Sphäre des Dichterischen immer mehr in die unmittelbarer Betätigung auf politisch-sozialem Gebiet übertritt. Damit geht Hand in Hand eine Erweiterung seiner Interessen; es wird ihm klar, daß es in der Hölle nicht nur den Kreis der peccator carnali gibt, daß die Menschheit auch anderer Erlösungen bedarf als der aus den Qualen des Sexuellen. Mit einer höchst dankenswerten, wahrhaft philologischen Genauigkeit untersucht Spitzer Punkt um Punkt, wie Barbusse sich zu den einzelnen Problemen, als Gott, Schicksal, Tod, Kirche, Einsamkeit, Liebe, Glücksmöglichkeit usw., stellt, und alles wird mit charakteristischen Aussprüchen belegt. Und ebenso sorgfältig untersucht er die Form, die, wie gesagt, vom Lyrischen ausgeht und über die Prosa des Dichters hinaus der Prosa des Tatmenschen zustrebt. Aber dies alles bleibt doch bei Spitzer philologische Facharbeit, es bleibt eine gewiß wohlgeordnete und sehr inhaltreiche, jedoch eben nur eine Zettelsammlung. Was fehlt, scheint mir durchweg die lebendige Gestaltung zu sein. Nichts wird hier greifbar: weder von der Gestalt des Dichters Barbusse, noch auch nur von einem einzigen seiner Werke kann ich mir nach der Lektüre dieser

Studie ein Bild machen. Das Material ist zusammengetragen, es ist ausgezeichnet geordnet; aber es wirkt in seiner Aufreihung ermüdend, weil nur Problem bei Problem, Zitat bei Zitat steht. Der beliebteste Titel für Festschriften, in denen Schüler ihrem Lehrer Einzelstudien widmen, war früher 'Bausteine zu ...' Spitzer hat wirklich eine erfreuliche Menge Bausteine aufgeschichtet, sehr ordentlich sogar, aber das Bauen hat er unterlassen. So gänzlich unterlassen, daß er neben den geordneten Haufen noch ein paar einzelne Steine hingeworfen hat.

Das sind die 'Glossen zu *Le Feu*'. Hier ist bunt und eilig zusammengeschrieben, was ihm zu einem Barbusse-Aufsatz von M. Hochdorf eingefallen ist, und mancher dieser Einfälle ist eigentlich zu schade, nur als Zettelnotiz wiedergegeben zu sein. So die schlagende Zurückweisung aller derer, die in Barbusse einen Deutschenfreund sehen, so die ausgezeichnete und erkenntnisfördernde Vergleichung zwischen *Le Feu* und *La Débâcle* (die auch Küchler bereits skizziert hat). Mit der letzten Glosse: 'Die Sprache der Soldaten', begibt sich Spitzer dann auf sein eigentliches Fachgebiet. Streift es aber nur, um dann — leider — in einem breiten dritten Aufsatze, der 'Psychoanalyse des Barbusseschen Stils', desto ausführlicher und nachdrücklicher dabei zu verweilen. Dieses 'leider' bedarf einer Begründung. Spitzer nimmt mit scharfer Betonung das Recht für sich in Anspruch, die Sprache «jus'quau fond, jusqu'en bas» betrachten zu dürfen. 'Moralinistische Bedenken müssen uns fremd sein. Denn alles was gesagt wird, ist Sprache'. Das ist so unbestreitbar, so selbstverständlich richtig, daß es nicht eigentlich erst betont zu werden brauchte. Wenn Spitzer es dennoch sehr emphatisch an den Schluß dieses Aufsatzes und des ganzen Buches gestellt hat, so muß er wohl selbst gefühlt haben, daß hier etwas nicht stimmte. Und ich glaube, Verschiedenes stimmt nicht. Einmal nämlich entstellt der Verfasser vollkommen das Gesamtbild des Barbusseschen Werkes. Denn indem er mehr als ein Drittel des ganzen Buches, einen großen Aufsatz in der wichtigen Stellung am Schluß des Ganzen, den Sexualvorstellungen bei Barbusse widmete, mußte er unbedingt den Eindruck erwecken, als sei sein Dichter mit einer gewissen Ausschließlichkeit von geschlechtlichen Dingen besessen. Eine solche Besessenheit aber ist immer eine enge. Die 'Erhöhung' des Fleisches mag eine noch so bedeutende sein: wer über dieses Thema nicht hinauskommt, ist arm. Für Barbusses Wahrheitsfanatismus aber hat das Sexuelle nur einmal das ausschließliche Thema abgegeben: im *Enfer*. Vorher hat er anderes und mehr gesehen und nachher erst recht. Spitzer weiß das, betont es ja selber — warum verzerrt, verengt er nun das Wesen des Mannes, indem er so stark und allgemein die 'Sexualisierung des Stils' betont, wobei er doch die meisten Beispiele aus *L'Enfer* nehmen muß? Was auf diesen einen Roman angewandt richtig ist, wird falsch, wenn es auf das Gesamtwerk ausgedehnt wird. Und weiter scheint mir eine Art allgemeiner philologischer Verzerrung vorzuliegen. 'Das Wesen der Motiv- und Wortforschung, wie wir sie uns vorstellen (sagt Spitzer S. 63), besteht darin, nach den erfinderischen Motiven zu forschen, die die Seele des Schriftstellers besonders erregen, und in ihnen Gründe für die Bevorzugung gewisser Wörter zu suchen'. Was hier als etwas Neues und für sich Bestehendes proklamiert wird, scheint mir von jeher ein Hauptbestandteil der Stilistik gewesen und als solche von jedem einsichtigen Literarhistoriker und Ästhetiker gepflegt worden zu sein. Stil ist das persönliche Element, das der Schreibende dem allgemeinen Sprachgebrauch zufügt; Stil ist die Griffelführung einer bestimmten Hand. Ich schreibe persönlichen Stil, wenn ich die Eigenart meines Ichs sehr stark betone; einen unpersönlichen, wenn ich mich bemühe, der Subjektivität entschiedener auszuweichen, als man das in gewöhnlicher Redeweise tut; einen kaufmännischen, wenn ich nicht als Ich, auch nicht als Mensch schlechthin, sondern als der Angehörige eines Standes, eines Geschäftes, etwa als 'Gebrüder Müller, Maschinenfabrik',

wirken will. Meine Ausdrucksweise, Wortwahl und Satzbau, wird in jedem Falle also durch das bestimmt, was mich innerlich bewegt und worauf mein Wollen gerichtet ist. Was ich von einem Schriftsteller unmittelbar vor mir habe, ist sein Sprachgebilde, aus diesem muß ich seine inneren Vorgänge erkennen, worauf mich dann eben diese Vorgänge ihrerseits genauer über das Wie und Warum der Wortwahl und Satzform aufklären werden. Zwischen stilistischer und literarischer Forschuug besteht also der engste Zusammenhang, jede ist unfertig, ja unfähig ohne die andere, eine unlösliche Wechselseitigkeit ist gegeben. Und ich behaupte, daß diese Wechselseitigkeit bei jedem wirklich guten Literarhistoriker in die Erscheinung tritt, auch wenn bei älteren Autoren nicht allzuviel Aufhebens davon gemacht wird. Oder glaubt Spitzer wirklich, daß etwa Gaspary oder Lanson nicht auf den Stil, auf die Wortfindung ihrer Dichter geachtet haben? Wenn er also im gleichen Zusammenhang erklärt, daß 'durch diese Art der Forschung ... Literaturgeschichte und Sprachwissenschaft einander angenähert' werden, so bietet er nach unmöglicher Auseinanderreißung als neue Vereinigung, was immer als eine Unlöslichkeit zusammengehört hat: Literaturgeschichte und Stilistik. (Wobei natürlich nicht unterschlagen zu werden braucht, aber an dem Gesagten auch gar nichts ändert, daß es unvollkommene Literarhistoriker und unvollkommene Stilforscher in Menge gibt: diese verstehen nichts von der Literatur und jene nichts vom Stil.) ... Sodann macht es sich auch unter diesem allgemein philologischen Gesichtspunkt wieder als Verengung peinlich bemerkbar, daß Spitzer seine Motivforschung breit und ausschließlich dem Sexuellen widmet. Ein überaus wichtiges Thema, sicherlich. Aber das einzige? Und vor allem das ergiebigste für den ganzen, wohlgemerkt: für den ganzen Barbusse? Und hieran ist ein letztes Bedenken zu knüpfen. Spitzer hat sich unverkennbar die ehrlichste Mühe gegeben, sein Thema ergiebiger zu gestalten, wirklich wissenschaftlich ertragreich zu machen, indem er nicht Barbusse allein betrachtet, sondern seinen sexuellen Sprachgebrauch in historischen Zusammenhang stellt. Er geht auf die Symbolisten, auf Zola, gelegentlich bis auf Rabelais zurück, dessen Wortbildung ja seine Dissertation gegolten hat. Trotz alledem scheint mir diese historische Verknüpfung nicht stark genug. Spitzer hätte sich bei genauerem Zusehen davon überzeugen müssen, daß Barbusse gerade im Sexuellen kein übermäßiger Neuerer ist. Das Sexuelle ist im Französischen zu allen Zeiten stark betont worden. Zuerst mit naivem Vergnügen, mit naiver Abscheu, später salonfähig lüstern, in der neuesten Zeit mit ehrlichem Realismus, mit fanatischem Naturalismus und schließlich symbolistisch, wobei der Symbolismus aus der Tiefe des Naturalismus erwuchs. Ich habe im *Enfer* keinen Zug gefunden, der nicht in Zola bereits vorhanden wäre. Nur daß Barbusse fanatischer, wühlender ist als sein Vorgänger. Es liegen hier Unterschiede des Grades und nicht der Art vor. Spitzer hat das gewiß nicht ganz außer acht gelassen, aber ich meine, er hat es nicht scharf genug betont. Man kann (obwohl es der Verfasser nicht beabsichtigt) allzuleicht aus dieser psychoanalytischen Studie den doppelten Fehlschluß ziehen, als sei Barbusse nur sexuell gerichtet, ganz vom Sexuellen besessen, und als sei er der sexuell stilisierende schlechthin unter den französischen Autoren. Dies aber ist der Fehler, vor dem wir uns ganz besonders hüten müssen, wenn wir modernste Literatur betrachten: ihre Schöpfungen als ungewordene, wurzellose, vom Himmel gefallene anzusehen. — —

Ich komme nach all diesen Bedenken auf den Anfang dieser Betrachtung zurück: Spitzer hat sich beschieden, 'Studien' zu Barbusse, und keine Monographie zu geben. Ich möchte hinzufügen: vielleicht können im Augenblick nur erst solche Studien gegeben werden. Aber sie sind uns auch notwendig. Und Spitzers Barbusseheft wirkt trotz seiner Mängel stark bereichernd und wird der weiteren Literaturgeschichtschreibung beste Dienste tun.

Dresden. Victor Klemperer.

Puşcariu, S., und Herzog, E., Lehrbuch der rumänischen Sprache. I. Teil: Anfangsgründe. 2. verbesserte und vermehrte Auflage. Czernowitz 1920. Verlag 'Glasul Bucovinei'. 8°. VIII u. 156 S. Lei 8.

In erster Linie wohl für die zahlreichen deutschen Schüler höherer Lehranstalten in der Bukowina und in Siebenbürgen (welche Länder nunmehr zu Rumänien gehören) bestimmt, aber doch auch für den Selbstunterricht in gleicher Weise brauchbar, ist das neue Lehrbuch schon nach Jahresfrist neu aufgelegt worden und läßt für den 2. (noch nicht erschienenen) Teil die gleiche Verbreitung erwarten. Zwei akademische Lehrer und Gelehrte mit reicher pädagogischer Erfahrung haben sich in vorbildlicher Art zu diesem Unterrichtswerke zusammengetan, und ihre wissenschaftliche Geltung gewährleistet auch den jungen Romanisten, die bisher nicht häufig ans Rumänische herankamen, die volle Zuverlässigkeit in der Behandlung eines Gegenstandes, der auch in den Anfangsgründen nicht leicht ist oder nicht leicht gemacht war. Die Verfasser bedienen sich der analytischen Methode, gehen vom Lesestück aus und führen zum Verständnis und zum praktischen Gebrauche einer dialektfreien Umgangssprache. Neben der Laut- und Formenlehre wird auch schon der Satzbau berücksichtigt. Die in Paragraphen gefaßten Regeln bilden so den Anfang einer systematischen Grammatik. Viele Übungs- und Übersetzungsbeispiele befestigen und wiederholen das in den einzelnen Abschnitten Gelernte. Der Aussprache ist besondere Aufmerksamkeit gewidmet, und die (jetzt wesentlich vereinfachte) Schreibung der Akademie erleichtert gegenüber älteren Hilfsmitteln die Arbeit des Anfängers. Ein Anhang mit Konversationsübungen und weiteren Lesestücken sowie zwei sorgfältige Wörterverzeichnisse (nur *maimuță* 'Affe' ist in beiden übersehen) beschließen das Lehrbuch. An Druckfehlern ist mir nur *băiatul* S. 77, § 38 statt *băiatului* (Genitiv) aufgefallen.

So darf man dem Lehrgang die verdiente Verbreitung wünschen. Das so erheblich vergrößerte Land Rumänien und seine Sprache sind in einen weiteren Interessenkreis gerückt als bisher und werden Gegenstand eingehenden Studiums werden. Dem Politiker und dem Ingenieur, dem Gelehrten und dem Kaufmann eröffnet sich durch die Kenntnis dieser Sprache der Südosten Europas und damit eine eigene und in vieler Beziehung neue und interessante Welt. Der deutsche Dichter Martin Opitz (und nicht erst Sulzer 1781, wie in Gröbers Grundriß I², S. 57 zu lesen steht) hat als erster Ausländer die Zugehörigkeit des Rumänischen zur lateinischen Sprachenfamilie erkannt und verkündet; die Deutschen Siebenbürgens haben seit der Reformationsbewegung des 16. Jhdts. das schon seit den Tagen Hussens neu erwachte religiöse Leben der Rumänen mit nationalem Schwunge erfüllt und die Übertragung der heiligen Bücher aus dem Kirchenslawischen anbahnen geholfen. In Hermannstadt vielleicht und sicher in Kronstadt sind die ersten rumänischen Bücher gedruckt worden. Zahlreiche Bande verknüpften seit dem 19. Jhdt. Dichter, Gelehrte und Männer der Wissenschaft aus beiden Völkern miteinander. Möchte die Entfremdung, die der unselige Weltkrieg herbeigeführt, nun wieder schwinden und uralte Beziehungen ihre Fortsetzung finden! Niemand schiene berufener, hier ein Wegbereiter zu sein, als Sextil Puşcariu, der ehemalige Leipziger Student und beliebte Professor der (bis zum vorigen Jahr) deutschen Universität Czernowitz. So kommt dem kleinen Schulbuch vielleicht eine größere Bedeutung zu.

Frankfurt a. M. M. Friedwagner.

LESEBÜCHER

aus dem Verlage

Georg Westermann, Braunschweig und Hamburg

FÖRSTER English Authors. With biographical notices. On the basis of a selection by Ludwig Herrig, ed. by M. Förster, Prof. in the university of Leipzig. Abr. edition of Herrig-Förster, British classical authors. 5. Auflage, In Leinwand geb. M. 15,—

FÖRSTER English Poems. With biographical notices. On the basis of a selection by Ludwig Herrig, edited by Max Förster, Prof. in the university of Leipzig. Kartoniert M. 4,50

FÖRSTER English Prose. With biographical notices. On the basis of a selection by Ludwig Herrig, ed. by M. Förster, Prof. in the university of Leipzig. Gebunden M. 6,—

HERRIG-FÖRSTER British classical authors. With biographical notices. On the basis of a selection by L. Herrig, ed. bei M. Förster, Prof. in the university of Leipzig. 96. Aufl. In einen Band geb. M. 24,— in zwei Bände geb. M. 28,—. Jeder Band einzeln, vornehm geb. M. 15,—

GRÜNEWALD The Robinson Reader. Lehrgang der englischen Sprache im Anschluß an Defoes Robinson Crusoe. Vornehm gebunden M. 10,—

HERRIG-BURGUY La France littéraire. 51. Édition.
Rémaniée par Henri Bornecque, Docteur ès Lettres, Professeur à l'Université de Lille. Avec notes explicatives. In einen Band geb. M. 20,— in zwei Bände geb. M. 24,—. Einzelpreis für Bd. I M. 11,—, für Bd. II M. 14,—

HERRIG-PARISELLE La France littéraire. Edition abrégée.
Morceaux choisis des grands écrivains français du XVIIe au XIXe siècle. Par Eugène Pariselle, Docteur en philosophie, Professeur à l'académie royale de guerre et à l'académie techn. milit. 5. Aufl. Geb. M. 20,—

BORNECQUE-RÖTTGERS La France moderne.
Histoire, Géographie, Littérature avec lectures complémentaires, choisis dans les meilleurs écrivains français, notes, vocabulaire, table alphabétique, 43 illustrations et 2 cartes. Gebunden M. 6,50

Zu den angegebenen Preisen ist der gegenwärtige Teuerungszuschlag hinzuzurechnen

Prüfungsexemplare stehen auf Wunsch zu ermäßigten Preisen zur Verfügung

Das nordische Altertum in seiner Beziehung zum westgermanischen.[1]

Verfolgen wir deutsche Sprache und Sitte durch die Jahrhunderte zurück, so kommen wir zu einer Grenze, wo das deutsche Volkstum im Entstehen begriffen ist und der Blick sich öffnet auf den älteren Hintergrund, den gemeingermanischen.

Man kann die deutsche Sonderart ansetzen seit Chlodwig, seit dem fränkischen Großreich, um 500. Damals begann die Bekehrung der Germanen südlich der Meere, eben der Deutschen. Sie trug dazu bei, diese Völker unter sich zu verbinden — und eine Scheidewand zu errichten gegen die noch heidnisch bleibenden Nordgermanen.

Zur selben Zeit lösten sich die Angelsachsen von der festländischen Masse ab und begründeten in Britannien ihre getrennte Geschichte, ihr eigenes Volkstum, das englische.

Noch auf Jahrhunderte hin zeigen Sprache und Dichtung der deutschen und der englischen Stämme nahe Verwandtschaft: nicht nur wegen der gemeinsamen Herkunft, des räumlichen Zusammenlebens bis um 500, sondern auch weil seit den Tagen der Pipine die englischen Sendboten und Gelehrten — Willibrord, Bonifatius, Alkuin — über den Kanal kamen und ihre Fäden knüpften.

Die altniederdeutsche Sprache, zwischen Elbe und Niederrhein, steht in vielen, in der Mehrzahl der Züge der altenglischen näher als der hochdeutschen. Das größte Denkmal frühdeutscher Dichtung, die sächsische Messiade unter Ludwig dem Frommen, hat ihre hohe Sprach- und Verskunst an englischen Vorbildern geschult, und anderseits der Gipfel der kirchlichen Epik Altenglands, der Sturz der bösen Engel und der Sündenfall, ist eine Übertragung aus dem Niederdeutschen.

Wer Deutschkunde studiert, der hat für das frühere Mittelalter das Englische heranzuziehen: sonst wird ihm weder die Sprache noch das Hildebrandslied noch der Heliand geschichtlich klar. Das ist anerkannt — mögen auch praktische Bedürfnisse den Neusprachler, den Anglisten, mehr als gut ist getrennt haben von dem Deutschkundler, dem Germanisten.

Man kann den Kreis aber noch weiter ziehen. Neben der deutsch-englischen Gruppe, der westgermanischen, gibt es noch einen Germanenteil, dessen Sprachdenkmäler in zusammenhängender Überlieferung durch Mittelalter und Neuzeit gehen, nicht nur flüchtig

[1] Eine in Basel am 27. Mai 1921 gehaltene Antrittsrede, hier ohne Zusätze abgedruckt.

erscheinen und verschwinden wie das von Bischof Wulfila geschaffene Schriftgotische des vierten Jahrhunderts. Das sind die Nordgermanen, die skandinavischen Stämme.

Der Hintergrund der deutschen wie der englischen Frühzeit vertieft sich, wenn wir das nordische Zeugnis befragen. Dies gilt für die Sprache wie für die Gesittung.

Ein besonderer Umstand macht uns die nordische Hilfe unentbehrlich. Was uns jene westgermanische Gruppe an heimischen Schriftwerken hinterlassen hat, bis herab zur englischen Normannenzeit, das ist in Deutschland dürftig, in England reicher, aber auch hier einseitig: mit ganz wenigen Ausnahmen stammt es von Geistlichen und geht nicht darauf aus, Volksleben abzubilden und die Dichtung der Laien zu verewigen oder weiterzubilden, sondern umgekehrt: das heimische — und oft noch halbheidnische — Geistesleben zu bekämpfen und zu verwandeln im Sinne der kirchlichen und zwischenvölkischen Erziehung. Das gilt auch, und erst recht, von der Schriftstellerei in lateinischer Sprache. Hier tritt die nordische Überlieferung in die Lücke: sie ist von allen europäischen Literaturen des Mittelalters die profanste und bodenständigste.

Der Begründer der germanischen Philologie, Jacob Grimm, hat Süd und Nord gleichermaßen umfaßt. Von ihm rührt das vielwiederholte Wort her, daß der Erforscher des deutschen Altertums in Skandinavien klassischen Boden betrete. Seine drei geschichtlichen Hauptwerke, Grammatik, Rechtsaltertümer und Mythologie, behalten den nordischen Stoff stets im Auge. Es war ein Nachteil, daß Wilhelm Grimms Heldensage den engeren deutschen Rahmen zog. Nicht alle Teile der germanischen Geisteswissenschaft haben das weitere Gesichtsfeld festgehalten; am meisten Grammatik und Völkerkunde, Religionsgeschichte und Verslehre.

Hier haben nun äußere praktische Nöte, noch mehr als zwischen Deutschland und England, Zäune errichtet, die aus der Sache nicht gerechtfertigt werden. Die unvermeidliche Arbeitsteilung, bei Forschern wie bei Studierenden, hat dazu geführt, daß in unserm deutschen Hochschulunterricht das Altnordische ein seltener Zierat ist, den eine kleine strebsame Auslese der jungen Germanisten ihrem Schulsack einverleibt. Dem Dozenten, der keine nordischen Sonderforscher erziehen, sondern der allgemein-germanistischen Ausbildung dienen will, liegt es nahe, sich selbst und anderen Rechenschaft zu geben, wo das nordische Atertum Licht wirft auf das deutsche und englische.

Bei den raschen, andeutenden Umrissen, die wir hier ziehen, werden die literargeschichtlichen Seiten hervortreten. Eine willkürliche Begrenzung ist es nicht, wenn wir nur vom Altnordischen sprechen: im späteren Mittelalter, um 1300 herum, liegt ein deutlicher Einschnitt; da verlieren sich in ihren letzten nordischen

Schlupfwinkeln die Überlieferungen, die von altgermanischem Wesen kenntlich zeugen.

Machen wir uns zuerst klar, wie es um die geschichtlichen Berührungen der Nordgermanen mit dem Süden bestellt war!

So weit unser Blick zurückreicht, seit der Steinzeit, saßen die leiblichen Vorfahren der Nordleute auf der skandinavischen Halbinsel, und niemals waren sie abgesperrt von der übrigen Welt: ihre Gesittung entwickelte sich unter Zufuhr von den südlichen Völkern. Das zeigt am greifbarsten die Wissenschaft des Spatens: das Handwerk, im weitesten Sinne, wurde immer wieder von Süden her befruchtet.

Nicht minder aber setzt die Sprache den Zusammenhang mit Mitteleuropa voraus: die Menge der 'germeingermanischen' Züge, die den Laut- und Formenstand und Wor schatz aller germanischen Mundarten zu einer Einheit nach außen prägen, diese Züge, mögen sie um 1000 vor Christus oder viel später entstanden sein, sie haben sich vom Kontinent ausgebreitet bis in die letzte Hütte der skandinavischen Germanen.

Hierfür genügte der nachbarliche Verkehr von Hof zu Hof, von Gau zu Gau. Aber auch Völkerverschiebungen über Ostsee und Skagerrak bezeugt schon für vorchristliche Zeit das Vorkommen gleicher Stammnamen hüben und drüben: wir treffen Rugier im südwestlichen Norwegen und an der untersten Weichsel; die Goten sind von der Insel Gotland, die Burgunden von der Insel Bornholm (Borgundholm) ins östliche Deutschland gekommen.

Für die Historiker und Geographen der römischen Kaiserzeit (Tacitus und die andern) ist *Scadinavia* eine große Insel am äußersten Erdrande, wo das Lebermeer beginnt, von Fabeln umsponnen; kaum daß man drei, vier Völkernamen von dort zu nennen weiß. Kein Legionar hatte seinen Fuß auf skandinavischen Boden gesetzt. Mag auch der Handel viele tausend, heute noch vorhandene Römermünzen dort abgelagert haben: der nördliche Ast der Germanenfamilie blieb weit außerhalb der römischen Reichsgrenzen und des römischen Gesichtskreises.

Daran hat auch die Völkerwanderung nichts geändert. Nur ein nordgermanischer Stamm als Ganzes stürzte sich in diesen Strudel und wurde mit der Römermacht handgemein: die Eruler, denen der Grieche Prokop eine angelegentliche Schilderung widmet voll Staunens über ihre altertümlichen Sitten und ihre Schlechtigkeit. Die Masse des Volkes saß in ihrem Norden fest.

Aber eben dieser Zeitraum, das dritte bis sechste Jahrhundert, brachte ihnen wichtige Einfuhr aus den südlichen Germanenländern: die Kunstformen, die sich dann im Norden auswuchsen zu der reichen und eigenartigen Tierornamentik; die Runenschrift, die die

Goten am Schwarzen Meer nach griechischen und lateinischen Buchstaben zurechtgezimmert hatten; die höhere Wodansverehrung, die mit Walhall- und Walkyrjenglauben zu einem Hauptstück des spätnordischen Heidentums wurde; die zwei vornehmeren Gattungen der Dichtkunst, die der Hofdichter halb berufsmäßig pflegte: der Fürstenpreis und das epische Heldenlied; mit diesem zugleich die Heldenstoffe der Goten, Franken, Sachsen. Ehe die Angeln aus Schleswig nach Britannien hinüberfuhren, im ersten Drittel des sechsten Jahrhunderts. tauschten sie über die Sunde Heldensagen aus mit Dänen und Südschweden, wobei schon diese Nordländer mehr die Gebenden waren.

Bei all dieser Ein- und Ausfuhr aber blieb die Berührung zwischen Nord und Süd Grenzverkehr. Der Handel war Etappenhandel. Der friesische Kaufmann vom Niederrhein führte seine Zeuge und damaszierten Waffen nicht eigenhändig in die Buchten von Stockholm oder Drontheim und der nordische Händler sein Pelzwerk nicht unmittelbar ins Frankenreich. Es war gewiß eine einsame Ausnahme, als ein entthronter Norwegerfürst, Rodwulf, den großen Theoderich in Italien aufsuchte. Für die übrigen blieb das städtereiche Land jenseits der Meere eine ahnungsvolle Fremde.

Und eine Fremde blieb der Norden für die Völker von Irland bis Rußland — bis ums Jahr 800. Damals haben die Skandinavier, scheint es, die Hochseeschiffahrt gelernt. Und dieser Fortschritt im Seewesen führte den Zeitraum der Wikingzüge, der Normannenfahrten herauf. Sie haben die Nordländer bekannt gemacht, sie eingeführt in die Chronik der Franken, Engländer, Iren, auch der Byzantiner und Araber.

Es entstanden die nordischen Reiche auf fremdem Boden. Der direkte Handel mit dem Ausland setzte ein. Auf die Gesittung, insbesondere die literarische, haben zunächst das Frankenreich und die Iren am merkbarsten eingewirkt. Damals kam auch nach Norwegen, das bisher mehr abseits gestanden hatte, die Pflege der höheren Dichtkunst, und — das für uns wichtigste Ereignis — Island wurde besiedelt; Island, das bald zum Hauptsitz des altnordischen Geisteslebens werden sollte.

Lange dauerte es, bis der Norden den Glauben des Auslands annahm. Die Gemeindegründung des heiligen Ansgar in der Stockholmer Gegend, seit den 830er Jahren, war ein bald erlöschendes Meteor. Erst vier Menschenalter später begann die wirksame Bekehrung, zuerst in Dänemark von Deutschland aus. Für Norwegen und Island ist das Jahr 1000 die Wende. Hier war die englische Kirche die Mutter, wie denn überhaupt für diese westnordischen Leute England, auf friedlichen und kriegerischen Pfaden, die Hauptschatzkammer war: hier verstand man dem Nordmann seine Sprache;

am englischen Königshof konnten isländische Skalden ihre Lieder vortragen, und noch das Bücherschreiben mit lateinischen Zeichen lernte man aus englischen Mustern.

Erst nach 1200 verstärkt sich der deutsche Einfluß (mit der Hanse) und gleichzeitig der französische (Rittersitte und Ritterroman): damit gleiten wir aus dem 'altnordischen' Zeitraum in das nordische Spätmittelalter hinüber.

Doch greifen wir endlich die Frage an, wie die nordische Überlieferung die südgermanische zu ergänzen vermag!

So spät die Nordleute zu einem eigenen Buchwesen gekommen sind: Sprachdenkmäler haben sie uns hinterlassen — in Runenschrift —, die an Alter sogar das Gotische übertreffen; nach der Jahreszahl: man läßt sie schon im 3. Jahrhundert beginnen; vor allem aber nach dem Aussehen der Sprache. Dieses 'Urnordische' der Inschriften, bis gegen 700 herab, ist erst ein paar kleine Schritte abgerückt von dem erschlossenen Urgermanischen. Wir können sagen: diese Sprache hätte einmal jeder Germane, in Nord und Süd, verstanden. Nordische Sonderart ist noch kaum zu bemerken, auch nicht in den Personennamen: es fehlen noch ganz die nachmals so kennzeichnenden Namen mit dem Gotte Thor, die Þorsteinn, Þorvaldr, Þorgrímr. Wir hören urgermanische Namenklänge wie *HlewagastiR, AnsugîslaR, WôđurîđaR, KunimunduR.*

Diese Wortformen haben die urzeitlichen Endungsvokale bewahrt, die in allen anderen Germanensprachen verwittert sind, auch in dem Gotischen des Wulfila: hier würde ein *HlewagastiR* als *Hliugasts* erscheinen, ein *AnsugîslaR* als *Ansgîsl.* Als vor fünfzig Jahren die Entzifferung dieser Inschriften gelang, da sah man mit Staunen Sprachformen leibhaft vor sich, die bisher die vergleichende Grammatik wagemutig erschlossen hatte.

Die so viel jüngeren nordischen Schriftdialekte sind unentbehrlich für das Nachzeichnen der frühgermanischen Sprachentwicklung. Sie zeigen uns erst, mit dem Gotischen zusammengenommen, was im deutsch-englischen Aste an Neuerungen eingetreten ist. Während sie in Lautform, Beugung, auch Satzbau mehr eigenartiges Weiterbilden als bewahrtes Altertum aufweisen, hat ihr Wortschatz viel Ahnenhaftes: dieser ungetaufte Wortschatz, mit wenig kirchlicher Umfärbung der Bedeutungsfarben, mit wenig Fremdwörtern, lehrt uns oft den altheimischen Ausdruck der Germanen kennen, wo die südlichen Stämme einen entlehnten oder sonstigen Ersatz eingeführt haben.

Ein großer Teil der isländischen Erzählprosa, dazu die Menge der Rechtsbücher, zeigt uns einen Satzbau so urwüchsig und unpergamenten, wie wir ihn bei Goten und Deutschen vergebens suchen. Hier haben wir einmal eine Prosa, die nicht nach der

Kirchensprache erzogen ist, die weder das Griechische noch das Lateinische nachglossiert.

Für sich steht der Vorgang, daß das Englische im 11. Jahrhundert von den dänisch-norwegischen Siedlern Britanniens viel nordische Formen und Lehnworte aufgenommen hat; ein wichtiges Kapitel in der englischen Sprachgeschichte.

Die Denkmäler in Runenschrift haben nicht nur als Sprachquellen, sondern auch epigraphisch und kulturgeschichtlich ihre Bedeutung. Die Runen, diese gotische Erfindung, sind zwar zu den meisten Germanen gelangt, aber nur bei den Skandinaviern wurden sie, durch Jahrhunderte hin, ein nicht wegzudenkender Teil der Gesittung; hier drangen sie ins Leben und in die weiten Kreise. Der Brauch, dem Gestorbenen einen Denkstein mit Runeninschrift zu setzen, zog sich bis in den neuen Glauben und hat uns in Dänemark gegen 200, in Schweden gegen 2000 Runensteine hinterlassen.

Daneben stand der magische Gebrauch der Runen: im Dienste von Zauber und Weissagung. Von dieser lichtscheuen Seite der Runenkunst hebt sich uns nur selten die Decke; was wir davon erkennen, verdanken wir zumeist nordischen Aussagen.

Die frühen Runenfunde bezeugen fürs dritte Jahrhundert den Verkehr der Schwarze-Meer-Goten mit den Ostseeländern; sie bieten uns die Erstlinge des germanischen Stabreimverses, und später, um 830, erscheint auf einem schwedischen Grabstein eine formgerechte achtversige Strophe, die Bekanntschaft mit dem Ostgoten Dietrich — seinem Reiterstandbild und seiner Sage — bekundet.

Während hier Schweden und Dänemark die Hauptländer sind, tritt für all das Folgende der Westen, insbesondere Island, beherrschend hervor.

Reden wir von germanischer Religion, germanischem Heidentum, so drängen sich alsbald die nordischen Namen und Bilder in den Vordergrund. Hier ist in der Tat die Überlegenheit der nordischen Tradition am handgreiflichsten — das heißt eigentlich nur der isländischen: nur auf Island war die Kirche anfangs so schwach und dann so heimisch und duldsam, daß man ein gut Teil der heidnischen Überlieferungen durch die gefährliche Übergangszeit retten und später, als der Gegensatz nicht mehr brannte, als wissenswertes Altertum hochhalten konnte. Daher gelangte das christliche Island dazu, all jene Lieder und Prosastücke zu buchen, die uns von der nordgermanischen Götterwelt ein unvergleichlich genaueres Bild geben, als wir es von der keltischen oder der slawischen besitzen. Etwa ein Dutzend männlicher und weiblicher Gottheiten steht kenntlich, farbig vor uns; es wimmelt von mythischen Fabeln, so einbildungsreich wie kaum bei Indern und Griechen; wir sehen etwas wie ein mythisches Weltbild: Gedanken über Erd- und Men-

schenschöpfung, über die Schicksale der Göttergesellschaft und über die letzten Dinge.

Was wir Südgermanen dem entgegenhalten können, sind dürftige, zusammenhangslose Brocken. Wo man den entsagenden Versuch gemacht hat, eine deutsche Mythologie rein aus den südlichen Quellen zu schöpfen, da füllt man Bogen mit Geister-, Riesen- und Zwergenglauben — für den hat man die lebende Volkskunde —: die Bekrönung, der Götterglaube, besteht notgedrungen fast nur aus Namen und — Hypothesen. Kein Wunder, daß unsere Dichter, wo sie deutsches Heidentum malen wollen, die nordische Walhall ausplündern, selbst nordische Namen unterschieben und von *Frigg, Freyja* und *Baldur* sprechen.

Für die Forschung ist es eines der Hauptprobleme: wie viel von dem isländischen Reichtum hat auch im übrigen Norden, wie viel hat auch in Deutschland und England gegolten? — Da hier fast nur Wahrscheinlichkeitsschlüsse gelingen, wechselt die Antwort ungefähr nach Menschenaltern. Vor neunzig Jahren lautete sie: Fast nichts. Vor sechzig Jahren, nachdem inzwischen Jacob Grimm eingegriffen hatte: Das meiste. Vor dreißig Jahren neigten viele Forscher zu der Antwort: Sehr wenig; die Eddamythologie ist in der Hauptsache norwegisch-isländisches Dichterwerk der Wikingjahre. Heute weht wieder ein gläubigerer Wind: gewagte Gleichungen aus Großvaters Zeit kommen neu zu Ehren; manches will man weiter zurück datieren, in manchem eine gotische Einfuhr der frühen Völkerwanderungszeit sehen; so auch in dem schwermütig-weichen Mythus von Balders Tode, der vielen als eine letzte, halbchristliche Blüte des westnordischen Heidentums erschienen war.

Aber nicht nur die Mythendichtung des Nordens füllt eine Lücke: auch die Religion im engeren Sinne, die des Lebens, wird uns auf Island immerhin besser bekannt als in England oder Deutschland, und hier darf man mit mehr Zuversicht auf Allgemein-Germanisches schließen. Die Nachrichten über den Priester können wir verknüpfen mit denen in Tacitus' Germania; das Tempelfest, die Opferhandlung wird uns nur aus den Sagas einigermaßen anschaulich; für die bauliche Einrichtung der Tempel haben wir zu den alten Beschreibungen die auf Island ausgegrabenen Ruinen.

Vollends die Frömmigkeit des germanischen Heiden, seine innere Stellung zum Gotte, dafür haben wir keine anderen Urkunden erster Hand als einige unschätzbare Skaldenstrophen, die sich glücklich zu isländischen Pergamenten durchgeschlagen haben. Wenn irgendwo, bekommen wir aus diesen kurzen Bekenntnissen eine Ahnung, wie die gläubige Stimmung des heidnischen Germanen beschaffen war.

Von den vielen Bekehrungsgeschichten in den Sagas dürfen wir nicht erwarten, daß sie uns das schenken, was wir im Süden

so empfindlich entbehren: eine völlig drüberstehende Würdigung der beiden Parteien, ihrer *kostir* und *lestir,* wie der Nordmann sagt, das heißt ihrer Licht- und Schattenseiten. Unsere Gewährsmänner sind ja doch Christen, wenn auch manchmal recht unfromme Weltkinder, und was sie uns erzählen, ist seit Geschlechtern durch das christliche Sieb gegangen. Aber — sie sind Isländer und als solche oft einer Sachlichkeit fähig, die ein Abt Beda oder ein Diakon Paulus, der Langobarde, gar nicht erstrebt hätten. So öffnen uns diese nordischen Bekehrungskapitel doch manchen Einblick, der über den besonderen Fall hinaus Wert hat.

Anders steht es um die Heldensage: hier sind Süd und Nord annähernd gleich reich. Aber erst wenn wir die nur-nordischen Stoffe zuziehen, bekommen wir ein rundes Bild von dem heroischen Dichterschaffen der Germanen: über welche Menschentypen es verfügt; welche seelischen Kämpfe es aufgreift; wie es die Ideale der Kriegerehre und der Frauenehre beleuchtet. Die auch im Süden beliebte Gestalt, der Gefolgschaftsälteste, der Waffenmeister, der an seinem Herrn opferwillige Treue oder auch tragischen Verrat übt (man denke an Hildebrand, Berchtung, Iring), dieser Typus ist am tiefsten verwirklicht worden in dem alten Starkad, einem Helden der Völkerwanderung, der über 600 Jahre hin dänische und westnordische Dichter beschäftigt hat. Für den Ausbau heroischer Fürstenstammbäume, vielgliedriger Heldensippen, haben wir die Hauptbeispiele in Dichtung dänischer und schwedischer Wurzel.

Von den nordischen Stoffen ist vieles in die Überlieferung der Angelsachsen gelangt. Das englische Heldenepos des 8. Jahrhunderts handelt vorwiegend von skandinavischen Gestalten. Wir können diese Dichtung nicht verstehen, ohne die Berichte der Isländer und des Dänen Saxo danebenzuhalten.

Wohl noch wichtiger ist, daß südgermanische Heldenfabeln bei den Skandinaviern heimisch wurden und uns auf Island in vielen Vers- und Prosawerken entgegentreten. Gotische und deutsche Sagen — die bekannteste ist der Nibelungenkreis — besitzen wir in nordischen Schößlingen. Die meisten von diesen haben die vorchristliche und vorritterliche Farbe viel zäher bewahrt als ihre deutschen Vettern, allgemeiner gesagt: sie stehen auf früheren Stufen der Sagenentwicklung. Dadurch geben sie den Hintergrund ab zu den hochdeutschen Heldenepen des 13. Jahrhunderts, zumal dem Nibelungenlied. Sie ermöglichen uns, zu diesem Denkmal eine Vorgeschichte zu zeichnen, einen Stammbaum, der durch Jahrhunderte streckt. Hier können wir Sagenvergleichung vornehmen und die Frage der Epenentstehung lösen wie sonst nirgends in der Weltliteratur. Wir verdanken dies dem Glücksfall, daß der Stoff

des deutschen Epos zu mehreren Malen an die Nordländer gekommen und hier in altertümlicheren Fassungen gebucht worden ist.

Mit den Göttermythen und den Heldensagen haben wir schon zwei Hauptstoffe der Dichtung berührt. Auch nach vielen andern Seiten ergänzt die altnordische Überlieferung unser Bild von der frühgermanischen Dichtkunst.

Nennen wir die äußere Erscheinung: die gesellschaftliche Stellung des Dichters, den Anteil der Stände, und was da angrenzt.

Von dem Berufsdichter germanischen Schlages gibt uns die altenglische Poesie einige kostbare Augenblicksbilder. Wir sehen den höfischen Dichtersänger, Mitglied des fürstlichen Leibgefolges, eine aristokratische Gestalt — zum Unterschied von dem Spielmann, der später sein Erbe übernimmt. Isländische Sagas aber erzählen uns ganze Lebensläufe von Hofdichtern: sie zeigen uns sehr im einzelnen, wie der Skald seine Stellung gewinnt; wie er sein Gedicht vorbereitet, es in der Herrenhalle vorträgt; wie er gelöhnt wird usw. Das Halbberufsmäßige der Dichtkunst wird uns deutlich: der Hofskald ist zunächst einmal Krieger, der die Feldzüge seines Fürsten zu Lande und Wasser mitmacht; er kann auch auf Handelsfahrten gehen; über kurz oder lang wird er Landwirt, setzt sich auf das ererbte oder erworbene Gut. Ein zünftiges Dichtergewerbe, wie bei den Iren, blieb den Nordleuten fremd, so meistersingerisch auch ihre skaldische Formenkunst sich entwickelte.

Das Wesentliche an dieser Dichterbiologie wird auch auf die Südgermanen zutreffen.

Wertvoll ist uns die Einsicht, wie zwischen höfischer und außerhöfischer Dichtung viele Fäden laufen. Mit Liedern gleicher Art verherrlichte man den König und den Großbauer; die schwierige Kunst hatte der junge Isländer draußen auf dem Bauernhofe erlernt, ehe er sie am Königshof ausübte, und manche namhaften Skalden standen nie im Fürstendienst. Mehr als das: das Heldenlied und die meisten anderen Gattungen gediehen jahrhundertelang ohne die Gunst der Höfe; und endlich das Schreiben und Sammeln der Gedichte ging nicht vom norwegischen Königtum aus, sondern geschah im bäuerlichen Freistaat.

So gewiß hieran die besondere isländische Geisteshöhe ihren Anteil hat, warnt es uns doch, bei den Südgermanen den Begriff der Standespoesie zu überspannen und den höheren Dichtbetrieb dem freien Bauerntum abzusprechen.

Fragen wir, welche Gattungen dem vorkirchlichen Dichten der Germanen zuzuschreiben sind, so ließe uns auch die reiche englische Stabreimdichtung ziemlich im Dunkel, denn das meiste erscheint hier in geistlicher Weiterbildung.

Weltliche, zum Teil urheidnische Sittengedichte kennen wir nur

im Norden, desgleichen eine weltlich-volkstümliche Rätselkunst, eine Menge metrischer Sprichwörter und von heidnischen Hymnen- und Ritualversen wenigstens ein paar Reste. Zu dem kunstmäßigen Helden- und Völkerkatalog der Engländer stellt Island allerlei Verwandte, darunter auch die früheren Entwicklungsstufen, die schlichten Merkversreihen.

Dann das epische Heldenlied, diese bedeutsamste Schöpfung altgermanischer Kunst: wie sie eigentlich beschaffen war unter der Herrschaft des stabreimenden Stils, davon würden uns die zwei alten Bruchstücke aus Deutschland und England samt den Nachzüglern des Spätmittelalters eine gar unsichere Anschauung geben: hier belehrt uns der eddische Reichtum; von seinen mancherlei nordischen Sproßformen hebt sich die gemeingermanische Grundform, in einem halben Dutzend Vertreter, kenntlich ab.

Die nächsthohe Gattung, das Preislied-Zeitgedicht — die halblyrische Abspiegelung der Gegenwart — bezeugt uns schon der Grieche Priskos bei den Goten an Attilas Hofe; auch weiterhin tritt kaum eine andere Dichtart in fränkischen und englischen Quellen so oft hervor. Aber sie bliebe uns ein Schatten ohne die lange Reihe der Preislieder, die uns norwegische und isländische Skalden vom 9. bis 13. Jahrhundert hinterlassen haben. Ihre Sprach- und Verskunst zwar, der überfeinerte Skaldenstil, stempelt sie zu einer nur-nordischen Münze; nach der inneren Form aber sind sie vollgültige Vertreter einer Kunstart, die einmal auch in Spanien, Gallien, England die germanischen Fürstenhöfe belebte.

Den altertümlicheren, freieren Versstil finden wir in der Edda. Nicht alles an ihm ist urgermanisch: die Nordländer haben ihn auf ihre Art weitergebildet. Aber erst wenn wir ihn gegenüberstellen dem des Hildebrandliedes, des Heliand, des Beowulf, können wir hier, im deutschen und englischen Lager, unterscheiden zwischen älteren und jüngeren Kunstrichtungen; wir sehen, was die geistlichen Poeten geneuert haben an der überkommenen Verskunst. Es gilt hier wie an so vielen anderen Stellen, daß wir die geschichtlichen Blickpunkte erst gewinnen, wenn wir das Westgermanische vom Nordischen her betrachten.

Der eigentliche Stolz des isländischen Schrifttums, die Prosaepik, die Saga, hat als Kunstform keine Berührung mit unserem Süden. Aber was sie enthält: diese Lebensbilder von einzigartiger Wirklichkeitstreue, dies ist in hohem Grade berufen, unsere Vorstellung vom älteren germanischen Menschen zu bestimmen.

Die Sagas — wir denken an die realistischen, die Bauern- und Königsgeschichten — stellen uns das Volk von oben bis unten, von außen und innen, in hellstes Licht. Daneben erscheinen die südgermanischen Geschichtsquellen spröde, klösterlich oder poli-

tisch beengt; sie greifen nicht hinein ins Volksleben und Alltagsleben.

In den Sagas haben wir kaum auszuschöpfende Fundgruben für Haus- und Schiffbau, Kleidung und Nahrung; für Landwirtschaft und Krieg, Dingwesen und Fehde. Vor allen Dingen: wir leben mit diesen Menschen und hören ihre sehr erdenhaften Gespräche; sie werden uns vertraut in ihrem Lieben und Hassen; wir fühlen nach, was sie am Leben schätzen; wo ihr Sittengebot anfängt und aufhört; wie nüchterner Erwerbstrieb und hochfliegendes Ehrgefühl diese phlegmatischen Seelen in Spannung halten. Hier wird uns gegenständlich, wie der freie Grundbesitzer zugleich Bauer und Kriegsheld ist: wie er im Stall zugreift und in der Fehde, wie ihm Herden und Acker am Herzen liegen und der Ruhm der Waffen. Wir können uns ganz im einzelnen klarmachen, es nacherleben, wie der Mann auf eine Kränkung zurückwirkte; welche Wege sich ihm boten, die verletzte Ehre herzustellen: rein private Fehde — Fehde mit Anrufung des öffentlichen Gerichts, das einem den Gegner ächten soll — endlich friedlicher Austrag durch Bußforderung, nach eigenem Ermessen oder nach Schiedsspruch geachteter Männer.

Vieles von diesen äußeren und inneren Dingen, gewiß, trifft nur auf den Nordmann, vieles nur auf den Isländer zu. Wir werden uns wohl hüten, die Lebensumstände eines Snorri Thorgrimssohn mit Haut und Haar einem alemannischen oder westfälischen Großbauer anzudichten! Das isländische Landrecht ist in manchen Dingen ein besonderer, vorgeschobener Zweig am germanischen Baume. Auch die Geistesanlage werden wir nicht kurzerhand vom 65. Breitengrad nach dem 50. versetzen.

Kein Zweifel aber, daß der Saganordmann der gemeinsamen Wurzel viel näher geblieben ist als der Deutsche oder der Engländer zu der Zeit, wo er anfängt uns halbwegs sichtbar zu werden. Man nehme nur die zwei großen Tatsachen: die kirchliche Volkserziehung hat in der Welt der älteren Saga noch nicht merkbar eingesetzt; und: Wirtschaft und Gesellschaft stehen noch auf Stufen, die bei uns dem ersten Mittelalter entsprechen: bäuerliche Aristokraten mit Naturalwirtschaft, ohne Städte und Berufsstände, ohne Lehnswesen, ohne Polizei und Amtsstuben.

Wer sich den altdeutschen Menschen blutwarm machen will, der gehe zu den Sagas. Hier wird ihm vieles zur Anschauung, was nach den Rechtsbüchern und Chroniken unserer Länder ein blasser Name war. Wer die Menschenbilder der Saga in sich trägt, der liest die südlichen Berichterstatter mit anderen Augen — sei es nun Tacitus, sei es Gregor von Tours oder sonst irgendeine Mönchschronik. Dort der staunende Außenseiter, hier der bekümmerte Sittenrichter — es war das Schicksal der germanischen

Völker in Altertum und Frühmittelalter, daß sie von diesen zwei Menschenklassen geschildert wurden. Wie viel Theaterhaftes und wie viel Zerrbild ist ihnen eingeflossen! Dem römischen Rhetor bleibt der germanische Kriegerbauer innerlichst fremd — wie konnte das anders sein? Aber fremd bleibt er auch den Landsleuten, den Stammesgenossen in den Klostermauern; und wo er gar noch Heide ist, da machen sie ihn zum traktätchenhaften Bösewicht.

Die Saga zeichnet ihn aus der Nähe, bejahend, aus dem eignen Volksgefühl — nur da ist innere Wahrheit möglich. Schönfärberei ist wahrlich nicht die Sache dieser kühlen Beobachter. Sie wollen verstehen — und sie lehren uns verstehen, wie dieses Menschentum, dieses uns so ferngerückte Jugendalter sein Daseinsrecht und seinen Adel hatte.

Wir haben hier den Blick darauf eingeschränkt, was die nordischen Studien dem Zögling der deutschen und englischen Philologie zu bieten haben.

Es versteht sich, die nordischen Dinge haben auch ihren Selbstzweck; man kann sie auch um ihrer selbst willen, als nordischer Sonderforscher, und dann in ihrem ganzen Umfang, betreiben, und den skandinavischen Fachgenossen liegt es für gewöhnlich fern, gerade die Züge hervorzukehren, die das Band nach unserem Süden schlingen. Das kleine Isländervolk allein hat bis auf unsere Tage eine so reiche Überlieferung, daß sie schon die Lebensarbeit von Forschern füllen kann. Auch fühlt sich der Isländer mit seiner Edda, seinen Skalden und Sagas nicht als Handlanger des Germanisten, vielmehr als der Gastgeber, dessen Tafel uns Fremde herbeilockt.

Auf Island steht ein Berg, heißt die Hekla, zu deutsch der Häckelberg. Als die Gelehrten eine der großen Streitfragen, die nach der 'Echtheit der Edda', verhandelten, forderte Karl Müllenhoff, daß man diese Dinge nicht vom Häckelberg betrachte — worauf im Namen Islands Björn Magnusson Olsen erwiderte, auf die isländische Landschaft gebe doch wohl die Hekla die beste Aussicht.

Da haben wir die beiden Standpunkte! ... Wir sagen: der Häckelberg in allen Ehren; wir wollen von seiner Besteigung nicht abraten. Aber an unseren Hochschulen wird man guttun, die Herrlichkeiten Islands von südlicherer Warte zu beschauen.

Arlesheim bei Basel. Andreas Heusler.

Zur Entstehung der Kudrundichtung.

Die auffallende Erscheinung, daß die Kudrunsage innerhalb der germanischen Sagenwelt keinen verwandten Typus aufzuweisen hat, hat zu sehr verschiedenartigen Erklärungsversuchen über die Entstehung der Kudrunsage sowohl als des Kudrunepos geführt. Wenn wir bei der Kudrunsage von vornherein absehen von den Zügen, die sie als Umbildung der Hildesage mit dieser gemeinsam hat, so bleiben als Hauptbestandteile die Liebe der Kudrun zu Herwig, ihre Leiden und ihre Befreiung.[1] Der Versuch Panzers, Kudruns Leiden von der Befreiung zu trennen und beides nicht aus älteren sagengeschichtlichen Zügen, sondern aus dem Apolloniusroman und dem Südeliliede herzuleiten, hat im ganzen wenig Zustimmung gefunden. Von den sonstigen neueren Erklärungsversuchen dürfte der bedeutsamste der von Symons sein (a. a. O. S. LXVI). Symons rechnet mit einer ursprünglichen Sagenfassung, die sich beschränkte auf die entführte Königstochter, die den Entführer standhaft verschmäht und im fremden Lande der Rückführung harrt. Alles andere betrachtet er als Resultat einer selbstverständlichen inneren Entwicklung des Sagenstoffes. Nach ihm ist mit jener ursprünglichen Gestalt der Sage eine Leidenszeit für die Heldin von selbst gegeben, ebenso, wenn ihr Vater im Kampfe fiel, die Rache durch den herangewachsenen Sohn und damit die Figur des heimführenden Bruders. Durch die Verbindung mit der Herwigsage ergibt sich für ihn weiter die Doppelheit der Befreier, Bruder und Verlobter. Selbst Gerlind, obgleich für sie am ersten Ursprung aus dem Märchen oder aus einem fremden Erzählungstypus glaublich erscheint, kann nach Symons in ihrem Keime von innen heraus aus der Sage entwickelt sein; nur einzelne sekundäre Motive für die poetische Ausgestaltung von Kudruns Leidensgeschichte und Rückführung, so das Wäschemotiv, mag der Dichter anderen Erzählungen entnommen haben. Im Gegensatz zu Symons weist A. Heusler[2] die Möglichkeit stärkerer Einwirkung von anderer Seite her nicht ohne weiteres von der Hand. Auch er hält für die ältere Zeit, das 9. oder 10. Jahrhundert, einen einfacheren Gang der Sage für möglich, in der Form etwa, daß der Liebhaber bereits in der Verfolgungsschlacht fällt, daß die Geraubte dem Toten treu bleibt und daß der Entführer von ihrem Bruder erschlagen wird; die Straflosigkeit des Nebenbuhlers und der Schluß mit der Heirat gehören nach seiner Ansicht sicher erst einer späteren Zeit an. Ob die eigenartigen Züge des Leidens der Heldin und die Art der

[1] Wir können für unsere Zwecke absehen von einer Verschmelzung der Kudrunsage mit einer — nur konstruierten — selbständigen Herwigsage, wie sie W. Wilmanns (1873) und B. Symons (Kudrun, 2. verb. Auflage, Halle 1914, S. LIV ff.) annahmen.

[2] Vgl. Hoops, Reallexikon der german. Altertumskunde III, 113 ff.

Befreiung bereits in der älteren Fassung des 9. oder 10. Jahrhunderts vorhanden waren, wagt Heusler nicht zu entscheiden; sie können nach seiner Ansicht auch aus einer älteren, uns nicht bekannten Dichtung übernommen sein.

Wenn nun auch die germanische Sagenwelt uns keine Parallele zu der Handlung der Kudrundichtung bietet, so kehren überraschenderweise doch an einem ganz anderen Orte und in ganz anderem Zusammenhang die Hauptzüge der Kudrundichtung wieder, nämlich in einer bestimmten Episode in Sidneys bekanntem Roman, der Arcadia. Diese Episode findet sich erst in der zweiten gänzlich umgearbeiteten Fassung aus den Jahren 1581—82[1] und trägt gewöhnlich den Titel der 'Gefangenschaft'. Wenn wir den Inhalt dieser Episode, soweit er sich mit dem Stoff der Kudrundichtung berührt, der unnötigen Einzelheiten entkleiden, so sind die Grundzüge folgende: Die beiden Töchter des Königs Basilius von Arkadien werden von zwei Prinzen umworben und fallen allmählich in Liebe zu diesen. Die eine von beiden, die Hauptheldin Philoclea, die Geliebte des Prinzen Pyrocles, hat vorher die Bewerbung ihres Vetters Amphialus zurückgewiesen. Seine herrschsüchtige Mutter Cecropia wünscht aber diese Heirat, um ihrem Sohne auf diese Weise die Krone von Arkadien zu verschaffen, und läßt deshalb die beiden Prinzessinnen entführen und nach einer festen Burg bringen, die mitten in einem See liegt. Amphialus mißbilligt trotz seiner Liebe zu Philoclea den Anschlag, wenn er auch fortfährt, sich um ihre Hand zu bewerben. Vor allem aber wirbt Cecropia bei der Gefangenen für ihren Sohn, wird aber zurückgewiesen. Inzwischen rücken die Arkadier heran und belagern die Burg. Amphialus, der siegreich gegen sie kämpft, legt umsonst seine Triumphe Philoclea zu Füßen, die von seiner Liebe nichts wissen will. Vergeblich rät Cecropia ihrem Sohne, Philoclea gegenüber Gewalt zu gebrauchen. Als ihr Sohn schließlich so schwer verwundet wird, daß sie selbst die Leitung der Ereignisse in Händen hat, zwingt sie Basilius durch die Drohung, seine Töchter hinrichten zu lassen, zum Abzug. Danach versucht sie den Widerstand der beiden Prinzessinnen zu brechen, erst durch strenge Haft, dann indem sie sie Tag für Tag mit Ruten schlagen läßt und mit sonstigen Quälereien verfolgt. Um Philoclea umzustimmen, läßt sie sogar zum Schein vor ihren Augen ihre Schwester enthaupten. Als nichts nützen will, denkt sie daran, die beiden Schwestern zu vergiften, um so wenigstens die Liebe ihres Sohnes zu ersticken. Aber der schwerverwundete Amphialus erfährt schließlich von den Grausamkeiten seiner Mutter; als er mit gezogenem Schwert auf sie losgeht, weicht sie vor Schreck zurück und stürzt so von dem Dach ihres Hauses. Noch im Sterben gibt sie ihrer Umgebung den

[1] Vgl. Brie, Sidneys Arcadia, eine Studie zur englischen Renaissance, Straßburg 1918, S. 20.

Auftrag, die Prinzessinnen zu töten, aber niemand leistet dem Befehl Folge. Amphialus versucht sich selbst zu entleiben, bleibt aber schwerverwundet liegen. Schließlich erscheinen die Arkadier und befreien die Prinzessinnen.

Die Ähnlichkeit zwischen dieser Episode der Arcadia und der Kudrun ist sowohl im Inhalt wie in den Charakteren so auffallend, daß ich zunächst geneigt war, einen direkten Zusammenhang anzunehmen, und in bestimmten Motiven des hellenistischen Romans das gemeinsame Bindeglied suchte. Dennoch ist ein solcher Zusammenhang abzulehnen, da nichts dafür spricht, daß die Kudrunsage Einwirkungen durch den griechischen Roman — in erster Linie käme Heliodor in Betracht — erfahren hat. Da ferner die Kudrunsage in England unbekannt war, ist weiter nicht einzusehen, wie Sidney zu ihrer Kenntnis hätte gelangen können. Auch die Benutzung von Märchen, in denen die geraubte Königstochter von einem bösen Weibe mißhandelt wird, kommt für Sidney, der dieser Art von Literatur ganz fern steht, nicht in Betracht; ebensowenig kommt in irgendeinem der Ritterromane der Zeit, die Sidney für die Arcadia ausgiebig benutzte, eine Episode vor, die mit der 'Gefangenschaft' in Beziehung gebracht werden könnte.

Wie ist nun Sidney zur Abfassung dieser Episode gelangt? In der zweiten Fassung seiner Arcadia suchte er die einfache Handlung der ersten zu bereichern und zu erweitern nach der Art der an einer Überfülle von Begebenheiten leidenden hellenistischen Romane, aus denen er schon einzelne Züge für die erste Fassung entlehnt hatte. In Heliodors Aethiopica (VIII, 3, 5—6) fand Sidney eine Episode,[1] wo das Liebespaar in die Hände von Arsace, der Frau des Herrschers von Memphis, fällt, die in Theagenes verliebt ist und nun mit Hilfe ihrer alten Kammerfrau erst durch Bitten und Anerbietungen, dann durch Aufbürdung von Sklavendiensten, endlich durch Kerkerhaft und durch Folter den gefangenen Liebhaber, den die Treue zu seiner Geliebten im Widerstand ausharren läßt, ihren Wünschen gefügig zu machen sucht. Sidney, der in der Episode der 'Gefangenschaft' die Seelenstärke und heroische Treue der Philoclea schildern wollte, übertrug auf sie die Prüfungen des Theagenes. Da Philoclea ihre Treue und Seelenstärke naturgemäß nur in der Zurückweisung eines zweiten Liebhabers erweisen konnte, erfand der Dichter die sehr wirksame Figur des Amphialus hinzu, die dem Pyrocles, dem Hauptheldeu und ersten Liebhaber der Philoclea, fast ebenbürtig gezeichnet ist. War in der germanischen Sage der Entführer die primäre Gestalt, der sich dann erst der Liebhaber (Herwig) beigesellte, um die Standhaftigkeit der Heldin besser zu motivieren, so ist bei Sidney umgekehrt der Liebhaber (Pyrocles) die primäre Gestalt und der Entführer (Amphialus) die

[1] Vgl S. L. Wolff, The Greek Romances in Elisabethan Fiction, N. Y. 1912, S. 311.

sekundäre. So gelangen beide Dichter von verschiedenen Ausgangspunkten her zu dem Motiv von der Königstochter, die eine doppelte Belas ungsprobe ihrer Treue auszuhalten hat: einmal die Bewerbungen eines zweiten edlen, aber vergeblich werbenden Liebhabers, zum andern die Peinigungen, die nicht von diesem Rivalen selbst ausgehen können, für die sich aber in beiden Fällen ganz von selbst als geeignetster Ausgangspunkt die Mutter des Rivalen bot, da diese ja den natürlichen Wunsch haben muß, daß der Sohn zu seinem Ziele kommt. Aus der ähnlichen Situation heraus wird in ganz entsprechender Weise in beiden Dichtungen der Sohn trotz seiner Rolle als unglücklicher Rivale zum ritterlichen Beschützer der Prinzessin gegenüber den Verfolgungen durch die Mutter und schließlich zu einer tragischen, mit Sympathie gezeichneten Gestalt; aus der gleichen Situation heraus versagt in beiden Dichtungen die Heldin trotz all der Grausamkeiten, die sie von der Mutter erleiden muß, dem Sohne nicht ihre Achtung. Um die Peinigungen zu ermöglichen, auf die es beiden Dichtern in erster Linie ankommt, müssen beide die Mutter zur treibenden Kraft machen. Gerlind wie Cecropia sind die Träger der Initiative und gleichzeitig die am individuellsten gezeichneten Figuren. Aus der ähnlichen Situation heraus sind sogar die Mittel, zu denen die Peinigerinnen greifen, die gleichen, erst freundliche Überredungskünste, dann Trennung von den Begleitern und endlich erniedrigende Qualen, wobei Sidney bis zur körperlichen Züchtigung geht, während der geschmackvollere Kudrundichter sie nur im Hintergrunde schweben, aber nicht wirklich eintreten läßt (ed. Symons, Str. 1017 und 1282 ff.). Aus der ähnlichen Situation heraus findet die Not der Heldinnen schließlich ihren dramatischen Gipfelpunkt darin, daß beide im Augenblick der Rettung Gefahr laufen, ihr Leben durch die Teufelinnen zu verlieren, die, als sie ihr Spiel verloren sehen, den Befehl geben, die Heldinnen zu ermorden. In beiden Dichtungen vollzieht sich endlich die Rache nicht an den Rivalen, sondern an den Peinigerinnen.

So sehen wir, wie der Wunsch, seine Heldin durch die Standhaftigkeit in der Liebe zu heroisieren, den so eminent heroisch und ethisch veranlagten Dichter der Arcadia aus einigen wenigen gegebenen Motiven fast denselben Verlauf der Handlung — oft bis in Kleinigkeiten hinein — erfinden läßt wie den Dichter der Kudrun. Das scheint mir die denkbar beste Rechtfertigung zu sein für die Anschauung von Symons, daß die einzelnen Züge der Kudrundichtung nicht von außen entlehnt sind, sondern daß sie sich im wesentlichen für den Kudrundichter aus dem ursprünglichen Gehalt der Sage folgerichtig von innen heraus ergaben.

Freiburg i. Br. Friedrich Brie.

Shakespeare als Bearbeiter des *King John*.

I. Shakespeares Quellen für *John*.

1. Nicht Holinshed.
2. Nachrichten über Eleonore.
3. Grafton.
4. Stilquellen.
5. Stoff und Bau aus *Troublesome Raigne*,
6. vermöge vertiefter Durchlesung.

II. *Troublesome Raigne of John*.

7. Nicht von Shakespeare.
8. Von Kyd?
9. Abfassungszeit, Vorbilder.
10. Historische Quellen.
11. Stellung im Historiendrama.
12. Spiegelung der Gegenwart; Erfolg.
13. Dramatisches Verdienst.
14. Organischer Aufbau.
15. Leitende Idee; Charaktere.

III. Sh. bezweckt nicht Massenanlockung oder Kürzung.

16. Manches der Menge gefällige getilgt.
17. Kürzung oder Personalverminderung nicht Hauptabsicht.

IV. Drei nicht dichterische Rücksichtnahmen.

18. Schonung der Katholiken,
19. des Adels, besonders
20. Essex'.

V. Idee und dramatischer Bau vereinfacht.

21. Tragische Schuld und Leitidee.
22. Johanns Tod historienhaft.
23. Die Leitidee nicht konfessionell.
24. Trotz Patriotismus nicht England der Held.

VI. Veränderung der Fabel durch Shakespeare.

25. Vereinheitlichung. Episoden beibehalten;
26. gestrichene Episoden.
27. Fehler der Fabel: Widersprüche beibehalten,
28. von Sh. neu eingeführt;
29. Unwahrscheinliches;
30. Motivierungsmängel beibehalten.
31. Durch Sh. Motiviertes.
22. Durch Sh zerstörte Motivierung; Rudimente aus *Troublesome R.*
33. Ausschmückung und sonstige Änderung.
34. Verfeinerung geschilderter Sitten und Zustände.

VII. Sh s Behandlung der Form.

35. Blankvers. Kein Latein. Jüngere Sprachformen.
36. Absichtliche Wortabweichung.
37. Grobes, Gemeines, Übertriebenes vermieden.
38. Neue Ausdrucksform: Chorus; Ironie; Ausruf; Lied.
39. Individualisierte Sprache einzelner Charaktere.
40. Theaterstil der Zeitmode.
41. Komisches.
42. Überdeutliches u. Antiquarisches vermieden; Publikums Phantasie beansprucht.
43. Behandlung an verschiedenen Stellen ungleich.
44. Wiederholung von Tatsachen und Motiven; Konzentrationsmangel.
45. Bühnenbild und Handlung umgesetzt in Dialog.
46. Monologe.
47. Szenenführung; Verminderung des Wechsels der Orte und Auftretenden; Verschieben zu anderem Mund oder Auftritt.
48. Wirkung durch Kontraste.
49. Gruppenkomposition; Bühnenbild.

VIII. Die Charaktere.

50. Sh.s tiefere Teilnahme nur für Psychologisches.
51. Held und Gehilfe; Gegenspieler; sonstige Gruppierung.
52. Johann: Geist, Königsgefühl, Recht, Menschlichkeit, Temperament;
53. Charakter; Katholizismus; Gewissen;
54. Unselbständigkeit; Zügellosigkeit; Wahnsinn;
55. Furcht; Heuchelei; Selbstbetrug:

56. Kein großer Verbrecher, kein reuiger Sünder; weniger theatralisch, künstlerischer als in *TR.*
57. Eleonore. Blanka.
58. Konstanze.
59. Arthur;
60. die Blendungsvorbereitung.
61. Bastard, episodisch, verkörpert die Drama-Idee, vielseitig, entwickelt sich empor.
62. Historische Wurzeln der Phantasiegestalt.
63. Was Sh. am Bastard streicht,
64. was er der Fabel zufügt.
65. Charakter des Bastards in *TR.*
66. Dessen Religion.
67. Zufügung Sh.s zum Wesen des Bastards.
68. Witwe von Faulconbridge.
69. Hubert.
70. Philipp II., Ludwig.
71. Österreich, Châtillon, Melun, Peter.
72. Pandulf.
73. Adel und Salisbury.

IX. Dramaturgischer Wert des *John.*

74. Schätzung des Kunstwertes verglichen mit *Troublesome R.*

X. Sh.s Leben und XVI. Jahrhundert in *John* gespiegelt.

75. Zu Shakespeares Biographie.
76. Zur Zeitgeschichte.

XI. Sh.s Anschauungen aus *John.*

77. *TR* und noch mehr Sh. bleiben hinter dramatischem Gehalt der Geschichte 1199—1217 zurück.
78. Einzelverstöße gegen Geschichte in *TR* und Sh.; historische Wertlosigkeit.
79. Shakespeares Religion.
80. Royalismus; Königtum und Stände. Bürgerkrieg. Königspflicht. Nation und Vaterland. Kein Franzosenhaß. Volk. Aristokrat.
81. Recht; Ehe; Frauen; Moral.
82. Beobachtete Sitten und Temperamente. Erblichkeit. Wahnsinn. Volkskunde. Volksbräuche.

XII. Mutmaßliche Entstehung; heutige Belebung des *John.*

83. Abfassungszeit. Für adliges Publikum.
84. Einfluß Southamptons.
85. Aufführung und Ausgabe für die Gegenwart.

I. 1. Shakespeare[1] benutzt Holinsheds Chronik, seine Hauptquelle für die späteren Dramen aus Englands Geschichte des 14. bis 16. Jahrhunderts, für *King John*[2] nicht. Die gegenteilige Behauptung vieler Kritiker entbehrt des Beweises. Sh. würde, wenn er Holinshed gekannt hätte, im *John* bessere Ursachen und Gründe der Ereignisse und Handlungen bieten und daher weniger weit hinter der Geschichte zurückbleiben.[3] Holinshed begründete[4] z. B. Eleonorens Haß gegen Konstanze, trennte staatsrechtlich die Herrschaften der Plantagenets in Frankreich von der Krone England, erwähnte die vertragswidrige Flucht Konstanzens mit Arthur nach Angers sowie ihre Mordklage gegen Johann, und hielt von Österreich geschieden[5] jenen Limoges, an dem der Bastard den Vater rächte. — Auch Hall oder Fabyan liegt Sh. nicht vor.

2. Zu Eleonorens Tod bringt Sh. das richtige Tagesdatum, das in keiner der vor 1594 gedruckten Chroniken vorkommt. Nun betete das Kloster Beaulieu, das Johann in ihrem Todesjahre stiftete, unzweifelhaft jährlich für ihre Seele. Bei der Klosterauflösung fiel es an Wriothesley,[1] dessen Enkel, 1594 Shakespeares

1. [1] Fortan abgekürzt: Sh. [2] Forthin abgekürzt: *John.* [3] S. u. 77 f. [4] 273 f. 278; s. u. 5[1]. [5] S. u. 71.
2. [1] S. u. 84.

Gönner, die katholischen Überlieferungen bewahrte, also die Abteikalender vermutlich in Ehren hielt und jene Kenntnis daraus vielleicht dem Dichter vermittelte; dieser erwähnt im *John* III 1 einen Kalender mit farbiger Auszeichnung[2] des Feiertags. — Auf Eleonorens Ehebruch spielt Sh. in *John* II 1 an, wenn er da nicht nur Weibergezänk[3] durch grundlose Verleumdung bezeichnen will. Nicht genau paßt hierher Fabyans Nachricht zu a. 1151, daß Gottfried von Anjou dem Sohne die Ehe mit Eleonoren verbot, da er als des Königs (Ludwig VII.) *steward had lyen by her*; denn Sh. meint (wenn überhaupt so zu deuten) als den betrogenen Ehemann Heinrich II. Er wird vielmehr jener volkstümlichen Stoffe hierbei gedenken, aus denen er anderswo nachweislich schöpft, und die die Ballade[4] *Confession of Eleanor* verwertet.

3. Aus Graftons Chronik nimmt Sh. erstens die Erklärung für Richards I. Beinamen *Cœur de lion* und zweitens die Nachricht, dem Mönche, der Johann Gift reichte und vorkostete, seien die Eingeweide geplatzt. Zwar erzählt auch ein mittelenglisches Gedicht,[1] Richard habe einen Löwen bekämpft und ihm das Herz ausgerissen, und mag selbst — oder die Sage, auf die es zurückgeht — der Chronistik[2] zugrunde liegen; aber es bezieht den Beinamen nicht aufs Ereignis.[3]

4. Nicht für die Fabel des *John*, sondern nur für die stilistische Einkleidung benutzt Sh. die Bibel,[1] antike Mythologie,[2] eine Nachricht vom belagerten Jerusalem,[3] mittelenglische Sage oder Dichtung[4] und Moralitätsspiel(?[5]), Kyds[6] (und Marlowes?) Theaterstücke, ein Pamphlet,[7] einen Kalender,[8] Rechtsmaximen,[9] -sprichwörter und Formeln.[10]

5. Den gesamten historischen Stoff des *John* von Anfang bis zu Ende, mit obigen Ausnahmen, aber daneben eine der Leitideen des Dramas, den Bewegungsbeginn zur Handlung, des Helden tra-

---

[2] Nicht 'goldener Zahl'! [3] S. u. 39. [4] Damalige Dramatiker benutzten Balladen; Luick, *Z. Gsch. engl. Dramas XVI. Jh.* in *Forsch. neu. Ltg. für Heinzel* (1898) 145. 153.

3. [1] *Mittelengl. Versroman ü. Rich. Löw.* ed. Brunner 63. 74. 464. [2] Higden, Knighton, Trevisa waren 1594 ungedruckt. [3] Wo. Keller stellt für die Gestalt des Bastard (u. 61) Einfluß des mittelengl. *Gamelyn* fest; *Sh.-Jb.* 37 (1901) 258.

4. [1] III 1 aus Jos. 10, 12. [2] *Ate, Mercury.* Aus Ovid? *indigest* V 7. S. u. 35. Vgl. Sh. Jb. 55, 40. [3] Vgl. I. B. John, *Works of Sh., John* p. 41. [4] *Colbrand* I 1; s. o. 24. 31. 3. [5] *devil to his dam* II 1. [6] *Basilisco* aus *Soliman*; aus *Spanish tragedie* III 12 A 44. I 2, 172. I 3 fließt *John* III 4. II 1. III 1; doch vielleicht mit Erinnerung an Sprichwörter, auf die Kyd zurückgeht: *mortuo leoni lepores insultant* und *Return from Parnassus* ed. Macray 71. [7] S. u. 72. [8] S. o. 2. [9] *Right* steht *possession* gegenüber I 1; der Sinn von *Pater est quem nuptiae demonstrant; father's will cannot depose the right heir* und *vim vi repellere licet* kehrt wieder in *John* I 1. IV 2; vgl. Campbell, *Sh.'s legal acquir.*; Rushton *Legal maxims* 13. 31. [10] *hang, draw and quarter* bei Hinrichtung des Hochverräters II 1, 504.

gische Schuld, die Peripetie, in der Hauptsache die Verknüpfung der Ereignisse und Begründung der Taten, zumeist die Szenenführung, fast genau das Personal samt der Grundlage der Charaktere und ihrer Gruppierung: das alles übernimmt Sh. von einem 1591 zuerst gedruckten anonymen Theaterstück *The Troublesome Raigne of King John.*[1] Von diesem Werke wurde er wie sein Zeitgenosse Peele, auch in *Henry VI.*[2] und *Richard II.*[3] beeinflußt, ja vielleicht noch zuletzt in *Henry VIII.*[4] — Daß nicht etwa umgekehrt der Dichter des *Trouble. Ra.* aus Sh. geschöpft hat, folgt daraus, daß jenes Stück Holinshed weit näher steht, dagegen Sh.s *John* zum dramatischen Kunstwerk höher entwickelt ist.

6. Sh. kennt *Tro. Rai.* nicht etwa bloß flüchtig aus mehrfacher Anwesenheit oder Mitwirkung bei dessen Aufführung oder aus schnellem Einblick ins Buch. Vielmehr hat er es beim Bearbeiten ständig bei sich.[1] Denn sogar ein Schauspieler von geschultem Gedächtnis und ein Dramaturg voll Teilnahme an einem erfolgreichen Bühnenwerke behält ein Theaterstück von oft verwickelter, unzusammenhängender Fabel nicht so auswendig, um, wie Sh. dem *Tro. R.*, den Einzelheiten der Geschichte und der Szenenführung genau folgen zu können. Die Reihe der Ereignisse, die *TR* erzählte, verschiebt Sh. unter je 20 Fällen kaum einmal, und auch innerhalb des Einzelauftritts bewahrt er meist die Dialogführung des Vorgängers, namentlich zu Anfang des Dramas. Wo immer er abweicht, offenbart sich fast stets eine künstlerische Besserung, der Wunsch zu kürzen oder eine politische Absicht. Er schreibt eine ganze Zeile nur einmal ab,[2] jedoch an etwa 150 Stellen ein bis vier Worte in ganz demselben Zusammenhange, in welchem sie in *TR* standen. So tief aber versenkt er sich in die Redeweise des Vorgängers, daß er dessen Worte und Wendungen, auch ohne den Plan einer absichtlichen Verschiebung zu künstlerischem Zwecke, zu einer verschiedenen Stelle oder aus anderem Munde anbringt. Er gibt manches schon zu Anfang, was *TR* erst gegen Ende bot, kennt also vor dem Arbeitsbeginn bereits *TR* gänzlich.[3]

---

5. [1] Im Folg. abgekürzt *TR.* Ich verdanke A Brandl die monatelange Benutzung der Ausgabe in *Sh.'s Library, a coll. of plays empl. by Sh.* [ed. Hazlitt] 2. ed. (1875) V 223. Practorius' Ausg. (1888) druckt ab: Rose *Sh. adapter.* [2] Wo. Keller in *Shakesp. Jb.* 37 (1901) 258. [3] *Set down* I 2 = *Troubl. Rai.* p. 307. [4] IV Ende: *although unqueend, yet like A queen and daughter to a king;* vgl. *Tro. Ra.* p. 258: *I was wife And mother to 3 kings.*

6. [1] Daß es bereits gedruckt war, folgert die Kritik aus Gründen sonstiger Kunde von Sh.; die Vergleichung allein spricht nicht notwendig gegen die Möglichkeit, daß er es nur in der Handschrift las. [2] V 4, 42. Vgl. u. 36. [3] *TR* 233 *charges ... abbey* = I 1 *abbeys pay charge* *TR* 239 Châtillon *wildhead* = I 1 Joh. *madcap* *TR* 227 Robert: *in Palestine* = II 1, 4 Ludwig (besser Philipp) *in Palestine* *TR* 246 *chevaliers* nach der Schlacht = II 1 *chevaliers* vor der Schlacht *TR* 241 Bastard: *disrobe* = II 1 Blanka: *disrobe* *TR* 273 Johann: Kirchenbann *harmless as canon's crack against*

II. 7. Erst indem die Kenntnis von *TR* allmählich im letzten Menschenalter wuchs, stieg seine Wertschätzung bei der Kritik, die früher, geblendet von Sh.s Glanz als Meister, auch den *John* überlebensgroß erblickte und *TR* ungerecht 'eine wertlose, langweilige, bloß dramatisierte Chronik ohne Geist und Dichterkraft'[1] schalt. Seinerzeit gefiel das Werk. Denn es wurde durch die Schauspieler der Königin mehrfach aufgeführt, gleich oder spätestens zwei bis drei Jahre nach der Entstehung gedruckt, nach wiederum etwa drei Jahren von Sh. überarbeitet und, ohne daß also sein Stern vor der Sonne des Bearbeiters erblich, 1611 neu gedruckt mit den Initialen des angeblichen Verfassers *W. Sh.*, die es offenbar Shakespeare unterschieben wollten. Des letzteren Jugendwerk meinte frühere Kritik[2] in *TR* sehen zu dürfen. Den entscheidenden Gegengrund bildet freilich nicht dichterischer Minderwert gegenüber Sh.s Meisterreife oder eine geringe Anzahl archaischerer Sprachformen,[3] vielleicht auch nicht der stark abweichende Ausdrucksstil im ganzen. Beispiellos aber wäre es, wenn ein großer Dichter — man vergleiche Goethes Umarbeitung von *Götz, Iphigenie, Faust* — aus seinem erst drei bis fünf Jahre alten erfolgreichen Werke eine der beiden volkstümlichen politischen Tendenzen entfernte, seinem Helden das früher sorgfältig entfachte Mitleid der Zuhörer entzöge, seine frühere Quelle zu keiner stofflichen Fabelbesserung neu benutzte, wirkungsvolle Auftritte, in Einzelsätzen charakteristische Gedanken sowie kraftvolle Ausdrücke, bisweilen hohen Schwunges,[4] fortließe und ängstlich vermiede, auch nur einen einzigen Satz seines früheren Buches ganz herüberzunehmen.[5]

---

the battlements of heaven = II 1 Philipp: in eig. Sinne *cannons' malice vainly against the invulnerable clouds of heaven* *TR* 297 Bastard: *king anointed* = III 1 Johann: *a sacred king* *TR* 310 Mönch: *merit Heaven canonized for a saint* = III 1 Pandulf: *meritorious canonized as a saint* *TR* 275 Johann: *signs, presagers* = IV 1 Pandulf: *signs, presages* *TR* 278 Johann: *ten thousand foes* = IV 1 Pandulf: *ten thousand* *TR* 288 Johann: *What's the tidings; what say to our proceedings?* Bastard: *The worst.* = IV 2 *These tidings ... What says the world ... your proceedings.* Bast.: *The worst* *TR* 273 Bastard: *beldame's* = IV 2 Hubert: *beldams* *TR* 279 Johann: *butcher* = IV 2 Hubert: *butcher* *TR* 284 Salisbury: *damned deed* = IV 3 Bastard: *damned work* *TR* 235 Bastard: zur Mutter *cursed Nero with his mother* = V 2 zum Adel *bloody Neroes ... mother* *TR* 313 Ludwig: *fresh supplyes* = V 3, 9 Bote: *supply ... wreckd* *TR* 313 Bote: *our forces cast away* = V 5 *your supply cast away.*

7. [1] Aus Literarhistorikern ersten Namens. Höhere Schätzung bei Luick, *Zur Gesch. engl. Dramas 16. Jh.* in *Forsch. neu. Litgesch., Festg. f. Heinzel* (1898) 131. [2] Neubner, *Mißachtete Sh.-Dramen* (1907) 135. [3] S. u. 35. [4] S. u. 36. [5] Folgendes Mißverständnis zeugt auch gegen Identität: In *TR* 351 flucht Konstanze Frankreich, *where the traitors breathe, whose perjury* usw. *He makes a truce with [John].* Die *traitors* sind Philipp II., Österreich und(?) Ludwig, *he* nur Philipp. Dagegen betet sie bei Sh. III 1: *Heavens, set discord twixt these perjured kings,* obwohl Johann hierin nicht meineidig ist.

8. Der Dichter von *TR* schien Creizenach[1] an Gefühlsweichheit Kyd verwandt, jedoch Keller[2] nicht mit ihm identisch. Daß Kyd in Person und Werken[3] Sh. bekannt war, entscheidet die Frage nicht.

9. Der Dichter von *TR* spielt auf den Armada-Sieg 1588 an[1] und wurde 1591 gedruckt, vollendete also sein Werk einige Monate vor oder nach 1589/90. Er war noch kein Greis; denn er kennt den Katholizismus, den er doch verunglimpfen möchte, nur noch oberflächlich. Er wirft nämlich Priester, Mönche, Bettelbrüder zusammen und spricht vom interdizierten König und exkommunizierten Lande. Als Vorbildern dramatischer Kunst folgt er Marlowes *Tamburlaine* und *Faustus* sowie den vorshakespeareschen *Richard III.* und *Henry V.*, er entlehnt Worte von Marlowe und Greene.[2] Mit Bale teilt er die papstfeindliche Tendenz; daß er dessen *John* kennt, steht nicht fest.

10. Weitaus zumeist schöpft *TR* den historischen Stoff aus Holinshed,[1] den auch Peele und Marlowe für *Edward I.* und *II.* benutzten. Eine Heranziehung des damals noch ungedruckten Stow ist unbewiesen.[2] Für Arthurs Todessprung und Johanns Vergiftung entstammt einzelnes John Foxe,[3] bei dem die Papisten wie in *TR* auch *popelings* heißen. Wie durch Marlowe wird auch in *TR* Fabyan[4] herangezogen. Des Bastards Vorgeschichte beeinflussen Hall und der Bericht von David.[5]

11. *TR* bietet ein frühestes und für seine Zeit höchst bedeutendes Erzeugnis jener Gattung des nationalen Historiendramas, die[1] sofort erblühte, als Elisabeth ihr Volk gegen Spanien und Rom führte. Die Geschichte des Königs Johann lockte Zuhörer an; denn nicht weniger als sechs Theaterstücke unter den achtzig Historienschauspielen, die man von 1590—1600 kennt, behandeln sie.[2] Die Lateinisch-Gelehrten, denen *TR* durch manches Zitat aus klassischer Poesie und viele Anspielungen auf antike Mythologie[3] huldigt, fanden hier jenen idealen Tragödienstoff, von dem Scaliger damals forderte, es müßten darin vorkommen *caedes, iussa regum, desperationes, pugnae, occaecationes, ululatus, conquestiones, funera.* Allgemein liebt bis zur Mitte 18. Jahrhunderts der Tragödiendichter einen Stoff der Königsgeschichte; denn der ist von den Historikern bereits geformt; die Leidenschaft der Großen um Großes wirkt weit erkennbar; und England bot viele Thronanmaßungen.

---

8. [1] *Gesch. neu. Dramas* IV 603. [2] *Sh.-Jb.* 37 (1901) 258. Vgl. u. 83. [3] S. o. 46.

9. [1] Letzte Zeile: *Spaine.* [2] Aus Früheren.

10. [1] Auf den Zeitgenossen Coggeshale gehen zurück der Name Huberts, dessen Nichtausführung der Blendung wegen Arthurs Tränen, die Aussprengung der Todesnachricht und der Johann willkommene Widerruf. [2] Stows *Annales*, ed. 1615, p. 166 nennen Arthurs Tod als Ursache der Adelsempörung: vielleicht umgekehrt erst aus dem Theater! [3] Ed. Cattley II 321. 341 Die Vergiftung erzählt zuerst Tho. Wykes. [4] S. u. 71. [5] S. u. 62.

11. [1] Schelling, *Engl. chron. play* 273. [2] Ebd. 52 f. [3] S. u. 399.

12. Der Engländer um 1590 erblickte die Gegenwart gespiegelt im Streite Johanns mit Rom und in der päpstlichen Bannung des Königs, die nicht bloß den Treu- und Untertaneneid löste, sondern angeblich (wie *TR* erfand und Sh. nachschreibt) den Mörder des Ketzers heilig sprach. Bei der vermuteten Tötung des verwandten Thronbeanspruchers auf Befehl des Herrschers und beim Königsmord durch den fanatischen Mönch dachte das Theaterpublikum ans Ende der Maria Stuart und Heinrichs III.[1] 1587/89. Der überseeische Feind in England erinnerte an die Gefahr der Armada und des Bastards Warnung 'Nie soll der Engländer der fremden Herrschaft trauen' vielleicht ans kurze englische Königtum des den Protestanten verhaßten Philipp von Spanien.[2] Das Publikum fühlte sich geschmeichelt durch den Widerhall von Nationalismus und Protestantismus, den *TR* zweimal ausdrücklich prophezeit; es befriedigte den Geschmack an majestätischem Pathos wie derber Burleske, die Augen und Ohren an farbigem Ritterprunk samt Trommeln und Trompeten, seine rührselige Moral am frommen Ende des reuigen Sünders.

13. Nur echtes dramatisches Talent wies dem namenlosen Verfasser von *TR* den mühevollen Pfad von der trockenen Erzählung der Chronik zur lebhaft bewegten Handlung auf der Bühne.[1] Selten klebt seinem jungen Theatersprößling noch die epische Eierschale des Historikers an, wenn er, unter der Maske eines Boten ohne Namen und Charakter, die Ereignisse bloß berichtet, statt sie vor Augen zu führen oder dem Dialog der Handelnden einzuflechten.[2]

14. An die Einheit des Helden ist der Dichter freilich schon dadurch gebunden, daß er wie ein Königsbiograph mit Johanns Thronbesteigung beginnt und mit dessen Tode schließt; er zeigt aber auch eine an Marlowe heranreichende[1] hohe Kompositionskunst, indem er aus der Überfülle der in jenen 17 Jahren auf verschiedenen Plätzen spielenden Ereignisse unendlich viele ausschaltet, andere einander verknüpft[2] und zur Einheit der ursächlich verbundenen Fabel mit wirkungsvollem Dialog der Hauptpersonen, unter kühnem Mißachten der Zeitfolge,[3] hinstrebt. Er läßt Johann

---

12. [1] Marlowes *Massacre of Paris* war soeben in London aufgeführt worden. [2] *Gorboduc* warnt 1562 vor Fremdherrschaft, d. h. Philipp II.; Aronstein *Sh. Jb.* 55 (1919) 96.

13. [1] Wenn *chronicle play* mehr auf Zeitfolge als logische oder dramatische Anordnung zielt (Schelling, *Chron. play* 46), so steht *TR* höher. Auch bedeutet Sh.s Umarbeitung durchaus nicht den Forschritt von *a crude* [?] *succession of epic* [?] *scenes* durch *consummate* [?] *artistic structure* zu *organic* [?] *unity*; Schelling, *Elix. drama*, I 254. Vgl. u. 74. [2] S. u. 45.

14. [1] Vgl. Luick 172. 178. 181. Auch Marlowe in *Edward II.* überspringt ein Jahrzehnt. [2] S. 18 Zeilen weiter. [3] Eleonorens Tod soll z. B. Johanns Bedrängnis vermehren; *TR* setzt daher die Nachricht später an und erzielt so die Wirkung der Trauer etwa Friedrichs II., der auch den Tod der geliebten Mutter in höchster Kriegsnot erfuhr. — Johanns Aussperrung Langtons

durch Frankreich bekämpfen nicht gemäß der Geschichte wegen des französischen Besitzes der Plantagenets,[4] sondern, wie er geistvoll kombiniert, als den Anmaßer auch des Thrones von England. (Einen Kampf zwischen Onkel und Neffen um den Thron brachte schon Peele[5] auf die Bühne.) Mit Frankreichs Herausforderung setzt die Handlung ein. Arthur, geschichtlich ein ehrgeiziger, treubrüchiger Jüngling, hier ein des Mitleids würdiger Knabe, muß also dem König als Hauptgefahr drohen, und der Mordplan gegen jenen als Ausweg winken. Den langen wechselreichen Krieg Johanns in Frankreich ballt der Dichter zu wenigen Schlachttagen vor Angers[6] zusammen und läßt (wohl um den Nationalstolz Englands zu schonen) ihn beenden durch Johanns angeblich freiwilliges Opfer[7] des französischen Besitzes in Form der Mitgift für seine den Dauphin heiratende Nichte. Schon hierbei ist die Heirat, die geschichtlich dem Kriege voranging, ihm zum Zwecke des Dramabaues nachgestellt, und sind zwei verschiedene Ereignisgruppen vereinheitlicht und ursächlich verknüpft. Unverbunden dagegen mit Johanns Unrecht tritt rein zufällig, nach Beseitigung der ersten Gegnerschaft des Helden eine zweite,[8] nämlich Roms Bannstrahl, dazwischen, damit der Dramatiker den Krieg wieder beginnen und Arthur in Johanns Gewalt bringen könne; er verquickt also überaus geschickt die Feldzüge Arthurs und Frankreichs, als des Bevollmächtigten Roms, obwohl die Chronik den Kirchenstreit erst mehrere Jahre nach Arthurs Tod verzeichnete. Der Mordplan, die Folge der tragischen Schuld des Helden, bildet die Schicksalswende (wiederum eine Erfindung hoher poetischer Einsicht!). Denn er (allerdings neben allgemeiner, von Sh. unerwähnter Tyrannei[9]) treibt den Adel zur Empörung (was der Dichter ebenfalls behufs Motivierung nur erfindet), die, freilich verbunden mit jener päpstlichen Aufstachelung, zur Landung Ludwigs in England und zum Sturz des Helden von äußerer Macht und Seelenstärke zu Unterwerfung unter Rom und innerer Verzweiflung führt. Ludwig tritt als Gegenspieler an Arthurs Stelle und führt zugleich den päpstlichen Bann aus; so ist also die zweite Verwicklung mit der ersten verflochten. Soweit baut sich das Drama, verglichen mit anderen Historienstücken der Zeit, bemerkenswert folgerichtig und einheitlich auf. Des Helden Tod jedoch geht nicht aus der tragischen Schuld hervor, knüpft

---

und Verfall in Bann (1207/9) wird mit einem Ereignis von 1200 verbunden, und dem folgt etwas 1202 Geschehenes; Blanka (die erst durch Eleonoren aus Kastilien geholt ward) setzt *TR* gleich beim Vertrage zu Angers anwesend. [4] S. u 77. [5] *Battle of Alcazar.* [6] Daß die Stadt von zwei Kronprätendenten nur den Sieger anerkennen will, scheint nach Ereignissen 15. Jh.s möglich; daß beide Könige sie zunächst erobern und dann weiter fechten wollen, ist aber unglücklich erfunden. [7] S. u. 80. [8] Vgl. Marlowes *Jew* bei Luick 160; eine Ähnlichkeit in der Erfindung des Anstifters s. u. 72. [9] S. u. 73. 80.

vielmehr an jene Kirchenfeindschaft logisch an, von der sich Johann äußerlich doch bereits losgesagt hatte. — Wie geschickt der Dramatiker die zerstreuten Einzelsteine der Annalen in seinen organischen Bau einzufügen versteht, zeigt er z. B., indem er das Himmelszeichen der fünf Monde auf Englands Vereinsamung deutet und zu Johanns Niedergang beitragen läßt. — Er verwirrt allerdings die Durchsichtigkeit seines Grundplans durch Episoden zugunsten seiner Lieblingsgestalt, des Bastards.

15. Als einheitliche Idee des Dramas *TR* darf wohl Englands Kronmacht, die die Unabhängigkeit des Staates gegen Frankreich und Rom darstellt, gelten. Auch in Marlowes *Edward II.* fiel unter der Empörung des Adels der König, aber nicht das Königtum. Für jene Idee ficht der Held und seine bessere Vertretung, der Bastard, von Anfang bis zu Ende. Und letzterer enthüllt sie in seinen Schlußversen. Sie siegt nach Johanns Tode im Abzuge der Franzosen, in der Versöhnung des Adels und in der (wie schon bei Bale) prophezeiten Romfreiheit Englands unter Heinrich VIII.[1] — Die Auswahl der Personen,[2] die der Dichter auf die Bühne ruft, zeugt von hoher Einsicht, ebenso die Art, wie er sie gruppiert, und das Gegenspiel Arthur,[3] Pandulf, dem Adel und Dauphin zuweist. Er zuerst schafft aus den blutleeren Schatten des Chronikstaubes mindestens acht[4] lebendige Individuen und erfindet als seine Meisterleistung den Bastard.[5] Freilich verleiht schon er aber dieser Gestalt so glänzend lebhafte Farben, daß hinter ihr der Held verblaßt; im Titel des Druckes bereits wird sie als Hauptperson genannt, der ein strengerer Dramatiker doch nur Episodenrolle eingeräumt hätte. In sich widersprechend, also unwahr, wirkt nur Österreich; die Adligen Englands unterscheiden sich im Charakter voneinander nicht, und unter den wichtigen Personen trägt König Philipp keine eindrucksvollen Züge.[6]

III. 16. Die Bearbeitung durch Sh. will in der Hauptsache nicht der Füllung der Theaterkasse dienen. Tilgt er doch u. a. gerade jene Züge, die den Beifall der Menge gewährleisteten: das derb Komische, theatralische Übertreibungen, handgreiflichen Nationalismus, Spott und Schimpf gegen Papst und Mönchtum samt Prophezeiung der Freiheit von Rom, die rührselige Bekehrung des sterbenden Sünders und die Versöhnung des Feindes.[1]

---

15. [1] Peter zwar sieht in Englands Vereinzelung durch Widerstand gegen Rom, die er aus fünf Monden prophezeit, Sünde, der Dichter jedoch höchstens äußeres Mißgeschick allein für jene (nicht für alle, d h. seine) Zeit. Sh. läßt die Deutung fort. [2] S. u. VIII. [3] Er ist in den Titeln beider Teile von *TR* als Hauptperson erwähnt. [4] Johann, Arthur, Eleonore, Konstanze, Pandulf, Ludwig, Hubert, Peter. *TR* wird von dem Kritiker ungebührlich unterschätzt, der behauptet, aus Tonfiguren mit bloßem Eigennutz oder ohne Leidenschaft schaffe erst Sh. Leben. [5] S. u. 61 ff. [6] S. u. 70 f. 73.

16. [1] S. u. 70 Ende.

17. Auch auf Kürzung zielt Sh. nur nebenher. Er bietet etwa dreihundert Verse, das ist nur etwa ein Zehntel, weniger als *TR.* Er bewirkt dies, indem er im letzten Akt die Ereignisse fast zur Unverständlichkeit zusammendrängt. Durch die Fortlassung der drei Mönchszenen, die aber bei Sh. anderem Zwecke dient,[1] ließ sich allein schon der Rahmen einer Theaterzeit einhalten. — Aus dem Personal des *TR* entfallen hierdurch ein halb Dutzend Mönche. Und Sh. streicht ferner zwei Adlige unter den Verschworenen sowie einen Bauernjungen neben Peter, obwohl sie, weil nicht gleichzeitig mit den anderen Personen auf der Bühne, nicht je einen neuen Schauspieler erforderten. Er läßt auch den Sheriff stumm und namenlos. Nur für die adlige Dame einen Begleiter zu erfinden, hält Sh. von der aristokratischen Sitte[2] erfordert; außer diesem Gurney führt er keine Person neu ein. Nicht die Technik also des Theaters, sondern die klare Durchsichtigkeit des Dramas erleichtert Sh. durch diese Änderungen. Dieser dichterischen Rücksicht zuliebe streicht er die Episoden[3] vom Bastard, löscht als Charakterzeichner jene Züge, die in *TR* dem Wesen der Personen[4] widersprachen, und beseitigt aus bloßem Stilgefühl Grobes, Überdeutliches, Wiederholungen.[5] — Gegen eine Kürzungsabsicht als Hauptzweck der Bearbeitung spricht aber besonders manche Hinzufügung Sh.s, die weder die Handlung fördert noch die Charaktere erhellt, wie z. B. die beiden Monologe des Bastards und die breite Kritik des Adels an der Krönungswiederholung.[6]

IV. 18. Deutlich verfolgt Sh. bei der Bearbeitung Tendenzen, die außerhalb der Rücksicht aufs Theater oder auf die dichterische Schönheit seines Werkes liegen. Einer 'systematischen Zensur'[1] unterzieht er nämlich zunächst die zahllosen, dem Katholizismus feindlichen Stellen in *TR.* Nie übernimmt er für Papisten und Kleriker die Spottnamen *popelings, shavelings,* nie für den Papst 'den Mann (Priester) von Rom' oder 'des Hochmuts', nie den Hohn auf die Faulheit und Üppigkeit der Ordensleute. Er äußert nicht wie *TR* Billigung der Klosterplünderung. Außerdem beseitigt er an etwa fünfzig verschiedenen Stellen ganze Sätze oder größere Stücke, die antikatholische Gesinnung in *TR* verrieten. Und nur für einen kleinen Teil derselben lassen sich vielleicht auch andere Gründe als allein der konfessionelle vermuten.[2] Am wichtigsten

---

17. [1] S. u. 18. 37. 41. [2] S. u. 34. [3] S. u. 26. [4] S. u. 50 ff. [5] S. u. 37. 42. 44. [6] S. u. 46. 67. 73.

18. [1] Raich, *Sh.s Stellung z. Kathol.* 151. 172. [2] In *TR* drohte Johann Pandulf gegenüber, jeden Suprematsgegner zu köpfen (p. 255) und alles Klostergut einzuziehen unter Austreibung der Mönche (256); er rief dann seinen Adel zu den Waffen gegen römischen Stolz und bedrohte jeden Engländer, der an den Papst als Richter appelliere, mit der Strafe des Hochverräters (259). Philipp von Frankreich dagegen versprach dem Legaten, für Rom und Roms *rites* zu fechten, ja den König der Engländer dem Papste

für die antikatholische Gesinnung von *TR*, die Sh. ganz unterdrückt, ist aber der 'Prolog an die Leser', daß Johann 'für Christi

gefangen zu liefern (256). Dann verkündete der Legat die Befreiung vom Fegefeuer für die Seele des im Kampfe gegen die Engländer gefallenen Österreich sowie Ablaß für die Krieger gegen jene Ketzer (260), worüber Johann vor seinem Adel spottete. Pandulf stellte sogar Arthurs Untergang dem dadurch den Anspruch auf England gewinnenden Ludwig als Wirkung päpstlichen Gebets hin (261). — Der Bastard entdeckte in den Schatzschreinen des Abts und der Priorin ein Nönnchen bzw. ein Mönchlein und erschloß daraus die Unzucht aller Klöster mit Spott über ihre scheinheiligen und scheingelehrten Phrasen (263). Mit den Franziskanern verbunden erschien der Lügenprophet, der das Volk bettelnd betrog (266) und die fünf Monde auf die Vereinzelung der Insel als der Romfeindin deutete (276). — Johann rühmte sich der Unwirksamkeit des päpstlichen Bannes (271) und tadelte vor dem Adel seine Thronvorgänger, die dem Römischen Stuhle willfährig gewesen (272). — Der Adel aber hielt sich, wie er dann am Schreine St. Edmunds wiederholte, berechtigt, zu Ludwig abzufallen auf das päpstliche Verbot des Untertanengehorsams hin (286); und auf Anstiften des Legaten erwählten die Reichsstände den Franzosen zum König (289. 294—300). — Johann empfand in christlichem Schmerz das Interdikt als Minderung des Gottesdienstes (290); und der Bastard gab die Verwirrung des Landes wie der Seele des Königs dem verfluchten Priester von Italien schuld (291). Auch Johanns Monolog erkannte den Papst als Ursache der Landesempörung und sah sich nach innerem Kampfe zur heuchelnden Unterwerfung unter ihn, zum Versprechen des Kreuzzugs, zur Lehnshuldigung gezwungen, nicht ohne beiseite den Zuhörern seine innere Romfeindschaft zu wiederholen (291 ff.); die in *TR* brennende Schmach der Unterwerfung unter den Papst erregt Sh. nicht. — Die Adelsverschwörung nannte ihren Bund heilig und christlich, der Dauphin religiös und katholisch (294. 299). Dieser selbst hieß der höchst christliche Fürst [des Dichters Hohn auf *Christianissimus* im Franzosentitel]. Während die Magnaten sich auf päpstliche Vollmacht, Ludwig auf den Thron zu setzen, beriefen, leugnete der Bastard das Recht des Papstes zur Aburteilung der Könige und die Wirksamkeit seines Fluches; wer daran glaube, verfalle der Hölle (297). Er entschuldigte mißbilligend Johanns Unterwerfung unter Pfaffen nur durch 'Not kennt kein Gebot' (302). — Indem zuletzt Pandulf für Johann gegen Frankreich wirkte, trat Roms Oberherrschaft scharf hervor. Er bannte Ludwig und die Rebellen; während Melun zur Mißachtung des Bannes riet, da Rom die Könige beleidige, indem es sie bald zum Kriege, bald zum Waffenniederlegen rufe, wandte nun der Bastard ein, Ludwigs einziger Anspruch auf England ruhe auf päpstlicher Vollmacht, die jetzt widerrufen sei (304). — Johann wünschte schließlich den Papst zum Teufel, und der Bastard fluchte dem Kardinal (305). — Auf der Bühne wurde Johann vergiftet (315) 'durch den verdammten Wicht' (223), den Mönch, und vollzog sich vorher (309) die Vorbereitung dazu im Kloster samt Segen und Seligkeitsverheißung für den Mörder durch den königsfeindlichen Abt, der noch eben Johann Willkommen und Bedauern über Tafeleinfachheit geheuchelt hatte (309). Ursächlich folgte des Helden Tod aus seiner Gegnerschaft zum Katholizismus. Der Bastard zu gerechter Strafe erstach den Abt (315) und erhielt dann (318) vom jungen König den Auftrag, das Kloster zu zerstören. — Noch sterbend beteuerte Johann, die Unterwerfung unter den Papst habe ihm und den Seinen kein Glück gebracht; des Papstes Segen sei Fluch, dessen Fluch Segen (316). Der Bastard gab nochmals Fall und Mord des Königs der *popery* schuld (316) und schloß das Drama mit der Zusicherung, England könne, wenn Adel und Volk einig, keinen Schaden leiden von Papst, Frankreich und Spanien.

wahren Glauben manchen Sturm erlitt und widerstand dem Mann von Rom', sowie Johanns Prophezeiung (vor der Unterwerfung und wiederholt im Sterben), die Abschaffung der *popery* werde seinem weniger sündigen Nachfolger (Heinrich VIII.) gelingen, der 'dem Herrn den Tempel erbauen, die babylonische Hure niedertreten werde'. — Die kirchenreformatorische Tendenz bildete eine der leitenden Ideen des Dramas in *TR*; dessen Held sollte Teilnahme bei Protestanten erwecken teilweise als Verfechter der Romfreiheit und Glaubenszeuge. Diesen Zug beseitigt Sh. durchweg.

19. Zweitens, allerdings weniger deutlich, nimmt Sh. Rücksicht auf den Adel. Abgesehen davon, daß er auf ein vornehmeres Publikum als der Dichter von *TR* zielt,[1] ändert er die Stellen, wo in *TR* Magnaten auftraten, in begünstigendem Sinne. Dort waren sie dem Despoten sklavischer unterworfen[2] und verfochten auf der Bühne oligarchisch zum Vorteil ihres Standes die Adelsbeistimmung zur Staatsregierung.[3] Von diesem Interessenkampf bewahrt Sh. nur einen schwachen Nachklang in Salisburys Worten zum König: 'Unser Wunsch macht halt an dem, was eure Hoheit wollen.' Der Widerstand des Adels gegen die zweite Krönung erscholl in *TR* auf der Bühne, wird von Sh. aber nur, nachdem sie geschehen, nachträglich erwähnt und sorgt sich nur royalistisch um das Ansehen der Krone, nicht den eigenen Vorteil. In *TR* beschwerten sich die Magnaten über tausend Verletzungen ihrer Rechte durch Johann; bei Sh. empören sie sich selbstlos aus sittlicher Entrüstung über den vermuteten Mordbefehl gegen Arthur.[4] Dort deckten sie ihren Aufruhr mit dem Papstbefehl (im Sinne jenes Dichters eine besondere Sünde!) und verunglimpften Johann als Usurpator; bei Sh. schelten ihn so nur die Franzosen.[5] Dort verursachten sie die Landung des Feindes; Sh. wälzt diese Schuld vom Adel ab und läßt die Landung noch vor Arthurs Todessprung erfolgen. Der Rebellenführer wirbt bei Sh. Mitleid, da ihm ob des Bürgerkrieges das Herz so schwer wird;[6] keiner der Aufrührer wird als Bösewicht geschildert. Auf offener Bühne schworen in *TR* die Hochverräter dem Landesfeinde, und gleich nach ihrem Abtreten von der Szene schworen die Franzosen, jene nach Gelingen der Eroberung zu vernichten; beides läßt Sh. nur kurz nachträglich erzählen. In *TR* legte der Bastard dem Adel dessen Schuld weit vernichtender vor Augen als bei Sh. Fiel in *TR* der gesamte Adel

19. [1] S. u. 34. 37. [2] Johann: *My will is law enough*; die Magnaten sind *rebels, Checkers of my will.* [3] *Sway my state,* | *Let John do nothing but by your consents* p. 275. Johann fürchtet von ihnen Ermordung oder Gefangennehmung mit Absetzung: *will they each of them become a king?* 289. Er verspricht: *John will amend and right the people's wrongs* 290. [4] Pandulf prophezeit wegen derselben Ursache, nicht wegen Freiheitsforderung, die Empörung von *all his people,* nicht nur des Adels. [5] Fälschlich behaupten Kritiker, Sh. verbinde die Empörung mit der Usurpation. [6] S. u. 73.

zum Feinde ab, so bleibt bei Sh. Johann *stored with friends.* Dort trug die Verschwörung die fromme Maske der Pilgerfahrt, ihr Führer rief Ludwig als 'unseren König' aus und ward noch zuletzt durch diesen an jene eidliche Huldigung erinnert; die Adligen erlitten den Bann des Legaten und erhielten schließlich nur durch diesen Johanns Verzeihung; bei Sh. erwirkt sie ihnen der Thronfolger, gleichsam der versöhnte Staat.[7]

20. Drittens vollzieht Sh. mit einer Gestalt des *TR* eine durchgreifende Änderung. Beim ersten Auftritt läßt er den Grafen Essex in des Königs nächster Umgebung ehrenvoll beamtet einige Zeilen sprechen, die *TR* einem anderen Grafen zuwies. Nachher, da der Adel sich empört, tilgt er jede leiseste Spur von ihm. In *TR* sprach Essex für Arthurs Freilassung, murrte, als Johann die schon gegebene Zusage widerrief, betete für die Seele des ermordet Geglaubten und verließ den König, da[1] von diesem, der so gegen den Neffen ohne Urteil wüte, die Adligen bei kleinem Vergehen sich keiner Gnade versähen. Er spornte vor Arthurs Leiche zur Rache an Johann, riet zur Einladung Ludwigs auf Englands Thron, führte das Wort bei Johanns Absetzung zu St. Edmunds und erschien noch zuletzt im Franzosenheere. Seine langen Reden legt Sh. teilweise anderen Grafen in den Mund und streicht sogar seinen Namen aus der Liste der Königsgegner. Von diesem Essex stammte in weiblicher Linie Elisabeths Günstling gleichen Titels ab; aus Rücksicht auf letzteren wird Sh. obige Änderungen vollzogen haben.[2]

V. 21. Alle übrigen Umwandlungen *TR*s nimmt Sh. aus rein künstlerischen Rücksichten vor. In der Hauptsache vereinfacht und vereinheitlicht er die fast wirre Mannigfaltigkeit in *TR*, die allerdings der bunten Geschichte und daher der Wahrscheinlichkeit näher stand, auf die wenigen Linien eines planvoll durchsichtigen Dramas. Des Helden entscheidende tragische Schuld ist in beiden Dichtungen die herrschgierige Thronanmaßung, als deren gefährliches Vorzeichen Arthur in *TR*[1] Johanns Machtstreben unter Richard I. erkannte, und aus der der Wunsch nach Arthurs Tode und der Mordbefehl nur folgt.[2] Nicht etwa ein *right*[3] am Thron, sondern nur *possession*, besitzt bei beiden Dichtern Johann, wie die ihn begünstigende Mutter ihm zuraunt. Auf Frankreichs Anklage antwortet er daher nicht mit Gegengründen, sondern leugnet die Zuständigkeit des Richters. Pocht er äußerlich auf *our right*,[4]

---

[7] Soll vielleicht auch Johanns Ideenlosigkeit, sein Egoismus und Unwert als Mensch (s. u. 52) die Adelsempörung entschuldigen? S. u. 73. 80.

20. [1] Holinshed sagt dies über den als Feind Kriegsgefangenen. [2] S. u. 84.

21. [1] 238, von Sh. fortgelassen. [2] *But that I strived for a crown, I could have well afforded happiness to thy content* Johann nach Arthurs Tode in *TR* 288 überdeutlich. [3] Falsch also von *rival claims* spricht ein Kritiker. [4] II 1; vgl. *doth not the crown of England prove the king?* ebd.

so glaubt er doch nicht daran oder betrügt sich selbst.[5] Jene allgemeine verfassungswidrige Tyrannei in *TR* und die vom Theater Elisabeths dramatisierte persönliche sonstige Sündenhaftigkeit[6] Johanns, die in *TR* angedeutet waren, bleiben bei Sh. fort.[7] Dem berechtigten Verwandten trachtet der Usurpator nach dem Leben auch in mancher anderen Tragödie Sh.s;[8] Pandulf prohezeit, Johann werde durch diesen Mord (nicht etwa durch Despotie) sein Land verlieren. Aber nicht schon (wie nebenher in *TR*) die Usurpation, sondern erst der Mordbefehl entfremdet den Adel, und diese Empörung samt anderem Mißgeschick bricht des Helden innere Stärke.[9] Soweit käme *John* dem Tragödienideal O. Ludwigs nahe: die Leidenschaft der Herrschgier bekämpft das bestehende, von ihr anerkannte Recht, nämlich Arthurs Thronanspruch. Johanns äußerer Sturz freilich erfolgt, indem zum logisch erwachsenen Empörer, dem Adel, ein anderer Gegenspieler aus fremdem Grunde nur historienhaft hinzutritt, nämlich das Papsttum, das den Einbruch der Franzosen veranlaßt. Sh. entfernt zwar aus dem Bau von *TR* die beiden Säulen Papst und Adel, neben jenem Hauptpfeiler, der Usurpation, nicht, behandelt sie aber als minder tragkräftig. Als Glückswende, als tatsächliche Ursache des Mißerfolges, anerkennt Johann selbst bedauernd den Mordbefehl: 'Es wird mit Blut kein fester Grund gelegt; kein sicher Leben schafft uns andrer Tod.' Nicht also künstlerisch fehlerhaft widerspricht Johanns Charakterbild im letzten Akte, wo er schwach und kleinmütig verzweifelt, dem Anfang. Der seelische Druck erklärt die Veränderung. Daß er aus dem äußeren Mißgeschick hervorgehe, durfte die Dichtung zu ergänzen fordern. — Indem aber Johann das Staatsruder nicht führen kann, erschwert er (so muß man wieder ergänzen) sein Unrecht, es ergriffen zu haben. Aus einem den Staat umwälzenden Verfassungskampfe zwischen Despotie und Adel, von dem noch *TR* Spuren bewahrte, macht Sh. den Zwist innerhalb einer Königsfamilie, aus dem der politische Streit nur nebenher erwächst. Ähnlich wird fünf Menschenalter später Lessing seine *Virginia* mit Roms Befreiung umarbeiten zur *Emilia,* in der er nur das Hauptmotiv bestehen läßt.

22. Johann stirbt bei Sh. an Krankheit und Gift, nicht durch seine tragische Schuld, ja nicht einmal, wie in *TR*,[1] infolge der Feindschaft gegen Rom, in der beide Dichter ein Unglück, keine Schuld, sehen. Durch den Zeitraum der Fabel reiht sich also *John* der Klasse biographischer Historien an. Das plant Sh. mit Vor-

---

[5] S. u. 52. [6] Schändungsversuch gegen eine Adelstochter; Schelling, *Elixab. drama* I 280. [7] S. o. 19[3]. [8] Wetz, *Sh. und vergleich. Litg.* I 232—235. [9] Nicht etwa durch Verrat an der eigenen Idee, die dann nur der Bastard vertrete, sinkt Johann.

22. [1] S. o. 18.

bedacht: will doch sein Liebling, der Bastard mit Johanns Ende auch die eigene weltliche Laufbahn beschließen.[2] Während in *TR* zum Schluß Heinrich III. gekrönt wurde, läßt Sh. dies fort, vermutlich[3] als dem organischen Ende widerstreitend. In wie vielen Trauerspielen, die noch loser sich an Geschichte knüpfen, stirbt der Held, ohne daß der Tod logisch sich in tragischer Schuld begründet! Daß Sh. deshalb eine 'Historie' (in bewußtem Gegensatz zur Tragödie) schaffen will, wähnt nur moderner Kategorien-Fanatismus.

23. Den ideellen Sieg bei Sh. trägt nicht etwa Rom, dem sich das Königtum äußerlich unterwirft, davon, wie eine Kritik behauptet, die den Dichter zum Katholiken stempeln möchte. Deutlich will vielmehr der Bastard, das Mundstück des Dichters, dem Legaten das Verdienst der Staatsrettung entziehen, und Sh. nimmt letzterem den Triumph der Versöhnung zwischen Adel und Königtum fort. — Ebenso falsch ist die umgekehrte Ansicht, mit Johanns Tod ende im Drama, der Geschichte zuwider, die Oberherrschaft des Papstes; nichts davon sagt Sh. (nicht einmal *TR*). Geschweige denn, daß die Idee der Romfreiheit in Sh.s Dichtung siege.[1]

24. Wie in *TR*, so glüht in Sh. laut vieler Stellen ein vaterländisches Herz. Und am Schluß trösten beide Dichter durch den Mund des Bastards ihr Publikum, ein nach Versöhnung der Stände in sich einiges England stehe unbedrohbar von außen da. (Bei Sh. prophezeit auch der Adelsvertreter dem Thronfolger Heinrich III., dieser werde den Staat wieder ordnen.) Hieraus hat man als Idee der Dichtung vermuten wollen, Sh.s Held kämpfe für Englands Freiheit, etwa wie Goethes *Egmont*, Schillers *Jungfrau* oder *Tell* für Niederlande, Frankreich oder Schweiz; ja England selbst wollte Davey[1] zum Helden des Dramas stempeln. Nein: bis zur Franzosenlandung (IV 2) leidet nicht Englands Volk oder Staat oder Land, nicht einmal die Dynastie der Plantagenets Gefahr, sondern allein der Usurpator. Beide Dichter betrachten Johann als ihren Helden, wie ihr Titel besagt.

VI. 25. Sh., der phantasiereichste Erfinder, vermehrt im *John* weder die Hauptfabel von *TR*, noch führt er irgendwelche Episode neu ein; vielmehr schneidet er von den Episoden, die den Bau von *TR* üppig umrankten, manche, obwohl sie Fabel oder Charaktere erhellte und dichterisch schmückte, mitleidlos fort, gewiß damit der Grundplan des Dramas sich klarer offenbare und es nicht auch[1]

---

[2] Während in *TR* der Bastard auch unter Heinrich III. vermutlich weiter den Staat leitet. [3] Als Antiklimax nach Rose p. XV. S. u. 44.

23. [1] S. u. 79.

24. [1] *Transa. R. Soci. liter.* II 24 (1903), 172.

25. [1] S. o. 22[2].

hierin zur Klasse bunter Historienspiele hinabsinke. Auf die Hauptlinien des Werkes muß das Publikum um so schärfer aufmerken. — An Episoden behält Sh. bei des Bastards Erbstreit mit dem Halbbruder und Zwist mit Österreich; aus Raumnot wird er den letzten Akt mit Stoff überbürden. — Die Blendungsvorbereitung, freilich die spannendste Szene des Dramas, nennt Bulthaupt deshalb ebenfalls nur eine Episode, weil nicht sie jenes Ende Arthurs oder auch nur das Gerücht davon verursacht, das der folgenden Handlung samt Johanns innerer Zerrüttung zur Voraussetzung dient. Der Kampf vor Angers dagegen darf nicht als Episode gescholten werden, denn er folgt aus Frankreichs Parteinahme für Arthur und veranlaßt dessen Untergang, der das Schicksal des Helden entscheidet.

26. Sh. streicht eine Reihe von Episoden. In *TR* erhielt der Bastard von der Großmutter die Aussicht, Blanka (und, da diese verlobt wird, anderweit reich) zu heiraten, die Gunst Blankas samt dem Siegerschmuck des Löwenfells, das er Österreich abgejagt, und von Johann, da Österreich den Zweikampf, zu dem er gefordert, nur mit einem Herzog ausfechten wollte, die Normandie.[1] Sh. läßt diese an sich dichterisch wertvollen, auch bühnenwirksamen Stellen fort, hauptsächlich[2] wohl weil sie die Geschichte des Bastards und vollends Johanns später nicht beeinflussen. — Konstanze triumphierte dort über die gefangene Eleonore, und der Dauphin über den scheinbar[3] ertrunkenen Johann; beides läßt Sh. fort: es sind Ereignisse nur des Augenblicks, ohne Wirkung auf die folgende Handlung.

27. Sh. behält die meisten Verstöße der Fabel gegen einen Dramaorganismus bei. Dazu gehören einige Selbstwidersprüche.[1] So verschenkt Johann allen[2] Länderbesitz diesseits des Kanals zu Blankas Mitgift, gibt dann aber Bretagne Arthur, den er übrigens auch schon vorher 'von Bretagne' betitelt; auch hätte Bretagne, wenn nicht schon vor 1199 in Arthurs Besitz angenommen, unter den für ihn geforderten Ländereien ebenso wie Normandie vorkommen müssen.[3] — Der als Richards I. Sohn anerkannte Bastard erhält zu Anfang den Namen Richard Plantagenet, heißt dann aber später fast stets weiter Philipp und sogar Faulconbridge.[4] — Johann beauftragt Hubert mündlich, Arthur zu ermorden. Sein Schreiben aber befiehlt die Blendung; nur diese bereitet Hubert vor; nur deren Ausführung nimmt Johann an; nur als deren ungewollte Folge sprengt Hubert den Tod Arthurs aus. (Elisabeths Zeit kannte nicht mehr den mittelalterlichen Thronausschluß Blinder;

---

26. [1] 253. [2] S. jedoch auch u. 34. 37. 44. 49. [3] 313.

27. [1] S. auch u. 63. 71. [2] *all upon this side the sea* II 1. [3] Aquitanien fällt ganz aus dem Rahmen der Dramafabel; über Normandie o. 26. [4] In *TR* 318 nennt ihn sein Vetter Heinrich III. *uncle*.

in *TR* 278 fürchtete Johann den Augenblick bis Hubert den Tod erzählt, der geblendete Arthur *may feel the crown*, also daß er Krone tragen könne; Sh. streicht dies). — Märchenhaft, mit historischer Denkbarkeit in Widerspruch, bleibt, daß ein Knabe durch kluges Zureden aus feiner Seelenkunde einen rauhen Kriegsmann bewegt, von der Bluttat abzustehen, durch die dieser getreue Vasall seinem König den Thron zu sichern verheißen hat. — Johann verspricht dem Adel Arthurs Freilassung, setzt sie aber, als er erfährt, Arthur lebe noch, nicht ins Werk. — Die Magnaten, zu jener Burg gereist, in welcher nach ihrer Kunde der gefangen gewesene Arthur ermordet liegen soll, verwundern sich nicht, ihn vor der Mauer in Verkleidung tot, also jene Kunde falsch, zu finden. Sh. streicht die dieser widersprechende Vermutung in *TR* 285, der Prinz, *not fully cold*, müsse erst eben ermordet sein. — Nach Arthurs und Johanns Fortfall gilt dem päpstlichen Legaten, später dem englischen Adel und dem Dauphin, des letzteren Gemahlin, als Heinrichs II. Enkelin, für die Erbin von Englands Thron. Jene drei Mächte schließen also wegen Johanns Verschulden auch dessen Sohn anfangs stillschweigend aus, den sie nachher als Heinrich III. anerkennen, da Johann dem Papste und Adel sich versöhnt hat. Die Dichter nehmen offenbar aus englischem Strafrecht den Grundsatz auf, daß der Sohn die dem verbrecherischen Vater entzogene Würde und Lehnbesitzung verliere, als unterstehe auch die Krone dem Lehnrecht. — Der päpstliche Bann entsetzt der Form nach Johann des Thrones, bewirkte aber in *TR* nur teilweise dessen Ohnmacht und bei Sh. gar nicht. — Der Romstreit beginnt laut beider Dichtungen mit Johanns Fernhalten des für Canterbury ernannten Erzbischofs; nachher kommt kein Wort davon vor.

28. Sh. führt mehrere Selbstwidersprüche in die Fabel ein, wahrscheinlich infolge eiliger Arbeit. Er nennt Arthur Eleonorens *eldest son's son*, obwohl er dessen Erbrecht erst hinter Richard I. annimmt. — Konstanze behandelt den Grafen von Salisbury[1] als Commoner. — Sie schilt ihr Unglück, den Verlust Arthurs, gegen Philipp II. *'the issue of your peace'*, während doch der Vertragsbruch die Schuld trägt. — Pembrokes Freund sieht den Mordbefehl im Briefe (IV 2), der doch (IV 1) nur die Blendung anordnete. — Hubert, der die Blendung ernsthaft vorbereitet hat, spricht sich von Mordgedanken frei. — Der Bastard hat als Arthurs Todesursache Mord bezweifelt und sich von Huberts Unschuld überzeugt, erzählt aber Johann von Arthurs Tod *by some damned hand* V 1. — An der Psychologie dagegen nimmt Sh. weit eindringlicher Anteil als an der Fabel: dort streicht er viele Züge, die einem bestimmten Grundcharakter widerstritten.[2]

---

28. [1] S. u. 73. [2] S. u. 50. 59.

29. Aus *TR* behält Sh. das zwar mögliche, aber höchst unwahrscheinliche zeitliche Zusammentreffen mehrerer Ereignisse bei, das den Weitergang der Handlung bedingt. So kommt Johann ins Franzosenlager, als hier Châtillon ihn eben erst gelandet nennt; so tritt Pandulf genau im Augenblick auf, da Frankreich und England sich eben verbündet haben; so kommen die Magnaten vor die Gefängnisburg, als eben Arthur hinabgestürzt ist. Jene Schnelligkeit Johanns begründete *TR* mit Reiseverzögerung Châtillons durch Englands Schlauheit (226), was Sh. durch den Zufall ungünstigen Seewinds [nicht glücklich] ersetzt. Die Unwahrscheinlichkeit der Landung Johanns und Châtillons auf einem Schiffe mildert Sh. durchs Landen nur zu einer Zeit. — In *TR* forderte Melun die englischen Adligen auf, gegen Frankreich [sein Land] zu fechten, bei Sh. nur zur Rückkehr zu ihrem König; dort warnte er vor der Zerreißung ihrer Mutter England; das verschiebt Sh. sachgemäßer in den Mund des Bastards. — Die ärgsten Unwahrscheinlichkeiten haften der Kriegsgeschichte an.

30. Die Mängel der Motivierung innerhalb der Fabel von *TR* behält Sh. weitaus zumeist bei; auch er läßt mehrere Ereignisse mehr historienhaft auf-, als logisch auseinander folgen. — Der Legat erscheint ohne Beziehung zu Johanns Usurpation oder Charakter [während ein um Begründung besorgter Dramaturg[1] gewiß den Papst zum Anwalt des vergewaltigten Waisenknaben gesetzt hätte, wie denn Konstanze in Sh.s Zufügung ihren Fluch dem römischen verbinden möchte]. Und Johann antwortet auf Roms Vorwurf der Nichtzulassung eines Bischofs mit einer hierdurch gar nicht herausgeforderten Beleidigung und Drohung sowie dem Suprematsprogramm; da letzteres bei Sh. als antikatholisch aus der Idee des Dramas ausscheidet,[2] steht es nur unorganisch wie ein bloßes Rudiment aus dem Werk des Vorgängers da. — Das Fieber ergreift Johann als ein körperlicher Zufall, nicht etwa infolge seelischer Zerrüttung, und mit dem folgenden Tode ohne Verknüpfung. — Die landesverräterischen Adligen kehren zur vaterländischen Pflicht zurück nicht aus Gewissen oder auf Zureden der königlichen Fürsprecher, sondern weil sie ihre Todesgefahr in Ludwigs Hand nur durch den Zufall erfahren, daß Melun durch Todeswunde zum Bekennen der französischen Hinterlist veranlaßt wird. Sh. bereitet jene Rückkehr nur leise vor durchs Schimpfwort 'Rebellen', das diese Magnaten von den Franzosen, als deren Feldzug mißglückt, jetzt zu hören bekommen.

31. Wo Sh. die vereinzelten Ereignisse fester begründet, tut er das weitaus zumeist aus den Charakteren der Menschen heraus, selten nur durch hinzuerfundene neue Tatsachen. — Robert beruft

---

30. [1] Vollends ein Katholik; s. u. 79. [2] S. o. 23.

sich im Prozeß gegen den Bastard auf des Vaters letzen Willen.[1] — Eleonore veranlaßt den Bastard, da sie ihn als Richards Sohn erkennt, sich als solchen zu bekennen. — Österreich ficht für Arthurs Partei, um Richards Tötung zu sühnen. — Die Klosterplünderung für Englands Fiskus verknüpft sich in Pandulfs Prophezeiung, wenn von französischen Hetzern ausgenützt, mit Volksempörung gegen Johann. — Der Adel erfährt Johanns Mordbefehl gegen Arthur, weil Hubert ihn einem Freunde Pembrokes zeigt. — Der König übergibt Kriegs- und Staatsleitung dem Bastard, weil krank und seelisch zerrüttet. — Meluns Neigung zum Adel Englands erhält fernere Begründung durch Freundschaft mit Hubert.

32. Umgekehrt läßt Sh. manche Motivierung aus *TR* fort (und zwar nicht bloß die dort vielfältig[1] gebotene); er löst also das dramatische Gewebe wieder auf in Chronikfäden. — Richards I. Beleidigung gegen Österreich, die Ursache für des letzteren Feindschaft, stand in *TR* 257, fehlt aber Sh.[2] — Ebenso des Bastards Werben um Blanka, die Ursache für ihr Eintreten gegen Österreich und seine Eifersucht auf den Dauphin, dessen Liebesbeteuerung er bei Sh. bespöttelt. — Philipps II. Parteinahme für Arthur gründete sich in *TR* auf Vormundschaft. — Johanns wiederholte Krönung gründete sich in *TR* auf Selbsttäuschung, nach Besiegung Frankreichs, Beseitigung des Prätendenten und Unwirksamkeit des römischen Bannes sitze nun die Krone sicher auf seinem Haupte; sie wurde gegen den Widerstand der Magnaten (mit deren folgendem Aufruhr sie allerdings auch hier nicht unmittelbar sich verknüpfte) durchgesetzt nur durch das Opfer eines Stückes Despotie,[3] von der Sh. wie von jener Begründung schweigt. — Als die eine Ursache der Franzosenlandung bezeichnete *TR* die Einladung des englischen Adels; Sh. unterdrückt sie.[4] — Den Unglückspropheten Peter und den Swinsteader Giftmörder verband *TR*[5] mit der Johann feindlichen Mönchspartei. — Bisweilen zeigt Sh. Rudimente aus dem Vorgänger,[6] die er nicht auswachsen läßt; der Bastard erstrebt (laut der Monologe bei Sh.) Gewinn und Reichtum; Verwirklichung dafür bestand aber nur in *TR* in der Heiratsaussicht und der Normandieverleihung; beides läßt Sh. fort.

33. Sh. schmückt an einigen Stellen die Fabel durch kleine Zufügungen aus eigener Phantasie aus. Zumeist charakterisieren sie nur eine Einzelperson[1] schärfer; so rettet sein Liebling, der Bastard (statt wie in *TR* Johann) Eleonoren aus Gefangenschaft. Dagegen der allgemeinen Erhellung der Situation dient die sachwidrige, vom Bastard verspottete Aufstellung der Artillerie Frank-

---

31. [1] S. u. 81.

32. [1] S. o. 14[9]. [2] Vgl. u. 52[2]. [3] S. o. 19; u. 73. 80. [4] S. o. 19. [5] 'besser als Sh.' Wendelt: dramatischer. [6] S. 18 Z. vorher; o. 30[2]; u. 51[9].

33. [1] S. u. 53. 69.

reichs und Österreichs zum Bombardement von Angers, ferner Philipps II. Erhebung des Hochzeitstages von Ludwig und Blanka zum französischen Landesfest, endlich Arthurs Verkleidung.[2] — Ein paar Fabeländerungen erklären sich aus dramatischer oder theatralischer Technik;[3] nur für wenige fehlt der Grund.[4]

34. Einem verfeinerten Geschmack und zarteren Gefühl zuliebe ändert Sh. einige Punkte der Fabel in *TR*, die eine rohe Sitte und Anschauung verrieten. — Richard I. brauchte in *TR*, um zum Ehebruch zu verführen, Gewalt und Todesdrohung; für Sh. genügt die seelische Macht des Löwenherz dazu; der Bastard zwang dort die Mutter durch Todesdrohung, ihm den Vater zu nennen; Sh. läßt das fort. — Frau von Faulconbridge[1] mußte in *TR* mit eigenen Ohren ihren Ehebruch enthüllt, und Konstanze ihre Hoffnung durch Frankreich verraten hören; bei Sh. erfahren die Frauen beides nachträglich. — In *TR* 238 ließ Ludwig die Engländer nicht als unvergleichlich tüchtig gelten; bei Sh. rühmt er Johanns Kriegskunst, anerkennt also den Feind (III 4). — Der Bastard prahlte, Hörner aufsetzen zu wollen, in *TR* dem Dauphin als künftigem Ehemann einer Prinzeß, die er ritterlich liebte; Sh. läßt das dem gehaßten und verachteten Österreich androhen; er schont so die Königsfamilien und nimmt seinem Liebling die Roheit der Gesinnung. Er beläßt einem Bastard[2] überhaupt keine Hoffnung auf eine echtgeborene Königstochter. — In *TR* heiratete Ludwig rein geschäftsmäßig; Sh. flicht ein Band der Liebesneigung hinein. — In *TR* versprach Arthur für die Unterlassung der Blendung, Hubert sich erkenntlich zu zeigen, wenn er emporsteige: für den bei Sh. kindlich und heilig gezeichneten Knaben oder fürs zarter besaitete Publikum hält Sh. diese naturalistische Lohnzusage für eine zu niedrige Vorteilsüberlegung.[3] — In *TR* brachte Hubert die falsche Nachricht von Arthurs Tode laut vor den Magnaten; bei Sh. raunt er sie dem König zu. — In *TR* blieben die Leichen Österreichs und Arthurs den Vögeln zum Fraße; Sh. streicht das. — Nur einmal lenkt umgekehrt Sh. die Fabel in mittelalterliche Barbarei zurück: seine Lieblingsgestalt enthauptet wider Ritterbrauch nach ehrlichem Kampfe den getöteten Feind: eine Erinnerung an die Bibel oder Rittersage von überwundenen Heiden.

VII. 35. Während in *TR* etwa ein Zwanzigstel (abgesehen von kurzen Zeilen angeblicher Urkunden, Akten und amtlicher Botschaften) in Prosa und ein ferneres in komischen Knittelreimen, doch etwa neun Zehntel im Blankvers noch oft mit Reim eines

---

[2] S. u. 59. [3] S. u. 47; über die Blendung u. 60. [4] Zu den Bürgern von Angers sprach in *TR* zuerst der Herold Englands; Sh. läßt den Frankreichs vor ihm reden. — Den Ort von Blankas Hochzeit bestimmte dort Johann, der bisherige Landesherr und Brautvormund; Sh. setzt dafür Philipp II.

34. [1] S. auch o. 17[1]; u. 63[10]. 64[5]. [2] S. jedoch u. 81. [3] S. u. 63.

Zeilenpaars geschrieben war, herrscht bei Sh. der Blankvers allein; nur am Szenenende und bisweilen bei gedanklichen Abschnitten reimt das schließende Verspaar. — Der Dichter von *TR* prunkte, wie mancher Dramatiker jener Zeit, mit Zitaten und Anspielungen[1] aus lateinischer Poesie sowie antiker Mythologie, in der Blendungsszene mit gelehrtem Disput nach Art der Scholastiker oder Kanonisten und verspottete in der Klosterburleske das Mönchslatein. Von all dieser Stilbuntheit übernimmt Sh. fast nichts.[2] Nur im Munde eines rednerisch feinen Gesandten heißt bei Sh. eine streitbare Staatsmännin *Ate*, vielleicht um ihn zu charakterisieren. Doch spricht auch Johann vom Tode als der Schicksalsschere. — Der Wortschatz und eine grammatische Form lauteten in *TR* öfter etwas archaischer als bei Sh.; dort stand noch mehrfach das aus angelsächsischem *ge-* geschwächte Präfix des Partizips *y-*, und hieß *nephew* 'Enkel', was bei Sh. nur einmal noch vorkommt. — Die überstiegene Rhetorik[3] in *TR* vermeidet Sh. zumeist.

36. Während ein schonender, hingebender Bearbeiter selbstlos alle jene Stellen aus *TR* beibehalten hätte,[1] die der gegebenen Lage aus dem passenden Munde zweckentsprechenden, erhabenen, markigen und bezeichnenden Ausdruck gaben,[2] rettet Sh. keineswegs die teilweise prachtvollen Schönheiten des Vorgängers für die Nachwelt, auch da nicht, wo sie nicht etwa wie Purpurlappen äußerlich aufgesetzt sind, sondern das Herzblut des Dramas durchschimmern lassen. Vielmehr um selbständig zu erscheinen, wie neuerungssüchtige Jugend[3] pflegt, meidet er mit Fleiß die Wörter der Vorlage, wenn er sie nicht zu anderen Stellen verschiebt,[4] und ersetzt sie durch Synonyma.[5] Zumeist gießt er den gesamten Gedankeninhalt in seine eigene Sprache um und zeigt nirgends eine Unstimmigkeit der Redeweise durch das vom Vorgänger Beibehaltene. Im ganzen reden seine Gestalten lebensfrischer, individualisierter, in eigeneren Tönen, markiger als die teilweise noch Büchern und Theaterrollen nachgeahmten in *TR*. Und dennoch schützt ein festes Stilgesetz des Bühnenrahmens diese poetisch-wahre Sprache davor, in barbarisch-bunten Naturalismus zu verfallen. Nur stellenweise gelangt Sh. in der Eile nicht zu vollkommener Ausgeglichenheit der Ausdrucksform.

37. Dem hohen Stil des Dramas gemäß vermeidet Sh. im Ausdruck Naturalistisches, Alltägliches, Grobes und Gemeines. Und

---

35. [1] *Tully* [= Cicero], *Phaeton*. [2] S. jedoch o. 4. [3] Johanns Klage, daß die Elemente nicht seine Partei gegen die Rebellen ergreifen; Huberts Mahnung an Arthur, nicht zu hören, was er ihm mitteilen will, nämlich dessen Blendung.

36. [1] S. u. 60. 63. [2] Gegen die Unterschätzung von *TR* s. o. 13; u. 74[1]. [3] S. u. 60[5]. 83. [4] S. o. 6. [5] *wildhead* durch *madcap* I 1; *liberty* (*enfranchisement* IV 2); *kindled* (*blew up* V 1); *kneel* ... *ships are lost* (*fall before his feet* ... *sunk* V 4); *swallowed* ... *forgive* (*devoured* ... *pardon* V 6).

zwar nicht bloß die Ausfälle, die in *TR* gegen Römisch-Kirchliches vorkamen.[1] Er führt den Teufel[2] weit seltener als der Dichter von *TR* im Munde. — Wenn der Erbstreit der Halbbrüder in *TR* zu *riot* führte, mildert das Sh. zu *controversy*. — Lieber als um sein Thronrecht blutig fechten zu sehen, wollte Arthur in *TR* von der Großmutter sein Herz ausreißen lassen; bei Sh. will er lieber tot sein. — Johann drohte in *TR* den Rebellen und Suprematsgegnern mit Köpfen und forderte den Papst, der England beherrschen wolle, auf, es zu erobern: das alles streicht Sh. — Er erfuhr in *TR* vom Adel als Mordanstifter offenen Tadel und vom Bastard ob seines Verzweiflungsausbruchs mit Flüchen das Scheltwort, er sei verrückt; bei Sh. hört er statt dessen von jenem feine bittere Ironie und von diesem die edle Mahnung zu königlicher Größe. — Von den Prahlreden in *TR* beseitigt Sh. zwei Johanns[3] gegen die Franzosen[4] und eine des Bastards gegen Österreich, ebenso die Schimpferei dieses Paares sowie Arthurs und Pandulfs gegen Johann und Konstanzens Wunsch, Eleonoren die Augen auszukratzen. Der majestätischen Gemessenheit des Hoftons wie Eleonorens staatsmännischer Klugheit widerspricht nur das Keifen dieser zwei Fürstinnen, wenn es auch ihren Haß und das weibliche Wesen der Streitenden gut kennzeichnet.[5] — Die Beleidigung des Papsttums durch Johann bei Verkündung des Suprems soll den König als zornig und in Selbsttäuschung über seine Macht schildern.[6]

38. Sh. verwendet einige dem Vorgänger noch unbekannte Ausdrucksformen. Er gestaltet sich den Bastard zum eigenen Mundstück, mit der Befugnis des Chorus oder des Narren.[1] — Dieser spottet des schwächlichen Bruders als eines Riesen; und die Adligen entgegnen dem König, der Arthurs Versterben meldet: 'Wir fürchteten Unheilbarkeit, wie nah der Tod, eh er sich krank gefühlt': Ironie[2] und Sarkasmus, die in *TR* kaum vorkamen. — Mit der Waffe der Parodie wehrt sich Konstanzens Rede.[3] — Die Sitten allgemein satirisieren der Bastard, Arthur und Hubert.[4] — Gegen die Schulgrammatik legt Sh. tiefsten Gehalt in die zeitwortlosen Ausrufe: 'Mutter tot!', 'Fünf Monde!' — Und Sh. erzielt auch durch andere Ausdrucksmittel tiefere Wirkung als *TR*. Hier drückte Johann in klar regelmäßigem Satze Hubert den Mordwunsch aus: 'An Arthurs Tod hängt deines Herrschers Glück'; Sh. erweckt die Stimmung des Unheimlichen, Versteckten durch ein in Ausrufen ('Tod — ein Grab') abgerissenes Zwiegespräch. — Den Ehebruch der Frau von Faulconbridge zieht aus dem moralischen Grau

37. [1] S. o. 18; u. 63[10]. [2] S. u. 79. [3] Vor Angers und vor zweiter Krönung. [4] S. u. 80. [5] S. u. 39[2]. 57 f. [6] S. u. 39. 53. 79.

38. [1] S. u. 67. [2] S. u. 40[11]. [3] S. u. 39[3]; auch *calf's skin* gegen den mit dem Löwenfell Stolzierenden. [4] S. u. 46. 60. 69.

des *TR* der Bastard bei Sh. ins komische Licht durch ein frivoles Lied.

39. Der höchste künstlerische Wert der Bearbeitung besteht in der Individualisierung der Sprache je nach den Charakteren und Situationen. — Johann spricht anfangs, auf den Thronbesitz pochend, majestätisch, dann gegen den an Geisteswaffen gewaltigen Papst in maßloser Überschätzung der eigenen Macht mit roher Beleidigung und als Mordanstifter leise vortastend und dunkel verführerisch; das Opfer sucht er durch erheucheltes Wohlwollen zu täuschen; im Unglück furchtsam, will er jeden Auftrag in hastiger Eile erledigt haben; den Körperschmerz leidet er ohne Geduld mit Vorwurf gegen die ihm nicht helfende Umgebung. — Eleonorens Vers 'Bin ein Soldat, nach Frankreich hin' lockt den geistesverwandten Enkel wie der Auftakt eines Kriegsliedes, und sie, die Alte, scherzt mit ihm über den Tod;[1] als ein die Schwiegertochter hassendes Weib verleumdet sie im Zank auch deren geschlechtliche Ehre.[2] — Konstanze malt hysterisch in ihrer verdüsterten Einbildungskraft phantastische Bilder des Todesgrausens und eines abgehärmten Fortlebens selbst im Himmel aus; in bitterem Hohne parodiert[3] sie die ihren Knaben kinderstubenhaft umschmeichelnden Worte der feindlichen Großmutter. — Arthur plaudert[4] an einer Stelle wie ein wirklich von Prinzessinnen verzärteltes frühreifes Fürstenkind. — Philipp II. bewahrt in jeder Lebenslage neben majestätischer Zeremonie die höfliche Redensart des feinsten Hofes; und der Dauphin ziert sich als Prinzessin-Werber in ritterlicher Liebesrhetorik. Und beide Franzosen sagen 'Entschuldigen Sie!' vor der Widerlegung.[5] — Ein Fürst vergleicht das Freundschaftszeichen seines Wangenkusses dem Urkundensiegel[6] — Der Kardinal spielt mit schlauen Sophismen wie ein Advokat und Dialektiker; als Seelenarzt bedient er sich des medizinischen Vergleichs[7] III 1. — Der thränenweiche Salisbury redet in Selbstverteidigung weibisch breit. — Den Gipfel erklimmt Sh.s Ausdruckskunst in der Redeweise des Bastards. Zu Anfang als Naturbursch vom Lande, redet er derb mit Witz und Laune, im Alltagston[8] mit Sprichwort und Volkslied, zuletzt als Staatslenker und Feldherr mit patriotischem Schwung oder wie der andere Adel. Doch bleibt er natürlich, bisweilen humoristisch und kühl kritisch. Wo er den Gehilfen seines Oheims und Königs als dessen Mordwerkzeug verdächtig halten

39. [1] Bastard: 'Will folgen euch bis in den Tod.' El.: 'Nein, gern ließ ich dorthin vorangehn dich.' Ba.: 'Bei uns zu Land [nicht: 'Landessitte'] den Beßren Vortritt ziemt.' [2] Arthurs Bastardie kommt weder in Geschichte noch Sage sonst vor, war auch von Eleonore in *TR* 240 (*for thy father's sake*) ausgeschlossen: also zur Charakterisierung der Hasserin erfunden von Sh. [3] S. o. 37. [4] S. u. 60. [5] *Excuse* II 1; *pardon* V 2. [6] II 1. [7] S. u. 82. [8] Wie glücklich der Vergleich des schmächtigen Halbgesichts mit dem Flachrelief der Münze!

muß, überhaspelt er sich in leidenschaftlicher Anklage, wie sein Geistesbruder der Heißsporn. Alles Latein und die zahlreichen Anspielungen auf antike Mythologie und klassische Literatur, mit denen der Bastard in *TR* prunkte, streicht Sh.[9]

40. Die Stellen aber, wo im *John* die Gestalten ihr Inneres wahr (im Sinne dieser dramatischen Poesie) ausdrücken, verschwinden doch an Zahl vor der Mehrheit derer, wo die von der Mode jener Zeit hergebrachte Theater- und Literatursprache herrscht oder Schwulst und Bombast sich spreizen. Diese Redeweise paßt allenfalls für die Zeremonien der Königshöfe und die Herolde. Aber bei Sh. trabt auch die Figur, die zumeist den Humor verkörpert, der Bastard, bisweilen auf hohem Rosse, und satirisiert das unweltliche Kind Arthur[1] die gezierte Melancholie der Adelsgecken Frankreichs, beklagt sein Zeitalter als eisern und erklügelt geistreiche Concetti über das glühende Eisen, das ihm sofort die Augen ausbrennen soll und als mitleidig personifiziert wird. Wie ein vom Herrn zum Kampf angestachelter Hund werde das Feuer den Herrn anspringen, und Hubert solle doch an Mitleid nicht von ihm sich übertreffen lassen. Sprachvirtuosität und Reichtum der Phantasie glänzen da auf Kosten der Natur und des künstlerischen Maßes. Weit hergeholte Bilder,[2] gesuchte Vergleiche,[3] spitzfindige Antithesen, allegorische Personifikation abstrakter Eigenschaften,[4] Wortspiele[5] entfließen unpassendem Munde zu Gelegenheiten, wo höchste Leidenschaft, tiefste Trauer, schwerster Körperschmerz, Erlöschen des Lebens[6] sich allein durch kurzen Naturlaut Luft machen sollte. — Die Bilder überfluten die Phantasie des Dichters derart, daß er sie nur halb ausführt.[7] Vielleicht beweist das eilige Arbeit, und solche liegt wohl vor, wenn Johann[8] und Melun[9] in sieben bis zehn Versen je vier bis fünf Worte wiederholen. — Manche jener Redeblumen ist so wenig bodenständig, daß sie von einem Beet ins

---

[9] S. o. 11.

40. [1] Ferneres u. 60. [2] Statt 'sich ändern, abfallen' sagt der verstandesklare, juristische Pandulf: 'des Wechsels Lippen küssen'. [3] Blutiges Eisen vergleicht Sh. vergoldetem Silber, die Tränen den Kristallkugeln, Englands Thronrecht dem durch Frankreich eingedämmten Strome II 1. [4] Der Bastard, der natürlich reden soll, schmäht *Commodity* wie einen lebendigen Teufel und erblickt die kommende Schlacht als den sich panzernden Tod, der zu Zähnen Kriegerschwerter nimmt. Er häuft übertriebene Beispiele, wie leicht Hubert, wenn Mordes schuldig, sich das Leben nehmen könne und solle. [5] *dyed* (gefärbt) *in dying slaughter*; Konstanze fluchend: *room* und *Rome*; Melun sterbend: *fine* V 4. [6] Zum Wortspiel im Sterben V 7, 42: Der hochbetagte, von Nichten betreute Leop. Zunz antwortete auf die Frage eines Besuchers, ob er behaglich lebe: '*Mit Nichten*'. [7] *strew* [mit Blumen] *the footsteps of my rising* I 1; wenige Franzosen werden die Engländer aufhetzen, *as a little snow tumbled about* [mit anderen Schneehaufen] *becomes a mountain*; III Ende. [8] An Philipp II. und papsttreue Könige: *you and all so grossly led* III 1. [9] *if Lewis win the day* V 4.

andere, ja sogar aus *TR*[10] herüber, verpflanzt werden kann. Dem besiegten Dauphin scheint z. B. das Leben lästig wie *twice told tale*, und Pembroke tadelt die Krönungswiederholung als *ancient tale new told.*[11] An Arthurs Leiche variieren die Magnaten den Gegensatz von Tod und Jugendschönheit; da beginnt Bigods Verspaar mit *Or* (oder): hier bietet der junge Schütz noch mehrere Pfeile des wohlbewehrten Köchers, vielleicht der Bühne zur Auswahl; später verschießt der gereifte Meister nur einen sicheren Ferntreffer. — Gemäß Elisabeths Theaterstil nennen sich die Redner vielfach,[12] und nicht bloß eine Klasse, oder etwa nur (wie Goethes Faust) in der Selbstanrede des Monologs, bei Namen, statt 'Ich'. — Wie Sh. als echter Dramatiker überhaupt nur durch den Eindruck seines Werkes,[13] nicht durch sein Urteil über die auftretenden Menschen unmittelbar, sittliche Lehren erteilt, so bietet *John* an Sprüchen[14] allgemeiner Weltweisheit nur wenig:

> Es ist der Kön'ge Fluch, bedient zu werden
> Von Sklaven, die die Übellaunen nehmen
> Als Vollmacht, blutwarm[15] Leben zu ersticken ...
> Wie oft wird Übeltat erst ausgeführt,
> Weil Möglichkeit erscheint!

41. Daß Sh. aus stilistischem Grundsatz allgemein Komisches im *John* vermeide, ist nicht erwiesen. Freilich läßt er die beiden langen Klosterszenen samt Peters Auftritt mit dem Volke fort, deren eine ganz, die andere halb burlesk in *TR* gehalten war. Das aber liegt wahrscheinlich am konfessionellen Grunde.[1] Und komisch sprechen doch auch bei Sh. Eleonore und der Bastard mit sich selbst, mit Österreich, dem Halbbruder und der Mutter.[2] Sogar Arthur und Hubert[3] gibt Sh. einige satirische Verse.

42. Während *TR* keinerlei Geschichtskenntnis forderte und überall leicht verständlich blieb, zielt Sh. auf ein gesellschaftlich verfeinertes, künstlerisch gebildetes Publikum,[1] das, zarteren Eindrücken zugänglich, in selbsttätiger Phantasie ergänzende Brücken schlagen kann. Er deutet ihm manches ohne zu entwickeln nur an,[2] er unterläßt es, Wichtiges überdeutlich[3] zu unterstreichen; ja, er scheint fast die allgemeinste Kenntnis der Tatsachen so sehr schon vorauszusetzen, daß Pope und letzthin der Spielleiter Kilian in München Verse aus *TR* in Sh.s *John* bei dessen Aufführung[4] einzuführen zum Verständnis nötig hielten. — Also neben der Absicht, zu kürzen, zu schonen, zu vereinheitlichen, befolgt Sh. den ästhetischen

---

[10] S. o. 6[3]. [11] Löwenhöhle II 1. V 1; Bastard wie Pembroke ironisch: 'die gute Welt' IV 2. 3. [12] *Lewis himself* V 2; sogar der Bastard: *Philip breathes* III 2 = 'ich schöpfe Atem,' nicht 'König von Frankreich lebt'. [13] S. u. 56. 81. [14] Für Büchmann *Geflügelte Worte* nichts. [15] *blutig* bedeutet deutsch anderen Sinn. Vgl. u. 76[4].

41. [1] S. o. 18. [2] S. u. 63[10]. 68. [3] S. u. 60. 69.

42. [1] S. o. 34. 37. [2] Fünf Monde; Peter. [3] S. o. 21[2]. [4] S. u. 85.

Grundsatz, ohne Fabel oder Charaktere zu berühren, das Überdeutliche, Selbstverständliche sowie die naturalistische Kleinmalerei,[5] die *TR* bot, zu tilgen.[6] Während *TR* die Feindschaft des Bastards gegen Österreich samt der Herkunft des Löwenfells[7] leicht faßlich erzählte, zerstreut Sh. nur Andeutungen davon über mehrere Auftritte und verschiedene Personen hin. Daß der große Löwenherz gerächt werden soll, gerade die Hauptsache, sagte wohl *TR* mit dürren Worten;[8] bei Sh. soll es der Hörer, wie bei der Kunst der Romanze, selbst zusammenreimen.

43. Das Format der Behandlung der ersten Akte des *John* unterscheidet sich beträchtlich von dem des letzten. Den ersten füllt eine Episode fast ganz, und im zweiten geht die Handlung bei ausgedehnten Reden nur langsam aufwärts, während zu Ende die nur knapp angedeuteten wichtigsten Ereignisse einander jagen. — Auch spielt der Adel zu Anfang des Stückes keine, zum Schlusse neben dem Dauphin die entscheidende Rolle des Gegenspielers. — Da der Anfang an Königshöfen in Verhandlungen sich abspielt, so war dort ein zeremoniellerer Stil natürlich gegeben. — Ein Kritiker beobachtet sogar, daß gegen Ende der Sinnabschluß öfter in die Mitte des Verses fällt. — Die beiden Hauptfiguren, Johann und der Bastard, sind zu Ende andere, als sie zu Anfang waren; das aber bedeutet Entwicklung, keinen künstlerischen Zwiespalt. — Von der Zweiteilung des Dramas, die *TR* bot, verrät Sh. keine Spur, und ebensowenig läßt sich eine Zersplitterung der Abfassungszeit[1] erschließen. — Wie Sh. den Charakteren nicht überall deren Sondersprache bewahrt,[2] so schwankt er auch in der Pinselführung sonst: hier feine Ausführung des kleinmeisterlichen Genres, dort große Linien und breite Farben des Fresko.

[5] Arthurs Leiche noch warm; o. 27. [6] Sh. streicht beim Erbprozeß der Brüder die erste Instanz, die Namen des Sheriffs, des Lehngutes, des Ortes, wo der Vater Ritter wurde, Roberts [juristisch berechtigte] Einwürfe und den Jubel über Philipps Zugeständnis der Bastardie. — Den Namen der Mutter Blankas, die Marschallswürde Pembrokes übergeht Sh.; vgl. u. 73. — Er läßt fort Johanns Thronbesteigung, die Begründung der Feindschaft gegen Arthur, die Furcht vor dem wenngleich Geblendeten. Die Zwangslage, sich Rom zu unterwerfen, die *TR* breit ausführte, ahnt der Zuhörer bei Sh. nur aus Landesaufruhr und Franzosenlandung. [7] p. 241. [8] Sh. bietet keine Entsprechung für *thy head a ransom for my father's life* 253; der Sinn steht nochmals im Monolog *TR* 257, den Sh. auf wenige Worte kürzt, ohne die Rache zu erwähnen.

43. [1] S. u. 83. [2] S. o. 40.

Berlin. F. Liebermann.

(Fortsetzung folgt.)

Die Betonung im englischen Satz.

Die Betonung kann man definieren als den Akzent, der auf Silben und Worte gelegt wird, um ihnen besonderen Nachdruck zu verleihen. Worin besteht diese Betonung? Diese Frage kann durch die Methoden der experimentellen Phonetik beantwortet werden.

Die Sätze wurden in den Schreibapparat (Fig. 1) hinein gesprochen; die Schwingungen und Stöße der Luft gehen durch den weiten Schlauch zu einer Schreibkapsel. Diese Schreibkapsel hat

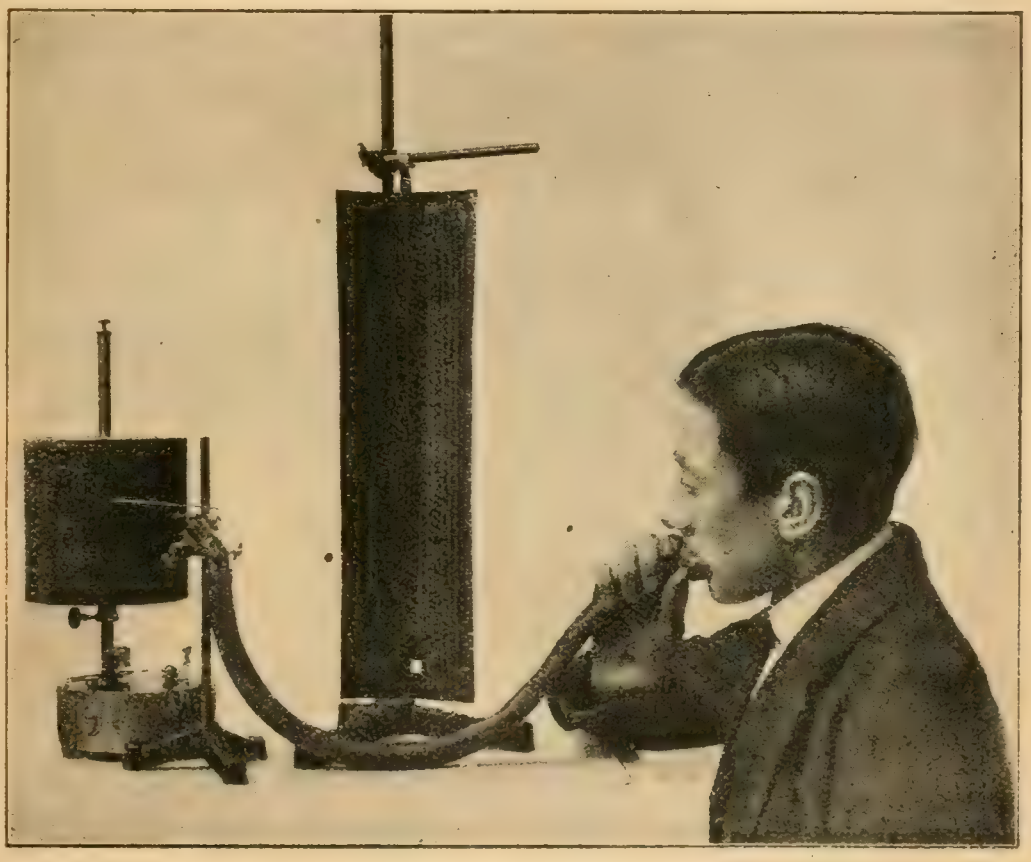


Fig. 1.

eine bewegliche Membran, deren Bewegungen vergrößert durch einen leichten Hebel auf eine berußte Fläche aufgeschrieben werden, die um eine sich bewegende Trommel gespannt ist. Fünf solche Aufzeichnungen sind umseitig in Fig. 2 wiedergegeben.

In diesen Kurven bezeichnet die aufsteigende Linie den Luftstrom, der aus dem Munde herauskommt wie bei dem 'F'. Ein Fallen der Linie zeigt an, daß der Luftstrom mehr oder weniger schnell abgebrochen wird. Eine gerade verlaufende niedrige Linie zeigt, daß überhaupt keine Luft herauskommt, wie z. B. bei dem 'p'. Die kleinen Wellen geben die Schwingungen des Stimm-

tones vom Kehlkopf wieder wie bei den Vokalen und den stimmhaften Konsonanten.

In der obersten Linie von Fig. 2 sind die Worte 'Fred is sleepy' mit keiner besonderen Betonung über das, was die Worte im gewöhnlichen Aussagesatz bedeuten, hinaus gesprochen worden. Die steigende Linie im Anfang bezeichnet den Luftstoß für die Frikativa 'F'. Die Laute, die durch 're' angedeutet werden, sind in Wirklichkeit ein Diphthong; sie erscheinen als eine Reihenfolge von Schwingungen. Das 'd' wird angezeigt durch ein leichtes Heruntergehen der Linie, wodurch ein nur teilweises Abbrechen des Atems angedeutet wird. Ein sorgsam gebildetes 'd' würde ein vollständiges Herabfallen der Linie verursachen, das auch einem vollständigen Abbrechen des Atems gleichkäme. Der Vokal 'i' erscheint als eine Reihe von Schwingungen. Im Druck folgt diesem das

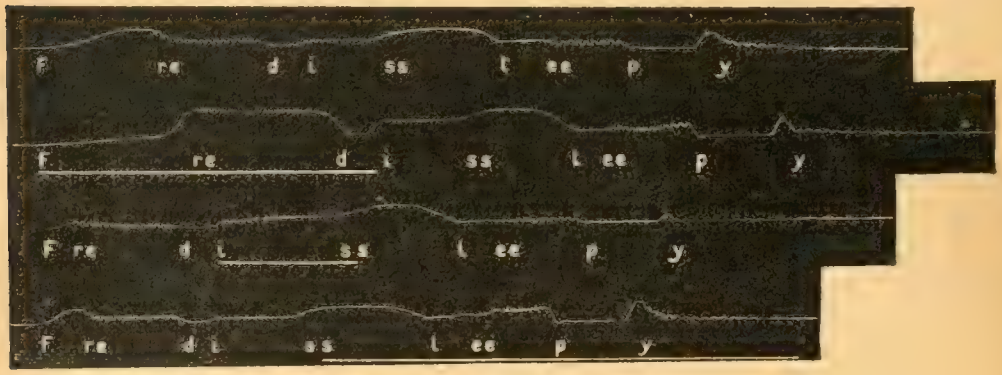


Fig. 2.

End-s von 'is' und das Eingangs-s von 'sleepy'. Die Kurve zeigt, daß nur ein Laut da ist, welcher einen Luf stoß hervorbringt, der die Linie nach oben treibt. Durch einen Vergleich mit anderen Kurven kann man feststellen, daß dieser Laut nicht länger als das gewöhnliche einfache 's' ist. Für 'l' sinkt die Kurve mit Schwingungen etwas herab. Der ziemlich kurze Vokal 'ee' hat starke Schwingungen. Für 'p' fällt die Linie vollständig herab, da der Atem hier ganz unterbrochen ist (der Verschluß); sie endet mit einem starken Ausschlag nach oben (der Explosion). Die Schwingungen am Schluß gehören zu dem 'y'.

Der erste bemerkenswerte Punkt ist, daß keine Unterbrechungen in der Kurve sich zeigen; wir haben also eine kontinuierliche Stimmgebung. Die gedruckten Worte geben also eine durchaus irrtümliche Vorstellung; es ist keine Unterbrechung zwischen 'Fred' und 'is', wie man aus dem Druck folgern würde. Es ist nur ein 's' vorhanden, welches sowohl zu 'is' als auch zu 'sleepy' gehört. Der Ubergang von einem Laut zum nächsten geschieht häufig ganz allmählich. Auch wäre es im hohen Grade willkür-

lich, ganz genau entscheiden zu wollen, welche Wellen zu 'd' und welche zu den benachbarten Lauten gehören.

Doch kann man approximative Grenzen zwischen zwei benachbarten Lauten ziehen, wobei man immer im Auge behalten muß, daß die Unbestimmtheit nicht von der Kurve herrührt, sondern durch das allmähliche Übergehen eines Lautes in den folgenden verursacht ist.

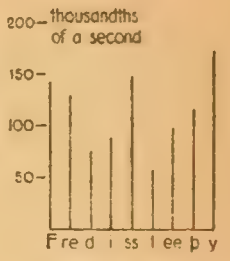


Fig. 3.

Die Kurve wird unter ein Meß-Mikroskop gelegt, und die Längen der Laute werden gemessen. Die Resultate zeigt die Dauerkarte Fig. 3, worin die senkrechte Linie über jeden Buchstaben die Dauer des betreffenden Lauts in Tausendstelsekunden angibt.

Tiefe Töne werden durch lange Schwingungen aufgezeichnet, hohe durch kurze. Unter dem Mikroskop wird jede Schwingung horizontal gemessen. Die Höhe des Tones, der ihr entspricht, wird dann berechnet. Dann werden Punkte auf Millimeterpapier gemacht, die der Höhe einer jeden Schwingung entsprechen; eine durch diese Punkte gezogene Linie zeigt, wie die Stimme während des Satzes sich hebt und senkt. Die Melodiekarte für diese Kurve wird in Fig. 4 gegeben. Die

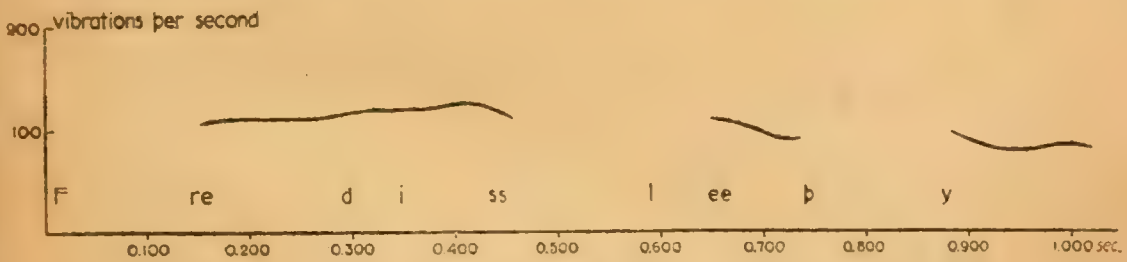


Fig. 4.

Stimme beginnt auf 110 Schwingungen und bleibt fast konstant das 're' hindurch. Sie steigt etwa während des 'd' und des 'i'; sie fällt ein wenig in den wenigen Schwingungen, die während des Beginns von 'ss' sich zeigen. Sie fällt während 'l' und 'ee' und endet in 'y' auf einen Ton von ungefähr 80 Schwingungen. Somit haben wir einen Fall von ungefähr 120 : 80 oder 3 : 2 oder einer Quinte.

Die zweite Linie der Fig. 2 ist eine Kurve desselben Satzes, der diesmal mit Betonung auf 'Fred' gesprochen ist. Die Linie für 'F' steigt zuerst allmählich und dann plötzlich. Dies zeigt, daß die Lippe eng gegen die Zähne gepreßt ist, so daß der Luftdurchgang hier enger ist als in der Kurve von Fig. 2, und daß diese Pressung plötzlich gelöst wird. In der Tat ist dieses 'F' eine explosive Frikativa, statt einer einfachen Frikativa wie im vorhergehenden Fall. Der Laut wird her-

vorgebracht mit großer Muskelenergie. Die Schwingungen des Diphthongs 're' sind horizontal kürzer als diejenigen des anderen Satzes. Lange Schwingungen zeigen tiefe Töne an, kurze Wellen dagegen hohe. Die Tonhöhe des 'e' ist hier größer als in dem ersten Fall. Für 'd' fällt die Linie plötzlich zur Basis; es wird dadurch ein vollständiger Verschluß angezeigt. Die gerade Linie endet mit einer scharfen Steigerung (der Explosion). An Stelle des nachlässig gebildeten 'd' des ersten Satzes finden wir hier ein sorgfältig artikuliertes. Die Kurve für 'F' und 'd' zeigt also einen bisher noch nicht beobachteten Faktor der Betonung, nämlich verstärkte Energie und Präzision der Artikulation. Schon mit dem bloßen Auge ist zu erkennen, daß das Wort 'Fred' länger ist, wenn es betont gesprochen wird. Die Dauerwerte der Laute werden in der Dauerkarte Fig. 5 gegeben. Bei einem Vergleich mit Fig. 3 stellt man fest, daß die Verlängerung hauptsächlich auf die

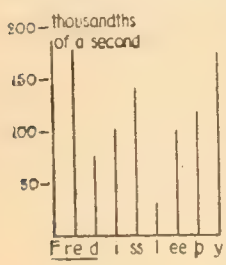


Fig. 5.

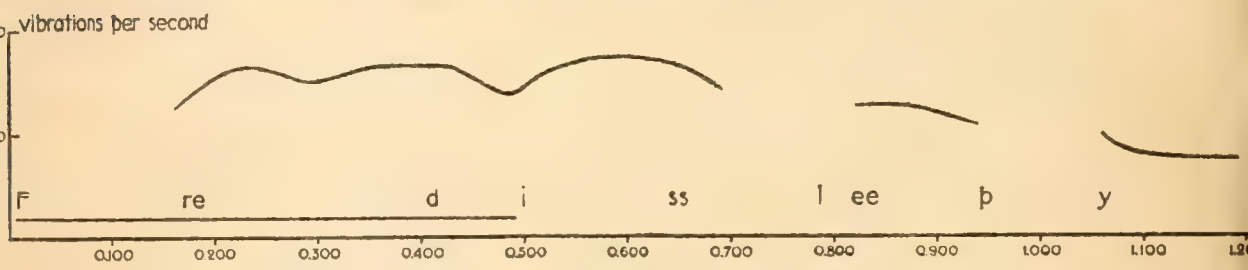


Fig. 6.

ersten beiden Laute fällt. Erhöhte Dauer ist also ein zweiter Faktor der Betonung. Die Melodiekarte Fig. 6 zeigt, daß die Stimme eine Höhe von ungefähr 160 Schwingungen während des betonten 'Fred' und auch während des folgenden Lautes 'i' behält. Gesteigerte Tonhöhe ist also ein dritter Faktor der Betonung. Bemerkenswert ist, daß die Wellenlinie für 're' höher über der Null-Linie ist als in dem ersten Satz. Dies verrät stärkere Ausgabe von Atem und größere Intensität des Lautes als einen weiteren Faktor der Betonung.

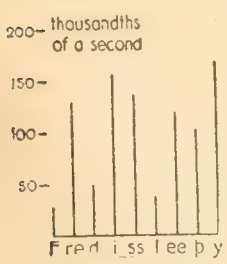


Fig. 7.

In dem dritten Satz wird die Betonung auf 'is' gelegt. Das 'F' ist kurz und schwach; dies hebt den Gegensatz zu den anderen Lauten hervor. Die Dauerkarte Fig. 7 zeigt, daß die Verlängerung nur auf 'i' fällt. Die Melodiekarte Fig. 8 zeigt eine Steigerung zu einem Ton von ungefähr 210 Schwingungen für 'i'. Der Satz endet auf einen Ton von ungefähr 70 Schwingungen; der Fall erstreckt sich über 1½ Oktave. Die Betonung wird in diesem Fall ausgedrückt durch verlängerte Dauer, größere Intensität und gesteigerte Tonhöhe.

In dem vierten Satz wird die Betonung auf 'sleepy' gelegt. Die Dauerkarte Fig. 9 zeigt, daß keine Verlängerung vorhanden ist. Aus der Melodiekarte Fig. 10 ist ein sehr hoher Ton — fast 200 Schwingungen — für den Vokal 'ee' ersichtlich. Die Satzmelodie fällt von 200 auf ungefähr 80 Schwingungen. Die Betonung wird hier allein durch eine Steigerung der Tonhöhe erzielt.

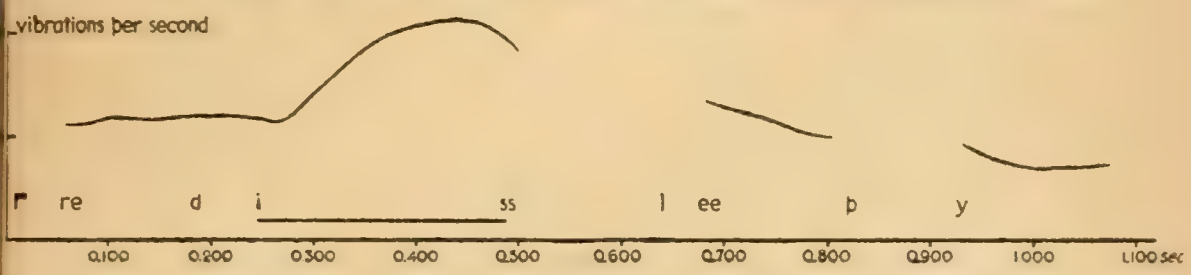


Fig. 8.

Diese Kurven zeigen, daß in einem englischen Satz die Betonung erreicht werden kann durch einen oder mehrere oder alle der folgenden Faktoren:

1. größere Anstrengung bei der Artikulation,
2. längere Dauer,
3. gesteigerte Tonhöhe,
4. größere Intensität.

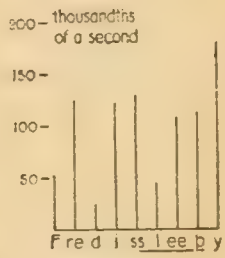


Fig. 9.

Diese vier Faktoren der Betonung können auf einen Ursprung zurückgeführt werden, nämlich auf die verstärkte Anstrengung beim Sprechen. Die größere Kraft der Artikulation kommt von der stärkeren Zusammenziehung der Sprechmuskeln. Die längere Dauer verlangt größere Arbeit beim Halten eines Tones. Die gesteigerte Tonhöhe wird erreicht durch größere Spannung der Glottis-

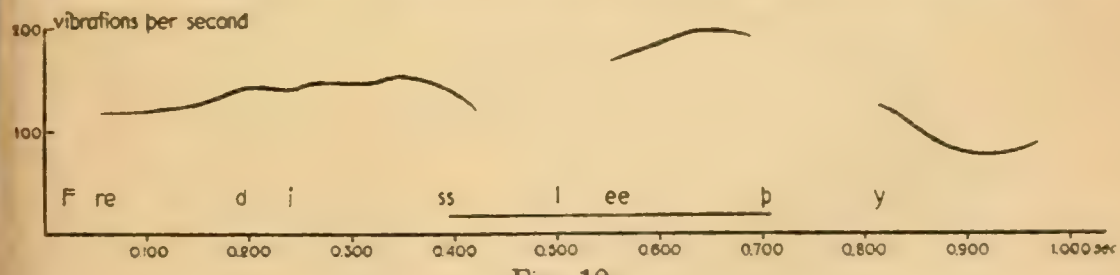


Fig. 10.

muskeln; die größere Intensität ist das Ergebnis des erhöhten Atemdruckes. Alle diese Formen größerer Muskelanstrengung sind anzusehen als die Ergebnisse stärkerer Willensanspannung. Diese Anstrengung würde ungefähr der des Armes oder der Hand gleichkommen, wenn man auf einen Gegenstand weist, der hervorgehoben werden soll. Gerade die Frage, warum die größere Anstrengung sich in dem einen oder dem anderen Faktor der Betonung in der

Rede ausdrückt, ist ein Problem, das noch der Untersuchung vorbehalten ist.

Die Grundthese, auf welche die Erklärung aller Ergebnisse der Sprechuntersuchungen basiert werden sollte, ist, daß — abgesehen von Einzelheiten, die durch die Sprechorgane und das Nervensystem bedingt sind — jedes Sprechgeschehen der Ausdruck irgend eines geistigen Vorganges ist. Welchen geistigen Vorgang drückt nun die Betonung aus? Aufschluß über diese Frage kann man gewinnen, wenn man Personen in aufgeregtem Zustande beobachtet. Überbetonung bemerkt man beim Ärger und anderen Formen der Erregung; Unterbetonung tritt ein bei Furcht, tiefem Schmerz und anderen Depressionszuständen. Ein Redner wird mehr Betonung gebrauchen, wenn er seinen Zuhörern einen Gedanken aufzwingen will; dagegen wird er die Betonung mindern, wenn er sie zu Ruhe oder Mitgefühl besänftigen möchte. Man möchte vermuten, daß die Betonung das Ergebnis einer aggressiven Gemütsstimmung ist, die ihren Willen dem Hörer aufzuzwingen sucht. 'Fred is sleepy' drückt nicht allein die Tatsache aus, daß Fred schläfrig ist, sondern auch gleichzeitig die aggressive Erregung, das — stark ausgedrückt — vielleicht so gefaßt werden könnte: Du dummer Kerl, warum hörst Du nicht auf mich. Irre Dich doch nicht so, Fred ist es, der schläfrig ist. Die Feststellung 'Fred is sleepy' kann vielleicht einen aggressiven Zustand bei dem Sprechenden ausdrücken, der in folgender Weise gefaßt werden könnte: Widersprich mir nicht und lüge nicht, Fred ist tatsächlich schläfrig, und Du weißt es auch! Die Feststellung 'Fred is sleepy' ist die höfliche Form, wiederum einen aggressiven Gemütszustand auszudrücken, der vielleicht so wiederzugeben wäre: Du irrst Dich vollständig, Fred ist nicht krank, er ist schläfrig.

Wir sind zu folgenden Schlüssen gekommen:

1. Die Betonung zeigt sich im englischen Satz in einer oder mehreren oder allen der vier oben bezeichneten Arten, nämlich: größere Präzision in der Artikulation, längere Dauer, gesteigerte Tonhöhe und größere Intensität der in Betracht kommenden Lautgruppen.

2. Die Betonung ist ein Ausdruck geistiger Aggressivität.

Figur 1 ist von '*Vox*' 1921, S. 70.

Hamburg. E. W. Scripture.

J. Cornu

Jules Cornu †.

Zur Erinnerung und Würdigung.

Già ogni stella cade, che saliva Quando mi mossi. Dante, Inf. VII, 98.

Wer unter den Vertretern der romanischen Philologie auf deutschen Universitäten Umschau hält und mit dem Stande vor etwa zehn Jahren einen Vergleich zieht, wird von den großen Veränderungen, die sich seither vollzogen, überrascht sein. In Deutschland haben in dieser bewegten, aber doch kurzen Zeit mehr als die Hälfte der romanistischen Lehrkanzeln, in Österreich alle ihre Inhaber gewechselt. Mehrere von diesen erfreuen — soweit dies heute möglich — sich noch des Daseins, andere aber sind dahin gegangen, wo aller Zwiespalt zwischen Wissen und Leben aufhört. So ist auch Cornu, in der Kriegszeit 'eine leidende Seele zwischen zwei Feuern', von uns geschieden, nachdem der Friedensschluß dem Kampfe mit Waffen ein schauerliches Ende gemacht hatte. Das Schicksal hat Cornu, der an die Menschheit glaubte, vor weiteren Enttäuschungen gnädig bewahrt. Uns aber fällt sein Verlust um so schwerer, als wir in ihm einen der Wenigen verloren, die, obgleich aus anderem Land zu uns gekommen, unser deutsches Volk gekannt und gern unter uns gelebt hatten. Er gehörte zu jenen Männern, die noch an den Grundfesten unserer Wissenschaft bauten, und meinen Landsleuten in Österreich ist seine markige Persönlichkeit auch durch sein langjähriges Wirken im Lehramt in bleibender Erinnerung. Mir ist er durch seine starke Gesinnung in stürmischen Tagen, wo viele untreu wurden, besonders teuer geworden. Auch aus mancherlei Briefen und aus Entwürfen zu amtlichen Schriftstücken, die im vorigen Herbste zu Leoben, wo er gestorben, in meine Verwahrung gegeben wurden, erkannte ich wieder den hohen sittlichen Sinn und die Lauterkeit dieses seltenen Mannes. Wie sein Bild unser Romanisches Seminar ziert, dem die trauernde Lebensgefährtin einen Teil seiner schönen Bibliothek gestiftet, so war er zeitlebens selbst ein wahres Vorbild gewissenhaftester und unermüdlicher Arbeit und eine Zierde unseres Standes. *Sta come torre ferma che non crolla!*

Jules Cornu, geboren am 24. Februar 1849, stammte aus einer geachteten Familie des Waadtlandes, von der mehrere Mitglieder sich den Wissenschaften zugewandt. Sein Vater war Landwirt in Villars-Mendraz, einem Dorfe südwestlich von Moudon; in diesem Städtchen erhielt der Knabe den ersten Unterricht im Latein, das er später so gründlich durchforschen sollte. Die heimische Mundart des Jorat war seine Mut ersprache, deren Entstellung und Aussterben er noch in seiner letzten Schrift: *Une langue qui s'en va*

(Bulletin du Glossaire des patois de la Suisse romande XII, mit Bedauern feststellte und schilderte. Aus der genauen Ke dieses und noch anderer Patois seiner schweizerischen Hein sein immer wachsender Eifer für Mundartenforschung entspr der sich später auch seinen Schülern mitteilte und durch ein ihnen, Gilliéron, zur Erneuerung der romanischen Sprachwisse führte. In Basel, wo Cornu dank der Förderung durch älteren Bruder Felix die mittleren und höheren Studien be und sich zum Gelehrten ausbilden konnte, wurde ihm das De völlig vertraut. In beiden Sprachen hat er seine späteren A veröffentlicht; auch sein Vorname erscheint da in beiderlei gebraucht. So ist er, wie durch sein Lehramt an drei deu Universitäten, auch einer der Unsern geworden, ohne der e Heimat untreu zu sein. Nach Vollendung seiner akademische dien in Basel ging er nach Paris, wo er die Ecole des Etudes und die Ecole des Chartes besuchte (vgl. Rom. X. Im Jahre 1873 schon wird er von seinem dortigen Lehrer Meyer der wissenschaftlichen Welt vorgestellt (Rom. II, 84 *jeune philologue suisse qui prépare sur l'histoire de ces patois Suisse romande) et sur leur littérature d'importantes publica* Mit seinem großen Lehrer Gaston Paris verband ihn zei eine dankbare Freundschaft. Im nächsten Jahre reichte er i seine Dissertation ein, in jeder Beziehung die erste ihrer A noch kein romanistischer Lehrstuhl dort bestand: sie behand *Lautlehre des Dorfes Cuves im Pays d'Enhaut.* Obgleich gedruckt geblieben, wird ihr Ertrag durch das Glossaire nutzbar gemacht sein, wie aus E. Tappolets Nachruf in der lage zu den 'Basler Nachrichten' vom 30. Dezember 1919 geht, dem ich auch einige andere Mitteilungen über jene entnehmen konnte. Schon 1874 erschienen drei Beiträge in der 'Romania' (III, 106, 113, 377), als deren eifriger Mitarb nun in fast jedem der folgenden Bände begegnet. Seit den 1884 (VIII, 159) bringt auch die Zeitschrift f. rom. Philol und zu Aufsätze aus seiner Feder. Das Gebiet von Corn dien erweiterte sich rasch von den Mundarten seiner Hei das Französische überhaupt, bis ihm bald auch dieser weitere zu eng ward. Verfolgen wir zuerst seine persönlichen Sc weiter. Als Assistent an der Bibliothek, Privatdozent un Professor des neuen Faches der romanischen Philologie an d versität Basel begann er nun eine rege wissenschaftliche und tragende Lehrtätigkeit. Drei seiner dortigen Schüler: Gil den wir als solchen schon erwähnt, Salvioni † und Thur haben von ihm wohl tiefgehende Anregungen empfangen. E hat sich ihres Aufstieges immer mit berechtigtem Stolze 'Lehre tut viel, aber Aufmunterung alles!' sagt Goethe. Sch

zweijähriger Tätigkeit als akademischer Lehrer in Basel erhielt Cornu (1877) eine Berufung nach Zürich und gleichzeitig nach Prag. Er folgte dieser letzteren als Nachfolger Wendelin Foersters und wirkte nun 24 Jahre an dieser ältesten deutschen Hochschule, die bald darauf in zwei Teile zerrissen und als deutsche Anstalt in ihrem Fortbestande hart bedrängt wurde. Cornu hat, was wir ihm nie vergessen dürfen, dort immer treu zu unseren Landsleuten gehalten. In Prag sind seine größten und wichtigsten Arbeiten entstanden; es waren dies wohl seine glücklichsten Jahre. Zwei Reisen (1878 und 1880) führten ihn nach Spanien und Portugal, deren Sprachen er nunmehr seine besondere Forschertätigkeit zuwandte. Mit einer jungen deutschen Pragerin, Maria Theresia Kluckauf, schloß er 1881 einen Herzens- und Ehebund, dem vier Kinder entsprossen. Daß er auch auf dem Landsitze ihrer Familie in Staditz a./E. bei Aussig im böhm. Mittelgebirge nicht müßig gewesen, zeigt das öftere Vorkommen dieses Namens. Der frühe Verlust seines jüngsten Söhnchens brachte schweren Kummer in das Haus; auch hatte sich in Prag bald viel zuungunsten der Deutschen verändert. So verlegte er seinen ständigen Wohnsitz ins deutsche Sprachgebiet nach Leitmeritz und hielt sich nur an Vorlesungstagen in der Universitätsstadt auf. Nach dem Rücktritt H. Schuchardts vom Lehramt (1900) wurde Cornu nach Graz berufen, wohin er im nächsten Jahre übersiedelte. Zehn Jahre hat er dann diese Lehrkanzel innegehabt, bis er, schon vorher mit dem Titel und Rang eines österreichischen Hofrats ausgezeichnet, im Sommer 1911 in den Ruhestand trat. Er war damals erst 62 Jahre alt und noch sehr rüstig; aber der plötzliche Tod seines ältesten Sohnes Felix, der eben als Privatdozent in die wissenschaftliche Laufbahn eingetreten war und als Chemiker hohe Erwartungen zu rechtfertigen begann, traf ihn im Lebensmark. So zog Cornu mit der tiefgebeugten Gattin von Graz nach Leoben, wo auch der letzte Sohn Adolf an der montanistischen Hochschule seine akad. Tätigkeit begonnen, und in dieser schön gelegenen Bergstadt an der Mur verbrachte er, mehrmals Reisen in die alte schweizerische Heimat unternehmend, seinen Lebensabend. Die letzte Zeit des Krieges lebte er bei seinem Bruder, der ihm einst in Basel so hilfreiche Hand geboten, auf dessen Besitzung in Riant-Port bei Vevey, und dort hat er auch unter der herzlichen Teilnahme seiner Landsleute, Freunde und ehemaligen Schüler den 70. Geburtstag begangen und viele Beweise aufrichtiger Verehrung und Dankbarkeit empfangen. Schwere Ischias quälte ihn die letzte Zeit, aber an ein nahes Ende dachte wohl niemand. Nach Leoben zurückgekehrt, ist er dort unerwartet am 27. November 1919 nach kurzer Krankheit verschieden. Der St. Petersfriedhof in Graz birgt jetzt seine sterbliche Hülle. Der Schloßberg, an dessen Fuß er so lange gewohnt, schaut aus der

Ferne auf die ernste Stätte, wo Vater und Sohn sich vorzeitig gefunden.

Die ersten Arbeiten Cornus gehören der Erforschung der Mundarten- und Volksliteratur: vgl. *mier (merus) dans les patois* (Rom. III, 106) und die Anzeige der engadinischen Volkslieder von Flugi (ebenda 113). Im nächsten Bande teilt er aus dem Volksmunde *Chants et contes populaires de la Gruyère* mit (IV, 195), wenn nicht die erste, so doch eine der ersten phonetischen Wiedergaben einer Mundart der französischen Schweiz. Bald folgen die *Proverbes patois du Canton de Fribourg* (Rom. VI, 76—114), dreihundert an der Zahl mit vielen Verweisen; im gleichen Bande (VI, 369—427) die *Phonologie du Bagnard* (Gemeinde Bagnes bei Martigny). Er hatte diese Mundart 1874 in ihren Lauten und im Wortschatz aufgenommen. Ein dritter Beitrag mundartlichen Inhalts folgt im selben Bande (VI, 447). Diese 'Forschungen im Terrain', wie man heute sagt, sind sehr bedeutsam geworden durch die Richtung, welche die Sprachwissenschaft seither genommen; denn sie stehen im Anfang dieser Entwicklung. Mit der örtlichen Entfernung vom Mundartengebiete tritt diese Beschäftigung dann vor dem Schriftfranzösischen zurück. Er hatte schon mit seiner ersten Etymologie (*malade* < *male habitus*, Rom. III, 377) Glück gehabt (Tobler stimmte Z. f. rom. Phil. III, 573 zu) und hat sich wohl auch dieses schönen Fundes gefreut, da er diesen Beitrag genau datierte. Die große Belesenheit in den lat. Schriftstellern kam ihm auch später oft zugute. Aus einer Hs. in St. Gallen bringt er (Rom. IV, 453) *Deux exemples de cata dans des ouvrages de médecine* und belegt (Rom. VI, 247) das Suffix *-ittus, -itta* durch Personennamen im Lateinischen. Weitere etymologische Studien folgen: *ore* < *ad horam* mit Belegen dieses Ausdrucks aus der Epistula Anthimi (Rom. VII, 358), *comment* < *qua mente* (ebenda X, 216), *gierres* < *igitur* (X, 399), *cachevel* (XI, 109), *ure* < *utrum* (ibid.), *fleurer* < *flairer* (XI, 413), *bravo* < *barbarus* (XIII, 110), letzteres ein Glanzstück etymologischen Scharfsinns. Auch an *aller-andare* hat er sich versucht, aber seinen Einfall (lat. *enare, enatare*) wieder zurückgenommen (Rom. XVI, 560; XIX, 283). Weitere Etymologien: *combre* < *cumera*, nicht < *cumulus* (Rom. XXIV, 114); *disette* < **decepta*, *poche* (Löffel) < *popia* (Rom. XXXII, 124); *paisible* < *plac-* (Z. f. r. Phil. XV, 529). Einige kleinere Artikel können hier übergangen werden. Über französische Lautlehre handeln die Beiträge: *Glanures phonologiques* (Rom. VII, 353: *jaceo* > *gis*, aber *placeo* > *plaz* oder *plais*; *a* erhalten in *esta, va, valt, a*); *glan et aglan* (Rom. VII, 108), *oil* < *hoc illic* (Rom. IX, 117); *De l'influence regressive de l'atone sur la voyelle tonique: -ĭstī* > *is* etc. (Rom. X, 216); *Valeur de ch dans Eulalia, Alexis, Roland et les Psautiers* (Rom. X, 401); *Chute de la voyelle finale,*

Mélanges Chabaneau = Rom. Forsch. XXIII, 105 (vgl. dazu Herzog, Z. f. r. Phil. XXXIV, 630), ein wichtiger Aufsatz, wo eine Chronologie des Schwunds der Auslautvokale im Französischen versucht wird. Die französische Formenlehre betreffen die Artikel über *parler* (Rom. VI, 457); *aidier, araisnier et mangier* (VII, 420; von P. Meyer, ebenda 432, gebilligt); *mien* < *meum* (VII, 593). Auch an der Deutung altfranzösischer Texte hat er sich jung schon beteiligt: *dift* < *debet dans les Serments* (Rom. IV, 454), *tanit* < *tenebat* ebenda (VI, 248); *Trois passages de la chanson de Roland* (IX, 118). Seine Auffassung von den Pflichten eines Herausgebers hat er Rom. X, 97, A. gegeben: 'La ponctuation est un commentaire perpétuel. L'ommettre, c'est rabaisser le devoir de l'éditeur à l'office d'une machine à copier.' In einem Beitrag zur Festschrift für J. v. Kelle, Prag 1908: 'Zur Distinctio der römischen Dichter' macht er eine ganze Anzahl von lat. Stellen durch eine andere Zeichensetzung erst verständlich.

Mit den Sprachen der pyrenäischen Halbinsel beschäftigen sich folgende Aufsätze: *Etudes de phonologie espagnole et portugaise* (Rom. IX, 71—98), *Etymologies esp. et port.* (IX, 129 -137), *Portug. ar, er* = *franç. re-* (IX, 580), *Chute de l'a en portugais à l'impér. de la I^ière conjugaison* (X, 589), *Etudes de grammaire portugaise* (X, 334 ff.; XI, 75 ff.), *Phonologie syntactique du Cancioneiro geral* (Rom. XII, 243—306). Daran reihen sich weitere span. Studien: span. *burdo* < *brutum* (Rom. VII, 595), *Etymologies espagnoles* (X, 404, 589), span. *peños* < *pignus* (Z. f. r. Phil. XXI, 416), *Mélanges espagnols* (Rom. XIII, 285); *Recherches sur la conjugaison espagnole au XIIIe et XIVe siècle* (In memoria di Caix e Canello; Florenz 1886, S. 217 ff.); *Das Possessivum im Altspan.* (Z. f. r. Phil. XXI, 415). Textausgaben: *Vida de Eufrosina e de Maria Egipcia* (Rom. XI, 357—390); *Das hohe Lied in castill. Sprache des XIII. Jhdts.* (Festgabe für W. Foerster S. 121 ff.), *Estoria Troyãa* vom J. 1411 (Miscellanea linguistica in onore di J. G. Ascoli 1901, S. 95—128). Mit dem altspan. Cid befassen sich vier wichtige Arbeiten: *Etudes sur le poème du Cid* (Rom. X, 75—99); mit gleichem Titel eine andere Untersuchung in den Etudes romanes dédiées à G. Paris 1891, S. 419, in der gezeigt wird, daß das Versmaß des Cid nicht der Alexandriner sein kann, sondern der Romanzenvers (7—8 Silben in jedem Halbverse); *Revision des études sur le poème du Cid* (Rom. XXII, 531—535) mit sehr vielen Textbesserungen wie in den *'Beiträgen zu einer künftigen Ausgabe des Poema del Cid'* (Z. f. r. Phil. XXI, 461—528). Für dieses Denkmal hat er Grundlegendes geleistet. Weitere Studien zur altspan. Literatur waren in Vorbereitung, wie mehrere Hss.-Abschriften in seinem Nachlasse zeigen. Eine im Jahre 1881 angekündigte Ausgabe des Roman de Renard (Rom. XXII, 624) ist nicht ausgeführt worden.

Das Hauptstück und Meisterwerk seiner unermüdlichen Arbeit auf diesem Gebiete ist die historische Darstellung der portugiesischen Sprache auf lat. Grundlage in Gröbers Grundriß der rom. Phil. I, 715—803 (I², 916—1037). Mit großer Ausführlichkeit wird hier die port. Laut- und Formenlehre unter Berücksichtigung der Mundarten (*falares*) und der Beziehungen zum Spanischen behandelt. Die 2. Aufl. bringt im Anhange eine neugalizische Formenlehre. Von der heutigen Schreibung und Aussprache und einem sehr reichhaltigen Wortschatze ausgehend, gibt Cornu in überaus durchsichtiger und klarer Weise ein ausführliches Bild von der portug. Sprache und ihrer Entwicklung vom Latein bis auf die Gegenwart. Was er in vielen Einzelstudien vorbereitet, ist hier in einer großen Synthese zusammengefaßt und ausgebaut. Die reichhaltige portug. Büchersammlung, welche er noch bei Lebzeiten der Universität Basel bestimmt hatte, läßt schon äußerlich die Weite und Tiefe seiner Vorbereitung zu diesem Lebenswerk erkennen.

Nach Vollendung dieses Baues wendet sich Cornu einem ganz anderen Gebiete zu, das ihm zwar von Jugend auf vertraut gewesen sein mochte, aber doch außerhalb des Bezirkes der romanischen Studien zu liegen pflegt: der lateinischen Metrik. Daß er in den lat. Schriftstellern aller Zeiten sehr bewandert war, zeigten bereits seine rom. Etymologien. An spätlateinischen Dichtern, wie Commodian, Juvencus, Cyprian u. a., kam er zu einer Beobachtung der Rolle des lat. Akzents im Hexameter, wie sie vor ihm nur wenige Latinisten und auch diese mehr flüchtig angestellt hatten, und eröffnete für die Auffassung des lat. Verses im allgemeinen eine neue Bahn. In einem mir in Abschrift vorliegenden Briefe an einen ungenannten Freund (28. Januar 1892) spricht er zum erstenmal von dieser seiner Entdeckung. Cornu sendet ihm da, von der Hand seiner hochgebildeten Frau abgeschrieben, sämtliche Verse der *Historia Evangelica* des Juvencus, in denen angeblich ein Widerstreit zwischen Wort- und Versakzent stattfindet, und beruft sich dabei auf eine vorläufige Prüfung von etwa 60000 lat. Versen, bei denen ihm die Betonungsverhältnisse aufgefallen waren. Der Gebrauch oder das Fehlen gewisser Worte an bestimmten Stellen (Versfüßen) schien ihm nicht zufällig; er schloß aus der großen Regelmäßigkeit solcher Erscheinung auf eine Absicht des Dichters und schrieb diese ungleiche Behandlung quantitativ gleichgebauter Wörter ihrem verschiedenen Wortakzente zu. Die Quantität des fragenden und des relativen *ubi* z. B. sei doch dieselbe; warum also die Verschiedenheit der Verwendung im Verse? Weil fragendes *ubi* betont, relatives aber tonlos sei. Leider habe ich hier nicht den nötigen Raum, um den Gedankengang Cornus ausführlicher darzulegen. Der Freund scheint ihn angeeifert zu haben, denn auf der 43. Allgemeinen Philologenversammlung in Köln

5, Verhandlungsbericht S. 156) trug Cornu bereits die Haupt-
nisse seiner Untersuchung vor. Cornu forschte weiter; aber
zwölf Jahre später ließ er die Ergebnisse seiner mühevollen
it im Druck erscheinen: *Beiträge zur lateinischen Metrik*
ungsberichte der Wiener Akad., phil.-hist. Klasse, 159. Band,
bt., 1908, 81 S.) und *Zwei Beiträge zur lat. Metrik* (Prager
sche Studien, 8. Heft, 1908, 21 S.). Vorher schon *Versbau*
Commodian (Bausteine zur rom. Phil., Mussafia-Band, 1905,
33). Es widerspreche dem gesunden Menschenverstande, daß
Akzent für den lat. Versbau von gar keiner Bedeutung gewesen
Lucian Müller: *accentus vis nulla!*); Cornu zeigt besonders
3. und 4. Fuße des Hexameters, daß Quantität und Akzent
rtrennlich seien. Aber auch der Senar bestätige dies. 'Andere
ungen als in der nicht gemessenen Rede gibt es in der Dich-
nicht und hat es nie gegeben ... Träger der Hebungen sind
betonten Silben.' Wörter wie *interea, continuo* etc. seien wegen
Rücksicht auf ihren Akzent vom 4. oder 5. Fuß fast aus-
hlossen. Cornu erkennt die Wirkung der Satzphonetik im Latei-
nen und sieht in einer oft gesuchten unüblichen lat. Wortstellung
Absicht einer Herbeiführung der notwendigen Betonungsverhält-
. Der Akzent spiele im lat. Vers, und nicht etwa bloß in der
eren, sondern auch in der klassischen Zeit, eine sichtbare Rolle.
rend Wörter wie *limina, sidera, tempora* etc. im 5. Fuße ge-
zu gesucht seien, wären hier *armáque, pleráque* etc. (im 1. Fuß
beliebt) wegen ihrer Betonung (denn quantitativ sind sie jenen
h) nicht gut möglich, außer bei bukolischer Caesur, wo der
ylische Rhythmus gewöhnlich gestört ist. Den *ictus* nennt er
.-Ber. S. 3 A.) einen leichtfertig erdichteten Akzent. Die
stellung der sprachlichen (d. h. natürlichen) Hebungen sei die
e und wichtigste Aufgabe der Metrik: *accentus anima versus!*
nu hat so über 140000 Hexameter und gegen 20000 Penta-
r (alle Dichter von Ennius bis auf Rutilius Namatianus!) unter-
t und in Tabellen die Ergebnisse seiner Beobachtung nieder-
gt, um eine sichere Grundlage für seine neue Theorie zu finden:
die Römer bei ihrem Versbau Quantität und Akzent berück-
tigt haben' (S. 30). Alles von ihm Gesagte stehe, meint er in
er Bescheidenheit, schon bei den lat. Grammatikern (S. 27).
Es kann hier nicht meine Sache sein, das Weittragende solcher
enntnis auszudeuten oder Umschau zu halten, ob die klassische
lologie dadurch ihr metrisches System erschüttert sieht; aber
nand wird sich, hoffe ich, dem Eindruck entziehen können, daß
eine unendlich mühselige Arbeit hingebungsvoll unternommen
geleistet worden ist und ihr überraschendes Ergebnis die bis-
(und seit jeher) geltende Auffassung vom lat. Vers über den
ufen wirft. Daß diese Entdeckung von einem Romanisten ge-

macht wurde, der unbefangen an die alte, längst anders gelöst scheinende Frage herangetreten, ist für ihn und seine Wissenschaft kein geringer Erfolg.

So hat Cornu die verschiedensten Gebiete in unablässiger Arbeit mit scharfem Verstande durchforscht und zuletzt in reichem Ertrage die Ernte eines langen Lebens sichern können. Seine gefestigte Persönlichkeit flößte in der Wissenschaft wie im Umgang Achtung und Vertrauen ein, und sein warmes Gefühl erweckte jene Zuneigung, die ihm überall zuteil geworden. Schlichtheit, Offenheit, Gerechtigkeitsgefühl und Treue waren die Grundzüge seines Wesens. Daran hat kein Wandel der Zeiten und der Menschen etwas zu ändern vermocht. Sein Bild zeigt ihn uns, als er noch auf des Lebens Höhe gestanden. Seine großen dunklen Augen blicken ernst und gütig, und sein volles Gesicht zeugt von Gesundheit und Kraft des Körpers. Gesund und stark ist auch seine Seele gewesen und ist rein geblieben im Dunst und Qualm trüber Tage. Da molte stelle non vien questa luce!

Frankfurt a. M. M. Friedwagner.

Bemerkungen zu 'Adolf Toblers Altfranzös. Wörterbuch', Lieferung 1 und 2.

(Schluß.)

intr. 'sich verfeinern, sich vervollkommnen, zur Vollkommenheit gelangen': *Ainssi couvient grasse* (Huld der Frau) *afiner, C'est par sens, cil sera ses maistres, Ses conduisieres et ses paistres,* JCond. II, 246, 98; *la Manekine, En qui toute bontés affine,* Manek. 2354.

afirmacion, s. f., 'Bekräftigung', s. A. Delboulle, Rev. d'hist. litt. de Fr. I, 492 (14. J.).

** *afirmer,* v. a., s. A. Delboulle, ib. (13. J.).

aflire, vb. rfl., auch: *de promiers soi afflit en larmes* (prius sese in lacrimis afficit), Dial. Greg. 175, 4; *quant e'e* (sc. *li anrme*) *soi afflit en larmes par lo celeste desier* (cum sese in lacrimis caelestis regni desiderio affligit), ib. 176, 9.

aflit, als adj. auch: ... *La riquece, dont avalee Sont mainte gens par le päis; Li cors lor est trestous aflis Et la pensee est si sorprise Et de teil couvoitise esprise, Que ...* (heruntergekommen, verelendet), JCond. I, 134, 30.

afoherter, vgl. *aforbeter,* s. auch Schultz-Gora, Zft. 32, 461.

afolement, s. m., auch: *Li blans chevaliers ... Moult le frape et moult le tient court, Et chieus se deffent molement, Qui estoit pres d'afolement* (Erliegen) JCond. I, 27, 906.

afoler, vb. trans., 'schädigen, übel zurichten, verletzen' an einem Körperteil, *de ...: Li ceraus relever ne pot, Que une gambe brisie ot Et fu de l'espaulle affollés,* JCond. I, 182, 471; *et le cheval fu affoules dex iambes derriere,* Abent Gaw. S. 5 (*afoler chevaus* auch Prior. Veg. 7940). — *de tant sa terre afolle,* GLiége 1998 (Scheler: entamer, amoindrir).

** *afolir,* vb. trans., 'stumpf machen, verdummen, betören': *hebito, arrudir, afollir,* Cath. Lille 76; *Sachés qu'ilz sont si enchantés et si afolis qu'ilz ne vous entend[r]oient pas en .c. anz une foiz, tant comme il fussent en tel point comme ilx sont orendroit,* Abent. Gaw. S. 80. ?: *Cil crix, cil braix n'apertient mie Fors que a la jant afullie, Es couharz et es paroissoux Et es ribaux et es oissoux, Qui de loing crient hautement Cest cri ...* (oder l. *Fors qu'a la jant afoletie?*), Prior. Veg. 6996 (= *car il n'apartient fors as fols et as pereceus et as couars braire de loins,* JMeun, ArtChev. 114; lat. imperitorum enim vel ignavorum).

afondrer, vb. intr., auch: *qu'afondrez n'est el rux,* ChSax. 3308; übertr.: *Et pour ce que son temps* (sein Lebelang) *labeure Li faus couvoiteus a tel vice, Perist et afondre ou service Du tirant prince a cui il sert,* Watr. 270, 1242.

trans., auch: *Qui en Rune trebuche, molt empire som plait, Car li haubers l'afondre, que froter ne le lait,* Ch Sax. 2185.

rfl.: *S'avient ainssi d'eus ... Comme de la nef qui se boute Ou peril où elle s'afondre,* Watr. 270, 1225.

** *afor,* s. m., e. Fisch: *Un pesson est en la mier qe est appellé affor: a peyn est demye pié de longe* (lat. *aphorus*), Nic. Bozon, Cont. Moralisés S. 75.

aforain, adj., auch: *gent afforaine,* GLiége 24344, 32463 (Sch.: étranger),

* *aforisme,* s. m. u. f., 'Aphorismus': *si comme il apert par l'auctorité Galien eu comment* (in commento) *sus la premiere proposicion d'aufforime Ypocras,* Mondev. Chir. 21; *crees Galien sus l'auforime de la premiere partie: 'Quant maladie s'estera ...',* ib. 22; *si com il est escrit en la premiere partie de l'auffourime de Damascen sur le .35. aufforime,* ib. 559; *si com il apert par auctorité Ypocras en la premiere partie de son afforime,* ib. 801; *si comme*

il apert par l'auctorité Ypocras de Galien ou .i. chapitre en la .22. aufforisme, ib. 1430; *si com dit Galien sus l'auforisme de la .5. partie*, ib. 1682; *si com dit ... Ypocras en la fin d'auforisme de la .2. partie*, ib. 1683.

aforrer, vb. trans., 'füttern'; *aforté*, Chast. XX, 20, bei Roesle tatsächlich *aforré* (l. auch *rogné* f. *rogué*).

** *afort*, s. m. 'Heeresmacht': *Dacien: ... c'est m'entente Que des maintenant sanz attente De Romme ou suis a Franquefort Et a Ays a tout mon afort M'en aille faire couronner Et nom d'emperiere donner Publiquement*, Mir. ND. 38, 888, vgl. *esf-*.

afranchir, vb. trans., mit sächl. Obj.: 'freimachen (von Lasten)': *Se clers est marceans, il ne pot pas afrancir se marceandise par le priviliege de se clergie, ançois convient que se marceandise s'aquite de tonlix, de travers et d'autres coustumes qui sont deües selonc les coustumes des lix*, Cout. Beauv. Cap. 11, 36; *car le francise n'afranquist pas les heritages rilains*, ib. Cap. 48, 7.

intr. 'sich veredeln': *Et si veons pour son avoir Un vilain gentil feme avoir, Dont si hoir sont franc apres lui, Encor ne soit il de nului, Et de plus en plus afrankissent, Puis qu'ainsi est qu'il enrichissent*, JCond. II, 192, 105.

afrenëure, s. f., auch: *c'est li frains qui le cuer afrene Et a droit cemin le rasene. Tele afrenure est de grant pris, Dont li cuers est duis et apris En maintien en dit et en fait*, JCond. I, 143, 69.

* *afriander*, vb. trs., s. A. Delboulle, Rev. d'hist litt. de Fr I, 493 (14. J.).

afrique, s. m., auch: *Et autre dou ciel tresporta, Aufrique en sa vertu mena*, Reimps. 77, 28 in Oxf. Ps. S. 313 (*Il tresporta austre del ciel e mena en sa vertud affricum*, Oxf. Ps. 77, 30) (*affricus*, JMeun, ArtChev. 167; Prior. Veg. 10611).

afubler, vb. trans., mit pers. Obj: 15. Jh: *et au chief l'afubla d'vng bon heaulme*, Pr.-Erec 257, 31; Körperteil Obj. auch: *Grant chaperon ..., Dont les espaules afeulées Sont et, par devant, la poitrine*, JCond. II, 219, 58; *Puis vindrent deux damoiselles qui le chief affublerent d'un chapeau d'or*, Pr.-Erec 263, 21.

übertr., 'umhüllen, umgeben', auch: *Saint Jhan dit qu'il vit une femme* (bez. *dame*) *affublee du soleil* (mulier amicta sole), Mir. ND. IV, 181; V, 93; 'bekleiden, bedecken': *Or y avoit une fontaine, Clere, luisant et pou longtaine D'une sente toute affublee D'erbe drue*, Froiss. Poés. III, 13. 383.

rfl., *d'auc. r.: De ce mantel te fas chasuble, N'en ay plus; c'est de quoy m'afuble Quant je vois hors*, Mir. ND. 26, 1302.

afuster, vb. rfl., 15. Jh.. *puis s'entreviennent tant cheralercusement que Lancelot tronconne la lance, et Cliges s'affute contre l'escu de Lancelot en telle force qu'il le percoie*, Pr.-Clig. 319, 16. Fragm. Zschft. VI, 394, 8 = Ipom. 10178.

trans. 'stemmen': *elle prent l'espee de son mari et par la permission de desespoir ja l'affutoit contre et a l'endroit de son cuer* (um sich zu töten), Pr.-Erec 284, 26.

afustir, vgl. God. I, 797a.

agacier, vb. trans., auch: *mut bien ... li musterai, Coment vus m'alez agaçant Pur un fol, ki nus rait sivant*, Ipom. 8397.

agait, s. m., 'Hinterhalt, Hinterlist, Nachstellung, Anschlag' auch: *insidie, espies, awès*, Cath. Lille 82; *Agueix pensat la tue langue* (insidias cogitavit lingua tua), Cambr. Ps. 51, 2. Für *Tux jurs lur est de mal agait*, MFee II, 82, d. i. Fab. 6, 32, haben die besseren Hsn. *en mal agait. estre en agait* 'auf der Lauer sein, liegen' auch ChSax. 3031; MFeeFab. 12, 20; *Il siet en aguaix* (sedet in insidiis), Oxf. Ps. 9, 30; *atend voilanz en aguaix les assalx de son anemi*, Mor. Job 366, 31; *cheoir es agaix*, Prior. Veg. 7847: *faire un agait a auc.*, JMeun, ArtChev. 116 (in occultis fraudibus); 157 (insidias inferre alicui); Prior. Veg. 8465; 9929; *apareillier un agait a auc.*,

n, ArtChev. 86 (insidias moliri); 92 (insidias nectere alicui); 125 (in-
); 157 (insidias inferre alicui); Prior. Veg. 5261; 9938; *metre un agait*
c.), JMeun ArtChev. 174 (insidias conlocare); Prior. Veg. 4861; 5011;
7841; 11207; *mestre ses agaiz et apparoillier*, Prior. Veg. 7836; *par*
'hinterlistig', MFceFab. 12, 31; Mor. Job 302, 28.

gait 2, bei God., vgl. *agès* in Schelers Gloss. zur Geste de Liége.

agaitement, s. m., 'Späherei, Nachstellung': (die von ihrem Mann über-
te ungetreue Bürgersfrau:) *Ce n'est pas fais de boinne gens De rerenir*
itement (sc. so heimlich), *Car c'est .i. tours d'agaitement, Vous m'aves*
en grant freour, JCond. I, 128, 46; *combien que p'usieurs aguetemens*
at par ennemis sur elle (wider sie), Prosa-Erec 268, 18; *les aguettemens*
se font contre ton seigneur et mari par les trahiteurs murtriers, ib. 271, 16.

gaiteor, s. m, auch: *et par aussi bonne compaingnie d'ommes armés*
l on enclorre encoste tout le harnois (beim Marsche), *car li agaiteur as-*
t souvent de travers (insidiatores, im Hinterhalt liegender Soldat), JMeun,
hev. 86; *Car li agaitour bien sovant Laissent passer tox cex devant Por*
'lir l'ernois d'encoste, Prior. Veg. 4889.

gaitier, vb. intr., 'lauern, im Hinterhalt liegen', auch: *Li oil de lui*
rre reguardent; aguaitet en repostaile, ensement cume leun en sa fosse
iatur in abscondito quasi leo in spelunca sua), Oxf. Ps. 9, 31; *Uns chax*
desur un fur U aguaitié ot tutejur (zwar nicht in den besten Hsn.),
Fab. 101, 2; *il aguaitierent, si ocisent cel mëisme urs* (eundem ursum
antes occiserunt), Dial. Greg. 139, 3; *Agueitet que il ravisset le povre*
liatur ut rapiat pauperem), Cambr. Ps. 9, 30.

auc. r. 'auflauern, nachstellen' auch: *li malignes espirs tox tens aguaitet*
stre pense, a nostre parole et a nostre oeure (malignus sp. cogitationi,
ioni atque operi nostro semper insistit), Dial. Greg. 152, 11; *par com*
t aguaiz il aguaitet a nox penses (quam nimiis insidiis nostris cogita-
ous insistit), ib. 153, 6.

spähen,) blicken': *Se li ox en alant estoit, Ausi la porte* (Sbj.) *agaitoit*
le devers cele partie Ou li ox estoit acoillie, Prior. Veg. 1704 (= *ou se li*
rt en a'ant, elle resgardoit vers celle partie ou il devoient aler, JMeun,
hev. 32).

ans., auch: *insidior, awetier*, Cath. Lille 82; *Ipomedon vers celui vent,*
adlez pres de lui se tent, De pres agueite le cheval, K'il veit mut bon
le vassal (beobachten, prüfen), Ipom. 7319; *Cex lax esgardevet li pro-*
s estre mis a sa fin, cant il disoit: Il aguaiteront mon talun, Mor.
304, 20; *C'uns Daisnes a lor gius* (das Tändeln der Liebenden) *rëux et*
ieux, ChSax. 4012; *Tu doiz entre plusors traitier Ce qu'estre faiz doit et*
ier, Prior. Veg. 8348; Obj. als Satz: *Et corient saigemant traitier, Prandre*
: et esgaitier, Se ce est bon de porloingnier La bataille et aloingnier,
. Veg. 5602; *lors qu'elle vit soir les empereurz a table et elle eust aguetté*
qui elle puisse furnir son fait, elle ne choisit homme plus ydoine ... que
s (spähen, Umschau halten), Pr.-Clig 310, 37.

gaitant, als adj., 'auflauernd, nachstellend, hinterlistig': *Mes ainxsinc*
ue li drables, Li soudianx, li decevables, Li agaitanx, li enrieus ... Par
arat m'a si soupris, Qu'an son lax m'a lacié et pris, Rutcb (ed Jub 2)
87, 1198; *Li aguaitant visce prendent la face des uertux*, Mor. Job 310, 9.

agaiteus, adj., 'hinterlistig': *insidiosus, agaiteux*, Cath. Lille 82.

agapis, s., c. Stein, Lib. de nat. lapid., Rom. 38, 498, 67.

garder, vb. trans. In den drei Beispielen aus Adenet wie Bast. 2429
'warten', s. auch Tobler, Verm. Beitr. V S. 390. Mit abhängigem Satz:
dables et cremanx comenzat a steir et par caseuns monenx agardanx,
teile hore il seroit doneix al ord espir et travailhiex devant tot lo pople
e ausschauend, in banger Erwartung, Zagen, lat. atque per singula mo-
a suspectus qua hora immundo spiritui traderetur), Dial. Greg. 256, 15.

'bewachen', auch: *Josian la pucele o le cors honuré Vist k'ele dust estre si agardé*, BHaunst. 1539.

'behüten vor (*de*)': *De teuz qui ont ver toi orgueil M'agarde com plouele* (l. *plonele*) *d'uel*, Reimps. 16, 10 in Oxf. Ps. 271 (Oxf. Ps.: *Des contrestanz a la tue destre guarde mei si cum purnele de oil*, lat. custodi me ut pupillum oculi).

agarmiier, s. *agramiier*.

agaster, vb trans, auch Proc. du bon Abbé Ponce 7 (Rom. 30, 199).

agate, s. f., auch: *agathes*, Lib. de nat. lapid. (Rom. 58, 498) 67; *Agathen est num de pere*, ib 31; *En ceste piere agathen Totes ces vertux trove l'en*, ib 61.

agencir, vb. trans., 15 J.: *auec ce auoit il trouué ce lieu vaulté de prime face, si n'auoit en a faire si non a agencyr et a y faire besongnes soubtillez*, Pr.-Clig. 327, 43.

agenci, auch, laut Scheler, v. e'n Manne, GLiége 29780, v. e Lande, ib. 29859, v. e. Werke, ib. 31784 (Sch.: distingué, noble, beau, vaillant); *de mon escuier agency*, Froiss. Poés. III, 241, 22; *Plain de toute courtoisie Et de maintien agensi*, ib. I, 336, 3721, s ferner Schelers Gl.: *l'orloge agensi* (habilement fait, bien organisé), I, 54, 52; *Preu et hardi, Agensi Et garni Et joli* ... (bien doué), ib. II, 290, 165.

agenoillier, vb. intr.: *Venez, aorums e agenuillums* (venite, adoremus et procidamus), Oxf. Ps. 94, 6; *E deraunt Boefs comence agenoiler*, BHaunst. 731; *N'agenoilliés plus, levés sus*, Cristal 6687; *Mes li destrer agenuilla*, Ipom. 8999; *Li neirs destriers agenuilla*, ib. 9598; *ses cevals agenoilla*, Cristal 3463.

rfl., *devant auc.* auch: *Atticos et Eugenios et tox li pobles s'agenoilleront derant lo saint apostre* (prostravit se), Afr. Pr.-Leg. D 20, 9; H 12, 8; M 14, 18; *as piex d'auc.*: *Adonc veniront et s'agenoillerent as piex a l'apostre et li crieren merci* (prostaverunt se), Afr. Pr.-Leg. D 31, 4; E 13, 16; F 20, 10; M 49, 20.

** *agie*, adj., 'heilig' (Latinism.): *Agie sire Deus, invisibiles, incomprehensibiles, non muables persevranz* ... (agie invisibilis et inconpraehensibilis et incommutabilis perseverans), Afr. Pr.-Leg. F 24, 13, vgl. *aie*.

aginois, adj.: *S'ot afublé un mantel aginois*, Og. Dan. 1025. Offenbar Versehen für *maginois* ('prächtig, kostbar').

* *agir*, vb. rfl., 'handeln': *Tant grate chierre que maugist Et tant caufe on fer qu'il rougist Et li lyons ensi s'agist De sa nature*, Froiss. Poés. I, 310, 3012 (vgl. lat. *agere se* 'es so und so treiben, sich wie verhalten')

agister, vb. intr., 'niederkommen' auch: *Ma dame en l'eure est agistee De ceste fille qu'achetee A moult, tant a griefs maulx ëu*, Mir. ND. 37, 471.

trans., 'anlegen': *Fourmat une bel chasteal qu'il noblement agieste*, GLiége 11687.

rfl. 'sich niederlassen, Herberge nehmen': *Atant vint Saint Lambiert qui droitement s'agieste A Jupilhe*, GLiége 9540.

** *aglotonir*, vb. intr., 'gierig schlingen': *Or parlerons de gloutonnie ..., Qui veut tous les biens engouler, Si ne se puet nus saouler; Toudis agloutonist sa geule*, JCond. II, 226, 101.

* *aglutiner*, vb trans., übertr. 'ketten an, vereinigen mit': *et apres a lui* (sich) *Diex la joint et aglutina* (sc. *Nostre Dame*), *et se il est dit des anciens peres Deutteronomio IV°: En patribus tuis aglutinatus est Dominus et amavit eos: que Dieu s'est a eulx adjoint et aglutiné et les a amex, combien plus s'est il adjoint a ceste vierge*, Mir. ND. 30, S. 92.

agnel, s. m., auch: *quant* (sc. *les bestes salvages*) *ont öi lo num de nostron Seignor, si sont privees come aignel* (in agnos conversae sunt, sc. ferae), Afr. Pr.-Leg. G 31, 12.

bildl. auch: *car Gaheriet n'est pas aigneaux, ains est ... ung des bons chevaliers du monde*, Abent. Gaw. 102; bibl., kirchl. auch: *K'en la crois fu crucefyés Li aigniaus et sacrefyés, Dont la loy Möyses parolle, S'en redist une autre parolle Saint Jehan Baptistre moult bielle, Qui Jhesu Crist aigniel*

appielle: Veis ci l'aigniel Dieu pur et monde, Qui oste les peciés dou monde, JCond. I, 247, 14; *Encore nous moustre il au doi Le fil de Dieu, ou croire doy, En signe d'un agniel humain,* Froiss Poés. II, 347, 34; *jo sacrifio lo net aignel* (immaculatum agnum) *chique jor en l'autar de la crois. Et puis que tox li pobles qui croit en Deu a mengié la char de cel saint aignel et bëu lo sanc, li aigneux qui est sacrifiés remant enters et vis,* Afr. Pr.-Leg. B 8, 7; 9, 12.

agnelet, s. m., e. Spiel: *Juiens nous Aux bares et a l'agnelet,* Froiss. Poés. I, 93, 221 (s. Scheler's Gl.).

* *agoster,* vb. trans., 'kosten': *gusto, agouster, asai(s)ier,* Cath. Lille 76.

intr. 'behagen, gefallen': *Ceste nouvelle bien agouste Au roy Hermont et a ses gens,* Meliador 2019.

** *agoverner,* vb. trans., 'steuern, leiten, regieren': (sächl. Obj.) *Mult fait ke sage ki vus sert, Quant vus miracle si apert Avez si feit pur ma preiere, Quant vus ces us en tel manere Avez ici agovernez K'il ne sunt blescex ne hurtex,* S. Gile 3477; (pers. Obj.) *Des princes ki erent eslix De tenir la lei e guarder E les Jueus agoverner,* Evang. Nicod. A 30 (oder *a g.*?).

* *agrailir,* vb. intr., 'dünner, schmäler werden': *Coins ou bacex, ce dist l'estude, Est de janz une multitude, De paonaz, qui ajostee Est a l'ost et bien pres serree; Devant va en agralissant Et derriers va alargissant,* Prior. Veg. 7133 (= *et est premierement plus estroite,* JMeun, ArtChev. 116); *il est agrelli et determiné* (sc. *cel muscle*), Mondev. Chir. 280.

** *agramiier,* vb. rfl., 'sich betrüben, s. ergrämen ...': *chascuns molt s'agarmie* (Var. zu *se gramie*), Aym. Narb. 127.

** *agravillier,* vb. trans., s. Scheler, Gl. zu GLiége: accrocher, mordre de ses crocs u. bildl. attacher.

agreable, adj., v. Pers.: *Morphëus ..., De dormir le dieu agreable,* Froiss. Poés. I, 51, 1700.

avoir agreable, a agreable auc. 'Gefallen haben an': *Ne les aiés pas agreables* (sc. *vox faux ydoles*), Mir. ND. 25, 1164; *Il y a* (in d. Kloster) *de moult vaillans dames ...; Puis qu'elle les a agreables, Mettez l'i, sire,* ib. 31, 2021; *Encores me dist un notable* (Ritter) *Li escuiers en son latin, Lequel j'ai moult a agreable,* Froiss. Poés. II, 338, 39.

mal agreable 'mißfällig, unschicklich, unschön': *Si ne seroit pas courenable Tel habit, mes mal aggreable,* Clef d'Am. 2280; *Se tes doiz sont mal aggreables Ou tes ongles nient couvenables, Ton parler ne signe o les mainz,* ib. 2517.

agreablement, adv., auch: *Et per co quar vos estes venu a si grant glori que vos desiras venir agrablament a la passion de quei vos volias revocar dolentament les atros* (mit Freuden, gern, lat. gratanter), Afr. Pr.-Leg. M 30, 17.

* *agreableté,* s. f., 'Lieblichkeit, Anmut, das Gefällige': *l'odeur* (sc. *de la vigne*) *a soueveté, la fleur agreableté et le fruit douceur, et tout ce trouveras tu en Marie,* Mir. ND. 22, S. 309; *l'agreableté de son administracion* (der Jgfr. Maria), ib. 31, S. 156.

agrée, s. f., 'Behagen', s. Scheler, Gl. zu Froiss. Poés. u. dazu auch: *Si l'emportent et demainnent a leur agree,* ib. I, 345; *or tient En sa douce agree* (es liegt an, hängt ab von) *Que s'amour me gree,* ib. II, 281, 169.

* *agregation,* s. f., 'Zusammenhäufung': *si comme dit Tederic et Serapion en 'agregations'* (lat. aggregatio), Mondev. Chir. 1420.

agregier, vb. intr., 'Wert haben', vgl. *ensi la parole [qui] soit trop longue a ceaus qui la lisent non agregera mie* (legentibus ... non erit gratus, Hg. schägt, wohl m. Recht, *agreera* vor), Macc. XV, 40.

agresser, vb. rfl.: *Quant Guyon voit comment la maisnie s'agresse Et se tue l'un l'autre,* GLiége 10170 (Sch.: s'exciter, s'irriter).

agrever, vb. intr., sächl. Sbj.: 'schwerer, ernster werden, sich verschlimmern': *Et ensement adont agrieve Celui* (Dat.) *ses dieus et renouvielle,* JCond. I, 329, 842.

pers. Sbj.: *En lor malaidie agreverent* (es erging ihnen schlimmer), 15, 4 in Oxf Ps. S. 270 (Oxf. Ps. *multipliees sunt les enfermetez de* multiplicatae sunt infirmitates eorum).

trans., sächl. Obj., *agrevé estre sur* ... 'gebürdet sein auf, lasten *Kar les meies iniquitez suralerent mun chief e si cume pesant f agrevees sur mei* (et sicut onus grave gravatae sunt super me), Oxf. P 'beschweren, niederdrücken, entkräften': ... *affin que vous ne cui que sans cause nous detordons nos membrez aggreues de ce commun labo vous respondons que bonne raison nous moeult de ce faire,* Pr.-Clig. 'verschlimmern, verschärfen': *ne je* (Fräulein Soredamors) *croy qu n'agrevera point tant mon martire qu'il faille que je requiere vng h amours,* Pr.-Clig. 290, 45.

pers. Obj. 'belasten, bedrücken, bedrängen', auch: *Vostre aumosn veez, Car, certes, plus que ne veez Sui aggrevez,* Mir. ND. 36, 819; *conques maladie qu'il fussent agrevé,* Terre de prom. 36, 25;[1] *Alixa sentant aggrever de malladie appella son enfant Cliges,* Pr.-Clig. 304

rfl., auch: *Ains doubt* (sagt die Kranke), *sanz me trop agrever, Qu ne puisse lever,* Mir. ND. 6, 1022.

agrevé 'beschwert, schwer', *Il ne nous fault pas doncques demand regres, quels agreves soupirs et sangloux ne quelles larmes faisoit En* Erec 284, 6.

** *agricole*, s. m.: *dedens son agricolle,* GLiége 1997 (Scheler: t

* *agriculteur*, s. m., s. A. Delboulle, Rev. d'hist. litt. de Fr. I, 49

agroi, s. m., ein weiterer Beleg bei A. Delboulle, Rev. d'hist. li I, 493.

agu, adj., 'spitzig', auch: *pauz agus* (zum Martern, *clavos acu* Pr.-Leg. M 63, 7; *ague lance,* Eust.-Leb. 1394; *une lance ague,* BCon *Dous cornes ot agues* (die beste), Thaon Best. 763.

'scharf': *si cum novacle agu* (sch. Schermesser) *fesis tricherie* (si cula acuta), Oxf. Ps. 51, 2; *Si comme a novacle ague Fait a* (sc. *t tricherie esmolue,* Reimps. ib. in Oxf. Ps. S. 296; *sicume rasuir agu tricherie,* Cambr. Ps. 51, 2; *la langue d'els espede ague* (gladius acu Ps. 56, 6; *Lor loenge est espee ague Qui de nouvel est esmolue,* Rein Oxf. Ps. S. 299; — *per la purgation des humeurs agues, adustes,* Mon 1569; — *Quant Mercure lui fist clignier* (lui: *Argus*) *Au son de agus Ses yeulx,* ... (durchdringend, hell), Froiss Poés. III, 245, 26.

übertr. 'scharf, scharfsinnig, spitzfindig', auch: *Que vos dirin jo agu engin el fu contra cels qui no creïant* (quam acris ingenii ... c Afr. Pr.-Leg. M 50, 17; *Vous qui estes de sens fres et agu Plus q* Froiss. Poés. III, 79, 24; *mon esperit tres agu,* ib. II, 57, 1945; *pe yeuses et agues,* Pr. Clig. 291, 7; — v. Pers.: *enparlez ne agus,* Alexi *homen ... li p'us agu d'engin,* Afr. Pr.-Leg. G 15, 5; *les gardes de* Froiss. Poés. III, 185, 20.

übertr. 'hitzig, eifrig' auch: (v. Pers.) ... *S'asaillissent tuit ent agu et tuit acerin Lor enemis plus aigrement, Tuit fres, sanz poin mant,* Prior. Veg. 6660.

sbst. 'Spitze' (God. *agut*), auch: *Les hueses contremont, l'agu d pré,* ChSax. 3177; 'Schärfe, Schneide': *Mut s'entredunent grans colee plat, or de l'agu* (sc. *des espees*), Ipom. 4879.

aguille, s. f., 'Nadel', auch: *ouvré a l'aguille,* BComm. 2345; *A s'aguille enfile* (der Tod) *Al p'us vaillant come au plus bas,* (Zschft. 22, 55) 122; — Minimalwert: *Ne vaut ... une agille,* B 310; *Ne vaut une escassee agille,* ib. 12, 334.

---

[1] La Terre de Promission, hg. von M. Roesle, Landshut 189 zum Jahresbericht der Kgl. Realsch. Landshut).

* *aguilletier*, s. m., s. A. Delboulle, Rev. d'hist. litt. de Fr. I, 494 (14. J.).

aguillon, s. m., 'Stachel, Dorn', auch: *stiga, aguillon*, Cath. Lille 131; (Treibstachel zum Antreiben des Esels:) Prov. Vil. 220, 7; Eust. Moine 1015; JCond. II, 215, 149, (des Ochsen:) Karlsr. 286; *Tel aguillon i a fait atacier* (sc. am *braier*), *Plus de cent saus li cousta au paier*, Mon. Guill. I, 367.

bildl. auch: *cele iustise avoit anceos auuillon que baisier*, SBern 177, 14; *par les aguillons de le char*, Job 360, 20; *sent ancor l'aguilhon de sa corruption*, ib. 337, 2; *des aguilhons de sa iror*, ib. 365, 18; *l'aguilhon de felonie*, ib. 311, 24; *et li aguillons de charita me point* (pungit charitatis stimulus), Afr. Pr.-Leg. M 37, 9.

aguilloner, vb. trans. '(mit dem Treibstachel) stacheln, antreiben': *Wistasce aguillonne Romer* (d. Esel), Wist. Moine 1010; bildl. auch: *Mais jel vous ai tant timoné Et tant point et aguilloné Que un formage que il a ... vous donra*, Chast. XX, 133.

aguisier, vb. trans., 'schärfen; zuspitzen', auch: *cos, une pierre dure a aguisier couteaux*, Cath. Lille 48; *deloires aguisies*, Prior. Veg. 5050; *je aguiserai si cume fuildre la mete espede* (Si acuero ut fulgur gladium meum), Cant. Moys. in Oxf. Ps. S. 247, 61 (5. Mos. 32, 41); *Magree lo dos li aguise* (dem Pferde), Ly. Ysop. 2317; *Et trop aguisiés (est) ses mentons*, Froiss. Poés. II, 352, 45.

aguisier ses denz auch MFecFab. 75, 10.

mit pers. Obj. *auc. a auc. r.* 'jmdn. zu etw. anstacheln': *por aguiser les a bataille*, Macc. 6, 34.

aguisie 'scharf, hitzig, ungestüm': *Si feront là estour qui sera aguissiet*, GLiége II, 6230; *Celui resamble ..., Qui a le mal d'ytropesie, Qui de volenté aguisie Veut boivre sanz atemprement*, JCond. II, 66, 562.

ahäir, vb. trans., auch: *Mout l'ahäirent veirement*, Ev. Nic. 231.

ahaitier, vb. trans., ~*ié* 'froh, zufrieden, wohl': *chien si cras touz et oisiaus, Si ahaitié et en bon point Que ...*, Watr. 254, 713 Var.

ahan, s. m., 'Geburtswehen': (die Mutter zu ihrem Sohn) *Il avra demain quatorze ans Que de toy souffri les ahans*, Mir. ND. I, 738; ib. 15, 457; ib. 37, 353.

'Arbeit', auch: *Cil qui entré en l'ahan erent Au matin et qui le maintinrent D'chi a la nuit, grant plait tinrent*, JCond. II, 45, 1468.

ahaner, vb. trans., 'bearbeiten, bestellen', auch: *por ahaneir un petit cortil* (ad parvum hortum excolendum), Dial. Greg. 29, 12; *A chiaus qui la vigne ahanerent*, JCond. II, 45, 1467.

* *ahanter*, vb. trans., '(gewohnheitsmäßig) aufsuchen, wohin ziehen': *Li chevaliers si doit aprandre Garnir haberges, car atandre I puet granz biens sanz nule failles, S'il vuet ahanter les batailles*, Prior. Veg. 1600 (= *Li chevaliers doit aprendre a garnir les herlerges, car riens ne lor est si pourfitable en bataille*, JMeun, ArtChev. 29, lat. in bello).

aharnaschier, vb trans., (mit pers. Obj.): ... *Si l'ont bien fait aharneskier Et atorné con chevalier*, Julian 1175.

** *ahide*, adj, 'gräßlich, scheußlich': *quar trop ere laiz a rëir et ahides*, sc. der *mesel* (nimis enim erat [in] aspectu horribilis), Afr. Pr.-Leg. F 34, 4.

* *ahorer*, vb., s God. *aheurer*, Scheler, Gl. zu Froiss. Poés.: *aheurer* u. zur GLiége: *aheureir*.

ahors, interj., auch: *De la merveille je me sainne Comment j'oc onques sanc en vainne De penser lors Si grant oultrage. Ahors! ahors!* (pfui!), Froiss. Poés. I, 110, 182)

ahurter, vb. trans., *auc. r.* 'stoßen auf, geraten auf, treffen': *Li fous, s'il parole tux tens, Aucune foix ahurte sens*, Ipom. 2629.

auc. a auc. r. auch: (jmdn. zu etw. treiben, bringen, pass. sich entschieden haben zu, aus sein auf) *Car quant homme y est ahurté* (sich zu verheiraten), *En ayse vit, en verité, Plus grant que s'il estoit sanz femme*, Mir. ND. 34, 31; *Or regarde se p'us enrie As d'estre serf toute ta vie, Povre et vivre en malëurté Que d'estre a richesce ahurté Et franc aussi*, ib. 36, 1151.

äi, interj., in Vbdg. m. *las* auch: *Häi lasse! por quoi m'a donques Cliges morte sans nul forfet?* Clig. 4482 S; mit *helas*: *Äy! helas! que feray?* Mir. ND. 16, 861.

ai, interj., auch: *Aimi! Aimi! Aimi! Diex! amoretes m'oïent*, Salu d'Am. (Zft. 24, 361) 67.

aidable, adj. 'förderlich, nützlich': *ce sera Chose a tox moult profitauble Et moult bone et moult aidauble*, Prior. Veg. 8610; *Et a totes choses aidaubles Se doit l'on vistemant dafandre*, ib. 9658; *armëures moult profitaubles, Moult tres bones et moult aidaubles*, ib. 11288.

aidance, s. f., 'Hilfe, Beistand': *faire ~a auc.: De quatre mil courreurs qui li fisent aidance Recula vint mil hommes*, Bast. 4746.

aidant, adj, 'nützlich, förderlich': *Comant l'on fait a cex dedanz Agaix qui as nox soit aidanz* (Überschrift), Prior. Veg. 8466; ... *Agaix qu'as autres sont aidanz*, ib. 9930.

sbst. 'Helfer', auch: *Mult par li fu leials serjanz Et en tuz ses besoinz aidanz* (et interpres fuit ei devotus), MFcePurg. 1982; *Diex me fu au besoing aidans*, JCond. I, 44, 1449.

aideor, s. m, im plur. 'Hilfstruppen': *soient legionaire ou aydeeur ou autre* (auxiliares), JMeun, ArtChev. 81.

aidier, vb.: *a auc. d'auc. r.* 'jmdm. in Beziehung auf etw., bei etw. helfen', auch: *Que de sun plet li deie aidier* (bei s. Prozeß), MFcFab. 56, 18; *Ja ne t'en aiderai anceis*, ib. 77, 15; *Pur ceo qu'il* (vorausgesetzt daß) *l'en volsist aidier* MFceEquit. 242; *Car de chascun vorra savoir le couvenant Se de ceste besoigne li vorront estre aidant*, BComm. 3384.

a auc., sächl. Sbj. 'helfen, nützen': *Ke rien ne li aiue ki en l'altre secle se repent*, PoMor. S. 162, XII; *dont ne li puet aidier*, ib. 184d; *Ne sai se li mien ver nului aidier poront*, ib. 579c; *Se tot ne lor aidoit la place Contre la force et la menace De nos enemis, la fort huerre ... Lor aida par maintes foïes*, Prior. Veg. 8647; *quant ele* (die Ebbe und Flut des Meeres) *s'acorde au cours des nés, ele lor aide, et quant ele lor est contraire, si les retarde*, JMeun, ArtChev. 172; *a cels qui sont ensi seurpris ne vertus ne multitude de pueple ne lor puet aider*, ib. 124.

(*a auc.*) c. Inf. auch: *Dont repenront il lur cors ki ci les aidont uencre*, Job 344, 19; *Deux, ayde nous sauver l'empire*, Reimps. 67, 22 in Oxf. Ps. S. 304; *Renar, quar m'aide Courir ma naige qu'est si laide*, Ly. Ysop. 3029; — *a* c. Inf. auch: *bone chose est d'un bon chevetaigne en .i. grant bataille et moult ayue a avoir victoire*, JMeun, ArtChev. 99; *Por tox engins aidier a faire*, Prior. Veg. 8977; *Et vez me ci toute aprestee D'aidier a faire le service*, Mir. ND. 7, 713; ib. 34, 2395; *Se ne m'aidïez a porter Mes dolours, perdue seroie*, ib. 1, 530; *Je vueil ... li aider a pourveoir De ce que pour sa garison Li fault*, ib. 27, 492; ib. 37, 1771; — *de* c. Inf: *Et li ciel ne li elemant N'aident mie tant soulemant De doner force au cors de l'ome, Mas ...*, Prior. Veg. 314.

venir aidier a auc. 'jmdm. zu Hilfe kommen': *vien mei aidier*, MFceFab. 71, 15.

ne pooir aidier auc. que ne ... 'jmdm. nicht dagegen helfen, davor bewahren können zu': *Ne peitraus ne çangle n'estriers Nes pot eidier que par deriers Chascuns d'eus la sele ne vuide*, ChCharr. 7058; *Se leur monnoie ne changassent* (die Kaufleute) *Ou premier change ou il passassent, Nus ne les en pooit aidier* (vorausweisendes *en*) *Ne par proiier ne par pledier Que leur monnoie ne perdissent*, JCond. II, 2 2, 155.

rfl., sächl. Sbj.: *li engiens* (d. Kriegsmaschine) *ne se puet aidier* (in Wirksamkeit treten), JMeun, ArtChev. 150.

** *aïe*, adj. f., in *Aïe Sophie* (*αγία Σοφία*): *En une bele iglise eslite Qu'est Aie Sophie dite*, Adg. 181, 150; ib. 218, 59, vgl. *agie*.

aïe, s. f., *d'auc. r.* 'bezüglich einer Sache, gegen etw.': *Ne n'oserai de mes dolors Aïe querre ne secors*, Clig. 636.

faire aïe a auc.: De priiere aïe li font Les dames, ChLy. 4519; *au compaingnon porra bien faire aïe,* AmAm. 2866; *Tant com Dieus aïe me faisse* Reimps. 117, 6 in Oxf. Ps. 339; *On souloit tenir de maisnie Les povres preus et faire aïe,* BCond. 251, 185; *Ieeste aïde ... Nous fait mierois,* ib. 362, 2698; JCond. II, 297, 253; Mir. ND. 33, 1642; Froiss. Poés. I, 337, 3734; — *doner aïe a. auc.: Dune a nus ajude de tribulation* (da nobis auxilium de tribulatione), Oxf. Ps. 59, 12; gleichlautend (auch lat.) 107, 13; Cambr. Ps. ib; *Deus, en triboul nous donne aïe,* Reimps. ib. S. 301; *Dune a nus aïe en tribulatiun* (in tribulatione), Cambr. Ps. 59, 12; — *porter aïe a auc.: Nostre Sire ajude port a lui sur le lit de sa do'ur* (dominus opem ferat illi super lectum doloris eius), Oxf. Ps. 40, 3; — *prester aïe a auc.: az pluisors fuianz iloc prestat en apres aiue* (remedium praestitit), Dial. Greg. 25, 21; — *avoir auc. en aïe: Lor joie iert par tristor fenie, Se il n'en ont diu en aïe,* FlBl. 2630; *Dieu arons en ayue Et la vierge Marie,* BComm. 1293; — *estre a auc. en aïe: Et ce's qui te sunt en aïe,* MFecFab. 65, 18; *que en aïe li fust* (ut esset ei in auxilium). LRois (L) 393; *Sire, seies nos en aiua,* Afr. Pr.-Leg D 27, 7; *Il nos seit en aiua,* ib. K 74, 18; *Apres pri Debonaireté ... Qu'ele soit tousjors en s'aïde,* Beaum. (ed. Such.) II, 223 (Salu d'Am 854); — *trametre auc. a l'aïe d'auc: Sire, avirona ta sirventa de ta gloiri et tramet a m'aiua grant moutia de tos angelos,* Afr. Pr.-Leg. K 26, 5; — *venir en l'aïe d'auc.,* auch: *E li rei ki furent venuz en l'aïe le rei Adadezer,* LRois (L.) S. 154; *et el me comandet que jo venisso en t'aiua,* Afr Pr.-Leg. K 41, 16; *el escoute les oraisons als crestins et est venus en lor aïe,* ib. L 3, 7; — *venir a l'aïe d'auc.: od les reiz ki venuz furent a sa aïe,* LRois (L.) S 324; *Pur ceo, bel sire, cungeie les reis ki viendrent a ta aïe,* ib. S. 326; — *venir a auc en aïe: Cil de Sirie e de Damasche vindrent en aïe a Adadezer le rei de Sola,* LRois (L.) S. 147; — *faire auc. r. en l'aïe d'auc.: per l'exotre* (Zugbrücke) *Que faiz est en l'ahue nostre,* Prior. Veg. 9572; — *a l'aïe de,* beisp. auch: *a l'aiua de Deu* (auxiliante Deo), Afr. Pr.-L. M 19, 22; — *par l'aïe d'auc.: celui per la cui aiua et per lo cui conseil tu pos veintre ...* (cujus ope et auxilio), Afr. Pr.-Leg. G 4, 2; *et longe vie Doint al conte par qui aïe, Par qui grace l'estoire est faite,* Julian 4852; *Encor nel rengera pas cist ... Se par l'aïde celui non Qui ...* Veng. Rag. 5144; — *par aïe de: l'empainte de cel floc* (= *flot*) *ne puet estre vaincue par ayde d'avirons* (auxilio remorum), JMeun, ArtChev. 172; — *avec l'aïe de: Et le conquist par vasselage Avecques l'aïde et l'acroi De Melee,* Froiss. Poés. II, 343, 66.

v. Pers. 'Hilfe, Helfer': *Dame* (Mutter Gottes), *tu ies lor esperance* (der Sünder) *Et lor conseil et lor aïe,* Coment Theoph. vint a penit. 1291 in Ruteb. (ed. Jub.²) III, S. 290; *Diex gart et t'entree et t'essue, D'or en avant te soit ajue,* Reimps. 120, 8 in Oxf. Ps. 8 346.

plur. 'Hilfstruppen': *On devisoit anciennement les homes a pié en .ii. parties, c'est assavoir en aydes et en legions* (auxilia), JMeun, ArtChev. 41; *Entre les aydes et les legions a tel difference que les aides sont faites de gens a pié, qui ...* (auxilia), ib. 42 u. öfter; *L'en devisoit totes foïes Les janz a pie en deus parties, C'est a savoir, voir en dions, En äides, en legions ...,* Veg. 2174; *Les äides sont devisees De janz de diverses contrees,* ib. 2201 u. öfter; *Je voi en la bataille contra los indians qui sunt en la terra de Persi et ont amene granz aiues des Medians contra nos* (Medorum auxilia), Afr. Pr.-Leg. G 3, 8.

aigle, s., 'Adler', das röm. Feldzeichen: *ceste* (sc. *legions*) *ressoit l'aigle, qui est li plus nobles signes en l'ost as Romains,* JMeun, ArtChev. 46; *Aquilifer estoient apellé cil qui portoient les aigles,* ib 48; ib. 47, 49, 83; *Ceste* (sc. *legions*) *doit l'aigle recevoir Qui est ordonee, et per voir, D'estre li tres plus nobles signes Qui fut en l'ost de lor mëismes,* Prior. Veg. 2463; ib 2584; *De legion li soverains Signes est et li premerains Li aigles,* ib. 2921.

aiglel, s. m., als Wappen auch Froiss. Poés. II, 324, 29.

aiglente, s. f., als Eigenn.: *L'une ot non Ysabiaus et l'autre ot non Aiglente*, Berte 1240; *Aiglante*, ChSax. 3046.

** *aignen*, s. A. Delboulle, Rom. 31, 351.

aigre, adj, 'sauer', v. Wein: *et plusieurs d'iceux* (sc. der *vins*) *devindrent aigres et puants*, Jean de Troyes, a. 1473, bei Buchon, Chron. et Mém. I, 304b.

'scharf, beißend': *aigre feu* (Krankheit), Rom. 37, 371, 74 (Recettes médicales).

'herb, bitter, hart', auch: *li poisson, dont c'est trop aigre mescheance, deveurent illuec les cors sans sepulture* (qui acerrimus casus est), JMeun, ArtChev. 174; *Le cors ot taint et noir et maigre Con cil qui a maint jornel aigre*, Julian 1384; *Je croy, sire, qu'il li convient Donner un plus aigre martyre*, Mir. ND. 24, 421.

'heftig, leidenschaftlich, feurig, eifrig, wild, grimmig', auch: (v. Abstr.) *Ysengrins n'ot soing de sejor Qui auques ert d'aigre corage Et qui convoitoit le formage*, Chast. XX, 214; *Car mi desir si aigre sont Et en mon cuer sont si parfont Que ...*, Mir. ND. 13, 1392; *Tant sont plus aigre et plus angrez* (die *rive*) *Con plus nos essaillent de prez*, Dav. Proph. 297; *quant el tens de sa iurente par aegre batailhe lassevent li eschalfement de la char* (acri certamine), Dial.-Greg. 17, 4; (v. lbdn. Wes.) *mout estoit hardiz et egres En batailles*, Meraug 3772; *Je sui* (sagt *Aristote*) ... *Lais et pales et noirs et maigres, En filosofie plus aigres Que nus c'on sache ne ne cuide*, M. Rayn. V, 234, 340; *et suelent par usaige nourrir dedens les tours tres aigres et tres saiges chiens* (acerrimos et sagacissimos canes), JMeun, ArtChev. 156; *Aigre doivent estre et saige, De loinz flairant* ... (sc. d. Hunde), Prior. Veg. 9903; *Où sont lupart aigre et taillant?* Froiss. Poés. I, 310, 3035; mit *de* c. Inf. auch: BComm. 1744; 2276; Watr. 50, 237; Froiss. Poés I, 252, 368; Pr.-Clig. 329, 39.

aigreté, s. f. 'Schärfe', übertr. auch: *Jhesus ... a souffert mort hors de la porte, c'est assavoir hors de Jherusalem, en quoy nous appert de son sanc esperdu l'auctorité, de l'effusion de ce sanc le commun profit et utilité et de ceste effusion la detresce et l'aigreté* (Bitterkeit), Mir. ND. 28, S. 317.

aigrun, s. m., auch: *tous aigruns et tous lëuns* (acrumina), HdeMondev., Chir. 2050; Rom. 37, 367, 55; *Pour bref telz maulx d'Amours guerir, Esgrun de Dueil te fault fuyr, Les poix au veau te sont contraires*, Rond. v. Simonnet Caillau in Chd'Orl. (ed. d'Héric.) II, S. 194.

aigue, s. f., 'Wasser', im plur.: *et quant il* (sc. *li fossé*) *commenceront a seuronder des yaues* (cum aquis coeperint redundare), JMeun, ArtChev 140; *qu'il n'usent pas d'ordes yaues ne de palus, car buvraiges de malvaises yaues est sanlables a venin* (perniciosis vel palustribus aquis; malae aquae potus), ib. 76; *Mortex i proingnent maladies Per les eves que sont conchies*, Prior. Veg. 4278.

'Wasser (zum Waschen nach Tisch)', dazu: *Apres mengier l'eaue demande* (Imp.), *Car la fisique le demande; Mains ont malvais ex et vilains Quis ëussent et biax et sains, Se tant d'affaitement sëussent Qu'apres mengier l'eaue* (l. *laué*, *lavé*) *ëussent*, Chast. XXIII, 211; *L'iaue aportent apres manger Doi vallet et il ont laré*, Ferg. 30, 31, vgl. *aigue chaude*.

'Wasser (zur Morgenwaschung)': *Au matin, quant li rois s'esvelle, Vest soi et chauce et aparelle Et demande l'iaue a laver ... Li rois lava et mains et bouce Et a ses iols de l'iaue touche*, Ferg 8, 33.

corner l'aigue, Sp. 236, 47, auch *crïer l'aigue: Ne demora mie granment ke on cria l'ewe au castel*, Pr.-Julian XIV, 4; weitere Beispiele bei A. Schultz, Höf. Leb.2 I, 416 1.

'Taufwasser': (Jesus:) *nulz n'enterra Ou regne Dieu, qui ne sera Aussi comme maintenant nez Tout de nouvel regenerez En yave et ou saint esperit*, Mir. ND. 5, 947. Vgl. ~ *sacree*.

'Tränenwasser', auch: (zum Abwaschen der Sünde) *car ki l'avoir Cele iauve* (abhängig von *avoir*) *a confesse là vee, N'iert lavés ne l'ame lavee De*

lui, ..., BCond. 224, 581; *Par ses beaux yex li descendoit a cours Li aigue douce*, Froiss. Poés. I, 353, 172.

'(heißes) Wasser': (zum Baden) *Apries aighe caude se dierve* (der König), JCond. I, 359, 123; (zum Waschen der Hände) *Delex le dois, au chief d'un banc, Troverent deus bacins tox plains D'eve chaude a laver lor mains* (vor Tisch), ChCharr. 1004; *La tab'e tantost oster fist Et puis l'eve caude demande* (nach Tisch), Percev. 36637 (s. A. Schultz, Höf. Leb.[2] I, 432[1]); (als Fußwasser) *Les piex en iaue chaude doucement li lava* (der *serjant* dem *Alexis*), Alexius Q 1156; (als Verteidigungsmittel) *Et jetet ... carbons caus et ere caude Qui cels dehors art et escaude*, Veng. Rag. 2915; *ere boillant* als Art des Gottesurteils, s. A. Schultz, Höf. Leb.[2] II, 174[2]; *eschauder auc. sans aigue chaude: Car il estoit juëre as dés, Dont souvent en fu escaudés Tout sans aiwe caude et sans fu*, JCond. I, 337, 1100 (Scheler: *eschauder* faire éprouver un dommage); *N'est nus, s'il les poursuit lonc tans, N'en soit sans chaude aige eschaudeis*, ib. II, 24, 755.

'(kaltes) Wasser': (zum Kühlen des Gesichts) *Et puis a pris de l'aiwe froide, Dont le viaire li refroide*, JCond. I, 342, 1263; (als Trinkwasser) *Et but de l'eve froide au pot*, ChLy. 2858; (als Trank zum Stillen von Leid) *Si voisin ki entor li* (die trauernde Witwe) *mainent Li font boire de l'aigue froide, Por ce que ses duex li refroide*, Tr. Belg. I, 227, 47; (als Art des Gottesurteils), s. A Schultz, Höf. Leb[2] II, 174[2].

~ *de fontaine* (Quell-, Brunnenwasser): *eve froide de fontainne*, ChLy. 2881; *Et que l'eve qu'est bone et seinne, Soit de riviere ou de fonteinne, Ne nos soit trop loinz ausimant*, Prior. Veg. 5293.

~ *de la mer:* (zur Heilung) *celes*, sc. *ulceres, qui sont sans putrefaction notable soient curees o medecines esfroidissantes et sechantes, si comme eaue de mirte* (aqua myrtillorum, lat. Heidelbeer-W.), *eaue de rose* (aqua rosarum), *eaue de pluie; celes qui sont o putrefaction soient curees o eaue de cendre, eaue de la mer ou salee et semblables*, Mondev. Chir. 1571.

~ *de pluie: cisternes pour recevoir les yaues de pluyes qui chient des maisons*, JMeun, ArtChev. 144; (zur Heilung) Mondev. Chir. 1571. Vgl. *Ne cuit qu'onques si fort plëust Que d'iaue i passast une gote*, ChLy. 417.

~ *de riviere* s. ~ *de fontaine*, Prior. Veg. 5293.

~ *de cendre:* (zur Heilung) Mondev. Chir. 1571.

~ *de grace: Vostre chier fil puis nommer justement Mer de purté pour toux vices laver, ... Pierre ou l'yaue de grace fu puisie, ...*, Mir. ND. 30, S. 151, 51.

~ *de mirte:* (zur Heilung) Mondev. Chir. 1571.

~ *de rose:* (zur Heilung) Mondev. Chir. 1571.

~ *de vie*, auch: *Et la verge qui Justice comprent Voult Moises en la pierre assener Dont l'yaue yssi, ce nous moustre en figure Qu'en pierre Crist fu faite l'ouverture Dont a surgion issi l'yaue de vie*, Mir. ND. 30, S. 150, 29; *Boutés les* (sc. *violettes et roses*) *en aigue de vie A savoir qu'il en avenra Ne que leur oudour devenra*, Froiss. Poés. II, 242, 232.

~ *beneoite: esparst l'aigue benite sor les membres de celui*, Dial. Greg. 47, 10; *L'ewe beneeite sur els Jeterent li clerc*, MFccPurg. 469; *L'iaue benoite preste aray*, Mir. ND. 14, 1107; *ceste yaue benoite*, ib. 14, 1426; *isopus, une herbe, ou espergoir a yaue benoitte*, Cath Lille 83; *eau benoiste*, Journ. d'un Bourg. de Paris, a. 1422, bei Buchon, Chron. et Mém. I, 659[b].

~ *bone: Encor en fait on* (aus den Veilchen) *aigue bonne, Qui confort aux deshetiés donne* (Heilwasser), Froiss. Poés. II, 242, 243.

~ *corant: poissons de mer, D'aigue courant* (Flußwasser) *et de paisible*, JCond. II, 30, 981.

~ *douce* (süßes Wasser, Süßwasser im Gegensatz zum Seewasser): *Gent paienur ... Issent de mer, vienent as ewes dulces*, Rol. 2640; *Et puis bien formant si le leve* (v. *laver*, den *menu sablon* des Meeres) *Une foie en la douce*

eve, Prior Veg. 9078; *Mes or me dites, ... Se vous le volez* (d. Fisch) *d'eve douce. Et cil ... li a dit: Mes de mer, amie*, MRayn. I, 98, 37. Anders: *Et enconvient prendre garde en estié que yaue corrumpue ne maligneuse ne soit trop pres et que l'iaue douce et saintive ne soit trop loing* (lat. für je beides: morbosa — salubris), JMeun, ArtChev. 92.

~ *gregoriiene: Verei l'yaue gregorienne, Sire* (zum Bischof), *que je vous porteray* (zur Wiederweihung, *reconseillier*, eines *moustier entredit*), Mir. ND. 35, 13.

~ *norele: Et se croi, qui y foueroit, Aigue nourelle y trouveroit, ... Nous y ferons une fontainne* (junges W., Quellwasser), Froiss. Poés. II, 329, 11; *Le lieu ou nous alons est beaus, Nourelle aigue y sera trouvee*, ib. II, 330, 36.

~ *paisible*, s. ~ *corant*, (stehendes Wasser) JCond. II, 30, 981.

~ *sacree: Pour ce que c'est yaue sacree* (das W. der *piscine*, in dem Kaiser Konstantin v. S. Sylvester getauft wurde und gleichzeitig v. seiner *mezellerie* genas), *Il appartient c'on le deporte Huy d'aler et que l'en l'emporte En son manoir*, Mir. ND. 20, 714.

~ *salee*, s. ~ *de la mer*, Mondev. Chir. 1571.

'Wasser', im Sinne von Teich: ..., *La destinee a enveié En mi cele ewe un trunc le jur* (vorher V. 1 *en un estanc*), MFcc, Fab. 18, 13; *il estut En mi cele ewe tut en pes*, ib. 18, 25; *El funz de l'ewe l'embatirent*, ib. 18, 28.

'Wasser', im Sinne von Wasserlauf, Bach, Fluß: *Or si vos vuel ... chastiier D'une eve qui cest bois depart*, Gd'Angl. 2707 (nachher *ne passez pas la riviere*, 2711).

aigue rose, auch: *Les fontaines y sont d'eaue rose Et toutes les maisons d'ivoire*, Romv. 190, 16; *D'eve rose lor vis lavés*, Parton. 10660 (vgl. A Schultz, Höf. Leb.[2] I, 229); *Prisent l'aigue en dorés bacins, Aigue rose tot a fuison, Onques d'autre n'i lava on* (vor Tisch), ib. 10846 (vgl. A. Schultz, a. a. O I, 417[5]); *Car on en fait* (aus der *rose blanche et vermillette*) ... *Aigue qu'on appelle aigue rose, Qui est bonne pour les hetiés Et necessaire aux deshetiés, Car les grans calours assouage; On en rafreschit son visage Et si en moulle on bouche et mains*, Froiss. Poés. II, 239, 134; *quoi qu'en maints lieux viens et vas, De tele eaue onques ne lavas, Elle est doulce comme eaue rose*, ib. III, 44, 1477.

** *aiguerot*, s. m., s. Rom. 38, 450.

* *aiguiere*, adj f.: *de ci a porte Aigiere*, Aym. Narb. 502; *par Porte Aigiere s'en issent eslessié*, ib. 3682 (Thor v. Narbonne, Porta Aquaria, s. Aym. de Narb. I, S. CLXIV).

ail, s. m., als Minimalwert, andere Verba: *Ne retenray qui vaille un ail De ma terre*, Mir. ND. 28, 694; *Il ne lés doute pas doux ax*, Julian 1050.

aillee, s. f., als Minimalwert auch Aiol 9542, 9676. 9788.

bildl: *et l'ame malbaillie Compere toute ceste aillie, Quant li cors est de toi* (Welt) *saillis*, Watr. 158, 83 (Scheler: choses viles).

aillors, adv. 'anderswo', auch: *n'aillors ne ci*, Gd'Angl 1876; *aillors que ci*, ChLy. 3949; *ailleurs que chi*, Froiss. Poés. II, 192, 1061; *aillors de ci*, GraalC 6756 (s. ferner Tobler, Verm. Beitr. V, 29); — *par aillors* 'an anderer Stelle; auf einem anderen Wege': *Li un pendeient crüelment Od cros ardanz diversement, Par oeilz, par nes e par oreilles ..., Par genitailles, par aillurs, E par les joes les plusurs*, MFccPurg. 1089; *Car par la plus que par aillors Soloient la plus grant cyrpainte Faire sovant*, Prior. Veg. 7122; *Ne puis je savoir ... s'il sont Reperié par aillors ou non*, Meraug. 2781; *par aillors ne pooient Reperier en la forterece Fors par mi ceus qui ...*, ib. 5614; *Là iras tu droit au manoir De Prouesce et nient par aillours*, Watr. 192, 157.

'anderswohin' auch: *N'aillors ne pot ses iaux tenir*, Gd'Angl. 2469; *aillours que ci*, Froiss. Poés. II, 55, 1850; *ja ne vous sera besoing de l'emmener ailleurz de vostre meson*, Pr.-Clig. 327, 19.

von geistiger Richtung auch: *Car tant est d'eles enbëux Et de lor amor decëux Qu'il ne pensast ja mes aillors*, Troie 28603; *Chis espoirs est mes retours ..., La me dedui si c'aillours Ne pens*, AdHalle XVIII, 2, 3; *Penser aillours ne pourroie* (als an Euch), AdHalle XXIII, 5, 4; *Emblé m'a mon cuer a toz jors* (die Dame), *Car je ne puis penser aillors*, Salu d'Am. (Zft. 24, 364) 190; *Qu'il ne savoit aillors pensser*, Auberee 80E (vgl. die Anm.); *Ta maigretés te fait penser Aillors que a toi deliter*, Barl. 12184; *Il vous couvient aillors penser, Qu'aillors est mise vostre entente*, ib. 13076; *Ce est que tu doiz regarder, Se tu ne vuez penser ail'ors*, Prior. Veg. 7519; *Car qui bien est, fols est qui ailleurs pense*, Froiss. Poés. II, 410, XLIX; *Elle voit bien par la sentensce Que mon coer aillours tire et pense*, ib. I, 179, 3127; — *Oliviers ne dist mot, ai'lours a son pensé*, Fierabr. 1424; — *Endroit de moi ki n'ai pensee aillours Me sui je bien de tou che garde pris*, AdHalle XIII, 3, 1; *celle besoingne Dont amours l'ot mis en teil soigne Qu'il n'avoit la pensee aillours*, JCond. I, 311, 253; — (Enide zu Erec) *Et dïent tuit Que si vos ai lacié et pris Que tot an perdez vostre pris Ne ne querez aillors antandre*, Erec 2565H; *Quant li rois ot sa fil'e* (die nur Garsilion heiraten will) *qu'aillors ne vuet entendre, Un tornoi fait crier*, Brakelmann, Chansiers frçs. 105, 145; *Pur ceo voleit sa fille aveir* (die Maus die des Windes), *Ne voleit mes aillurs entendre*, MFce, Fab. 73, 38; *Que tant ne sai tirer ne tendre C'a paines puisse aillors entendre K'a la destrece et a l'anguisse Qui mon cuer destraint et anguisse*, BCond. 329, 1789 (Scheler: se préoccuper de); *la fleche* (Amors) *Qui si m'ensonnie et me bleche Que je ne puis aillours entendre*, Froiss. Poés II, 22, 724; *Il fault que vostre plait cessons, Car d'entendre aillours pressé sons*, ib. II, 243, 264; — *Pas ne me vit* (der Ritter) ... *Et si avoit entente aillours qu'a mi*, Froiss. Poés. I, 349, 31; *Ne je n'ai aillours entente* (als nach der Geliebten), ib. II, 253, 236; *Et telement s'i esvigure* (Narcissus an der Quelle) *A regarder, dont pres dont loing, Qu'il n'a aillours entente et soing Ne aultre part ne voelt aler*, ib. II, 99, 3327; ... *Sui de mouroir telement curieus Que n'ai aillours entente, soing et cure*, ib. I, 86, 1155; — ... *cuidoient que* (sc. *la pucele*) *s'acoissast Et un petit se reposast. Mais aillors a torné s'entente. Tote nuit plore et se demente ...*, Ferg. 153, 13; — *Car il avoit aillors s'entencion*, Gaydon 2925; — *Car aillors blanche n'avoit* (er) *Fors ou blanc chevalier trouver*, JCond. I, 26, 870; — *Et s'ele rien amer devoit Por biauté que an li vëist, N'est droiz qu'aillors son cuer mëist*, Clig. 2816; (die junge Frau des alten Ritters, die Zureden ihres Fräuleins, sich einen Liebhaber zu nehmen, zurückweisend) *Se je metoie ailleurs mon cuer, Trop seroie et fausse et mauvaise*, JCond. I, 8, 248; — *Il ne prenoit onques repos De Dieu loer; autre propos N'avoit ne mise ailleurs sa cure*, Watr. 203, 135; — *Ne pense* (ich) *ailleurs metre m'estude Qu'en mener vie en solitude*, Mir. ND. 40, 1027; — *Ipomedon tut d'el parla E la parole aillours turna*, Ipom. 3108; — *Ensi le lais* (die Ausmessung des *buisson de jonece*) *par tanison Et emploie aillors mon pourpos*, Froiss. Poés. II, 42, 1404; — *ains me doit plaire Tout ce qu'elle* (sc. *ma dame*) *voelt dire et faire, Et se j'estoie ailleurs ahers, Je feroie tout au rerers* (verkehrt handeln), Froiss. Poés. I, 227, 549; — *Mais je me tieng dou paiement A vos, aillors ne m'en tendrai*, Julian 2059.

äimant, s. m. 'Diamant', vgl. auch: *cuers durs c'äimans*, AdHalle X, 4, 3; *En esperant Sans gouir ai mon tens usé, Pour coi conperer en durté Vous puis et doi a l'äimant*, ib. XXXII, 4, 8; *A l'äimant puis vo coer comparer, Chiere dame, et vos yex au faucon, Quoique merci me faciés esperer, Car point ne fault ces deus renacerer* (v. *acier*) *En plus grant dur, dont par comparison A l'äimant puis vo coer comparer ...*, Froiss. Poés. II, 407, XXXVIII.

Berlin. G. Cohn.

Die Kitzinger Bruchstücke der Schlacht von Alischanz und ihre französische Vorlage.

In der *Zeitschrift für deutsche Philologie*, Bd. 48, S. 96—114, veröffentlichte Albert Leitzmann im Jahre 1919 einen neuen Abdruck der Kitzinger Bruchstücke, der nach einer neuen Vergleichung der Originalblätter hergestellt ist. Leitzmann verweist in allem auf seine Abhandlung vom Jahre 1908: Zu den Kitzinger Fragmenten der Schlacht von Alischanz in den *Prager deutschen Studien* VIII, S. 387—99, Festschrift für Kelle. Hier verbreitet er sich über Heimat, Quelle und einzelne schwierige Stellen der Bruchstücke und gibt die geringe Literatur an, aus der die grundlegende Arbeit H. Suchiers in den *Germ. Studien* I, 134 ff. vom Jahre 1872 hervorragt. Man ist sich einig darin, daß die Bruchstücke ostfränkischen und niederrheinischen Dialekt zeigen. Aber während Suchier annahm, daß ein Ostfranke das niederrheinische Original überarbeitete, weist umgekehrt Leitzmann 1908 auf Grund der Veröffentlichungen Braunes nach: das Original ist ostfränkisch und in oder bei dem Fundort der Bruchstücke, Kitzingen, abgefaßt; die vorhandene Abschrift geschah ebendort von einem nordripuarischen Angehörigen, vielleicht im alten Kitzinger Frauenkloster. — Das Original stammt aus dem Ende des 13., die Abschrift aus dem Anfang des 14. Jh.s. Die Quelle ist das in Frankreich und darüber hinaus vielgesungene und verbreitete, in Deutschland vor allem im *Willehalm* Wolframs von Eschenbach nachgedichtete französische Heldenepos *Aliscans*. Über die Methode des Übersetzens sagt Suchier — und Leitzmann schließt sich dem an: Wo übersetzt wird, geschieht es recht getreu. Doch ist nicht Zeile für Zeile übersetzt, sondern öfters gekürzt worden, ganze Tiraden sind zusammengezogen. Zusätze finden sich nur wenige. Ganze Partien sind gereimt, aber der Übersetzer scheint allen Sinnes für poetische Schönheit bar; er zerstört Bilder, verwandelt direkte in indirekte Rede, und Form und Ausdruck sind hölzern und geschmacklos. Das Ganze macht den Eindruck eines Übersetzungsversuches ins Konzept.

Mit dem Verhältnis zu den französischen Hss. der Quelle hat sich Suchier a. a. O. befaßt. Leitzmann will nur eine Nachlese halten mit Hilfe der 1903 erschienenen Hallenser Ausgabe von *Aliscans*. Er stellt dabei fest, daß *K* (= Kitzinger Bruchstücke) wohl den Hss. *m*-*B*oulogne und *M*(arkusbibliothek-Venedig) sehr nahe steht, aber nicht genau zu ihnen stimmt; ebenso finden sich Anklänge an die franz. Hss. *L*(ondon) und *d* (Paris 2494). So liegt nach Leitzmann S. 395 dem *K* eine Mischredaktion vor, die nichts genau Entsprechendes in den erhaltenen franz. Hss. hat.

Wir wollen auf diese Quellenfrage hier eingehen. Über die französischen Hss. gibt es noch keinen sicheren Stammbaum. Es hat wohl nicht an zahlreichen Bemühungen gefehlt, aber das Material ist zu spröde, so reich es auch sein mag. Man unterscheidet zwei Textfassungen, eine ältere kürzere der Hss. *MLVde* und eine jüngere längere der Hss. *acdeCm* — wobei ich die Hss. *ABT* unter *c* zusammengefaßt habe. Besonders die Einzelkämpfe des jungen Rainouart au tinel haben zu dieser Unterscheidung geführt. In der Kurzfassung folgen auf den Kampf mit Borrel die mit Synagon, Haucebier, Golias, Gliboé, Desramé auf der Flucht zu den Schiffen, dann setzt der allgemeine Text wieder ein; d. h. Rainouart tötet Giboé (Var. Triboé) u. a., Desramé flieht mit den Heidenfürsten zu den Schiffen und segelt ab. In der Langfassung besteht Rainouart nach Borrel 1. dessen Söhne, 2. Agrapart, 3. Crucados, 4. Malegrape, 5. Grishart, 6. dessen Schwester Flohart, 7. Desramé, 8. dessen Sohn Tenebré, 9. Euré, 10. Haucebier, 11. Golias, hier setzt dann ebenfalls der allgemeine Text ein. — Man sieht aus dieser Übersicht schon, wie wenig einheitlich die Fassungen und auch die aufgestellten Hss.-Gruppen sind. Die Hss. *d* und *e* kommen in beiden Gruppen vor; und so stoßen wir bei ihnen zweimal auf die Namen der besiegten Könige Haucebier, Golias, Giboé; dreimal sogar auf Desramé. In den Hss. *ML V* treffen wir außerdem zweimal Giboé und Desramé, der das erstemal am Meere gegen Rain. kämpft, das zweitemal an derselben Stelle, gemäß dem allgemeinen Text, zum Meere fliehend geschildert wird. — Die verschiedenen hsl. Stammbaumversuche sind unter der Voraussetzung der Gruppierung der Hss. nach den beiden Fassungen nicht zu einer annehmbaren Lösung gekommen, auch der letzte Lorenzsche nicht (*Zs. f. r. Ph.* 31, S. 409 ff.). Die Unbeständigkeit mehrerer Hss. hat weiterhin mitgewirkt. Denn es stellte sich durch vielfache Untersuchungen auch der Nachbarepen von *Aliscans*, die alle in denselben Hss. stehen, als unzweifelhaft heraus, daß mehrere Hss. neben ihrer Hauptvorlage Nachbarhandschriften, ja sogar ältere Liedfassungen, benutzt haben, wie vor allem die Hss. *m* und *C*. In meiner Diss. über das Handschriftenverhältnis des (*Aliscans* einleitenden) *Covenant Vivian* (Halle 1908) habe ich S. 12 u. 67 eine feste Grundanschauung auch für die Hss. von *Aliscans* vertreten: Die Vermengung zweier Fassungen liegt allen Hss. voraus. Die Hss. haben die sich daraus ergebenden Mißverhältnisse mehr oder minder zu beheben versucht. Die Hs. *e* (Paris 1448) ist die an Umfang vollständigste und dem Originale, d. h. der Kompilation, textlich nächststehende. Sie schwankt nicht, wie Lorenz u. a. annahmen. Ihr Schreiber war ein einfacher Kopist, der nur wenige Floskeln und Wiederholungen sich geleistet hat. Wo *e* und *c* zusammenstimmen, ist die beste Lesart unbedingt verbürgt. Lorenz

hat nun außerdem die Vorzüglichkeit der Hs. *M* nachgewiesen — der *Cov. Viv.* fehlt in *M*. Die Hs. hat die Tendenz, nur die Kurzfassung aufzunehmen und hat *Aliscans* zu früh und eigenmächtig abgeschlossen. — Die Hallenser Ausgabe führt durch den Sonderdruck der Langfassung bei den Rainouartkämpfen und durch den Variantenapparat mit seinen Hinweisen den Leser irre; sie ist gänzlich neu zu machen. — Nun zu dem Kitzinger Bruchstück *K*.

K enthält bei Leitzmann 709 Verse; d. h. die Verse 5258—6670, bzw. Laisse CXXIb 64 von *Aliscans*. Inhaltlich setzen die Verse mit Rainouarts Erscheinen in dem Kampf ein, schildern seinen Sieg über Synagon mit den Feiglingen, dann die Rettung der gefangenen Grafen am Meer, das Zusammentreffen mit Wilhelm am Hügel. Margot und die Schwarzen kommen, darauf Acure, den *K* Hurepe nennt. Wilh. kämpft mit Desramé. Borrel erscheint, und die Einzelkämpfe Rainouarts folgen, nach der Langfassung bis Malegrape, nach der Kurzfassung bis zu Haucebier. Hier bricht *K* ab, Haucebier fehlt. — Drei Stellen sind besonders zu besprechen.

1. Gleich zu Anfang weist *K* einen Zusatz von 42 Versen auf (20—61). *Aliscans* 5297 entspricht *K* 19 und ebenfalls wieder K_{61}. Rain. hat mit seiner Schar den Kampf aufgenommen, da fliehen die Feiglinge, werden aber von Rain. zurückgeholt, geloben wieder Treue, und der Kampf geht weiter. Die Stelle ist eine Wiederholung der Flucht der Feiglinge vor dem Kampfe, aber der Text weicht nicht unbeträchtlich ab. *K* hat sie hier geschickt eingefügt, sagt Suchier. In der ältesten Textgestalt, in der *Chanson de Guillaume*, flieht Tedbalt mit Girart und Esturmi, als Viv. den Kampf begonnen hat; Girart kehrt bald zurück; auch die 20 fliehen später von Vivien weg nach dem Hügel zu, kehren aber ebenso bald selbstwillig zurück. Liegt in *K* wirklich eigene Erfindung vor, oder nicht doch Erinnerung an die alte Textgestalt? Fast die ganze Stelle ist direkte Rede, die *K* doch zu umgehen versucht!

Die zweite Stelle ist für uns besonders wichtig. *K* erzählt den Kampf Rainouarts gegen Borrels 14 Söhne zum Teil abweichend vom *Alicans*text. Rain. erschlägt fünf Söhne, vier liegen in Ohnmacht, der Rest flieht, die Christen siegen. Ein schwarzes Volk, das darauf herankommt, verfolgt Rain. nun siegreich bis hin zu seinem König Agrapart, der vor seinem Zelt die Flüchtlinge empfängt, zum Widerstand anfeuert und selbst gegen Rain. vorgeht. — *Aliscans* erzählt, d. h. die Hss. *cCm*: Rain. schlägt erst fünf, dann alle Söhne tot. Er nimmt deren Keulen und schleudert sie geringschätzig wieder von sich. Dann will er sich ausruhen; da naht Agrapart von den Schiffen her, in denen er eben erst landete. —

Hier ist zuerst auf die Ungereimtheit aufmerksam zu machen, daß Agrapart eben erst die Schiffe verließ. Alle Schiffe sind doch schon von Rain. zerstört bei Gelegenheit der Befreiung der gefangenen Grafen, und diese selbe Angabe wird später ausdrücklich aufrechterhalten, als Desramé zu den Schiffen flieht und nur noch eins vorfindet, alle anderen hat Rain. vernichtet, 6797/8: *N'i a vaissel qui ne soit estroés — Fors un tot seul qui en est eschapés.* Dieselbe Ungereimtheit begegnet uns wieder beim Herannahen Haucebiers, in beiden Fassungen. — Sodann findet sich in der Hs. *C* eine auffallende, interessante Variante zu 6039. Dieser Vers heißt in *cm*: *Au premier cop en fist .v. craventer*; in *C*: *Les .v. des freres fait ariere voler — Et .ix. des autres avoit fait craventer.* Die folgenden Verse aber schreibt *C* trotzdem mit *cm*: *Ains Rainouars ne fina de capler — Si les ot fait tous a lor fin aler.* Es ist klar: *C* hat die Variante zu V. 6039 eingefügt; *C* kannte eine Liedfassung, der *K* nahesteht; *K* hat nicht etwa selbständig erzählt! Vgl. auch *K* 587 und *Aliscans* 6279 Var., wo nur *C* in zwei Zusatzversen den Text von *K* bietet. — Nun bringt *K* nicht nur den Kampf gegen Borrels Söhne, sondern auch gegen Agrapart usw.; *K* folgt also der sogenannten Langfassung. — Aber *K* hat einen auffallenden eigenen Übergang zum Agrapartkampf! Die Parallele ist uns in *Aliscans* verschiedentlich angedeutet, doch nirgends vollständig so gegeben. Wir sehen sie einmal in der Kurzfassung: nach Borrels Tod treibt Rain. die Heiden vor sich her. Da taucht Synagon aus dem Nebel mit seiner Schar auf. Synagon und Bertran kämpfen; ein Nebel tritt hindernd auf; die Hörner der Heiden rufen zum Kampf. Desramé feuert sie an; Baudus verlangt die Herstellung eines tinel und stürmt danach in den Kampf, wo er Rain. vergeblich sucht. Dieser ist aus dem Kampf gegangen und ruht sich aus, da sieht er — nicht Agrapart, sondern Haucebier kommen. — Der Bauduskampf wird eingeleitet, aber abgebrochen, dafür naht Haucebier. — Auch hier hat *K* einige Zusatzverse, die das Sammeln und Anrücken der beiden feindlichen Heere nach Synagons Niederlage schildern. *K* stimmt in den vorhergehenden wie in den folgenden Versen so gut zu *Aliscans*, daß wir nicht annehmen können, diese Verse seien von *K* zugefügt. Und in der Tat zeigt *Aliscans* selbst mehrfach Parallelen dafür, wie meist nach dem Überwinden eines Gegners der Zustand bzw. neue Aufmarsch der beiden feindlichen Heere angegeben wird; vgl. 6114 ff., Laisse 147^{b} (: 6250 ff.), 6501 ff., 6644^{t} ff.: S. 354 171 ff. — Wir sehen die zweite Parallele für den Übergang in *K* im Anfang des Kampfes: Wilhelm ist bis zum Zelte Gohiers vorgedrungen und hat Baudus' Pferd für Aïmer erobert, da naht Synagon. Rain. entscheidet mit seinen Feiglingen den Sieg. Ein Heide meldet die Kunde von dem neuen Helden

bestürzt Desramé und Baudus. Dieser gelobt Rache, sobald er seinen Eisenhammer haben wird. Aber Rain. ist zum Meer gegangen, wo er die Grafen befreit. — Baudus' Kampf ist wieder nur angedeutet. Und wenn die Heiden in *K* bis vor Agraparts Zelt fliehen, so berichtet *Aliscans* sowohl vom Zelt Gohiers wie von der Standarte Desramés. Vor Desramés Fahne sammeln sich die flüchtigen Scharen Synagons, vor Gohiers Zelt wird Baudus, Aquins Sohn, V. 5192/3 von Aïmer getötet, nimmt Wilh. dessen Pferd, fällt gegen Ende der Rain.-Kämpfe Euré durch Rain., CLX^{b} 10 ff. — Die Übergangsverse in *K* stimmen in allem Wesentlichen zum Erzählungscharakter von *Aliscans*. Wir glauben nicht, daß *K* sie von sich aus zusetzte, wir halten sie vielmehr für ebenso echt wie die über die Borrelsöhne. Diese aber sind sicher echt, auch wenn sie in *MLV* und *de* fehlen; denn auch der Prosaroman erzählt davon S. 129 19 ff., daß die Söhne ihren Vater rächen wollen und von Desramé dazu angestachelt werden. Bei Desramé befinden sich Synagon und Baudus, der sich einen tinel anfertigen läßt, da sein Eisenhammer gegen Rain. nicht genügen wird. — *P* hat also die Niederlage der Borrelsöhne an Stelle der Synagons gesetzt und die Synagons unterdrückt. Ferner werden Borrel und seine Söhne als Einheit aufgefaßt, *Alisc.* 5091—92 u. 5987—88; man muß wie von Borrel auch von ihnen hören. Endlich weist die Variante zu Vers 6039 in *C* mit den Zahlen 9 + 5, ebenso 6279 Var. in *C* auf die Liedfassung bestimmt hin, die *C* und *K* kannten. Wir haben keinen Grund, an der Echtheit der anderen Unterschiede in *K* zu zweifeln, wohl aber gilt der Zweifel für die *Alisc.*-Hss. Die der Kurzfassung haben ganz offenbar die Borrelsöhne unterdrückt, und die Hss. *mcC*, in denen diese vorkommen, haben Synagon unterdrückt und den Text geändert: sie berichten nichts vom Sieg über eine Heidenschar, die zu Agrapart flüchtet, in ihnen schleudert Rain. die erbeuteten Keulen der Söhne weg, wie einst die von Margot. Die Hss. *MLVde* dagegen erzählen von Synagons Kampf, der Heiden neuem Sammeln unter Desramé-Baudus, ehe Haucebier naht. Sie tun das in ganz augenscheinlicher Anlehnung an den früheren Synagonkampf, den alle Hss. in gleicher Fassung bringen. Sie wiederholen diesen Kampf Synagons an genau der Stelle, wo *K* und *mCc* die Borrelsöhne erwähnen und in *K* die geschlagenen Schwarzen zu Agrapart flüchten, um mit diesem dann aufs neue anzugreifen. Es fällt auf, daß wir hier, bei den Einzelkämpfen Rainouarts, plötzlich auf den Bertrans gegen Synagon in der Kurzfassung stoßen; das befremdet uns um so mehr, als in dem ersten Synagonkampf alle Hss. in gleicher Weise Rain. mit seinen Flüchtlingen über Synagons Schar siegen lassen. Betonen wir noch einmal, daß die Kurzfassung sowieso den Text überarbeitet hat (zweimal Desramé und Giboé erwähnt),

so sprechen alle Anzeichen dafür, daß *K* in der Tat den rechten Text bietet. *MLVde* streichen die Söhne Borrels, schildern Synagons Kampf, gehen sofort zum Schluß der Rainouartkämpfe über, d. h. zu Haucebier, *de* dagegen zu Agrapart. *cmC* erweitern die Schilderung des Kampfes mit den Söhnen um die Erzählung von den Keulen, lassen dafür den Synagonkampf aus und bringen den Anmarsch Agraparts. *P* kürzt und ändert auch sonst: Borrels Söhne wollen ihren Vater rächen und werden von Desramé angefeuert; Synagons Kampf fehlt. — Noch eins wollen wir hervorheben. In Verbindung mit Synagon und der Flucht der Heiden zu Desramé wird Baudus erwähnt, der an Rain. Rache nehmen will, wenn er seinen Eisenhammer bzw. sein *tinel* erhalten hat. Beidemal ist aber gesagt, daß ein Zusammentreffen der Gegner jetzt unmöglich sei. Das erstemal wird deutlich auf den Kampf hingewiesen (5334—35), der nach der Schlacht und nach Desramés Flucht vom Schlachtfelde tatsächlich stattfindet (6824, 6869 ff.). Wir denken in diesem Zusammenhang an die Eingangslaissen von *Folque de Candie,* in dem Baudus den nach verlorener Schlacht fliehenden Wilhelm verfolgt und von ihm getötet wird, und an die entsprechende in *Aliscans* eingestreute Episode (1400 ff., 1473 ff.).

Wir kommen zur dritten bemerkenswerten Stelle in *K*. Nachdem *K* mit der Langfassung bis zu Malegrapes Tod gegangen ist — gegen Schluß ziemlich stark abweichend —, holt *K* von hier an die Kurzfassung nach und erzählt von Synagon und Desramé-Baudus, wo dann der Text abbricht. In *K* fehlt Grishart, Flohart, Desramé, Euré. — Wie kommt *K* dazu, die Langversion nach Malegrapes Tod zu verlassen und die Kurzversion zu schreiben? Oder umgekehrt: Aus welchem Grunde bieten die Hss. der Langfassung hier nicht auch den Text der Kurzfassung? Schade, daß wir nicht mehr Text in *K* vorfinden, sonst hätten die *Aliscans*-Herausgeber sicherlich eine Überraschung erlebt. Das Stück Kurzfassung, das *K* liefert, ist nur in *MLV* und *de* vorhanden; die übrigen Hss. fallen ganz aus. Und für den Rest der Kurzfassung fällt leider *K* aus, dafür aber findet sich eine wenn auch stark abweichende Darstellung in den anderen Hss., und dieser Darstellung folgen nach den Herausgebern auch *de*. Wir sind zudem in der glücklichen Lage, den alten *Chanson-de-Guillaume*-Text weitgehend heranziehen zu können. Bei genauerem Zusehen stellt sich da heraus, daß nicht *MLV* den Mustertext allein liefern. Laisse 121[b] 123 ff. hat nicht *e* Verse aus beiden Fassungen gemischt, noch ist *e* Vers 167 ganz zur *MLV*-Fassung übergegangen, und *m* folgt darin, sondern bald ändern *MLV* am Text, bald die anderen Hss.; und übrigens ist diese Bemerkung des Herausgebers zu V. 167 nicht vollständig, denn er hätte auch die *Cd*-Gruppe den Hss. *e*

und *m* anschließen sollen, wie wir in der Anmerkung nachweisen.[1] Wir haben hier also denselben Fall wie oben bei den

[1] Die Laissen 165 und 166—67 bilden in *Cd* eine einzige. Für Vers 6779 bis 6790 bringen die Hss. 11 Verse, welche der Herausgeber als Var. bezeichnet, aber ohne Hinweis auf die verwandten Verse in *e* und teilweise in *MLV*. Ebensowenig tut er das in den Var. zu Vers 6791 ff. Es entsprechen sich aber folgende Verse in Laisse 121 b und *Cd*. 167 Var. *e* = 1. 178 Var. e_8 = 2. 178 Var *e li uelx chanus barbés* gegenüber *MLV et ses grans parentés* = 3 *li chenus li barbéx*. $e_{3,4}$: 4. $e_4 + 1 + 3$: 5 (die Eigennamen der Aimeriden sind anders gruppiert). 180 *eLV*: 6 (*M* f.). 181 *dC* f. 182 *MLV* = 7. 182 Var. *e* (*LV* = 8; *M* läßt also aus! e_2 (*L* = 9; *M* wieder —. e_3 = 10. e_4 = 11. e_5 : 6791 Var. *dC*; dafür fehlt in *e* Vers 184, d. h. der Hg. hätte e_5 nicht als Zusatz, sondern als Var. zu 184 anführen müssen. 182 Var. e_2 (*L* ist noch einmal in Vers 6792 Var. 2 von Hs. *C* benutzt worden, ebenso e_1 (*L* in Vers 6792 Var. 1. *C* zieht 6792—98 in diesen Versen zusammen und ändert 6799 sinngemäß. An dieser Änderung nimmt aber auch die Hs. *a* teil, und diese Hs. zeigt nach ihrer großen Lücke von 5825 an den Vers 6792 Var. 2. Mithin setzt *a* nicht erst mit 6800 ein, wie zu 5825 bemerkt ist, sondern schon 6791, und *a* hat die Kürzung der Verse 6792—98 in *C* ebenso aufzuweisen; d. h. aber *aC* bilden eine Handschriftengruppe gegen *d*, *a Cd* ihrerseits eine erweiterte Gruppe, wie das auch des weiteren die Zusatzverse 6802—13 nachweisen, die nur in *daC* vorkommen. Vgl. noch Laisse 186 u. 187 nur in *aC*. So steht mit *Cd* auch *a* dem Text in *e* und *mMLV* nahe; d. h. alle Hss. außer *c* nehmen an dieser Textgestalt teil; und das will doch wohl besagen, daß *c* seine eigene Textgestaltung sich erst geschaffen hat. Unter den Hss. aber stehen wiederum *daC* enger mit *e* zusammen; nur ein paar Belege aus Laisse 121 b mögen folgen:

157 Var. = 6770 a. *edC* haben einen Vers +. *Dist Rain. cist dut estre obliés* (Guiborcs Schwert in Rains Hand) — 157 ist in den einzelnen Hss. überhaupt stark verändert überliefert. *M* läßt einen Vers aus, der in *e* steht und auch in *LV* gesichert ist, wennschon er hier mit 157 Var. e_2 vereinigt ist. Die Hs. *c* zog ihrerseits 6770, 6770 a zusammen. Der Vers 157 Var. e^1 = 6670 ist aber echt, wie die *Ch. de R.* durch Vers 3320 ausweist.

6777 ff. *Se ge seüsse que coutiaus fussent tes — A Monloon n'en eüst nus remés — Tos les eusse avec moi aportés. Trop longuement m'en estoie oubliés. Mm* haben 6777–78 gestrichen und den ganz neuen Vers *Diex me doinst vivre, qu'encor le voie assés* zugefügt, sie bringen mit *e* gemeinsam den obigen 4. Vers, beziehen ihn natürlich aber auf 6776 = 165, d. h. auf Guiborc, nicht auf ein Vergessen der Schwerter in Laon. *LV* haben den neuen Vers und den 4. ausgelassen, ebenso fehlt der 4. in *Cd* wie auch *c*. Aber *Cd* enthalten die Var. zu diesem 4. Vers, die auch in *e* steht. Vgl. 167 = 6779 dC_1. Die Hss. *Cd* ließen den 4. Vers aus, weil schon derselbe Gedanke in 6770 b = 157 Var. *e* in bezug auf Rains Schwert von ihnen ausgedrückt ist. *c* läßt den 4. Vers aus und schreibt allein den 3. an Stelle des 2., der sich nur in *edC* findet! So stimmen *edC* zueinander in Vers 6770 b, den sie allein aufweisen, in 6777 a = dem obigen 2. Vers, den wieder nur sie bringen. Interessant ist die Stellung von *m* bei *M*!

160 = 6773. *edC*: *Tot le porfant dusqu'au neu dou baudré* gegenüber *Trusqu'el braier li est li brans colés* in allen übrigen Hss. die Lesart *edC* findet sich wörtlich genau in dem wiederholenden Verse 6784 und dann auch in der *Ch. de R.* 3325 und 1448! wieder, bezieht sich aber nicht auf Golias, sondern Giboé (Triboé, Foré der *Ch.*). Wer hat nun echten Text?

162—163 = 6774 = 6784 b—e. Hier liegt ein ganz ähnlicher Fall wie Vers 160 vor. *A l'autre cop en a* .II. *crarentés. de C: Puis an a* .II. (*e ra* .III.) *par mi les bus copex.* In *M*(*LV* f.)*m* liegen zwei Verse vor. *A l'autre cop*

Borrelkämpfen: Die Hss. *e* und *d* folgen angeblich bald der einen, bald der anderen Fassung; d. h. aber richtig methodisch gesagt, sie

a occis Gliboés — Parmi les flans sont ambdos (m en a .n) tronçoné. Und 6784b–e: *Un autre roi a lors le chief copé — Puis a occis Cador et Tempesté* e zählt in zwei weiteren Versen fünf Namen auf. *M* hat dafür: *E Malachin a por mi tronchoné. LV* sagt summarisch: Sechs Brüder hat Rain. getötet — *deC* hat eine ganz abweichende Fassung, die einen gewissen Anklang an 6784c verrät. Wie kommt das? *Mm* haben zwei Verse (*LV*f): der erste beginnt mit *a l'autre cop* und meldet den Tod eines Heiden, Gliboés. Im zweiten Vers wird der Tod zweier Helden gemeldet, das Reimwort ist *tronchonés.* Ganz ähnlich berichten 6784b, c, nur wird nicht der eine Heide genannt, wohl aber die zwei; und endlich findet sich in *M* der Tod des einen Heiden Malachin zugesetzt, aber der Vers hat das Reimwort *tronchoné.* In der Lesart *c* = 6774 steht statt *tronchonés* das Wort *cravantés,* aber *a l'autre cop* beginnt den Vers In *deC* haben wir keine Erinnerung an den Tod des einen Heiden. Endlich trifft der erste Schwertstreich den Heiden Golias in allen Hss., aber in den wiederholenden Versen 6782 heißt der Heide Giboé, Var. Triboé Und *Mm* machen die Verwirrung vollständig, indem sie diesen Giboé in ihrem ersten Vers 162 ein erstes Mal und 6782 schon das zweite Mal töten lassen! Nun sagt die Hs. *e* 6774 Var., daß vier Heiden, und nicht bloß zwei fallen; *e* nennt aber 6784c–d deren fünf. Will *e* mit der Zahl vier etwa auf die vier hinweisen, die dem Texte nach tatsächlich fallen: Giboé, ein unbenannter Heide, Cador und Tempesté? Die Zahl vier ist sicherlich sonst an dieser Stelle falsch, denn alle Hss. geben zwei an, und *M* bezieht diese zwei sogar auf die eben genannten Golias und Giboé. Dies Verhalten von *M* kann uns ein Fingerzeig sein. Wir glauben folgende Lösung all der Schwierigkeiten vorschlagen zu können. Es handelt sich tatsächlich um vier Heiden, die getötet werden. Die Hss. haben den ursprünglichen Text nur arg entstellt. Das hängt damit zusammen, daß wir es gerade hier mit der Verschweißung beider Fassungen zu tun haben, wo störende Wiederholungen gegeben waren. *Cd* lassen die ganzen wiederholenden Verse 6779—90 weg. *c* streicht vor allem auch unsere Verse, die nur in *eMLV* stehen (*m* hat eine große Lücke bis 8157), und hat auch 6770 ff. verschiedenes geändert, wie wir eben sehen konnten. In *c* ist der namenlose Heide weggelassen, der Anfang des Verses mit dem folgenden Verse verschmolzen. Auch *edC* streichen den einen Heiden und geben den zweiten Vers wohl etwas verändert wieder. *Mm* lassen Giboé schon 162 töten, und *M* berichtet vom Tode Malachins (Reimwort *tronchoné*) nach 6784c, d. h. nach dem Tode der beiden Heiden. *e* zählt an derselben Stelle in zwei Zusatzversen fünf Heiden auf, aber das tut die Handschrift gewohnheitsgemäß gern. Der Vers in *M* steht hier aber sicherlich zu Unrecht. Der Tod des einen Heiden Malaquin hat vor dem der zwei Heiden zu erfolgen, und das geschieht tatsächlich im *Willehalm,* wo 142, 21 ff. folgende fünf Heiden von Rain. erschlagen werden: Canliûn (: Golias), Gibûê, Malakîn und Cador. Tampastê. Da Canliûn offenbar mit Gibûê gleichzusetzen ist, sind in Wirklichkeit vier Heiden zu zählen, und der uns bisher unbenannte Heide heißt im *Willeh.* Malakin. Entweder hat nun der Vers nach 6784c den anderen Hss. ebenfalls vorgelegen, und die Hss. haben ihn unterdrückt, oder Malaquin stand ursprünglich nur in einer der beiden Fassungen, sehr wahrscheinlich in der Kurzfassung, und *Mm* haben ihn dort zugunsten von Giboé verdrängt. Jedenfalls ist durch das Zeugnis von *M* und *Willeh.* die Echtheit im alten *Aliscans*-Text verbürgt. Dazu kommt noch als dritter Zeuge der Prosaroman 138, 17. Allerdings wird Malaquin nicht an der genau entsprechenden Stelle erwähnt, doch fehlen dort alle Namen bis auf Golias. *P* erwähnt Malaquin unter den zum Meere fliehenden Heiden. Vgl. noch die beiden Laissen 120ab, die *M*

sind von beiden Fassungen unabhängig, und es wäre zu untersuchen, inwieweit ihr Text im Verhältnis zu den anderen Hss. echt ist, ob sie oder die anderen Hss. Gruppen bilden. Man verfällt bei solchen Untersuchungen leider in den Fehler, ein Drittes zu übersehen, nämlich ob nicht das handschriftliche Original selbst fehlerhaft ist, und welche Folgen das für die Gruppierung der Hss. haben kann. Das letzte scheint aber für die Art der Überlieferung des Wilhelmszyklus tatsächlich zuzutreffen, wie schon mehrfach vermutet wurde, vgl. auch meine *Diss.*, S. 60—66. Beachtet man dies und dann das Ineinandergreifen zweier Fassungen mit all den Begleiterscheinungen und Korrekturversuchen einzelner Hss. bzw. Handschriftengruppen, so ist die ungeheure Schwierigkeit gekennzeichnet, zu einem klaren Handschriftenstammbaum zu kommen. Bei der Untersuchung unserer Stelle müssen wir es bedauern, gerade den *K*-Text im weiteren Verlauf der Rain.-kämpfe zu entbehren. Es bleiben aber zwei Dinge wohl zu beachten. 1. Der zuverlässigste *Aliscans*-Text ist auf die Hs. *e* zu gründen. 2. Da *K* bei den Borrelkämpfen i. g. zu *d* und *e* stimmt

vor dem Borrelkampf einschiebt: Naymer tötet Chaenon, Auchin (vgl. Aquin und Baudus, der durch Aïmer getötet wird. *Alisc.* 5136 ff.). Vgl. endlich Coluabel und Malaquin *P* 120 mit Estelé-Aiquin 5537 u 5642 in *Aliscans*, mit Corduel-Malagant in der *Ch. de R.* 3113 u. 3134. Malaquin spielt also seine Rolle in *Rainouart-Aliscans*, und zwar wird er nach der Rettung des Helden erschlagen. Von den anderen Heidennamen sind Cador und Tempesté echt, das weisen die Parallelstellen im *Cov.* 1754/5 (es fallen ein aumaçor und Tempesté-Cador und zwei Heiden), *Alisc.* 24, *Willeh.* a. a. O. 442, 28—29 nach.

Was läßt sich nun von der Textgestalt in *edC* i. g. sagen? Kurz- und Langfassung berühren sich bei Vers 6779. Mehrfach wird dasselbe zweimal gesagt. Die Hss. suchen das zu umgehen und zu bessern. In *MLV* steht nach Haucebiers Tod der von Golias-Giboé. Dann folgt der Hilferuf Rain.s und die Rettung durch Wilh. und die Nerbonnesen; die Heiden flüchten zu den Schiffen, machen halt. Rain. kämpft mit Desr., der zum Schiff entkommt und flieht. 6779 ff. erzählen den Tod Giboés u. a., Flucht der Heiden zum Meer, wo Desr. auf dem einzigen Schiff entkommt. *Cd* kennen den Hilferuf Rain.s, der Aimeriden Hilfe, brechen den Vers 182 e_4 ab, lassen den Zweikampf Rain.-Desr. aus, ebenso 6779—90, und schließen dort mit 182 e_5 an, indem sie die zweite Vershälfte ändern und in 6792 Var. 2 die Verse 182 $e_{1,2}$ geändert wiederholen, die sie eben erst noch mit dem Original richtig geschrieben hatten. An dieser Textgestaltung hat auch die Hs. *a* teil. Hs. *e* gibt den vollständigsten und meist auch den besten Text. *daC* stehen ihm nahe. *MmLV* haben dagegen verschiedentlich auch am Text der sogen. Kurzfassung geändert, wenig Verse zugesetzt, viele weggelassen. In *c* fehlt Hilferuf Rain.s und Hilfe der Aimeriden, der Zweikampf Rain.-Desr. — auch im Texte der Langfassung hat die Hs. geändert und jede Wiederholung auszumerzen versucht. Sie macht aber Änderungen im engen Anschluß an die vorliegende Textfassung. — *daC* stehen dem *e*-Text am nächsten; sie sind nicht so vollständig wie dieser, aber sonst ähnlich getreu, vor allem *d* und *a*. In diesem Zug stimmen sie mit *c* überein, doch geht *c* in der Ausmerzung wiederholender Stellen viel radikaler zu Werke. Auf jeden Fall haben die Hss. *daC* Kurz- und Langfassung ebenso vereinigt vor sich gehabt wie *e*.

— entgegen *MLV* —, so wird das mit einiger Wahrscheinlichkeit auch hier anzunehmen sein; und wenn *K* dort im einzelnen abwich, so ist auch hier ähnliches zu erwarten und die Voraussetzung einer besonderen Fassung wie dort zu machen. Wir werden also von vornherein geneigt sein, für den Übergang zur Synagon-Episode nach Malegrapes Tod diese besondere Fassung in *K* festzustellen und für den Text i. g., besonders für den in *K* fehlenden, uns an *e* zu halten. Nun bringt *e* diese Episode hier nicht, sondern bei den Borrelkämpfen an Stelle der Niederlage und Flucht der Schwarzen zu Agrapart. Wir haben aber oben wahrscheinlich gemacht, daß sie dort nicht ursprünglich ist, daß vielmehr *K* den richtigen Text liefert. Stand sie darum einst nach Malegrapes Tod wie in *K*, und ist das alles, was in *Aliscans* Haucebiers Auftreten voraufgeht, spätere Zutat einer jüngeren *Aliscans*-Fassung? Oder endlich: stand sie ursprünglich in *Aliscans* nach Malegrape, ist aber dort losgelöst und nach Borrel eingefügt worden? Wir glauben das letzte annehmen zu sollen. Denn 1. sind gerade die Kämpfe vor Haucebiers Auftreten altes episches Gut der Wilhelmslieder; 2. ist ihre Ausmerzung in *MLV* erklärbar durch ihre Parallelität zu früheren Kämpfen in *Aliscans*; 3. läßt sich aus Stellen des ganzen *Aliscans*-Textes in *K* und aus der Var. zu 6279 in *C* für den Malegrapekampf im besonderen begründen, daß *K* tatsächlich die ältest erreichbare *Aliscans*-Fassung liefert, die im ganzen genommen im Einklang mit der handschriftlichen Überlieferung des Liedes steht, aber verschiedene Abweichungen aufweist. Über den ersten Punkt ist kurz dieses zu sagen: Nach Malegrapes Tod führt in *Aliscans* Desramé seine Scharen heran, 6511ª ff., vgl. Laisse 156ª Var. Der Grishartkampf steht nur in *cC*; hier ist Flohart die Schwester Grisharts, in *Ce* ist sie Schwester Desramés — es will nichts sagen, daß *C* gerade die entscheidenden Verse 6513—19 ausläßt, damit beweist die Hs. ja gerade nur das Gegenteil, denn sie folgt erst *c*, dann bringt sie mit *e* die Verse 6511ª ff. Übrigens ist Flohart auch in Hs. *m* Schwester Desramés (vgl. *Cov. V*, Hs. *Boul.*, 325, 981, 1335).[1] *c* hat dafür in Laisse 154 stark gekürzt (vgl. 6507—11 : 651[c, e, f, s, t]) und wichtige Verse ausgelassen, die mit *e* auch *C* enthält. Sie schildern, daß der Amiral wie auch Wilh. ihre Scharen heranführen und Wilh. den König von Cordes tötet, d. i. Desramé, ein sicherlich alter epischer Zug, wofür uns die *Chanson de Guill.* bürgt.[2] Desramés Tod wird sonst überall vertuscht oder vereitelt, vgl. *Cov. V.*, 550 Var. in *C* und *LV*, sehr wahrscheinlich auch in *m*, denn die kurze

[1] Die *Table des noms propres* von Ernest Langlois, die Flohart nur als Schwester Grisharts kennt, ist danach zu berichtigen. S. *Cov.* 246 u. *Zs. f. frz. Spr.* 35, 179.

[2] Ausg. H. Suchier, Halle 1911, Vs. 1901 ff.

Laisse ist höchst verdächtig; der Text stimmt zu *LV*, 549/50; ferner ist hervorzuheben, daß auf diesen Bericht im *Cov.* der Tod Grihiers, d. i. Gaifiers, Gorhiers, wie die Var. ausweisen, erfolgt; wir werden darauf gleich zurückkommen müssen. Desramés Tod wird vereitelt im *Cov.* 1405 ff., in *Aliscans*, Laisse 120, ferner 121^{c} und 156^{a} ff.; erst in *Bat. Loquifer* erfolgt er und richtig durch Wilh., denn nun hat ja Desramé nichts mehr zu leisten. So folgen in *Aliscans* aufeinander: 1. Anmarsch der feindlichen Heere, 2. verdeckter Tod Desramés, 3. Desramés Schwester Flohart fällt, als sie ihren Bruder zu rächen versucht, 4. Desramé kommt selbst, und für ihn stirbt sein Sohn Tenebré, 5. Rain. tötet Euré vor Gorhiers Zelt, Haucebier tritt auf. — Der Kampf gegen Euré bedeutet gewissermaßen die Wiederholung des früheren Kampfes Rain.s mit Aenré, 5821 ff. Dort ist die Erzählungsfolge diese: 1. Margot mit seinen Schwarzen wird durch Rain.s Hilfe erledigt, nachdem Margot Wilh. selbst gefährlich geworden war. 2. Aenré, Var. Aeure, Eurei, auch Hurupe 5836, kommt an die Reihe und wird von Rain. besiegt; er trägt auch hier seinen Eisenhammer. 3. Wilh. besteht Desramé, doch der Kampf wird durch rechtzeitige Hilfe der Heiden unterbrochen. 4. Es erscheint nun Borrel. Dieser Aeuré, Aenré ist 5821 wie Laisse 160^{a} (nur in *de Cm, c* fehlt), Vers 10, 16 Var.! kein anderer als Aildré, Aelred der *Ch. de Guill.*, vgl. bes. 2060 mit *Aliscans* 1017. Von Aildré aber wird 3272 ff. dasselbe gesagt wie von Haucebier in *Aliscans*, nämlich daß Rain.s Stange im Kampfe mit ihm zerbricht. Also hat Aildré-Euré zugunsten Haucebiers in *Aliscans* zurücktreten müssen. Und Euré fällt vor Gorhiers Zelt; sein Kampf wird Vorspiel zu Haucebiers, und nicht Gorhiers Kampf, mithin hat Haucebier auch Gorhier verdrängt. Denselben Prozeß beobachten wir auch bei Baudus, Aquins Sohn, im Aïmerkampf. Auch Baudus fällt vor Gorhiers Zelt, doch dieser tritt nicht auf, dafür aber hören wir von Synagon und nach Desramés Flucht vom Schlachtfeld von einem gewaltigen Baudus-Rain.-Ringen, dem Seitenstück zum Aildre-Haucebier-Rain.-Kampf. Euré ist so in den Vorkampf zu Haucebier gedrängt, gewissermaßen mit Gorhier zusammen, dem er schon voraufgestellt war. Auch Desramé ist gegenüber Baudus, und Gorhier gegenüber Synagon und Baudus in die Nebenrolle gekommen. Im *Cov.* steht Margaris (vgl. Margot in *Aliscans*) vor Desramé, dieser vor Gorhier, dieser endlich vor Cariot! Ursprünglich waren die Aildré-Euré, Desramé und Gorhier und Baudus die Träger im Hauptkampf. Für Aildré, Desramé beweist das die *Ch. de Guill.*, für Baudus *Aliscans* selbst, und für Gorhier kann man wohl auf den *Roman d'Arles* verweisen, in dem Vivien durch einen Goliart fällt, vgl. Golias Tod nach dem Haucebierkampf, *Alisc.* 6772 ff., und auf Gorhier-Gaifier, *Alisc.* 115 ff., der V. in solche Not

bringt, daß er nur durch Bertrans Hilfe dem Tode entgeht; diesem Gorhier folgt dann auch hier Haucebiers Heer 152! Aber noch einmal retten die überlebenden Franken V. und Bertran; V. tötet den Ampatri, der ihn selbst schwer verwundet hatte, vgl. im *Cov.* Cariot, und Aerofle nimmt die letzten Franken gefangen; — dagegen erscheint Haucebier noch einmal und tötet V. endgültig. In den *Enfances Viv.*, im *Prosaroman* und wohl auch im *Willehalm* Wolframs von Eschenbach liest man es anders. Da tötet Aerofle den Helden Vivien.[1] Aerofle aber ist der Hauptverfolger Wilh.s nach der Schlacht auf dem Archamp in der *Ch. de G.* und auch in *Aliscans*, nur daß hier Baudus als Mitbewerber auftritt, — im *Folque* hat er diese Rolle allein! Wir glauben deshalb, daß unter dem Ampatri in *Aliscans* kein anderer als Desramé zu verstehen ist. Die Desramé, Aildré-Euré, Aerofle, Gorhier, Baudus, Haucebier werden hin und her geschoben, bis jedem einmal die Todesstunde im bunten Erzählungsgewirr der Wilhelmslieder schlägt; ja, es kommt nicht selten vor, daß der eine, eben gestorben, bald wieder aufersteht, wie uns das bei Aerofle in der *Ch. de G.*, bei Aenré-Euré, bei Desramé an unserer Stelle von *Aliscans*, bei Giboé begegnet. Bald ist der eine Heide im Vorkampf, bald im Hauptkampf engagiert, bald spielt er verdeckt, bald offen seine Rolle, bald fällt er, bald wird er noch rechtzeitig gerettet. Es kann nach allem Gesagten keinem Zweifel unterliegen, daß sowohl Desramé wie Euré-Aildré zu den ältesten Figuren gehören und darum in einem *Aliscans*-Text, also auch in *K*, ihre unbedingte Berechtigung haben. Es ist weiter klar, weshalb die Kämpfe Desramé bis Haucebier in *MLV* gefallen sein werden, — sie bedeuteten Wiederholungen. Damit haben wir die zwei der oben gestellten drei Fragen beantwortet. Es dürfte drittens einleuchten, wieso *MLV* auch die Agrapart-, Crucados-, Malegrape-Kämpfe ausließen, wenn wir wieder betonen, daß sowohl Agrapart von den Schiffen eben heranrückt wie Haucebier — nach der Fassung in *Aliscans*; anders berichtet ja *K*. Eine Figur müssen wir noch genauer ansehen: Synagon. Und in Verbindung mit Synagon fällt uns auf, daß seine fliehenden Scharen auf zwei Führergestalten, Desramé und Baudus, treffen, von denen Baudus die Hauptrolle spielt. Er spricht tröstend zu Desramé und geht in den Kampf. Als Baudus aber Rain. nicht finden kann, schweigt der Text von ihm; erst nach Desramés Flucht wird er von ihm erzählen, so berichtet aufschlußgebend Vers 5334 ff. Und so geschieht es dann. Die fliehenden Heiden finden die Schiffe zerstört bis auf das eine (!), in dem Desramé Synagon u. a. entkommen können; sie wenden sich jammernd an

[1] S. meine Ausführungen in *Zs. f. frz. Spr.* 34, S. 178 und Anm. 9; 38, S. 214 u. 219; 44, S. 4—9.

den Rain. suchenden Baudus 6824 ff., der sie in ein eingehegtes Bohnenfeld führt und danach endlich auf Rain. stößt. Dieser Aufschluß ist uns wertvoll. Wir wundern uns, daß nicht ein dritter König bei den zweien erwähnt wird, der verwundete Synagon. Die Erklärung liegt auf der Hand. Der Text ist lückenhaft, und auch Desramé ist eben geschlagen, Baudus wird ihn rächen. Sehen wir genauer zu. In der ersten Stelle finden sich Synagons Anmarsch gegen Wilhelms Heer; Niederlage und Flucht durch Rain. und die Feiglinge. Die Fliehenden bestürmen Desramé, auch zu flüchten, aber Baudus rettet die Lage. In der zweiten Stelle wird von Rain.s wütendem Kampf berichtet (dort Aïmer-Wilh.!). Synagon kommt, und ein Nebel läßt den Ausgang des Zweikampfes Bertran-Synagon im ungewissen. Die Heiden blasen zum Sammeln, und Desramé feuert sie an. Baudus aber sagt: *Sire, ne vos desrotes,* ich werde mit Wilh. und vor allem Rain. abrechnen, sobald ich den tinel habe, usw. *K* folgt dem zweiten Bericht, fügt aber nach Synagon eine Reihe von Versen über den Aufmarsch beider feindlicher Heere hinzu; d. h. Desramé selbst rückt heran, wie in *Alisc.* 6507 bzw. 6511^{a} ff. nach Malegrapes Tod. Desramé selbst ermahnt darum seine Scharen. Aber die Niederlage, die folgen sollte, fehlt. Statt dessen hören wir sofort von des Baudus stolzen Worten zum Angriff. Auch der Abschluß des Synagonkampfes fehlt. Es steht nicht Rain., sondern Bertran im Kampfe gegen Synagon, und doch spricht Rain. am Schlusse der zweiten Synagonstelle die gleichen Verse 121^{a} 29 30 wie 5254—55, d. h. wie vor seinem Eingreifen in den Kampf. An beiden Stellen handelt es sich um denselben Vorgang zu Beginn der Schlacht. Nur die Personen sind etwas vertauscht. Dort Aïmer-Wilh.-Rain., hier Bertran-Rain. Synagon gefährdet an beiden Stellen die erste Abteilung von Wilhelms Heer, Rain. rettet die Lage hier wie dort. Wenn an der zweiten Stelle nichts weiter gesagt ist als die Einleitungsworte zu seinem Auftreten, so liegt das offenbar daran, daß er nicht gut seine Feiglinge nach den langen bisherigen Kämpfen wieder frisch ins Treffen führen kann. Und weshalb fehlt bald darauf wohl die Niederlage Desramés und ist sein Anmarsch so trümmerhaft angekündigt, daß nur Vers 121^{b} 2 = *Alisc.* 6507 bzw. 6511^{c} stehenblieb? Die Niederlage fehlt ganz offenbar, weil die Kurzfassung es für richtiger hielt, den Zweikampf Desramé-Rain. erst nach der Vernichtung des gesamten Heeres Desramés, also auch Haucebiers und Golias', zu bringen und während der Flucht Desramés zu den Schiffen. Und weshalb tat sie das? *Aliscans* und *Ch. de Rain.* berichten übereinstimmend, daß Rain. in der Not nach Verlust des tinel sein Schwert tastet, gebraucht und damit seine Rettung und endgültigen Sieg und Flucht der Heiden herbeiführt. Die Kurzfassung erzählt zwar auch von der gewaltigen Wir-

kung dieses Schwertes in Rain.s Hand, aber Rain. bleibt in äußerster Bedrängnis, sein Hilferuf führt Wilhelm und die Aimeriden herbei, und diese jagen die Heiden in die Flucht. Die Heiden aber halten nochmals an; es findet der Zweikampf Desramé-Rain. statt. — Die Notlage Rain.s erinnert an die Aïmers zuvor, an die Wilhelms in der *Ch. de Guill.*, auf die dort der Kampf Desramé-Wilhelm und Gui folgt, genau wie hier der Zweikampf Desramé-Rain. oder im *Rolandslied* und *Pseudo-Turpin* der Marsilies-Roland. Retter wird nicht das Schwert Rain.s, sondern die Hilfe der Aimeriden, und selbst der Sieg über Desramé führt wohl zu dessen Flucht, aber nicht zum Endsieg. Der Kampf geht weiter. Der zweite große Akt steht noch bevor, denn noch sucht Baudus nach Rain. — und bald soll er ihn finden; Rain. erringt nun endlich den Endsieg. So leitet diese Darstellung der Kurzfassung zu Baudus über. Der Endsieg ist auf ihn verschoben. Desramé schließt den ersten Akt, Baudus den zweiten Akt des Dramas. — Übersehen wir die Kurzfassung, so bietet sie die Rainouartkämpfe in drei Etappen dar, 1. Zu Beginn des Kampfes siegt Rain. mit den Feiglingen über Synagon. 2. Anmarsch Desramés, doch dessen Niederlage wie des Baudus Kampf mit Rain. fehlen. 3. Haucebier greift an, und der Zweikampf Desramé-Rain. wird nachgeholt. Und an welchen Stellen von *Aliscans* konnte diese Erzählungsfolge aufgenommen werden? 1. Zu Beginn des Kampfes steht sie in allen Hss. und in *K*. Synagon ist am rechten Ort, aber nicht Desramé und Baudus. 2. Nach Malegrapes Tod. Sie findet sich hier nur in *K*. Desramé und Haucebier stehen zurecht, nicht aber Synagon noch Baudus, dabei ist Desramé noch umgestellt. 3. In *Aliscans* haben die Hss., nicht aber *K*, sie vor Agrapart eingefügt. Es ist klar, daß der einzig rechte Ort nur nach Malegrape sein kann. Es sei denn, daß Agrapart parallel Desramé und die Schwarzen Borrels parallel Synagon gedacht worden sind, und das scheint in den *Aliscans*-Handschriften tatsächlich vorzuliegen. Spricht doch selbst *K* von dem schwarzen Volk, das geschlagen zu Agraparts Zelt zurückflieht; *K* nennt weder Volksnamen noch Führer, — sollte das auf eine Naht in der Erzählungsfolge deuten? Ein anderes Merkmal weist uns auf denselben Weg. Das ist die Landung Agraparts wie Haucebiers noch eben vor ihrem Anrücken, — und doch sind alle Schiffe längst zerstört und bleiben es dauernd bis zu Desramés Flucht. Wir erfahren auch sonst nichts von einer erwarteten und später eingetroffenen Hilfe in *Aliscans*. Anders ist das im Vorlied zu *Aliscans*, im *Covenant*. Da kommt Desramé später an, Vivien hat die Schiffe einer Vorhut zerstört (siehe *Prosaroman* und *Zeitschr. f. frz. Sprache* 44, S. 4 ff.). Auch erwartet man im *Cov.* die Hilfe Tibauts. Das Motiv ist also vorhanden, vgl. auch den *Roland-Baligant*! — Sollte dieses Motiv nicht auch in *Ali-*

scans richtig verwendet worden sein und nicht bloß als Übergangsformel wie bei Agrapart und Haucebier? Beide stehen offensichtlich an Stelle des ursprünglichen Desramés. Hat man bei dessen Ersatz auch die Formel mit herübergenommen? Wenn wir auf den Vergleich mit dem *Cov.* verweisen, so tun wir das mit gutem Grunde, denn der *Cov.* hat die ganze epische Technik so gemein mit *Aliscans*, allerdings einem älteren als dem erhaltenen,[1] daß wir beide als von einem Dichter überarbeitet ansehen können. Wir müssen doppelt bedauern, daß uns der *K*-Text gerade an der Stelle im Stich läßt, wo er für uns von höchstem Wert sein mußte. Hat nun *K* Haucebier anrücken sehen, oder nicht vielmehr Desramé, wie er aus den Schiffen kam? Noch zwei bis drei Verse mehr in *K*, und wir wären uns ein für allemal klar gewesen über die schweren textkritischen Fragen. Wir sind es leider nicht und bleiben auf Vermutungen angewiesen. Aber wir glauben doch mit einiger Sicherheit annehmen zu können, daß in *K* nicht Haucebier, sondern Desr mé folgte, daß *K*, wie sonst immer der Erzählungsfolge von *de* am nächsten stehend, auch hier und fürderhin bei dem Haucebierkampf den Text dieser Hs. überliefert. Zwar Abweichungen bleiben auch weiter zu erwarten. *K* hat eben i. g. einen besseren und älteren französischen Text zur Vorlage gehabt, als uns sämtliche erhaltenen Hss. überliefern. Das wollen wir gleich noch an einigen Beispielen erhärten.

Wir kommen also zu dem Schlusse, daß *K* darin alten echten Text liefert, wenn es die Kurzfassung nach Malegrapes Tod bis zu Desramés Auftreten bietet. Gleichfalls erscheinen die Verse über den Anmarsch beider feindlichen Heere als echt, wenn sie auch in den *Aliscans*-Hss. nicht mehr vollzählig vorhanden sind. Diese haben die Kurzfassung vor Agrapart mit den angegebenen Veränderungen eingeschoben; — auch hier hat *K* den älteren, besseren Text. — Die Var. zu den Versen 6039 (9 Borrelsöhne sind getötet, 5 fliehen) und 6279 = *K* 460—62 u. 587, die nur in *C* stehen, weisen mit Bestimmtheit auf eine besondere ältere Liedfassung = *Aliscans* hin, in der aber schon Lang- und Kurzfassung ineinander verarbeitet waren, doch so, wie *K* aufweist. Hier mögen noch einige weitere Belege folgen:

K 682, 75 Baudins. Auch *K* schreibt zuweilen Baudins für Baudus wie *M* 121^{b} $_{10, 19}$ usw. und *c* 5323, 5333, 5108, 5110^{d} und *m* 5110^{d} und *a* 5182, 6973. Lorenz (a. a. O. S. 402) hat aber unrecht, die Baudus d'Aumarie und B, fil Aquin, auseinanderzuhalten. Entwicklungsepisch ist der B. von Vers 1410 kein anderer als der B. 5108 ff. Wenn auch *M* versucht, die Baudins und Baudus zu rennen, hat es doch 1468 Baudins!

---

[1] *Zs. f. frz. Spr.* 38, S. 229.

K 683 = 121^{b}, Var. 11–18 *Rain. au tinel* in *LVP* 129, 31–2, *M*f. Vers 16, wo bloß *lui et Guillaume* steht. *K*: *jenen miten colben. P*: *Guillaume d'Orange et cellui qui porte a son col ung tinel.* Vgl. 5325, 5315 und *K* 76, 72.

K 685 = 121^{b}, 23 bzw. 20. *MeP* 129—130. Baudus tötete 15 Franken, nicht Rain. 15 Könige; Vers 23 steht in *MeK* nach Vers 20!

K 692 = 121^{b}, 35. *MLP* 130, 11 *tenir, K hielte, de* schreiben das sekundäre *ferir.*

K 86 = 5347 *MmeC*: *li mas est dorex, K*: *van golde, dac*: *quasses.* Vgl. 5342! Zu *d* vgl. bes. 5341 u. 6798 Var. *d.*

K 158 = 5537 = *Willeh.* 417, 29: *Esserê, KMmc*: *Estelé* gegen *dea*: *Estiflé, C*: *Esturflé.* Aber 5539 sitzt dieser Heide *sor un noir estelé* (*m*: *pumelé, L*: *ostelé, cMC* f.), *K* 159: *of aime orsse, dax hiess Appelgra.* Leitzmann, a. a. O. S. 394, hält die Lesart *m* für echt. Es ist aber doch klar, daß *m* hier das zweite *estelé* zu umgehen versuchte; und *Estelé* ist in 5537 gewiß aus dem gleichen Grunde in *Estiflé, Esturflé* geändert worden. Dieser so eigentümlich benannte Heide ist nun kein anderer als *Aeuré*, und in der Tat nennt *M* 5821 *Aeuré* auch *Estelé*, 5836 denselben Heiden aber *Hurupé.* An beiden Stellen 5537 ff. und 5820 ff. weisen das Beziehen auf *Duresté* und auf die Feiglinge Rain.s wie die Namensübertragung in *M* und der übereinstimmende Wortlaut dasselbe Muster nach. Und das kann auch nicht anders sein. Denn *Aeuré* ist *Aildré* der *Ch. de R.* 3017 wird *Aildré de Cordres* tatsächlich am Meere getötet, doch geschieht das hier vor der Befreiung Bertrans, dort danach. Bertran erhält *Aeuré-Estelés* Pferd, in der *Ch. de R.* aber das Corduels 3113; in *P* 120 taucht der Name *Coluabel* auf. — Uns interessiert noch eine auffallende Übereinstimmung in *M* 5836 und der 5821 entsprechende Vers in *K* 312. *M* schreibt *Hurupé, K Hurepé van Alexandre.* Wenn wir aber sehen, wie der Name *Aeuré* verstümmelt und verändert in *Aliscans* überhaupt vorkommt, wird uns auch diese Übereinstimmung nicht mehr sonderlich befremden. Ich weise besonders hin auf 1017 *hure* in *M*, 490 *Buureç M, Buheres CmL, Huerex d*, 1776 *Buereis m*, 1777 *Buehureç M.*

K 183 = 5578. Der Vers fehlt in *CdeL.*

K 185 *rief de Kinder an.* 5583 Rain. ruft laut: *as .VII. cousins qu'ot mis fors de prison cC*, doch *deL*: *qui les .VII. contes a mis f. d. p.*; *M*: *au .VII. enfanz.*

K 261 *deus, vater al geweldec, sprach Guillam dar* = 5730 *Diex, dist Guillaumes, pater omnipotent. deL* aber schreiben: *Des le maudie li pere omnipotant — Diex, dist Guillaumes, par ton commandement.*

K 149 *Morinde van Damas* = 5489 *Non ot Morindes. de Maupide (Malpin) ot nom. CM* f. *Willeh.* 414 *Morênde.*

K 444 *Guion van Monsorel* = 6003 *Guion de Montabel. Willeh.* 428, 21 *Kiûnen von Munsurel.*

K 445 *Reinier van Anjou und Girart van Bordel* = 6004 *Renier de Perche et Girart de Bordel. ed: Et Renier dais et Berart de Bordel. LMf. Willeh.: und Remôn, des lop was hel,* ûs Dâniu den barûn ... *ûz Purdel Girant. von Poytowe Anshelm* ... Die *Ch. de R.* kennt 2540 den Neffen Wilh.s *Rainald de peiter* (vgl. *Zs. f. r. Ph.* 29, S. 678).

K 269—70 *Margot rante nach Guillam dare — als ain phil van aime arembroste dar* = 5744:

Margot le (die Keule) *lieve, ki n'ot pas le cuer lent de*
(qi ne cor mie l. M.)
M. lenchauce qui nel suit mie lent c(a)
(qui ne l'aime neent L.).

M fügt hinzu: *ainç uait plus tost qe cariaus qe descent — Qe la iument coroit durement.* Der Text von *M(m* stimmt nur z. T. zu *K.* Doch hat nun *M(m* diesen ersten Zusatzvers bewahrt, der sich auch in *K* findet. Die Hs. *m* läßt zwar 5744—45 aus, steht aber eng zu *M.* da sie 5742 mit *M* zusammengeht und einen Vers zusetzt, der sich 5745 in ganz ähnlicher Fassung nur wieder in *M* vorfindet. *m* hat demnach den fraglichen Vers *K* 270 ebenso gekannt! Interessant ist das Verhalten der Hss. Sie scheiden sich nach *Margot le lieve* und *Margot l'enchauce*, und die zweite Lesart kannte offenbar auch *K*, und sie ist echt! *deM(m* haben daher eine gemeinsame Lesart, und *de* ändern ihrerseits und lassen den Vers 5744[a] in *M(m* und *K* weg! *C(mf.* Ebenso lassen ihn die anderen Hss. als überflüssig aus. *K* dagegen sagt nichts von der Beschreibung der Keule, die offenbar die Unordnung in den *Aliscans*-Text und die Hss. gebracht hat. *K* hat sehr wahrscheinlich nicht gekürzt, sondern bietet echten alten Text. Was den *Prosaroman* betrifft, so hat er nicht den Vers 5744[a], wohl aber den Vers 5744[b] in *M.* 124 15 *sur la jument noire qui couroit comme fouldre.* Dieser Vers fehlt auch in *K.*

K 542—47 : 6140—59. Rain. nimmt die Keule des erschlagenen Crucados an sich und tötet, indem er sie wegschleudert, fünf Heiden; dann springt er aufs Roß des Gegners. Vgl. Ähnliches bei Margot und der Borrelsöhne Tod. In *Aliscans* ist nichts von der Keule an dieser Stelle gesagt, wohl aber einige Verse vorher 6127 = *K* 535 *Quar me rendés cele mace pesant.* Rain. nimmt das Pferd des Gegners an sich (6140 : *K* 542!) und besteigt es endlich nach vielen unnützen Versen 6158. Die kurze, treffende Darstellung in *K* verdient durchaus den Vorzug vor *Aliscans* und tut zudem der Keule Erwähnung, ganz im Geiste des Liedes.

K 152 = 5497. Nach diesen Versen fehlt der *Baufumé-*

Kampf in *K*. Er fehlt auch in *M*, doch ist nicht sicher, ob *M* ihn nicht von sich aus wegließ, wegen der gleichen Verse 5497 = 5524, denn 5596—5524 fehlen in *M*. Anders liegt der Fall bei *K*, denn auch der *Willehalm* übergeht diesen Kampf. Da wir nun auf Grund der Übereinstimmungen in Vers 6003 ff. für *K* und *Willeh.* die ältere *Aliscans*-Fassung voraussetzen müssen, wird auch diese gemeinsame Lücke darauf zurückzuführen sein. Also hat die erhaltene *Aliscans*-Fassung den *Baufumé*-Kampf zugefügt.

Fassen wir zusammen. *K* hat eine Liedfassung von *Aliscans* übersetzt, die bereits Kurz- und Langfassung ineinander verarbeitet hatte. Ich habe schon früher auf eine solch ältere *Aliscans*-Fassung hingewiesen. Auch der *Willehalm* und der *Prosaroman* standen ihr nahe; ebenso sah die Hs. *C* sie ein. Ihr Text enthält manche Unterschiede gegenüber dem erhaltenen *Aliscans*-Liede. Wir konnten den Fluchtversuch der Feiglinge, die Vernichtung der Borrelsöhne und der Schwarzen und deren Flucht zum Zelte Agraparts hervorheben, ferner die Erwähnung der Keule des Crucados, den Einschub der Synagon-Desramé-Baudus nach Malegrapes Tod. Ihr Text ist vielfach kürzer als der in *Aliscans*. Wir haben Suchiers Urteil zu ändern und müssen recht vorsichtig mit der Annahme sein, daß *K* selbständig gekürzt und geändert habe. Das geschah wohl nur wegen Ungeschicklichkeit und in der Not des Übersetzens und da und dort der Neigung zum Reim zuliebe. Wir haben vielmehr das Urteil Suchiers zu unterstreichen, daß der Übersetzer getreu seine Vorlage wiederzugeben versuchte. Andersartige und längere Textänderungen dürften der uns erhaltenen *Aliscans*-Bearbeitung zuzuschreiben sein. Diese hat am Text oft ganz wesentlich herumverbessert.

Töttelstädt. Willy Schulz.

Kleinere Mitteilungen.

Zum 14. Buch von Dichtung und Wahrheit. Goethes Besuch mit Lavater und Basedow im Steinschen Schloß zu Nassau.

Bevor Goethe im 14. Buch von Dichtung und Wahrheit auf seine Rheinfahrt mit Lavater und Basedow zu sprechen kommt, erzählt er, daß sie von Ems aus die Schlösser in der Nachbarschaft besuchten, schildert er ihren Besuch bei Frau vom Stein in Nassau, wo sie große Gesellschaft fanden, bei der Frau von La Roche gleichfalls gegenwärtig war.

Für diesen gemeinsamen Besuch in Nassau setzte G. von Beyer, Briefe Goethes an Sophie von La Roche, 1879, S. 53 etwa den 16. Juli an, da Goethe, Lavater und Basedow am 18. Juli die Lahn hinunterfuhren. Allein aus Lavaters Aufzeichnungen über Goethes Zusammensein mit ihm und Basedow in Ems, die ich 1899 im Oktoberheft von 'Nord und Süd' S. 37 f. veröffentlichte, ergibt sich, daß die drei Männer in jenen Emser Tagen vor dem Antritt ihrer Lahn- und Rheinfahrt nicht Frau vom Stein besuchten. Erst nach der Geniereise können sie miteinander in Nassau gewesen sein.

Da ist es denn willkommen, daß die Lücke in Lavaters Emser Reisetagebuch vom 22. Juli bis zum 1. August 1774 durch die Tagebuchnotizen ausgefüllt wird, welche sein Zeichner und Reisebegleiter Schmoll sich auf einem losen Fetzen Papier machte. Diese Notizen wurden im Zürcher Taschenbuch auf das Jahr 1912 von R. Faesi mitgeteilt Schmoll notiert: 'Den 27. Juli von Ems abgereist und in Nassau bei Baronin vom Stein zu Mittag und zu Nacht gespeist und da über Nacht geblieben. Die Frau vom Stein gezeichnet, die Madame La Roche und ihren Knaben.'

Dieses Zusammentreffen der Frau von La Roche mit Lavater in Nassau war ihr einziges Zusammentreffen mit dem Züricher Propheten im Sommer 1774. Das bezeugt Frau von La Roche selbst in zwei Briefen an Lavater vom 24. Juli 1782 und vom 22. Juni 1783, in denen sie sagt, daß sie Lavater im Juni 1782 in Schwetzingen zum zweitenmal in ihrem Leben sah, daß sie ihn in Nassau zum erstenmal gesehen.

Somit muß das erste Zusammentreffen der Frau von La Roche mit Lavater und Basedow, das sie laut der Mitteilung der Julie von Bondeli an Leonhard Usteri vom 16. Januar 1777 ihrer Freundin Julie so anziehend beschreibt, bei dem nach der Beschreibung auch ihr Gatte zugegen war, damals stattgefunden haben, als sie im Sommer 1774 Lavater das erste und einzige Mal, und zwar in Nassau, sah. Ebenso kann sie das, was sie nach Boies Bericht vom 12. Oktober 1774 diesem in Ehrenbreitstein von dem Zank erzählte, den Lavater unter anderem in einem großen Hause vor allen Bedienten mit Basedow hatte, nur in Nassau in jener großen Gesellschaft im Steinschen Hause erlebt haben, deren der alte Goethe im 14. Buch von Dichtung und Wahrheit nach vierzig Jahren gedenkt, von der wir jetzt wissen, daß sie Mittwoch, den 27. Juli stattfand. Eine gemeinsame Anwesenheit Lavaters und Basedows am Wohnsitz der Familie La Roche in Tal Ehrenbreitstein anzunehmen, ist irrig. Dies gegen K. Weinhold, Heinrich Christian Boie, 1868, S. 69; E. Bodemann, Julie von Bondeli und ihr Freundeskreis, 1874, S. 155; G. v. Beyer, Briefe Goethes an Sophie La Roche, 1879, S. 59; R. Asmus, G. M. de La Roche, 1899, S. 119.

Nach seiner Erzählung im 14. Buch von Dichtung und Wahrheit sollte

Goethe bei dem Besuch in Nassau die Wahrhaftigkeit der Leiden Werthers und den Wohnort Lottens bezeugen, welchem Ansinnen er sich nicht auf die artigste Weise entzog. Dazu wird in der dritten neu bearbeiteten Auflage von Goedekes Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung, Band 4, Abteilung 2, 1910, S. 15 bemerkt: 'Mit den Fragen nach der Wahrhaftigkeit der Leiden Werthers und dem Wohnorte Lottens, von denen er in Dichtung und Wahrheit irrtümlich an dieser Stelle erzählt, belästigte ihn aber damals niemand, aus dem sehr triftigen Grunde, weil noch niemand etwas von dem Buche wußte, das erst im Oktober ans Licht trat.' Aber im Steinschen Hause zu Nassau wußte man damals von Goethes noch nicht herausgekommenem Roman, kannte man dessen ersten Teil aus dem Manuskript. Dies erweisen meine Mitteilungen aus Lavaters Emser Tagebuch im 16. Band der Schriften der Goethe-Gesellschaft, 1901, S. 296 zusammengehalten mit zwei Stellen aus Briefen der Frau vom Stein an Lavater. Goethe war am Abend des 29. Juni mit Lavater nach Ems gekommen und hatte am anderen Morgen dort den Züricher Freund mit dem ersten Teil von Werthers Leiden zurückgelassen. Lavater hatte noch an diesem Tage das Lesen des Manuskripts vollendet. Vom 7. bis zum 9. Juli weilte Lavater als Gast im Steinschen Hause zu Nassau. Am 8. Juli erzählte er Herrn und Frau vom Stein von Goethes neuestem Werk, von dessen Äußerungen über das Urbild des Werther dem jungen Jerusalem, von seiner Lektüre des Manuskripts. Er mußte es Frau vom Stein versprechen. Sonntag, den 10. Juli schrieb Frau vom Stein an Lavater: 'Erlauben Sie, daß ich Sie an Herrn Göde Manuskript erinnere.' Tags darauf befand sich leihweise die Handschrift in ihren Händen; denn sie schreibt am 12. Juli an Lavater: 'Das Manuskript behalte noch etliche Tage. Gestern hatte ich keine Zeit, zu lesen; ob heute was übrigbleibt, weiß ich nicht.' Den 15. Juli traf Goethe wieder in Ems ein, mit dem zweiten Teil seines Romans im Manuskript. Lavater las bis 2 Uhr nachts 'die schreckliche Geschichte' aus.

Daß Goethe im Steinschen Schloß zu Nassau mit Lavater und Basedow zusammen war, erfahren wir nur aus seiner eigenen Erzählung in Dichtung und Wahrheit. In der Erzählung der Frau von La Roche, wie sie uns von der Bondeli und von Boie überliefert wird, ist nicht von Goethe die Rede. Lavater und Basedow waren eben die zwei großen Wandelsterne, in deren Dunstschweif gleichsam der junge Goethe auf ihren Fahrten mitzog. Wenn daher Schmoll, in dessen oben angeführten dürftigen Notizen über den Besuch bei der Baronin vom Stein in Nassau weder Goethe noch Basedow erwähnt wird, lakonisch weiterberichtet: 'Morgens früh den 28. um 8 Uhr abgereist und mittags um 12 Uhr in Schaumburg bei dem Fürsten angekommen; da gespeist, den Fürsten und die Fürstin gezeichnet; den 29. um 5 Uhr abgereist und abends um ½8 Uhr in Frankfurt angekommen', so dürften auch auf Schloß Schaumburg a. d. Lahn damals die zwei großen Wandelsterne mit ihrem Dunstschweif erschienen sein, und es werden wohl erst nach dieser Fahrt Goethe und Basedow sich von Lavater getrennt haben, um nach Ems zurückzukehren, wo sie noch vierzehn Tage badeten. Erzählt doch Goethe, daß er von Ems aus mit den beiden Propheten zusammen manche Fahrt nach den benachbarten Schlössern machte. Lavater und Basedow planten große, dem Zeitgeist entsprechende, absolut neue Unternehmungen, zu deren glücklichem Gelingen sie die Unterstützung weitester Kreise, vor allem aber der hohen, begüterten, tonangebenden Stände sich zu sichern suchten. Ein

anderer Besuch, den Goethe mit den beiden Erziehungsaposteln der Menschheit einem Hof abstattete, war der in Neuwied, wo Basedow zur Erreichung seines Zweckes am zweiten Morgen im Schloß zurückblieb, nicht mit seinen Gefährten weiterfuhr. Solche gemeinsame Besuche gelegentlich der Badereise Lavaters und der gleichzeitigen Propagandareise Basedows waren es vornehmlich, wo Goethe an den beiden in ihren Zielen so verschiedenen, in ihren Mitteln einander ähnlichen Aposteln neuer Lehren das geistig-weltliche, fromm-schlaue Gebaren beobachtete, wovon er im 14. Buch von Dichtung und Wahrheit nach der Beschreibung der Fahrt in die Rheinlande spricht.

Gernsbach-Scheuern (Baden). Heinrich Funck.

Zur Kritik der Urkunden und Klosterreform-Literatur der Angelsachsen.

J. Armitage Robinson, *St. Oswald and the church of Worcester* (Brit. Acad., Suppl. pap V, London 1919, 51 p.) erklärt 17 Urkunden des Domes Worcester vom 8.—10. Jahrh., obwohl von dem verhältnismäßig vertrauenswerten Heming gutgläubig überliefert, für verfälscht, weil sie die Kathedrale als Marien geweiht und von Mönchen bedient hinstellen. Vielmehr war der ältere Dom Petrus geweiht; neben ihm baute erst Oswald die größere Marienkirche [ein Beleg für damalige Ausdehnung des Mariendienstes]; kurz vor 977 zogen Mönche ins Stift. Um 960 saßen in den Stiftskirchen nicht wie um 800 Priester, sondern Kleriker niederer Weihen. Vf. zitiert die für Ags. Urkk. gewiß höchst wichtigen, hier nicht erhältlichen Forschungen: W. H. Stevenson, *Trinoda necessitas* und Stenton, *Mercian kings* in *Engl. histor. rev.* 1914 bzw. 1918. — Die *Vitae ss. Dunstani, Odonis, Oswaldi* und das Leben dieser Bischöfe werden vom Vf. in manchem Punkte erhellt; Eadmer wird erwiesen als Autor der im 17. Jh. Osbern zugeschriebenen *V. Odonis* [wie ich es 1879 hinstellte: *Anglonorm. Gesch. Q.* 292; Vf. verschmäht fremde Literatur, auch Sackur über Fleury und Keller über Worcester] — Die Bischofsliste in Tiber. BV leitet R. aus Glastonbury her [seine Monographie *Saxon bishops of Wells in the 10. cent.* (Brit. Acad., Suppl. pa. IV 1918) ging mir nicht zu]. Das Domgut gehörte in Worcester dem Bischof und der *familia* gemeinsam; das Wort *canonicus* für Chorherr kommt in England vor 1000 nicht vor [vgl. meine *Gesetze d. Ags.* II 531].

Berlin. F. Liebermann.

Die Ing-Verse im angelsächsischen Runengedicht.

Ing wæs ærest	mid Ēast-Denum
gesewen seegun,	oþ he siddan eft
ofer wæg gewät	— wæn æfter ran —;
ðus heardingas	ðone hæle nemdun. 67—70.

'Ing erschien[1] den Männern zuerst bei den Ost-Dänen, bis er darnach wieder über die Wogen davonzog — der Wagen lief hinter ihm —; so nannten die Tapferen den Held.'

Was den Namen *Ēast-Dene* betrifft, so muß dahingestellt bleiben, ob die Bezeichnung 'Ost-Dänen' hier besondere geographische Bedeutung hat, also

[1] Oder mit Brandl (Ags. Literatur, P. Grdr.[2] II[a], S. 964): 'wurde sichtbar'; weniger gut: 'wurde gesehen'.

etwa auf Schonen weist; man erinnere sich an die unterschiedslos gebrauchten Namen Nord-, Süd-, Ost-, West-Dänen im Beowulf. Jedenfalls aber fällt hier bedeutsames Licht auf die *Ingwine* = 'Dänen', Beow. 1044, 1319.

In V. 68 haben wir gewiß kein Recht, das überlieferte *est* als *ēast* 'Osten'[1] zu fassen, vielmehr scheint Greins Besserung *eft* durchaus geboten; *eft* verbindet sich auf das natürlichste mit dem folgenden *gewāt*, wie z. B. in Beow. 123: *þanon eft gewāt ... tō hām faran*, 853: *þanon eft gewiton*, Gen. 1471: *gewāt flēogan eft*, Dan. 632: *gewāt þā earmsceapen eft sīðian*, Andr. 655: *ðonne eft gewāt*, usw.

Daß in V. 69 mit *wæg* die 'Woge' (*wāg*) gemeint ist, unterliegt keinem Zweifel. Der kollektive Gebrauch dieses Singulars = 'Meer' ist reichlich bezeugt; zudem weisen Ausdrücke wie *gewāt se wilda fugel ... ofer wonne wāg* Gen. 1460 ff. (eine schon von Jacob Grimm bemerkte Parallele), *lēton þā ofer fīfelwāg fāmige scrīðan / bronte brimþisan* Elene 237 f., *swā ic þē fēran hēt / ofer wēga gewinn* Andr. 931 f. unzweideutig auf die Meereswoge. Greins Frage *ofer weg?* ist also unbedingt zu verneinen. Wäre 'Weg' gemeint, würde man überdies *on weg* erwarten. (Etwa anderes ist *ofer feorne weg* Andr 252, 1173, *ofer langne weg* Gen. [B] 554, 690.)

Verschiedene Auffassungen herrschen über *heardingas*, V. 70. J. Grimm, Deutsche Mythologie[4], S. 288 erwog die Möglichkeit, daß ein Eigenname vorliege: 'Jenes angelsächsische Lied berichtete, Ing habe seinen Namen unter den Heardingen geführt, von ihnen empfangen. Die *Heardingas* sind entweder Helden und Männer überhaupt, wie S. 283 gezeigt wurde, oder ein besonderes Volk ... *Heardingas* scheinen ein den Dänen und Schweden östlich gelegenes Volk, unter welchen Ing eine Zeitlang gelebt haben soll ...'; worauf Bemerkungen über *Haddingr*, *Hadingus* folgen. ('Hadding darf demnach für identisch mit Njorðr, d. h. für eine Wiedergeburt des Gottes genommen werden ...') Vgl. Müllenhoff, Beovulf, S. 37 f. Dieser Ansicht folgt noch der neueste Herausgeber des Runengedichtes, Bruce Dickins (Runic and Heroic Poems of the Old Teutonic Peoples, Cambridge, 1915), der (S. 21) zu dem Schluß gelangt: 'On the whole it seems most satisfactory to regard *Heardingas* as the name of a people or a dynasty, conceivably the North Suevi ...' Freilich, die Möglichkeit ist zuzugeben. Indessen im Hinblick auf das sicher appellative *heardingas* in Elene 25, 130 und besonders auf die stilistische Bedeutung des Schlußverses werden wir ohne Bedenken dem farbloseren Ausdruck 'die Tapferen', 'die Helden' ('Männer') den Vorrang einräumen dürfen. Es scheint dem Charakter der 'Merkverse' besser zu entsprechen, wenn am Schluß einfach gesagt wird: 'so hieß er'; ähnlich wie es etwa in den Rätseln heißt: *saga hwæt ic hātte, frige hwæt ic hātte, nemmað hȳ sylfe*, oder Räts. 42, 8: *þæt is tō gefrencanne þēoda gehwylcum, / wīsfæstum werum, hwæt sēo wiht sȳ*, 2, 1: *hwylc is hælepa þæs horse ... þæt þæt mæge āsecgan*; vgl. auch den Typus *þone on gēardagum Grendel nemdon / foldbūende* Beow. 1354 f., *þā nū geond folc monig / weras Eufraten wīde nemmað* Gen. 233 f., usw. Die Wahrscheinlichkeit spricht jedenfalls für ein Subjekt von ganz allgemeiner Bedeutung.

Und nun zur interessantesten und schwierigsten Stelle: *ofer wāg gewāt — wæn æfter ran —*. Daß Ing auf das engste verwandt, wenn nicht identisch ist mit dem nordischen Freyr-Njorðr und weiter mit der von Tacitus im

[1] W. Grimm, Über deutsche Runen, S. 223 wollte *est-werd* 'ostwärts' lesen.

40. Kapitel der Germania beschriebenen Nerthus, ist hinlänglich bekannt. (Vgl. z. B. Mogk, P. Grdr.[2] III, S. 318 ff., 367.) Daher stellt sich Ings Wagen ohne weiteres zu dem geweihten Wagen, in dem Nerthus unter dem Jubel der Bevölkerung durch das Land fährt: *est in insula Oceani castum nemus, dicatumque in eo vehiculum ..., rectamque bubus feminis [deam sacerdos] multa cum veneratione prosequitur ...*, und zu jenem Wagen, auf welchem nach der Saga von Olaf Tryggvason das Bild des Freyr von Altuppsala durch das Land gefahren wird (Flateyarb. I, 338, vgl. Mogk, a. a. O. S. 319). Allein wie paßt der Wagen zum Meere? Die scheinbare Unstimmigkeit wurde aufs schärfste hervorgehoben von Axel Olrik, Danmarks Heltedigtning I, 259, und so kürzlich wiederholt in der trefflichen englischen Übertragung von Hollander,[1] S. 417: '"The wain ran after" (*wæn æfter ran*), we read in the next sentence of the poem, and it is evident that this phrase is to contain a circumstance about his departure. But as yet no one of the interpreters has been able to explain what rôle the wain plays in the sea. I suspect that *wæn* conceals some mistake or misunderstanding of the scribe. To judge from the related legends we should expect the thought that his vessel brought him back to the place from whence he came, or some similar statement.' [Dazu die Fußnote:] 'Tentatively I suggest to read *wæg-hengest æfter ran*, 'the wave-horse (i. e., the ship) ran back again' (understanding *æfter* in the same sense as Old Norse *aptr* "back".' Offensichtlich nur ein Ausweg der Verzweiflung!

J. Grimm — es verlohnt sich auch hier, den Spuren des Altmeisters nachzugehen — äußerte sich behutsam wie folgt (D. M.[4], S. 286): 'Der Wagen ist bedeutsames Kennzeichen der alten Götter,[2] aber auch der Helden und Könige; daß er hier bei der Meerfahrt besonders hervorgehoben wird, scheint einen uns verdunkelten Zug der Sage zu bezeichnen.' Was zunächst die Konstruktion anlangt, so heißt *wæn æfter ran* wörtlich 'der Wagen lief hinter ihm'. Der Satz bildet ein interessantes Seitenstück zu der Wendung *þær him e(o)h fore / mīlpaðas mæt* Elene 1262 f., vgl. *ne mæg hyrnan hring / æfter wīgfruman wīde fēran* Beow. 2260 f; s. Journ. of Engl. & Germ. Phil. VI, 197. Natürlich sitzt Ing (vorn) im Wagen, welcher gewissermaßen seiner Führung folgt — so gut wie der Reiter auf seinem Pferde sitzt. Weiter aber kommt in Betracht, daß dem Freyr ein wunderbares Schiff, Skíðbladnir, zugeschrieben wird, das sich wie ein Tuch zusammenlegen läßt,[3] wie denn auch Njorðr in Nóatún,[4] d. h. 'Schiffsstätte', am Meere wohnt. Also einerseits wußte man von dem Umzug der Gottheit in ihrem Wagen; anderseits stellte man sich vor, daß der Gott oder Heros seinen Wohnort ('in insula Oceani') wieder verließ, vielleicht um andere Volksstämme jenseits des

[1] The Heroic Legends of Denmark. New York 1919.

[2] Bekannt ist Thors Wagen. Ob Njorðr in Skáldsk. c. 6 *vagna-guð* genannt wird, ist sehr fraglich; Finnur Jónsson setzt *Vana-guð* in den Text.

[3] S. besonders Gylfag. c. 42, Skáldsk. c. 33. J. Grimm, D. M.[4], S. 179 Anm. erinnert an die von Plinius erwähnten äthiopischen *naves plicatiles humeris translatas*, vgl. S. 215 Anm. 1. Es liegt nahe, auch der in nördlichen Gegenden gebrauchten leichten Boote zu gedenken, von denen Ohthere dem König Alfred berichtet: *and herað þā Cwēnas hyra scypu ofer land on ðā meras, and þanon hergiað on ðā Norðmen; hy habbað swȳðe lȳtle scypa and swyðe lēohte*, Oros. 19, 6 f.

[4] Grímnism. 16, Gylfag. c. 22, Langfeðgatal: 'Niordr i Noatunum', usw.

Meeres aufzusuchen.[1] Da man ihn von seinem Wagen nicht trennen wollte, so glaubte man, daß er in seinem Wagen sitzend über das Meer fuhr, oder — anders ausgedrückt — man konstruierte sich ein wundersames 'Fahrzeug', das bald als Schiff und bald als Wagen dienen konnte.

Mit dieser Vorstellung wird zusammenhängen der merkwürdige Brauch, die Gottheit auf einem Schiffe mit Rädern im Lande herumzufahren. Über einen solchen Umzug in Ripuarien berichtet J. Grimm nach dem ausführlichen Zeugnis des *Rodulfi chronicon abbatiae s. Trudonis* aus der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts, desgleichen über noch spätere Spuren ähnlichen Brauches — unter Hinweis auf die von Tacitus, Germ. c. 9, als 'Isis' bezeichnete Göttin, deren Abzeichen ein (leichtes) Schiff war (*signum ipsum in modum liburnae figuratum*); vgl. E. H. Meyer, German. Mythol. § 371; Golther, Handbuch der germ. Mythol., S. 463—68, 578 f. 'Ich halte dieses im Land umziehende, von der zuströmenden Menschenmenge empfangene, durch festlichen Gesang und Tanz gefeierte Schiff für den Wagen des Gottes, oder lieber jener Göttin, welche Tacitus der Isis vergleicht, die Sterblichen (gleich Nerthus) Friede und Fruchtbarkeit zuführte.' (Grimm a. a. O., S. 217 f.) Daß ein solcher Schiffswagen auch als Wagenschiff über das Meer fährt, scheint sonst nirgends bezeugt zu sein, aber die altertümlichen Verse unseres Runengedichtes führen ungezwungen auf diese Deutung. Sonst bliebe als Ausweg nur die Erklärung, Ings Schiff wäre eben sein 'Wagen' genannt worden.[2]

The University of Minnesota. Fr. Klaeber.

Das Studium der englischen Ortsnamen

systematisch zu organisieren ist der Zweck eines Artikels von Prof. Allen Mawer, Armstrong College, Newcastle-on-Tyne (British Academy, Proceedings, vol. X, 14 pages, read 26 Jan. 1921; Oxford Univ. Press; 1 s. 6 d.), und außer rein wissenschaftlichen Gründen dafür werden auch praktische vorgeführt: Ortsnamenschreiber und Kartenzeichner treiben aus Verständnislosigkeit manchen Unfug. Gefordert wird, im Gegensatz zu den bisherigen Büchern über die Ortsnamen einzelner Grafschaften: 1. Vollständigkeit der ausgebeuteten Ortsnamen, soweit sie in Schreibungen vor 1500 erhalten sind; 2. Exaktheit nicht bloß der linguistischen, sondern auch der topographischen und historischen Namenerklärung; 3. Gesamtaufzeichnung der englischen Ortsnamen behufs vergleichender Aufhellung der nicht in alten Schreibungen belegten. Skandi-

[1] Vgl Kaarle Krohn, Finnisch-Ugrische Forschungen IV, 244, der auch auf Golther, Handb. d. germ. Myth. 463—68, 578 f. hinweist. — Olrik I, 259 f. (Olrik-Hollander 418 f.) findet Übereinstimmung mit der Sage von Scyld und der Urform der Sage vom Schwanritter: der über das Meer zu den Dänen gekommene Stammvater Ing verläßt das Land auf dieselbe Weise und zieht in die unbekannte Ferne.

[2] Vielleicht ist folgende Notiz der Beachtung wert. Ich fand dieselbe in dem Aufsatz 'Der Götterwagen' von Just Bing, Mannus VI, 261 ff. 'Als ich dies schon geschrieben hatte, habe ich durch die Güte des Herrn Prof. G Gustafson Gelegenheit gehabt, die von ihm abgezeichneten, noch nicht veröffentlichten Felsenzeichnungen von Smaalenene in Norwegen durchzugehen. Ich habe daselbst einen von zwei Kühen gezogenen Wagen gefunden, zwischen Schiffen gestellt, wie der Bocks- und Pferdewagen auf Kyrkoryk es ist. Vielleicht ist er dem Nerthuswagen gleichzusetzen.' (S. 282 Anm.)

navische Arbeiten werden als rühmliche Beispiele angezogen. Obwohl zurzeit totgeschwiegen, können wir Deutsche uns nur freuen, wenn die germanischen Studien in England aufblühen und geschichtliches Wissen bei den modernen Agss. verbreiten. Der Verfasser drängt die Brit. Ac. zu baldigster Einsetzung eines Ausschusses, denn solche Forschung 'cannot be left to a few scholars working in isolation'.

Berlin. A. Brandl.

Unliss.

In the grant of land by Berhtwulf, king of the Mercians, to Forþred, easily accessible in Sweet's *Oldest English Texts*, p. 464, we read: 7 we aec alle bibeodad đe æt đisse gewitnisse werun on cristes noman 7 on his đære haligra(n), gif ænig monn đas ure gewitnisse incerre on owihte, đæt he æbbe đæs ælmæhtgan gode(s unhlis ... 7) his đære haligran up in heofnum đæs we him gebeod . n mæge. Miss F. E Harmer, *Select English Historical Documents*, p. 6, prints: Gode(s unhlisse [?] 7). Both refer to the facsimile of the Palaeographical Society, which prints: unhlisse(?). There can be little doubt that the form in the MS was *unhlisse*. If so, it cannot be, as Sweet says in his glossary, *unhlīsa* infamy: context and form forbid this assumption. I believe we have in this passage an unrecorded *unliss*, that is, the very common *liss*, 'mercy, favour, grace, joy, delight,' with the prefix *un-*. 'Disfavour, want of mercy, disgrace' suits the sense, which is: that he may not have the mercy of God and of his saints in Heaven. The *h* in *-hlisse* causes no difficulty: in the line above *æbbe* stands for *hæbbe*.[1] The adjective *unlīđe* is recorded.

Amsterdam. A. E. H. Swaen.

Die altengl. Glosse *ling* : *simulabo*

im *Beiblatt zur Anglia* 32 (1921), 61 braucht nur die Besserung in *simulacro*, um sich zu decken mit der Gleichsetzung *ling* : *imago*, die der Rechtsbuch-Verfasser der *Leges Edwardi Conf.* 35, 1 d um 1130 überliefert, und die ich, da ich kein Zeugnis kannte, irrig *Gesetze der Agsa.* II 135 angezweifelt habe.

Berlin. F. Liebermann.

Zur Geschichte des Siegels in England.

R. L. Poole behandelt in *Seals and documents* (*Proceed. Brit. Acad.* IX, 1920) Zwecke und Arten der Anbringung des Siegels in Europa allgemein. Man schnitt ins Pergament unten zwei Parallelen, schnürte den schmalen Streifen zwischen ihnen um die gefaltete Urkunde und übersiegelte ihn auf deren Rückseite, damit sie erst nach seiner Zerschneidung entfaltet und gelesen werden könne. Die Urkunde Birch 515 von a. 860/66, deren Faksimile P. wiederholt, bietet das früheste Beispiel dieser Versiegelung *sur simple queue*; P. leitet sie her von der Versiegelung der Wachstafeln im alten Rom. Sie wird später benutzt in Englands Königskanzlei für *Breve* (*writ*) und *Litera clausa*. — Wiederum Englands Herrscher zuerst wendet bald nach 1051 zur Beglaubigung, nicht als Verschluß, das hängende 'Münzsiegel' an, das ein Königsbild vorn und ein anderes hinten zeigt und sich später im

[1] Cp. Kluge, Grundr.[2], I, 1002.

Großsiegel des Staates fortsetzt. In Form und Befestigung ist es beeinflußt von der Bulle des Papstes, im Bilde aber vom Majestätssiegel des Kaisers, was P. durch Englands Beziehung zu Konrad II. und Heinrich III. erklärt. Wilhelm I. nennt sich in Hexametern auf der Vorderseite dieses Siegels König, auf der Rückseite Herzog. — Den Angelsachsen spricht man das Wachssiegel nicht mehr ganz ab [vgl. meine *Gesetze* III 227 Sp. 3]; der frühere Irrtum konnte sich auf Anglonormannen berufen [ebd. II 651 Sp 1], nicht bloß auf den von P. zitierten Pseudo-Ingulf. — Die Bulle Kenulfs von Mercien verbindet P. mit Offas Beziehung zu Rom, leitet aber die Inschriftform von der Münze her. — Mönche von Canterbury behaupteten in Prozessen 1123 und 1181, auf Fälschungen gestützt, bereits Gregor I. und sein Sendbote Augustin hätten Bleibullen angewendet. [Vgl. Breßlau in *Archiv Urk. Forsch.* 1921.]

Berlin. F. Liebermann.

Weihnachtsspiel zu Lincoln 1316.

William Wheatley, Lincolner Lateinschulmeister, verfaßte 1316 zwei Hymnen auf den hl. Hugo von Lincoln für ein Weihnachtspiel zum Trost in einem Jahre der Teuerung und des Sterbens von Mensch und Vieh. Sie stehen im Boethius-Kommentar des New College zu Oxford. So A. F. Leach, *Proceed. British Acad* 1913/14, p. 444, der hierin ein Beispiel sieht für die vom 12. bis 16. Jh. bezeugten und nur in Westminster noch überlebenden Schauspiele von Schulmeistern.

Berlin. F. Liebermann.

Sir Thomas Barclay, 'Les tribulations d'une conscience impériale' (Paris 1920) wird durch Arens in der Berliner Wochenschrift *Das Demokratische Deutschland* III (1921) 194 ausführlich angezeigt und mit historischer wie ästhetischer Kritik eindringend gewürdigt. Der Vf., Anwalt in Paris (einst Vertrauter Edwards VII), der vor 1914 viel am Berliner Hofe verkehrte, schildere in diesem, von Shaw hoch gepriesenen Buchdrama, wie Wilhelm II., zwar hochbegabt, aber historischen Übermächten nicht gewachsen, Ende Juli 1914 in den unerwünschten Krieg getrieben ward, der unvermeidlich, nicht Deutschlands alleinige Schuld gewesen sei. Das Stück führe die leitenden Staatsmänner und Ratgeber vor und ende mit Amerongen. Der Engländer behandle das Verhängnis Deutschlands historisch objektiv, menschheitlich frei, mit psychologischem Verständnis, ohne strafrichterliche oder sittenpredigerhafte Absicht, vom Standpunkt des pazifistischen Sozialreformers. Beachtung verdienen die fürs deutsche Volk optimistischen Ratschläge und Ausblicke in die Zukunft. — Weil diese hohe Beurteilung des Weltkrieges leider bei den Angelsachsen noch immer seltene Ausnahme bildet, hebt sie unser Bericht als einen Beweis des in Britannien nie ganz erstorbenen moralischen Mutes hervor.

Berlin. F. Liebermann.

Nachtrag zu Lupsets 'Exhortation to yonge Men'.

Dr. W. W. Greg hatte die Freundlichkeit, den Neudruck von Thomas Lupset, An Exhortation to yonge Men' mit dem Original im Brit. Mus. zu ver-

gleichen. Da seine Kollationsergebnisse nur zum Teil für den Neudruck benutzt werden konnten, teilen wir im folgenden seine übrigen Besserungen mit. (Die Seiten- und Zeilenzahlen beziehen sich auf den Druck im Archiv.)

Über das auf der Titelseite befindliche Datum 1534 berichtet Dr. Greg: 'This is not part of the printed title page, but is cut on the ornamental border, which was first used in that year but also for many years later. The real date of the book is 1535 as given in the colophon. See my Notes on Berthelet in the Trans. of the Bibliographical Society, VIII. p. 202.'

Die Zahl der Bogen des Buches ist nicht richtig angegeben. Im Original findet sich kein Bogen F, sondern in der Mitte des Bogens E ist ein Doppelblatt eingefügt, so daß E 10 Blätter enthält.

Alle Titel im Text, wie S. 66 Z. 49 De re publica usw. sind kursiv gedruckt. Alle Zahlen sind in derselben Type wie der übrige Text gedruckt. Das Zeichen ¶ ist zu setzen vor den Zeilenanfängen S. 61 Z. 43, S. 62 Z. 45, S. 65 Z. 28, S. 66 Z. 10, 19, 44, S. 67 Z. 22, S. 68 Z. 34, S. 70 Z. 39, 42, S. 71 Z. 41, S. 72 Z. 17, 48, S. 73 Z. 41, S. 74 Z. 23, S. 75 Z. 41, 53, S. 76 Z. 45, S 77 Z. 15. Kein Absatz ist im Original gemacht S. 64 Z. 40, S. 66 Z. 1, S. 71 Z. 6, S. 73 Z. 12, S. 75 Z. 2.

Einige Typen sind im Neudruck nicht ganz deutlich, so S. 64 Z. 16 parauēture, S. 70 Z. 52 acqueintace, S. 71 Z. 11 consciēce, Z. 43 vehemēt pāge, S. 72 Z. 10 sufferāce, S. 75 Z. 47 strēgthes, S. 76 Z. 9 ensaple, Z. 11 beatē.

Die Randnoten gehören genauer untereinander (ohne Einrücken); Randnote S. 67 Z. 48 f. valetud. ist im Original nicht getrennt, Randnote S. 68 Z. 34 ist getrennt: Similitu-des. Die Randnoten S. 63 Z. 33 und 35 ff. sind um je eine Zeile heraufzurücken.

Für den Text ergaben sich folgende Besserungen: S. 61 Z. 5 Komma nach coueted, Z. 6 vorletztes Wort yon statt you, Z. 26 Smythe statt Smithe, Z. 26 Randnote: kein Punkt nach frendshyp, Z. 37 Komma nach good, Z. 53 by pathes statt bypathes (zweimal).

S. 62 Z. 3 kein Komma nach erre, Z. 47 orles statt orels (Druckfehler!), Z. 49 be loked statt beloked, Z. 50 second enext statt second next (Druckfehler für seconde next!).

S. 63 Z. 9 Komma nach world.

S. 64 Z. 26 kein Komma nach were, Z. 53 Vse statt Use, Z. 56 Doppelpunkt statt Punkt nach goodes.

S. 65 Z. 8 thēsaple statt thesaple, Z. 27 fore statt for, Z. 33 lyghte statt eyghte, Z. 36 either statt eyther.

S. 66 Z. 14 Lyke wise statt Lykewise, Z. 44 Randnote: kein Punkt nach gospels, Z. 46 Randnote Ierom statt Jerom., Z. 52 Thust. statt Thusc.

S. 67 Z. 16 Iesus statt Jesus, Z. 51 lyke wise statt lykewise.

S. 68 Z. 8 mattens statt matters (wohl Druckfehler!), Z. 13 befor statt before, Z. 24 pmise statt pmise, Z. 28 requre statt require, Z. 45 reasonnyng statt reasonyng, Z. 56 letztes Wort goodes statt goodis.

S. 69 Z. 18 Komma statt Strichpunkt nach them, Z. 20 men statt mē, Z. 30 Komma nach say Z. 49 ensape statt ensāpl (Druckfehler!), Z. 51 siners statt siners, Z. 53 kein Trennungszeichen nach world.

S. 70 Z. 12 Komma nach come, Z. 20 Komma nach thing, Z. 46 satisfie statt satisfye, Z. 48 in to statt into, Anm. 1 Komma statt Punkt nach phylosothers.

S. 71 Z. 7 how statt howe, Z. 31 bnder statt vnder (Druckfehler!), Z 33 somwhat statt somewhat, Z. 41 Randnote: Komma nach ire.

S. 72 Z. 4 reioising statt reiosing, Z. 16 meddyll statt medyll, Z. 20 greuo9 = greuous statt greuos, Z. 20 Randnote: Doppelpunkt statt Punkt nach Seneca, Z. 31 to gether statt together; fader statt father.

S. 73 Z. 20 ppretis statt ppretis.

S. 75 Z. 27 und 28 may statt maye, Z. 30 kein Komma nach bodyes.

S. 76 Z. 2 Doppelpunkt nach place.

S. 77 Z. 21 kein Komma nach and, Z. 28 M. D. XXXV. statt M D XXXV.

Ferner teilt Dr. Greg mit, daß nach seiner Vermutung S. 72 Z. 36 sullines im Original Druckfehler für sullines, S. 74 Z. 23 my Druckfehler für mo ist.

Würzburg. E. Wolffhardt.

Kyd an den Privy Council über Marlowe.

In den Staatspapieren des Sir John Puckering, Keeper of the Seal, die kürzlich vom Britischen Museum angekauft wurden, steht in Kyds Hand, wie Dr. F. S. Boas feststellte (The Times Literary Supplement, 2. Juni 1921, S. 345), folgender Brief:

Pleaseth it yor honorable Lp toching Marlowes monstruous opinions wch I cannot but wth an agreved conscience think on him or them so can I but p(ar)ticulariz fewe in the respect of them that kept him greater company, Howbeit in discharg of dutie both towrds god yor Lps & the world thus much have I thought good breiflie to discover in all humbleness.

First it was his custom when I knewe him first & as I heare saie he contynewd it in table talk or otherwise to iest at the devine scriptures gybe at prince^{s}, & stryve in argument to frustrate & confute what hath byn spoke or wrytt by prophets & such holie men. He wold report St John to be o^{r} savio^{r} Christes Alexis I cover it wth reveren(?ce) and trembling that is that Christ did loue him wth an extraordinary loue.

That for me to wryte a poem of St paules conversion as I was determined he said wold be as if I shold go wryte a book of fast & loose, esteming paul a Jugler.

That the prodigall Childs portion was but fower nobles, he held his purse so neere the bottom in all pictures, and that it either was a iest or els some nobles then was thought a great patrimony not thinking it a p(ar)able.

That things esteemed to be donn by devine power might haue aswell been don by observation of men all wch he wold so sodenlie take slight occasion to slyp out as I & many others in regard of his other rashnes in attempting soden pryvie iniuries to men did ouer slypp though often reprehend him for it & for which god is my witnes as well by my lords comanndmt as in hatred of his life & thoughts I left & did refraine his companie.

He wold p(er)swade wth men of quallitie to goe unto the k of Scott whether I heare Royden is gon and where if he had liud he told me when I sawe him last he meant to be.

Im weiteren verweist Boas auf seine Mitteilungen über den Prozeß Kyd-Marlowe in der Einleitung zu seiner Kyd-Ausgabe. Zum Kapitel Knabenliebe in der Elisabethzeit wäre u. a. die erste Satire von Donne V. 40 (prostitute boy) zu vergleichen.

Berlin. A. Brandl.

Hero und Leander und die altenglischen Elegien.

Die *Rede der Frau an Eadwacer*, wie Brandl (Ae. Lit Gesch. in Pauls Grdr.[2] II, S. 976) das sog. 'erste Rätsel' des Exeterbuches bezeichnet, und die *Klage der Frau* nennt R Imelmann in seinen *Forschungen zur ae. Poesie* (Berlin 1920) auf Grund seiner eingehenden Interpretation des Textes *erste* und *zweite Mädchenklage*, denn nicht einer Frau, sondern einem von ihrem Geliebten getrennten Mädchen seien diese Gedichte in den Mund zu legen. Ob mit Recht oder Unrecht, mögen Berufenere zu entscheiden versuchen. Daß er aber diese Gedichte und die sog. *Botschaft des Gemahls* (Exeter-Hs. 123) von dem 18. und 19. Briefe der Heroiden des Ovid (Leander und Hero) nicht nur in der Form, sondern auch im Inhalt abhängig hält, ja daß er weiter behauptet, es scheine sicher, daß der Dichter die ursprüngliche Form der Sage aus Ovid kennengelernt habe (S. 209), daß er endlich sogar die Ballade von der *Lass of Roch Royal* (Child, *Pop. Ball.* II, 213—226, weitere Fassungen III, 510 f. u. IV, 471 f.) letzten Endes auf Ovid zurückführt und in ihr und den altengl. Dichtungen eine jüngere Entwicklung der Hero- und Leander-Sage sieht (S. 210 f.), möge vom Standpunkte des Studiums der Volkspoesie nicht unwidersprochen bleiben.

Die altenglischen Gedichte gehören allerdings — vorausgesetzt I.s Interpretation ist richtig — in das Stoffgebiet der Erzählungen, in denen ein Mädchen durch irgendeine dritte Person von der Berührung durch einen Mann bewahrt werden soll, es aber dem Liebhaber doch gelingt, zu ihr zu gelangen und sie zu schwängern. Bei einem späteren Besuche geht er dann durch das Eingreifen dieser Person zugrunde. Auch Hero und Leander gehört in diesen Stoffkreis, der jedoch, wie sein Verbreitungsgebiet zeigt, gemein-idg. ist. In Ovid haben wir allerdings die älteste erhaltene westliche Niederschrift der Geschichte, dies bedingt aber durchaus nicht, daß er die ursprünglichste Form überliefert. Über diese Fragen vgl. die Einleitung von Kittredge in seiner Ausgabe von *Child's Pop. Bal.* in den *Cambridge Poets.*

Das deutsche Volkslied von den zwei Königskindern, das auch hierher gehört, hat z. B. bereits ein wesentliches Märchenmotiv mehr überliefert als die klassische Sage: die Kerze wird von einer bösen Alten ausgelöscht, es greift also eine persönliche feindliche Macht in das Liebesglück der beiden ein, nicht bloßer Zufall; ein weiteres Motiv enthält das Märchen von Rapunzel (Grimm, KHM Nr. 12): das Mädchen gebiert ein Kind (bzw. Zwillinge), mit dem es im Elend lebt, also genau wie in den Elegien und in der Ballade von der *Lass of Roch Royal*, die im übrigen eine 'Gegenfassung' der Geschichte enthält (das Mädchen sucht den Geliebten auf und wird durch dessen Mutter am Besuch gehindert). Daß in Rapunzel das Wasser, das durchschwommen werden muß, durch einen Turm, den der Liebhaber erklettern muß, ersetzt ist, ist eine nebensächliche Veränderung des Grundmotivs, wie sie ähnlich Fassung A der *Lass of Roch Royal*, die auch zu Lande spielt, zeigt. Motivenarm ist hingegen die Ballade *Annan Water* (bei Kuortz, *Schottische Balladen*, Nr. 34, nach Scotts *Minstrelsy*): der Liebhaber sucht einen Schiffer, der ihn übers Wasser bringen soll; am nächsten Morgen findet man ihn tot. Über die Verbreitung der Geschichte bei anderen Völkern siehe Grimm, KHM III, S. 274 (Zeugnisse aus Tertullian) und Anm. zu Nr. 12 (Parallelen aus Firdusi), dann Jellinek, *Die Sage von Hero und Leander*, Berlin 1890, S. 81.

Der altenglische Dichter brauchte also durchaus die Geschichte nicht bei Ovid kennengelernt haben, sondern er schöpfte viel eher aus volkstümlicher Überlieferung, aus der auch die bei Ovid nicht erhaltenen Motive stammen werden. Hierbei will ich durchaus nicht leugnen, daß er in der Form und Darstellung, besonders etwa in der Botschaft, vielleicht durch Ovids Vorbild angeregt wurde. Mehr zu behaupten ist aber doch sicher eine gefährliche Vermutung.

Wien. Karl Brunner.

Zu Shakespeares Kenntnis von der Alraunwurzel.

J. G. Frazer, der treffliche Erklärer der Volkskunde, erhellt die je zwei Stellen, an denen Shakespeare vom tödlichen Schrei der Wurzel *mandrake* und von der Einschläferungskraft ihres Saftes *mandragora* spricht, durch reiche Beispiele ähnlichen Aberglaubens seit biblischer Zeit; *Proceed. British Acad.* 1917/18, p. 68. Die angeführten Belege entstammen zwar teilweise Britannien; die ältesten sind die des Angelsächsischen Pflanzenbuchs. Sie aber kannte Shakespeare nicht.

Berlin. F. Liebermann.

Shakespeare und Chanson de Roland.

In *Henry VIII* (III Ende) sagt Wolsey: ... *Be just, ... then, if thou fall'st, o Cromwell, thou fall'st a blessed martyr.* Erzbischof Turpin im *Roland* ermutigt das Heer vor der Schlacht gegen die Heiden: *Si vous mourez, esterez sainz martirs.*

Berlin. F. Liebermann.

Swift und Vanessa.

Ein literarisches Rätsel des 18. Jahrhunderts, das auch unsere Klassiker beschäftigte, wird jetzt aufgeklärt. Der Briefwechsel der beiden Liebenden — denn so muß man sie nennen — ist zum erstenmal nach den Originalen gedruckt worden ('Vanessa and her correspondance with J. Swift,' London, Selwyn, 216 S., 7 s. 6 d. net), und was der Verfasser der Einleitung dazu, A. M. Freeman, noch nicht erkennt, das spricht der Rezensent des Buches im 'Manchester Guardian' (26. April 1921, gezeichnet: A. M.) freimütig aus: 'There had been a hot love affair, and not all on one side, though the evidence of Swift's share does not come from any acknowledgment on his part. "Cadenus and Vanessa" proves nothing. It is very plausible, this tale of the "innocent delight he took to see the virgin mind her book". Could it be otherwise, Swift being the author? Those who believe that he "understood not what was love," or who, like the editor of the book before us, will not consent to the idea of a love affair gone back on—because it "belies his two salient qualities of strength and sincerity", — how much do they know of Swift? He had in him mystery on mystery; but the one that most concerns us rose out of the problem with which he wrestled all his life—how his dark abysmal nature, his tempestuous humours, his immeasurable scorn of humanity could be reconciled with a stubborn devotion to his Church and his passion for public life. "I love only individuals," he said. Vanessa was part of the precious wreckage saved by him from the angry sea by

which mankind deserved to be overwhelmed. But she disturbed his problem, was inconvenient to the Churchman and the statesman. The universal satirist would have found a place for her, for satirists can relax, but ambitious politician-Churchmen never. And so, in an age unkindly to exceptional women, finding nothing to distract her mind from the man she railed at and loved, Vanessa died, it seems likely enough, of a broken heart. There is no further clearing up of the mystery here.'

Berlin. A. Brandl.

Über Robert Brownings 'Love among the Ruins'.

Robert Brownings schönste lyrische Monologe sind wohl *Two in the Campagna* und *Love among the Ruins*. Edle kosmische Sehnsucht und Eros umschlingen sich hier und stoßen einander wieder ab. Dort aber steht — echt Browningisch — dem Außen das Innen gegenüber, die sich beide als Gegenwarts- und Vergangenheitsgefühl antiphonisch betätigen. Und das letztere entlockt seinerseits dem Äußeren althistorische Momente. Ein schönes Claude-Lorrain-Bild steht vor uns: Ruine in abendlicher, friedlich lächelnder Ebene, Erinnerung an die versunkene Herrlichkeit einer lasterhaften Stadt, Sitz eines Tyrannen, der sich täglich und stündlich an seiner sichtbaren Macht berauschte. Heute aber, wo einst seine Herrscherblicke über tobenden Wagenkampf lüstern umherschweiften, schwebt holde, reine Sehnsucht von der Ebene, wo der Hirt wandelt, zum zerfallenen Turm, da heimlich ein Mädchen in goldnem Haar seiner wartet. Welch ein kühnes Abwägen von Seelenmomenten jenseits des falschen Messens der Überlieferung! Das prunkhafte historische Drama der gefallenen Größe einer mächtigen Stadt liegt begraben im Dunkel weltseelischer Belanglosigkeit. Das Liebesentzücken aber eines schlichten Schäferpaares spielt auf der Bühne der Ewigkeit.

Es wäre nun naheliegend — und der Gedanke ist schon ausgesprochen worden —, auch für dieses Gedicht die römische Campagna, ein Palimpsest in höherem Sinne, als Visionserregerin verantwortlich zu machen. Das gelbhaarige Mädchen würde natürlich nicht dagegen sprechen, hat doch Browning immer wieder das Idealbild weiblicher Schönheit in goldener Haarfülle dargestellt. (Vgl. *In a Gondola*, *Evelyn Hope*, *A Toccata*, *Gold Hair*.[1]) Selbstverständlich ist für ihn die gedachte Stadt nicht historische individuelle Wesenheit, sondern aus luftigen Phantasiegebilden aufgebauter Typus, wobei aber doch die leise Hand literarischer Erinnerungen mitgewoben hat. Und da denken wir bei einem im griechischen Schrifttum so glänzend bewanderten Poeten wie Browning an Herodots Schilderung Babylons, die durch die kräftigen Worte Jesaias und der Apokalypse malerisch ergänzt wird. Ein glatter Parallelismus ist natürlich bei einem vollendeten Kunstwerk wie dem Browningschen nicht zu erwarten. Bei Browning glänzen Marmormauern, Aquädukte, Säulengänge, die natürlich zu Herodots backsteinernem Babylon nicht passen. Aber in drei springenden Punkten stimmen die zwei Stadtschilderungen überein:

1. Der sündige Charakter der Stadt. Babylon ist die sündige Stadt *κατ' ἐξοχήν*. Die Schändlichkeit seiner Tempelprostitution hat Herodot I

[1] S. W. L. Phelps, *Robert Browning, How to know him*. Indianopolis 1915, S. 142.

199 eindrücklich geschildert (*ὁ δὲ δὴ αἴσχιστος τῶν νόμων ἐστὶ τοῖσι Βαβυλωνίοισι ὅδε*). Die 'Hure Babylon' ist durch die Bildersprache der Bibel sprichwörtlich geworden und jedem englischen Kirchenbesucher aus den anglikanischen Lektionen wohl bekannt. Sie ist nach der Offenbarung Johannis die mystische Stadt der Sinnlichkeit. *Babylon is fallen, is fallen, that great city, because she made all nations drink of the wine of the wrath of her fornication* (Rev. 14, 8). Babylon ist die Hure in Scharlach und Purpur mit goldnem Becher, die auf dem Tier mit sieben Köpfen und zehn Hörnern sitzt (ebda 17, 1 ff.).

2. Die auffallende Betonung der Goldgier der gefallenen Stadt. Die Menschheit der lasterhaften Browningschen Welt kauft und verkauft Ruhm und Schande gegen Gold (Strophe 3) und, wenn sie eine Million Krieger nord- und südwärts sendet und eherne Riesengedenksäulen errichtet, kann sie doch noch tausend voll ausgerüstete Kriegswagen sich halten. So unendlich groß ist die verfügbare Menge ihres Goldes (Strophe 7). Herodot nun geht geradezu darauf aus, uns den Goldschatz Babylons durch Aufzählung vieler Beispiele recht deutlich vor Augen zu führen: den goldenen Tisch im Tempel des obersten Turmes (I 181), die goldene Bildsäule des sitzenden Zeus im unteren Tempel mit großem goldenem Tisch, goldenem Stuhl und goldenem Schemel daneben, das ganze 800 Pfund Gold wert, den goldenen Altar außerhalb und eine weitere 12 Ellen hohe Bildsäule aus gediegenem Golde im selbigen Tempel (I 183). Zu diesem Goldkultus paßt nun auch die Geschichte von der List der Königin Nitokris, die Herodot I 187 berichtet. Sie ließ über dem Tor der Stadt ein Grabmal errichten, dessen Inschrift einem späteren König Babylons, wenn er in großer Geldnot sei, die Benutzung des Grabschatzes gestattete. Als dann Darius kam, ließ er das Grabmal öffnen, fand aber nichts außer dem Leichnam und einer Inschrift, die ihm seine Gier nach schnödem Gewinn zum Vorwurf machte. (*'εἰ μὴ ἄπληστός τε ἦας χρημάτων καὶ αἰσχροκερδής, οὐκ ἂν νεκρῶν θήκας ἀνέῳγες'*) Halten wir nun daneben, daß Jesaia, der immer wieder den Fall Babylons weissagt, in Kap. 14, 4 sie die 'goldene Stadt' nennt, eine Bezeichnung, die in der Apokalypse 18, 4 wiederkehrt. Noch mehr! Im vorhergehenden Kapitel 13 gibt Jesaia Jehovas Drohung wieder, der gegen die Babylonier die Meder aussenden wird, weil diese (13, 17) weder nach Silber noch nach Gold fragen, daß also den Babyloniern ihr Universalmittel, das Gold, diesmal nichts nützen wird.

3. Die hundert Tore der Stadtmauer, die so mächtig breit war, daß Menschen darauf umherwandeln konnten. Bei Browning heißt es in Strophe 2: *O'er the hundred-gated circuit of a wall Bounding all, Made of marble, men might march on nor be pressed, Twelve abreast.* Herodot berichtet I 179, daß rundherum in der Mauer hundert Tore waren, daß zwischen ihren Türmen auf der Mauerbreite ein Wagen mit vier Pferden herumfahren konnte.

Dies wären die drei Hauptpunkte. In Brownings Stadtbild spielen auch noch die vorbeisausenden Streitwagen (*chariots*) eine große Rolle. Auffallend ist nun, daß Jesaia gerade da, wo er Babylons Fall voraussagt, in nächtlicher Vision einen Kriegswagen mit zwei Reitern sich heranwälzen sieht. *And beho'd, here cometh a chariot of men, with a couple of horsemen. And he answered and said, Babylon is fallen* (Jsa. 21, 9). Dies und die assyrischen Reliefbilder mit zweirädrigem Kampfwagen im Britischen Museum

dürften in Browning Eindrücke hinterlassen haben, die dann bei seiner Wagenschilderung unbewußt mitwirkten.

Der kühne Palast, der seine Türme wie Feuer zum Himmel sausend emporsendet — in Strophe 2 — erinnert an Herodots königliche Burg (I, 181), die den einen Teil Babylons überragt, während über dem andern Teil das riesenhafte Belosheiligtum sich erhebt. Acht Türme, einer auf den anderen gesteigert!

Gewiß ist Brownings 'Liebe in Ruinen' nicht aus bewußten historischen Reminiszenzen zusammengesetzt. Der Dichter hat es aus Traumstoff zum klangvollsten Wortbau gestaltet, dessen er fähig war. (Kakophonisch klingt allerdings die dritte Zeile der vierten Strophe.) Aber Träume gehen auf Erinnerungen zurück, deren Umrisse zu neuen Formen zerfließen müssen. Brownings Erinnerungen sind Bilder aus Herodot, Jesaia und der Apokalypse. Sie schimmern durch das Visionsgemälde schwächlich hindurch.

St. Gallen. Bernhard Fehr.

To pay on the nail

ist ein geläufiger Ausdruck für Barbezahlung an Ort und Stelle. Nun macht aber das *on the nail* — auf den Nagel — Schwierigkeiten. Denn wie kann gerade das 'an Ort und Stelle' oder 'auf der Stelle' 'sofort' bezeichnen? Wohl hat schon mancher an gewisse deutsche und französische Redensarten gedacht, die den Fingernagel bildlich gebrauchen. Man behauptet etwa von einer Person, daß sie alles 'auf dem Nagel' oder 'bis auf den Nagel', d. h. wie aufs Haar genau weiß oder hersagen kann. (So in Grimms Wörterbuch unter 'Nagel', wo Flemming [1609—1640] zitiert wird: 'und sagt es ohne Buch auf einen Nagel her' — oder im Schweizerischen Idiotikon, wo auf den Ausdruck 'Uf em Negeli hërsage' und auf Thomas Platters [1572] 'uf dem nägelein usswendig' hingewiesen wird). Diese deutsche Redensart stimmt mit der französischen Phrase *à l'ongle* 'gewissenhaft' und *sur l'ongle* 'genau', 'vollständig', getreulich überein. (Bei Godefroi: *La gent pharisienne Qui tient la grant loy moysienne A l'ongle sans rien trespasser*, Actes des apost. I, 1537 und *la zambelle leur recite sur l'ongle toute la farce*, Hist. maccar. de Merlin, Cocc., XI, auch 16. Jh.) Wir haben es hier offenbar mit einer Fortsetzung des lat. *ad unguem*, *in unguem* (εἰς ὄνυχα), 'bis aufs Haar,' 'bis aufs feinste', zu tun. Wenn man später im Französischen sagt *payer rubis sur l'ongle*, 'auf Heller und Pfennig bezahlen,' so liegt immer wieder der Begriff 'aufs feinste', 'auf das genaueste' zugrunde.[1] Das *faire rubis sur l'ongle*, 'die Nagelprobe machen', 'auf den Nagel trinken', d. h. den Becher so vollständig austrinken, daß ihm beim Umstürzen nur noch ein Rubintropfen auf den Fingernagel entfällt, schließt sich immer noch an den Begriff der Feinheit, des Bis-aufs-äußerste-gehen an.

Diese Redensarten liegen den Belegen nach verhältnismäßig spät — nach dem 16. Jh. — und decken sich ihrer Bedeutung nach nicht mit dem englischen Ausdruck *to pay on the nail*, der nicht besagen will, daß bis auf den letzten Pfennig, sondern daß sofort an Ort und Stelle, hier und

[1] Auch das Rätoromanische verwendet den Ausdruck in dieser Bedeutung. Kollege Pult nennt mir folgende Beispiele: *Mehemed Ali desista buc per ina ungla de sias pretensiuns et pretenda ... Ke o manko ün ungla tx'el is rumpa 'na txamma.*

jetzt bezahlt werde. Das beweist schon jene Erklärung der Entstehung des Ausdrucks, die einst in *Notes and Queries* gegeben wurde, wonach sich auf der Börse von Bristol ein kleiner Säulenstock befunden habe, dessen tischartige Oberfläche mit Nägeln beschlagen war, auf die man das Geld bei der Bezahlung geworfen habe. Die Erklärung ist natürlich erst nachträglich entstanden, zeigt aber, daß der Engländer die Vorstellung einer Bezahlung bis zum letzten Pfennig mit unserer Redensart nicht verbindet. So haben denn auch die Herausgeber des *New English Dictionary* in ihrem Artikel über *pay on the nail* hinzugefügt, die englische Redewendung könnte vielleicht dem französischen *sur l'ongle* entsprechen, weiche aber ihrer Bedeutung nach davon ab. Ihr Ursprung sei unklar. Sie buchen als frühesten Beleg aus dem Jahre 1596 eine Stelle aus Nashe, die das *upon the nail* gar nicht in der Verbindung mit *pay* bringt, wohl aber die Bedeutung 'auf der Stelle, sofort' schon in allgemeinem Sinne aufweist: *help you to it vpon the naile.* Ein Beleg aus dem Jahre 1600 bringt dann ein *paid ... on the naile.*

Die folgenden Ausführungen lassen die Frage des Ursprungs unbeantwortet, können aber auf das Verhältnis des *upon the nail* zu dem *sur l'ongle* Licht werfen. Ich bringe folgende bis jetzt unbeachtete Belege zur Kenntnis:

1291: *En meyme la manere si un marchaunt vende sa marchaundise a un autre marchaunt a payer a brefe jour ou freschement sur le ongle, en quel cas marchauntz ne usent mye comunement pur le hastyfe payement a fere escryt ne taillie* (Borough Customs II, 1906, S. 187, Selden Society 21).

1320: das vorige wörtlich wiederholt in *The Black Book of the Admiralty* II, 106[1] (Doomsday Book von Ipswich). Ihr folgt (S. 107) eine englische Übersetzung aus der Zeit Heinrichs VI. (1422—61): *In the same jif on merchaunt selle his merchaundise to an other merchaunt for to payen at short day or fresshly to suyr the ongle ...*

1323: Die englische Übersetzung aus dem Jahre 1601 einer verlorengegangenen anglofranzösischen Sammlung von Bestimmungen über die Verwaltung des königlichen Haushaltes aus dem Jahre 1323 bringt folgende Stelle: *and shall pay uppon the naile for the said pullen at his peril.* Links am Rande hebt der Übersetzer den Ausdruck *sur l'ongle* seines afr. Originals aus.[2]

Alle drei Belege — und sie sind bedeutend älter als die frühesten Belege Godefrois — weisen das Gemeinsame auf, daß sie ein Bezahlen bezeichnen, das sofort (*pur le hastyfe payement a fere*) an Ort und Stelle in bar geschehen soll, d. h. *freschement*, direkt, im Gegensatz zur befristeten Bezahlung. Die in dem neufr. *payer rubis sur l'ongle* involvierte Vorstellung von 'genau', 'bis aufs letzte äußerste', 'auf Heller und Pfennig' ist in keinerlei Weise angedeutet. Das ne. *pay on the nail* kommt zweifelsohne von einem kanzleianglofranzösischen *payer sur l'ongle*, dem aber eine andere Vorstellung zugrunde lag als dem gleichlautenden französischen Ausdruck, der das alte *ad unguem* weiterführt und unserer Betrachtung über den Ursprung der englischen Phrase am besten ferngehalten wird. Man stellt sich am ehesten ein kräftiges Herunterschlagen des Geldes, Taler um Taler, auf den Zähltisch

---

[1] Rolls Series 55 (1871—76).

[2] Household Ordinances, Edward II, 1323, translated out of an Old French Copy, 1601, by F. Tate, gedruckt in Life Records of Chaucer, Part II (1876), S. 37.

vor, wobei Daumen und Zeigefinger die Münze halten, während die anderen Finger mit dem äußersten Gelenk und dem Nagel auf den Tisch klopfen, so wie der Bauer heute noch beim Kartenspiel seine Trümpfe herunterschlägt. Der Bezahlende klopft auf den Nagel, bezahlt aus der Hand.

To pay on the nail ist somit die englische Übersetzung einer jener anglofranzösischen Kanzleiausdrücke, die ja so oft nachträglich in die Sprache des Alltags übergingen.[1] Um 1600 herum muß der Ausdruck schon allgemein bekannt gewesen sein, wie unser dritter Beleg beweist, wo der Übersetzer um die Wiedergabe des französischen Ausdrucks nicht verlegen ist. Dem 15. Jh. scheint er noch nicht geläufig gewesen zu sein, wie unser zweiter englischer Beleg zeigt, der die französischen Worte beibehält als *suyr the ongle*. Oder bediente sich etwa ein englischsprechender Kanzlist jener Tage dieses französischen Ausdrucks als terminus technicus mitten in englischer Rede?

St. Gallen. Bernhard Fehr.

Ne. *vault*.

Die me. Vorstufen des ne. *vault* waren *voute* und *vaute*, die beide vom 14. Jh. an belegt sind. Die Schreibungen mit *ou* (*voute*, *voult*) halten sich bis ins 16. Jh., Smith 1568 lehrt noch die Aussprache *vōut*. Das NED gibt als afrz. Quellen *voute* und *vaute* an (= lat. **volta* zu *volvere*).

Die Form mit *au* ist zu Hause im Pikardischen und in einem Teil des ostfranzösischen Sprachgebiets; dort ist lat. *o* + *l* vor Kons. zu *au* geworden: *une canbre vautie* Aucassin und Nicolete 5, 2, *saus* (soldos). Vgl. Schwan-Behrens, Afrz. Gr.[11] § 217 Anm. 2; J. Haas, Zur Geschichte des *l* vor Kons. im Nordfrz., Diss. Freiburg 1889, § 44. — Daher stammt auch das von Schiller-Lübben, Mnd. Wtbch. V, 215 verzeichnete *vaute* 'Gewölbe'.

In der heutigen Sprechform *vǭlt*, *vǫ̆lt* ist das etymologisierende *l* unter dem Einfluß des Schriftbildes laut geworden. Aussprachelehrer der zweiten Hälfte des 18. Jh.s lassen die Aussprache ohne *l* nur noch für das Substantiv, nicht für das Verbum gelten. So sagt Nares 1784 (S. 112): 'The *l* is sometimes suppressed in the substantive *vault*, but not in the verb *to vault*.' Und Walker 1791 wendet sich gegen den Irländer Sheridan 1780, der das *l* auch im Verbum ausläßt: 'my ear grossly deceives me if this *l* is ever suppressed, except in the sense of a *cellar for wine*, &c.' Ähnliches bezeugt Elphinston 1765, vgl. Engelbert Müller (Anglist. Forsch. 43) S. 206. In dieser Bedeutung war *vault* offenbar volkstümlicher als in anderen, und es konnte da der Schriftaussprache am längsten widerstehen.

Gießen. Wilhelm Horn.

Satzphonetisches.

J. Wright verzeichnet in seiner Grammar of the Dialect of Windhill, Yorkshire, London 1892, § 229, neben dem Infinitiv *əblīdž* 'oblige' das Part. Praet. *əblītšt* 'obliged' mit merkwürdigem Auslaut. Auf das Partizip folgt gewöhnlich *to*: *I was obliged to go, I am obliged to you*; durch Assimilation an *to* ist die ganze auslautende Konsonantengruppe stimmlos geworden. Es ist dieselbe Assimilation wie in *ai jūstə gou* 'I used to go' gegenüber *ai jūzd*

[1] Beispiele dafür gibt meine 'Sprache des Handels in Alt-England', St. Gallen 1909.

= I made use of. In der Mundart von Hampshire, wo das *to* nach *used* vor dem Infinitiv 'ausgelassen' wird, finden wir die regelrechte Form *jūxd*; vgl. James Wilson, The Dialect of the New Forest in Hampshire, London 1913, S. 40.

I behoved in *I behored to go* = 'I had to go' ist mundartlich zu *bood, buid, beed* geworden (EDD. I, 339). Neben diesen Formen begegnen solche mit *-t*; diese beruhen gleichfalls auf Assimilation an das im Satzzusammenhang folgende *to*: *aa boot tay gaang*. Es darf auch darauf hingewiesen werden, daß in ne. *wont* ein Rest des *t* zu stecken scheint: *wone, woned* + *to*, vgl. Hupe, ESt. 11, 493.

Gießen. Wilhelm Horn.

Textkritische Bemerkungen zu Bertran de Born,

ed. Stimming, zweite verbesserte Auflage, Halle a. d. S. 1913. I.[1]

1, 5. *Alcoton*, nicht 'Panzerhemd', wie das Glossar sagt, sondern 'Waffenrock', vgl. Alwin Schultz, Das höfische Leben zur Zeit der Minnesinger[2] II, 38 Anm. 2 und II, 58.

1, 11—12. Bertran darf der Aufforderung des Grafen, ein Sirventes zu dichten, kein Nein entgegensetzen:

Que blastimaran m'en Guasco,
Quan de lor mi tenh per tengut.

Warum würden gerade die Gascogner den Dichter wegen seiner Weigerung tadeln? Und wieso hält er sich ihnen gegenüber für verpflichtet? Oder ist die letzte Zeile anders zu deuten (man beachte, daß die Hss. CR *m'o* statt *mi* haben und Hs. M *m'o tenc de lor*), und wie? Wenn nicht, dann war hervorzuheben, daß *quan*, das übrigens nur in den sonst nicht zugrunde gelegten Hss. DFIK steht (gegen *car* A, *que* CR, *qu'eu* M), hier die nicht gerade häufig vorkommende Bedeutung 'da, weil' hat.

1, 16—18. Der Graf wird bei Toulouse sein Banner aufpflanzen:

E quan aura son trap tendut,
E nos lor trairem de viro,
Tan que tres nochs i jairem nut.

Wer ist mit *lor* gemeint? Eine erklärende Anmerkung fehlt. In der Anmerkung zu Stimming[1] (große Ausgabe 1879) heißt es 'die Armee der Rebellen', aber einmal handelt es sich nicht um Rebellen und zweitens ist bisher von niemand anders die Rede gewesen als vom Grafen von Toulouse. Es kann sich also doch nur um diesen handeln, wie denn auch Hs. C *nos lo penrem tot en viro* liest. Aber C steht ganz allein. Stimming[1] hat mit Hs. A *E nos lor venrem*, Thomas, B. de Born S. 5 *Nos alotjarem deviro* mit Hs M *(alogerem)*, Stimming, wie bemerkt, liest jetzt *E nos lor trairem*, worauf nach Andresen, Gröbers Zs. 14, 188 die Hss. FIK führen sollen. Aber nur F hat *los trairen;* IK haben *lor tiarem, D lo lor uiarem*. Diese zuletzt angeführten Lesarten zusammen mit der von M lassen es mir wahrscheinlich er-

[1] Die wertvollen Bemerkungen zu den Gedichten des schwierigen Trobadors, die sich im Nachlasse des hochverdienten Provenzalisten vorfanden und offenbar für den Druck bestimmt waren, konnten wegen Raummangels nicht alle zusammen unter den Hauptartikeln erscheinen und sollen daher, in einzelne Abschnitte zerlegt, unter den 'Kleineren Mitteilungen' Platz finden. Sch.-G.

scheinen, daß die ursprüngliche Lesart *E nos lotjarem* gewesen ist. Das *lot* wurde irrtümlich als *lor* gelesen, und der Rest blieb entweder als etwas Unverständliches bestehen (DIK) oder wurde durch ein anderes Verbum ersetzt (AF, und auch R *serem*). Hs. M ließ das *E* zu Anfang des Verses aus und ersetzte die dadurch fortfallende Silbe durch Einführung von *alotjar* statt *lotjar*, während C sowohl *lotjarem* falsch las und dafür *lo penrem* schrieb als auch das *E* fortließ und durch Einführung von *tot enviro* statt *de viro* die nun fehlende Silbe gewann und somit sich am weitesten von den übrigen Hss. entfernt. Setzt man *E nos lotjarem* als das Ursprüngliche an, so finden, meine ich, die verschiedenen Lesarten unschwer ihre Erklärung, und das unverständliche *lor* wird beseitigt. — Auch V. 18 scheint mir der Erläuterung zu bedürfen, wenn auch der Sinn der Worte klar ist, wobei aber zu bemerken ist, daß *nut* = 'ohne Obdach' (auch Thomas 'sans abri') sonst nicht nur provenzalisch, sondern, soviel ich sehe, auch in den übrigen romanischen Sprachen nicht belegt ist. Was soll das heißen: 'Wir werden uns in der Runde lagern, so daß wir drei Nächte ohne Obdach liegen werden'? Was verhindert denn das Aufschlagen der Zelte? Und was macht es überhaupt einer in den Krieg ziehenden Truppe aus, wenn sie drei Nächte im Freien biwakieren muß? Und liegt nicht ein Widerspruch in dem in diesem Verse Gesagten und V. 25—26: *E desse que serem rengut Mesclar s'a·l torneis pel chambo?* Wenn der Kampf sofort beginnt, wie sollten die Truppen erst drei Nächte ohne Obdach lagern? Oder ist hier etwa *que i* statt *que* zu ändern (Hs. M hat *E quant aqui*) und für *vengnt*, das auch Schlußwort des vorhergehenden Verses ist, *nos tut* zu setzen ('und sobald wir alle dort sein werden'), trotzdem nur Hs. F so liest? Ich weiß wohl, daß eine solche Bevorzugung *einer* Hs. eigentlich nicht erlaubt ist, aber für V. 17 wird man, wie ich darzutun versucht habe, annehmen müssen, daß die doch so leicht verständliche ursprüngliche Lesart von allen Hss. verderbt überliefert worden ist. Es wäre dann die Zeit, während welcher die Truppen sich in der Runde lagern, diejenige, die verstreicht, bis alle dort zusammengekommen sind.

1, 23. Que per aver, que per somo
Que per *precs* i seran vengut.

So die Hss. AFM *(prec)* R; Thomas liest *pretz* mit CDIK. *Pretz* scheint mir vorzuziehen, einmal weil *prec* und *somo* doch ungefähr das gleiche besagen, und dann weil man bei der Aufzählung doch ungern diejenigen vermißt, die aus dem für einen Ritter edelsten Grunde, um des Ruhmes willen, kämpfen.

1, 28. Vgl. Suppl. Wb. V, 213 *menut* 6.

1, 44. De lai pensen de guarnizo,
Que de sai lor *er atendut.*

Glossar *atendre* 'aufpassen, gehorchen'; beides aber paßt hier doch nicht. Der Sinn ist mir nicht recht klar; dürfte man etwa 'aufwarten' deuten?

2, 5. Que s'ai fraire, germa ni quart
Part li l'uou e la medalha,
E s'el puois vol la mia part,
Ieu l'en get de communalha.

Glossar 'mitteilen'. Besser 'teilen mit, einen Anteil gewähren an', vgl. Tobler, Prov. vilain 186, 5 Anm.

2, 11. Vgl. Suppl. Wb. *regart* 6. Ferner ibid. *escrimar* zu 2, 23, *eisart* 2

zu 2, 31, *compartir* zu 2, 41 und *baiart* zu 2, 45. *Baiart* 'braunes Pferd, Brauner' auch Dép. chât. guerc. III, 21: *Item. IX. d. un pe ferat del petit bayard.*

2, 23. Vgl. Suppl. Wb. *tartalhar* 2.

3, 10. Vgl. Suppl. Wb. *perdonar* 4 und *talon* 6 Schluß.

3, 19—20. Quan fis es deves totas partz,
A me resta de guerra us pans;
Pustela en son uolh, qui m'en *partx*,
Si tot m'o comenzei enans!

Glossar *parxer* 'verschonen'; vgl. dagegen Suppl. Wb. *parcer* 4.

Was bedeutet der letzte Vers? Worauf bezieht sich *o*? Stimming und Thomas äußern sich darüber nicht. Diez, Leben und Werke S. 210 übersetzt frei 'wenn auch die Schuld mein eigen ist'. Aber wie könnte der Dichter, der den Krieg in den folgenden Zeilen als seine Hauptfreude preist, es als eine Schuld bezeichnen, daß er zum Kampf Veranlassung gegeben hat?

3, 22. Patz no·m fai conort,
Ab guerra m'acort,
Qu'ieu no tenh ni crei
Negun' autra lei.

Glossar *se acordar* 'sich vertragen'. Genügt das? Ist etwa zu verstehen: 'Krieg und ich sind eins, mein ganzes Trachten ist Krieg, der Krieg ist mein Element'?

3, 30 ff. E *ja·b* me per fort
No conquerran trei
Lo pretz d'un correi.

Daß *ja·b* = *ja ab* sein soll, wird vielleicht manchem Leser und gewiß dem größeren Kreise, für den Stimmings Buch bestimmt ist, nicht gleich klar sein und hätte in einer Anmerkung erwähnt werden müssen. Jedenfalls wäre *ja 'b* und nicht *ja·b* zu schreiben, denn durch einen Punkt trennt Stimming 'die sogenannten angelehnten Laute von den zugehörigen Wörtern'. Daß aber *b* enklitische Form von *ab* sei, darf doch gewiß nicht behauptet werden. Ist aber *jab mi* wirklich das Richtige? Nach Stimming[1] sollen DIK so lesen, F *ja mi*, CR *ja us*, A *Mas ja per nuill sort*. Bartsch hat aber das Gedicht in seiner Chrestomathie[4], nach CEI veröffentlicht, und dort liest er *ja mais*, ohne eine Variante von I anzugeben. Auch das *ja us* der Hss. CE würde auf *ja mais* führen. Dazu kommt, daß es doch wohl zweifelhaft ist, ob man prov. *conquerre alc. ren ab alcun* sagen darf. Ist *ja mais* das Ursprüngliche, so wäre *No·n* statt *No* zu schreiben; Hs. A No. 542, 4 und Stimming[1] haben *Non*. Die Hss. CE haben *Noy*, was Bartsch in den Text setzt. Daß eine so einfache Lesart wie *ja mais* verstümmelt wurde, ist allerdings auffällig, aber nicht unmöglich.

3, 33. Qui que fassa *sos bos* eissartz,
Ieu m'en sui totz Temps mes en grans
Cum puoscha aver quairels e dartz.

Glossar *bos* 'Gehölz'. Ich glaube, daß St. mit der Deutung das Richtige trifft (Thomas, B. de Born, Gloss. verweist bei *bos* auf das Adjektiv *bo*), aber die Form ist falsch, denn der Obl. Sing. ist *bosc*, und im Obl. Plur. *bos* liegt der sehr beachtenswerte Wandel von *scs* : *s* vor, den auch *fres* für *freses* zeigt, vgl. Suppl. Wb. d. v. *fresc*. Ob man aber *faire sos bos eissartx* zulassen darf? Bei Bertran selbst 2, 25 heißt es *e·m fai de mos arbres*

eissartx. Sollte etwa Hs. A mit *fassa de bos e.* das Richtige bieten, das dann vom Kopisten, der *bos* als Adjektiv ansah, in *sos bos* und dann weiter von den Hss. IK in *sos bels* geändert wurde?

3, 50. Vgl. Suppl. Wb. *dresch* 9.

4, 1 ff. Cortz e guerras e joi d'amor
Mi solian far esbaudir
E tener gai e chantador,
Tro per lieis cui *dei* obezir
Mi fo mos chantars devedatz
Et en la lei
Es mos chans escomoniatz.

Wenn, wie Stimming S. 19 unten annimmt, die Dame, die Bertran das Singen verboten hat, eine andere ist als die in Strophe 2 erwähnte, die jetzt seine Lieder freundlich annehmen will, müßte Bertran inzwischen seine Herrin gewechselt haben. Dann dürfte aber Z. 4 nicht das Präsens *dei* stehen, das alle Hss., auch Ms. Cámpori, Studj romanzi II, 82, überliefern, und das zu ändern man ohne zwingenden Grund nicht berechtigt ist. Man wird also zugeben müssen, daß es sich in beiden Strophen um dieselbe Dame handelt. — Ich habe Lit. Bl. 11, 230 zu XIII, 7 bemerkt, daß in der letzten Zeile *es escomoniatz* nicht zu den folgenden Worten paßt, aus denen hervorgeht, daß dem Dichter das Singen jetzt wohl erlaubt ist, und ich habe gefragt, ob etwa *Era mos chans escomenjatz* zu ändern sei. Ich habe leider versäumt hinzuzufügen, daß mir V. 6 nicht verständlich ist. Stimming äußert sich darüber nicht. Er folgt der Lesart von IK; in Hs. A fehlt Z. 6, und Z. 7 lautet *Veus cum mos chans es tornejatz.* Sollte nicht Ms. Campori das Richtige bieten? Dort heißt es: *E tot en lei Es com mos chanz es tornejatz,* was ich deuten möchte: 'und von ihr hängt es ganz ab, nur bei ihr liegt die Entscheidung, wie mein Sang gewendet wird', d. h. ob ich singen darf oder nicht. Für die Bedeutung von *en lei es* siehe Suppl. Wb. *eser* 19; zu den beiden dort gegebenen Belegen lassen sich hinzufügen: *Ar sia tot en Dieu, ma mortz e ma santatz* Fierabras 1524; *Nulh temps no fo que nos no bolossam abant pati et bonne amistat ab bos ... que guerra ni desamistat; et si fos en nos no fora pas que de tot jorn nos no agossem ben et pati et suferte* Jur. Bordeaux II, 259 vl. Z. Belege von Pron. *lei, leis:* geschlossenem *ei* gibt Oreans, Die E-Reime im Altprov. S. 15 ff. (Freiburger Diss. 1888).

4, 17 ff. Qu'oimais lo tenran per senhor
Ci'h que'lh devon so fieu servir;
Pois vencut los a ves Arratz,
Ara s'estei
E cobre sos drechs daus totz latz.

V. 18 bedeutet nach Glossar 'diejenigen, die ihm sein Lehen bedienen sollen'. Das ist mir nicht verständlich. *Ara s'estei* ebensowenig, und eine Anmerkung fehlt. Im Glossar fehlt reflex. *estar;* das Glossar zu B. de Born[1] deutet 'verweilen'. Paßt das aber? Erwartet man nicht eher das Gegenteil: 'da er sie bei Arras besiegt hat, so möge er jetzt nicht haltmachen'. Ich hatte an Änderung in *Ar no s'estei* 'er stehe nicht still' gedacht — wegen *se estar* in dieser Bedeutung siehe den dritten Beleg s. v. *estar* 1, Suppl. Wb. III, 306 —, aber die Überlieferung spricht dagegen. *Ara s'estei* ist nicht überliefert; in Hs. A fehlt die Zeile, IK haben *ar es estei,* das Ms. Cámpori hat *Aprex sestei E tolre son dreix vas totz latz.* Ich möchte nun unter größter

Reserve fragen, ob die letzte Lesart vielleicht auf den richtigen Weg weist, ob etwa *Apres estei En tolre* gelesen und gedeutet werden dürfe: 'so lasse er danach nicht ab, beharre er dabei, das ihm rechtlich Zustehende zu nehmen'? Ich kann *estar* = *instare* allerdings nur mit dem *einen*, Suppl. Wb. III, 309 b unten mitgeteilten Beispiel belegen, und dieses stammt aus einer Übersetzung der Vulgata; und ob *estar en* + Inf. zulässig ist, ist fraglich.

4, 29—30. E'*lh volpilh* de l'emperador
Volian *Lombart* envazir.

Stimming deutet im Glossar *volpilh* 'Feigling' und *Lombart* 'Lombardei'. Aber wie sollte *Lombart* etwas anderes als 'die Lombarden' bedeuten können? *Lombart* ist Subjekt zu *volian*, und in der ersten Zeile muß das Objekt stecken. Die Hs. A — in IK fehlte die Strophe — liest auch nicht *E'lh* sondern *El;* das Ms. Campori hat: *E lombart del emperador Volian volpill d'envazir.*

4, 46 ff. Str. 6—8. Nach Stimming S. 18 unten beziehen sich Str. 6—7 auf die gewaltsame Besitzergreifung von Autafort im Sommer 1182, während nach Thomas, B. de Born S. 55 Anm. 3 Str. 6—8 anzudeuten scheinen, daß Bertran nach Wiedererlangung von Autafort eingewilligt habe, sich mit seiner Familie zu vergleichen. Aus V. 52—56 ff.: *Quan icu pren e tuolh la ricor D'aquels que nom laissan guarir* (vgl. *garir* 6 Suppl. Wb. IV, 68), *Dixon que trop mi sui cochatz; Quar no guerrei, Aras dixon que sui malvatz* (vgl. *malvatz* 2, Suppl. Wb. V, 74) geht doch deutlich hervor, daß Bertran, nachdem er seinen Widersachern ihren Besitz (Stimming übersetzt *ricor* im Glossar m. E. irrig mit 'Reichtum') fortgenommen hatte, zur Zeit der Abfassung des Liedes nicht Krieg führte und sich dadurch den Vorwurf zuzog, ein erbärmlicher Geselle zu sein. Den Versen 55—56 entsprechen V. 38—39 *M'en apelaran sofridor* (vgl. *sofridor* 3, Suppl. Wb. VII, 748), *Quar mi lais forzar ni balhir.* Worin das letztere besteht, erklären V. 40—42:

Quels dos que mos frair m'a juratz
Et *autre autrei*
Vol retener *l'autra meitatz.*

Wegen *l'autra meitatz* vgl. Suppl. Wb. IV, 283 *jurar* 5. — Für das uns ungenügend erscheinende *Et autre autrei* (überliefert ist in IK *E far autre autrei*, in A fehlt die Zeile, in Ms. Campori die ganze Strophe) haben Chabaneau und ich Änderungen vorgeschlagen, die Stimming in der Anmerkung mitteilt (*tals* ist ein recht störender Druckfehler für *fals*), indem er hinzufügt: doch gibt 'und anderes Zugeständnis, d. h. was sonst zugestanden ist' guten Sinn. Aber was ist Bertran zugestanden worden? Und wer hat ihm etwas zugestanden, das nun *l'autra meitatz* (oder, falls mein Vorschlag Zustimmung findet, *l'outracuidatz*) behalten will? Vielleicht darf ich auch, ohne unbescheiden zu sein, nochmals darauf hinweisen, daß man, wenn man e *autre* (oder *outra*) *autrei* als das Ursprüngliche ansieht, annehmen muß, der Schreiber habe *far* selbständig hinzugefügt, wofür kein Grund ersichtlich ist, und was sich jedenfalls weniger leicht begreifen läßt, als daß er *autre* irrtümlich zweimal schrieb, eine Annahme, auf der die von mir gemachten Änderungsvorschläge (*e fals autrei* oder *e fag autrei*) fußen. — Ist nicht *vol retener* = *reten* zu nehmen, da doch sonst von *forzar ni balhir* nicht gut die Rede sein könnte? — Zu Str. 7 wäre eine Erklärung erwünscht, wer ist Subjekt zu *volon* V. 43, wer ist mit *ilh* V. 48 gemeint? Wegen V. 47 siehe *malrazonar* Suppl. Wb. V, 70.

5, 3. Vgl. Suppl. Wb. IV, 281 *jur* I.

6, 8. Vgl. Suppl. Wb V, 74 *malvatz* 2; zu V. 10 vgl. Suppl. Wb. IV, 43a *garanda* Schluß; zu V. 11 vgl. Suppl. Wb. IV, 410—11 *luuranda*, Schluß Wegen der Bedeutung von *truanda* V. 15 siehe jetzt Appels Anmerkung zu Bern. de Ventadorn 27, 17. Für *blandir* V. 27 genügt 'schmeicheln, willfährig sein' nicht; besser Appel, Chr.[4] Gl. 'freundlich behandeln'. *Arandar* V. 28 wird mit 'übel zurichten' übersetzt; worauf stützt sich diese Deutung? Vgl. *arandar* Suppl. Wb. I, 77 und Appel, Chr.[4] Gl.

E. Levy †.

Spanisch *pues*.

Wer die Bedeutungsangabe des Wörterbuchs der spanischen Akademie s. v. *pues* nachschlägt, wird sich kaum einen Begriff von der Eigenart und Ausdehnung des Gebrauchs dieser spanischen Partikel machen. Die Verfasser des Wörterbuchs bekunden ihr schlechtes Gewissen, wenn sie zu ihrer Aufzählung von Nuancen hinzufügen: 'Tiene además otras varias aplicaciones que ensena el uso y que difícilmente podrían explicarse, porque á veces su significación depende sólo del tono con que es pronunciada.' R. Lenz, *La oración y sus partes*, S. 34, äußert Ähnliches und spricht vom gelegentlichen Gebrauch als 'palabra enfática'. Auch im Nachfolgenden kann nicht versucht werden, von der Mannigfaltigkeit der Anwendung des span. *pues* besonders in der volkstümlichen Konversation auch nur eine annähernde Vorstellung zu geben, ich greife nur einige Sonderfälle heraus. Die Grundbedeutung 'daher, also' setze ich als bekannt voraus.

Das Ak.-Wb. sagt u. a.: 'Empléase á principio de cláusula, ya solamente para apoyarla, ya para encarecer ó esforzar lo que en ella se dice. *Pues como iba diciendo; ¡pues no faltaba más!; ¿Quién será capaz de explicar su belleza? Pues ¿cómo elogiar bastantemente su discreción y su virtud?*' Ich vermisse hier vollständig den Hinweis darauf, daß *pues* als Eröffnungsform einer Antwort auf eine Frage dient. Tolhausen hat nun zwar ein *pues sí, pues ya* 'ja wohl, ja freilich, allerdings', das aber nur einen Spezialfall der eben angeführten allgemeinen Verwendungskategorie darstellt. Vgl. die folgenden Beispiele:

Pereda, *Sotileza* 369: *Vamos, y ¿qué la dijiste? ¿qué te dijo ella? — Pos aticuenta* [*hax te cuenta*] *que ná* [*nada*] *— respondió Muergo estremeciéndose. ... ¿Y ella? — apuntó Andrés casi con un rugido. — Pos ella — respondió Muergo, restregándose las manaxas y haciéndose todo él casi un ovillo — pos ella, don Andrés, ¿ju, ju, ju! ... la gloria mesma ...; ¡las puras mieles para mí!*, 376/7; *¿Yo!* [sc. casarme] *— respondió Sotileza ... ¿con quién? — Pus con el que tú quieras — dijo Pachuca sin titubear*, 380/1 *Bueno — respuso Sotileza, — ¿y qué hay con eso? — Pos con eso hay — continuó Cleto, — que ...*, 490 *Y ¿qué tal es?* [sc. la leva, die Rekrutenaushebung] *— Pos, hijo, una barredera.*

Pereda, *Escenas montañesas* S. 476 *¿En dónde los trincásteis* [wo habt ihr das Kupfer hingetan] *...? — Pos en esa freata que están aforrando en el paredón — contestó Cafetera con la mayor sencillez.*

Ciro Bayo, *Lazarillo español* S. 269: *¿Qué quieres decir con estas palabras? — le pregunté — Pues que este raposo es muy salio.*

Das *pues* 'daher, also' leitet ursprünglich einen ankündigenden und vorbereitenden Satz ein: '[da du mich fragst], [antworte ich dir] also', ent-

sprechend einem frz. *eh bien*, dtsch. etwa *nun*. Nur würden wir im Deutschen ein *nun* (mundartlich *je nu*) als fast regelmäßigen Begleiter einer Antwort schwerfällig finden. Und schwerfällig ist wohl auch diese rudimentäre Eröffnungsformel,[1] die ja durch die Tatsache, daß der antwortende Gesprächspartner sich durch Körperhaltung, Gesichtsausdruck, Aufmachen des Mundes, Mimik usw. gewissermaßen zum Worte meldet, überflüssig wird. Sie ist denn auch auf das notwendigste Mindestmaß verkürzt, auf die Partikel, die eine bequeme Verknüpfung von Frage und Antwort gestattet. Durch das *pues* schnappt gewissermaßen die Antwort auf die Frage ein, wobei der Zusammenprall zweier Äußerungen, der stets im Leben etwas Kalt-Unverbindliches hat, gemindert, abgeschwächt wird: ein Pufferwort kann man das antworteinleitende *pues* nennen: ein 'ja', ein 'nein' werden vorbereitet durch das 'je nun', und so kommt es zu dem Sonderfall *pues sí, pues no*. Die verbindend-verbindliche Funktion der Partikel ersieht man in den angeführten Beispielen auch daraus, daß öfters vom Schriftsteller betont wird, wie die Antwort unmittelbar an die Frage anschließt: *dijo ... sin titubear; continuó; contestó ... con la mayor sencillez*. In dem letzteren Beispiel wird ein Dieb (*raquero*) eingeführt: er antwortet mit 'der größten Seelenruhe' über den Verbleib des gestohlenen Gutes, als ob es sich um eine Selbstverständlichkeit handelte: das *pos* drückt diese wie selbstverständliche Gelassenheit der ohne weiteres gegebenen Antwort sprachlich gut aus. Daß *pues* auch nachgestellt gebraucht wird (z. B. Gascón, *Cuentos baturros* S. 82 *¿Qué es lo que usté hace aquí, si se pué saber? — Le diré á usté, pues*), spricht wohl für die Richtigkeit der Auffassung von einem elliptischen Satz: *pues* [sc. *Vd. pregunta*]. Dem *pues no* tritt ein *no pues* an die Seite: Pereda, *Escenas montañesas* S. 119 *A esa pingonaza la voy á andar con las costillas ... No, pues; no me gusta á mí que á estas horas se me ande á la temperie de Dios*: der Sprecher rechtfertigt hier sein ganzes Verhalten dem nachts herumstreifenden Mädchen gegenüber, das in einem *No* gipfelt, einem schroffen Verbot, das er durch *pues* vor den Zuhörern und sich selbst mildert (im selben Werk S. 128 heißt es *pues no, señor*).

Das Pufferwort dient dann überhaupt zur Abschwächung einer irgendwie verletzenden Rede, ja einer Behauptung, die durch ihre Entschiedenheit Anstoß erregen könnte. Der Sprecher scheint manchmal eine Schlußfolgerung aus der Situation, dem Vorhergehenden usw. zu ziehen, während er in Wirklichkeit widerspricht. 'Heuchlerisch' schützt er ein Verbleiben im Bereich der Kausalität vor, wo er Opposition treibt — ein diplomatischer Trick wie so viele in der alltäglichen Konversation:

Pereda, *Sotileza* 314: *¡Mira con qué coplas sales! — ¿Te ofendes de ellas también? — Porque no vienen al caso. — Pues nunca vendrán mejor;* der eine Sprecher hat durch seine 'Coplas' die Situation so ziemlich verfahren und seinen Partner beleidigt; obwohl er seinen Standpunkt nicht aufzugeben gedenkt, mildert er seine Opposition durch das verbindliche *pues*, stärkt aber zugleich auch seine Stellung durch die darinliegende Folgerung, die die Haltung des Sprechers als aus der Natur der Dinge erwachsen erscheinen lassen will. Die vorgeschützte Kausalität söhnt aus mit dem Widerspruch. Es ist bezeichnend, daß in dem folgenden Dialog zwischen Vater und Sohn über das Thema der Ehe der bescheiden opponierende Sohn stets statt mit *pero*

[1] Hierzu vgl. das I. Kap. meiner demnächst erscheinenden 'Italienischen Umgangssprache'.

mit *pues* seine Rede einleitet; *pues* wird so zu einer logisch fundierten Adversativpartikel: Frontaura, *Galería de matrimonios* I 135: — *Si es buena, no es mujer ...* — *Pues todos los hombres que veo por ahí van con sus mujeres ...* — *El día que sepa que tú la tienes, te rompo un alón.* — *Pues V. tuvo tres.* — *¡Dále! ... yo he sido desgraciado porque me ha dado la gana; pero tengo el deber de evitar que tú lo seas.* — *Pues algunas veces ... advierto que me falta algo.* Das deutsche *nun* (oder *halt*)[1] hat dieselbe verschleierte Widerspruchskraft. Auch es kann wie *pues* die Maske abwerfen und frank und frei einem trotzigen 'doch' gleichwerden: Hanssen, *Gramática histórica* S. 283 erwähnt ein adversatives *pues* 'en unión con *no*' (*Juan mató a su bienhechor; pues no lo tenía yo por ingrato ni por asesino*), aber diese Bedeutung ist wohl nicht an die Negation geknüpft, kommt nur bei dem Widerspruch, der in jeder Negation liegt, besonders zum Ausdruck. In dem folgenden Dialog aus Gascón, *Cuentos baturros* II 200 liegt der Trotz in der anaphorischen Wiederholung des einleitenden Wörtchens, das gewissermaßen durch den Gleichklang das Behaupten der einmal eingenommenen Position malt: *Y yo no me las* [sc. las medias] *pondré.* — *¡Pues te las pondrás!* — *Pues no me las pondré, que eso es cosa de mujeres.* — *¡Pues te las pondrás!* Nicht jedes anaphorisch wiederholte *pues* muß natürlich eine solche Korrespondenz der Reden ausdrücken: in IV 134 *¿Está su marido?* — *Pues, miusté; hace tres días se fué á un viaje mu largo ...* — *Pues venía á pagarle una cuentecica* wirkt das erste *pues* ausweichend, die verneinende Antwort abschwächend. das zweite *pues* knüpft die Begründung für das Kommen enger an die erste Frage nach dem Zuhausesein des gesuchten Gläubigers. Mit dem *pues, miuste* (= *mire usted*) vergleicht sich Fernando Aranjo, *Cromos de viaje* (bei Nyrop, *España moderna* S. 74) [die Frau zum Gatten, der unterwegs in einer Eisenbahnhaltestelle aussteigen will] *Pues mira, baja si quieres; yo no me atrevo.* Das *mira*, das zu gemeinsamer 'versöhnlicher' Betrachtung der Sachlage auffordert, dient ebenso der Milderung des Chocs des Widerspruchs wie das *pues.* Das Verschiebende, Provisorische in *pues* macht es sehr geeignet, als Verlegenheitswort, also ziemlich bedeutungslos, aufzutreten: eine humoristische Szene bei Gascón IV 262 beginnt mit den Worten: *Pues ... venía pidile su hija pa casame.* Die Punkte malen die bangen Sekunden, bevor der Bittsteller sein Begehr kundzutun sich entschließt. Zur Beruhigung des Gesprächspartners findet sich neben dem *pues* auch ein *nada* ein, das auf dessen Frage ertönt: Gascón II 103 (En las barricadas: man sieht einen schußbereiten Mann aus dem Volke) *¿Qué tal, siñor Mariano?* — *Pus na, chico ... vamos tirando.* In dem *na* liegt zugleich der Witz des Dialogs, da darauf eine sehr wenig beruhigende Auskunft folgt: 'Wir schießen'.[2]

---

[1] Vgl. mit *pues sí* süddeutsch *halt ja.*

[2] Ein beruhigendes *no res* 'nichts' ist im Katal. eine habituelle Eröffnungsform geworden, vgl. Vf, *Aufsätze z. rom. Synt. u. Stil.*, S. 36. Es entspringt oft einer Art von Heuchelei: wenn bei Calderon, *La vida es sueño* II Sz. 10 der zu einem Streit dazukommende König auf die Frage *¿Pues qué es lo que ha pasado?* — die Höflingsantwort erhält: *Nada, señor, habienda tú llegado,* so wird erst nachträglich — durch Einstellung des Streites — das Nichtvorliegen von etwas Unangenehmem hergestellt. In der Lafontaineschen Fabel (I 5) sieht der Wolf 'le col du Chien pelé': '*Qu'est-ce là? lui dit-il. — Rien. — Quoi? rien? — Peu de chose. — Mais encor? — Le collier dont je suis attaché De ce que vous voyez est peut-être la cause.*

Pues wird eben zur ständigen Eröffnungsformel einer Rede,[1] die so in einen weiteren Zusammenhang getaucht, in der Situation verankert wird, ähnlich dem bearn. *que* als Einleitung eines Behauptungssatzes: dieses macht die Rede subjektiver, persönlicher (indem das zu ergänzende Verbum dicendi vorschwebt), das sp. *pues* macht sie logischer, allgemeingültiger. Der Effekt ist in beiden Fällen letzten Endes derselbe, indem die Rede weniger abrupt und brüsk, mehr verknüpft (mit dem Ich oder mit der allgemeinen Logik) erscheint: *mots-tampons*, Pufferwörter![2]

Das vom Ak.-Wb. angeführte *pues* als Bejahungsartikel (*¿Conque habló mal de mí? — Pues*) war ursprünglich nur die Einleitung zu einer Bestätigungsrede, die dann durch eine Geste ersetzt wurde und schließlich wegblieb (vgl. etwa frz. *Monsieur!, Madame!* als Gruß beim Weggehen, wo die urspr. bloß vorbereitenden Anrufe die Funktion der Abschiedsformel übernommen haben). Den Grund zum Verschweigen des Wesentlichen bildet beim affirmativen *pues* wieder die Schonung des Nebenmenschen, den man selbst die Schlußfolgerungen ziehen läßt und durch das *pues* bloß darauf hinweist, daß eine solche Konsequenz zu ziehen ist. Man könnte etwa deutsch *eben* als Antwort bis zu gewissem Grade vergleichen.

Ähnlich, durch Weglassung des eigentlich wesentlichen Satzes, aber diesmal eines Fragesatzes, erklärt sich das fragende *pues*, das das Ak.-Wb. einem *¿cómo? ¿por qué?* gleichsetzt: *Esta noche no iré á la tertulia. — ?Pues?* [urspr. zu ergänzen: *¿porqué no?*]. Die Frage nach dem Grunde eines Tuns, die immer einen Angriff gegen und Eingriff in die Persönlichkeit des Nebenmenschen bedeutet, wird diskret weggelassen, der Frageton, den die Einleitungspartikel angezogen hat, genügt, um dem Partner die Absicht des Interviewers deutlich werden zu lassen. Aus der Literatur setze ich folgende Stellen her: Palacio Valdés, *Marta y María* 36: *Todos ganarán en ello* [wenn du singst] *menos yo ... — ¿Pues? — Por dos razones ...*, 108 *Ricardo, no vuelvas á hacer eso. — ¿Pues? — Porque no me gusta*, 196 *No puede usted afirmar eso de un modo tan categórico. — ¿Pues? — Porque en la edad que usted tiene es muy difícil, por no decir imposible, sondar las profundidades del espíritu.*

Auch ein ausrufendes *¡pues!* verzeichnet das Ak.-Wb. mit der Bedeutung

[1] Wenn z. B. Trueba in *Cuentos de vivos y muertos* die Erzählung *El rey en busca de novia* mit den Worten eröffnet: *Pues señor, ésta era una muchachita muy hermosa*, so ist das in der Schulausgabe Violets (1920) ganz gut übersetzt mit 'Ja, es war ein gar schönes ... Mädchen', aber nicht ebenso gut erklärt: 'pues drückt eine Bekräftigung aus'. Die Hauptsache ist, daß der Erzähler sein Märchen so anheben läßt, als ob er in einem längeren Gespräch begriffen wäre, und uns so gleich in den Fluß der Rede mitreißt. Vgl. die mit *Und ...* anhebenden deutschen Novellen der Jahrhundertwende.

[2] Ich hatte schon diesen Ausdruck geprägt, als ich bei Kasimir Edschmid, Über den Expressonismus in der Literatur und die neue Dichtung (1920), S. 66, las: 'Sie [sc. die Sätze des Expressionisten] kennen nur seinen [des Geistes] Weg, sein Ziel, seinen Sinn. Sie binden Spitze an Spitze, sie schnellen ineinander, nicht mehr verbunden durch Puffer logischer Überleitung, nicht mehr durch den federnden äußerlichen Kitt der Psychologie. Ihre Elastizität liegt in ihnen selbst.' Das ist im Sinn des Expressionismus ganz logisch gedacht: dieser will unpsychologisch, d. h. ohne Rücksicht auf die Psychologie des Hörers, seine Sätze bauen, daher muß er die Formwörter, die Synsemantika (nach Marty's Ausdruck) beschränken.

des Zurückgreifens auf frühere Behauptungen (*¡pues, lo que yo había dicho!*). Ich füge nun noch ein ironisches *¡pues!* im Sinne von 'jawohl, ja Kuchen' bei: F. Martínez Pedrosa, *Los nuestros* (bei Nyrop, *Esp. mod.* 140): *Fundaré una «Escuela de agricultura» ... Con una huerta, un arado y una mula, ya está. — ¡Pues! la mula te pega un par de coces, y yá estás divertido.* Der vollständige ironische Satz ist in Fällen wie Palacio Valdés l. c. 363 *¿Estás triste porque me caso? — ¡Pues no he de estarlo!* durch Wiederholung der Partnerrede ausgedrückt.

Das sp. *pues* hat sehr viel Ähnlichkeit mit dem Gebrauch des ungarischen *hát*: Nach Anton Klemm, *Magyar Nyelv*, 1919, S. 77 kommt dies Wort wie seine Komposita *tahát, tehát* "als beiordnende Konjunktion vor und drückt die Folgerung aus, z. B. *Látod, én szegény költő vagyok: Örökül hát nem sokat hagyok* Arany ('Siehst du, ich bin ein armer Dichter; als Erbe lasse ich also nicht viel zurück') ... *Hát* kommt außerdem noch vor in Fragen: *Hát hogymint vagytok otthon, Pistikám?* ('wieso seid ihr denn zu Hause ...'), in bejahenden, bekräftigenden Antworten, z. B. *Te gyerek, tudsz-e te olvasni? — Hát!* ('Kind, kannst du lesen?' — 'Na, und ob?') ..., in schwankender Rede, wenn man nicht in der Geschwindigkeit weiß, was man sagen, was man antworten, wozu man sich entschließen soll, z. B. *Azt kérded, mitevök legyünk? Hát — hát — hát, hát bix én magam sem tudom* ('du fragst, was wir tun sollen? Nun — eben — ja, das weiß ich halt selbst nicht'), oder es hat eine redeergänzende Funktion ebenso des Zurückweisens auf frühere Redeinhalte wie des Übergangs zu neuem Gegenstande." Die urspr. Bedeutung des ungarischen Wortes ist eine lokal-zeitliche: 'da, damals'. Auch dtsch. *eben* (*halt*) kann man vergleichen, nur steht es seltener am Anfang des Satzes.

Genau dem *pues* als Pufferwort entspricht der folgende ung. Beleg (*Magy. Nyelv* 1919, 125): *Kezdjük azon, hogy van-e Dézs nevű emberekről szó emlékeinkben? Hát igenis van ...* 'beginnen wir hier mit der Frage, ob in unseren Denkmälern von *Deus* als Personenname die Rede ist? Nun ja, es ist davon die Rede ...'

Ich weiß nun wohl, daß ich mit dieser Zusammenstellung von 'Isosyntaxen' (nach *Isothermen* usw. gebildet) mich neuerdings dem von Lerch hier 140, 288 formulierten Vorwurf aussetze, verschiedene Sprachen zu studieren, um in ihnen das Gleiche zu finden. Lerch tut derlei als Aufkläricht ab. Ich meine aber mit Schuchardt, daß die Vergleichung unverwandter Sprachen uns allein allgemeinen Erkenntnissen nahebringen kann und daß das Gleiche in den verschiedensten Sprachen eben dem Gleichen im menschlichen Seelenleben entspricht: den sog. Elementargedanken können wir nach Bastian nicht mehr leugnen, sonst müßten wir das Zustandekommen der menschlichen Rede an verschiedenen Punkten der Erdoberfläche überhaupt leugnen. Wir müssen in den menschlichen Sprachen sowohl das sie individuell Unterscheidende wie das sie gemeinsam Verbindende betrachten. Die differentiative Methode habe ich selbst neben der sprachvergleichenden *Lbl.* 1918 Sp. 1 ff. in einer Besprechung von Marbes 'Gleichheit in der Welt' gefordert. Die Sprachisolierung wird niemand als Gegenkanzel gegen die Sprachvergleichung errichten wollen. Lerch, der vornehmlich eine Sprache, das neuere Französisch (außer seiner Muttersprache), heranzieht, würde einen anderen Eindruck gewinnen, wenn er von höherer, etwa Schuchardtscher Warte viele und unverwandte Sprachen betrachtete. Er würde dann ein-

sehen, daß die Isosyntaxen mit den Sprachgrenzen noch weniger zusammenfallen als die Isophonen und Isolexen mit den Dialektgrenzen,[1] daß daher nicht ohne weiteres und in allen Fällen die kulturgeschichtliche Erklärung aus dem Charakter des Volkes möglich ist.

Wollen wir sprachliche Eigenheiten aus solchen der Sprecher deuten, so werden wir vielleicht geneigt sein, in dem häufigen *pues* die logische Begabung des Spaniers zu erblicken, wie denn auch der so verstandesmäßige Calderon diese begründende oder illative Partikel in den pathetischsten Szenen angewendet hat. Neben dem Mitspielen dieses Intellektualismus muß auch auf die förmliche *cortesia* hingewiesen werden, die der Spanier im gewöhnlichen Leben gerne einhält. Doch ist dem Ungarn die illative Logik des Spaniers fremd.

Was haben Ungarn und Spanier gemeinsam? Die höfliche Ritterlichkeit, die Würde des Auftretens, die Leidenschaftlichkeit, jawohl, aber doch in verschiedener Spielart. Und wie erklärten sich sp. *pues*, ung. *hát* (obendrein dtsch. *halt!*) als Pufferwort aus diesen drei gemeinsamen Eigenschaften? Diese Wörter entstammen vor allem einer gewissen Verlegenheit, und die ist mit allem Sprechen, das geistige Arbeit ist, gegeben. Psychisch bedingt, durch Elementarverwandtschaft, ist die Isosyntaxe — 'kulturgeschichtlich' nicht oder nur im weitesten Wortverstand.

Opera naturale è ch'uom favella;
Ma, così o così, natura lascia
Poi fare a voi secondo che v'abbella.

[1] Das oben erwähnte einleitende 'daß' in Behauptungssätzen kommt im Bearnischen, Mazedorumänischen, Egerländischen (*Aufsätze z. rom. Synt. u. Stil.* S. 120) und, wie ich heute nach Brugmann, *Die Verschiedenheiten der Satzgestaltung* etc. S. 82 hinzufügen kann, im Litauischen vor.

Bonn. L. Spitzer.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

Eine westfälische Psalmenübersetzung aus der ersten Hälfte des 14. Jh.s, untersucht und hg. von Erik Rooth. Uppsala, Appelberg, 1919. CXXXIV, 164 S.

Die Übersetzung stammt nach R. von einem Geistlichen aus dem Sauerlande, der eine ripuarische Vorlage aus dem 13., möglicherweise sogar 12. Jh. bearbeitet hätte; und zwar neigt der Herausgeber zu der Ansicht, daß in der Wolfenbütteler Handschrift der originale Text der Bearbeitung vorliege. Wir hätten dann also das Autogramm des Übersetzers. Indessen was R. selber auf S. XLV an Mißverständnissen und Lesefehlern anführt, läßt sich doch schwerlich anders verstehen als durch die Annahme, daß uns nur eine Abschrift des Originals vorliegt — sonst müßte man aus dem Übersetzer einen ganz unselbständigen Kopisten der alten ripuarischen Vorlage machen. Damit kompliziert sich freilich manche Frage, vor allem solche, die sich bei der Aufnahme des Lautstandes ergeben. R. hat gerade der sprachlichen Untersuchung des Denkmals außerordentliche Sorgfalt gewidmet und aus ihr heraus mit im wesentlichen einleuchtenden Gründen eine Lokalisierung innerhalb des Bezirkes Altena – Attendorn — Espe — Assinghausen gewonnen. Aber glatt gehen die Dinge nicht auf. Soweit es sich um hochdeutsche Einschläge handelt, lassen sie sich wohl aus der ripuarischen Vorlage erklären, wie denn überhaupt ein Herüberwirken mittelfränkischer Schriftsprache deutlich wahrzunehmen ist. Aber auch das Niederdeutsch des Textes gibt kein reines Bild, vielleicht eben, weil die Sprache und Schreibweise des Bearbeiters und die unseres Schreibers nicht ganz dieselbe war. Rühmenswert ist die sehr breite Grundlage, auf die R. seine sprachlichen Untersuchungen stellt; er zieht in weitestem Umfange die westfälischen Urkunden des 14. Jh.s zu Rate und gelangt dabei zu einzelnen Ergebnissen, die ihren Platz in der mnd. Grammatik gewinnen werden (so die Verbreitung von *ande* 'und', die Scheidung von *-a d, -alt* und *-old, -olt*). Als nicht minder fruchtbar erweist sich die Vergleichung der modernen Mundarten. Sie hätten R. vielleicht stellenweise noch weiter geholfen, wenn er den Sprachatlas hätte heranziehen können. Er lehrt z. B. über die Wörter *druge, drûge, verdrugen* 'trocken' etc., die R. viel Mühe machen (S. CXIX), daß die sauerländische Gegend, die er als Heimat der Übersetzung ansieht, nur die Stammform *dreug-* (häufig auch *droig-* geschrieben) kennt, also germ. *au*. Dagegen findet sich *drüg-*, abgesehen vom Ripuarischen, wo es durchaus herrscht, nicht nur im Münsterischen, nördlich einer Linie Haltern — Ahlen — Beckum, sondern auch im nördlichen Waldeck, in der Gegend um Corbach und Eimelrod, d. h. hart an der Grenze des Gebietes, in dem R. die Heimat des Textes sucht. — Sehr interessant ist, was R. bei der Untersuchung des Wortbestandes ermittelt. Er konfrontiert sämtliche erhaltenen Psalmenübersetzungen, von den althochdeutschen an, und kommt dabei zu dem Ergebnis, daß diese Versionen, was die Wortwahl anlangt, unter dem Banne einer festen Tradition stehen, die Jahrhunderte überdauert. Wenn man an die Rolle denkt, die der Psalter in Kirche und Schule spielte, ist das ganz gut zu begreifen. Schlagend sind zumal die Berührungen, die R. zwischen den altniederfränkischen Psalmenbruchstücken und der westfälischen Übersetzung nachweist; hier bestehen anscheinend literarische Zusammenhänge in irgendeiner Form. Und so kühn er scheint, gewiß ist R.s Versuch prinzipiell berechtigt, die Übersetzung des 14. Jh.s bei der Konjekturalkritik jenes Denkmals aus dem 9. Jh. mit zu verwerten (S. LVII f.). Im einzelnen freilich mag man zweifeln; seine Deutung von *scaphon* als *scapherdon* wird kaum viel Beifall finden. — Viel Fleiß und Mühe hat R. auf die Feststellung verwandt, daß der Übersetzung eine ältere

lateinische Rezension des Psalters zugrunde liege als das Psalterium Gallicanum unserer Vulgata; und für die meisten der abweichenden Lesarten gelingt ihm der Nachweis der Herkunft, die öfter in der Itala zu suchen ist. Was als unfeststellbar überbleibt (S. LXVI f.), ist von geringem Belang und jüngere Textverderbnis. Auch Sabatier, den R. nicht benutzt hat, bietet dafür nichts. Nur die Variante zu Ps 118, 147 ist alt: *in verbo tuo* steht schon im Psalter. Romanum und bei Cassiodor. Nun fügt sich freilich die deutsche Übersetzung nicht immer dem altertümlichen Vulgatatext, wie er in den lateinischen Satzanfängen zutage tritt. Wenn R. daraus aber schließt, daß der Übersetzer außer seiner lateinisch-deutschen Vorlage noch einen modernen lateinischen Text vor sich gehabt haben müsse, so ist das zum mindesten nicht zwingend. Man macht sich bei Untersuchungen solcher Art immer noch nicht genügend klar, daß ein gebildeter mittelalterlicher Geistlicher die Bibel in ihren Hauptstücken halb oder dreiviertel auswendig konnte, und nicht nur sie, sondern auch die zugehörigen Noten aus den landläufigsten Kommentaren. Da braucht durchaus nicht jede Textvariante oder jede Scholiastenspur aus dem Vorliegen einer besonderen Textrezension oder dem Nachschlagen eines Erklärers hergeleitet zu werden. Sonst kommt man eben zu so merkwürdigen Bildern, wie sie die Heliandforschung etwa in manchen hat lebendig werden lassen: der Autor ist bis an die Nase vergraben in einen Stoß von Kommentaren und sticht bald aus diesem, bald aus jenem ein Wörtlein oder Sätzlein heraus. — Nur obenhin betrachtet R. die Übersetzungstechnik; aber gerade dies Kapitel verträgt eine solche Form der Behandlung nicht. Die Frage stellt sich hier so: wieweit hat der Bearbeiter seine mfr. Vorlage einfach kopiert, d. h. in seine Mundart umgeschrieben, und wieweit hat er sie verändert, d. h. neu übersetzt? Und wenn man beobachtet, daß die Übersetzung ungleichmäßig schwankt zwischen der Interlinearversion und einer Wiedergabe in freierer Form, so scheint das anzudeuten, in welcher Richtung die Antwort auf diese Frage zu suchen ist. R. aber behandelt die Übersetzungstechnik ohne Rücksicht auf diesen Sachverhalt, als handle es sich bei dem Text um eine in sich gleichartige Masse; und so stellt er S. LXX ff. denselben Mann als einen frei schaltenden Übersetzer hin, der ihm S. XLVI nicht viel mehr als ein Abschreiber scheint, der sich auf einige Änderungen wesentlich syntaktischer Art beschränkt. Hier wäre eine exaktere Fragestellung und wenigstens der Versuch einer Scheidung der beiden Schichten nötig gewesen. Sonst aber eine sehr gediegene und gründliche Arbeit.

Berlin-Schöneberg. A. Hübner.

Ottmar Meisinger, Bilder aus der Volkskunde. Frankfurt a. M., Diesterweg, 1920.

Alle Schulgattungen, einschließlich der Volkshochschule, zeigen in der Gegenwart den ernsten Willen, ein tieferes Verständnis unseres Volkstums und des volkstümlichen Denkens und geistigen Schaffens überhaupt zu vermitteln. Aber an geeignetem Lehrstoff hat es bisher gefehlt. E. H. Meyers 'Deutsche Volkskunde' (Straßburg, Trübner 1898), eine treffliche Leistung, geht weit über den Rahmen eines Schulbuches hinaus, ist auch für ein solches zu breit angelegt und hält sich andererseits wieder in engen Grenzen, die für die unterrichtliche Stellung des Gegenstandes nicht günstig ist. Eine viel geeignetere Grundlage zur Einführung, besonders etwa im Rahmen der Volkshochschule, dürfte die neue Arbeit von Reuschel sein, deren 1. Band uns eben vorliegt (1. Allgemeines, Sprache, Volksdichtung. Leipzig, B. G. Teubner, Aus Natur und Geisteswelt Bd. 644). R. zeigt nicht nur weiten Überblick und sichere Beherrschung des weiten Feldes, sondern auch pädagogischen Takt in der Auswahl des Gebotenen, in der Herausarbeitung des Wesentlichen und in der Anleitung zum Weiterforschen. Seine Literatur-

angaben sind oft geradezu überwältigend und erregen nur leider oft in dem Leser einen Wunsch zur tätigen Mitarbeit, der unter heutigen Verhältnissen schwer erfüllt werden kann. Ein wirklicher Einblick in die tatsächlich schon unübersehbare volkskundliche Literatur aber ist schon darum erforderlich, weil hier so viele Wege nach Rom führen und weil gerade hier die Eigenart des Betrachters oft das Beste hergibt oder dem rohen Stoff zu entlocken weiß. Haben sich doch bei uns Kulturhistoriker und Philologen, Vertreter der Erd- und Völkerkunde, Dichter und Literarhistoriker, Museumsbeamte und Schulmänner, schlichte Leute aus dem Volk wie Vertreter der höchsten Bildung um die Sache verdient gemacht, die doch wieder noch lange nicht zu einem so unentbehrlichen Bestandteil unserer Gesamtbildung geworden ist, wie sie es zu werden verdiente. Darum begrüßen wir den neuen Versuch Meisingers mit hoher Freude. Er verrät große Sachkenntnis, Weitherzigkeit und feines Verständnis für das Wesentliche. Er beschränkt sich durchaus nicht auf deutsche Volkskunde allein, sondern zieht auch ausländische Erscheinungen und besonders solche aus dem klassischen Altertum heran, wofür er sich keinen besseren Erklärer als A. Dieterich wählen konnte. Er bringt Auszüge aus alten Quellen (Montanus), die noch hätten vermehrt werden dürfen (etwa durch Proben aus den Liederheften unserer Bauernmädchen) und moderne Darstellungen grundsätzlicher Art von Riehl und Steinhausen. Andere Aufsätze von Lauffer und Ratzel, von Mogk und Mannhardt, von Andree und Tille, von Osthoff und Kretschmar, von Weinhold und Golther, von Ranke und v. d. Leyen u. v. a. handeln von Bauweise und Hausrat, von Brauch und Glauben, von Volkssprache und -dichtung, und wir sehen es besonders gern, daß die verschiedenen Berufs- und Sondersprachen, daß die deutsche Namenwelt und die deutsche Sage und Kleinpoesie (Rätsel und Inschriften) ausgiebig zu ihrem Rechte kommen. Daß über Volksdichtung und volkstümliche Dichtungen (Hebel!) Dichter zum Wort kommen wie Goethe, Herder und Uhland, ist nur recht und billig gerade bei einem für den Unterricht bestimmten Buche, dem wir um seiner Gediegenheit willen weiteste Verbreitung wünschen.

Hamburg. Robert Petsch.

Wilhelm Horn, Sprachkörper und Sprachfunktion. (Pal. 135.) Berlin, Mayer & Müller, 1921. 144 S. M. 18.

Die bemerkenswerte Schrift behandelt die wichtige Frage, inwiefern die lautliche Entwicklung des Sprachkörpers von der Bedeutung und namentlich von der syntaktischen Beziehungsbedeutung (Funktion) abhängt. Der Verfasser geht von einem umfassenden Material aus, das nicht nur dem Englischen, sondern darüber hinaus dem gesamten Umkreis des Indogermanischen entnommen ist. Er dringt zu einem Standpunkt durch, von dem aus er viele etymologische Einzelfragen kritisch beleuchten und viele einzelne, sehr feine Lösungsmöglichkeiten in Vorschlag bringen kann.

Der Hauptwert der Arbeit besteht jedoch in der grundsätzlichen Stellungnahme zu dem großen Problem, das namentlich von Paul in seinen Prinzipien, von Wechßler in seinem so anregenden Buch über Lautgesetze in Angriff genommen ist. Es weht ein neuer Geist durch diese Art, linguistische Fragen zu behandeln. Der Verfasser beschränkt sich nicht darauf, die Fülle des Materials zu prüfen, zu ordnen und zu beschreiben, sondern er legt das Hauptgewicht auf die Begründung der wissenschaftlichen Theorie und der methodologischen Forschung. Er versucht, den Lautwandel zu erklären. Auch die Gesetzlichkeiten auf dem Gebiete der Physiologie werden in Parallele gestellt mit den sprachlichen Entwicklungserscheinungen. So ergibt sich eine — ich muß sagen biologische Sprachbetrachtung. Ihr haben m. E. die vielen bloßen Sammlungen linguistischen Materials letzten Endes zu dienen.

Der Verfasser kommt zu folgenden Ergebnissen: 1. Werden Teile eines Wortes oder einer Wortverbindung funktionslos, so können sie abgeschwächt werden oder ganz schwinden. 2. Werden Teile eines Wortes oder einer Wortverbindung funktionsarm, so können sie abgeschwächt werden. 3. Funktionswichtige Laute können erhalten bleiben, auch wenn unter im übrigen gleichen Bedingungen ihr Schwund zu erwarten wäre. 4. Wenn ein Sprachkörper zu schwach ist für die von ihm zu tragende Funktion, so kann er sich ihr anpassen durch Verstärkung seines Körpers. Dies geschieht entweder durch Zufügung von Wörtern oder durch Dehnung des Wortes, sei es eines Vokals oder eines Konsonanten. 5 Wird ein Sprachkörper mit Funktionen überlastet, so kann er zugrunde gehen.

Es entsteht nun wiederum die Frage: Was versteht man vom biologischen Standpunkt aus unter Lautgesetzen? Der Verfasser zieht folgende Faktoren in Betracht: Sprechorgane und Funktion. Mit Recht vertritt er gegen Wundt die Anschauung, daß ein Trieb (Klarheit und Deutlichkeit des Ausdrucks!) zur Erhaltung bedeutsamer Laute besteht. So wird man auch hier wieder zu der Lösung gedrängt, die ich in meiner Grundlegung der Sprachwissenschaft vertreten habe: Die Aufweisung der gesetzlichen Entwicklungserscheinungen folgt aus der Darlegung der psychophysischen Sprachbedingungen einerseits und der treibenden Kräfte anderseits.

Bei der vollen Würdigung, die man dem gedankenvollen Buche zuteil werden lassen muß, wird es gestattet sein, einige wenige Ausstellungen hinzuzufügen. Es wäre wohl besser, in der Sprachwissenschaft, soweit sie geschichtliche Entwicklungen behandelt, nicht von Ursachen u. dgl. zu sprechen, um einen scharfen Trennungsstrich zwischen geschichtlichen Entwicklungserscheinungen und den nicht geschichtlichen Vorgängen des Naturgeschehens zu machen. Dann werden die Fehler vermieden werden, die z. B. Lamprecht auf dem Gebiet der Geschichtsforschung mit der 'kausalen Betrachtungsweise' gemacht hat. Weiterhin wäre der Unterschied zwischen begrifflicher Bedeutung und Funktion (syntaktischer Beziehungsbedeutung) mehr herauszuarbeiten. So handelt es sich z. B. auf S. 107 nicht um den 'funktionswichtigen Teil' der Ausdrucksform (des Sprachkörpers), sondern um denjenigen Teil, der Träger der Begriffsbedeutung ist: es liegen hier keine syntaktischen Besonderheiten vor. Die sprachliche Erscheinung fällt demnach in den morphologischen Teil der Wortlehre. In Wirklichkeit handelt der Verfasser nicht bloß von der Funktion, sondern auch von der Begriffsbedeutung, namentlich in dem einleitenden Teil. Die Ergebnisse des Buches gelten daher nicht nur für die syntaktische Beziehungsbedeutung, sondern auch für die begriffliche Bedeutung der Worte!

Der Verfasser hat die Erscheinungen 'in bewußt äußerlicher Weise nach den Redeteilen' gruppiert. Es wären die sachlichen Zusammenhänge klarer hervorgetreten, wenn die alte Einteilung nach Wortarten grundsätzlich gemieden und wenn von der Lautform der verschiedenen Beziehungsmittel ausgegangen worden wäre, was auch in der Tat S. 117 ff. angestrebt wird. Beiläufig bemerkt, die Interjektion ist doch wohl kein Redeteil.

Das gründliche Werk sei allen Philologen auf das wärmste empfohlen. Es weist die Wege zu einer vertieften Sprachbetrachtung.

Berlin-Reinickendorf. E. Otto.

Carl Brinkmann, England. (Samml. wissensch. Handb. f. Studierende u. d. prakt. Gebrauch. II.: Handb. d. Staatengesch. Ausland. Hg. von Richard Scholz, Leipzig. Abt. I: Europa; 4.) Berlin, Voßische Buchh., 1921. 86 S.

Vor zwei Menschenaltern errichtete Burckhardt seine *Kultur der Renaissance,* indem er die bisherige Geschichte der schönen Literatur und Kunst

eines Volkes erweiterte zu dessen allgemeinem Geistesbilde in einer Periode. Heute ruft der Historiker auch Volkswirtschaft und Gesellschaftswissenschaft herbei, um die Staatsgeschichte zu erklären. Für England macht unter deutschen Forschern Brinkmann, dem man Monographien über deutsch-britische Beziehungen des 17. Jhs, besonders des Handels, verdankt, hierzu den ersten, den Riesenstoff kurz überblickenden Versuch. Dieser gelingt erst völlig, je mehr er sich in der Erzählung der Gegenwart nähert, sowohl weil objektiv Volksmasse und Wirtschaft den heutigen Staat in früher ungeahntem Maße beeinflussen, als auch weil der Chronist des Mittelalters für sie noch kein Auge hatte. Gegenüber einstiger Unterschätzung des Wirtschaftsgewichtes erscheint dieses hier bisweilen übertrieben: so wenn B. die Abhängigkeit der englischen Nationalkirche von Rom vornehmlich im Peterspfennig findet, oder im Aufkommen normannischer Günstlinge 1049 eine Rückbildung verfrüht geldwirtschaftlicher Staatswirtschaft zur Lehnsverfassung wittert, oder im Krieg gegen Frankreich bis 1360 einen Kampf um den Wollstapel erblickt. Als Kapitaldarleiher nach 1290 würde ich, bevor heimisches Gewerbe erstarkte, die Banken Oberitaliens erwähnen, und beim Vergleich der Stellung des Hochadels 14. und 15. Jh.s mit der in Frankreich hervorheben, wieviel doch, trotz der Übermacht der ganzen Klasse in Staatsrat und Parlament, dem Einzelnen, auch dem an Geld, Grundbesitz und Einfluß Reichsten, zur Landesherrschaft fehlte, weil dem Staate hier verblieben Volks- und Höchstgericht, Beamtentum, Prälatur und überwiegende Mehrzahl der Städte, Finanz und Heer größtenteils, innere Verwaltung teilweise und Auswärtiges vollständig, und weil dem Territorialherrn kein Stammes- und wenig Provinzialpartikularismus zur Landeszersplitterung verhalf. Der Staatsrat als Regierungsmacht bedeutet m. E. nicht eine Rückbildung zum Lehnsstaat, sondern höchstens zur Oligarchie, und die Besetzung der Prälatur mit Sprossen des Hochadels keine Vorbereitung zur Säkularisation 16. Jhs. — Mit hoher Einsicht fürs Wichtigste bringt Vf. eine erstaunliche Menge von Einzelheiten, die freilich Raummangel stark zusammenzudrängen, ja bisweilen nur anzudeuten zwang, so daß der Anfänger daneben ein Lehrbuch mehr älteren, biographischen Stiles benötigen wird. Jeder aber, der Englands Geschichte ernsthaft studiert, wird B. danken für die philosophische Zusammenfassung bisweilen eigenster Idee und die reichen, trefflich gewählten und bis 1921 reichenden Literaturangaben.

Berlin. F. Liebermann.

Joh. Mich. Toll, Englands Beziehungen zu den Niederlanden bis 1154. (A. u. d. T. Histor. Studien, Heft 145.) Berlin, E. Ebering, 1921. XVI, 59 S.

Diese Berliner Dissertation soll die Untersuchung niederländischer Lehnwörter im Mittelenglischen einleiten. Ihrem Verfasser, der auch Dr. iur. can. ist, fehlt es für geschichtliche Dinge keineswegs an liebevoller Teilnahme, wie diese fleißige Sammlung beweist, und auch nicht an scharfsinniger Vertiefung, der es sogar einmal gelingt, nachzuweisen, daß Alfreds Lehrer Grimbald [nach dessen Heiligentage das Zitat 46^2 datiert] nicht mehr 944 gelebt haben kann, und daß Abt Womar von Gent nicht in Winchester, wo er nach einem Besuche Gebetsbrüderschaft erworben hatte, verstarb. Zu Rankes grobem Fehler über Königin Emma a. 1017 zitiert Vf., mit bescheidenem Verhüllen des Widerspruchs, die eigene Korrektur 28^4. Er wiederholt, daß ohne Grund Judith von Wessex mit der Dichtung *Judith* und Otfrieds Anregerin Judith mit einer Königin in Beziehung gesetzt sei. Die Verwandtschaft Wilhelms d. Er. mit der Gemahlin zu begründen, versucht er durch eine Stammtafel [die aber irrig Emma von Francien zu Mathildens Ahnfrau

macht]. Zur angelsächsischen Psalmenglossierung vermerke man das Brügger *psalterium Gunildis cum enarrationibus linguae Saxonicae, quas hic* [in Antwerpen 1561] *nemo satis intelligit*; 37. Daß die vielen Einzelheiten, zumeist der Fürstengeschichte, sich zum historischen Gewebe nicht verknüpfen, fühlt Vf. selbst; er bemerkt auch, wie Flandern Englands Flüchtlinge der verschiedenen Parteien wahllos beherbergte. [Lag dahinter zielbewußte Politik, so scheint es die staatliche Einung der Insel verhindert zu haben.] Vf. übersieht auch nicht ganz den Wollhandel; diese wirtschaftliche Beziehung aber und die Lage an Frankreichs Flanke bestimmten recht eigentlich Englands Verhältnis zu Flandern im Mittelalter, im Unterschied von anderer Außenpolitik der Insel. Niederländische Kleriker beeinflußten im 9.–12. Jh. die Kirche Englands (auch Cnuts dänische), und Krieger dorther dessen militärische Geschichte weit stärker, als Vf. ahnen läßt. Zur englischen Beschenkung niederländischer Kirchen gehört eine hier Emma beigelegte Stelle von Cnut und bietet Davis (*Regesta Anglonorm*) Urkunden, worunter die Wilhelms I. für Gent stigmatisiert ist. Erwähnung hätte verdient Anselms Lob des flandrischen Aufgebens der Investitur.

Dieser Philolog blieb Deutschlands historischen Seminaren leider fern: er hätte sonst nicht — um von Freeman, *Will Rufus* oder Round, *Feudal Engl.*, *Mandeville* zu schweigen — die *Mon. Germ.* übersehen. Deren Bände 13. 27 f. hätten ihm das mühsame Heranholen später Kompilationen erspart und werden ihm für die zu erhoffende Fortsetzung wichtige Nachträge liefern: so für die Kolonie der Flandrer in Pembrokeshire, die letzte Siedlung der Germanen auf Britannien, mit auch literarisch wichtiger Schilderung ihres Nationalcharakters (27, 409. 446), ferner Lissabons Eroberung durch Niederländer und Engländer. Er wird dorther (27, 140*) Wilhelms II. Vertrag mit Flandern entnehmen und S. 47 berichtigen. Vielleicht erübrigt sich die Mühe; denn 1916 schrieb in Amerika Rob. H. George eine Dissertation über *Relations of England and Flanders*; laut David, *Rob Curthose* 155.

Berlin. F. Liebermann.

Chaucers Sprache und Verskunst, dargestellt von Bernhard ten Brink. Dritte Auflage, bearbeitet von Eduard Eckhardt. Leipzig 1920. Verlag von Chr. Hermann Tauchnitz.

Friedrich Kluge, der im Jahre 1899 die zweite Auflage des ten Brinkschen Büchleins besorgte, hatte sich bei der Herausgabe der damals schon fast fünfzehn Jahre alten Schrift von 'der Pietät, die dem ausgereiften Werk eines Meisters gegenüber ziemt', leiten lassen, und auch Eckhardt sucht bei der Neubearbeitung dieser Chaucergrammatik, die seit fünfunddreißig Jahren zu dem wissenschaftlichen Rüstzeug eines jeden Anglisten gehört, diesem Grundsatz nach Möglichkeit Rechnung zu tragen.

Die Aufgabe war deshalb nicht ganz einfach zu lösen, weil der neue Bearbeiter einige allgemein als überholt angesehene Grundanschauungen des ursprünglichen Verfassers, z. B. in der Lehre von den Vokalen mit schwebender Quantität und in der Ableitung gewisser erst im Mittelenglischen belegter Wortformen aus dem Mittelniederländischen und besonders aus dem Mittelniederdeutschen nicht teilt und die Ergebnisse neuerer Arbeiten verwertet, die sich vielfach in Widerspruch zu ten Brinks Lehren stellen. Bemüht, die ursprüngliche Fassung bei ten Brink nach Kräften zu schonen, muß sich Eckhardt öfters einer gewissen Kniffigkeit bedienen, die es ermöglicht, durch eine leise Änderung des Wortlautes mit ten Brinks eigenen Worten das Gegenteil von dem zu sagen, was dieser ursprünglich gemeint hatte. Solche Zusätze und Änderungen, die wir hauptsächlich in der Laut- und Flexionslehre antreffen, sind zwar in der Regel nicht eigens gekenn-

zeichnet, aber da Eckhardt doch in einigen Fällen ausdrücklich zu ten Brinks Ansicht Stellung nimmt (§ 6 Anm. 5; § 36, § 48 u. ö.), dürfte sich der Leser fragen können, ob unter der ersten Person in § 118β ten Brink oder Eckhardt zu verstehen sei. Im dritten Kapitel 'Von Versbau und Strophenbildung' wurden tiefergreifende Veränderungen nicht vorgenommen. Eckhardt begnügt sich vielmehr, in jenen Fällen, wo er die von ten Brink vorgetragene Auffassung nicht teilt, auf die Schriften von Bihl, Bischoff, Einenkel, Hampel, Miller u. a. hinzuweisen, die er in einer Bibliographie am Schluß des Buches zusammengestellt hat. Sehr zu begrüßen ist die Erweiterung des Wortregisters auf den dreifachen Umfang, die dadurch erzielt wurde, daß neben dem Wortschatz der Flexionslehre die in den vorausgehenden Auflagen vernachlässigten Belege aus der Lautlehre berücksichtigt wurden. Kleinere Änderungen sind es, wenn die Ausdrücke 'Linguale', 'Gutturale', 'Explosivlaute', 'Resonanten', 'tönende Spirans' durch 'dentale', 'Velare', 'Verschlußlaute', 'Halbvokale und Nasale', 'stimmhafte Spirans' sowie die Fremdwörter 'Dialekte', 'Monosyllaben', 'Spezies', 'Prinzip', 'korrespondierend', 'irrelevant', 'konfundieren' durch 'Mundarten', 'einsilbige Wörter', 'Art', 'Grundsatz', 'entsprechend', 'gleichgültig', 'vermengen' ersetzt wurden und für Boccaz Boccaccio erscheint. Durchgehends wurde zur Bezeichnung altenglischer Längen ein Strich an Stelle des Akuts als Längezeichen gewählt und die Form ȝ für ae. *g* konsequenter durchgeführt. Eine Anzahl von Berichtigungen und kritischen Anmerkungen Holthausens, die im Text nicht mehr berücksichtigt werden konnten, sind in der Form von Nachträgen vor dem Wortregister eingeschaltet. An Druckfehlern fielen mir auf: S. X Z. 11 ist s vor 108 einzuschieben; S. 11 Z. 12 lies Part.; S. 19 Z. 3 v. u. und S. 29 Z. 2 v. u. lies i-Umlaut; S. 20 Z. 5 lies lye; S. 21 Z. 10 setze nach heeng Strichpunkt statt des Doppelpunkts; S. 25 Z. 4 v. u. hook; S. 67 Z. 4 v. u. ist ein Beistrich nach anderen zu setzen; S. 113 Z. 4 ist das End-e in heolde zu streichen; S. 200 Z. 21 lies thi*h*hest; S. 208 Z. 19 lies κατ' ἐξοχήν. Da infolge der Heranziehung meiner Schrift über 'Die sprachlichen Eigentümlichkeiten der wichtigeren Chaucerhandschriften' auch die ganze Hs. Cambr. Univ. Dd 4. 24 und eine zweite Handschrift des Boece wenigstens mittelbar benutzt wurden, hätten Z. 11—14 auf S. 6 gestrichen und der vorletzte Abschnitt abgeändert werden können. Wenn Eckhardt die Länge des a in lady auf eine Ersatzdehnung zurückführt (§ 28γ), so mußte dieser Beleg unter § 20 getilgt werden. Wieso kommt es, daß S. 27 der Satz 'weil das schwebende u in offener Silbe regelmäßig durch o dargestellt wird' stehengeblieben ist, da doch an Stelle der ten Brinkschen §§ 35—38 über schwebende Vokale ein § 36 'schwankende Vokalquantität' eingesetzt worden ist? Warum wird § 114a noch immer die Fiktion aufrechterhalten, daß in speken ae. r ausgefallen sei?

Auf einige Punkte der Bearbeitung sei noch hingewiesen. An der Ansicht ten Brinks, daß Chaucer der Gründer der englischen Schriftsprache gewesen sei, hält Eckhardt nicht mehr fest, sondern übernimmt Morsbachs und seiner Schüler Gedanken über den Ursprung der englischen Schriftsprache. Während ten Brink das End-e bei Chaucer im ganzen noch als unantastbar betrachtet, bringt Eckhardt Bihls grundlegende Anschauung, daß die Setzung und das Fehlen des End-e sowie gewisse andere Erscheinungen, welche die Silbenzahl eines Wortes beeinflussen, nicht so sehr vom lautgeschichtlichen als vom rhythmischen Standpunkte zu betrachten sind, überall zum Ausdruck. Auf Luick geht neben zahlreichen lautgeschichtlichen Einzelheiten die Unterscheidung der Diphthonge oi und ui in romanischen Lehnwörtern zurück. Im Anschluß an Sievers hat sich Eckhardt für die von jenem getroffene Einteilung der ablautenden Verba entschieden, doch ist die Einreihung von owe unter die reduplizierenden Verba § 195 wohl nicht gutzuheißen. Für die Verteidigung meiner Ansichten über die Monophthongierung von o̯ȝ > ū und e̯ȝ > ī § 39 Anm. und § 45 Anm. 3 gegen die Einwände

Ekwalls (Beiblatt zur Anglia 27, 166 ff.) bin ich Eckhardt zu Dank verpflichtet und freue mich, daß auch manch andere von meinen Erklärungen in die neue Chaucergrammatik übergegangen ist. Die Form wonger statt wongere § 53 ist wohl nach R. Nöjd, The Vocalism of Romanic Words in Chaucer, Uppsala 1919 durch den Einfluß der lateinischen Endung -ārius > -er zu erklären (Nöjd S. 77 Anm. 1). Über die Frage der Betonung in Fällen wie nature, renoun, pitee (S. 8) vgl. Luick, Über die Betonung der französischen Lehnwörter im Mittelenglischen (Germanisch-romanische Monatsschrift IX, S. 14 ff.).

Möge sich das ten Brinksche Werk auch in seiner neuen Gestalt jener Beliebtheit erfreuen, die es sich dank der sorgfältigen Anlage durch seinen ersten Verfasser in der Fachwelt schon lange verdient hat.

Wien. Friedrich Wild.

Neue Tauchnitzbände. Vol. 4533: Arnold Bennett, Hugo. 271 S. M. 5. — Vol. 4540: W. E. Norris, The Triumphs of Sara. 272 S. M. 7,50. Leipzig 1920.

In *Hugo* tritt Bennett Pfade, die wir schon aus seinem ersten Roman in der Tauchnitzsammlung (*The Grand Babylon Hotel*) kennen, und die er anscheinend zur Erholung von den etwas mühseliger zu begehenden der Five Towns von Zeit zu Zeit gern wieder einmal aufsucht (vgl. auch *The Gates of Wrath*, *The Ghost*). Der Charakter dieser Bücher und des *Hugo* im besonderen ist nicht ganz leicht zu bestimmen, zunächst wird man geneigt sein zu sagen, es handle sich um moderne Abenteuerromane. Und in der Tat: in *Hugo* knallen die Revolver oft genug, die Hauptperson wird einmal heimtückisch im Stahlschrank des Bankgewölbes eingesperrt, um dort allmählich zu ersticken, und nur durch die Kunst eines vielbewährten Einbrechers befreit; es gibt ein falsches Begräbnis, bei dem eine Wachspuppe beigesetzt wird, und um ein Haar wird zuletzt das Urbild der Puppe doch noch lebendig begraben: das sind nur ein paar Proben, aber sie genügen, um Bennett unter die Nachfahren von Vater Dumas zu reihen. Aber damit ist sein vorliegendes Buch doch noch nicht abgetan. Der klassische Abenteuerroman hat von Defoe bis Stevenson seine einzelnen Bestandteile aus dem Leben genommen; wohlgemerkt: er war alles andere als 'aus dem Leben gegriffen', er war bewußt 'unwahrscheinlich', lebte vom überraschenden Zufall, von *hairbreadth escapes*, aber er legte doch Wert darauf, daß seine Grundlagen der Zeit, in der er spielte, entsprachen: er hatte seinen realistischen Zug. Und gerade der fehlt bei Bennett: Schauplatz, ja Mittelpunkt der Vorgänge, ist ein großes Warenhaus, aber es ist ein ins Riesenhaft-Phantastische gesteigertes Unternehmen; an seiner Spitze steht kein gewinnbedachter Geschäftsmann, sondern ein romantischer Imperator, dem sein Haus Betätigungsfeld seines Herrschertriebes ist; in der Putzabteilung ist als bescheidene Verkäuferin eine Schönheit beschäftigt, um die sich ein Kampf auf Tod und Leben zwischen drei Stiefbrüdern entspinnt; gegen das Warenhaus wird ein heimtückischer Angriff unternommen: durch Bestechungen in riesenhaftem Maßstab wird am ersten Geschäftstage des Jahres seine gesamte Organisation zerrüttet, und so ließe sich noch mancherlei anführen, was man als ins Grotesk-Wunderbare gesteigerte Züge der Erzählung bezeichnen kann. Zu diesem und ähnlichem bietet die Wirklichkeit nur Anhaltspunkte, von denen eine phantastische Erfindung ausgeht, und das scheint mir Charakter des Märchens zu sein. So würde ich denn Bennetts *Hugo* als modernes Märchen ansprechen, und als solches ist es anziehend genug. Merkwürdig, wie alte Märchenmotive im Gewande unserer Zeit auftauchen: wir haben die Prinzessin in schnöder Dienstbarkeit, wir haben den zaubermächtigen König, der sie begehrt (den

Warenhausmonarchen), und den bösen Zauberer, der sie verfolgt. Natürlich beides Zauberer der modernen Welt: der wundertätige Talisman ist die Goldmarke, deren Besitzer im Warenhause gegen einfache Quittung erhält, was er will; die dienstbaren Geister hier wie dort sind Detektive, die jedem Wink ihres Herrn und Meisters gehorchen; der Inhalt stellt sich dar als der dem Märchen so liebe Wettstreit zwischen zwei feindlichen Hexenmeistern mit dem endlichen Siege des Guten. Wer im modernen Roman anderes sucht, wird bei *Hugo* aus dem Kopfschütteln nicht herauskommen; wer sich aber ein bißchen Märchenfreude bewahrt hat, der kann sich recht gut unterhalten, denn Bennett weiß seine Wirkungen herauszubringen, dramatisch zu steigern und vergißt auch den Humor nicht; im einzelnen darf man der Motivierung nicht nachrechnen wollen, der Maßstab des Möglichen muß zu Hause bleiben: aber das muß er in den Geschichten von Tausendundeiner Nacht auch. Um reines Fabulieren handelt es sich ganz ohne 'tiefere Bedeutung'.

Norris reiht den zahlreichen Gesellschaftsromanen, die schon von ihm in der Sammlung erschienen sind, einen neuen an: er erzählt, wie die Ehe eines wenig zusammenpassenden Paares, einer sympathischen Kokette und eines nicht sehr sympathischen Eigenbrödlers, zustande kommt, fast auseinandergeht und (wenigstens vorläufig, Norris meint zwar endgültig) wieder befestigt wird. Nicht besondere Ereignisse sollen wirken, sondern das Spiel der Anziehung und Abstoßung zwischen zwei stark entgegengesetzten Charakteren — leider lassen sie den Leser ziemlich kalt, und Norris löst im höheren Sinne seine Aufgabe auch gar nicht: eine ganz besonders konstruierte Amerikanerin muß herhalten, damit sich Mann und Frau überhaupt wiederfinden können. Im ganzen handelt es sich um einen anständigen Durchschnittsroman, der nur zweier Dinge wegen einige Aufmerksamkeit auf sich ziehen kann. Er ist, wenn nicht der erste, so doch einer der ersten Romane der Tauchnitzausgabe, die den Krieg als Mittel zur Förderung der Handlung benutzen (es gibt einen Luftkampf, ein Passagierdampfer wird versenkt, und die Rolle des Flugwesens wird im Verlaufe der Ereignisse wenigstens berührt), sodann ist hervorzuheben, daß die Hauptperson dieses Gesellschaftsromans, der Sohn eines Baronets, also Angehöriger der oberen Kreise, kein Gentleman ist. Wenn einmal jemand die Geschichte des Roman-'Helden' im modernen englischen Roman schreibt, also der Sympathiefigur, und dabei den Einfluß des Gentlemanideals auf sie zu besprechen hat, wird er vielleicht diesen Roman von Norris verwenden können als Anzeichen dafür, daß auch der Durchschnittsroman hier und da wenigstens beginnt, auf Züge des alten Heldentypus zu verzichten.

Berlin-Lichtenberg. Albert Ludwig.

Alfred Ehrentreich, Zur Quantität der Tonvokale im Modern-Englischen. (Palaestra 133.) Berlin 1920.

H. Sweet hat als erster erkannt, daß die Quantität der Tonvokale im heutigen Englisch nicht nur von ihrer historischen Länge oder Kürze abhängig ist, sondern auch von ihrer Stellung in Wortinlaut oder -auslaut, in einsilbigen oder mehrsilbigen Wörtern, und endlich von den ihnen folgenden Konsonanten. Er scheint weiter die von Sievers für die engl. Längen als typisch erkannte Zweigipfligkeit als zum Wesen der Längen gehörig betrachtet zu haben, wenn er dies auch nirgends direkt ausspricht.

Beide Probleme sucht Vf. nun durch experimentelle Methoden zu erforschen. Vor ihm hat Viëtor die Vokallänge an einigen Einzelwörtern untersucht, E. W. Scripture an kurzen Sätzen durch Hebelübertragung von einer Grammophonaufnahme auf ein berußtes Kymographion, endlich am eingehendsten E. A. Meyer, auch wieder an einzelnen Wörtern. Ihre Ergebnisse und

Methoden, zusammen mit allen anderen Ansichten der Phonetiker würdigt Vf. in seinem historisch-kritischen ersten Kapitel.

Die Grundlagen für seine eigenen Untersuchungen bilden vier käufliche Grammophonplatten mit Shakespeare-Deklamation durch Schauspieler (Doegen-Odeon A 56025, 56026, 56029, 56035), dann eine Grammophonaufnahme der Prosatexte *My family* und *What the moon says*, gesprochen von einem Knaben aus London, endlich mit dem Scriptureschen Schreibapparat hergestellte Kurvenbilder von Aufnahmen eines Prosasatzes und des Gedichtes *Past and Present*, gesprochen von vier Personen, einem Australier und drei Londonern.

Zur Untersuchung verwendet Vf. verschiedene Methoden: einerseits direkte Beobachtung mit Mikroskop oder Lupe, wobei er jedoch in geschickter Weise nicht die Grammophonplatten selbst untersucht, da auf diesen die Abgrenzung der den einzelnen Lauten entsprechenden Kurven schwer möglich ist, sondern Übertragungen auf die Edisonwalzen eines Diktaphons, bei denen durch einfaches Anhalten der Grammophonplatte mit der Hand zwischen einzelne Wortgruppen Pausen eingeschaltet wurden. Die diesen Wortgruppen entsprechenden Kurven sind leicht zu analysieren, außerdem sind sie auf den Walzen bequem zu messen, Vorteile, die das Ausfallen einzelner Stellen bei der Übertragung weit aufwiegen. Auf diese Weise untersucht er die Shakespeare-Texte. Für die Prosatexte verwendet er eine Übertragung auf lichtphotographischem Wege nach einer Anordnung Prof. Gutzmanns, welche die Fehlerquellen der mechanischen Übertragungshebel Scriptures so gut wie gänzlich ausschließt. Leider hat Vf. eine gegenseitige Kontrolle beider Methoden durch Anwendung beider für dieselbe Platte nicht durchgeführt, doch sind die Ergebnisse alles andere als widersprechend.

In Zusammenfassung dieser führt Vf. aus:

Zweigipfligkeit ist keineswegs den historischen Längen an und für sich eigentümlich; sie ist stets bei den als Diphthongen bezeichneten Lautgruppen vorhanden, findet sich sonst als Intensitäts- und melodische Zweigipfligkeit bei historischen Längen wie Kürzen; sie kommt nur unter dem Hauptakzent vor; ob sie hier bloß rhetorisch oder stets vorkommt, kann er auf Grund seines Materials nicht entscheiden

Statt von Längen und Kürzen möchte Vf. von Vokalen mit raschem und allmählichem Stimmabsatz sprechen. Seine Messungszahlen zeigen aber, daß solche mit raschem Stimmabsatz eben kurz, die mit allmählichem lang sind; mit den historischen Längen und Kürzen hat dies freilich nichts mehr zu tun, tatsächlich lassen sich folgende Grundtendenzen feststellen: allmählicher Stimmabsatz, also tatsächliche Länge findet sich unter dem Hauptton im freien vokalischen Auslaut der einsilbigen Wörter und vor stimmhafter Konsonanz in solchen; rascher Stimmabsatz, also tatsächliche Kürze vor stimmloser Konsonanz, Liquida oder Nasalis + stimmloser Konsonanz, und stimmloser Konsonanz + Liquida in Einsilbigen, weiter in allen ursprünglichen Zwei- und Mehrsilbigen. Unbetonte Vokale haben im allgemeinen raschen Stimmabsatz, außer manchmal am Schluß von Sprechgruppen und Satzabschnitten.

Wir müssen für die klaren Untersuchungen des Vf.s recht dankbar sein. Eine Untersuchung weiterer Texte wird freilich noch sehr viel Aufklärung bringen, so fehlen z. B. Beispiele für Stellung vor *ll* in Einsilbigen fast ganz, die für *uw* und *u* sind spärlich. Vor allem dürfte zwischen rhetorisch gehobener und ganz alltäglicher Umgangssprache viel Unterschied sein; zur Festlegung dieser wäre vielleicht eine leichter zu handhabende Sprechmaschine vorteilhafter zu verwenden als das Grammophon, denn die ganze Aufmachung einer Grammophonaufnahme verleitet zu rhetorischem Sprechen. Zwischen Personen aus verschiedenen Teilen des englischen Sprachgebiets sind weiter gewiß auch Unterschiede zu bemerken, besonders in der Umgangssprache.

Dem Wunsche des Vf.s, die Schulgrammatiken mögen der neuen Lehre Rechnung tragen, ist nur beizustimmen, freilich wird es noch mancher ausbauender Beobachtungen bedürfen, bis man für die praktische Spracherlernung brauchbare Regeln aufstellen kann; an den Ergebnissen dieser und ähnlicher Arbeiten kann aber der Praktiker genau so wenig vorbeigehen wie der Sprachforscher, wie denn gewiß auch die historische Grammatik mancherlei neue Gesichtspunkte daraus gewinnen kann. Hoffen wir, daß bald zahlreiche ähnliche Untersuchungen uns die so nötigen und fruchtbaren weiteren Aufklärungen bringen.

Wien. Karl Brunner.

Engel, Otto, Der Einfluß Hegels auf die Bildung der Gedankenwelt Hippolyte Taines. Stuttgart, Frommann, 1920. Gr.-8°. VIII, 144 S. M. 15.

Wer sich eingehender mit Taine beschäftigt, ja, wer auch nur seinen in vier Bänden veröffentlichten Briefwechsel kennt, der weiß, wie oft der französische Philosoph Hegels als seines Anregers mit einer Bewunderung gedenkt, bei der sich nur hin und wieder eine kleine ironische Spitze gegen die Verstiegenheit oder den schwerfälligen Stil des Meisters wahrnehmen läßt. '*Hegel est un Spinoza multiplié par Aristote*' oder '*C'est Spinoza agrandi par Aristote*' sind die Formeln, die er für ihn gefunden hat und mit denen er wohl ausdrücken will, daß Hegel mit dem aristotelischen Begriff des Werdens, also dem Entwicklungsgedanken, den Pantheismus Spinozas erweitert habe.

Wenn aber auch die Tatsache der bedeutenden Wirkung Hegels auf die Schriften Taines im allgemeinen bekannt genug war, so fehlte doch bisher ein Buch, in dem der Nachweis im einzelnen erbracht und in dem gezeigt wurde, welche Gedankenreihen der Franzose dem Deutschen entnommen hat und worin er sich bewußt von ihm unterscheidet. — Diese Aufgabe hat Otto Engel kürzlich in einer sehr sorgfältigen und aufschlußreichen Arbeit übernommen. Durch genaue Textanführungen zeigt er, wie Taine den in allen Werken Hegels wiederkehrenden Gedanken von der organischen Einheit alles Seienden übernommen hat, wie er als Hegelianer diesen Organismusgedanken auf das Gebiet der Geisteswissenschaften übertragen und in der Kultur- und Literaturgeschichte zur Anwendung gebracht hat. Jede Einzelerscheinung ist bei beiden Denkern nur ein 'Moment' im Leben des Ganzen, und nur von diesem Ganzen her erhält sie ihre wahre Bedeutung.

Daß diese Abhängigkeit auch in Einzelheiten sehr weit geht, daß Hegelsche Formulierungen sich zuweilen fast wörtlich, jedenfalls dem Inhalt nach im französischen Text wiederfinden, wird auch für jeden Kenner Taines höchst überraschend sein. Ich möchte nur drei Beispiele herausgreifen. Ein Heft aus dem Jahre 1852, in das Taine seine Gedanken über Literatur und Kunst hineingeschrieben hat und von dem die Herausgeber seiner Korrespondenz berichten, beginnt mit der Definition: '*l'Idéal est le réel purifié.*' Damit vergleiche man Hegels Ästhetik (I, 199 f.): '[*Die Kunst*] *wirft alles, was in der Erscheinung* [*dem wahren Begriff*] *nicht entspricht, beiseite und bringt erst durch diese Reinigung das Ideal hervor.*'

Und wenn Taine die Natur als eine '*hiérarchie de nécessités*', ein geregeltes Stufenreich von Notwendigkeiten, bezeichnet, so ist damit nur kürzer formuliert, was Hegel mit den Worten sagt: '*Die Natur ist als ein System von Stufen zu betrachten, deren eine aus der anderen notwendig hervorgeht und die nächste Wahrheit derjenigen ist, aus welcher sie resultiert.*'

Stellt man einige Sätze von Taine, in denen über das Verhältnis von Individuum und Gattung gesprochen wird, mit ihrer Quelle bei Hegel zu-

sammen, so kann dieser Vergleich als ein Beispiel auch zum Teil die Tatsache erklären, daß Hegelsche Gedanken in der Methode der Geisteswissenschaften, wie etwa der Literaturgeschichte, auch in Deutschland erst Einfluß gewannen, als sie durch Taine vertreten, oder sagen wir lieber allgemeiner bekannt wurden. — Bei Hegel lesen wir: '*Das Lebendige stirbt, weil es der Widerspruch ist, an sich das Allgemeine, die Gattung zu sein und doch unmittelbar nur als Einzelnes zu existieren. Im Tode erweist sich die Gattung als die Macht über das unmittelbar Einzelne.*' Wie leicht verständlich wird das auch für uns Deutsche, wenn Taine den Gedanken, wenigstens den hauptsächlichen, in sein leichtflüssiges Französisch umsetzt und sagt: '*Ce qui persiste et ce qui tend à subsister, ce ne sont pas les individus, c'est l'espèce ... et les individus ne naissent et ne se remplacent que parce que cette forme tend à subsister.*'

Neben dieser größeren Klarheit verdankt Taine seine Verbreitung auch dem Umstande, daß er sich in einem wichtigen Punkt von Hegel unterscheidet und dem Leser nicht wie dieser zumutet, den 'Begriff' als eine objektive metaphysische Größe anzusehen. Er betrachtet ihn vielmehr als ein subjektives logisches Hilfsmittel, mit dem er an die Welt der Sinne, an die Wirklichkeit herantritt. Das Studium der exakten Naturwissenschaften und der Einfluß Condillacs und später der Positivisten (Comte und Mill) ließ ihn die Erfahrung ganz anders werten, als es der deutsche Philosoph getan hatte; und so mochte es wohl kommen, daß man auch bei uns in Biographien dem Vorbilde eines Taine gemäß nach der beherrschenden Kraft oder Eigenschaft fragte (der '*qualité dominante*' oder '*faculté maîtresse*'), ohne zu ahnen, daß dies schon Hegel — allerdings nicht mit der Anschaulichkeit seines Jüngers Taine — in der '*Selbstverwirklichung des Begriffs*' ausgedrückt hatte.

Otto Engel hat diesen Sachverhalt sehr gut klargestellt. Er hat es dem Leser bequem gemacht, vielleicht gar zu bequem, da er fast niemals auf schon Erwähntes verweist, sondern immer noch einmal den Wortlaut des zu vergleichenden Textes angibt. — Er hat eine chronologische Anordnung vorgezogen und jede einzelne Schrift Taines bis zum Jahre 1858 auf Hegelsche Gedanken hin untersucht, indem er meinte, durch dieses schrittweise Vorgehen wissenschaftlich exakter zu verfahren. Da sich aber der Hegelsche Einschlag in Taines Denken nach des Verfassers eigner Meinung stets in derselben Weise zeigt und also keiner Entwicklung unterliegt, so wäre wohl eine systematische Darstellung mehr am Platze gewesen. Sie hätte auch den Umfang des Buches wesentlich verringert. — Daß der Vf. einen Beitrag zur Entspannung der Geister vom Völkerhaß zu liefern glaubt, ist eine Hoffnung, die ich gern teilen möchte, zu der aber leider die bisherige Erfahrung auch nicht die geringste Stütze gibt.

Berlin-Lichterfelde. Felix Rosenberg.

Oskar Keller, Der Genferdialekt, dargestellt auf Grund der Mundart von Certoux. 1. Teil. Lautlehre. Züricher Diss. 1919. 206 S. 8°.

Mit der Darstellung der bisher so stiefmütterlich behandelten Genfer Mundart hat Keller nicht nur eine empfindliche Lücke ausgefüllt, sondern, was besonders erfreulich ist, gerade noch zur rechten Zeit eine Mundart fixiert, die unter dem übermächtigen Einfluß der Schriftsprache im Augenblick so gut wie völlig zu erliegen droht. Wenn Keller des öfteren hervorhebt, daß der Genfer Dialekt infolge einer Anzahl von lautlichen Übereinstimmungen mehr nach dem savoyischen Süden zu gravitieren scheine, so kann man dem nur vollkommen beipflichten. Jahrhundertelange kirchliche Zugehörigkeit zur Erzdiözese von Vienne, Handels- und Kulturbeziehungen

haben das genferische Land eben früh von der kulturellen und sprachlichen Entwicklung der übrigen Westschweiz losgerissen. Wenn nun aber Keller in seiner Schlußbetrachtung daraus weiter auf eine Zweiteilung des gesamten frankoprovenzalischen Sprachgebietes (Nordfrankoprovenzalisch mit Lausanne = Diözese Besançon, Südfrankoprovenzalisch mit Genf und Grenoble = Diözese Vienne) schließen zu dürfen glaubt, so kann dem nicht heftig genug widersprochen werden. Eine solche Zerteilung hat immer etwas Willkürliches, wird hier aber durch nichts gerechtfertigt. Hat doch selbst ein so charakteristischer Wandel wie $k^{e,\,i} > f$ seine Vorposten nicht nur im rechtsrhonischen Wallis, sondern noch tief in der Waadt (Gingins, Val de de Joux, Ste Croix) stehen. Ähnlich liegt es bei anderen Erscheinungen. Fast alle lassen sich, mehr oder weniger häufig, auch in den übrigen Mundarten der Westschweiz nachweisen. Man vergleiche doch nur einmal Rosenqvists Isophonenkarte zu seinem Artikel 'Limites administratives et division dialectale de la France' (Neuph. Mitteil. XX, p. 87 ff.): Von den 68 Isophonen, welche Rosenqvist hier auf einer Karte vereinigt hat, liegt nicht eine einzige in der von Keller 'erschlossenen' Grenzlinie! Gerade innerhalb des Frankoprovenzalischen ist der Übergang nirgends ein abrupter. Die einzelnen Mundarten fließen kaum merklich ineinander über, und kaum eine Lauterscheinung deckt sich hier mit den Grenzen einer anderen.

Besondere Beachtung verdient die genferische Entwicklung von $u > \ddot{u}$ (p. 92 ff.), die hier sehr jungen Datums zu sein scheint, da sie hier wie überhaupt in den ganzen östlichen und nordöstlichen Randgebieten Frankreichs im Hiat (vor *a*) stehendes *u* unversehrt gelassen hat. Daß das Eindringen der Aussprache *ü* hier sehr spät erfolgte, geht nun auch daraus hervor, daß der Wandel nicht nur altes *ū* erfaßte, sondern daß z. T. auch sekundäres *u*, welches aus *au* (p. 96) und *o* + *s* (p. 79) entstanden war, den Übergang noch mitmachen konnte.

S 58 *dol'* 'Sense' hat nichts mit **dacula* zu tun, sondern geht auf ein keltisches **dalxis* zurück, vgl. Zeitschr. f. rom. Phil. 40, p. 518. — S. 145 sav. *gl'eta* 'Klette' ist von dem germanischen Stamm *Klett* zu scheiden und setzt ein in Glossen belegtes lat. *glis, glitis* 'Klette' fort. — S. 147 *bl'ü* (statt *biü*) 'bu' braucht nicht unbedingt Überentäußerung zu sein, da der Wandel von $i > l'$ nach Labialen auch spontan erfolgen konnte, wie es tatsächlich in auvergnatischen Mundarten, im Istrorumänischen und Albanischen zu beobachten ist.

Leider fehlt es der fleißigen und an scharfen Beobachtungen reichen Arbeit infolge unvermeidlich gewordener Nachträge und zahlreicher Druckfehler allzu häufig an Übersichtlichkeit. Daß durchgehends auch die Toponomastik in den Kreis der Untersuchungen eingeschlossen wurde, ist ein glücklicher Fortschritt. Dem von Keller in Aussicht gestellten zweiten Teil, der Formenlehre, Mundartenproben und Glossar umfassen soll, darf man wohl mit Interesse entgegensehen.

Kattenau. Gerhard Rohlfs.

Carlo Battisti, Testi dialettali in trascrizione fonetica, Parte seconda: Italia centrale e meridionale (Beihe t 56 der Zeitschrift für romanische Philologie). Niemeyer, Halle, 1921. 204 S. und eine Karte.

Der 1914 schon fertiggestellte 2. Band der so notwendigen Dialektchrestomathie, die Battisti mit dem bloß Oberitalien (und Ladinien) einschließenden ersten Bande 1914 (Beiheft 49 der *Ztschr.*) eröffnet hatte, ist 1921 endlich erschienen und zeigt die guten Eigenschaften des Verfassers, seine Akribie und Verläßlichkeit bei eigenem phonetischen Beobachten wie die Fähigkeit

des Transponierens anderer phonetischer Alphabete, seine bibliographischen Kenntnisse — am Schlusse jedes Textes werden die für die betreffende Mundart existierenden Lehrbehelfe angegeben —, nicht zuletzt seine guten Beziehungen mit den einheimischen Hütern italienischer Dialekttradition, die allein die Fertigstellung eines solchen Werkes ermöglichen. Vielleicht sollte trotz der Raumnot das Lexikalische und Syntaktisch-Stilistische der einzelnen Texte ausführlicher und individueller behandelt werden, als es durch B. geschehen ist. Aber auch so ist das Werk die (zeitlich und qualitativ) erste wissenschaftliche italienische Dialektchrestomathie, ein Seitenstück zu Herzogs 'Neufranzösischen Dialekttexten', denen es durch das stete Schöpfen des Autors an den Sprachquellen und die einheitlich phonetische Fixierung der Texte vielleicht überlegen ist.

Bonn. Leo Spitzer.

Clásicos castellanos 39: Lope de Vega, Comedias I. Edición y notas de J. Gómez Ocerín y R. M. Tenreiro. Madrid, Ediciones de la Lectura. 1920. 223 S. 8°.

Lope de Vega erfreut sich gegenwärtig der besonderen Fürsorge der spanischen Literarhistoriker und Verleger. Seit 1916 läßt Cotarelo y Mori eine bis jetzt etwa sechs Bände umfassende *Nueva edición de las Obras de Lope de Vega (Obras dramáticas)* erscheinen, die *Biblioteca Renacimiento* (Bd. 6), die *Clásicos de la literatura española* (Bd. 3), die *Colección universal* (Bd. 5/6) haben begonnen, Werke von Lope in ihre Serien aufzunehmen, und nun treten die *Clásicos castellanos* ebenfalls mit einer Sammlung seiner *Comedias* auf den Plan. Warum man sich, statt immer wieder neue Ausgaben dieses Dramatikers zu beginnen, nicht darauf geeinigt und beschränkt hat, die in jeder Beziehung vollendete und auf Jahrzehnte hinaus endgültige Akademie-Ausgabe, die fortzuführen Menéndez y Pelayo leider nicht mehr imstande war, im Sinne des toten Meisters auszubauen, ist nicht recht ersichtlich, jedenfalls aber keineswegs zum sonderlichen Nutzen der Lope-Philologie.

Sieht man von diesen Erwägungen ab und läßt die neue Ausgabe, die bis jetzt zwei Dramen in einem Band enthält, für sich allein gelten, so darf man ihr immerhin das Zeugnis ausstellen, daß sie in ihrer Art Vortreffliches leistet. Die Einleitung der beiden Herausgeber umfaßt zunächst eine recht anschaulich und geschickt erzählte Lebensgeschichte des Dichters auf der Grundlage der von Américo Castro übersetzten und erweiterten Lope-Biographie von H. A. Rennert, und dann eine kurze Würdigung der dichterischen und insbesondere dramatischen Persönlichkeit des großen Spaniers. Eines haben die zwei Herausgeber dabei mit kundigem Blick erfaßt und entsprechend gewertet: daß nämlich Lopes Erdenwallen und seine ganze ach so unsäglich menschliche Menschlichkeit so eng mit seinem dramatischen Schaffen verknüpft ist, daß seine Biographie tau endfach die lebendige Erläuterung zu seinen Dramen bildet. Diese Erkenntnis gibt allem, was sie über den Dichter und sein Werk sagen, eine besondere Note und erfüllt den Leser unmittelbar mit jenem warmen Gefühl innerer Teilnahme, das so wesentlich ist für das nicht bloß mit dem Verstande, sondern mit dem Herzen lesen.

Die für den ersten Band ausgewählten Dramen sind *El Remedio en la desdicha* und *El mejor alcalde el rey*, also zwei unter sich recht verschiedenartige Proben Lopescher Kunst Das erste ist, wie man weiß, die entzückende Geschichte von dem Mauren Abindarraez und der schönen Jarifa, unerreicht in der graziösen Schlichtheit der Schilderung, bewundernswert in der zarten Innigkeit der Gefühle und bei weitem die beste aller sogenannten *comedias de moros y cristianos* des gesamten spanischen Theaters. Das zweite ist das

typische Beispiel jener Mantel- und Degenstücke, in denen königliche Gerechtigkeit und rücksichtslose Sühnung der geschändeten Frauenehre eine brutale Tragödie mit versöhnendem Ausgang schaffen. Die einführenden Bemerkungen über Herkunft des Stoffes, unmittelbare Quelle des Dichters und dergleichen sind in beiden Fällen etwas spärlich ausgefallen. Hingegen ist der Text von fortlaufenden Anmerkungen sprachlicher und anderer Art begleitet, die auch höheren Ansprüchen genügen. Der Kundige merkt da ohne weiteres die strenge Zucht des Meisters D. Ramon Menéndez Pidal, zu dessen Schülern der eine der Herausgeber, Gómez Ocerín, zählt.

Alles in allem läßt sich wohl sagen, daß auch dieser Lope-Band den *Clásicos castellanos* Ehre macht; und das will immerhin etwas heißen, wenn man bedenkt, daß diese *Clásicos* von den sogenannten volkstümlichen Serien, deren wir eingangs einige zu nennen Gelegenheit hatten, weitaus die besten sind.

München. Ludwig Pfandl.

Pascu Giorge Dr. [Docent la Universitatea, Directorul Bibliotecii Universităţii din Jaşi], Gligorie Ureache. Izvoarele lui Ureache, Interpolările lui Simeon Dascalu şi textul lui Ureache. Studiu de istorie literară. Jaşi, Editura Autorului, 1920. 42 S. 8°.

Gligorie Ureache (geb um 1590, gest. nach 1647), mit Miron Costin, einem jüngeren Zeitgenossen, der wichtigste unter den alten moldauischen Geschichtschreibern, hat aus Liebe zur Wahrheit (also aus wissenschaftlichem Streben) und in Zeiten des Niedergangs als Patriot die Schicksale seines Volkes vom Ursprung dieses Fürstentums (1359) bis gegen Ende des 16. Jh.s geschrieben. Als gelehrtem Manne in hohen amtlichen Stellungen (1642–47 *mare vornic* d. i. Minister des Inneren) waren ihm alle vorhandenen Geschichtsquellen erreichbar und auch bekannt, und er hat seiner Darstellung den Stempel seiner eigenen kräftigen Persönlichkeit aufzuprägen gewußt, so daß er auch als Schriftsteller seinen Rang in der Literaturgeschichte der Frühzeit behaupten wird. Seine Chronik, von der leider nur Abschriften aus dem 18. und 19. Jh. vorhanden sind, ist in den letzten Jahren kritisch von J. N. Popovici (Bukarest 1911) und von C. Giurescu (1916) herausgegeben worden; letzterer hat (1908) auch deren Quellen untersucht, doch ist seine Ansicht vom Charakter der überlieferten Fassung und den Vorgängern Ureaches anscheinend nicht aufrecht zu erhalten. G. Pascu hat in vorliegender Schrift nun diese Frage neuerdings geprüft und im wesentlichen völlig anders beantwortet. Dieser rumänische Gelehrte ist auch in Deutschland bekannt (eben druckte er in deutscher Sprache 'Beiträge zur Geschichte der rumänischen Philologie', Leipzig) und seine früheren Arbeiten über die rumänischen Rätsel, die rum. Suffixe und verschiedene etymologische Streifzüge haben in seiner Heimat die verdiente Anerkennung gefunden. Es ist daher geziemend, uns hier etwas näher mit seiner jüngsten Schrift zu beschäftigen.

Da Ureache (Ureche) seine Quellen an vielen Stellen, allerdings oft ungenau, bezeichnete, läßt sich ein ziemlich sicheres Ergebnis von einer solchen Untersuchung wie die vorliegende erwarten. Pascu sucht nun zu erweisen, daß Ureaches Hauptquelle die anonyme Chronik eines slawonisch (kirchenslawisch) schreibenden Moldauers gewesen, der im Auftrag seines Fürsten die Geschichte dieses Landes vom Jahre 1359 bis 1574 kurz erzählte, wozu noch einige bis 1593 reichende Daten kommen, mit welchem Jahr auch Ureache schließt. Seine eigene Zeit, die er doch am besten hätte schildern können, hat Ureache leider nicht mehr beschrieben; er ist mitten im Kapitel über die Vertreibung Aron Vodas gestorben. Diese seine erste und wichtigste Quelle erweiterte nun Ureache aus anderen Schriften, so aus der latei-

nischen Chronik, die ein katholischer Missionar oder ein Humanist in der Moldau zur Belehrung der Ausländer verfaßt haben wird, die aber nicht sehr ausführlich ist. Sie wird bloß bis zum Jahre 1501 benutzt. Eine dritte, gleichfalls anonyme Quelle ist in polnischer Sprache für die Polen geschrieben und stammt wie die anderen aus der Moldau. Den polnischen Historiker Bielski habe Ureache nicht unmittelbar, sondern eben aus dieser Chronik verwertet. Eine mündliche Quelle hätten für Ureache die Erzählungen seines Vaters Nestor († um 1620) werden können, der unter mehreren Fürsten hohe Ämter innegehabt; aber bis zu diesem Zeitpunkte ist unser Chronist leider nicht mehr gekommen. Einige weniger wichtige Quellen können hier übergangen werden. Die Urschrift Ureaches, der diese Geschichte während seiner Ministerschaft geschrieben, ist leider nicht auf uns gekommen; wir kennen sein Werk nur aus der Überarbeitung durch einen gewissen Simion (Dascalul), der sich aber im wesentlichen auf (deutlich erkennbare) Zusätze beschränkt zu haben scheint und Ureaches Quellen wohl nicht gekannt hat. Simion legt offenbar Gewicht darauf, seine eigenen Zutaten, die er für Verbesserungen gehalten haben wird, kenntlich zu machen; er zitiert den polnischen Chronisten Paschkowski und einen ungarischen Geschichtschreiber, den Pascu aber für eine Mystifikation hält, wie er denn Simion einen anmaßenden und lügenhaften Halbwisser, einen Kompilator ohne Wahrheitsdrang nennt. Diese Bearbeitung Ureaches durch Simion war 1670 schon in der Walachei bekannt und ist vor 1607 anzusetzen. Weitere Zusätze zu Ureaches Chronik kamen später noch hinzu (durch den Mönch Misail und den Logofaten Istratie), doch ist der Urtext inhaltlich aus 52 Hss. so ziemlich wieder herstellbar, weil Stil und Sprache den alten kernigen Verfasser vor den Fortsetzern auszeichnet. Für uns Philologen hat die Chronik Ureaches noch einen weiteren Wert als altes Denkmal der rumänischen Sprache, wenngleich es, auch in seinem Gewande, nicht unverändert überliefert worden ist. Während Giurescu, dem wesentlich um den Inhalt zu tun war, den er zugänglicher machen wollte, die Sprache modernisiert hat, glaubte Popovici in seiner kritischen Ausgabe das alte Kleid wiederherzustellen, was Pascu als Archaïsierung ablehnt. Die späten Hss. böten dafür keine sichere Grundlage. Pascu geht auf einige dieser Züge S. 41 näher ein.

Ureache ist schon früh in seiner Bedeutung erkannt und gewürdigt worden. Im 18. Jh. entstanden nicht nur die uns erhaltenen Abschriften, sondern auch eine griechische und danach eine französische Übersetzung (1741), während die deutschen Historiker Schölzer und Engel eine lateinische Übertragung benutzten. Miron Costin (geb. 1633) setzte Ureaches Werk fort und führte die Geschichte des moldauischen Fürstentums bis zum Jahre 1662. Aus diesen beiden alten Chroniken schöpfen alle späteren Werke. Es sind Geschichtsquellen ersten Ranges für die Rumänen.

Frankfurt a. M. M. Friedwagner.

Verzeichnis der eingelaufenen Druckschriften.

Allgemeines.

Catalogus codicum manu scriptorum bibliothecae Monacensis. Tomi V pars I codices germanicos complectens. Editio altera. Monachu, 1920. Libraria Palmiana. 381 S.

Zeitschrift für österreichische Volkskunde. Organ des Vereins f. österr. Volkskunde in Wien. XXIII, 5/6, Febr. 1918 [L. v. Führer, Bilder aus Sekulas, Velika, Plav und Gusinje. — R. Kühnelt, Das Weib in Montenegro. — A. Dachler, Alte deutsche Siedlungen im nordöstlichen Italien. — Kl. Mitteilungen. A. Webinger, Die Leovent ('Lorwand'). — M. Metzler, Sagen aus dem Außerfern. M. Metzler, Tiroler Speisezettel aus der ersten Hälfte des 19. Jh. — A. Dachler, Das Wort Stock. III. Ethnographische Chronik aus Österreich. IV. Literatur d. österr. Volkskunde. J. Blau, Aus A. Stifters Heimat. — J. Blau, Das Bodenseebuch 1917. — O. v. Hovorka, W. Ahrens, Studien über die mag. Quadrate der Araber]. 1/3. April 1918 [E. Goldstern, Beiträge zur Volkskunde des Lammertales mit besonderer Berücksichtigung von Abtenau (Tännengau). Mit 27 Abb. — R. Pipick, Polnische Volksmärchen. — II. Kl. Mitteilungen. H. Ankert, Gewitterglöckchen, Gewitterkerzen; zwei alte Sprüche; die Schutzengel; das Kartoffellied. — Robert Blum. — W. Kriechbaum, Die Braunauer Liederhandschriftbücher. — L. v. Führer, Die Montenegriner als Jäger und Fischer. — A. Schmidt, Sagen aus Johnsbach. III. Ethnographische Chronik aus Österreich. IV. Literatur d. österr. Volkskunde. 1. Besprechungen: 1. K. Sapper, Österreich-Ungarn: Land, Völker und Staat. 2 M. Arnaudoff, Die bulgarischen Festbräuche. — 3. M. Haberlandt: John Meier, Volksliedstudien. — 4. Tiroler Nagelen. Erzählung von Klara Pölt-Nordheim. — 5. R. Trebitsch, 'Spiegelzauber' von Geza Roheim. — 6. Das Königreich Polen vor dem Kriege 1815—1914, hg. von L. Cwiklinski. — 7. E. Oberhummer, Die Türken und das osmanische Reich. V. Mitteilungen a. d. Verein und dem k. k. Kaiser-Karl-Museum f. österr. Volkskunde]. 4. Heft, Sept. 1918 [E. Schneeweiß. Volksnahrung im Plivatal (Bosnien). — II. Kl. Mitteilungen. K. Mautner, Der Volksliederreichtum der Monarchie. — A. Schmidt, Sagen aus Johnsbach. — H. Ankert. Volkskundliches aus Böhmen. — A. Dachler, Der Hahnenschlag. III. Th. Haas, Das slowakische Museum in Ung.-Hradisch. IV. M. Haberlandt, Neue Bilderbogen und Soldatenlieder. — Teuerungs- und Notzeiten der Vergangenheit. V. Vereinsmitteilungen]. 5/6, Febr. 1919 [A. Hredegh, Religiöse Primitiverscheinungen im oberen Schwarzatal, Bezirk Wr. Neustadt, Niederösterreich. — W. Tschinkel, Sagen aus der Sprachinsel Gottschee. — II. H. Ankert, Menschenblut als Medizin. — Ein Spottlied auf Friedrich II. von Preußen. — H. Ankert, Die 'goldene Stunde' im Leipaer Bezirk. — E. Neweklowsky, Opankenerzeugung in der Herzegowina. III. Ethnograph. Chronik. IV. Literatur d. österr. Volkskunde. J. Blau, Böhmerwälder Hausindustrie und Volkskunst II. Teil. Mit Lichtbildern und Zeichnungen. — M. Haberlandt, Die nationale Kultur der österr. Volksstämme. — Ed. Hahn, Festschrift. — A. Konturner und M. Prunnbader, Alte Lieder. — N. L. Československého: Bd. I. Die mährische Slowakei. — M. Lambertz, Die Volkspoesie der Albaner. — L. Forstner, Studien über Albanien und Mazedonien. W. N. Statarski u. Stantcheff, Geschichte der Bulgaren. I./II. Teil. V. Vereinsmitteilungen]. XXV, 1/3, April 1919 [V. Geramb u. V. Zack, Das Steyrer Kripperl. Mit 9 Textabb. u. 20 Notenbeisp. — Kl. Mitteilungen. E. Weinkopf, Volkstümliche Pflanzenbenennung im n.-ö. Waldviertel. — L. Führer,

Die Bevölkerung Montenegros. — W. Tschinkel, Schimpf- und Spottnamen im Gottscheer Volksmunde. — E. Neweklowsky, Die Montenegriner als Jäger und Fischer. Mit 2 Abbild. — G. Gugenbauer, Wandern und Skizzieren. III Volkskundl. Literatur. A. Hauffen, Geschichte des deutschen Michel. — K. Reiterer, Altsteirisches. — A. Dopsch, Wirtschaftliche und soziale Grundlagen der europäischen Kulturentwicklung aus der Zeit von Cäsar bis auf Karl den Großen. I. — L. Radermacher, Beiträge zur Volkskunde aus dem Gebiete der Antike. — Krische, Heimat! — Volkskundl Bibliographie f. d. Jahr 1917, hg. von E. Hoffmann-Krayer. — H. Schwab, Das Schweizer Haus, sein Ursprung und seine konstruktive Entwicklung. — Br. Schmidt, Das sächsische Bauernhaus und seine Dorfgenossen. — W. Jännecke, Das rumänische Bauern- und Bojarenhaus. — G. Kyrle, Siedlungs- und Volkskundliches aus der wolhyn. Poljesie. V. Vereinsmitteilungen].

Kosinna, Gustaf, Das siegreiche Vordringen meiner wissenschaftlichen Anschauungen als Ergebnis meiner wissenschaftlichen Methode. Leipzig, Kabitsch, 1921. (Mannus 1921 S. 396 bis 404.)

Farnell, L. R., The value and the methods of mythologic study (Proc. British Acad. IX). London, Milford 15 S. [Dieser Vortrag kritisiert die Art der Mythen- und Sagendeutung; er warnt vor den Gefahren der vergleichenden Methode und der Annahme von Naturgottheiten in den Volkshelden, die er vielmehr für geschichtlich zu halten neigt. Den Anglisten besonders geht nur wenig in den Beispielen an: die Geschichte König Lears kam vor einigen zwanzig Jahren in Südfrankreich wirklich vor. Wie falsch die Meinung ist, mündliche Volksüberlieferung einer Geschichte sei nur möglich, wenn diese auf eine der Verbreitung günstige Kulturumgebung stoße, beweist der erst im 18. Jh. in England eingeführte Gestiefelte Kater, der doch dessen damaliger Kulturumgebung gar nicht entsprach. — Die Beispiele sind fast alle Hellas entnommen; das Problem aber betrifft jede Altertums-, Literatur- und Volkskunde. F. Liebermann.]

Cooper, Lane, Greek culture. (Encyclopaedia Americana 1919.) 16 S. [Größer noch als die Leistungen der Griechen sowohl in der Zeit des Homer als des Perikles waren die Männer, die sie vollführten. Würdig, um geschildert zu werden von Aristoteles in der Nikomacheischen Ethik. Die Dramatiker werden als Beispiele vorgeführt. Aber der typische Grieche hatte seine Beschränkung: Liebesauffassung und Sklaverei. 'The Greeks did not in the main identify divine providence with divine good will: the mediæval doctrine of the gentle heart, from which our modern conception of lady and gentleman are mainly derived, was neither Greek nor Roman. — If we regard the Renaissance as extending to our own day we find a better understanding and assimilation of Hellenism, until in poets like Shelley and Goethe we discover an approximation to the Greek spirit almost as close as that achieved by the Roman Cicero, Virgil and Horace. But for Greece, Rome ... would have spread no illumination with her arms.' Christliche Liturgie, Hymnologie, Intelligenzkultur überhaupt stammt wesentlich aus griechischer Quelle. Mit Recht bezeichne Shelley die Künste als Erbnachlaß der Griechen. Das hebräische Element sei aber in der Ausdeutung des griechischen Logos nicht zu unterschätzen: die beiden zusammen 'führen uns zu der mittelalterlichen Quelle aller modernen Gesittung'. — Ein bemerkenswerter Spiegel amerikanischer Auffassung.]

Hilka, Alfons, Eine bisher unbekannte lateinische Übersetzung der griechischen Version des Kalilabuchs. (Sonderabdruck a. d. 95. Jahresbericht der Schles. Gesellschaft f. vaterländ. Kultur. Sektion f. neuere Philologie 8. Nov. 1917.) Breslau, Aderholz, 1917. 10 S.

Seidel, A., Sprachlaut und Schrift (A. Hartlebens Bibliothek der Sprachenkunde, 130. Teil). Eine allg. Einführung in die Physiologie, Biologie und Geschichte der Sprachlaute und der Schrift nebst Vorschlägen für eine Reform

der Rechtschreibung und ein allgemeines linguistisches Alphabet. Wien und Leipzig, A. Hartleben. 178 S. M. 10 u. 20% Teuerungszuschlag.

Führende Männer über die Aufgabe unserer höheren Schulen, hg. von Hans Lamer. Leipzig, Quelle, 1921. 108 S. [Begrüßungsschrift für den Oberlehrertag in Jena. Staatsmänner eröffnen den Reigen: Fehrenbach, Haber und Schnee, der natürlich an das Verständnis unseres Volkes für koloniale Dinge denkt. Unter den Philosophen sprechen Barth für Idealismus und wirtschaftliche Wiederherstellung, Troeltsch, der 'starke Konzentration und Vereinfachung der Bildungsmittel und Anregung der eigenen Verstandesarbeit verlangt, und Vaihinger — gegen Halbbildung und Schnellbildung. L. Brentano an der Spitze der Juristen und Nationalökonomen will die Politik der Gewalt durch die des Rechts ersetzen und durch die Universitäten unser Volk dazu befähigen; Büchern scheut am meisten die unzulängliche Vorbildung, Hettner die rauhen Eingriffe in die Weiterentwicklnng der charakterbildenden Schule; H. Schumacher wünscht, daß der Schüler lerne, geistig zu arbeiten und sich auf den gesamten Bereich der geistigen und wirtschaftlichen Kultur vorbereite, wozu eine einzige Anstalt nicht mehr ausreicht: volkswirtschaftliches Denken in unserem Volke zu heben, aber nicht durch Einführung von Volkswirtschaft als Schulgegenstand, sondern durch eine gründliche Allgemeinbildung, zu der die Kenntnis der englischen Sprache unerläßlich ist und auch die der Geographie gehört; Zorn bleibt dagegen bei den alten Sprachen. Unter den Philologen ergreifen das Wort Immisch, v. Wilamowitz, Norden, Roethe, Brandl; unter den Historikern V. Below und Brandi; unter den Naturforschern Lubosch, Reinke, Walther und Klein; unter den Technikern Mathesius und Miethe; endlich sprechen sich in recht interessanter Weise aus die Bank- und Industrieherren Duisberg, Lippmann, v. Pechmann, Rathenau und ein Ungenannter. Den Beschluß machen die Künstler Kalckreuth, Kreis und F. Schumacher. Ein Nachwort stellt fest, daß bei aller Mannigfaltigkeit im einzelnen doch eine bemerkenswerte Übereinstimmung herrscht in bezug auf die organische Weiterbildung des Gymnasiums, und daß neben dem Wunsche nach Vertiefung einige ernsthafte Stimmen für eine kosmopolitische Verbreiterung erklingen, damit neues, frisches Leben zu seinem Rechte komme.]

Brückner, A., Polnisch für Schule, Beruf und Reise. (Teubners kleine Sprachbücher VIII.) Leipzig, B. G. Teubner, 1921. 212 S. Kart. M. 7 u. 100%.

Lane, Adolf, Lehrbuch der polnischen Sprache zur ersten Einführung mit besonderer Berücksichtigung der Sprache des täglichen Lebens. Polnische Lesestücke mit einem Wörterverzeichnis, Übungsaufgaben und Gesprächsanleitung. Berlin, Vereinigung wiss. Verleger, de Gruyter, 1920. 80 S. nur broschiert M. 8.

Switalski, M., Polnischer Sprachführer. Leipzig, A. Neumann (F. Lucas), 1920. 132 S. geb. M. 9.

Friedrichs, Ernst, Russischer Sprachführer. Kurzer Lehrgang der Umgangs- und Geschäftssprache. Leipzig, A. Neumann, 1920. 248 S. geb M. 12.

Friedrichs, Ernst, Russische Literaturgeschichte. Gotha, F. A. Perthes, 1921. 152 S. M. 12.

Zachariae, Theodor, Kleine Schriften zur indischen Philologie, zur vergleichenden Literaturgeschichte, zur vergleichenden Volkskunde. Bonn und Leipzig, Kurt Schroeder, 1920. M 35 [Enthält u. a. folgende Abhandlungen: Zu Goethes Parialegende. — Die Parialegende bei B. Ziegenbalg. — Zum Doktor Allwissend. — Die indische Erzählung vom Zwiebeldieb. Zum Schwank vom zögernden Dieb. — Die Quelle des Gedichtes 'Botenart' von A. Grün. — Aufführung von Jesuitendramen in Indien. — Und wenn der Himmel wär Papier. — Ein Salomonisches Urteil: Gesta Romanorum no. 196].

Ungarische Jahrbücher, hg. v. Robert Gragger. I, 1, Febr. 1921 [R. Gragger, Unser Arbeitsplan. — L. v. Buday, Die Bevölkerungsbewegung in Ungarn. —

J. R. Thim, Die Gründungsversuche Jugoslawiens 1848/49. — A. v. Fuchs, Skizze des ungarischen Bankwesens. — E. von Viczián, Die Wasserkraft der Donau. — E. von Kvassay, Die Donau vom Standpunkt der Schiffahrt. — Kl. Mitteilungen: Das ungarische Institut an der Universität Berlin. Die Gesellschaft der Freunde des ungarischen Instituts. Bibliographie.]

Neuere Sprachen.

Die neueren Sprachen, hg. von W. Küchler und Th. Zeiger. XXVIII 7/8, Oktober—November 1920 [R. Schiedermair, Neusprachlicher Unterricht und nationale Erziehung. — A. Nehring, Sprachgeist und Volksgeist. — W. Mulertt, François Villons Fortleben in Wissenschaft und Dichtung. — Vermischtes. — Anzeiger]. XXVIII 9 10, Dezember—März 1921 [E. Wechssler, Der Neuphilologe und die jüngste Literatur. — V. Klemperer, Gang und Wesen der französischen Literatur. — W. Schirmer, Strömungen in der neuesten englischen Literatur. — Vermischtes. — Anzeiger]. XXIX 1/2, April—Mai 1921 [Eva Seifert, Heinrich Morf †. — Eug. Lerch, Die 'halbe' Negation. — Vermischtes. — Anzeiger].

Literaturblatt für germanische und romanische Philologie, XLI, 9/10, Sept. bis Okt. 1920 [Lerch: Klemperer, Zum Verhältnis von Sprachwissenschaft und Völkerpsychologie. — Sperber: Brondal, Substrater og laan i Romansk og Germansk. — Golther: Koch, Deutsche Vergangenheit in deutscher Dichtung. — Golther: Hermann, Glaube und Brauch der alten Deutschen im Unterricht. — Cramer: Schnetz, Die rechtsrheinischen Alemannenorte des Geographen von Ravenna. — Cramer: Schnetz, Herkunft des Namens Würzburg. — Götze: Walther, Luthers deutsche Bibel. — Berendsohn: Kleineibst, Lichtenberg in seiner Stellung zur deutschen Literatur. — Voßler: Croce, Goethe. — v. Grolman: Michael, Die Anfänge der Theaterkritik in Deutschland. — Molz: Blau, Böhmerwälder Hausindustrie und Volkskunst. — Lion: Wirth, Synonyme, Nomonyme, Redensarten usw. der deutsch-niederländischen Sprache. — Binz: Schücking, Kleines angelsächsisches Dichterbuch. — Binz: Beowulf, hg. von F. Holthausen. 4. Aufl. — v. Wurzbach: Plate, Voltaire als Epentheoretiker und Dichter der Henriade. — Großhäuser: Heege, Die optischen und akustischen Sinnesdaten in Bernardin de Saint-Pierres 'Paul et Virginie' und Chateaubriands 'Atala'. — Streuber: Burkhardt, Paul Hervieu als Romancier und als Dramatiker. — Spitzer: Hunger, Argot, Soldatenausdrücke ... der franz. Sprache. — Lewent: Kolsen, Dichtungen der Trobadors, 3. Heft. — Schuchardt: Dalgado, Contribuiçoes para a lexicologia luso-oriental. — Schuchardt: Dalgado, Gonçalves Viana e a lexicologia portuguesa de origem asiatico-africana. — Schuchardt: Dalgado, Dialecto indo-português de Negapatao. — Schuchardt: Dalgado, Glossario Luso asiatico]. 11/12, Nov.-Dez. 1920 [Karstien: Lindqvist, urg. dagan-, daga- in Wörtern des Typus ahd. sichtaga, mnd. rîkedage, an. skildagi, mhd. irretac. — Götze: Hessel, Altdeutsche Frauennamen. — Götze: Bardo, Deutsche Gebete. — Naumann: Stendal, Die Heimathymnen der preußischen Provinzen. — Streuber: Brocks, Klopstocks Silbermaße des 'gleichen Verses'. — Schott: K. Glossys Kleinere Schriften, hg. von seinen Freunden. — Sulger-Gebing: Brecht, C. F. Meyer und das Kunstwerk seiner Gedichtsammlung. — Golther: de Boor, Die färöischen Lieder des Nibelungenzyklus. — Binz: Kock, Jubilee jaunts and jottings. — Koch: ten Brink, Chaucers Sprache und Verskunst. 3. Aufl., bearb. von Ed. Eckhardt. — Kohlund: Naujocks, Gestaltung und Auffassung des Todes bei Shakespeare. — Spitzer: Gilliéron, Etude sur la défectivité des verbes: la faillite de l'étymologie phonétique. — Lerch: v. Ettmayer, Der Rosenroman. — Lerch: Winkler, Das Rolandslied. — Streuber: Wieser, Deutsche und romanische Religiosität. Fénelon, seine Quellen und seine Wirkungen. — Wagner: Aug. Boullier, I canti popolari della Sardegna. — Wagner: Raffa Garzia, Mutettus cagliaritani. — Hämel: Pfandl, Graf Schallenberg

als Sammler spanischer Dramen. — Ehrismann: Heinichens lateinisch-deutsches Schulwörterbuch. Neubearbeitung. 9. Aufl. — Jordan: Forchhammer, Systematik der Sprachlaute als Grundlage eines Weltalphabets] XLII, 1/2, Jan —Febr. 1921 [Wurzbach: Busse, Das Drama, Band I—III. — Sulger-Gebing: Scherrer, Kampf und Krieg im deutschen Drama von Gottsched bis Kleist. — Götze: Theophrast von Hohenheim genannt Paracelsus, Zehn theologische Abhandlungen, hg v. W. Matthiesen. — Götze: Törnvall, Die beiden ältesten Drucke von Grimmelshausens 'Simplizissimus'. — Wocke: Luthers Briefe, hg. v. R. Buchwald. — Zimmermann: Suchier, Die Mitglieder der deutschen Gesellschaft zu Göttingen. — Streuber: Schön, Geschichte der fränkischen Mundartdichtung. — Ochs: Dreher, Mundart von Liggersdorf. — Ackermann: Schücking, Die Charakterprobleme bei Shakespeare. — Ackermann: Richter, Geschichte der engl Romantik II, 1. — Spitzer: Pauli, Enfant, garçon, fille dans les langues romanes. — Herzog: Voßler, Frankreichs Kultur im Spiegel seiner Sprachentwicklung. — Herzog: Spitzer, Besprechung von Voßler, Frankreichs Kultur in Zs. f. frz. Spr. u. Lit. XLII, 2. — Herzog: Spitzer, Über einige Wörter der Liebessprache. — Lerch: Franz, Zur gallo-romanischen Syntax. — Meyer-Lübke: Rohlfs, Ager, area, atrium. Eine Studie zur romanischen Wortgeschichte. — Pfandl: Foulché-Delbosc et Barrau-Dihigo, Manuel de l'hispanisant.]. 3/4, March-April [Spitzer: Voßler, Sprache und Religion. — Spitzer: Mieses, Die Entstehungsursache der jüdischen Dialekte. — Helm: Baesecke, Deutsche Philologie. — Streuber: Schönfelder, Kniebe u. Müller, Lesebuch zur Einführung in die ältere deutsche Dichtung. — Schoppe: Götze, Frühnhd. Lesebuch. — Haupt: Mitteilungen a. d. Kgl. Bibliothek III. — Behaghel: Wasserzieher, Leben und Weben der Sprache. — Wocke: Götze, Anfänge einer mathematischen Fachsprache in Keplers Deutsch. — Stammler: Behrend, Der Tunnel über der Spree. — v. Grolman: Leitzmann, Die Quellen zu G. Kellers Legenden. — Fischer: Aman-Nilsson, Lord Byron och det sekelgamla förtalet. — Fischer: Aman-Nilsson, Lord Byrons brev och dagböker. — Fischer: Korten, Thomas Hardy's Napoleondichtung 'The dynasts'. — Hilka: Ulrix, Les chansons du trouvère artésien Adam de Givenchi. — Lerch: Küchler, Aufätze über Renan. — v. Wartburg: Gauchat et Jeanjaquet, Bibliographie linguistique de la Suisse romande. II. — Wiese: Lorenzetti, La bellezza e l'amore nei trattati del cinquecento. — Wiese: Lazzari, Un' orazione di Lodovico Carbono a Firenze. — Wiese: Lazzari, Il Barco di L. Carbone. — A. Hämel-Stier: Lothar, Die Seele Spaniens. — v. Planta: Jud, Zur Geschichte der bündner-romanischen Kirchensprache. — Meyer-Lübke: Weigand, 21.-25. Jahresbericht des Instituts für rumänische Sprache in Leipzig. — Schürr: Gamillscheg, Oltenische Mundarten]. 5/6, May—Juni [Behaghel: Szadrowsky, Nomina agentis des Schweizerdeutschen in ihrer Bedeutungsentfaltung. — Streuber: Suchier, C. P. Hoester. Ein deutscher kaiserlich gekrönter Dichter des 18. Jh.s. — Wocke: Wiegand, Adolf-Frey-Buch. — Fränkel: Frey, Schweizer Dichter. — Körner: Kalbeck, Paul Heyse und G. Keller im Briefwechsel. — Lion: Koenen, Verklarend hand woordenboek der Nederlandsche taal. — Binz: Björkman, Studien über die Eigennamen im Beowulf — Fischer: Mutschmann, Der andere Milton. — Fischer: Mutschmann, Milton und das Licht. Die Geschichte einer Seelenerkrankung. — Spitzer: Wahlgren, Etude sur les actions analogiques réciproques du parfait et du participe passé dans les langues romanes. — Lerch: Schultz-Gora, Zwei afr. Dichtungen, 4. Aufl. — Hilka: Vising, Deux poèmes de Nicholas Bozon. — Glaser: Eckhardt, Remy Belleau, Sa vie — sa 'bergerie'. — Voßler: Croce, La letteratura della nuova Italia. — Spitzer: Barnils, Fossils de la lengua. — Wagner: v. Wartburg, Zur Stellung der Bergeller Mundart zwischen dem Rätischen und dem Lombardischen].

Modern language notes, XXXV, 7, Nov. 1920 [G. L. Hamilton, The sources of the 'Fates of the apostles' and 'Andreas'. — J. E. Gillet: Was Secchi's

'Gl'Inganni' performed before Philip of Spain? — H. E Joyce, Mrs. Browning's contributions to American periodicals. — W. Kurrelmeyer, German lexicography, III. — S. T. Williams, Richard Cumberland's 'West Indian'. — H. Patch: S. Moore, Historical outlines of English phonology and Middle English grammar. — T F. Crane: J. Bolte und G. Polívka, Anmerkungen zu den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm, 3. Bd. — W. S. Hendrix: J. Pittaro, A Spanish reader. — A. H. Gilbert: Ch. H. Whitman, A subject-index to the poems of Edmund Spenser. — S. C. Chew: H. F. Jones, Samuel Butler, author of 'Erewhon'. A memoir]. 8, Dec. [C. Pitollet: La chanson provençale du pèlerin de Saint-Roch. — G. McKnight, Ballad and dance. — H. Glicksman: A legal aspect of Browning's 'The ring and the book'. — C. Brown, Mulier est hominis confusio. — E. Armstrong, L. Foulet, Petite syntaxe de l'ancien français. — W. Kurrelmeyer: L. van Tuyl Simmons, Goethe's lyric poems in English translation prior to 1860. — K. Young: C. Brown, The Stonyhurst pageants. — P. Long: A. Gough, Edm. Spenser: *The faery queene*, Book V]. — XXXVI, 1, Jan 1921 [J. A. Falconer, The sources of 'A tale of two cities'. — G. Chinard, Les sources d'un poème de Leconte de Lisle. — J. Crawford, A note on the 'Comedia calamita' of Torres Naharro. — E. Thompson, Milton's part in 'Theatrum poetarum'. — R. McEntcheon, A note on 'cant'. — A O. Lovejoy, 'Pride' in 18th century thought. — L Cons: R. Holbrook, Etude sur Patholin. — H. E. Smith: J. Mason, Pierre Loti, *Pêcheur d'Islande*. — W. Scheifley: F. Chandler, The contemporary drama of France. — P. Pope: W. Küchler, R. Rolland, H. Barbusse, Fritz von Unruh. Vier Vorträge]. 2, Febr. [J. B. Wharey, Bunyan's 'Mr. Badman'. — K. Hayens, Schiller's 'Jungfrau von Orleans' and the historic maid of Orleans. — A. Thaler, Was Richard Brown an actor? — G. van Roosbroeck, The source of De Sallebray's 'Amante ennemie'. — J Tatlock, Chaucer's 'Elcanor'. — C. Lancaster: G. Lanson, Esquisse d'une histoire de la tragédie française. — J. Steadman: Sir Israel Gollancz, A good short debate between winner and waster. — E. Sirich: P. Fay, The use of tu and vous in Molière. — O. Coad: W. Nicholson, Anthony Aston, Stroller and adventurer]. 3, March 1921 [J. Beatty: Garrick, Colman, and 'the clandestine marriage'. — A. Sloan, Juan de Luna's 'Lazarillo' and the French translation of 1660. — R. Phelps, The riming clue in Dante. — J. Draper, Queen Anne's act: a note on English copyright. — Mustard, Notes on Ben Jonson's 'Catiline'. — E. Kuhl, Chaucer and the 'fowle Ok'. — S Williams, The early sentimental dramas of Richard Cumberland. — J. Gerig: J. Roger Charbonnel, La pensée italienne au 16e siècle et le courant libertin. — T. M. Campbell: A. Janßen, Die Frauen rings um Friedrich Hebbel. Neue Materialien zu ihrer Erkenntnis. — G. Frank: K. Young, Ordo Rachelis]. 4, April [G. Frank, Critical notes on the 'Palatine passion'. — A. R. Hohlfeld, The poems in Carlyle's translation of 'Wilhelm Meister'. — O. F. Emerson, Two notes on 'Sir Gawain' and the green knight. — L J. Davidson, Forerunners of Goldsmith's 'The citizen of the world'. — E. Goddard, Color in Lamartine's 'Jocelyn'. — A Schaffer, The sources of Théodore de Banville's 'Gringoire'. — G. Hamilton: G. H. Gerould, Saints' legends. — F. Schoenemann: K Hayens, Th. Fontane, A critical study. — A. Schinz: S. G. Patterson, L'état de guerre and Projet de paix perpétuelle; two essays by J. J. Rousseau]. 5, May 1921 [F. Guyer, 'C'est nous qui sommes les anciens'. — J. Haraszti, En glanant chez la Fontaine. — W. Curry, Two notes on Chaucer. — E. Morley, J. Warton's criticism of Pope. — J. Jordan, Davenport's 'The city nightcap' and Greene's 'Philomela'. — E. C. Hills: M. A. Buchanan and B Franzen-Swedelius, Lope de Vega, Amar sin saber a quién. — R. Bowen: A. Riddell; Flaubert and Maupassant; A literary relationship. — H Patch: R. Withington, English pageantry, an historical outline. Volume II. — H. M. Belden: H. Rollins, Old English ballads, 1553—1625].

Publications of the Modern Language Association of America, XXXV, 4,

Dez. 1920 [W. W. Lawrence, The wager in Cymbeline. — E. C. Knowlton, The novelty of Wordworth's 'Michael' as a pastoral. — A. F. White, J. Crowne and America. — G. Frank, The 'Palatine passion' and the development of the passion play]. XXXVI, 1, March 1921 [C. A Moore, The conclusion of 'Paradise lost'. — A. Taylor, The devil and the advocate — W. Graham, The politics of the greater romantic poets. — S. Moore, Grammatical and natural gender in Middle English. — M. H. Shackford, 'The eve of St. Agnes' and 'The mysteries of Udolpho'].

Schweizerisches Archiv für Volkskunde, XXI, 4, 1917 [W. Deonna, Survivances ornementales dans le mobilier suisse. — S. Meier, Volkskundliches aus dem Frei- und Kelleramt. — F. D. Kyd. Sagen aus der Innerschweiz. — J. Roux, Notes de folklore. — A. Zindel-Kressig, Benediktionen mit dem St.-Magnus-Stab. — D. Imesch, Das sog. Sieben-Zendenlied von Wal'is. — D Imesch, Sprüche auf die Fastnacht und die Fastnachtsbräuche im Wallis. — E. A. Geßler, Kriegsaberglaube in alter Zeit. — S. Singer, Alte schweizerische Sprichwörter]. XXII, 1/2, 1918 [L. Rütimeyer, Weitere Beiträge zur schweizerischen Ur-Ethnographie aus den Kantonen Wallis, Graubünden und Tessin. Dazu Anhang: F. Fankhauser, Zu tessinisch *torba* 'Speicher'. — A. Rossat, Les 'fôles > VIII'. — S. Meyer, Volkskundliches aus dem Frei- und Kelleramt. — E. Hoffmann-Krayer, Volkstümliches aus Jer. Gotthelf. — S. Singer, Karl unter den Weibern. — S Singer, Bergspiegel. — E. Hoffmann-Krayer, Zur Sitte der Kiltsprüche. — G. Küffer, Erzählungen vom Lugitrittli. — E. Hoffmann-Krayer: G Anastasi, Tessiner Leben; H. Marzell, Volkstümliche Pflanzennamen aus dem bayr. Schwaben; O. Meisinger, Volkslieder aus dem bad. Oberlande; M. Eberle, Die Bacqueville-Legende; P. Thomsen, Palästina u. s. Kultur]. 3, 1919 [G. A. Wehrli, Die Schwitzstübli des Zürcher Oberlandes. — Th. Delachaux, Le tavillon et son emploi décoratif dans l'architecture du pays d'Enhaut. — S. Meier, Volkskundliches aus dem Frei- und Kelleramt. — O. Ringholz, Die Einsiedler-Wallfahrts-Andenken einst und jetzt. — S. Schlatter, Ein Aufrichtspruch vom Jahre 1767. — A. Fluri, Altbernische Spiele. — E. Hoffmann-Krayer, Volkstümliches aus Jer. Gotthelf. — R His, Zu 'Bauer, hast du Geld'. — A. Stückelberg, Das Glockenwunder. — A. Stückelberg, Der 'Geruch' der Heiligkeit. — F. Rintelen: F Chiesa, Die künstlerische Betätigung des Tessiner Volkes und ihr geschichtlicher Wert. — E. Hoffmann-Krayer: H. Schwab, Das Schweizerhaus, sein Ursprung und seine konstruktive Entwicklung. — A. de Cock, Natuurverklarende sprookjes. — G Steinmann, Die Eiszeit und der vorgeschichtliche Mensch]. 4 [H. Mercier, Sobriquets nationaux et internationaux. — E. Tappolet, La survivance de 'Diana' dans les patois romands. — O. Ringholz, Die Einsiedler-Wallfahrts-Andenken einst und jetzt (Schluß). — E. Hoffmann Krayer, Volkstümliches aus J. Gotthelf. — O. Ringholz, St.-Huberti-Schlüssel in Einsiedeln. — C. Helbling, Ein Rapperswiler Luxusmandat von 1717. — J. Roux, Notes de folklore de la Suisse romande I. — J Roux: P. Saintyves, Les liturgies populaires, rondes enfantines et quêtes saisonnières. — E. Hoffmann-Krayer: W. Keller, Die schönsten Novellen der ital. Renaissance. — O. Böckel, Die deutsche Volkssage]. XXIII, 1, 1920 [R. Marti-Wehren, Hausinschriften aus Saanen (Kt. Bern). — K. Ziekendraht, Das Johannesevangelium im Volksglauben und Volksbrauch. — S. Meier, Volkskundliches aus dem Frei- und Kelleramt. — J. Heierli, Zu Meiers Volkskundlichem aus dem Frei- und Kelleramt. — J. Bolte, Die abgerissene Kette. — E. Hoffmann-Krayer, Volkstümliches aus Jer. Gotthelf. XIII. — O. Waser: L. Radermacher, Beiträge zur Volkskunde aus dem Gebiet der Antike. — G. Esnault, Le poilu tel qu'il se parle. — H. Hartmann, Berner Oberland in Sage und Geschichte. — O. Dähnhardt, Naturgeschichtliche Volksmärchen. Deutsches Märchenbuch. — E. Devrient, Familienforschung. — E. Schneider, Hessisches Sagenbuch für Schule und Haus. — K. Beth, Religion und Magie bei den Naturvölkern]. 2, 1921

[H. Schwab, Volkskunde und Hausforschung. — A. Borioti, Note folkloriche onsernonesi. — P. Geiger, Die Flurnamen der Gemeinde Eschlikon (Thurgau). — S. Meier, Volkskundliches aus dem Frei- und Kelleramt].

Journal of English and Germanic philology, XIX, 4, Oct. 1920 [H. J. Hanna, Siegfried-Arminius. — E. W. Burrill, Heredity as fate in Greek and Elizabethan drama. — W. Kurrelmeyer, Etymological notes. — R. F. Seybolt, Burkhard Zink. — Th. Geißendoerfer, Die Bedeutung der Episode in Hebbels Dramen. — A. D. Synder, Paradox and antithesis in Stevenson's essays. — Reviews. J. Wiehr, Fr. Neumanns 'Geschichte des nhd. Reimes von Opitz bis Wieland'. — F. B. Synder, H. Hechts 'Robert Burns, Leben und Wirken'. — H. Larsen, G. Schüttes 'Vor mytiske Kongerackke'. — G. O. Curme, H. Pauls 'Deutsche Grammatik'. — E. E. Leisy, W. C. Bronson's 'A short history of American literature' and P. H. Boynton's 'A history of American literature'. — E. C. Knowlton, Caroline Goad's 'Horace in English literature of the 18th century' and M. R. Thayer's 'The influence of Horace on the chief English poets of the 19th century'. — R. L. Ramsay: G. Summey, Jr.'s 'Modern punctuation: its utilities and conventions. — M. J. Kudwin, M. J. Olgin's 'A guide to Russian literature'].

Studies in philology, XVII, 4, Oct. 1920 [G. H. Harrer and J. S. Moffatt jr., A 13th century fragment of Justinian's digest. — B. L. Ullman, The present status of the Saturn question. — J. C. Rolfe, Marginalia. — G. Howe, An applied literature. — E. Greenlaw, Spenser and Lucretius]. — XVIII, 1, Jan. 1921 [R. Withington, Post-bellum giants. — H. C. Lancaster, Corneille's 'Illusion comique', Mahelot's 'Mémoire' and Rampalle's 'Bélinde'. — J. E. Wells, The story of Wordsworth's 'Cintra']. 2, April [17th century studies. M. W Croll, Attic prose in the 17th century. — H. D. Gray, Some indications that 'The tempest' was revised. — Th. S. Graves, Notes on puritanism and the stage. — E. N. S. Thompson, Mysticism in 17th century English literature. — J. H. Hauford, Milton and the art of war]. 6, Oct. [M. Schütze, The fundamental ideas in Herder's thought II. — F. A. Wood, Germanic w-gemination II. — H. J. Weigand, Heine's return to God. — S W. Cutting, A hitherto unpublished poem of Schiller]. 7, Nov. [H C. Lancaster, La Calprenède dramatist II. — G. W. v. Roosbroeck, Corneille's early friends and surroundings. — R. C. Williams, Epic unity as discussed by 16th century critics in Italy]. 8, Dec. [R. S. Forsythe, A Plautine source of 'The merry wives of Windsor'. — G. R. Havens, The Abbé Le Blanc and English literature. — T. P. Cross, 'The psalter of the pig', an Irish legend]. — 9, Jan. 1921 [W. F. Bryan, The Midland present plural indicative ending -e(n). — J. H. Hanford, The arrangement and dates of Milton's sonnets. — T. P. Cross, A Tennyson as a celticist. — Th. S. Graves, Some allusions to Richard Tarleton. — S. Moore, New life-records of Chaucer. Addendum]. 10, Febr. [A. R. Hohlfeld, Pact and wager in Goethe's Faust. — J W. Scholl, The cave scene in 'Die Familie Schroffenstein'. — F. Schoenemann, Friedr. Lienhards Literaturbetrachtung. — W. Kurrelmeyer: Niflaut, Iflant]. 11, March [J. E. Shaw, 'And the evening and the morning were one day'. — K Pietsch. The Madrid manuscript of the Spanish Grail fragments. II. — A. R. Nykl, Old Spanish Girgonça. — F. Cowper, The new manuscript of 'Ille and Galeron'].

Revue germanique, XI, 3, Juli—Sept. 1920 [A. Digeon, Autour de Fielding I. — J Dresch, Lettres inédites de Sophie Laroche. — H. Buriot-Darsiles, La poésie allemande. — H. Ruyssen, Revue du théâtre anglais]. 4, Okt.-Dez. [A Digeon, Autour de Fielding II. — R Lalou, Sur un passage d'Antoine et Cléopâtre. — L. Brun, Le théâtre allemand. — Fl. Delattre, La poésie anglaise]. XII, 1, Jan.-März 1921 [L. Mis, Les études sur Shakespeare, d Otto Ludwig (I). — J. Dresch, Lettres inédites de Sophie Laroche (suite et fin). — C. Pitollet, Préface d'une biographie de Gottfr. Kinkel. A. Fournier, Le roman allemand]. — 2, April—Juni 1921 [E. Seillière, Une correspondante

de Madame de Staël à Weimar, il y a cent ans, Sophie de Schardt. — C. Dauchin et C. Cestre, Le roman anglais et américain].

Neophilologus, Zesde Jaargang, 2. 1921 [M Boas, De raetoromaansche versie der '*Disticha Catonis*'. — W. van Eeden, De grote Óláfs saga Tryggvasonar en de Hallfredar-saga. — N. van Wijk, Zum slavischen Zeitwort: *chotěti*. — A. G. van Hamel: K. R Gallas, Over Ossian. — J. A. Frantzen, Ein spätes Zeugnis lat. Klerikerdichtung. — Buchbesprechungen. J Salverda de Grave: E. Tappolet, Die alemannischen Lehnwörter in den Mundarten der frz. Schweiz. J. Salverda de Grave: J. B Besançon et W. Struik, Précis historique et anthologie de la littérature française. — K. S. de Vogel: C. C. Marden, Libro de Apolonio, an old Spanish poem. I. Text and introduction.]

Germanisch-romanische Monatsschrift, VIII, 11/12, Nov.-Dez 1920 [O. Walzel, Künstlerische Absicht. — R. Blümel, Grammatische Kunstausdrücke im Verhältnis zu sprachlichen Erscheinungen. — H. Gefficken, Ästhetische Probleme bei Th. Fontane und im Naturalismus. — E. Richter, Henri Barbusse]. — IX, 1/2, Jan—Febr. 1921 [A. Zauner, Wilh. Meyer-Lübke. — W. v. Wartburg, Romanische Lexikographie seit 1912 — K Luick, Über die Betonung der frz Lehnwörter im Me. — H. Schröder, Hyperkorrekte (umgekehrte) Schreib- und Sprechformen, bes im Niederdeutschen. — A. Leitzmann, Heimat und Alter von Goethes angeblicher Josephdichtung. — A. Schirmer, Die deutsche Umgangssprache]. — 3/4, März—April 1921 [M. Wolff, Zum Wesen des Komischen. — K. Holl, Goethes Vollendung in ihrer Beziehung zu Byron und Carlyle. — H. Hecht, Shelley über politische Reformen I. — F. Schürr, Das Aufkommen der matière de Bretagne im Lichte der veränderten literarhistorischen Betrachtung. — C. Wesle, Die deutsche Soldatensprache im Kriege]. — 5/6, Mai—Juni [Ch Bühler, Die Typisierung in der Dichtung. — G. Neckel, Das Gedicht von Waltharius manu fortis I. — H. Hecht, Shelley über politische Reformen II. — M. Wolff, Italienische Komödiendichter V. — O. Cartellieri, Theaterspiele am Hofe Herzog Karls des Kühnen von Burgund. — E. Lerch, Nachruf für Heinrich Morf].

Bericht über die Verhandlungen der 17. Tagung des allgemeinen deutschen Neuphilologen-Verbandes in Halle vom 4. bis 6. Oktober 1920, hg. vom Vorstande des A. D. N.-Verbandes. Halle a. d. S., Max Niemeyer, 1921. 116 S.

Volkskundliche Bibliographie für das Jahr 1918. Im Auftrage des Verbandes Deutscher Vereine für Volkskunde hg. v. E. Hoffmann-Krayer. Berlin, Vereinigung wiss. Verleger, de Gruyter, 1920. 126 S. Geh. M. 20.

Panconcelli-Calzia, Experimentelle Phonetik. (Sammlung Göschen 844.) Mit 3 Figuren Berlin, de Gruyter u. Co., 1921. 135 S. M. 2.10 u. 100%.

Horn, Wilhelm, Sprachkörper und Sprachfunktion. (Palästra 135.) Berlin, Mayer & Müller, 1921. IV, 144 S. M. 18.

E Geißler, Rhetorik. Erster Teil: Richtlinien für die Kunst des Sprechens. 3. Aufl. (Aus Natur und Geisteswelt. 455. Band.) Leipzig, B. G. Teubner, 1921. 121 S. Kart. M. 2,80, geb. M. 3,50.

Arnold, Robert F., Die Kultur der Renaissance. Gesittung, Forschung, Dichtung. 3. Aufl. (Sammlung Göschen 189.) Berlin, Vereinigung wiss. Verleger, de Gruyter, 1920. 141 S.

Neue Opern- und Schauspielführer, Anleitungen zum Verständnis und Genuß neuzeitlicher Bühnenwerke. 21: F. Düsel, Schönherrs Kampf. 22: E. Delpy, Ibsens Peer Gynt. 26: Düsel, Rehfischs 'Chauffeur Martin'. — 28: R. Pirk, Hasenclevers 'Jenseits'. — 29: Pirk, 'Wildgans', 'Kain'. — 31: O. Brües, Francks Godiva. — 32: Pirk, Lauckners 'Wahnschaffe'. Themar i. Th., Adler, 1921.

Germanisch.

Buch, Rudolf, Der Name Germane. Akademie der Wissenschaften Wien, phil.-hist. Klasse. Sitzungsber. 195, 2.) Wien, Hölder, 1920. 80 S.

Skandinavisch.

Neckel, Gustav, Siegmunds Drachenkampf. Særtryk av Edda, 1920. S. 120—140, 204—229.

Deutsch.

Seiler, Friedr., Die Entwicklung der deutschen Kultur im Spiegel des deutschen Lehnworts. Bd. II: Von der Einführung des Christentums bis zum Beginn der neueren Zeit. 3. Aufl. Halle, Waisenhausbuchhandlung, 1921. X, 314 S. [Die neue Auflage des zweiten Bandes des rühmlich bekannten Werkes stellt sich als eine sehr gründliche Bearbeitung der früheren Auflage dar, die fast keine Seite ganz unverändert gelassen und den Umfang durch ziemlich gleichmäßig über das ganze Buch verteilte Erweiterungen und Zutaten um mehr als drei Bogen vermehrt hat. Sehr angenehm berührt die liebevoll nachbessernde Sorgfalt, die auch, wenngleich nicht im Sinne des Sprachvereins, an Sprache und Stil gewendet wird. Neu ist im Vorwort eine Zusammenstellung von Themen für Schülervorträge und schriftliche Ausarbeitungen, denen das Buch vorzügliches Material liefern kann. Hoffentlich trägt sie dazu bei, dem Werk den Weg in die Schule zu ebnen; zweifellos wird es da sehr anregend wirken. A. Hübner.]

Krueger, Theodor, Richard Dehmel als religiös-sittlicher Charakter. (Sammlung gemeinverständlicher Vorträge und Schriften a. d. Gebiet der Theologie, Heft 95.) Tübingen, Mohr, 1921. 43 S. [Eine prächtige Studie, gleich ausgezeichnet durch feines Einfühlungsvermögen und durch unbefangen klaren Blick für das Begrenzte und Widerspruchsvolle des Dehmelschen Pantheismus. A H.]

Zupitza, Julius, Einführung in das Studium des Mittelhochdeutschen. Zum Selbstunterricht für jeden Gebildeten. 12. Aufl., besorgt von F. Nobiling. Jena, Leipzig, W. Gronau, 1921. 132 S. Geb. M. 10 (kein Sort.- und kein Verlagszuschlag).

Meyer-Benfey, H., Mittelhochdeutsche Übungsstücke. 2. Aufl. Halle a. d S., Niemeyer, 1921. 183 S. M. 12.

Wahnschaffe, Fr., Die syntaktische Bedeutung des mhd. Enjambements. (Pal. 132). Berlin, Mayer & Müller, 1913. VIII, 215 S. [Der Versuch, aus dem mhd. Enjambement Schlüsse auf syntaktische Eigentümlichkeiten der älteren Sprache zu ziehen, hat einige schöne Ergebnisse gezeitigt. In der Frage, ob und wieweit Parataxe oder Hypotaxe nach einem *daz* am Ende des Hauptsatzes, sehen wir jetzt klarer; und auch die Feststellungen über die unterschiedliche Enge des Anschlusses bei notwendigen und ausführenden Relativsätzen sind überzeugend und wichtig. Immerhin, die Erträgnisse, die die Durcharbeitung riesiger Stoffmengen gebracht hat, sind karger, als man erwartet hätte: das hat W. gelegentlich dazu geführt, aus seinem Material Dinge herauszulesen, die nicht darin stehen. Ein wichtiges Kontrollmittel für seine Untersuchungen hat er leider unberücksichtigt gelassen, lassen müssen, das ist die Interpunktion der mhd. Verstexte, der man vom 14. Jh. ab nicht selten in den Handschriften begegnet. Eine der Haupttendenzen dieser Interpunktion ist die Bezeichnung des Enjambements: je schwerer das Enjambement, um so notwendiger ist in manchen Handschriften das Eintreten des Interpunktionszeichens. Deshalb steht z. B. in der Handschrift von Wernhers Marienleben vor konjunktionalem *daz* am Versende fast regelmäßig der Punkt, etwa 2591: *Und erkante och balde. daz Marien stund nache was.* Diesen Fall läßt auch W. als schweres Enjambement gelten, aber in Fällen wie Wigalois 650 *komen si geriten zuo Einem wazzer daz was breit* möchte er, um dem harten Enjambement zu entgehen, in *zuo* ein Adverb sehen. Das ist schwerlich zutreffend; jedenfalls ist im 14. Jh. auch dieser Fall als schweres Enjambement empfunden worden; vgl. md. Daniel 4300: *So wellen wir alle. zu Dir keren in gelouben;* hier sind gar zwei Punkte nötig, das

Enjambement zu überwinden. In Wernhers Marienleben 9942 steht: *Dar nach der minnekliche zart Ihesus. hin us gefüret wart*; der Punkt zieht den Eigennamen ans Vorhergehende heran. Das kann skeptisch machen gegenüber W.s Auffassung, wonach das vorausgestellte attributive Adj. durch den Verseinschnitt den Charakter einer vorausgestellten Apposition erhielte. In einzelnen Fällen trifft das wohl zu; im ganzen schert W. hier aber seine Belege zu sehr über einen Kamm. So könnte in manchen Punkten die Enjambementsinterpunktion zur Stützung oder Anfechtung von W.s Aufstellungen herangezogen werden. Vorläufig entzieht sich die mittelhochdeutsche Interpunktion freilich noch ziemlich unserer Kenntnis: die Herausgeber alter Texte pflegen sie zu ignorieren. Aber das ist vom Übel und muß sich ändern. Denn namentlich für Fragen des Satzrhythmus ist allerlei Interessantes aus ihr zu lernen. Und wenigstens von Handschriftenabdrucken sollte man verlangen, daß sie auch in dieser Beziehung ein treues Bild ihrer Vorlage geben. A. Hübner.]

Das Nibelungenlied, hg. von F. Zarncke. Schulausgabe. 16. unveränd. Abdr. des Textes. Halle, Niemeyer, 1920. XX, 408 S. [Wenn man den Schülern schon das vollständige Nibelungenlied in die Hände geben will, ist der Text C in dieser billigen Ausgabe wohl der geeignetste. Die von Braune bearbeitete Einleitung bietet in einfachster übersichtlicher Form die Elemente der mhd. Grammatik und Metrik. Auf den Text folgt ein ausführliches Namenregister, das auch einem wissenschaftlichen Benutzer dienen kann; den Schluß macht ein knappes Glossar für Anfänger, aber warum wird S. 391 nur auf die beiden ältesten Ausgaben von Lübbens Spezialwörterbuch hingewiesen? A. Hübner.]

Rooth, Erik, Eine westfälische Psalmenübersetzung aus d. 1. Hälfte d. 14. Jh.s. Uppsala, Appelberg 1919. 165 S.

Singer, S., Neidhart-Studien. Tübingen, Mohr, 1920. 74 S. [Die Studien sind in der Hauptsache Untersuchungen über die unechten Neidharte, die S. Stück für Stück vornimmt, um sie textkritisch zu behandeln und, soweit Reime, Wortschatz und inhaltliche Momente etwas dafür hergeben, zu lokalisieren, — eine ebenso nötige wie dankenswerte Arbeit, die dem künftigen Herausgeber der unechten Neidharte einmal sehr zugute kommen wird, wenn auch, namentlich was S. 6 manchmal recht kühne Textverbesserungen anlangt, mancher Zweifel bleibt. Die Studien sind herausgewachsen aus dem Versuch, die Voraussetzungen von Neidharts Poesie zu bestimmen. Ihre wesentlichste Grundlage sieht S. in Fastnachtsspielen mit grotesken Bauernszenen, die schon im 12. Jh. im Schwange gewesen sein müssen; auch zum geistlichen Drama versucht er einen (kaum haltbaren) Faden hinüberzuspinnen. Aber so unglaubhaft die künstlerische Voraussetzungslosigkeit Neidharts ist, so wahrscheinlich ein Zusammenhang zwischen ihm und der Kunst und dem Handwerk der Spielleute sein mag, so schwer läßt sich der Beweis dafür führen. Einige Exkurse S. 6 eröffnen überraschende Ausblicke, aber das Anmerkungs- und Andeutungshafte dieser Ausführungen läßt sie noch nicht recht zur Wirkung kommen. A. Hübner.]

Der Wiener Oswald, hg. von Gertrud Fuchs (Germ. Abh., hg. von F. Vogt, 52). Breslau, M. u. H. Marcus, 1920. XXXIII, 640. [Die Ausgabe stellt eine Neubearbeitung von Baeseckes Ausgabe des Wiener Oswald dar; sie war nötig geworden durch das Bekanntwerden der neuen Dessauer Oswald-Handschrift. Da die Überlieferung des Gedichtes bislang nur auf zwei Handschriften stand, ist die neue Quelle, obgleich an sich nicht gerade vorzüglich, für die Textherstellung wichtig, namentlich am Schluß der Dichtung, die bisher nur in der Wiener Hs. vorlag. Die Einleitung enthält als Kernstück den Versuch, das Handschriftenverhältnis klarzustellen; aber man kann zweifeln, ob der Stammbaum so einfach ist, wie die Herausgeberin annimmt. Zwar in der Deutung der Stelle 644, die ihr die entscheidende scheint, hat

sie gewiß recht; anderes aber, besonders die Stelle 245 ff., fügt sich ihrem Stamme kaum. Von den Stellen, die Baesecke als Interpolationen ansah, vermag sie einige als original zu erweisen. A. Hübner.]

Schön, Friedrich, Geschichte der deutschen Mundartdichtung. 1. Teil: Vom Ende des 16. Jh. bis zu den niederdeutschen Klassikern. 2. Teil: Die nieder-, mittel- und oberdeutsche (nord-, mittel- und süddeutsche) Mundartdichtung von der Zeit der niederdeutschen Klassiker bis zur Gegenwart. Freiburg i. B., Fehsenfeld, 1920/21. 67 u. 130 S. 1. Teil M. 6 u. Teuerungszuschlag.

Wenzel, Fritz, Studien zur Dialektgeographie der südlichen Oberlausitz und Nordböhmens. — Mitzka, Walter, Ostpreußisches Niederdeutsch nördlich von Ermland. — Ehrhardt, Rolf, Die schwäbische Colonie in Westpreußen. Mit 3 Karten. (Deutsche Dialektgeographie, hg. von F. Wrede, Heft 6.) Marburg, Elwert, 1920. 294 u. 94 S. M. 22.

Delbrück, B., Grundlagen der neuhochdeutschen Satzlehre. Ein Schulbuch für Lehrer. Berlin, Vereinigung wiss. Verleger, de Gruyter. 91 S. Geh. M. 10.

Köster, Albert, Die Meistersingerbühne des 16. Jh. Ein Versuch des Wiederaufbaus. Halle, Niemeyer, 1921. 111 S. M. 20.

Flemming, Willi, Andreas Gryphius und die Bühne. Mit 8 Abbildungen. Halle, Niemeyer, 1921. XII, 450 S. M. 80.

Kern, Oskar, Johann Rist als weltlicher Lyriker. (Beiträge z. deutschen Literaturwissenschaft, hg. von E. Elster, 15.) Marburg, Elwert, 1920. 213 S. Geh. M. 6.

Wagner, Albert Malte, Heinrich Wilhelm von Gerstenberg und der Sturm und Drang. I. Bd.: Gerstenbergs Leben, Schriften und Persönlichkeit. Heidelberg, C. Winter, 1920. 208 S.

Sommerfeld, Martin, Friedrich Nicolai und der Sturm und Drang. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Aufklärung. Mit einem Anhang: Briefe aus N.s Nachlaß. Halle, Niemeyer, 1921. XV, 400 S. M. 48.

Weitbrecht, Carl, Deutsche Literaturgeschichte der Klassikerzeit. 2. Aufl. von K. Berger. Neudruck. (Sammlung Göschen 161.) Berlin, Vereinigung wissensch. Verleger, de Gruyter & Co., 1920. 164 S. M. 2,10 u. 100 %.

Engel, Eduard, Goethe. Der Mann und das Werk. Mit 31 Bildnissen, 8 Abbildungen und 12 Hss. 11.—14. Aufl. Neubearb. Ausgabe. 2 Bde. Braunschweig, Georg Westermann, 1921. 956 S. [Diese Auflage ist eine Neubearbeitung, bei der keine Seite unverändert blieb. Die Auffindung des Urmeister, manches Neue über Christiane und namentlich aus dem 1916 vollständig erschienenen Briefwechsel Goethes und Christianens und überhaupt die wertvollen Ergebnisse der Goethe-Forschung aus dem letzten Jahrzehnt sind mit verwoben. Am meisten aber ist das Kapitel über Frau v. Stein vermehrt. Durch urkundliche Beweise hofft der Verfasser zeigen zu können, daß seine frühere Auffassung von ihr kein Irrtum war; 'der Leser wird mir gewiß zustimmen, daß zur genauen Kenntnis des wichtigsten Menschen in Goethes Leben jeder beglaubigte Zug von Wert ist'. Die Handlichkeit des Buches hat durch Zerlegung in zwei Bände entschieden gewonnen.]

Gose, Hans, Goethes 'Werther'. (Bausteine zur Geschichte der deutschen Literatur, XVIII.) Halle, Niemeyer, 1921. 105 S. M. 12.

Oehlke, Waldemar, Die deutsche Literatur seit Goethes Tode und ihre Grundlagen. Mit 2 Tafeln. Halle, M. Niemeyer, 1921. 711 S. M. 60.

Krenzer, Oskar, Das geistige und gesellschaftliche Leben Bambergs zu Beginn des 19. Jh. (Vortrag, gehalten in der 16. Mitgliedervers. der Gesellschaft f. fränk. Geschichte.) Bamberg, Bamberger Tageblatt, 1920. 48 S.

Rohde, Richard, Jean Pauls Titan. Untersuchungen über Entstehung, Ideengestalt und Form des Romans. (Palästra 105.) Berlin, Mayer & Müller, 1920. 179 S. M. 25.

Claudius, Matthias, Ausgewählte Schriften, hg. von G. Graeber. (Deutsche Literaturwerke d. 18. u. 19. Jh., hg. von A. Leitzmann u. W. Oehlke.) Halle, Niemeyer, 1920. 156 S. Geh. M. 4,50, geb. M. 6.50.

Gülzow, Erich, Ernst Moritz Arndt in Schweden. Neue Beiträge zum Verständnis seines Lebens und Dichtens. Greifswald, Bamberg 1920. 28 S. [Nie genug kann man von Arndt hören in dieser schweren Zeit. Von Elisa Munck, für die er die Lieder 'An Psychidion' bestimmte, erfahren wir hier Näheres. Mancherlei in seinem religiösen Denken wird dadurch klar, in seiner Entwicklung aus einem rationalistisch angekränkelten Jüngling zu einem innig gläubigen Mann.]

Schneider, Hermann, Uhlands Gedichte und das deutsche Mittelalter. (Palästra 134.) Berlin, Mayer & Müller, 1920. 130 S. Ladenpreis M 16.

Roethe, Gustav, Bismarck, Arndt und die deutsche Zukunft. Eine Ansprache an die Studentenschaft Greifswalds zur Sonnwendfeier 1920. Greifswald, Bamberg, 1920. 24 S. [Die deutsche Hochschuljugend ist die gesündeste Stelle im ganzen deutschen Volkskörper; von ihr soll die Genesung ausgehen, die Zukunft, so wie Bismarck einst hoffte.']

Fries, Albert, Beobachtungen zu Wildenbruchs Stil und Versbau. (Germ. Studien, hg. von Ebering, 10.) Berlin, Ebering, 1920. 20 S. [Starke Mittel des Temperaments, z. B. Häufung von Sentenzen, fallen in erster Linie auf; Kettenbildung, Artikelauslassung, Adjektivnachstellung, ankündigendes Fürwort, ungestüme Voranschiebung eines wichtigen Wortes, rhythmische Prosa, kühne Pausen, Wiederholungen sorgen für Nachdruck und verraten den eindringlichen Lehrer. Die leisen Töne fehlen; der Superlativ schadet dem Positiv. Mehrfach wird das dämonisch Erhabene gesucht oder wie zu Kindern mit einer patriarchalischen Feierlichkeit geredet. Wer den herrlichen Mann gekannt hat, dessen volkstümliches Wollen nicht selten über den Poeten siegte, wird gerne erklären, daß Fries ihn aus seiner Rhetorik richtig herausgefühlt hat.]

Krueger, Theodor, Richard Dehmel als religiös-sittlicher Charakter. Eine Studie zur Neu-Mystik. (Sammlung gemeinverständl. Vorträge u. Schriften aus dem Gebiet der Theologie u. Religionsgeschichte.) Tübingen, Mohr (P. Siebeck), 1921. 41 S. Geh. M. 9.

Bielefelder Blätter für Theater und Kunst. Bielefeld, 1919. 1—6. II, 1. 2. [Hervorzuheben ist ein Artikel von E. Kilian, 'Zur Inszenierung des Hamlet' und Essays von Graetzer und Bab über Shaw.]

Süpfle, Gottfried, Richtig Deutsch durch Selbstunterricht. Mit zahlr. Beispielen und Aufgaben. (Methode Gaspey-Otto-Sauer.) Heidelberg, Groos, 1921. 176 S.

Englisch.

Englische Studien. LIV, 3, Sept. 1920 [Abhandlungen. A. E. H Swaen: Contributions to Old-English lexicography. — W. Fischer: Zur Biographie Kaspar Heywoods. — S. B. Liljegren, Bemerkungen zur Biographie Miltons. — G. Hübener: Der Kaufmann Robinson Crusoe. Besprechungen. Sprachgeschichte. W. Fischer: Kügler, ie und seine Parallelformen im Angelsächsischen. Berlin 1916. — R. Jordan: ten Brink, Chaucers Sprache und Verskunst. 3. Aufl. v. E Eckhardt, Leipzig 1920. — R. Jordan: W. Klein, Der Dialekt von Stokesley in Yorkshire, North-Riding. — Literaturgeschichte. W. Fischer: Beowulf nebst den kl Denkmälern der Heldensage, hg. von Holthausen. 4. verb. Aufl. — A. E. H. Swaen: The Old English version of the enlarged rule of Chrodegang together with the Latin original. — An Old English version of the Capitula of Theodulf together with the Latin original. — An interlinear Old English rendering of the epitome of Benedict of Aniane, by A. S. Napier. — W. Fischer: Thiemke, Die me. Thomas Beket-Legende des Gloucesterlegendars. Palästra 131. — O. Mahir: Wilson's Acte of rhe-

torique, ed. by G. M. Mair. Oxford 1909. — A. Eichler: Jahrbuch der deutschen Shakespeare-Gesellschaft, hg. von A. Brandl u. M. Förster. 53. bis 55. Jahrgang. 1917 bis 1919. — H. Mutschmann: Milton, The ready and easy way to establish a free commonwealth, ed. by Evert M. Clark (New Haven 1915. Yale Studies in English 51). — R. Metz: H. Mutschmann, Der andere Milton. Bonn 1920. — H. Richter: L. Sigmann, Die engl. Literatur von 1800—1850 im Urteil der zeitgenössischen deutschen Kritik. (Angl. Forschungen 55.) — B. Fehr: The collected poems of Lord Alfred Douglas. London 1919. — Besprechung von Schulgrammatiken, Übungsbüchern und Schulausgaben] — LV, 1, Januar 1921 [O. Funke: Zur Wortgeschichte der frz. Elemente im Englischen. — G. Langenfelt: Sematological differences in the toponymical word-group. — S. B. Liljegren: A fresh Milton-Powell document. — K. Brunner: S. T. Coleridge als Vorläufer der Christlich-Sozialen. — F. Schönemann: Mark Twains Weltanschauung. Besprechungen. Sprachgeschichte. R. Jordan: K. Brunner, Die Dialektliteratur von Lancashire. Wien 1920. Literaturgeschichte. L. L. Schücking: Beowulf, with The Finnsburg Fragment, ed. by A. J. Wyatt. New edition by R. W. Chambers. — S. B. Liljegren: Østerberg, Studier over Hamlet-Texterne, I. Kopenhagen 1920. — H. Richter: L. Baschó, Englische Schriftstellerinnen in ihren Beziehungen z. frz. Revolution. Anglia 41, 2. — H. Hecht: Korten, Thomas Hardys Napoleonsdichtung 'The dynasts'. Ihre Abhängigkeit von Schopenhauer. Ihr Einfluß auf G. Hauptmann. Diss. Rostock 1919. — J. Caro: B. Shaw, Dramatische Werke, übertr. von S. Trebitsch. Auswahl in 5 Bdn. Berlin 1911—19. — B. Shaw, Dramatic works. 9 vols. London 1905—19. Amerik. Literatur. S. B. Liljegren: Neuere Literatur von und über Henry James. — Realien. F. Brie: Th. Plant, England auf dem Wege zum Industrieschutz. Schlüsselindustrien und Handelspolitik. Braunschweig 1919. — Miszellen].

Anglia XLIV, 4, Nov. 1920 [H. Richter: Die philosophische Weltanschauung von S. T. Coleridge und ihr Verhältnis zur deutschen Philosophie (Schluß). — A. Nicoll: The origin and types of the heroic tragedy. — V. Langhans: H. Langes Artikel in Anglia N. F. 32. — F. Holthausen: Zu altengl. Dichtungen. — F. Holthausen: Zu den me. medizin. Gedichten. — H. Lange: Die Sonnen- und die Lilienstelle in Chaucers Legendenprolog. Ein neuer Beweis für die Priorität der F-Redaktion. — E. Einenkel. Bemerkung O. B. Schlutter: Zu den Leidener Glossen]. — XLV. Neue Folge XXX, 1, Januar 1921 [H. Lindkvist: On the origin and history of the English pronoun she. — G. Dubislav: Studien zur me. Syntax III. — F. Holthausen: Ashby-Studien II. 1. George Ashbys Trost in Gefangenschaft. — III. 2. Active policy of a prince]. — 2, April [E. A. Kock: Interpretations and amendations of early English texts. VIII. — K. Luick: Beiträge z. engl. Grammatik VI. — J. Wihan: Literaturgeschichte und Volkskunde in Amerika. — O. Schlutter: Weitere Beiträge z. ae. Wortforschung. — A. Nicoll: A correction].

Beiblatt zur Anglia. XXX, 10, Okt. 1920 [I. Hübener: Coleridge, Biographia Literaria. Edited by G. Sampson. — Caro: Shaw, Three plays for puritans. The devil's disciple, Cæsar and Cleopatra, Captain Branbound's conversion. — Shaw, John Bull's other land; How he lied to her husband. Major Barbara. — Western: Richter, Grundlinien der Wortstellungslehre. — Fischer: Arns, Das Herz des Feindes. Eine Auswahl engl. Gedichte aus der Kriegszeit, ins Deutsche übertragen. II. Blau, Zu Chaucers 'Tab of Sir Topas'. — Liebermann, Der Ausdruck leet]. — 11, Nov. 1920 [Ia. Horn: Gabrielson, The earliest Swedish works on English pronunciation. — Holthausen: Zupitza, Alt- und mittelengl. Übungsbuch zum Gebrauch für Universitäten und Seminarübungen. 11. Aufl., hg. von J. Schipper. — Caro: Otto, Die Grundlegung der Sprachwissenschaft. — Ib. Jost, Zur Textkritik

der ae. Soliloquienbearbeitung]. — 12, Dez. 1920 [Hübener: Redin, Studies on uncompounded personal names in Old English. — Horn: Wilson, Lowland Scotch as spoken in the lower Streathearn district of Perthshire. — Wilson, The dialect of the new forest in Hampshire (as spoken in the village of Burlage). Ib. Horn: Croxall, An original canto of Spenser. — Jost, Zur Textkritik der ae. Soliloquienbearbeitung (Forts.). — II. Mühe: Adamson, A short history of education. — Caro: Schumann, library]. — XXXII, 1, Jan. 1921 [Ia. Fehr: Wells, The outline of history. Being a plain history of life and mankind. — Cook, A commentary upon Browning's 'The ring and the book.' — Hübener: Langenfelt, Toponymies or derivations from local names in English Studies in word formation and contributions to English lexicography. Ib. Jost, Zur Textkritik der ae. Soliloquienbearbeitung (Schluß). — Holthausen: Zur ae. Wortkunde. III.]. — 2, Febr. [Sudhoff: Schöffler, Beiträge zur me. Medizinliteratur. — Fischer: Amos, Early theories of translation. — Liljegren: Ralli, Guide to Carlyle. — Caro: Galsworthy, A bit o'love and other plays. — Hecht: Kassner, Englische Dichter. — Klaeber: Zu ae. *œndian = œr(e)ndian*. — Klaeber: The first line of *Deor*. — Adami: Sallwürk, Die deutsche Einheitsschule und ihre pädagogische Bedeutung. — Caro: Koch, Praktisches Lehrbuch zur Erlernung der engl. Sprache für Fortbildungs- und Fachschulen wie zum Selbststudium. I. Teil. — Wippermann: Mellin, Hauptschwierigkeiten der engl. Sprache. Sammlung von Beispielen zu den wichtigsten Regeln der Grammatik zum Selbstabfragen]. — 3, März [Holthausen: Brandl u. Zippel, Me. Sprach- und Literaturproben. Ersatz für Mätzners ae. Sprachproben. Mit etym Wörterbuch zugleich für Chaucer. — Fischer: Danish ballads, translated by E. M. Smith-Dampier. — Schöffler: Keiser, The influence of Christianity on the vocabulary of English poetry. — Schröder, Platonismus in der englischen Renaissance vor und bei Elliot, nebst Neudruck von Elliots 'Disputation Platonike', 1533. — Caro: Fischer, Bernard Shaw in seinen dramatischen Werken. — Steinmeyer: Heinemann, Die tragischen Gestalten der Griechen in der Weltliteratur. — Holthausen: Zur engl. Wortkunde. III.]. — 4, April [Morsbach: von Glahn, Zur Geschichte des grammatischen Geschlechts im Me. — Hübener: Wyatt, An Anglo-Saxon reader. — Holthausen: Schücking, Kleines ags. Dichterbuch. Lyrik und Heldensagen. — Holthausen: Ein neues Zeugnis für die engl. Aussprache im 16. Jh. — Holthausen: Zu Death and life. — Mutschmann: Toland and Milton]. — 5, Mai [Fehr: Elton, A survey of English literature, 1830—1880. — Bruhn: Ziehen, Der künftige Lehrplan des humanistischen Gymnasiums. — Eickhoff, Neue Aufgaben und Ziele des höheren Unterrichts.

English studies, II, 12, Dez. 1920 [W. van Doorn: W. W. Gibson. — English association in Holland. — Modern humanities research association. — Scrooge. — W. van der Gaaf: Wyld, A history of modern colloquial English. — van Bruggen: Drennan, Cockney English and kitchen Dutch. — E. Kruisinga: Förster, Das Elisabethanische Sprichwort; Patton, The English village]. — III, 1, Febr. 1921 [W. van Doorn, Vers libre in theory and practice. — E. Kruisinga: Affective sound-changes. — Englisch association in Holland. — B-Examination 1920. — A. Pompen: The Percy reprints (ed. Brett-Smith). — W. van Maanen, A tale of a tub (ed. Guthkelch); W. Nicholson, The historical sources of Defoe's Journal of the plague year. — J. Prinsen: H. Hecht, Daniel Webb. — H. W. Vernhout: Santayana-Little essays. — van Kranendonck: H. Walpole, The captives. — van Doorn: Mais, An English course for schools; Mais, Books and their writers. — E. Kruisinga: Gepp, A contribution to an Essex dialect dictionary. — Waterhouse: The sounds of standard English]. — 2, April [J. A. Falconer: Sir Walters Edinburgh. — H. C. Wyld: The Surrey dialect in the 13th century. — E. Kruisinga: Critical contributions to English syntax. VIII. The aspects of the infinitive and participle. — E. Kruisinga: Jespersen, Negation in English. —

W. van Doern: Sturgson, Studies of contemporary poets] — 3, June [M. van Maanen: Defoe and Swift. — J. H. Schutt: The study of grammar. — A. Anscombe: The 'Greeks' of Lincolnshire. — E. Kruisinga: Poutsma, The characters of the English verb and the expanded form. — Cruickshank, Ph. Massinger. — W. van Doorn: Großmann, Spanien und das elisabethanische Drama. — The chapbook, 15—21. — J. H. Kern: Förster, Die Beowulf-Hs. — Cardozo: Rice, The story of our mutual friend transcribed into phonetic notation].

Luick, Karl, Historische Grammatik der englischen Sprache. I. Bd.: Einleitung, Lautgeschichte. II. Bd.: Formengeschichte. 4. u. 5. Lieferung. C. H. Tauchnitz, Leipzig, 1920.

Brinkmann, Carl, England. (Sammlung wissenschaftl. Handbücher II, 2.) Berlin, Voß, 1921. 86 S. [Eine knappe, übersichtliche Darstellung der engl. Staatsgeschichte mit steter Berücksichtigung sozialer und wirtschaftlicher Verhältnisse, aus lebendigem Verständnis heraus verfaßt und mit vortrefflich gewählten Literaturangaben versehen. Jedem Interpreten engl. Literatur zu empfehlen.]

Neuner, Erich, Über ein- und dreihebige Halbverse in der altenglischen alliterierenden Poesie. Diss. Berlin, Mayer & Müller, 1920. Ladenpreis M. 5.

Weinmann, Paul, Über den Gebrauch des Artikels im Ormulum. Ein Beitrag zur historischen Syntax des E glischen. Diss. Kiel, 1920. 58 S. H. Jennes, O. Scheumann, Cöpenick-Berlin.

Allbutt, Sir Thomas Clifford, *Palissy, Bacon and the revival of natural science.* Proced. British Acad. 1913/14, p. 233—47. [Der als Keramiker und Schmelzkünstler berühmteste Bernard de Palissy gelangte ohne klassische Bildung durch Erfahrung, im Gegensatze zu Scholastik, Alchimie und Astrologie, zu weitragender Erkenntnis in Chemie, Minera-, Paläonto-, Seismo- und Geologie. Vf. (Mediziner der Universität Cambridge) zitiert Merkwürdiges aus den *Discours admirables* 1580 und rügt, daß von O. Reich 1905 *K. E. A. von Hoff der Begründer moderner Geologie* genannt und Palissy nicht erwähnt wird. — Dieser hielt in Paris das früheste naturwissenschaftliche Museum, öffentliche Vorlesungen und eine Art Naturforscher-Kongreß; er stand in Gunst und Dienst des Hofes, obwohl Calvinist. All dies muß Bacon gewußt haben, der 1576 drei Jahr Paris besuchte, auch er akatholisch, Gegner der Universitätsscholastik (von der er sich freilich nie ganz befreite) und Freund des induktiven Naturversuches. Vielleicht enthüllte diese Tatsache sein jetzt verlorener Jugendaufsatz *Temporis partus maximus*, um 1588, eine Vorstufe zur *Instauratio.* Bacons Werke freilich gedenken Palissys nicht: die Zeit machte sich aber aus Plagiaten kein Gewissen, und Bacon schweigt auch von Ramus, dem er viel verdankt. F. Liebermann.]

Sir John E. Sandys, *Roger Bacon* (Proceed. British Acad. 1913/4, p. 371—88. [Zum 700. Geburtstage des größten Naturforschers des englischen Mittelalters trug der Verf. der *Hist. of classical scholarship* eine kurze Lebensskizze vor mit einigen Inhaltsangaben und merkwürdigsten Einzelgedanken aus den vielen Werken. Wissenschaftlich beachtenswert sind die Nachweise, welche Aristoteles-Bücher Bacon kannte. Wo die Auszüge dieselben sind wie die von mir *Monum. Germ.* 28 (1888) 549—83 gebrachten, hätte er manches zur Erklärung dorther entnehmen können, auch zur Biographie und Literaturgeschichte. Erst später erschienen mehrere Werke von Bacon, hg. von Nolan u. Hirsch, Little (vgl. auch *Engl. hist. rev.* 1912, 314), Rashdall und von Bridges *Life and works of R. B.* (1914), Picavet (im Journal des sav.; 1905, N. S. III, 362), Grabmann, *Latein. Aristot. 13. Jhs.* (Münch. 1916); Vogel, *Physik R. B.'s* (Diss. Erlg. 1916). Rob. Greenes Schauspiel *Friar Bacon* macht ihn zum Zauberer, nach einem 1542 getruckten (später, 1597, ins Englische übersetzten) Traktat Bacons, entnimmt aber der

Caxtonschen Übertragung von *Image du monde* den Orakel erteilenden ehernen Kopf. F. Liebermann.]

Metger, Anna H., Posies. (Greifswalder Diss.) Langensalza, Beltz, 1921. 40 S. [Mit Material von Prof. Spies werden die Ringinschriften der engl. Renaissancezeit beschrieben und mit den z. T. uralten Ringsitten in Verbindung gebracht.]

Thimme, Margarete, Marlowes '*Jew of Malta*'. Stil und Echtheitsfragen. (Studien z. englischen Philologie LVI.) Halle, Niemeyer, 1921. XI, 48 S. M. 8.

Hirschberg, Julius, Der Arzt bei Shakespeare. (Sonderabdruck aus der Berliner klin. Wochenschrift, 1921. Nr. 1, S. 20.) 11 S.

v. Commynes, Philipp, Denkwürdigkeiten, übers u. eingel. von S. Aschner. München, G. Müller, 1920. 670 S. 70 Tafeln. [Dies ist die erste deutsche Übersetzung des Memoirenwerks, das mittelbar für Shakespeares Königsdramen und unmittelbar für Walter Scotts 'Quentin Durward' viel Stoff abgab. Das Urteil des scharf beobachtenden Franzosen über die Engländer im Zusammenhang zu überblicken, ist lehrreich. Er nennt sie die Kriegslustigsten in der Welt, S. 200. Ihre Adligen wüten blutiger gegeneinander als die französischen, S. 63. Aber auf das Volk muß in England mehr Rücksicht genommen werden, S. 189. Eduard IV. ruft bei jeder Schlacht: Schonet des Volkes, schlagt die Herren tot! — in solchem Grade hatte er auf die öffentliche Meinung zu achten, S. 283. Das Land darf dort nicht verwüstet, Städte nicht zerstört werden, S. 386. Als Besonderheit wird die englische Vorliebe für politische Prophezeiungen hervorgehoben, S. 275, 278. Der Charakter der in Betracht kommenden Könige ist in der Hauptsache schon wie bei Shakespeare geschildert: Heinrich V. ist weise, Heinrich VI. ein unglücklicher Dulder, Eduard IV. ein Mann des Wohllebens, Richard III. ein grausamer Fuchs, Heinrich VII. ein Abenteurer mit geringen Mitteln, dem ein Gottesgericht zur Krone verhilft. Der stärkste Unterschied ist beim Königsmacher Warwick zu spüren: dem Franzosen gilt er als grundsatzloser Mann voll Tücke und Verrat, während der Stratforder seinen engeren Landsmann hoch hielt. Ein Register der Eigennamen hätte die Verwendbarkeit des Buches erhöht; anderseits sind die vielen Abbildungen, alle nach zeitgenössischen Originalen, ein wertvoller Schmuck; viele der Shakespearischen Hauptpersonen sind da in realer Wiedergabe zu sehen.]

Der Schloßpark Berlin-Steglitz, 1921. Heft 1. 24 S. M. 1,50. [Geleit zu einer Timon-Aufführung im Schloßparktheater. H. Lebede handelt über die Entstehung des Timon, Sammlung von Dichterurteilen über das Stück. Bildbeigaben. Ein rühmliches Unternehmen, um zwischen Dichter und Zuschauern zu vermitteln.]

Aronstein, Philipp, John Donne als Dichter. Ein Beitrag zur Kenntnis der engl. Renaissance. (S.-A. aus Anglia XLIV [XXXII], 2.) Halle, M. Niemeyer, 1920. 101 S.

Danielowski, Emma, Die Journale der frühen Quäker. Zweiter Beitrag zur Geschichte des modernen Romans in England. Berlin, Mayer & Müller, 1921. X, 138 S. M. 15.

Kellner, Leon, Die englische Literatur der neuesten Zeit von Dickens bis Shaw. 2., wes. veränd. Aufl. der 'Engl. Lit. im Zeitalter der Königin Viktoria'. Leipzig Tauchnitz, 1921. 402 S.

J. W. Mackail, W. Z. Courthope 1842—1917 (Proc. British Acad. IX), Lond. 1919, 10 p. [Dieser Nekrolog erzählt das Leben und kritisiert die Werke des Dichters und Literarhistorikers. Courthope, aus alter Grundbesitzerfamilie in Sussex, verherrlicht Lewes im Gedicht *The country town*. In Harrow und Oxford gebildet, wurde er zur Advokatie berufen, trat aber ins Erziehungsamt. Er schrieb über Spenser und Addison, gab Pope heraus und hinterließ als Hauptwerk *History of Engl. poetry*. Er redigierte 1883—7 *National review*, bekleidete die Oxforder Poesie-Professur und beeinflußte

im Ministerium die Prüfungen zum Zivilamt im Innern und in Indien im humanistischen Sinne. Die früheste eigene Schöpfung *Ludibria lunae or The wars of women and the gods* errang keinen vollen Erfolg, dagegen *The paradise of birds* (1870) dauernden. In den Aufsätzen *The liberal movement in Engl. literature* bekämpft er einseitig den lyrischen Individualismus in der Poesie des 19. Jhs. F. L]

Synge, J. M., En moderne irsk dramatiker af Just Thorning. (Studier fra sprogog oldtidforskning 121.) K benhavn, Pios-Branner, 1911. 64 S.

Tauchnitz edition. Collection of British authors:

4536/7: Moore, George, The brook Kerith.
4544: Hay, Marie, Mas'aniello.
4545: Lee, Vernon, The sentimental traveller.
4546: Jerome, J. K., All roads lead to Calvary.
4547: Croker, B. M., The Pagoda tree.
4548: Shaw, Bernard, Androcles and Pygmalion. Two plays.
4549: Phillpotts, Eden, The bronze Venus.

Tauchnitz pocket-library. Nr. 40. F. Anstey, Voces populi, repr. from Punch, 2. series. S. 161—327. 90 Pf. — 41. E. B. Browning, Sonnets. S. 207 bis 236. 60 Pf. — 42. R. Browning, Lyrics. 146 S. 90 Pf. — 43. R. Browning, Pippa passes. S. 149—207. 70 Pf. — 44. R. Browning, From The ring and the book. 136 S. 90 Pf. — 45. Ch. Dickens, A Christmas carol in prose. 11 S. 70 Pf. — 46. Ch. Dickens, The chimes. 114 S. 70 Pf. — 47. Ch. Dickens, The cricket on the hearth. 120 S. 70 Pf. — 48. R. W. Emerson, Nature. 52 S. 80 Pf. — 49. E. D'Esterre-Keeling, A laughing philosopher. 80 Pf. 80. J. Galsworthy, Joy. A play on the letter 'i' in three acts. 80 Pf. — 51. J. Habberton, Helen's babies. 124 S. 80 Pf. — 52. H. R. Haggard, Black heart and white heart. 82 S. 70 Pf. — 53. H. R. Haggard, Elissa, or the doom of Zimbabwe. S. 83—277. 1 M. — 54. B. Harte, Tales of the Argonauts. 182 S. 1 M. — 55. W. W. Jacobs, The skippers woving. 226 S. 1 M. — 56. H W. Longfellow, The golden legend. 154 S. 90 Pf. — 57. H. W. Longfellow, The song of Hiawatha. S. 155—322. 90 Pf. — 58. Fl. Montgomery, The fisherman's daughter. 90 Pf. — 59. Fl. Montgomery, A very simple story. 80 Pf. — 60. Fl. Montgomery, The town-crier, or a lesson of unselfishness. 144 S. 90 Pf. — 61. Thomas Moore, Lalla Rookh, S. 170—392. 90 Pf. — 62. D. G. Rossetti, Ballads. S. 33—123. 80 Pf. — 63. The poems of W. Shakespeare. 179 S. 1 M. — 64. Sonnets of W. Shakespeare. 66 S. 60 Pf. — 65. P. B. Shelley, The Cenci. S. 177 bis 252. 70 Pf. — 66. R. B. Sheridan, The rivals. 93 S. 80 Pf. — 67. R. B. Sheridan, The school for scandal. S. 174—265. 80 Pf. — 68. Swinburne, Atalanta in Calydon. S. 33—114. 1 M. — 69. Swinburne, Lyrical poems. S. 117—304. 1 M. — 70. Swinburne, Chastelard. S. 21—134. 90 Pf. — 71. Swinburne, Mary Stuart, a tragedy. S. 141—319. 90 Pf. — 72. A. Tennyson, Maud. S. 197—276. 80 Pf. — 73. A. Tennyson, The princess. 90 Pf. — 74. A. Tennyson, Enoch Arden. 60 Pf. — 75. M. Twain, Tom Sawyer, detective. 90 Pf. — 76. K. D. Wiggin, A cathedral courtship. 60 Pf. — 77. K. D. Wiggin, Penelope's English experiences. 90 Pf. — 78. Ch. M. Yonge, The little duke, or Richard the Fearless. 90 Pf. — 79. G. Chaucer, The story of patient Grisilde from the Canterbury tales. — 82. Ben Jonson, The alchemist, a comedy. — 83. J. Locke, Thoughts concerning education. A selection. — 84. Ch. Marlowe, Doctor Faustus. — 85. J. St. Mill, On liberty. — 86. J. St. Mill, The subjection of women. — 87. E. Spenser, The faerie queene. Canto I. — 88. M. Twain, Sketches. Second series. — 89 H. G. Wells, Tales of spach time. Second series.

Spies, Heinrich, Die englische Sprache und das neue England, Prolegomena zu ihren Wegen und Problemen. (Greifswalder Seminarauszug für Forschung und Lehre.) Als Ms. gedruckt. Langensalza, Beltz, 1921. 15 S.

[Die Weltgeltung des Englischen. Die Dialekte im Kampf mit der Schriftsprache. Wandel im Charakter des Hochenglischen: Stilistisches, Wortschatz und Syntaktisches. Eine Fülle sehr gedrängter Andeutungen mit Literaturangaben.]

Hannauer, Leo, Handbuch zum Studium der englischen Sprache. Wien u. Leipzig, Deuticke, 1921. IV, 139 S. K. 90. M. 15.

Dinkler-Mittelbach-Zeiger, Lehrbuch der engl. Sprache für Lyzeen, Oberlyzeen und Studienanstalten. Grammatik. Verkürzte Ausg. Leipzig, B. G. Teubner, 1920. 109 S. Kart. M. 3,20.

Brunner, Karl, Übungsstücke zur Einführung in die neuenglische Sprache bei Anfängerkursen an Hochschulen. Mit einer kurzen Grammatik. Wien u. Leipzig, Franz Deuticke, 1920. 108 S. K. 48. M. 15.

Brandenburg, Ernst, Commercial synonyms. Kleine englische Handelssynomik. Leipzig, G. A. Gloeckner, 1919. 216 S. Geb. M. 6 u. 60% Verlagsteuerungszuschlag.

Green, John Richard, A short history of the English people, hg. von O. Thiele. (Franz. u. engl. Schulbibliothek, hg. von Pariselle u. Gade. Bd. 209) Leipzig, Renger, 1921.

Wood, Robert S., Six great events in British history, bearbeitet von C. J Eickhoff. (Franz. u. engl. Schulbibliothek, hg. von Pariselle u. Gade. Bd. 47.) Leipzig, Renger, 1921.

Short stories from English history (for beginners). Selected and adapted for the use of schools by R. Neumeister. (Diesterwegs Reformausgaben 58) Frankfurt-M., Diesterweg, 1920. 62 S. Dazu: Notes und Wörterbuch. Geh M. 4; Wörterbuch M. 1,60 u. 60% Teuerungszuschlag.

Pleasant plays and dramatic scenes, für den Schulgebrauch bearb. von J Bube. (Franz. u engl. Schulbibl. Bd. 35.) Leipzig, Renger, 1921. 106 S. M. 3,40 u. 100% Teuerungsz.

Carlyle, Thomas, Essays on Sermon literature, ausgew. u. erläutert von W. Hübner. (Sammlg. engl. u. frz. Schriftsteller d. neueren Zeit, beg. von G. Klapperich, hg. von W. Hübner.) Berlin, Flemming, 1920. Anmerkungen: 20 S. [Die Einleitung behandelt C.s Leben und sein Verhältnis zur deutschen Literatur in knapper, verständnisvoller Weise. Die Proben sind geschöpft aus Carlyles 'State of German literature', The Nibelungenlied, Goethe, Death of Goethe, Schiller. Die Erklärungen gelten Eigennamen und wirklich erklärungsbedürftigen Begriffen.]

Evangeline. A tale of Acadie by H. W. Longfellow. Edited white notes and glossary by L. Pohl. (Diesterwegs Reformausgaben 56.) Frankfurt-M., Diesterweg, 1920. 49 S. Geh. M. 4,50 u. 60% Teuerungsz.

Justice. A tragedy in four acts by J. Galsworthy. (English textbooks. Selected from the Tauchnitz edition No. 9. Leipzig, B. Tauchnitz. 143 S.

Romanisch.

Zeitschrift für romanische Philologie, hg. von A. Hilka. XL 6, 1921 [J. Brüch, Zu Meyer-Lübkes etymologischem Wörterbuch. — W. Simon, Charakteristik des judenspanischen Dialekts von Saloniki. — J. Brüch, 1. frz. *béguine*, 2. frz. *champion* und nhd. *Kampf*. — L. Spitzer, Französische Etymologien — Volkstümlich-dtsch. *mackes* 'Schläge' — ital. *etle* — tessin. *papadú* 'Kesselhaken'. — E. Herzog, Afrz. *acouder, acouter* 'niederlegen'. — H. Tiktin, Zu rum. *porumb* 'Mais'. — O. Schultz-Gora, Nochmals zu Pons de Capduelh und Peire Vidal. — E. Winkler, Vom engadinischen Psalter des Durich Chiampel. — Besprechungen]. XLI 1/2 (hg. als Festschrift für Wilhelm Meyer-Lübke), 1921 [Ph. Aug. Becker, Clement Marots Estreines aux Dames de la Court. — J. Brüch, Seeh, Zelter, Mantel — Lat. Feminina auf *-a* als german. Maskulina und Neutra. — K. v. Ettmayer, Das westladinische

Passivum. — E. Gamillscheg, Zur Kritik des 'Cantar de mio Cid'. — Eug. Herzog, Rum. *-andru*. — S. Puşcariu, Der *lu*-Genitiv im Rumänischen. — A. Risop, Der Wandel von *m'ame* zu *mon ame* und Verwandtes. — M. Rößler, Der Londoner Pui. — Fr. Schürr, Sprachgeschichtlich-sprachgeographische Studien I (mit 2 Karten). — O. Schultz-Gora, Eine Stelle in Gavaudan's Kreuzlied. — P. Skok, Beiträge zur Kunde des romanischen Elements im Serbo-Kroatischen. — H. Sperber, Maxima und Minima im Wirken der sprachverändernden Kräfte. — L. Spitzer, Französische Etymologien. — A. Stimming, Bemerkungen zum Text der 'Destruction de Rome'. — W. v. Wartburg, *Albus* und seine Familie in Frankreich. — E. Winkler, Asturiana. — A. Zauner, *C'* im Anlaut der Mittelsilbe der Proparoxytona im Französischen. — C. Appel, Tristan bei Cercamon? — N. Jokl, Vulgärlateinisches im Albanischen. — A. Hilka, Die Berliner Bruchstücke der ältesten italienischen 'Historia de preliis'. — H. Schuchardt, 'Ecke', 'Winkel'].

A. Hartlebens Bibliothek der Sprachenkunde, 131. Teil: A. Seidel, Einführung in das Studium der romanischen Sprachen. Wien und Leipzig, Hartleben. XVI, 176 S. M. 10.

Archivum Romanicum, hg. von G. Bertoni. Vol. IV, Nr. 3, Luglio—Settembre 1920 [M. Casella, Jacopone da Todi. — Varietà e Aneddoti: G. Bertoni, Lingua come arte o energia spirituale. — P. Aebischer, Quelques textes du XVIe siècle en patois fribourgeois. — J. Ronjat, A propos de *dégel*. — G. Bertoni, Etimologie provenzali (Haute-Loire). — G. Rohlfs, Etimologie italiane — G. Rohlfs, Sopra una varietà franco-provenzale del nome della 'bardana'. — G Bertoni, Un manoscritto dell'Image du monde'. — G. Bertoni, Di Antonio Tebaldeo, attore a Ferrara, e di altri letterati del circolo di Ercole I. — Bibliografia. — Cronaca bibliografica e critica].

Slotty, Fr., Beiträge zur Kenntnis des Vulgärlateins (I. Der sprachliche Ausdruck für die drei Dimensionen. II. Der Typus Châlons-sur-Marne im Lateinischen). S.-A. aus der 'Glotta' II 1/2 (1920), S. 51—75.

Aperçu bibliographique des ouvrages de philologie romane et germanique p. p. les Suédois de 1917 à 1919 par Karsberg, Westgren et Rooth. Studier i modern språkvetenskap utg. af nyfilologiska Sällskapet i Stockholm. S. 215—234 Uppsala, 1920.

Scheuermeier, P., Einige Bezeichnungen für den Begriff 'Höhle' in den Romanischen Alpendialekten (**balma, spelunca, crypta, tana, *cubulum*). Ein wortgeschichtlicher Beitrag zum Studium der alpinen Geländeausdrücke. Beiheft zur Zeitschrift für romanische Philologie. Halle, Niemeyer, 1920. VIII, 132 S. M. 24.

Romanische Texte zum Gebrauch für Vorlesungen und Übungen, hg. von E. Lommatzsch und M. L. Wagner.

Nr. 2: J. du Bellay, La deffence et illustration de la langue francoyse (1549). Berlin, Weidmann, 1920. 95 S.

Nr. 3: V. Hugo, La Préface de Cromwell (1827), mit Anhang: Réponse à un acte d'accusation (1854), Suite (1854). 1920. 87 S.

Nr. 4: Cantar de Mio Cid. 1920. 120 S. M. 8.

Nr. 5: G. Boccaccio, Vita di Dante (um 1360), mit Anhang: G. Villani über Dante. 1920. 76 S. M. 5.

Gesellschaft für romanische Literatur. Dresden. Jahrgang 1918. Der ganzen Reihe Bd. 42. Der festländische Bueve de Hantone, Fassung III, nach allen Handschriften mit Einleitung, Entwicklungsgeschichte der Sage, Anmerkungen, Glossar und Namenverzeichnis, zum ersten Male herausgegeben von A. Stimming. Band II: Einleitung, Entwicklungsgeschichte der Sage, Anmerkungen, Glossar und Namenverzeichnis. Dresden, 1920. VIII, 712 S. [Mit diesem Buche gelangt die gesamte Herausgabe der drei festländischen Fassungen des Bueve de Hantone zum Abschluß. Es sind zusammen fünf, zum Teil sehr starke Bände, die schon dem Umfange nach — nicht weniger

als 3180 Seiten — eine gewaltige Leistung darstellen und von der Arbeitskraft und Ausdauer des Herausgebers ein beredtes Zeugnis ablegen. Der vorliegende Band ist besonders wichtig durch die gründliche Untersuchung über das gegenseitige Verhältnis der erhaltenen Fassungen und über die Entwicklungsgeschichte der Sage, aber auch durch die Anmerkungen zum Texte des nicht unbegabten Autors dieser Fassung erhalten wir wieder mehrfache Belehrung. Es ist hier nur für folgende Einzelbemerkungen Raum. Zu den zwei S 32[8]—9 namhaft gemachten Anspielungen bei Trobadors kommt noch eine dritte in einem Gedichte von Guilhem de Berguedan, das uns Hs. a[1] überliefert hat, und das beginnt *Sirrentes ab razon bona;* dort ist in Str. 2 von 'Buf d'Antona' die Rede, s. Bertoni. Rime provenz. ined. Zu der Akkusativform *balloi* (551) war G. Belz, Die Münzbezeichnungen in der altfranzös Literatur (Straßburger Diss. 1914) S. 8 anzuführen. — Die Meinung, daß *demanois*, falls es von *de manu ipso*, wie St. ansetzt, kommt, vielleicht durch Wörter wie *sordois, forçois,ançois* beeinflußt sei (S. 52), ist ansprechend, nur muß dann die Einwirkung frühe und gründlich erfolgt sein, da wir niemals auf ein afrz. *demanes* treffen. Es konnte der allerdings nicht unbedenklichen Annahme einer Ableitung von *mane* oder *manu* im REW 5293 gedacht werden. — In der Anm. zu 104 (*se je puis faire*), wo es sich um Unterdrückung von neutralem 'es' als Objekt handelt, hat St. zunächst vergessen, sich selber anzuführen mit Mél. Wilmotte S. 718 und Zs. 39, 652, aber schon vorher ist davon gehandelt worden, s. die betr. Literatur zu I, 84 meiner 'Zwei altfrz. Dichtungen' und zu V. 326 der 'Philomena' in Zs. 37, 238; es sei noch hinzugefügt ziemlich häufiges *se vos volés* z. B. Aliscans S. 211, Méon, Nouv. rec. II, 16 V. 463, Mont.-Raynaud, Rec. II, 239; III, 184, Dame a la lycorne V. 94, V. 2776. — Zu *Chenelin* (1622) heißt es unter Verweis auf Langlois: 'Dieser Völkername, der ursprünglich "Chananäer" bedeutete, kommt mit verschiedenen Varianten in den alten Epen öfter als Name eines heidnischen Volkes vor'. Das sieht so aus, als ob *Chenelin* die gewöhnliche Form sei, während solche doch *Chenelin* ist; nur in der Variante zur Rolandstelle erscheint noch einmal *Canelin,* aber hier ebensowenig wie an unserer Stelle am Ende des Verses, so daß man an einen Lesefehler denken möchte, wenn auch eine aus **Cheneli* (< *Cheneliu*) erwachsene nasalierte Form möglich ist. S. im übrigen P. Meyer in der Romania VII, 441. Zu *mantel de siglois* (1861) wird ebenso wie S. 52 bemerkt, daß *siglois* des Reimes wegen das Suffix mit *siglas* vertauscht habe, allein es ist zu bedenken, daß Godefroy nur einmal *siglas* (aus dem Gui de Bourgogne) belegt, und daß andererseits *siglois* auch sonst begegnet, so in den Nerbonois 1294 *seglois* (Var. *sig'ois*); Suchier hat im Vocab. über das Wort gesprochen und auf Folque de Candie ed. Tarbé S. 134 verwiesen, wo *bliaut de syllois* steht; die Stelle findet sich in meiner Ausgabe II, 363 V. 2450, und dazu kommt noch ebenda S. 377 V. 2913 mit *bliaus de syglois. Siglas* kann also umgekehrt eine Reimform für *sig'ois* sein, das freilich selbst der etymologischen Aufhellung bedarf. — Das letzte Beispiel in der Anm. zu 4010 gehört nicht dahin, da ja *les nos* substantivisch steht. — *L'elme Clarion* (5395) ist beizubehalten, und es ist nicht, wie die Anm. will, *clarion* zu schreiben; allerdings kann man *Clarion* nicht als Name des Helmes fassen, sondern hat zu verstehen 'Helm des Clarion', s. Langlois, Table S. 150. — Bei *plus de cinc cent* und *trois cops le fiert* (Anm. zu 5533 u. 5981) fehlt Verweis auf Tobler, VB. V, 386 zu Z. 917, I[2], 272 u. 89. — Zu 6814 wäre es angebracht gewesen zu sagen, daß der alttestamentliche Salomo gemeint ist, wie auch, daß Söhring an *l'uerre Salomon* nicht achtlos vorbeigegangen ist (Rom. Forsch. XII, 529); im Namenverzeichnis heißt es unter 'Psalemon 1.' mit Anführung unserer Stelle auffallenderweise: 'ein Waffenschmied'. — Für *bliant* (Anm. zu 9807) hätte sich St. nicht auf Tarbé verlassen sollen; an den beiden Stellen steht in keiner Hs. *bliant,* sondern nur *bliaut,* s. meine Ausgabe V. 522 u. 3574;

übrigens hat Tarbé noch ein drittes Mal *bliant*, nämlich S. 13, aber auch hier zeigen alle Hss. *b'iaut*, s. V. 1358 meiner Ausgabe. — *Menton* in V. 13210 (*ains trait la soie dont trenchent li menton*) wird nur als 'ein Teil der Klinge' erklärt; es sind offenbar die Schneiden der Klinge, und wahrscheinlich hat die Anschauung von scharf hervortretenden Kinnen mit schmaler Grenzlinie zu der vorliegenden, sehr beachtenswerten metaphorischen Verwendung geführt, für die es an Parallelen zu fehlen scheint. In anderer Weise übertragen belegt Godefroy *menton* aus d. J. 1452 = 'pièce de fer qui reçoit le bout du loquet pour tenir une porte fermée'. — Daß in *portent viergex, qui grant clarté lor rent* das *qui* Neutrum sein soll (zu V. 15953), kann nicht zugegeben werden. Dieser Auffassung widerspricht u a. Folque de Candie 243: *poi ont desfanses qui d'omes soit garnie*, vgl. auch Tobler, VB. I^3, 242; nur in den beiden zuletzt angeführten Beispielen, die abzutrennen sind, liegt neutrales *qui* vor.]

Französisch.

Sommer, F., Vergleichende Syntax der Schulsprachen (Deutsch, Englisch, Französisch, Griechisch, Lateinisch) mit besonderer Berücksichtigung des Deutschen. Leipzig u. Berlin, Teubner, 1921. 126 S. M. 19.

Gottschalk, W., Lat. 'audire' im Französischen. Gießener Beiträge zur romanischen Philologie, hg. von D. Behrens, Nr. III. Gießen, 1921, im Selbstverlag des Romanischen Seminars. 102 S. M. 14.

Braunholtz, Eug., Cambridge fragments of the anglo norman 'Roman de Horn'. S.-A. aus The Modern language Review XVI, 1 (1921) S. 23—33.

Aucassin et Nicolete. Kritischer Text mit Paradigmen und Glossar von Hermann Suchier. 9. Auflage bearbeitet von Walter Suchier. Paderborn, Schöningh, 1921. 111 S. M. 8. [Auf diese sorgfältige und stark ausgestaltete Neubearbeitung kommt das Archiv noch in einer gesonderten Besprechung zurück; hier sei nur bemerkt, daß es einigermaßen überrascht, wieder V. 2 *duel caitif* statt *uiel antif* der Hs. im Texte vorzufinden.]

Les plus anciens monuments de la langue française publiés pour les cours universitaires par E. Koschwitz. Textes diplomatiques, notices bibliographiques et corrections. 9e éd. avec deux Fac-similé. Leipzig, Reisland, 1920, 53 S. — Daneben: Textes critiques et glossaire. 4e éd., 92 S. [Zu dieser erneuten Auflage der altbewährten Ausgabe mag eine Frage hier Platz finden: Ist es nötig, eine Doppelausgabe zu veranstalten, deren Benutzung für den Studierenden erheblich teurer und zugleich unbequemer ist? Einem späteren Bearbeiter, der doch auf die Dauer nicht zu umgehen sein wird, sei vorgeschlagen, beide Publikationsarten in der Weise zusammenzuziehen, daß auf der linken Seite der rein diplomatische Text und auf der rechten der zurechtgemachte Text zum Abdruck kommt, dann das Glossar anzuschließen und im Anhang die in Ausg. II fehlenden lateinischen Texte der Eulalia und des Leodegar zu bringen, dagegen den Gröberschen Text (1876) der Eide zu unterdrücken. Ein paar Unstimmigkeiten zwischen dem streng diplomatischen und halb diplomatischen Abdruck fallen noch immer auf: in I steht Z. 5 der Eide *dist*, während II das richtige *dift* aufweist. Bei Passion V. 5 findet man in I gleichfalls immer noch unrichtiges *tres. ant*, während II entsprechend der Handschrift keinen Punkt nach *tres* zeigt und einen Haken unter dem *t* von *ant*. Eulalia V. 22 ist in I nunmehr *chie^{e}f* an Stelle des früheren *chiecf* gedruckt; das ist freilich richtiger, aber noch nicht ganz richtig, da in der Hs. das *f* auf der gleichen Linie wie das zweite *e* steht. Völlig genau wäre die Wiedergabe übrigens erst, wenn das zweite *e* über dem ersten stände, s. Enecccrus, Zur lat. und franz. Eulalia S. 15; so findet man es richtig im Altfranz. Übungsbuch von Förster und Koschwitz gesetzt, aber da steht wieder das *f* fälschlich auf gleicher Linie mit dem ersten *e*. Was den zurechtgemachten Text in II betrifft, so sei hier nicht

erörtert, warum es sich nicht empfiehlt, für die Passion und den Leodegar einfach die Texte von Lücking und G. Paris abzudrucken, sondern nur auf zwei Punkte hingewiesen. V. 15 der Eulalia für das *element* der Hs. *e la ment* zu schreiben ist äußerst bedenklich (im Übungsbuch findet man es nicht), wenn auch diese Böhmersche Schreibung (*e le ment*) von Suchier in Zs. II, 300 Anm 2 gelobt wurde; hat d ch Suchier selbst sie später in seiner Geschichte d. frz. Literatur S. 101 nicht befolgt. Im Glossar ist dann allerdings wieder *element* aufgeführt und mit 'force' übersetzt, und es heißt dann nur in einer folgenden Klammer: ou corr. *e la ment*. Daß man sich das *perchoinded* der Passion 113 zu *precoided* geworden denken solle, wie das Glossar will, ist trotz des *precuidat* von Paris' Text nicht annehmbar. Das in der Hs. des Leodegar V. 121, 123 stehende *den* gibt das Glossar richtig mit 'puis', 'alors' wieder, aber es ist nicht in der Ordnung, daß das doch im zurechtgemachten Texte stehende *donc* (G Paris) nicht einmal erwähnt wird.]

Walberg, E., Date de la composition des recueils de Miracula Sancti Thomae Cantuariensis dus à Benoît de Peterborough et à Guillaume de Cantorbéry. S.-A. aus Le Moyen Age 2e sér, t. XXII (1920). Paris, Champion. 18 S. [Dieser Artikel, der auf einer schon in den Studier i modern språkvetenskap utg. av Nyfilologiska Sällskapet i Stockholm VII (1920) veröffentlichten Studie beruht, kommt in überzeugender Beweisführung zu dem sicheren Ergebnis, daß die ersten 3 Bücher der Miracula S. Thomae des Benedikt v. Peterborough i. J. 1173 verfaßt und veröffentlicht worden sind, während das 4. Buch, das einige im Ausland geschehene Wunder behandelt, frühestens aus d. J. 1179 herrührt. Die ersten 5 Bücher der Miracula des Wilhelm von Canterbury wurden 1172 begonnen und zwischen dem 1. Januar 1174 und 18. Oktober 1175 vollendet; das 6. Buch ist nachträglich hinzugefügt und wurde frühestens 1178 oder 1179 geschrieben.]

Bertoni, G., Maria di Francia. S.-A. aus der Nuova Antologia 1. Sett. 1920, S. 1—13.

Stüwe, E., Die französischen Lehnwörter und Namen in der mittelgriechischen Chronik von Morea. Rostocker Diss. (gekrönte Preisschrift) 1920. XII, 168 S.

Schürr, Fr., Das Aufkommen der *matière de Bretagne* im Lichte der veränderten literarhistorischen Betrachtung. S.-A. aus der German.-Roman. Monatsschrift XXI, 96—108. 1921.

Der altfranzösische Prosa-Alexanderroman nach der Berliner Bilderhandschrift nebst dem lateinischen Original der Historia de Preliis (Rezension J^2), hg. von A. Hilka. Festschrift für C. Appel zum 17. Mai 1917. Mit zwei Lichtdrucktafeln. Halle, Niemeyer 1921. L, 290 S. M. 50. [Wir erhalten hier zunächst eine genaue Beschreibung der guten, aus der 1. Hälfte des 14. Jahrhunderts stammenden Berliner Hs. der Hamilton-Sammlung. Die Abfassungszeit des Prosaromans selbst dürfte die 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts sein. Da eine Ausgabe des Werkes nach allen Hss. der Zeitverhältnisse wegen nicht möglich war, so hat H. hier in dankenswerter Weise den Berliner Text zum Abdruck gebracht, doch sind auch andere Hss. wenigstens zur Vergleichung herangezogen worden. Der Herausgeber tut dar, daß der Roman nichts anderes als eine getreue Übersetzung der zweiten Redaktion von Leo's 'Historia de preliis' ist, nicht ohne längere Zusätze und Ausschmückungen, und wir bekommen auch über die P. Meyer ganz entgangenen Berührungen mit dem Alexandrinerroman erwünschten Aufschluß. Über die 'Historia de preliis' selbst, mit deren kritischer Ausgabe H. beschäftigt ist, werden wir des weiteren in ausführlicher und lichtvoller Darstellung unterrichtet. Da das Interesse der Publikation vornehmlich im Stoffgeschichtlichen ruht, so sind Bemerkungen zum Texte, der übrigens keine sonderlichen Schwierigkeiten darbietet, vielleicht wenig angebracht, doch sei auf ein paar Stellen hingewiesen. *La mort* (S. 31 Z. 33) wird schwerlich das Ursprüngliche

sein, während *le terme* von BNat. 1418 vollauf befriedigt. S. 32 Z. 5 schreibe *dessus* für *dessous*. S. 39 Z. 1—2 sind nicht verständlich; Z. 21 ist das Pronomen der 3. Person, das allerdings auch die lateinische Vorlage aufweist, recht merkwürdig; ob es richtig ist, wegen des lateinischen *erubescis* das *tu mas vergoignie* der Hs. in *tu n'as vergoigne* zu ändern, erscheint fraglich. Hinter *païs* (S 97 Z. 6) dürfte kaum etwas ausgefallen, also ein † kaum berechtigt sein. S. 200 Z. 24 konnte das Handschriftliche stehenbleiben. Von Druckfehlern ist mir nur 'geschwungen' (S. VI) für 'gezwungen', die falsche Ziffer 30 in der Variantenausgabe auf S. 36 und *sans* (S. 231 Z. 4) für *saus* aufgefallen.]

Melander, J., La locution *il y a*. S.-A. aus Studier i modern språkvetenskap utg. av nyfilologiska sällskapet i Stockholm. VIII, 59—70. Uppsala 1921. [In dieser kleinen syntaktischen Untersuchung, die eine durchaus nicht ganz einfache Einzelerscheinung behandelt, wird zunächst betont, daß das *i* von *il i a* in den ersten Jahrhunderten des Altfranzösischen noch seine volle Kraft und Bedeutung hatte. Das ist im allgemeinen richtig, nur war des häufigen *tel i a, tels i a* zu gedenken. Diese Wendung zeigt *i* ohne Bezug auf einen bestimmten Ort, und sie darf wohl zu jenen Fällen gestellt werden, wo schon in der guten Zeit *i* nur auf einen sehr allgemeinen Vorstellungskomplex gehen kann, so Chanç. de Guillaume 714 (S. 66 erwähnt), vielleicht das älteste Beispiel dafür, so Löwenritter 1062 usw. Verfasser prüft sodann aufmerksam und zumeist mit gutem Ergebnis einzelne Stellen aus verschiedenen älteren Denkmälern, an denen vielfach ein *i* erst durch Konjektur der Herausgeber erwachsen ist. Im Moniage Guillaume 2102—3 (*dessous un arbre foillu et verdoiant Une riviere i ot bele et corant*) empfiehlt es sich, die Interpunktion Cloëtta's zu belassen, und hier sowie in Berouls Tristan 137 (*ou nen i ot un d'eus tot sous*) frühe Beispiele für die pleonastische Verwendung von *i* bei voraufgegangener adverbialer Ortsbestimmung zu sehen. In letzterer erkennt Verfasser, wenn ich ihn recht verstehe, den alleinigen Ausgangspunkt für den Gebrauch des modernen *il y a*, doch will es mir scheinen, daß die obenerwähnten Fälle mit kaum fühlbarer Beziehung ebenfalls zur Erklärung heranzuziehen seien. Bei der Literatur wäre übrigens ein Hinweis auf Mätzners Syntax I, 374 nicht ganz überflüssig gewesen.]

Tobler, A., Vermischte Beiträge zur französischen Grammatik. Erste Reihe. Dritte vermehrte Auflage. Leipzig, Hirzel, 1921. 315 S. M. 30. [Wesen und Bedeutung von Toblers Arbeiten über die französische Syntax, die in den fünf Reihen der VB. niedergelegt sind, haben s. Zt. durch Morf im Literaturblatt VIII, 211 und namentlich Ebeling eb. XIX, 275—7 (vgl. auch XXIII, 18) eine treffende Kennzeichnung erfahren, doch ist es auch jetzt noch, und vielleicht gerade jetzt, angebracht zu betonen, daß Toblers Methode als vorbildlich für syntaktische Forschung überhaupt zu gelten hat: Sorgsamkeit und Behutsamkeit in der Prüfung des gesammelten Materials, Deutungsversuch der Erscheinungen erst bei einem gewissen festen Boden, der keineswegs Eigenartigkeit der Gedanken und Kühnheit der Kombination ausschließt Natürlich nicht, als ob alles von T. Vorgetragene unanfechtbar dastünde; gerade von seinen Schülern ist manches bestritten und zum Teil mit Erfolg anders erklärt worden — nach G. Paris bekanntlich das glänzendste Zeugnis für die Trefflichkeit des Lehrers —, aber auch da, wo wir widersprechen zu müssen glauben, ist es immer lehrreich, den Weg zu betrachten, auf dem T. zu seinem Ergebnis gelangt. Die von Rudolf Tobler besorgte Neuauflage der ersten Reihe ist für Studierende und Fachgenossen um so erwünschter, als die 2. Auflage (1902) schon seit 1914 vergriffen war und als die in das Handexemplar bis zum J. 1910 eingetragenen Zusätze, die ein Plus von 8 Druckseiten ergeben haben, verwertet sind. — Für Einzelheiten ist hier wenig Raum, doch seien ein paar Punkte vorgebracht, die

zum Teil mit den eben erwähnten Zusätzen zusammenhängen. In Nr. 14 sagt T. wohl mit Recht, daß die Beispiele mit Fortbleiben eines *-ment* beim ersten weiblichen Adjektiv im Altfranzösischen nicht sicher seien; dazu stimmt es auch, daß dies im Provenzalischen sehr selten vorzukommen scheint, wenigstens ist mir nur eine Stelle bekannt, die im 'Livre des privilèges de Manosque' ed. Isnard et Chabaneau S. 107 steht: *quieta e pacificamentx*, und auf die Chabaneau S. LXXXI auch besonders aufmerksam macht. Es heißt dann weiter S. 105: 'sicherer sind die Beispiele des Wegbleibens eines *-ment* beim zweiten weiblichen Adjektiv, namentlich provenzalische', und es wird eine Anzahl provenzalischer Stellen angeführt. Hier vermißt man eine Bezugnahme auf Diez, Gr. II, 463 und Et. W. S. 210, der schon *cruelmen et amara* und *sanctament e devota* beigebracht hatte, und desgleichen auf Suchier, Denkm. 383 Z. 11 mit *devotamens he umil* (s. Anm.); dagegen überrascht ein widerspruchsloser Hinweis auf Meyer-Lübke, Gr. II § 620, und zwar deshalb, weil letzterer gerade die altfranzösischen Beispiele, die T. als zweifelhaft bezeichnet hatte, als sicher hinstellt, darunter gewiß mit Unrecht Rol. 1163 *humle e dulcement*, das keine Handschrift aufweist, während er vom Provenzalischen gar nicht spricht. — In Nr. 20 wird S. 139 gleichfalls Meyer-Lübke, und zwar mit seinem Beitrag in der Germ.-roman. Monatsschrift I, 68 (1909) angezogen, aber auch hier scheint T. nicht mehr zu näherer Durchprüfung gekommen zu sein, denn sonst würde er, glaube ich, die plausible Deutung von Meyer-Lübke (*coquine de Toinette* eine Anbildung an *fripon de valet*) angenommen und dem wenigstens in einer Anmerkung Ausdruck gegeben haben. — Die unter Nr. 37 für das 'Futurum exactum an Stelle des Perfektum präsens' beigebrachten Beispiele geben, wiewohl etwas vermehrt, noch immer keine rechte Vorstellung von der großen Häufigkeit jenes Gebrauches. Den schon früher von mir hinzugefügten Stellen sei noch eine Reihe weiterer angeschlossen, für die ich der Kürze halber nur den Fundort angebe: Merangis 3627, Barl. u. Jos. 5852, Folque de Candie 1434, 3187, 4740, 5782, 5990, Raynaud, Bibliogr. d. chans. Nr. 728 und 1640, Cercamon IV, 12, A. de Marueil bei Chabaneau, Poés. inéd. d. troubad. du Périgord S. 21 V. 19, MG. 112 V. 1—2, sowie weitere im Archiv 136, 333 von mir zusammengestellte provenzalische Beispiele, an denen keine Maß- und Zeitbestimmung dabeisteht.]

Zipper, H., Jean de la Chapelle. Bonner Diss. 1920. 173 S.

Neubert, Fr., Einleitung in eine kritische Ausgabe von B. de Maillets 'Telliamed' ou Entretiens d'un philosophe indien avec un missionnaire français. Ein Beitrag zur Geschichte der französischen Aufklärungsliteratur. Romanische Studien, Heft 19. Berlin, Ebering, 1920. 215 S. [Es ist gut, daß nunmehr ein Philologe die Herstellung eines kritischen Textes des Telliamed in Angriff nimmt, nachdem auch die biologische Forschung dem Werke neuerdings Aufmerksamkeit geschenkt hat. Die Überlieferungsverhältnisse liegen gar nicht einfach, da stark voneinander abweichende Drucke mehreren Handschriften entgegenstehen. Alles Nähere darüber erfahren wir in der vorliegenden sorgfältigen Untersuchung; im übrigen sehe man des Verfassers Aufsatz im Archiv 141, 79 ff.]

Krüger, G., Französische Synonymik nebst Beiträgen zum Wortgebrauch. Lieferung 1—6. Dresden u. Leipzig 1921, C. A. Kochs Verlagsbuchhandlung. 624 S. [Das vorliegende, auf 12 Lieferungen zu je 10 M. berechnete Werk war schon fertiggestellt, als die Katastrophe über Deutschland hereinbrach und die Drucklegung nicht erfolgen konnte. Es ist dem Verlage sehr zu danken, daß er wenigstens jetzt dieselbe in Angriff genommen und schon zur Hälfte gefördert hat. Von dem Verfasser der 'Schwierigkeiten des Englischen' war auch für das Französische nur Gutes zu erwarten, und so finden wir denn auch die gleiche Genauigkeit, Sachkenntnis und praktische Anlage vor. Kr. wird sich in der Schlußlieferung eingehend über sein Werk äußern, und wir werden dann Gelegenheit nehmen, auf das Ganze zurückzukommen.]

Diesterwegs Neusprachliche Reformausgaben:

Nr. 47. G. Flaubert, Deux contes annotées par Ch. Robert-Dumas. Frankfurt a M., Diesterweg, 1921. 69 S. M. 2,50. Wörterbuch dazu M. 1.

Nr. 49 Contes et anecdotes annotées par Ch. Robert-Dumas. 1921. 51 S. Wörterbuch dazu M 2.

Nr. 51. J. Fabre, Jeanne d'Arc annoté par J. Stehling. 1921. 32 S. M. 3,20.

Schüler-Hilfen Nr. 7: Reger, H., Unterlagen zur gründlichen Einübung und Wiederholung der Konjugation und Rektion der regelmäßigen und unregelmäßigen Verben. Bamberg, Buchners Verlag, 1921. 24 S. M. 1,80. — Nr. 8: Ulmer, H., Die Beugung der französischen Verben übersichtlich gemacht. 2. Aufl. Bamberg, Buchners Verlag, 1921. 7 S. M. 0,60.

Provenzalisch.

Schultz-Gora, O., Provenzalische Studien. II. Schriften der Straßburger Wissenschaftlichen Gesellschaft in Heidelberg. Neue Folge, 2. Heft. Berlin u. Leipzig, Vereinigung wissenschaftlicher Verleger, Walter de Gruyter & Co., 1921. S. 104—153.

Italienisch.

Spitzer, L., Italienische Kriegsgefangenenbriefe. Materialien einer Charakteristik der volkstümlichen italienischen Korrespondenz. Bonn, Hanstein, 1921. 305 S. M. 20.

Spitzer, L., Die Umschreibungen des Begriffes 'Hunger' im Italienischen. Stilistisch-onomasiologische Studie auf Grund von unveröffentlichtem Zensurmaterial (Beihefte zur Zeitschrift f. roman. Philologie Nr. 68). Halle, Niemeyer, 1921. 345 S. M. 36.

Dantes Paradies, übersetzt von A. Bassermann. München und Berlin, Oldenbourg, 1921. VIII, 474 S. Geb. M. 60.

Schneider, Fr., Lectura Dantis. Als Ms. gedruckt, 1920. 31 S. [Willkommene Analyse der Vorträge, welche seit dem Februar 1916 in den verschiedenen Städten Italiens über Dante und seine Werke von einer Anzahl italienischer Gelehrten gehalten wurden, und Bericht über die Vorbereitungen in Italien zur Dante-Feier 1921. Auch über die *Tedesche furchi*, die nicht zur Ruhe kommen wollen, wird ausführlich gesprochen Dazu sei bemerkt, daß schon geraume Zeit vor Sacerdotes Äußerung in der 'Tribuna' Bressa im Giornale Dantesco XVIII (1911) die Meinung vertrat, daß *tedeschi furchi* zu schreiben und 'deutsche Lurche' zu verstehen sei, eine Meinung, die schon an der Tatsache scheitert, daß das deutsche Wort 'Lurch' viel zu jungen Datums ist, s. die Wörterbücher von Grimm und von Sanders; erst L. Oken hat in seiner 'Allgemeinen Naturgeschichte' (1833 ff.) den Ausdruck in die Naturwissenschaft eingeführt und ihn synonym mit Amphibien, aber noch nicht speziell mit Fröschen gebraucht.]

Spanisch.

Revista de filología española, Directór: Ramón Menéndez Pidal. Madrid. VII, cuadernos 3 y 4, Julio—Diciembre 1920 [R. Menéndez Pidal, Sobre geografia folklórica. Ensayo de un método. — J. Jud, Acerca de 'ambuesta' y 'almuerza'. — M. de Unamuno, Contribuciones a la etimología castellana. — E Diaz-Jiménez y Molleda, Clemente Sánchez de Vercial. — Miscelánea: W. Meyer-Lübke, *Cillérveda*. — J. Jud, *Esperiejo*. — A. C. y A. Steiger, *Fraxada, frexada*. — E. Buceta, La opinión de Blasco White acerca del autor de 'La Celestina'. — A. C., Acerca de 'El Diablo Mundo' de Espronceda. — E. Buceta, Más sobre 'Noruega, simbolo de oscuridad'. — A. Steiger, 'Frisa'. — A. Steiger, Más sobre **bŏbīnīca*. — T. Navarro Tomás, Datos

antiguos sobre pronunciación asturiana. — A. C., *Vino judiego.* — Notas bibliográficas. — Análisis de revistas. — Bibliografía. — Noticias].

Lenz, R., Las partes de la oración. Madrid, Junta para ampliación de estudios. 530 S.

Teatro antiguo español. Textos y estudios III: Luis Vélez de Guevara, El Rey en su imaginación p. p. J. Gómez Ocerín. Madrid, Junta para ampliación de estudios. 156 S.

Wagner, M. L., Die Romantik im lateinischen Amerika. S.-A. aus 'Internat. Monatsschrift f. Wissenschaft, Kunst und Technik' 15. Jahrg., 2, 1920. Sp. 193—222.

Spitzer, L., Sobre la formació de les paraules onomatopeiques en català. Extret del Butlletí de dialectologia catalana VIII. 11 S. Barcelona, 1921.

Spitzer, L., Lexikalisches aus dem Katalanischen und den übrigen iberoromanischen Sprachen. Biblioteca dell'Archivum Romanicum' Serie II, Linguistica, Vol. I. Genève, Olschki, 1921. 162 S. Gr.-8°. [Nicht weniger als 202 Nummern umfassende Abhandlung voller Gelehrsamkeit und erstaunlich reiches Material darbietend. Hier sei nur auf einen Punkt eingegangen. Nachdem S. 85 auf das altkatal. *la us* aufmerksam gemacht ist, wird auch auf das provenz. *läus* hingewiesen (so schreibt man am besten mit Appel, Chr. 59, 13), und dann wird der Vergleich Appels mit *laupart* und *Daudé* (Chr. S. XVI) mit der Begründung abgelehnt, daß hier doch *e-o*, dort *o-ü* (oder *u*) vorliege. Appel hat wohl die Artikelform *le* im Auge gehabt, die er auch namhaft macht, und dann hätten wir *e-u*, aber aus einem anderen Grunde halte ich diesen Vergleich nicht für besonders glücklich, weil wir es nämlich in *laupart*, *Daudé* u. a. immer mit zwei vortonigen Silben zu tun haben, welche Vortonigkeit und daher schnelleres Sprechtempo es beiläufig erklären, daß der Sprechende die deshalb unbequeme Hebung der Vorderzunge unterläßt, weil er gleich nachher die Hinterzunge heben muß. Darauf heißt es weiter bei Sp.: 'Daher wird offenbar in dem Paar *l'us-l'altre*, phonetisch *l'üs-l'altre*, die Gleichheit von Anlautkonsonanten und darauf folgendem Vokal (*la-*), zugleich die der Silbenzahl hergestellt worden sein, zugleich auch wie Jeanroy und Teulié in der Ausgabe der Mystères provençaux Einl. XXXIX (ähnlich Coulet RLR 45, 379) nach Chabaneaus Muster nahelegen, *cadaú* (= *cata unus*) auf *la u* gewirkt haben. *Lo u* ist dann eine jüngere logische Korrektur der grammatischen Unstimmigkeit eines *la u*. Bezeichnend, daß auch *lla una* "die eine" vorkommt nach *cada una* (Iventar Beçets I, 50).' Zunächst kann man m. E. getrost *cadaú*, das zuerst Chabaneau, Deux mss. prov. S. 166 ins Feld geführt hat, beiseite lassen, denn *l'autre* (nicht *l'altre*, wie Sp. schreibt) genügt allein, um das besonders im Languedoc heimische *läus* zu erklären, indem fast überall (zwei Ausnahmen hat Levy im Ltrbl. XII, 90 beigebracht) da, wo *läus* erscheint — ich verweise noch auf die zahlreichen Stellen im Navarrakrieg 1146, 1147, 1155, 3078, 3082, 3092, 3177, 3299, 3389 usw. — auch *l'autre* dabei ist. Sp. vermeidet zwar den Fehler, nach dem Vorgange von anderen zu sagen, daß *la us* für *lo us* eingetreten wäre (wo fände sich ein *lo us* belegt?); er geht richtig von *l'us* aus und bezeichnet treffend heute in Barcelona zu hörendes *lo un* als eine 'jüngere logische Korrektur', aber seine nähere Erklärung des Vorganges, die übrigens, wenn sie richtig wäre, ein starkes Argument gegen die Aussprache von *u* als *ü* darstellen würde, erregt doch Bedenken, denn bei alleiniger Einwirkung von *l'autre* auf *l'us* würde man ein einsilbiges *laus* erwarten, also dasselbe *au*, das in *l'autre* vorliegt, während mit alleiniger Ausnahme von Seneca, Bartsch, Dkm. 209, 29 überall zweisilbiges *läus* erscheint, und so schon bei Wilhelm von Poitiers ed. Jeanroy I, 13 (*läuns*). Es wird also noch etwas anderes im Spiele sein, und da, meine ich, wird man auf Diez, Gr. II, 451 A. I zurückzugreifen haben, der auf das Femininum *la una* hinweist. Bekanntlich unterbleibt die Elision bei *la* gar nicht so

selten, und so finden wir denn gerade bei Wilhelm IX zweimal *la una* (V, 19, 37), ferner Appel, Chr. 115, 292; 124, 13, 23. Katal. *lla una* erachte ich daher als in diesem Sinne bezeichnend, nicht etwa weil es nach *cada una* erwachsen ist (s. oben). Wie man also *la una* (— *l'autra*) sagte, so sagte man unter dem Einfluß von *l'autre* auch *läun* und dann im Nom. *läuns, läus*.]

Rumänisch.

Betzinger und Kurth, Rumänische Sprachbrücke. Leipzig, Holtzes Nachfolger, 1920. 49 S. M. 3,60.

Varia.

Willen und Leben XIV, 8. 1921. Zürich, Füßli.

La Ronda, Letteraria mensile II, 10—11. Ottobre—Novembre 1920.

Wendel, H., Aus dem südslawischen Risorgimento. Gotha, Perthes, 1921. 199 S. M. 14.

Cartellieri, Alex., Philipp II August, König von Frankreich. Band IV, I. Teil: Philipp August und Johann ohne Land (1199 -1206). Leipzig, Dyksche Buchhandlung, 1921. 255 S. [Nicht nur der Historiker, sondern auch der Romanist wird diese Fortsetzung des schönen Werkes mit Freude begrüßen. Dieselbe Berücksichtigung der auf Philipp August Bezug nehmenden Trobador- und Trouveredichtung sowie die gute Kenntnis der einschlägigen Fachliteratur, die schon die ersten Bände ausgezeichnet hatten, erfreut auch hier wieder. Eine Bemerkung zu S. 72—3 sei dem Romanisten gestattet. Es ist dort davon die Rede, daß es eine ganze Weile dauerte, bis die Lusignans und ihre Anhänger sich rührten, als Johann ohne Land die Isabella von Angoulême ihrem Bräutigam entrissen hatte, und dann heißt es: 'Für eine Tat, die er in Liebesleidenschaft für ein schönes Mädchen begangen hatte, mußten sie Verständnis haben, denn alle standen sie im Bannkreis der Troubadourdichtung.' Das Vorhandensein und Wirken eines solchen Motivs, wie des letzteren, kann schon deshalb nicht als glaublich angesehen werden, weil ja die Trobadors verheiratete Damen besangen und eine leidenschaftliche Liebe zu einem Mädchen nirgends bei ihnen zum Ausdruck kommt.]

Ich suche zu kaufen:

Bibelausgaben in allen Sprachen bis ca. 1580, Katechismusausgaben, katholisch und protestant., bis ca. 1550 — Ablaßbriefe — Frühe Landkarten und Erdgloben — Holzschnitt- und Kupferstichbücher — Alte Spielkarten — Kupferstiche und Holzschnitte aus früheren Jahrhunderten. — Liturgien, Breviere, Meßbücher usw. — Einblattdrucke, Lieder des XV.—XVIII. Jahrhunderts, einzeln und in Sammlungen — Handschriften und Urkunden mit und ohne Malereien — Inkunabeln — Alte Flugblätter — Sprichwörterbücher — Werke mit farbigen Illustrationen — Literar. Zeitschriften des XVIII. und XIX. Jahrh. — Deutsche Literatur des XV. bis XIX. Jahrhunderts — Spanische Bücher und Manuskripte — Flugschriften, literarische u. historische — Silhouetten — Neuzeitliche Vorzugsdrucke — Schöne Einbände — Englische und französische Bücher — Stammbücher des XVI. bis XVIII. Jahrhunderts — Zeitungen des XVI. Jahrhunderts — Seltene Bücher jeder Art, einzeln sowie ganze Bibliotheken — Familienarchive — Sport- und Jagdbilder von Ridinger und andern Meistern — Angebote erbeten an

Martin Breslauer

Verlagsbuchhändler und Antiquar

Versteigerungsstelle

Berlin W 8

Französische Straße Nr. 46 I

Fernsprecher Amt Zentrum 8723

Jedes
Angebot wird **umgehend** erledigt

ARCHIV

FÜR DAS STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN UND LITERATUREN

BEGRÜNDET VON LUDWIG HERRIG

HERAUSGEGEBEN VON

ALOIS BRANDL UND OSKAR SCHULTZ-GORA

76. JAHRGANG, 143. BAND
DER NEUEN SERIE 43. BAND

BRAUNSCHWEIG UND BERLIN
DRUCK UND VERLAG VON GEORG WESTERMANN
1922.

Inhalts-Verzeichnis des 143. Bandes

der neuen Serie 43. Bandes

Abhandlungen

	Seite
Karl Spieß, Die deutschen Balladen von Wassermanns Braut und Wassermanns Frau	1
Hermann Schneider, Der Mythus von Thor	165
Karl Strecker, Aldhelms Gedichte in Tegernsee	177

F. Liebermann, Shakespeare als Bearbeiter des *King John*. II.	17
Hans Roloff, Zu Fords Neudruck von Brights Stenographiesystem 'Characterie' 1588	47
G. C. Moore Smith, Edmund Withypoll	183
F. Liebermann, Shakespeare als Bearbeiter des *King John*. III. (Schluß)	190
Albert Ludwig, Französische Miltonforschung	204
Julius Hirschberg, Wirkliche oder scheinbare Entlehnungen aus Shakespeare's Dramen	209

A. Götze, Die Chronologie der Briefe der Frau von Staël. 2. Teil	52
Heinrich Gelzer, Zum Problem 'Erlebnis und Dichtung'	79
Walther Suchier, Tierepik und Volksüberlieferung	223
Werner Mulertt, Lyrische Monologe in den Dramen P. Corneilles und seiner Zeitgenossen. I.	237

Kleinere Mitteilungen

Zu den Jagdlehrbüchern des Mittelalters. Von F. Liebermann	87
Althochdeutsche Glossen. Von F. Liebermann	87
Zu Heines Streit mit Platen. Von Erich Loewenthal	247
Heine und Döllinger. Von Erich Loewenthal	247

Zum Notfeuer. Von F. Liebermann	87
Zur Geschichte der Ortsnamen-Etymologie. Von F. Liebermann	87
Bresslaus Forschung zur Angelsächs. Urkunde. Von F. Liebermann	87
Zu Beowulf v. 770. Von F. Liebermann	247
'Speer' figürlich für 'Blutrache'. Von F. Liebermann	248
Altenglisches Blut am Plantagenethofe. Von F. Liebermann	248
Altenglands Kammer und Halle. Von F. Liebermann	248
Urkunden in spätestem Westsächsisch. Von F. Liebermann	249
Zu Waces Roman de Rou. Von F. Liebermann	249
Das me. Schulwesen. Von A. Brandl	249
Sidney's Arcadia als Quelle für 'Cymbeline'. Von Erna Buchin	250
Shakespeare und die italienische Renaissance. Von A. Brandl	252
Shakespeare und Fulke Greville. Von A. Brandl	252
Ein biographisches Drama 'Shakespeare'. Von Albert Eichler	252
Matthew Prior. Von F. Liebermann	254
Zu Shakespeare und Walter Scott. Von A. Brandl	254
Zu Byrons 'Childe Harold' und Astarte. Von A. Brandl	255
Zur Geschichte des englischen Briefstils. Von Karl Brunner	256

Textkritische Bemerkungen zu Bertran de Born. II. Von E. Levy †	89
Zur Biographie von Arnaut Daniel. Von S. Singer	98
Germ. *Markolf* und Verwandtes im Romanischen. Von Richard Riegler	99
Frz. *aubour* 'Goldregen'. Von O. Schultz-Gora	101
Zu Gonzalo de Berceo. Von Ludwig Pfandl	103
Nochmals zu sp. *nava* und lat. *novalis*. Von Josef Brüch	105
Zu Archiv 41, 111 ff. Von L. Spitzer	106
Les sept ars d'amours des dant Faber. Von Alfons Hilka	258
Randnoten zu Emil Levys provenzalischen Wörterbüchern (Nr. 23—46). Von Adolf Kolsen	264
Noch einmal afrz. *berserez*. Von O. Schultz-Gora	268
Das Imperfekt auf *-or* im lothringischen Französisch. Von Wilhelm Horn	270
Zur *Bibliographie des voyages en espagne*. V. Von Ludwig Pfandl	271
Ital. *rappa* 'Büschel' und *grappo, grappolo* 'Traube'. Von Josef Brüch	273

Sitzungsberichte der Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen für das Jahr 1921	108
Verzeichnis der Mitglieder der Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen, Januar 1922	117

Beurteilungen und kurze Anzeigen

Seite

Carl Beck, Gottfried Kellers Sieben Legenden. (Helene Herrmann) 277
Hans Heinrich Borcherdt, Augustus Buchner und seine Bedeutung für die deutsche Literatur des 17. Jahrhunderts. (Albert Ludwig) 121
Werner Deetjen, Sie sollen ihn nicht haben! Tatsachen und Stimmungen aus dem Jahre 1840. (Albert Ludwig) 121
Walter Harich, E. T. A. Hoffmann, Das Leben eines Künstlers. (Albert Ludwig) . . 121
P. Leuzinger, Balladen und Romanzen in der Schweiz vor Conr. Ferd. Meyer. (Albert Ludwig) 121
Wolfgang Liepe, Elisabeth von Nassau-Saarbrücken. Entstehung und Anfänge des Prosaromans in Deutschland. (Albert Ludwig) 121
Harry Maync, Detlev von Liliencron. Eine Charakteristik des Dichters und seiner Dichtungen. (Albert Ludwig) 121
Friedrich Neumann, Geschichte des neuhochdeutschen Reimes von Opitz bis Wieland (A. Hübner) 275
Die deutschen Pergamenthandschriften Nr. 1—200 der Staatsbibliothek in München, beschrieben von Erich Petzet. (A. Hübner) 276
Hermann Schneider, Uhlands Gedichte und das deutsche Mittelalter. (A. Hübner) . . 275
Adolf Trendelenburg, Zu Goethes Faust. Vorarbeiten für eine erklärende Ausgabe. (Albert Ludwig) 121
Oskar Walzel, Friedrich Hebbel und seine Dramen. Ein Versuch. 2. Aufl. (Albert Ludwig) 121
Ludwig West, Martin Greifs Jugenddramen. (Albert Ludwig) 121

Christianopolis, an ideal state of the 17th century, translated from the Latin of J. V. Andreae with an historical introduction by F. E. Held. (A. Brandl) 288
Margaret L. Bailey, Milton and Jakob Boehme, a study of German mysticism in 17th century England. (A. Brandl) 288
Tannhäuser and the Mount of Venus, a study in the legend of the Germanic paradise by Ph. St. Barto. (A. Brandl) 288
Otto Baumgarten, Religiöses und kirchliches Leben in England. (Walter Hübner) . . 283
Albert St. Cook, The possible begetter of the Old English *Beowulf* and *Widsith*. (F. Liebermann) 281
Charles H. Firth, Sir Walter Raleigh's History of the world. (F. Liebermann) 147
Hans Hecht, Robert Burns. Leben und Wirken des schottischen Volksdichters. (Wilhelm Dibelius) 292
F. E. Held, s. J. V. Andreae
C. H. Herford, Shakespeare's treatment of love and marriage and other essays. (A. Brandl) 286
F. G. Kenyon, International scholarship; presidential address delivered at the annual meeting of the British Academy June 21, 1920. (F. Liebermann) 296
E. Kruisinga, A Handbook of present-day English, vol. 1: *English sounds*, 3. Aufl. (Alfred Ehrentreich) 138
Arthur F. Leach, Some results of research in the history of education in England. (F. Liebermann) 147
Hermann Levy, Die englische Wirtschaft. (A. Brandl) 282
Lawrence Marsden Price, English > German literary influences. Bibliography and survey. Part I: Bibliography. Part II: Survey. (F. Schönemann) 142
Kurt Schroeder, Platonismus in der englischen Renaissance vor und bei Thomas Eliot nebst Neudruck von Eliots *Disputacion Platonike* 1533. (Albert Ludwig) 285
Erich Schwebsch, Schottische Volkslyrik in James Johnsons The Scots Musical Museum. (Hans Hecht) 131
Charles Singer, Early English magic and medicine. (F. Liebermann) 146
G. M. Trevelyan, Englishmen and Italians; some aspects of their relations past and present. (F. Liebermann) 148
G. M. Tucker. American English. (Georg Kartzke) 297

Anuari de l'Institut d'Estudis Catalans. (F. Krüger) 307
Eine gereimte altfranzösisch-veronesische Fassung der Legende der heiligen Katharina von Alexandrien, hg. von H. Breuer. (H. Gelzer) 154
Violets Schulausgaben spanischer Schriftsteller. Nr. 1: D. Antonio de Trueba, Cuentos de vivos y muertos, bearbeitet von Carl Dernehl. (Leo Spitzer) 161
Lucien Foulet, Le Roman de Renard. (Walther Suchier) 149
W. Gottschalk, Lat. 'audire' im Französischen. (Leo Spitzer) 155
Rudolf Großmann, Spanien und das elisabethanische Drama. (Ludwig Pfandl) . . . 159
H. Hatzfeld, Paul Claudel und R. Rolland. (Victor Klemperer) 309
Eine altfranzösische Fassung der Johanneslegende, hg. von A. Huber. (H. Gelzer) . . 154
Walther de Lerber, L'influence de Clément Marot au XVIIme et XVIIIme siècle. (Victor Klemperer) 304
Fritz Mauthner, Der Atheismus und seine Geschichte im Abendlande. (Fritz Neubert) 162
Wolfgang Ochs, Die Bezeichnungen der 'Wilden Rose' im Galloromanischen. (Leo Spitzer)
A. Prein, Syntaktisches aus französischen Soldatenbriefen. (Leo Spitzer) 155
Friedrich Schürr, Romagnolische Dialektstudien. II. Lautlehre lebender Mundarten. (Berthold Wiese) 159
Leo Spitzer, Die Umschreibungen des Begriffs 'Hunger' im Italienischen. (Gerhard Rohlfs) 311

Seite

Aucassin und Nicolete. Kritischer Text mit Paradigmen und Glossar von Hermann Suchier. 9. Aufl. bearb. von Walter Suchier. (Alfred Schulze) 299
Ernestine Werder, Studien zur Geschichte der lyrischen Dichtung im alten Florenz. (Berthold Wiese) 158

Verzeichnis der bei der Redaktion eingelaufenen Druckschriften, mit folgenden kurzen Anzeigen:

Allgemeines

Eduard Spranger, Der gegenwärtige Stand der Geisteswissenschaften und der Schule . 314
Leo Wiener, Contributions towards a history of Arabico-Gothic culture, vol. IV: Physiologus studies 314

Neuere Sprachen

P. Haak, Die ersten französischen Shakespeare-Übersetzungen von La Place und Le Tourneur 318

Germanisch

T. Schönemann, Deutsche und amerikanische Romane 318

Skandinavisch

Fünf Geschichten von Ächtern und Blutrache, übertragen von A. Heusler und F. Ranke 318
Die Geschichte vom Goden Snorri, übertragen von F. Niedner. — Fünf Geschichten aus dem östlichen Nordland, übertragen von W. Ranisch und W. Vogt 319

Deutsch

S. Aschner, Geschichte der deutschen Literatur. Bd. I: vom 9. Jh. bis zu den Staufen. (A. B.) 319
Lesebuch zur Einführung in die ältere deutsche Dichtung, hg. von E. Schönfelder, R. Knieber und P. Müller 320
Josef Rühfel, Die drei Nornen, ein Beitrag zur germ. Mythologie mit besonderer Berücksichtigung süddeutscher Überlieferungen 320
Jahresbericht für neuere deutsche Literaturgeschichte, hg. von J. Elias, M. Osborn, W. Tabian, C. Enders, F. Leppmann, R. Schacht. (A. B.) 320
J. E. Voigt, The life and works of Mrs. Therese Robinson (Talvj) 321
G. W. Spindler, Karl Follen, a biographical study. A thesis 321
Kellers Werke, hg. von Max Nußberger. Kritisch-historische und erläuternde Ausgabe 321
Kürschners deutscher Literaturkalender auf das Jahr 1922, hg. von G. Lüdtke und E. Neuner 322
Alfred Klaar, Probleme der modernen Dramatik. (A. B.) 323

Englisch

Gustaf Stern, *Swift, swiftly* and their synonyms: a contribution to semantic analysis and theory 324
Erik Holmqvist, On the history of the English present inflections particularly *-th* and *-s* 325
Hedwig Lüdeke, Balladen aus alter Zeit, aus dem Altenglischen und Altschottischen übertragen. Mit einem Geleitwort von A. Brandl 325
Paul Marquardt, Das starke Partizipium Praeteriti im Me. 325
K. Oréans, Neuere Geschichte Englands; Entwicklung seiner Kultur-, Rechts-, Wirtschafts- und Staatengeschichte vom Mittelalter bis zum Weltkrieg, mit besonderer Berücksichtigung englischer Quellen dargestellt 325
Shakespeares Werke in Einzelausgaben: Macbeth, nach der Übersetzung Dorothea Tiecks bearbeitet von Hermann Conrad. — Othello, auf Grund der Übertragung Ludw. Tiecks übersetzt von Max J. Wolff. — Ein Sommernachtstraum, auf Grund der Übertragung A. W. Schlegels übersetzt von Max J. Wolff. — Verlorene Liebesmüh, unter Benutzung der Baudissinschen Übertragung übersetzt von Max J. Wolff. — Cymbelin, nach der Übertragung Dorothea Tiecks bearbeitet von Max J. Wolff. (A. B.) 326
Shakespeare, Troilus und Cressida. Übersetzung von Hans Rothe. — Wie es euch gefällt. — Macbeth 327
Shakespeare: Macbeth; Hamlet; with life of W. S.; review of the poetic drama in England, special introduction, and notes explanatory and critical, by an examiner under the Board of Intermed. Educ. (F. D. O'Byrne) 327
Georg Sylvester Viereck, Gedichte. Mit einer Einführung von Eduard Engel. (A. B.) . 328
Doris Steevens, Jailed for freedom 328
W. Swoboda, Lehrbuch der englischen Sprache für Mädchenlyzeen. III. Teil: A literary reader. 2. Aufl. von A. H. Brandeis und Th. Reitterer 329
Thomas Carlyle, A faithful friend of Germany. Eine Auswahl aus C.s Schriften für den Jugendgebrauch, hg. von Johanna Bube 329

Romanisch

G. Roethe, Gedächtnisrede auf Heinrich Morf 331
J. Brüch, Die Stämme *barr-, bar-* im Romanischen 331

Seite

Französisch

R. Zenker, Forschungen zur Artusepik, I. Ivainstudien 332
Kristian von Troyes, Cligès. Textausgabe mit Variantenauswahl, Einleitung und Anmerkungen hg. von W. Förster (Rom. Bibl. Nr. 1). Vierte verkürzte Auflage besorgt von A. Hilka 332
E. Winkler, Nachwort zum Roman von der Rose des Guillaume de Lorris, übersetzt von Fährmann-Gregor 333
E. Lorck, 'Die erlebte Rede'. Eine sprachliche Untersuchung 333
W. v. Wartburg, Französisches Etymologisches Wörterbuch. Eine Darstellung des gallo-romanischen Sprachschatzes. Lieferung Nr. 1 (*a* — **amaitja*) 333
Frieda Kocher, Reduplikationsbildungen im Französischen und Italienischen 334
Le Purgatoire de Saint Patrice du Ms. de la Bibl. nat. f. fr. 25545 p. pour la première fois p. Marianne Mörner 335
Les Proverbes de bon enseignement de Nicole Bozon p. pour la première fois p. A. Chr. Thorn 335
J. Pauli, Contribution à l'étude du vocabulaire d'Alphonse Daudet 336

Provenzalisch

Der Trobador Elias Cairel, hg. von Hilde Jaeschke 336
W. Mulertt, Über die Frage nach der Herkunft der Trobadorkunst 337

Italienisch

M. L. Wagner, Das ländliche Leben Sardiniens im Spiegel der Sprache. Kulturhistorisch-sprachliche Untersuchung 337

Spanisch

A. Zauner, Altspanisches Elementarbuch. 2. umgearb. Aufl. 338
Tirso de Molina, Comedia del burlador de Sevilla y convidado de piedra, hg. von A. Hämel 338
A. Ganivet, Spaniens Weltanschauung und Weltstellung 338
Methode Gaspey-Otto Sauer. Spanische Gespräche (Diálogos castellanos), ein Hilfsbuch zur Übung in der spanischen Umgangssprache von C. M. Sauer und W. A. Röhrich. Fünfte Auflage, neu bearbeitet von Dr. Richard Ruppert y Ujaravi 339

Rumänisch

Dacoromania, Buletinul 'Muzeului limbei române' condus de Sextil Puşcariu. Anul I . 339

Entgegnung (H. Mutschmann) und Antwort (S. B. Liljegren) 339

Die deutschen Balladen von Wassermanns Braut und Wassermanns Frau.

I.

Die Braut[1] wartet in banger Ahnung auf den Bräutigam. Sie hat es am Monde[2] gesehen, daß sie in einem Strome untergehen soll. Sie bittet die Mutter, sie möchte die Hochzeit noch ein Jahr lang aufschieben, womit diese nicht einverstanden ist. Indessen kommt der Bräutigam mit 54 Reitern[3] in den Hof geritten. Er begibt sich zu seiner Braut in die Kammer, welche ihm ihre bösen Ahnungen mitteilt. Bangen Herzens, mit der Erklärung, daß es Scheiden für immer sei, nimmt sie Abschied von Vater und Mutter, von Schwestern und Brüdern und dem ganzen Hausgesinde.

Als sie auf die Grunheide kommt, fliegen ihr Schwäne[4] entgegen, die sie wehmütig begrüßt mit der Erklärung, daß sie heute umkommen werde. Sie gelangen zur Brücke,[5] die über den großen Strom führt. Die Braut will nicht darüber. Um sie zu beruhigen, fährt der Bräutigam über die Brücke hinüber und herüber. Aber die Braut traut sich nicht, darüberzufahren. Er läßt die Brücke mit 54[6] Wagen befahren, dann von 54 Reitern bereiten, von 54 Läufern belaufen. Noch immer will die Braut nicht über die Brücke. Da faßt er sie bei der Hand und geht mit ihr über die Brücke. Wie sie in der Mitte sind, bricht ein Brett oder der Stein, auf den sie tritt, und sie fällt in den Strom.[7] Der Bräu-

---

[1] Um die Braut freien: Ein König M(ittler) 550; ein Edler M 549; ein Herr so reiche, Erk-Böhme 2d. Christinchen ist Braut des Königs: Reifferscheid, Westfäl. Volksl. 2. Der Wassermann als Freier: M 546, 547, 548.

[2] Am Monde M 547; an der Sonne M 548; am Himmel, Reifferscheid 2; an den Wolken M 549. Jedenfalls ist der Mond das Richtige. Nach ihm wird nach altem Volksbrauche der Hochzeitstag bestimmt. Man heiratet bei aufnehmendem Monde, am besten bei Vollmond. Die Braut wird den abnehmenden Mond gesehen und daraus ihr Schicksal, daß sie dem Schwarzen verfallen wird, abgelesen haben. Damit hängt wohl auch der Brauch zusammen, daß die Trauung vor 12 Uhr mittags stattfinden muß. Ist es 12 Uhr vorbei, so wird die Kirchenuhr zurückgestellt. Bis 12 Uhr ist der Tag aufnehmend und entspricht dem aufnehmenden Monde, von 12 Uhr an dem abnehmenden Monde. Die günstigste Zeit ist Schlag 12, dem Vollmonde entsprechend. In dem Märchen von der Wunderschönsten der Erde dringt der Held Schlag 12 durch allerlei Hindernisse — Symplegaden — in den Palast der Jungfrau ein und nimmt sie in Besitz.

[3] 24 M 549, 44 M 548 und Reifferscheid 2.

[4] Ein Schwan M 546, 547; zwei Schwäne M 548, 550; eine Herde Schwäne M 549.

[5] M 546: Vier Brücken; die erste Brücke ist mit Eisen beschlagen, die zweite mit Silber, die dritte mit Gold, die vierte Brücke ist falsch und bricht entzwei. [6] Die Zahl entspricht der der eingangs erwähnten Reiter.

[7] Die böse Schwiegermutter der Braut ist schuld an ihrem Tode. M 550: Sieben Mädchen ließ sie schon im Rheine untergehen. Der Bräutigam zürnt

tigam ruft nach einer Kette, um die Braut aus dem Strome zu ziehen, aber sie geht vor seinen Augen unter.[1]

Allgemein wird der Wassermann als der Bräutigam angesehen, der die Braut abholt und heimführt. Wozu wären aber die bösen Vorahnungen der Braut, wozu das umständliche Erproben der Brücke, wenn der Wassermann derjenige wäre, der sie heimführt? Mit seinem Erscheinen wäre ihr Schicksal schon besiegelt. Er würde sie ohne weitere Umstände in sein Reich führen, und die Erprobung der Brücke hätte keinen Sinn. Zudem läßt es das Lied als immerhin möglich erscheinen, daß die Braut dem dunklen Schicksal entgehe. Daraus folgt, daß es nicht der Wassermann ist, der die Braut heimholt. In den verschiedenen Fassungen wird ja auch angegeben, daß es ein König oder ein Ritter ist, dem sich das Mädchen verlobt. Freilich wird in anderen Fassungen wieder der Wassermann als der Freier angeführt. Nirgends allerdings ist er als derjenige ausdrücklich genannt, der die Braut heimführt. Im Augenblicke, da die Braut im Strome versinkt, fühlen wir, daß jetzt erst der Wassermann von ihr Besitz ergreift, gewissermaßen auf Grund eines alten Rechtes oder Vertrages, obwohl das nicht im Liede angeführt ist. Der Wassermann wird also auch als Bräutigam anzusehen sein, und wir hätten entsprechend dem Märchen von der falschen und rechten Braut hier eine Ballade vom falschen und rechten Bräutigam. Der rechte und vom Mädchen geliebte Bräutigam ist nach verschiedenen Fassungen ein König oder ein Edler. Daneben hat der Wassermann ein älteres Recht auf sie, das man mit Vergessenheit zu bedecken und der Braut auszureden sucht. Eine Erklärung fände dieses ältere Anrecht in der unbewußten Verpfändung des Mädchens im zarten Alter oder im Mutterleibe durch eines der Eltern, ein Zug, der in den Märchen ungemein häufig auftritt.[2] Es mag auch sein, daß der als Freier auftretende Wassermann früher einmal in kränkender Weise zurückgewiesen[3] und so seine Rache herausgefordert wurde.

Erst nach Würdigung dieser Beziehungen können wir die ganze Wucht dieser Schicksalstragödie im kleinen auf uns wirken lassen.

---

seiner Mutter, die den Tod seiner Braut verschuldet hat. Er kann demnach nicht gut der Wassermann sein. M 548: Die Mutter des Bräutigams ist ein wildes Wasserweib. Hier liegt offenbar eine Verwechslung mit der Gestalt des Wassermanns vor. Anspielung am Schlusse, daß seine Mutter am Tode der Braut schuldig sei. Möglicherweise ist hier eine andere Überlieferung — 'Die Mutter, die ihren Sohn heiraten will' — mit eingeflossen. Es sei an Aphrodite erinnert, die ihre Schwiegertochter Psyche verfolgt.

[1] M 546: Bräutigam und Braut fallen in den Strom. Der Bräutigam holt schwimmend die Braut aus dem Wasser heraus. Erk-Böhme 2d: Der Bräutigam sticht sich tot. Beide Wendungen nicht ursprünglich, zu anderen Formen hinüberleitend. [2] Grimm KHM Nr. 12, 31, 55, 88, 92, 108, 181.

[3] Faröisch, der Riese (an Stelle des Wassermannes) und die Maid. R. Warrens, German. Lieder der Vorzeit, Bd. IV S. 201.

Nach rührendem Abschiede vom Elternhause gerät die Braut in die Gewalt des Wassermannes und entschwindet dem rechten Bräutigam. Da die Balladen in den ältesten Zeiten gesungen, getanzt und gespielt wurden, so ist es erklärlich, wenn dieses Schicksal der Heldin besonders bei Hochzeiten dargestellt und auf die Braut übertragen wurde.

Schwäne sind es, die der Braut auf der Grunheide entgegenfliegen. Einer, zwei oder eine Herde werden in verschiedenen Fassungen angegeben. Eigentlich sollten es vier sein.

Die Schwäne sind jedenfalls Vögel, die mit dem Schicksale der Braut zu tun haben, und wir können nach allem, was wir von der mythischen Überlieferung wissen, erwarten, daß ihre Zahl eine ganz bestimmte sei. In der Zweizahl erinnern sie an die zwei Schwäne am Urd-Brunnen in der Edda.[1] Der richtigen Bedeutung kommen wir näher, wenn wir sie nicht bloß für Vögel, die Begleiterinnen der Schicksalsfrauen, halten, sondern für diese selbst, von denen es bekannt ist, daß sie den Helden in Wendepunkten ihres Lebens entgegentreten, um ihnen zu raten und die Zukunft zu enthüllen. Entsprechend den drei Nornen ist die richtige Zahl der Schwäne wohl drei. Drei Schwäne als Verwandlungsformen von Jungfrauen, also drei Schwanenjungfrauen, die zugleich Spinnerinnen = Nornen sind, sind uns in der Völundarkviþa überliefert. Die Vorstellung der drei Nornen in Vogelgestalt muß auf germanischem Boden weit verbreitet gewesen sein, denn in einem alten Volksliede,[2] das in seinem inneren Aufbaue an die Nornen-Kinderlieder erinnert, finden wir die drei Fräulein = Nornen in Gestalt von drei Vögelein. Da sie als Vögel, gleich darauf aber als drei Fräulein angesprochen werden, sind es offenbar Schwanenjungfrauen, ähnlich jenen in der Völundarkviþa.[3] Den deutschen Schicksalsfrauen, Walkyrien oder Schwanenjungfrauen entsprechen auf slawischem Boden die Koljadas. Sie haben die Gestalt von Tauben, verwandeln sich in Jungfrauen,[4] um als Tauben wieder wegzufliegen, und treten in der Zwölf-Zahl auf. Neben der jungen Zwölf[5] findet sich aber

[1] Gylfaginnig 16.

[2] Uhland, Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder Nr. 21 A.

[3] Die Schicksalsfrauen nur in Vogelgestalt: Drei Vögel künden Sigurd, nachdem er Fafnir getötet hat, die Zukunft. Fafnismol 32 ff. Hagnar Lodbrock hat sich zu Upsala mit der Tochter des Königs verlobt. Seine Gattin weiß davon, als er zurückkehrt. Drei Vögel, die zugesehen haben, hätten es ihr gesagt. Verblaßte Überlieferung, Vogel in der Einzahl: Im Gudrunliede kommt, da die beiden Königstöchter am Strande waschen, ein Vogel herangeschwommen, der Gudrun die nahe Befreiung kündet.

[4] Schultz, Die Gesetze der Zahlenverschiebung im Mythos. Mitteil. der Anthrop. Gesellsch. 1910.

[5] Schicksalsfrauen halb Vogel, halb Mensch: Nach Pseudo Kallisthenes warnen zwei, nach anderer Fassung drei Vögel mit menschlichen Gesichtern Alexander, als er durch das Land der Finsternis zieht, das Land der Seligkeit zu betreten.

auch die alte Drei-Zahl.[1] In dem Märchen vom unsterblichen Koschtschej[2] stehen die Taubenjungfrauen in der gleichen Motivverknüpfung wie die drei Raben im Märchen vom treuen Johannes.[3] Der König führt seine Braut heim, die ihm aber entrissen werden soll und der beim Betreten des Landes, des Schlosses und der Brautkammer Böses bevorsteht. Das erinnert aber wieder an die Umstände bei der Heimführung der Braut in unserer Ballade. Im treuen Johannes sagen drei Raben voraus, in welcher Weise das böse Schicksal abgewendet werden könnte. Daß die drei Raben den Nornen entsprechen, geht wohl aus dem ganzen Zusammenhange hervor. In ähnlicher Weise werden wohl auch in unserer Ballade sich ehedem die Schwäne mit der Heldin über das ihr bevorstehende Schicksal auseinandergesetzt haben.

Entschließen wir uns zur Annahme von vier Schwänen in den ursprünglichen Fassungen, so geschieht dies im Hinblick auf den unglücklichen Ausgang der Brautheimholung und auf Hinweise, die in einer Lesart der Ballade selbst gegeben sind. In einer schlesischen Fassung sind es vier Brücken, über die das junge Paar hinüber muß. Drei Brücken sind von steigender Schönheit: die erste ist mit Eisen, die zweite mit Silber, die dritte mit Gold beschlagen. Die vierte ist die unheilbringende, die falsche. Durch sie bricht die Braut durch und gelangt in das Reich des Wassermannes.

Neben den Überlieferungen von drei Nornen haben wir auch solche von vier Nornen, drei guten und einer unheilbringenden. In den Märchen, besonders in den Kinderliedern, ist die vierte, unheilvolle Norne keine seltene Erscheinung.[4]

Wer sich mit mythenhältiger Überlieferung beschäftigt hat, weiß, daß der Aufbau eines Märchens oder einer Ballade nach bestimmten Gesetzen vor sich geht, daß die Zahl und damit zusammenhängend die Wiederholung eine große Rolle spielen, daß dasselbe Wesen in verschiedenen Gestalten auftreten kann und daß in rhythmischer Wiederholung an musikalische Form gemahnend auch unbelebte Gegenstände gleichsam als Sinnbilder auf vorhergegangene belebte Wesen hinweisen können.

---

[1] Romanow, Bělorusskij Sbornik VI 1, Nr. 1.

[2] Löwis of Menar, Russische Märchen Nr. 29.

[3] Grimm KHM Nr. 6.

[4] Bei Dornröschen ist es die 13., 12 + 1. Norne. Der jungen 12 entspricht eine alte 3. Ursprünglich daher 3 + 1 Norne. Im Marienkinde (Grimm KHM 3) 4 schwarze Jungfrauen; in der walachischen Form bei Schott Nr. 2 4 Schlüssel, 4 Zimmer, hinter der 4. verbotenen Türe sitzt die Jungfrau Maria, die 4. Norne. Hüsing, Iran. Überlief. S. 8 ff. Die 4. Norne in zahlreichen Nornen-Kinderliedern überliefert, so bei Böhme, Kinderlied und Kinderspiel Nr. 384, 387, 390, 985, 999. In Nr. 980, 981 und 1001 ist die 4. Norne die hl. Maria.

Wenn nun in der genannten Fassung der Ballade von vier Brücken die Rede ist, drei guten und einer falschen, die mit dem Schicksale der Braut zusammenhängen, so müssen nach dem gesetzmäßigen Aufbaue in gut erhaltener Überlieferung den vier Schicksalsbrücken vier schicksalverkündende Schwäne entsprechen. Die vier Brücken sind ebenso wie die vier Schwäne die Nornen.

Die Brücke steht hier als der Übergang von der Binnenwelt zur Außenwelt. Auch im Brückenspiele der Kinder ist von einer Brücke die Rede, die zerbrochen ist, jenseits welcher die Außenwelt als Himmel oder Hölle steht. Ferner ist die Brücke Bilröst eine Brücke, die zerbrechen wird, wenn die Asen darüberreiten (Fafnismol 15) oder, wie es an einer anderen Stelle heißt, Muspells Söhne (Gylfaginning 13). Ihr entspricht im Iranischen die Brücke Činwat.

II.

Wir hören, daß ein Wassermann um die schöne Agnina[1] gefreit hat. Der König behütet seine Tochter und läßt ihr eine Brücke bauen. Darauf soll sie spazierengehen. Da sie einmal gerade auf der Brücke steht, packt sie der Wassermann und entführt sie in sein Reich. Sieben Jahre lebt sie mit ihm und gebiert ihm sieben Söhne. Einst hört sie die Kirchenglocken klingen, und die Sehnsucht nach der Binnenwelt erwacht in ihr. Der Wassermann gestattet ihr, mit ihren sieben Söhnen Vater und Mutter zu besuchen, schließt aber aus Angst, sie könnte nicht zurückkehren, eine Kette an ihren Fuß. Sie findet in der Kirche[2] ihre Eltern und geht mit ihnen nach Hause.[3] Dort nimmt man ihr die Kette vom Fuße. Nach einiger Zeit, da dem Wassermanne ihre Abwesenheit zu lange dauert, versucht er, Agnina mit der Kette an sich zu ziehen. Nun bemerkt er, daß sie für ihn verloren ist, und fügt sich in sein Schicksal.

Auch bei dieser Ballade, die wir als die von Wassermanns Frau bezeichnen wollen, wird allgemein angenommen, daß es der Wassermann ist, der dem von ihm ersehnten Weibe eine Brücke baut, um sie daraufzulocken und so in seine Gewalt zu bekommen. Zu dieser Annahme ließ man sich offenbar durch den Wortlaut

[1] Agnese, Agnete, Hannele, Dorothea.

[2] Erk-Böhme 1c, d. Wie sie aus der Kirche kommt, tritt ihr der Wassermann entgegen. Sie will nicht mehr zu ihm zurück. Er haut ihr das Haupt ab.

[3] Erk-Böhme 1a, b. Beim gemeinsamen Mahle mit ihren Eltern fällt plötzlich ein Apfel in ihren Schoß. Hannele verlangt, daß der Apfel verbrannt werde (Verbrennen der Tierhaut). Im selben Augenblicke steht der Wassermann vor ihr. Er ruft ihr ihre Kinder ins Gedächtnis — hier ist sie ohne Kinder zu den Eltern gegangen — und stellt den Antrag auf Teilung der Kinder. Das siebente will er in der Mitte auseinanderschneiden (Salomonisches Urteil). Ehe die Mutter das zuläßt, geht sie wieder mit dem Wassermanne in sein feuchtes Reich zurück.

mancher Lesart verleiten. Wenn es dort heißt: 'Es war ein wilder Wassermann, der wollte des Königs Tochter aus England han. Er ließ eine Brücke mit Gold beschlan, darüber sollt sie spazieren gan,' so bezieht sich dieses 'Er' nicht auf den Wassermann, sondern auf den Vater, den König von England, der die Brücke baut. Derartige Unklarheiten stellen sich an stark zersungenen Texten öfters ein als ein Zeichen, daß das Verständnis des Inhalts bereits im Schwinden begriffen ist, als dessen weitere Folge sich Widersprüche und Unverständlichkeiten ergeben. Eine andere Lesart aber sagt es ganz deutlich: 'Es hatte ein Bauer ein Töchterlein. Wie hieß es mit dem Namen sein? Die schöne Hannele. Er ließ ihr eine Brücke baun, darauf sollte sie spazierengehn.'

Die Brücke ist hier ebenso wie in der vorhergehenden Ballade von besonderer Art — eine Schicksalsbrücke.[1] Die Brücke bewährt sich und hält im allgemeinen, bis sie unter gegebenen Umständen bricht. 'Sie tat darüber wohl manchen Gang, bis sie mit der Brücke ins Wasser sank, die schöne Agnese.'

Das Wesentliche des Inhaltes dieser Ballade ist das Zusammenleben der schönen Hannele mit dem Wassermanne und ihre Rückkehr in das Vaterhaus — die Binnenwelt. Eigentlich sollte die Frau zum rechten Manne zurückkehren, denn diese Ballade ist eine Fortsetzung der vorhergehenden. In jener handelt es sich um die Braut, die zwischen dem rechten und dem falschen Bräutigam steht und dem falschen anheimfällt. Sie hat eine Zeit mit dem falschen Manne gelebt,[2] so daß nunmehr der rechte auf sie Anspruch bekäme. Anklänge daran sind vorhanden. In einer Lesart heißt es, daß von ihren sieben Söhnen drei dem Wassermanne und vier dem Könige von England gehören.[3] Daraus hätten wir zu

---

[1] Im Märchen von der falschen und rechten Braut spielt die Brücke die gleiche Rolle. Die rechte Braut wird bei der Brücke von der falschen in den Fluß gestoßen und verfällt dem Wasserreiche. Endlich an der Seite des rechten Bräutigams, der sie noch nicht erkennt, sagt die Jungfrau Maleen, die richtige Braut:

Kirchensteg (Brücke), brich nicht,
bin die rechte Braut nicht!

Erinnert sei ferner daran, daß das über die Brücke oder den Bogen gehen, das auf den Stein treten als Keuschheitsprobe gilt. Deutlich ausgesprochen im Volksliede: 'Als wir jüngst in Regensburg waren'. Der Niks holt sich in der Mitte des Stromes Kunigund, die keine Jungfer mehr ist.

[2] Dem Wassermanne, dem falschen Manne, entspricht Gandharwa (Wasserbewohner) — Kentauros, d. i. Nessos, der die Dejaneira an der Furt raubt.

[3] Vgl. hiezu das bekannte, noch jetzt gesungene Volkslied:

Unsre Katz hat Junge,
Vier davon sind Hunde,
Und der Kater spricht:
Sieben an der Zahl,
Das ist ein Skandal!
Die ernähr' ich nicht!

schließen, daß die Frau während einer festgesetzten Frist dem einen Manne und dann wieder eine bestimmte Zeit lang dem anderen Manne angehöre. Wir denken dabei an die Überlieferung von Orpheus und Eurydike, die wir allerdings nur sehr unvollkommen kennen. Daß Eurydike von einer Schlange gebissen wird und ins Schattenreich gleitet, entspricht der Entführung durch den Wassermann. Sie wird von Orpheus dem Beherrscher des Schattenreiches abgewonnen, und darüber ist man sich ja einig, daß er sie auch in die Binnenwelt zurückgeführt haben wird. Nach der erhaltenen Überlieferung schwindet sie ihm auf dem Heimwege dahin, und er verliert sie wieder an die Unterwelt, weil er das Verbot des Umschauens übertreten hat. Wie dieser Stoff in der Volksüberlieferung in klassischer Zeit ausgesehen hat, wissen wir leider nicht, wir kennen ihn nur aus später, aus alexandrinischer Zeit, stark literarisch, nach dem empfindsamen Zeitgeschmacke überarbeitet.

In einer nur in Bruchstücken überlieferten Volksballade von den Shetlands-Inseln[1] tritt uns der Orpheus-Stoff in volkstümlicher Überlieferung entgegen. Einem Könige wird, während er auf der Jagd weilt, seine Gemahlin von dem Herrscher der Außenwelt, der mit einem Pfeil ihr Herz verwundet, entführt. Der König geht dem Räuber nach, kommt vor einen grauen Stein, zieht seine Pfeife hervor und spielt drei Lieder. Hier ist eine Lücke im Texte. Die Dreizahl der hier als bezaubernd gedachten Lieder und verwandte Überlieferung lassen annehmen, daß sich der Stein daraufhin öffnet und der König den Eintritt in die Außenwelt erhält. Der König bläst dann vor dem Herrscher der Außenwelt drei Lieder, darf eine Bitte stellen, verlangt seine Frau und kehrt mit ihr in sein Reich zurück.[2]

Nach Saxo (Ausgabe und Übersetzung von Jantzen, Berlin 1900, S. 38, 39) verläßt Othin seine Gemahlin Frigga und sein Reich. An seine Stelle tritt für einige Zeit Mithotyn. Demnach: Agnese = Frau Katze = Frigga = Freya. Der König von England = Katermann = Odin. Wassermann = Hund = Mithotyn.

[1] Child, English and Scottish popular ballads Nr. 19.

[2] Daß diese Ballade sich von dem Rittergedichte Sir Orfeo (Wende des 13. u. 14. Jh., herausgegeben von Zielke, Sir Orfeo, Breslau 1880) herleitet, ist wohl ausgeschlossen. Bei näherem Vergleiche sehen wir, daß das Rittergedicht ganz nach der Art der Feengeschichten erzählt ist, während die Volksballade die bekannten Motive alter Volksüberlieferung enthält, somit stofflich ursprünglicher ist. Jedenfalls wird auch das Rittergedicht Sir Orfeo in alter Volksüberlieferung wurzeln. G. L. Kittredge spricht sich in der Einleitung der kleinen Ausgabe von Childs English and Scottish popular ballads wohl nur auf Grund von Stoffkenntnis, auf die es hier einzig und allein ankommt, gegen das übliche literarhistorische Verfahren aus, die Volksballaden hinsichtlich ihrer Überlieferung von den Rittergedichten abzuleiten, weil diese der Aufzeichnung nach älter sind. Die klassische Überlieferung von Orpheus war den mittelalterlichen Dichtern bekannt, aber sowohl Sir Orfeo als auch die Volksballade stehen weit ab von dieser Überlieferung.

Ähnlich ist die Uberlieferung von Alkestis. Alkestis opfert sich für ihren Gemahl, wird vom Tode weggeschleppt und von Herakles wieder zurückgeholt. Das ungefähr ist der Inhalt des Dramas des Euripides, das, halb Satyrspiel, halb Tragödie, uns deshalb so fesselt, weil es einerseits märchenhafte Uberlieferung wiedergibt, anderseits ganz durchtränkt ist von Problemen einer neuen Zeit. Fremd und seltsam mutet die Gestalt des Todes an. Aber dieser Thanatos ist keine blutleere Personifikation. Einerseits ist er der Tod aus der dramatischen Werkstätte des Phrynichos, ein Tod, der nahe verwandt ist mit dem altehrwürdigen Teufel unseres Kasperlspieles, anderseits ist diese Gestalt erfüllt von moderner Auffassung, für die der Tod ein sinnloser Würger und Zerstörer ist. Wollten wir in der volkstümlichen Überlieferung bleiben, die diesem Drama offenbar zugrunde liegt, so müßte es Charon, der Ferge mit dem langen Ruder, sein, der Alkestis wegführt. Nun kommt uns eine Abbildung auf einem Grabsteine aus der Nähe des alten Dipylon[1] in Athen zu Hilfe, die uns in diesem Falle glücklicherweise die fehlende Volksüberlieferung ersetzt. Da sehen wir, wie der Fährmann Charon auf seinem Nachen eben im Begriffe ist, aus dem Kreise einer bei Tisch fröhlich versammelten Gesellschaft einen Menschen sich herauszuholen, um ihn mit sich wegzuführen.

Was uns hier bildlich belegt ist, das finden wir in den alten Volksballaden vom Schiffmann vieler europäischer Völker[2] (bei Deutschen, Schweden, Spaniern, Finnen, Esthen) wieder. Nur opfert sich hier der Geliebte für das Mädchen, das der Schiffmann abholt. In vielen slawischen Fassungen (bei Slowenen, Russen, Polen, Letten) ist es der Mann, der von seiner Geliebten, entsprechend der Alkestis, erlöst wird, nur ist an Stelle des nicht mehr verstandenen Schiffmannes, des Todes, aus einer kriegerischen Stimmung heraus die Erlösung aus feindlicher Gefangenschaft getreten. Der Aufbau der Balladen zeigt jedoch deutlich, daß es sich um das gleiche Stoffgebiet handelt.

Der Ballade von Wassermanns Frau entspricht am meisten die Uberlieferung von Demeter und Persephone. An Stelle des rechten Bräutigams ist die Mutter getreten. So schwankt Persephone zwischen ihrer Mutter und dem Beherrscher des Schattenreiches hin und her, ähnlich wie die schöne Hannele zwischen ihren Angehörigen und dem Wassermanne. In den schwedischen Fassungen entschwindet Margareten die ganze Binnenwelt aus dem Gedächtnis. Nur ihre Mutter kann sie nicht vergessen. Die deutsche Uberlieferung ist übrigens so verdunkelt, daß es nicht die Erinnerung

[1] Wilamowitz-Moellendorf, Griech. Tragödien IX: Euripides, Alkestis, S. 18 Anm. 3.

[2] Reifferscheid, Westfälische Volkslieder S. 138.

an die Mutter ist, die sie zur Rückkehr nach der Binnenwelt veranlaßt, sondern das Glockengeläute der Kirche.

So wie die Brücke ist die Kette ein bedeutsamer Zug, der in beiden Balladen von Wassermanns Braut und Frau wiederkehrt. In Wassermanns Braut wird der Kette nur vorübergehend Erwähnung getan: der Bräutigam ruft nach einer Kette, um die in den Strom gefallene Braut herauszuziehen. Hier ist die Bedeutung der Überlieferung schon ganz vergessen. Die Kette ist ebenso wie die Brücke ein Sinnbild von der Art, daß sie eine gewisse Zeit hält und dann zerbricht. Wir haben uns daher in der ersteren Ballade vorzustellen, daß sich die Braut zur Sicherheit an einer Kette befindet, die aber wie die Brücke im entscheidenden Augenblicke in Stücke geht. In der deutschen Göttergeschichte begegnen wir der Kette bei dem Fenris-Wolf und bei Loki. Der Fenris-Wolf soll gefesselt werden. Zwei Fesseln, Leding und Dromi, zerreißen, erst die dritte, Gleipnir, die scheinbar schwächste, hält. Aber auch ihre Festigkeit ist nur von beschränkter Dauer, ebenso wie die aus den Gedärmen seines Sohnes gefertigte Fessel Lokis. Zur Zeit des Weltendes, des letzten Kampfes, zerbrechen die Ketten, und beide werden frei.

Ähnliches wird von Luzifer, dem vorchristlichen Loki, in der Volkssage erzählt.[1] Am Ende der Welt wird er von seinen Ketten loskommen und alles zerstören. Um das zu verhüten, tun die Salzburger Schmiede nach Einstellung der Arbeit am Sonnabend drei Hammerschläge auf den Amboß, wodurch die Kettenglieder des höllischen Ungeheuers wieder festgeschweißt werden. Von dem im Demawend gefesselten Dahaka, der iranischen Entsprechung, wird gleichfalls berichtet, daß er seine Fesseln sprengen wird, wenn die Schmiede an einem bestimmten Tage im Jahre vergessen werden, nach dem Arbeitsschlusse auf dem Ambosse drei Hammerschläge zu tun.

In Wassermanns Frau gehört die Kette der Außenwelt an. Auch hier hält sie nur eine bestimmte Zeit. Im gegebenen Augenblicke wird die Kette von den Eltern von ihrem Fuße genommen. Damit geht die Gewalt des Wassermanns über sie zu Ende. Dieser Zug verbindet die Ballade mit dem Märchen von der rechten und der falschen Braut. In zahlreichen Balladen wird die rechte Braut von ihrer Widersacherin ins Wasser geworfen und gelangt in die Gewalt des Meermannes[2] oder des dreiköpfigen Meerriesen,[3] bei dem sie eine Zeitlang bleiben muß. Er gestattet ihr, drei Male des Nachts ihr Heim zu besuchen, legt jedoch eine Kette an ihren Fuß. Beim dritten Besuche durchschlägt der rechte Mann die Kette

[1] Freisauff, Salzburger Volkssagen Nr. 164.
[2] Schreck, Finnische Märchen Nr. 10.
[3] Rittershaus, Isländ. Märchen S. 188.

mit dem Schwerte oder durchschneidet sie mit einer Sense und gewinnt sie so zurück.[1] An dieser Stelle schließt dann noch oft das Thetis-Motiv mit einer Folge schreckhafter Verwandlungen an. Dieser Zug ist auch in der schottischen Ballade von Tam Lin erhalten, die insofern hierhergehört, als dort an Stelle der Frau ein Mann getreten ist, der der Gewalt der Feenkönigin entzogen wird.

In dem finnischen Märchen bekommt der Königssohn die Aufgabe, sich in einer Schmiede eine lange eiserne Kette und eine Sense schmieden zu lassen. Wenn das Mädchen dem Meere entsteigt, muß er sie schnell mit der eisernen Kette umschlingen und die silberne Kette des Meerkönigs mit der Sense durchschneiden. Es gilt also hier die Fessel der Außenwelt wirkungslos zu machen und an ihre Stelle die Fessel der Binnenwelt zu setzen.

An dieser Stelle sei erwähnt, daß wir auch in klassischer Überlieferung dem Wassermanne begegnen. Phrixos und Helle fliehen vor der bösen Stiefmutter, die besonders dem Bruder nachstellt, auf dem goldenen Widder. Als sie über dem Meere schweben, fällt Helle vom Widder herab ins Wasser. Poseidon nimmt sie zu sich und hat mit ihr drei Söhne. Der Widder entspräche also hier der Brücke, die bricht, oder der Kette, die im gegebenen Augenblicke trotz aller Gegenmaßregeln zerreißt.

Ungemein verwandt sind die nordischen Fassungen[2] von Wassermanns Frau, nur wird im Dänischen, Schwedischen und Norwegischen der Schauplatz öfters in einen Berg verlegt, und an Stelle des Wassermanns tritt der Berg- oder Zwerg-König, der im Kreise seiner Kinder die zurückkehrende Mutter begrüßt und ihr in einem Horne den mit Elfenkorn vermischten Vergessenheitstrunk spendet. In anderen Fassungen holt der Bruder die Schwester von der Meerfrau,[3] in deren Gewalt sie sich befindet. Diese Wendung entspricht jenen Märchen von der falschen Braut, wo sich die rechte Braut mit einer Kette am Fuße in Gewalt einer Meerfrau oder Nikse befindet.[4]

---

[1] Ebenso in einer schwedischen Fassung, aufgez. von H. R. Schröter in Upland 1822; Grimm KHM, Bd. 3 S. 323.

[2] Prior, Danish ballads III 150, 154, 155. R. Warrens, Schwed. Lieder der Vorzeit Nr. 8; Norweg. Lieder der Vorzeit Nr. 2, 3. Im Englischen tritt an Stelle des Wassermanns ein Waldgeist Hind Etin (Child, English and Scottish popular ballads Nr. 41). Sie verläßt mit ihren 7 Kindern Etins Heim. In der Kirche werden die Söhne getauft. Damit endet die Ballade.

[3] Warrens, Schwed. Vkl. Nr. 1; Norweg Vkl. Nr. 1.

[4] De Nino, Märchen aus den Abruzzen Nr. 34. Die Heldin wird von einem Meerweibe aus dem Brautwagen geraubt. Ein Zaubervogel zerhackt die Kette, an der die Sirene sie hält. Gonzenbach, Sizilian. Märchen 33, 34; Sebillot 3, 197; Basile, Pentamerone 4, Nr. 7. Bemerkenswerte Variante hiezu bei Gubernatis, Die Tiere in der indogerm. Mythol. S. 579. Überall das Mädchen an der Kette der Nikse.

Im Nordischen findet sich eine Ballade, die sowohl die Züge von Wassermanns Braut als auch von Wassermanns Frau enthält.[1] Bangen Herzens folgt Klein Christel, die Braut, ihrem jungen Gemahle, Herrn Peder. Im Ringfallhaine treffen sie auf einen Hirschen mit goldenem Geweih, dem alle Männer nachjagen. Klein Christel reitet allein über die Schicksalsbrücke und fällt — da die Brücke offenbar bricht — in den Waldstrom. Zu spät kommt Herr Peder zur Stelle. Er läßt sich eine Harfe bringen, und kraft seines Gesanges muß der Niks aus dem Strome emportauchen und die geraubte Frau herausgeben, zugleich mit ihr auch ihre zwei Schwestern, die er früher in seine Gewalt gebracht hatte.[2]

---

[1] Schwedisch, Warrens Nr. 43. Prior, Danish ballads II Nr. 79. Prior zählt sechs schwedische, zwei norwegische, vier isländische und vier dänische Varianten auf.

[2] Als Gegenfassungen zu Wassermanns Braut und Frau kommen jene Balladen in Betracht, wo an Stelle des Weibes der Mann tritt, also statt des Weibes zwischen zwei Männern der Mann zwischen zwei Frauen steht (Märchen von der falschen und der rechten Braut), von denen die eine der Binnen-, die andere der Außenwelt angehört. Die Schicksalstragödie beginnt damit, daß der Mann sich mit dem Weibe der Außenwelt verlobt. Er vergißt dann seine Braut und verlobt sich zum zweiten Male mit einem Mädchen der Binnenwelt, woraus sich dann Kampf und Zwiespalt mannigfacher Art ergeben. Manche Lieder erzählen nur von einer Verlockung zu einem solchen Verlöbnis, ohne daß es dazu kommt. So will die Meerfei den Herrn Magnus zum Verlöbnisse mit ihr zwingen, da kräht der Hahn, und ihre Macht geht zu Ende (dänisch: Grundt II S. 120; schwedisch: Warrens Nr. 6). In einer dänischen Ballade (Grundt II S. 102; desgl. schwed.: Svens. Folkv. I S. 110) verlobt sich Herr Bosmer im Traume, halb unbewußt, halb gegen seinen Willen mit einer Elfin. Am nächsten Morgen reitet er über die Brücke — offenbar bricht sie — und er fällt in den Strom. Es ist dieselbe Schicksalsbrücke, die wir in den deutschen Balladen kennenlernten. So gelangt er in die Gewalt des Wasserweibes, das ihm Met der Vergessenheit reicht. Diese Ballade ist gewissermaßen die Einleitung zur schottischen Ballade von Tam Lin, die uns deshalb besonders wertvoll (bei Child Nr. 39 in 9 Varianten) ist, weil von ihr ausdrücklich überliefert wird, daß sie von den Schäfern gesungen und getanzt, d. h. gespielt wurde, demnach sicher alte Überlieferung enthält. (Dr. James A. H. Murray, Edition for the Early Text Society von Vedderburn, Complaint of Scotland, p. 66.) Janet geht trotz Verbot in den verrufenen Wald. Kaum hat sie drei rote Rosen gepflückt, da erscheint Tam Lin und nimmt von ihr Besitz. Sie kehrt ins Vaterhaus zurück und wird schwanger. Ein zweites Mal geht sie wieder in den Wald und trifft abermals Tam Lin. Er erzählt, daß er mit 9 Jahren in das Reich der Feenkönigin kam. Jetzt sei es an der Zeit, ihn zu befreien, sonst verfalle er der Hölle. In der Allerheiligennacht soll sie mit Weihwasser beim Marienkreuze auf ihn warten. Drei Reiter werden vorüberkommen. Das schwarze und das braune Roß soll sie vorüberlassen; erst auf dem milchweißen werde er sitzen. Davon soll sie ihn herunterreißen und ihn trotz aller schreckhafter Verwandlungen (Thetis-Motiv) festhalten. Sie tut so, wie er sagt. Er wird eine Eidechse, eine Natter, ein Bär, ein Löwe und ein Stück glühendes Eisen. Schließlich hält sie ihn nackt in ihren Armen und wirft einen Mantel über ihn. — Ähnlich Tomas, der Reimer (Warrens, Schott. Vkl. Nr. 5), nur fehlt hier die zweite Frau, das Weib aus

III.

In den zahlreichen Hochzeitsbräuchen leben Züge fort, die an die Ballade von Wassermanns Braut und Frau gemahnen und damit dartun, daß hinter beiden die mythische Überlieferung steht, deren Fäden den ganzen geistigen Besitzstand eines Volkes von bestimmter Kulturstufe — bezeichnend ist das Fehlen der Schrift — durchziehen. Alter Volksgesang ist ja mehr als eine von Musik begleitete Erzählung; er ist ein dramatisches Geschehen, das ursprünglich gespielt, gemimt, gesungen und getanzt wurde. Da wir es hier mit unpersönlicher Kunst zu tun haben, ist es nicht das Einzelschicksal, das die Herzen der Zuhörer erfüllt, sondern das Schicksal des Mythenhelden, das sich in jedem Einzelschicksale erfüllen und spiegeln soll. Christinchens Hochzeit ist die Hochzeit und das Schicksal aller Frauen. Es ist demnach klar, daß in die Hochzeitsbräuche das Geschick jener Mythenhelden und -heldinnen abgefärbt haben wird, deren Erlebnisse irgendeine Beziehung zur Hochzeitsfeier haben. In erster Linie kommt da die Geschichte der rechten und falschen Braut in Betracht, wo ja die Heimholung der Braut eine so große Rolle spielt. Andere Märchen wieder zeigen eine so eigentümliche Darstellung, als handle es sich um die bloße Nacherzählung eines noch vom Volke gewußten und von ihm regelmäßig ausgeübten Hochzeits-

---

der Binnenwelt. Dasselbe behandelt die faröische Ballade bei Warrens, Faröische Vkl. Nr. 1. Daran schließen an die nordischen Balladen von Oluf (Dänisch Grundt. II p. 112; schwed. bei Warrens Nr. 5, 6; isländ. Warrens Nr. 1, ebenso norweg.; schließlich bei Child Nr. 42; Clerk Colvill: die Frau warnt den Mann vor der Meermaid. Er hat also offenbar schon einmal mit ihr zu tun gehabt). In der faröischen Variante ist die frühere Beziehung des Ritters zur Elfin erhalten, in den anderen nur angedeutet. Übereinstimmend ist das Schicksal des Ritters Peter von Stauffenberg (Des Knaben Wunderhorn S. 281, Reclam-Ausgabe). Der Ritter verlobt sich mit einem Meerweibe und lebt eine Zeit mit ihr zusammen. Er reitet zur Kaiserkrönung, verlobt sich mit der Base des Königs und heiratet sie. Wie es das Meerweib vorhersagte, so geschieht es: drei Tage nach der Hochzeit stirbt der Ritter. Auch Sigfrid, der zwischen den beiden Frauen Brünhild und Kriemhild steht und durch Brünhild zugrunde geht, gehört hierher. Allein schon der Vergessenheitstrank beweist es. An dieser Stelle müssen wir auch des Tannhäuser im Tannhäuserliede gedenken. Er befindet sich bei der falschen Braut, Frau Venus = Frau Fên = Frau Holle, gelangt in die Binnenwelt und trifft, wie uns die Schweizer Fassung (Erk-Böhme I 46) berichtet, mit der Jungfrau Maria, die hier an Stelle der rechten Braut steht, zusammen. Nun tritt die Jungfrau Maria in märchenhafter Überlieferung gesetzmäßig für die freundlichgesinnte Frau Holle ein. Hier hätten wir somit einen schönen Beweis dafür, daß die Gestalt der rechten und falschen Braut in deutscher Überlieferung letzten Endes auf die Doppelgestalt (häßliche und schöne Seite) der Frau Holle zurückgeht. Die St. Gallische Lesart (Erk-Böhme I 47) erzählt von drei Jungfrauen der Venus, daß sie während der Woche schön sind, mit Gold- und Silberschmuck behangen, am Sonntag aber in Ottern und Schlangen sich verwandeln.

brauches. Ich verweise hier nur auf Grimms Märchen Nr. 134 „Die sechs Diener“ — seine Auswertung behalte ich einer weiteren Untersuchung vor —, das uns bei aufmerksamem Lesen geradezu als eine dramatisch ausgeführte Hochzeitsfeierlichkeit mit vielen Hindernissen und Verwicklungen erscheint. Und man vergleiche damit die umständlichen Zeremonien bei einer bulgarischen Hochzeit,[1] wo jede Person mit einer bestimmten Aufgabe und einem bestimmten Liede auftritt, wo in bewußter Steigerung sich Szene an Szene reiht, so daß man den Eindruck einer großen Handlung, an der das ganze Dorf Teil nimmt, empfängt. Eine solche Bauernhochzeit, von Anfang bis zu Ende mitgemacht, muß ein großes Erlebnis sein.

Wie elementar im Volke das Bedürfnis zu dramatischem Gestalten war, geht daraus hervor, daß sich nach mehr als tausendjährigem christlichem Einflusse, der darauf angelegt war, alle alte Überlieferung als heidnisch zu brandmarken und als verdammungswürdig hinzustellen, noch deutliche Anklänge an jene ursprünglichen dramatischen Darstellungen in den Spielen, Aufzügen und Gebräuchen des Volkes erhalten haben. Freilich sind diese Überlieferungen stark durchsetzt von dämonologischen Zügen, die einer vormythischen Schichte angehören.

Jede Hochzeit ist demnach ein Drama mit Spielern und Gegenspielern. Soviel wir aus den noch versprengten Resten alter Überlieferung entnehmen, wird dabei unter anderem auch die Geschichte von der rechten und der falschen Braut oder die des rechten und des falschen Bräutigams als der Gegenfassung zur Darstellung gekommen sein. Und so finden wir denn in der Tat, daß im Verlaufe einer Hochzeit ebenso wie eine falsche Braut gelegentlich auch ein falscher Bräutigam auftritt,[2] der dem Wassermanne entspricht. Die Fahrt zur Kirche gilt als besonders gefährlich.[3] Böse Mächte haben wir hier nicht im dämonologischen Sinne als böse Geister, sondern im Sinne mythischer Überlieferung als den Gegenspieler, hier den Wassermann, aufzufassen, der die Braut zu entführen und in seine Gewalt zu bringen trachtet. Bräutigam und Braut sichern sich durch allerlei Schutzmittel bei der Fahrt zur Kirche, die sie an der Kleidung oder am Leibe tragen.

Auch die Begleiter sind darauf bedacht, Unheil abzuwehren. So tragen die Brautführer mit Bändern verzierte Säbel, um im gegebenen Falle eine Entführung der Braut durch den bösen Gegenspieler zu verhindern. Bei der Vermählung des Großfürsten Wassilij Iwanowitsch[4] mit der Großfürstin Helene Glinskaja im Jahre 1526

[1] Strauß, Bulgarische Volksdichtungen S. 58 ff.
[2] Sartori, Sitte und Brauch S. 75.
[3] Sartori S. 82, 83.
[4] Piprek, Slawische Brautwerbung und Hochzeitsgebräuche S. 175.

mußte der Stallmeister des Großfürsten die ganze Nacht auf einem Hengste mit entblößtem Schwerte vor dem Fenster des Hochzeitsgemaches die Wache halten. Um Einwirkung von der Gegenseite zu verhindern, muß der Hochzeitszug geschlossen zur Kirche gehen. Der Wagen soll so rasch wie möglich sowohl zur Kirche als nach vollzogener Trauung nach Hause fahren.[1] Dabei treten auch neben dem Wagen Läufer auf, dieselben Läufer, die das Belaufen der Brücke in unserer Ballade zu besorgen hatten. Die Pferde erhalten in Branntwein getränktes Brot, also besondere Speise (Rauschtrank = Unsterblichkeitstrank). Sie werden damit gleichsam zu einem höheren Dasein erhoben. Wir denken dabei an das besondere Roß oder den besonderen Vogel (Senamrgha). Die Tiere, die den Helden und das von ihm Geholte von einem Reiche in das andere tragen, haben ja meist ihre eigenen Namen in der mythischen Überlieferung und müssen für ihre Leistung besondere Speise und Trank erhalten.

Nach der Trauung wird der Wagen des jungen Ehepaares vom Geleite sorgsam umritten in der Absicht, das Eindringen des Widersachers zu verhindern. Beim Hochzeitsmahle hat die Braut an einem besonders gesicherten Platze zu sitzen, und zwar in der hinteren Ecke, im Tischwinkel unter dem Kruzifixe. Schon gleich nach der Trauung stoßen wir vor der Kirchentüre auf maskierte Leute, Männer in Weiberkleidern mit häßlichen Larven, Feien genannt (Nornen, die der Braut die Zukunft eröffnen?) und allerlei unheimliches, lichtscheues Gesindel. Die Maskierten kommen dann nach der Hochzeitstafel bei Beginn des Brauttanzes wieder. Dunkel, aber doch noch erkennbar ist das Tun des Widersachers und seiner Genossen. Während des Tanzes geschieht es dann — oft bei Verdunkelung —, daß die Braut von dem Gegenspieler und seinem Anhange wirklich entführt wird. Offenbar damit sich der Eindringling selbst verrät und man seiner gleich habhaft werde, behängt man die Rückenlehne des Stuhles der Braut[2] mit Glöckchen. Die Bedeutung, vor dem Räuber zu warnen, werden wohl auch die Glöckchen haben, die unter das Brautbett gebunden werden.[3] Glocken von gleicher Bedeutung finden wir als einen oft wiederkehrenden Zug in der mythischen Überlieferung. Koschtschej,[4] der unserem Wassermanne oder dem Bergkönige entspricht, hat die schöne Milolika geraubt und hält sie in einer unzugänglichen Burg verwahrt. Tschurilo macht sich auf Rat der Baba Jaga, die hier freundlich auftritt, auf, die Schöne zu befreien. Er springt mit dem Wunderpferde, das einst Tugarin, dem Schlangen-

[1] Sartori S. 83, 89.
[2] Sartori S. 92.
[3] Sartori S. 109.
[4] Stern, Fürst Wladimirs Tafelrunde Nr. 15.

sohne, gehörte, über die hohen Mauern der Burg. Um die Mauern sind aber Drähte mit Glocken gezogen. Ohne sie zu berühren, kommt er glücklich in die Burg gerade zu der Zeit, da Koschtschej schläft. Als er aber mit der schönen Milolika entflieht, berührt das Pferd den Draht, und es entsteht ein mächtiges Geläute, von dem Koschtschej aufwacht. Er macht sich gleich an die Verfolgung, wird aber durch Tschurilos Rosses Huf in einem Erdhügel verschüttet.

Ein anderes Mal ist es Ljubin Zarewitsch,[1] der mit dem in ein Pferd verwandelten geflügelten Wolfe die Burg, in welcher die schöne Zarewna wohnt, überspringt. Er holt das Wasser des Lebens und des Todes aus der Burg. Auf dem Rückwege streift er beim Überspringen der Mauern an die Drähte, die sie umziehen und mit Glocken verbunden sind, so daß ein großes Geläute anhebt.

Der provenzalische Dominikaner Johannes Gobii Junior[2] erzählt in einem Predigtmärlein seiner Scala coeli um 1300 von einem Könige, der krank ist und zur Heilung des Wassers aus dem Quell des Lebens bedarf. Der jüngste von drei Söhnen kommt nach verschiedenen gut bestandenen Abenteuern vor den Palast, in welchem eine schöne Jungfrau das Wasser des Lebens verwahrt. An dem Tore des Palastes sind Glocken, die sogleich läuten, wenn jemand sie berührt, und Ritter herbeirufen, die jeden Eindringling töten. Der Jüngling verstopft in listiger Weise die Glocke mit einem Schwamme, erhält das Lebenswasser und zieht mit der schönen Jungfrau als Braut davon.[3]

Wir finden also, daß die bei den Hochzeitsfeierlichkeiten verwendeten Schellen ein oft wiederkehrender Zug in der mythischen Überlieferung sind und daß sie dort an ganz bestimmter Stelle stehen, nämlich da, wo das geraubte Weib oder in anderen Fassungen ein ihre Stelle vertretender Gegenstand aus der Gewalt des Räubers zurückgeholt werden soll. Die dabei auftretenden Warnungsvorrichtungen — hier im Besitze der Außenwelt — werden wohl zunächst wirksam sein. In anderen Fassungen wird dem Helden das Weib zweimal von seinem Widersacher abgenommen. Erst das drittemal gelingt die Entführung aus der Gewalt des Bösen vollständig.

Ebenso nützen alle Vorsichtsmaßregeln der Binnenwelt, um die Entführung der Braut zu verhindern, im gegebenen Falle nichts.

---

[1] Vogl, Volksmärchen der Russen S. 126. Ähnlich auch im ungarischen Märchen vom Finken mit der goldenen Stimme. Sklarek II Nr. 19.

[2] Bolte-Polivka, Anm. z. d. KHM der Brüder Grimm I S. 512.

[3] Derselbe Zug in anderer Art im Neu-Griechischen. J. G. v. Hahn, Griech. und alban. Märchen, Nr. 3. Der Drakos besizt eine Bettdecke mit Schellchen, die zu läuten beginnen, wenn man ihm die Decke wegzieht. Die Schellchen verraten den Helden, der ausgeschickt wurde, die Decke zu rauben. Des weiteren findet sich dort auch eine Kette, mit der er zum Drakos gezogen und gefangen wird.

Es kommt die Zeit, da alle Ketten zerreißen, alle Brücken zerbrechen, alle Wächter schlafen, alle Glocken umsonst läuten oder den Klang verlieren, da alle Voraussorge zwecklos ist, da der Gegenspieler aus der Außenwelt Gewalt bekommt über die für ihn bestimmte Braut der Binnenwelt, z. B. Swipdagr über Menglöd. Nach gewisser Zeit erscheint die Braut dann wieder, sobald jetzt umgekehrt die Macht der Außenwelt zu Ende ist.

Wie Wassermanns Frau erst nach einer bestimmten Frist, nach sieben Jahren,[1] zu ihren Angehörigen zum Besuche zurück darf, so ist auch die junge Frau nach der Hochzeit an das Haus ihres Gatten gekettet. Bei den Mongolen darf die Frau drei Tage lang nicht aus der Hütte gehen und im ersten Halbjahre nicht in der Hütte ihrer Eltern erscheinen. Bei den kurdischen Chaldäern bleibt sie eine Woche lang im Hause eingeschlossen. Nach den Bräuchen unserer Bauern darf die Braut ihre Eltern in der ersten Zeit nicht aufsuchen. Erst nach 4—6 Wochen ist ihr das gestattet.[2] Mit der Heirat ist die Frau in eine neue Welt gekommen. Die Schwelle[3] des Hauses des Bräutigams, in welches die Braut heiratet, ist gleichsam die Grenze zwischen zwei Welten, und sie spielt in den Hochzeitsbräuchen eine ähnliche Rolle wie die Brücke als Verbindungsglied zwischen Binnen- und Außenwelt in der Ballade.

Schon dieser kleine Ausschnitt aus einem großen Stoffe zeigt deutlich, wie das balladenhafte alte Volkslied, der Volksbrauch und die mythische Überlieferung sich durchdringen und ergänzen. Anfangs eine Einheit, getragen von einer Weltanschauung, stellen sie heute, besonders wenn man die Volksbräuche im Auge hat, nur kümmerliche, mit Schlacken behaftete Reste dar. Aufgabe des Forschers ist es, zu ordnen, Bruchstücke zu einem Ganzen zusammenzustellen, die verlorene Bedeutung aufzuhellen und den ursprünglichen Bestand ahnen zu lassen. Dabei handelt es sich nicht darum, den Dingen etwas, das nie an ihnen war, anzudichten, sondern lediglich darum, Ruhendes zum lebendigen Verständnis zu erwecken.

---

[1] Wenn sie ihm aber 3 Kinder gebar, so sind es wohl eher 3 Jahre.
[2] Sartori S. 120.
[3] Sartori S. 113.

Wien. Karl Spieß.

Shakespeare als Bearbeiter des *King John*.

II.

44. Während Sh. zumeist die Fabel nur knapp angibt, behält er aus *TR* die lange und langweilige Geschichte vor Angers samt der unentschiedenen Schlacht bei; Kriegsgetöse, Verhandlung mit der Stadt und Wortgezänk ertönen bei beiden Dichtern zweimal ähnlich; nur streicht Sh. von den zwei Rachedrohungen des Bastards und Besiegungen Österreichs je die erste und von den Reden Pandulfs und des Bastards gegen die Franzosen in England (304) die letztere. Auch sonst kommt dieselbe Art von Geschehnis wie in *TR* doppelt oder doch wenig verändert vor. In den Fluten versinkt sowohl Ludwigs Zufuhr wie Johanns Heer; der Held erkrankt und wird dann vergiftet. Von drei anderen Motivwiederholungen, die *TR* bot, bringt Sh. das Motiv nur je einmal.[1] — Während in *TR* Hubert dem König sowohl die erdichtete wie die wahre Nachricht von Arthurs Tode brachte, weist Sh. künstlerischer letztere dem Bastard zu. — Sh. streicht auch einen der mehrfachen Fälle, in denen der Bastard seine arme Landlosigkeit bedauerte (245). — Die beiden Monologe des Bastards gipfeln in fast identischem Vorhaben: den Betrug der feinen Welt zu durchschauen und Gewinn zu erjagen. — Im Wahnsinn sterben bei Sh. Konstanze und Johann. — Auch eine Tatsache wiederholt Sh. in mehreren Fällen. Den einen, die zweifache Erwähnung der Mitgift Blankas, entnimmt er aus *TR*. Aber auch jene beiden Wasserunglücksfälle teilt er je zweimal mit, und gar dreimal, daß Löwenherz den 'Leu beraubte seines Herzens', und daß Hubert durch rauhe Häßlichkeit abschreckt.[2] Vermutlich Spuren eiliger Arbeit! — Im letzten historienhaften Akt schwankt der Krieg widerspruchsvoll hin und her ohne logische Zuspitzung zu klarem Ziele: die Franzosen verlieren Melun, den Adel Englands und die Zufuhr, erfahren aber Johanns Flucht. Auch hierin scheint das Werk unausgeglichen.[3]

45. Sh. setzt viele Ereignisse, die *TR* in bunt wechselnden Auftritten vor Augen führte, in Dialog um. Ein neuester Kritiker schilt deshalb Sh.s *John*, der mehr aufs gesprochene Wort Wert legt, episch. Ganz mit Unrecht: nach Otto Ludwig ist vielmehr die Hauptsache im Drama doch nicht die Handlung, sondern das dramatische Gespräch, zu dem sie bloß Anlaß gibt. In einem Dutzend der Fälle erwähnt Sh. das Geschehnis als vergangen.[1]

---

44. [1] Eleonore lud dort Arthur zur Englischen Seite durch Châtillon, dann persönlich; Pandulf exkommunizierte dort erst Johann, dann Ludwig; Johann und Heinrich wurden dort gekrönt. [2] Das sagen er, Johann und Pembroke. [3] S. u. 83.

45. [1] Eleonorens Gefangenschaft; Klosterplünderung; Peter; Fünf Monde; Johanns Huldigung vor Pandulf; Verschwörung der Adligen Englands mit

Einmal führte schon in *TR* vermöge eines Kunstgriffs, den Sh. weiter ausnutzt, der Legat dem Dauphin dessen Aussicht als des künftigen Prätendenten von England vor; Sh. ermöglicht hierdurch dem Publikum das leichtere Verständnis für die nur kurz angedeuteten Ereignisse, die dann jener Prophezeiung ähnlich eintreffen. — Umgekehrt überträgt Sh. aus indirekter Rede in direkte den maßgebenden Sinn des Helden: in *TR* berichtete Châtillon, Johann werde *loose himself, ere yield* den Forderungen Frankreichs; bei Sh. setzt gegen diese Johann selbst *my life as soon.* — Einmal macht Sh. aus den Worten des Vorgängers eine Geste: In *TR* schmähten die Adligen Hubert als Arthurs Mörder, bei Sh. zücken sie das Schwert. — Nur an drei Stellen greift Sh., wie sein Vorgänger achtmal tat, zum epischen, undramatischen Notbehelf,[2] die für die Handlung nötige Verbindung durch Boten nur erzählen zu lassen, deren einer aber vom König das Amt des Nachrichtvermittelns erhält (IV 2 Ende).

46. An Monologen bot *TR* vier Johanns und zwei des Bastards[1]. Sh. streicht das alles und bringt davon nur eine Zeile des letzteren, die aber gerade den Sinn des Handelnden nicht darlegt. Er gibt nur zwei, von *TR* ganz unabhängige, Monologe, die beide der Bastard spricht. Bei beiden Dichtern enthüllt der Monolog, in kindlicher Technik durch unmittelbare Charakteristik, die Seele des Redenden kraft Selbsterkenntnis und lauten Planens, erklärt und beurteilt aber auch die Geschehnisse. In *TR* lieferte er sogar den einheitlichen Schlüssel zu den mannigfaltigen Erscheinungen des ganzen Dramas. Die beiden Monologe bei Sh. fördern weder die Handlung, noch gehören sie zu deren Beurteilung notwendig, noch auch stimmt der in ihnen geäußerte Vorsatz[2] zum ferneren Verlaufe des Stückes. Creizenach[3] vermutet daher, Sh. habe sie zugunsten eines beliebten humoristischen Schauspielers eingesetzt. Sh. legt allerdings auch eine andere Satire auf Modetorheit in den Mund der anderen Lieblingsgestalt, des frommen Knaben Arthur, des Gegensatzes zu jenem soldatischen Kinde der Welt, wo sie gewiß nicht hinpaßt.[4]

47. In *TR* wechselten die Szenen häufig; Sh. strebt, möglichst viel Handlung oder Erwähnung von Ereignissen an denselben Auftritt zu knüpfen. Die beiden ersten Akte haben nur je eine Szene, der dritte vier, der vierte drei, und nur der letzte zerflattert bunt in sieben. — Während *TR* Johanns Unterwerfung unter den Papst von der Belehnung trennte durch einen Auftritt im gegnerischen Lager, bringt Sh. jenes beides in wenigen Zeilen. — Die Ver-

---

Ludwig, und die der Franzosen zu deren Hinrichtung; Johanns Vergiftung und Tod des Vorkosters; Ludwigs Nachgeben vor Pandulf. [2] S. o. 13.

46. [1] Die Verzückung p. 231 mitgerechnet. [2] S. o. 32. 42; u. 67[12]. [3] Gesch. d. mod. Dramas V 42; vgl. u. 61[4]. [4] S. o. 38; u. 60.

schwörung des englischen Adels mit Ludwig bot *TR* in zwei ausführlichen Stücken; Sh. verbindet sie. — Die bei Sh. kurz erwähnte Vergiftung zerschnitt *TR* wieder durch einen Auftritt Ludwigs. — Umgekehrt setzt Sh. zwischen die falsche Nachricht von Arthurs Tode und deren Widerruf den Haftbefehl gegen Peter, um die erstere länger wirken zu lassen. — Dialogstücke ordnet Sh. bisweilen in anderer zeitlicher Folge an, als *TR* tat. Eleonore gab ihr Urteil über Konstanze in *TR* dem Gesandten Frankreichs; bei Sh. äußert sie es verständiger erst nach dessen Abgang. — Der Bastard spottete in *TR* über die Schwäche des abwesenden Bruders vor der Mutter; Sh. verlegt die Neckerei in den Auftritt vorher bei dessen Gegenwart. — Konstanze wurde vom Sohne in *TR* gleich beim Abschlusse des Friedens beruhigt; Sh. setzt das Entsprechende besser erst da, wo sie zu rasen beginnt; er gewinnt Gelegenheit zu ihrer Leidenschaftsszene, indem er sie die Verlobung nicht (wie in *TR*) mitansehen, sondern nur nachträglich erfahren läßt. — Öfters verschiebt Sh. Gedanken, die *TR* ihm vorlegte, in anderen Mund. Die Bürger von Angers rief zur Aussage, wer hier König sei, in *TR* Johann, als der bisherige Herr, und nachher Arthur, und Arthurs Anspruch[1] gegen Johann verkündete dort Konstanze; Sh. weist beides Philipp II.[2] zu. Gegen die Vergebung des Plantagenetbesitzes in Frankreich durch Johann protestierte in *TR* 248 Arthur; Sh. überträgt den Einspruch auf Konstanze, wohl weil er jenen zum Kinde macht. — Johanns Kriegstüchtigkeit und Zähigkeit rühmte in *TR* der Prolog bzw. Arthur; bei Sh. lobt ihn Ludwig, der feindliche Feldherr, also wirkungsvoller. — Daß der aufrührerische Adel England nicht durch Bürgerkrieg zerfleischen solle, mahnte in *TR* 306 Melun; Sh. gibt die Worte passender dem Bastard.

48. Sh. arbeitet neue Kontraste zu höherer Wirkung aus dem Stoffe heraus. Arthurs Leiche trug in *TR* der kaum individualisierte Adel zu Grabe; bei Sh. nimmt die zarte Menschenblüte (vermutlich nicht ohne Liebkosung) jener häßliche rauhe Hubert auf, der vorher als Knecht des entmenschten Tyrannen den Prinzen hatte blenden sollen und in Mitleid mit ihm zur Menschlichkeit erwacht war.[1] Goethe ließ in Weimar den Arthur von Christiane Neumann spielen, und als sie starb, verewigte er jene Meisterszene in *Euphrosyne*. — Indem Sh. die Charaktere überhaupt schärfer herausmeißelt, scheiden sich die Gestalten von selbst deutlicher zu Gegensätzen oder Gruppen.[2] Pandulf tritt viermal in spannenden Kontrasten auf: er begrüßt die Könige als Himmelsvertreter, deren einen er sofort bannen wird; er stellt sein richterliches Urteil in

---

47. [1] p. 246, s. u. 59. [2] S. u. 70.
48. [1] S. u. 60. 69. [2] S. u. 49.

Gegensatz zu Konstanzens leidenschaftlichem Fluche; er läßt den soeben von der Niederlage gebeugten Dauphin in der Zukunft Englands Krone erhoffen; in England von diesem als verbündeter Himmelsbote bewillkommt, tritt er endlich dessen Eroberung entgegen. — Österreichs schließliche Treulosigkeit an Arthurs Sache sticht um so stärker hervor, je ausführlicher Sh. dessen Hingebung an sie versprechen läßt.[3]

49. Einmal erfindet Sh. eine Gruppenkomposition: da knien vor dem Dauphin die ihm eben Vermählte, um ihn vom Kampfe gegen ihren Oheim abzuhalten, und anderseits Arthurs Mutter, der er Unterstützung verheißen hat. Creizenach[1] rügt diese Szene als opernhaft übertrieben; mit Unrecht: sie bleibt im Stile der Bühne Elisabeths. Ähnlich wird der zwischen Papsttreue und Bund mit England schwankende Philipp II. von sechs Personen beider Parteien für und wider beeinflußt.[2] — Von bunten Bildern, die *TR* der Londoner Schaulust bot, 'erspart Sh.s Bearbeitung seinem Theater sowohl die beiden Krönungen wie die beiden Klosterszenen mit einem halben Dutzend Mönchen und einer Nonne und auch den Auftritt der kurzen Gefangenschaft Eleonorens.[3] — Sh. führt eine Nachtszene ein, in der die beiden Vorkämpfer für König und Vaterland, der Bastard und Hubert, einander verkennen und fast zu bekämpfen beginnen: ein stimmungsvolles Symbol für die düstere Unsicherheit der staatlichen Lage. — Sh. malt die Örtlichkeit der Bühnenbilder meist[4] nicht aus; sein Zuschauer soll das Gefängnis als beengend empfinden, da Arthur sich aus den Kerkermauern hinaussehnt, Hirtenknabe in freiem Feld zu sein.[5]

VIII. 50. Die Kunst Sh.s strahlt am glänzendsten und wirkt am packendsten, wie überall so auch in dieser Bearbeitung, durch die seelische Vertiefung der Charaktere und deren einheitliche Geschlossenheit.[1] Überall, wo *TR* durch kurze Andeutung, ja auch nur durch Lage und Umstände, den Anlaß bot, einen seelischen Kampf zwischen Gegenspielern oder in eigener Brust darzustellen, ergreift Sh., der die äußere Fabel nur knapp zusammendrängt,[2] die Gelegenheit zu breiter Psychologie, ohne Furcht, das Stück damit zu verlängern.[3] Bat in *TR* Blanka den Gatten, am Hochzeitstage sich ihr, nicht dem Kampfe zu weihen, so wandelt Sh. dies zu lebhaftem Auftritte. Konstanze darf lange mit Eleonore zanken, eingehend über die Wurzeln ihrer Furcht grübeln, den Frieden und dann Arthurs Gefangenschaft ausführlich beklagen. Aus Pandulfs kurzem Winke über des Dauphins mögliche Aussicht in *TR* baut Sh. eine Prophezeiung der Einzelheiten, aus den wenigen Ver-

---

[3] Ein von Sh. gestrichener Kontrast in *TR*: s. u. 60.

49. [1] V 45. [2] S. u. 70. [3] S. o. 26. [4] Vgl. Koppel, *D. Primitive in Sh.* [5] S. u. 60.

50. [1] S. o. 15. [2] S. o. 44. [3] S. o. 17.

sen, die Johann in *TR* zu Eleonore und Hubert über die von Arthur drohende Gefahr sprach, die Mordanstiftung. — Sh. zeigt gern die Seele im Schwanken zwischen zwei Zielen: Philipp II. schwankt zwischen Papsttreue und geschlossenem Staatsbündnis, Blanka zwischen französischem Gatten und englischem Familienblut, Ludwig zwischen Ehrenwort und Liebe zur Braut, Hubert zwischen Königsgehorsam und Menschlichkeit, Salisbury zwischen Landestreue und Mörderabwehr. Nur einen[4] seelischen Zwiespalt, den *TR* bot, baut Sh. nicht aus: den Johanns zwischen Kronsouveränität und der Unterwerfung unter päpstliche Oberhoheit: offenbar eine Rücksicht auf Katholiken.[5]

51. Der Held trat schon in *TR* hinter dem Gehilfen zurück.[1] Bei Sh. überragt der Bastard den König noch mehr an Seelengröße, Tatkraft, Edelsinn, Ethik, Vaterlandsliebe, Schwung und Liebenswürdigkeit. Dieser Liebling beider Dichter erringt weit mehr Teilnahme[2] als der Held, dem Sh. die Vorkämpferschaft für eine große Idee sowie zuletzt die Sündenbereuung und damit das Mitleid des Zuschauers entzieht.[3] Den Bastard hingegen hebt Sh., indem er ihm die Rolle des Chorus[4] und die Handlungsleitung des Schlußakts zuweist. — Sh. macht Arthur zum bloß leidenden Kinde. Um dem Helden nun ein kräftiges Gegenspiel dennoch zu erhalten, hebt er andere Rollen der Gegenpartei: Philipp II., Konstanze, Pandulf und Salisbury. — Schon in *TR* trat dem Helden wie dem Opfer je die Mutter[5] als Beraterin, Mitkämpferin, ja geradezu Antreiberin des Handelns zur Seite. Den Gegensatz der kraftvollen, weltgewandten, staatsklugen Eleonore zur hysterischen, phantastischen Konstanze, die über ihre Täuschung durch die Fürsten und Rom jammert, arbeitet Sh. feiner heraus. — Eine innere Entwicklung im Verlaufe des Dramas zeigen, abgesehen von Hubert und dem Dauphin,[6] nur Johann[7] und Bastard bei beiden Dichtern[8]: jener sinkt, dieser steigt. — Bastard und Dauphin standen schon in *TR* als feindliche Heerführer im Gegensatz; dort aber umwarb außerdem jener des Dauphins Braut. Davon wohl ein Rudiment[9] besteht bei Sh. in der Eifersucht, mit der er Ludwigs Liebesanrede bespöttelt. Soldatische Tatkraft ohne Rücksicht

---

[4] Anderes Beispiel u. 53 11. [5] S. o. 18.

51. [1] S. o. 15. Mit Unrecht sieht ein Kritiker hierin bewußte Ironie Shs gegen Johanns Heldentum. Ein anderer meint, Sh. sah aus *TR*, Johann könne nicht wirkungsvoll werden, und hielt ihn darum im Hintergrund (?); s. u. 52 ff. [2] Ähnlich geht es in einer anderen Historie mit einer Episodengestalt, dem Falstaff in *Henry IV.* [3] Keineswegs folgt hieraus, Sh. verkleinere Johann mit der Absicht, den Bastard zu heben; umgekehrt: aus letzterem ergibt sich ersteres ungewollt. [4] S. u. 67. [5] Eine 'Superiorität des Weiblichen' folgt aber daraus nicht, s. u. 81. [6] S. u. 69 f. [7] S. o. 39; u. 61 Ende. [8] Es darf dies nicht ästhetisch als unorganischer Zwiespalt des Charakters getadelt werden! [9] S. o. 32[5].

auf die Diplomatie macht die ehrgeizigen jungen Prinzen so ähnlich, daß der Bastard zuletzt Ludwigs Ungehorsam gegen Pandulf (vermutlich für sich beiseite) billigt,[10] obwohl dieser doch Johann vertritt. Wie hier der Engländer dem Franzosen, so spendet der Dauphin Johann[11] das doppelt wiegende Feindeslob des sachverständigen Kriegers. — So gut wie fast alle Gruppierungen der Gestalten untereinander, im ganzen über zwanzig,[12] übernimmt Sh. einfach aus *TR*: er fügt lediglich eine Beziehung Salisburys zu Arthur und Meluns Freundschaft mit Hubert hinzu.[13] — Von den in *TR* ohne Individualität belassenen Personen verleiht Sh. mindestens zweien, Philipp II. und Salisbury, eigene Seele.[14]

52. Bei beiden Dichtern zeigt der Held hohe Intelligenz für die Erkenntnis eigenen Vorteils, Erfahrung und Gewandtheit im Staatsgeschäft und Richteramt, advokatorische[1] Beredsamkeit und (das Ende ausgenommen) Wahrung königlicher Würde. Erstreben[2] und Festhalten der Krone ist der einzige Zug, der die Magnaten berechtigt, ihn noch zu Ende 'groß' zu nennen.[3] (Sh. beseitigt die Demutsheuchelei, die *TR* 224 Johann andichtete, dieser nehme die Last der Krone nur ungern an.) Bis zuletzt bleibt der Held bei Sh. ein König; er haucht den Geist aus bei der Nachricht vom Verluste des Heeres. Der Mordbefehl gereut ihn erst, als er den politischen Fehler erkennt. Je deutlicher er die innere Schwäche seines Kronrechtes fühlt,[4] um so häufiger spricht er von seinem Rechte, um so ängstlicher hält er auf Krönungszeremonie und Hofetikette, die äußerlichen Machtsymbole. Er verbietet dem Bastard, den feindlichen Herzog burschikos zu höhnen,[5] nennt sich dem Legaten gegenüber einen geweihten König[6] und wird noch sterbend 'Eure Majestät' tituliert vom Sohne,[7] der in *TR* menschlicher ihm zurief: 'Vater, sieh mich an!' Ein kalter[8] Egoist, ohne Phantasie, Humor[9] oder Frohsinn,[10] entbehrt er jeden Zug von Liebenswürdigkeit. Er liebt nur die Mutter; wenigstens befragt er (schon

---

[10] In *TR* versöhnte er sich mit ihm; s. u. 70 Ende. [11] S. o. 47 Ende. [12] Johann tritt gegenüber Eleonore, Bastard, Heinrich, Hubert, englischem Adel, Philipp II., Arthur und Pandulf; der Bastard gegenüber Bruder, Mutter, Großmutter, Österreich und Ludwig; Eleonore gegenüber Konstanze; Arthur gegenüber Konstanze und Hubert; Ludwig gegenüber Blanka, Pandulf und Adel; endlich Hubert auch gegenüber dem Adel. [13] S. u. 73[7]; o. 31. [14] S. u. 70. 73.

52. [1] S. o. 21. [2] *TR* 238 (u. 59[2]) erwähnte Johanns Machtanmaßung unter Richard I., einen für den Charakter wertvollen Zug! [3] Salisbury: *our great King John*; Bastard: *Be great in action, as you have been in thought.* [4] S. o. 21. [5] *Thou dost forget thyself*, III 1; s. dagegen u. 57. [6] In *TR* hieß er so im Munde des Bastards gegen die aufrührerischen Adligen. [7] Ebenso wie Philipp II. vom Dauphin. [8] 'Kühler' als in *TR*, wie ein Kritiker bemerkt, doch mit Sh.s Absicht. [9] Solchen verriet in *TR* der Spott über Mönche; s. o. 18. [10] Eine Spur davon barg die letzte Tafelszene

in *TR*) sie in Sachen der Dynastie und Regierung und betrauert ihren Tod.[11] Er wird herzlich geliebt (was *TR* wärmer ausdrückte[12]) nur vom Sohne und vergilt doch sterbend dessen Tränen mit dem harten Worte, daß sie sein Schmerzensfeuer nur brennender machen, ohne jeden Abschied, ohne jede Fürsorge für Thronfolge und Staatszukunft. Treue des Vasallen und Offiziers erfährt er als Familien- und Staatsoberhaupt vom Bastard, aber nicht innige Verwandtenliebe. In *TR* war Johann nach der Schicksalswendung ein dämonischer Zug verliehen: mit sich zerfallen, fühlte er sich von der Menschheit gehaßt; sein trüber Stern der Geburt[13] habe ihn zum Usurpator und dadurch zum Feinde und Lebensnachsteller des Neffen gemacht und durch dieses Teufelswerk der Hölle verbunden,[14] in die er sich und die Feinde verfluchte. Sh. streicht diese diabolische Färbung[15] und beläßt seinen Helden in der irdischen Welt. Dafür gibt er ihm in dem düsteren Auftritte, wo Hubert zum Morde aufgestiftet wird, ein finsteres Temperament. Vielleicht soll er auch überall etwas einsilbig und verschlossen[16] erscheinen; die Verzweiflung zu Ende kann jedoch, auch ohne finstere Gemütsanlage, sich erklären aus äußerem Mißgeschick und Körperleiden.

53. Johann zeigt bei beiden Dichtern zu Anfang Tatkraft, kriegerische Tüchtigkeit, schnelle Bereitschaft, geschickte Beweglichkeit, Furchtlosigkeit vor Frankreich und Rom. Heldenhafte Größe erreicht der Charakter so wenig wie der Geist. — Focht Johann in *TR* auch[1] für eine Idee außerhalb seines persönlichen Nutzens, so sinkt er bei Sh. zum bloßen Besitz verteidigenden Usurpator herab. Freilich verkündet er bei Sh. den Supremat[2] gegen Rom; hier aber umfaßt der nur die weltliche Kronsouveränität über England, ohne Beziehung auf Geistliches oder Dogma (während *TR* doch auch *Romish rites*[3] durch Johann bedroht sah), so daß er auch hierin weltliche Herrschaft allein erstrebt. Auf jenen einmaligen Angriff gegen das Papsttum, den Sh. mindestens in der Ausdrucksform als Ausfluß ungezügelter Maßlosigkeit[4] geißeln, wenn nicht sogar (im Gegensatze zu *TR*, wo er zweimal als Vorläufer der Reformation Heinrichs VIII. gelobt ward) im Inhalt als gegen den übermächtigen Gegner wenigstens unpolitisch mißbilligen will, kommt der König (anders als in *TR*) nirgends theoretisch zurück;

---

in *TR*. [11] S. o. 143. [12] S. 4 Z. vorher. [13] Vielleicht ist diese Astrologie zur Redensart abgeblaßt; denn Konstanze sagt zu Arthur: *Some dismal planet at thy birthday reigns* 248. 'Ausdruck astrologischen Lebensgefühls in jeder tragischen Dichtung' auch bei Sh. sieht Spengler, *Untergang d. Abendl.* I 195. [14] S. o. 37. Die Selbstverfluchung stammt aus Hiob. [15] Vielleicht um von Marlowe abzurücken? [16] Heuchelei s. u. 55.

53. [1] S. o. 15. 23. [2] S. u. 79. [3] Philipp II. versprach dort dem Legaten Roms deren Verteidigung. [4] Ahnt hier einmal Sh. in genialer Intuition die Wirklichkeit? Oder folgert er auch diesen Zug aus *TR*? S. u. 79.

auch tastet er bei beiden Dichtern katholisches Kirchenrecht lediglich dadurch an, daß er einige Fahrhabe der Orden zu Kriegszwecken konfisziert. Selbst dieser Tat nun nimmt Sh. gegenüber *TR* mit offenbarer Absicht einen großen Teil des Raumes im Drama, der Bühnenwirksamkeit und der Wichtigkeit[5] fort. — Johann beteuerte in *TR*, daß er *honour church and churchmen* (Weltgeistliche), trotzte im Vertrauen auf Gottes Segen dem Banne und beklagte die Minderung des Gottesdienstes infolge der Kirchenschließung durchs päpstliche Interdikt. Bei Sh. unterläßt der hier weniger fromme Johann zwar ähnliche Äußerungen, aber kirchenfeindlich oder auch nur antikatholisch oder gar unchristlich denkt er nicht. Als *God's agent* vielmehr bekämpft er Frankreich, und bittet vor der Schlacht, Gott gnade den Seelen der todgeweihten Soldaten.[6] — Johanns Gewissen bleibt uns von beiden Dichtern verhüllt gegenüber der Usurpation[7] und dem Wunsche,[8] Arthur wäre tot. Es schläft (laut beider), als er ohne Schwanken den Befehl zu Arthurs Ermordung erteilt, und regt sich erst, nachdem sich die unheilvolle Folge offenbart hat, indem er von schädlicher Zerrüttung des Innern mit Lähmung des Willens gepackt wird.[9] Zu feige, die Verantwortung für das als Sünde Erkannte allein zu tragen, möchte Johann nun (in *TR* und bei Sh.) im Selbstbetrug[10] einen Teil der Schuld auf die Willfährigkeit der von ihm angestifteten Hand abbürden. (In *TR* bedauerte er Arthurs Los; Sh. streicht diesen Zug, wohl als zu weich.) Ein Wort der Zerknirschung über den Befehl, etwa auf dem Totenbett oder nach der wahren Todeskunde, oder eine Anordnung von Seelenmessen, fehlt beiden Dichtern. Er wähnt seine Sünde getilgt durch das (doch nicht von ihm veranlaßte) Unterbleiben der Ausführung.[11] Er knickt auf die Nachricht vom Todessturz[12] Arthurs zusammen,[13] weil — so viel fordert der Dichter zu ergänzen — das Schicksal jenen Erfolg, den er gewünscht, ja sündig herbeizuführen vergebens versucht hat, in einem Augenblick verhängt, da er dessen Unheilwirkung aus der falschen Todeskunde schon erleidet. Einen Selbstvorwurf, daß Flucht und Sturz unterblieben wären, wenn er die dem Adel versprochene Freilassung ausgeführt hätte, macht er sich weder in *TR* noch bei Sh.

54. Johann entbehrt der heldenhaften Selbständigkeit. Im An-

---

[5] Doch verursacht auch sie in Pandulfs Prophezeiung die Empörung. [6] S. u. 79. [7] S. o. 21. [8] *TR* 259: *I would he lived not;* 287: *were he dispatcht;* Sh. IV 2: *wish him dead.* [9] S. o. 14. [10] S. o. 52[13]. [11] In *TR* ward er freudig erregt, als er nach der falschen Todesnachricht Arthurs Leben erfuhr, schwankte dann aber zur Furcht vor ihm und jenem Wunsche nach dessen Tode zurück: ein rechtes Motiv für den psychologischen Künstler (s. o. 50[4]), das Sh. dennoch verschmäht. [12] Schuldlos hieß Johann an Arthurs Tode in *TR*, u. 81. [13] *droop* begleitete sicher eine entschiedene Geste des Schauspielers.

fang folgt er der Mutter,[1] zu Ende dem Bastard; jene bemängelt seine Diplomatie als zu wenig politisch; dieser muß ihn mahnen, dem staatlichen Mißgeschick und dem Körperschmerz zu trotzen. Beide überragen ihn an Geist und Energie. Johann sticht an Willenskraft überhaupt nicht hervor; Unheilsbotschaft erträgt er nicht zu hören. In *TR* sprach er in Drohen und Fluchen[2] mehr wie ein Gewaltmensch. Maßloser Leidenschaft läßt er zu eigenem Schaden die Zügel schießen[3] gegenüber dem päpstlichen Legaten. In unbedachter Überschätzung seiner Macht pocht er da auf Englands Vereinzelung gegenüber Rom. Er selbst sagt einmal bei Sh.:[4] 'Meine Wut war blind'; und wie im Leben, so im Sterben befällt ihn *rage* samt Zeichen der Geisteskrankheit: Sh. hat das tödliche Körperleiden, das allein ihn in *TR* peinigte, wohl teilweise vergeistigen wollen.

55. Johann fürchtet Arthur.[1] Um von dessen Schützer Frankreich Frieden zu gewinnen, gibt er diesem Gebiete hin. Während nun *TR* einen Einspruch des Bastards hiergegen vermerkte, auch eine Verschenkung der Normandie erfand (die Sh. wegläßt), also wohl den König als Verschwender brandmarkte, läßt Sh. jene Abtretung[2] durch die staatskluge Eleonore zur Sicherung der Krone anraten, beseitigt also den Makel des Leichtsinns. — Dann fürchtet Johann den eigenen Adel. Das große Zugeständnis, das er ihm nach *TR* bei der Krönungswiederholung machte, erwähnt Sh. nur sehr allgemein[3]; er engt die (in *TR* allgemeine) Tyrannei Johanns auf die Behandlung Arthurs ein. — Die furchtsame Natur Johanns zeigt sich ferner gegenüber dem Unheilsweissager Peter und den Himmelszeichen. Beides erwähnt Sh., obwohl es in *TR* als objektiv wichtig einen breiten Raum einnahm, nur kurz als die Seele des Königs beängstigend. — Johanns Heuchelei erschien in *TR* erstens an zwei Beispielen, die Sh. fortläßt.[4] Sh. übernimmt sodann aus *TR* Johanns zwei Verheißungen: die der fürstlichen (Sh. sagt 'väterlichen') Behandlung Arthurs im Augenblick, da er den Mordbefehl erteilt, und die der Freilassung desselben, als er annimmt, die Blendung sei schon geschehen. — Wie andere, so betrügt Johann sich selbst im absichtlichen Glauben an sein Thronrecht,[5] in jener Mordverantwortung[6] und einem von Sh. hinzugedichteten Falle.[7] Roms Versöhnung durch Hingabe der Krone, die der König in *TR* als erzwungene Schmach empfand, nennt er

---

54. [1] S. o. 51. [2] S. o. 37. [3] 'Lächerlich' aber kommt das einem Kritiker nur mit Unrecht vor. [4] IV 2; s. o. 37. 40; ähnlich *TR*: *passions of a mad man.*

55. [1] *He is afraid of me and I of him* IV 1. [2] Allerdings nur als große Mitgift allgemein. [3] *what you would have reformed* IV 2. [4] Bei Thronbesteigung (o. 52) und Unterwerfung unter Rom; der Dichter faßte hier letztere Verstellung als eine besondere Qual des innerlichen Romfeindes. [5] S. o. 21. [6] S. o. 52. [7] Er läßt fort Johanns Prahlen über den Feldzug, der doch Länder gekostet hat, *TR* 271.

nämlich bei Sh. freiwillig und einen glücklichen Frieden, wogegen der Bastard im Sinne des Dichters Einspruch erhebt. Damit entfällt Johanns innerer Kampf, wie ihn *TR* bot, der einen Psychologen [8] wie Sh. sonst besonders angezogen hätte; Johanns Seele bleibt hierin unklar, so dem Zuhörer wie ihm selbst.

56. Gewiß ist Sh.s Johann zu mittelmäßig an Geist und Willen, zu schwankend, unselbständig und furchtsam, auch vor dem eigenen Gewissen, um als großer Verbrecher, als heldenhafter Bösewicht zu gelten. Aber nur in *TR* sank er auf dem Sterbelager ins arme Sündertum. Hier erlitt er Todesqual für tausend Tyranneien, fürchtete fürs Seelenheil, verzieh auf Pandulfs geistlichen Zuspruch seinen feindlichen Magnaten und starb als Christ. Bei Sh. endet er reuelos,[1] antik-heroisch. Dieser zeigt, wie der Thronraub, im Rahmen des weltlichen Lebens allein, fürchterliche Folgen gebiert, und verschmäht als objektiver Künstler,[2] ihm das subjektive Urteil 'Sünde' oder dem Drama äußerlich eine Frömmigkeitsszene anzuheften. — Gegen *TR* verliert also Sh.s Johann die dämonische Natur mit übertriebenem Leidenschaftsausdruck (der seine Kraft der Verzweiflung teilweise dem Buche Hiob entnahm), das Vorkämpfertum für Freiheit von Rom [3] samt Prophezeiung der Reformation und innerem Kampfe zwischen erheuchelter Päpstlichkeit und königlichem Unabhängigkeitssinne, sowie schließlich die rührende Versöhnung mit Gott. Wieviel Grauen, Bewunderung, Parteiliebe, Glücksgefühl, Spannung und Mitleid konnte der Schauspieler damit erregen; wieviel wechselreicher, interessanter, dankbarer erschien ihm daher wohl diese Rolle als der Held bei Sh.![4] Dafür aber bleibt bei diesem die Thronräubergestalt künstlerisch reiner in größeren, einfacheren Zügen. Freilich auch so bereitet sie nur schwach den Anstieg vor zum feineren Heinrich IV., zu den moralfreieren Riesen Richard III. und Macbeth. Sh. formt, was sonst nur geschichtliche Sage vermag, sechs Könige, darunter vier englische des Mittelalters, zu Heldengestalten stilisierter Plastik mit herausgearbeiteten Hauptzügen und übergangenen Zufallskleinigkeiten. Bei Johann gelingt ihm das nicht. Muskel und Nerv besitzt zwar auch der; aber die einzige Leidenschaft, die Herrschgier, steigt nur im Mordbefehl zu dämonischer Höhe. Nun betrachtet Sh. auch sonst, in Richard II. und Hamlet, mittelmäßige Willenskraft nicht als Gegengrund gegen die Heldenrolle. Vielleicht also, wie er nachweislich seine über den Vorgänger fortgeschrittene Kunst in der vereinfachten Fabel, Begründung und Sprache mit Bewußtsein bezeigt, tritt er auch hiermit den nach billigem Beifall haschenden Kulissen-

[8] S. o. 50[4]. 53[11].

56. [1] Zum Gegensatz vgl. Heinrich IV. Tod bei O. Ludwig, *Studien* I 105. [2] S. o. 40. [3] Falsch zentriert ein Kritiker *John* um Staatskirchenstreit. [4] Wohl deshalb nennt Tieck den Helden in *TR* tragischer.

reißern entgegen, indem er einen Helden lebenswahren Mittelmaßes auf die Bühne bringt für ein Publikum feineren Kunstgeschmacks.[5]

57. Das Bild der Eleonore ändert Sh. nicht, obwohl[1] er zwei Tatsachen zu ihrer Biographie beibringt. Bereits in *TR* erschien sie klar die Wirklichkeit durchschauend, welterfahren, staatsklug, vorsichtig, mehr zur Diplomatie[2] als zum Kriege geneigt, aber wie in der Landesverwesung sachverständig, so im Felde mannhaft tätig; sie brachte Johann auf den Thron; sie lockte wiederholt[3] Arthur von der Partei Frankreichs fort.[4] Ihr Warnen dort, daß diese ihm Gefahr drohe, beseitigt Sh., wohl weil es, obwohl an sich dramatisch, als Auftrag für den Gesandten jenes Feindes unmöglich war.[5] Sie haßte, schon in *TR* seit der Zeit vor dem Dramabeginn,[6] ihre Schwiegertochter tödlich,[7] vielleicht nur weil Arthurs Thronfolge zu deren Gunsten ihren Regierungseinfluß beseitigt hätte; sie behauptete freilich schon dort, Konstanze verfechte Arthurs Anspruch, um selbst für den Unmündigen zu herrschen.

Aus *TR* streicht Sh. wertvolle Züge Eleonorens: sie korrigierte dort, echt weiblich, die Schwangerschaftsrechnung Roberts; sie sorgte, gut großmütterlich, für die vorteilhafte Verheiratung des Bastards;[8] er streicht den Auftritt, wo sie, obwohl gefangen, den Stolz als Mutter dreier Könige wahrte, und die Episode, nach der sie dem tapferen Enkel, dem Rächer seines Vaters, zurief: *My Richard lives in thee;* p. 254. Mit scharfem Mutterauge erkennt sie — wie Sh. übernimmt — zuerst den Bastard als Sohn des Löwenherz; ihm ist sie auch geistesverwandt in Tatkraft, Staatskunst, Lebensfrohsinn und Humor, der auch bei Hofe nicht fürchtet, sich durch natürliche markige Rede[9] etwas zu vergeben.

Blanka verliert gegen *TR* bei Sh. die romantische Beziehung zum Bastard,[10] erteilt aber als Umworbene eine Antwort schnippischer Laune, und als Neuvermählte den Rat an den Schwiegervater, trotz Rom am englischen Bündnisse festzuhalten; sie gewinnt endlich an Seele im tragischen Zwiespalt zwischen der Liebe zur angeborenen Familie und der zum Gemahl.[11]

58. Unter allen Gestalten des *John* gewährt Sh. der Konstanze den weitesten neuen Spielraum gegenüber *TR*. Nur sie erhebt er übers menschliche Maß zum Heroischen. Schon in *TR* jammerte sie fortwährend, wie sie auch selbst dort gestand,[1] mit der Entschuldigung an Arthur, daß sie seinen Kinderfrohsinn mit Zukunfts-

---

[5] S. o. 34. 37; u. 83.

57. [1] S. o. 2. [2] S. o. 54. [3] S. o. 44. [4] Daß sie ihn mit französischem Besitz abfinden wollte, ist falsch: Chatillon, Philipp II, Österreich, Konstanze und er selbst p. 259 forderten England. [5] Wiederholt p. 240. [6] Der Zug stammt bei Sh. nicht unmittelbar aus Holinshed. [7] S. o. 37, 39. [8] S. o. 26. [9] S. o. 37. 39; gegen 52[5]. [10] S. o. 26. 34. [11] S. auch o. 49. 51.

58. [1] *My tongue is tuned to story forth mishap; When did I breathe to*

sorge umdüstere; p. 252. Sh. stellt sie, neben der Gruppierung,[2] die bereits *TR* bot, ferner Österreich, Blanka, Pandulf und Salisbury[3] gegenüber und läßt sie mit dem Bastard, dem Parteifeinde von verschiedenstem Temperament, aber unentartetem Ethos, übereinstimmen in der Verdammung des wortbrüchigen Philipp und der Verachtung des Verräters Österreich, gerade weil sie diesen (bei Sh.) einst so warm als Arthurs Parteigänger begrüßt hatte. Bei Sh. rät sie zu Anfang noch in seelischem Ebenmaße[4] Philipp II., Johanns Antwort abzuwarten, in der sie dessen Verzicht für möglich erachtet: das kennzeichnet ihre Weltunkenntnis oder Zuversicht auf den Sieg des Rechts. Schon in *TR* zeigte Konstanze unnachgiebigen Trotz auf Anrechte, die der Besitzlage widersprachen, ungezügelte Leidenschaft, maßlose Heftigkeit, zänkische Wut mit Fluchen und Schelten, die der Umgebung verrückt[5] schien. Bei Sh. steckt sie tiefer als eine andere Gestalt des Dramas in der Elisabethanischen Theatralik übertriebener Deklamation mit Allegorien, Personifikationen, Wortspielen, Concetti und Grübelei in den eigenen Gefühlen, die den heutigen Naturalismus abstößt.[6] Sh. gibt der jungen Mutter einen innersten Sinn für äußere Erscheinung. Die Schönheit Arthurs vermehrt ihren Gram um ihn, ihn abgehärmt im Jenseits wiederzusehen, ihre Trostlosigkeit. Sie selbst erscheint den Männern schön im Schmuck ihres Haupthaars, dessen Flechten sie im Jammer löst, und sitzt auf der Erde nieder, als dem Throne ihrer Trauer,[7] vor den sie die Fürsten lädt. Sie stachelt Philipp II. zum Abfall von Johann und möchte ihren Fluch gegen diesen mit dem päpstlichen Bann verflechten.[8] Der verleumderischen Schwiegermutter zahlt sie in gleicher Münze.[9] (In *TR* drohte sie der Gefangenen triumphierend, sie samt Johann zu verknechten.) Stolz verschmäht sie, als Arthur gefangen wird, den Scheintrost durch König und Kardinal; des letzteren Mitleidskälte führt sie als Mutter[10] auf die Kinderlosigkeit des Priesters zurück. In *TR* erklärte sie, den Schlag nicht zu überleben; Sh. entwickelt hieraus Philipps Besorgnis vor ihrem Selbstmord und ihr Ende im Wahnsinn IV, 2.[11] Ihr schönes Prinzenkind bedeutet ihr so sehr 'die ganze Welt', daß die Sorge in ihre materielle Auffassung vom Jenseits[12] hineinragt; sie wird, fürchtet sie, das abgehärmte Kind drüben nicht wiedererkennen, und verschmäht darum geistlichen Trost. Unchristlich darf sie, oder gar Sh., darum aber

---

tell a pleasing tale 261; hier ist sie vor Kummer sprachlos. [2] S. o. 49. 51. [3] S. u. 72. 73. [4] Die Monotonie der Aufgeregtheit, die ein Kritiker tadelt, trifft also nicht genau zu. Künstlerisch ist sie kein Fehler: die Frau ist hysterisch. [5] *mad* Arthur 249; bei Sh.: *Bedlam* Johann; *madness* Pandulf. [6] Swinburne noch nennt sie die dramatischste der trauernden Fürstinnen Sh.s [7] S. o. 4. [8] S. u. 72. Andere Züge s. o. 34. [9] S. o. 2. 26. 39. [10] S. u. 81. [11] Falsche Kritik, ihr Schicksal sei unvollkommen erzählt. [12] S. u. 79.

nicht heißen. Merkwürdig allerdings: dieser Katholikin muß ein Kardinal zum Troste erst vorpredigen, 'daß wir im Himmel unsere Freunde wiedererkennen', und sie fährt fort: 'Wenn das wahr ist.' — Sie geht unter an ihrem Temperament und äußeren Unglück, nicht etwa einer tragischen Schuld des Herrschdranges.[13]

59. Erregte *TR* etwas Mitleid für Johann, so sammelt es Sh. ganz auf Arthur, den er zur rührendsten Gestalt des Dramas macht,[1] unter weiterer Aufopferung der politischen Bedeutung des geschichtlichen Gehaltes.[2] Schon in *TR* erschien der schöne Prinz bevormundet von Frankreich, zärtlich umhegt von der Mutter, seines Fürstenstandes und Thronrechts sich wohlbewußt, frühreif an Verstand und ernster Gemütsart. Schon dort fügte sich der fromme Knabe ergeben in Gottes Willen;[3] Sh. verschiebt das Wort auf die Gefangennehmung. Schon dort suchte er mild die Mutter zu beruhigen und sogar mit der Großmutter auszusöhnen,[4] nahm aber trotzdem ehrgeizig an den Welthändeln teil laut vieler anderer Stellen.[5] Diese streicht oder verschiebt Sh. fast alle, so sachlich wertvoll an sich sie sind, als für den Knaben unpassend;[6] er stellt ihn einheitlicher als Kind[7] dar, bis zur Heiligkeit frei von Schuld und politischem Streben, mädchenhaft fürsorglich für den Freund und Liebe ersehnend, engelhaft fein und liebenswürdig frohsinnig. — Im ganzen mindert Sh. die Zahl der Arthur zugemessenen Verse. Zur äußeren Fabel,[8] die in *TR* besonders glücklich gewählt war, erfindet er Arthurs (wenig kindlichen) Willkommgruß an Österreich, Gott verzeihe diesem den Tod des Löwenherz: als dessen Bewunderer soll wohl der kleine Prinz gleich anfangs das Herz der Zuhörer erobern, wie zuletzt durch das wohl schon damals bei den Engländern beliebteste Matrosenkleid. Das geistreiche Wort des von der Gefängnismauer zu Tode Gesprungenen:

---

[13] Wie deren Fanatiker wittert. Ganz falsch ist die Zumutung, sie hätte warten sollen, bis der Thron Arthur zufiel. Wann denn, da Heinrich III. lebte? Oder: sie hätte sich nicht Frankreich verbinden sollen. Beide Dichter kennen keine Pflicht Arthurs gegen England oder Johann.

59. [1] S. o. 37. 48. [2] S. u. 77. [3] p. 251. 268. [4] S. auch o. 37. [5] Als Konstanze Johanns Verzicht erhofft, erwidert Arthur: *sooner would he scorn Europa's power / Than loose the smallest title he enjoys, / For questionless he is an Englishman*; hat er doch schon unter Richard I. die Herrschaft erstrebt; 238. Richards Testament konnte ihn der Thronfolge nicht (s. u. 81[2]) berauben: *the law intends such testaments as void, / Where right descent can no way be impeacht*; 240. Die Mutter möge seine Sache nicht schädigen durch offene Heftigkeit gegen die Machthaber; *let us wisely wink at all: ... seasons will change; ... lady's tears heap up more woes*; 249—51. Er sichert der gefangenen Großmutter ehrenvolle Behandlung zu und will dann in ihrer Lage ihre Fassung nachahmen. Dennoch reizt er Johann: *Might hath prevaild, not right: for I am king / Of England, though thou wear the diadem*; 258 f. [6] S. o. 47. [7] Nicht unter 12 Jahr; s. 9 Z. weiter. Vgl. C. M. Smith in *Furnivall Miscell.* 338. [8] S. o. 10.

'Weh mir, in diesen Steinen[9] ist des Oheims Geist' paßt weder für ein Kind noch einen Sterbenden. Mit Recht beseitigt Sh. zwar hier aus *TR* Arthurs Gebet um Vergebung des Selbstmords, aber daneben manche echte Perle der Phantasie seines Vorgängers. Bei diesem gedachte das zärtliche Kind hier, wie in beiden Gefahren vorher, liebevoll der Mutter, und lebenswahr träumte der einsam Verscheidende in halber Bewußtlosigkeit, eine andere Hand habe ihn verletzt und möge ihn aufnehmen. — Daß Arthur als Liebling der Götter oder zu gut für diese rauhe Welt so früh ende, ist eine Annahme von Kritikern, die der lebensfrohen Anschauung beider Renaissancedichter zuwiderläuft. — Andere meinten,[10] Sh. könne die Auftritte Arthurs und Konstanzens erst nach dem Tode seines Sohnes Hamnet (1596) so lebenswahr umgearbeitet haben; aber nach solchem Erlebnisse hätte er wohl mehr echten Naturtönen Luft gemacht, und auch ohne das vermag ein Seelenkünder so tiefen Blickes, so innigen Nachfühlens und so weiter Beobachtung wie Sh. den im Leben so häufig vorkommenden Kummer um den Verlust eines Kindes ergreifend zu schildern.

60. Schon *TR* stellte die Vorbereitung zu Arthurs Blendung[1] als größten Auftritt in den Mittelpunkt des Stückes. Der Verschonung eines Fürstenkindes durch den Wärter, dem ein Tyrann dessen Tötung befohlen, mochten die Dichter sich aus manchen Märchen und Sagen entsinnen und dorther Einzelzüge entlehnen. Bei Sh., der den äußerlichen[2] Aufbau der Szene nicht ändert, zählt sie zu den aufregendsten seiner Schöpfungen. Sie bringt eine ganze Reihe von Motiverfindungen in Versen tiefster dichterischer Wahrheit und stärkster Ausdruckskraft.[3] — In *TR* spielte der düstere Auftritt am Abend, im Dunkel glühten da die Martereisen. Dieser Bühnenwirkung zum Schaden verlegt ihn Sh. zum Morgen, vermutlich damit Arthur an seine nächtliche Pflege Huberts wie an etwas eben erst Vergangenes erinnern könne. Im alten Reliquienschrein gab es auch sonst neben unechtem Schmuck[4] manche Perle, die der junge Goldschmied bei der neuen Fassung nur deshalb verwirft,

[9] 'Stein' der Übersetzung ist mißdeutbar. [10] King in *Sh.-Jb.* 40 (1904), 320.

60. [1] S. o. 27. 34. 49. [2] Die Lesung des Königsbefehls stammt wohl von der des Gerichtsurteils bei Hinrichtung. [3] Arthur zum verstimmten Hubert, nur er habe Grund zur Traurigkeit, er wünscht ihn unwohl, behufs Pflege; erinnert an dessen Kopfschmerz, ans Verbinden mit dem nicht zurückgegebenen Tuche der Prinzessin; werde keinem Engel glauben, Hubert wolle ihn blenden. Er schreit, die Augen springen schon beim Anblick der Henker ihm heraus; er wolle, um nur nicht gebunden zu werden, stille halten; er wünsche nur ein Stäubchen in Huberts Auge, damit der das Grausen der Blendung empfinde. Und von der Angst befreit, nun erst sehe der bisher Vermummte Hubert ähnlich. [4] Leere Rhetorik: Hubert erklärte dem Opfer die Blendung höllischer denn Tod; sie gehe ihm gegen Kopf und Herz.

weil er den Reichtum an eigenen Edelsteinen übermütig zeigen will:[5] Dort genoß Arthur, von drohender Blendung nichts ahnend, des Spaziergangs Augenweide, dort zögerte Hubert, die grause Wahrheit dem Opfer zu künden, dort hörte Arthur die Heiligen im Himmel bei Huberts Sturze zur Hölle weinen, und befreite sich dessen guter Engel von der Blendungsabsicht mit dem Schrei, er sei nicht da, 'die Leuchten zu blenden, die Natur so glänzend schuf'. — Offenbar weil sie dem kindlichen Wesen Arthurs widerstritten, bleiben bei Sh. ganze Seiten aus *TR* fort: Dort deklamierte Arthur die Selbstermahnung, den Tod zu ertragen, die Aufforderung an den Henker, nach[6] der Blendung ihn zu töten, die Anklage gegen Gott, der Johann die Unterdrückung der Unschuld erlaube, die (theologisch-predigerhafte) Versicherung, er erflehe Schonung[7] nicht sowohl wegen seiner Augen als wegen der Höllenqual, die dem Henker drohe, und zu der er seine Mörder auch verfluchte.[8] Dort verfocht Arthur (scholastisch disputierend in Stichomythie, übrigens inhaltlich sachgemäß) die Pflicht, Gottes Sittengesetz übers Königsgesetz zu stellen, unterschied (juristisch zutreffend) eine Hinrichtung kraft rechtsförmlichen Urteils vom willkürlichen Befehle zur Tötung, die der Henker dem König[9] gegen die Untertanen für erlaubt hielt. Dieser erbat (wie aus dem Strafvollzug an Staatsfeinden in England wohlbekannt) vom Opfer Verzeihung; bei Sh. gewährt sie Arthur, seiner heiligeren Natur gemäß, ungebeten. — Die meisten Verse, die Sh. neu hinzufügt zu dieser Szene, passen[10] in Gedanken oder Ausdruck ebenfalls nicht für ein Kind oder einen von gräßlichster Verstümmelung Bedrohten; sie klingen zu geistreich, welterfahren, wortspielerisch, spitzfindig oder hochtrabend. Arthur findet die Schönschrift des Blendungsbefehls zur Häßlichkeit des Inhalts, die Größe seines Thronanspruchs zur Kleinheit seines Körpers widersprechend. Er fürchtet, Hubert könne die Krankenfürsorge, die er diesem geleistet, als Arthurs Schlauheit verdächtigen. Er antwortet auf *'hold your tongue!'*, für ein Paar Augen sollten zwei Zungen bitten dürfen, statt der Augen solle Hubert ihm die Zunge aushacken, damit er ihn doch anblicken könne. — Im ganzen weiß Sh. doch kunstvoll den Kampf zwischen Kind und Henker von verstandesmäßiger Kälte zur Gefühlsrührung zu erweichen; statt mit Höllendrohung wirkt er durch menschliches Mitleid.

61. Die Gestalt des Bastards darf episodisch gescholten werden, weil auch ohne sie[1] der Inhalt des Dramas bestehen kann, während zehn andere Personen sich von ihm nicht trennen lassen; im Gegensatz zu diesen ist denn auch allein sie eine unhistorische Er-

[5] S. o. 56. [6] Warum nicht vor? [7] Das Lohnversprechen s. o. 34. [8] S. o. 34, u. 79. [9] S. u. 80. [10] S. o. 40.

61. [1] Wie nur noch ohne Eleonore und Österreich.

findung des Dichters von *TR*[2]. Obwohl der Bastard für den Helden den treuesten Berater und Ermahner, wie Beamten, Diplomaten und Feldherrn darstellt, bewegt oder hemmt er doch dessen Handeln oder Erleben nirgends entscheidend; auch knüpft sich dessen Tun nicht notwendig gerade nur an seinen Charakter, könnte z. B. von Hubert[3] ähnlich ausgehen, wie in der Geschichte ja wirklich geschah. — Dennoch nimmt (vom Helden abgesehen) der Bastard den breitesten Raum des Dramas ein,[4] vom 1. Akte die größere Hälfte,[5] und drängt zu Ende den Helden in den Hintergrund,[6] nicht bloß kraft seines Amtes als Regent und Heerführer, sondern als Verfechter der Idee der Reichsunabhängigkeit[7] von außen vermöge innerer Einigkeit, welche Idee er zum Dramaschlusse bei beiden Dichtern triumphierend verkündet. Doch erschöpft sich das Wesen dieser Gestalt nicht in der abstrakt kalten Personifizierung einer Eigenschaft,[8] etwa Vaterlandsliebe, Königstreue, Vaterverehrung, Ritterlichkeit; sondern eine blutwarme Individualität, die gesündeste des Dramas,[9] trägt jene Vorzüge alle. Dieser Bastard wächst vom derben, naiv selbstischen Weltkinde, dem scheinbar mit dem Leben spielenden Landjunker zum ernsten Fürsorger des Gemeinwohls und Staatsretter. Ähnlich wird Sh. später den Prinzen Hal zu Heinrich V. steigen lassen.

62. Die Fabel vom Bastard[1] kann nicht ganz auf einen Zeitgenossen Johanns zurückgehen, denn ein von König Richard in England erzeugter Sproß konnte 1201 höchstens sechs Jahre alt sein. Die bisherige Kritik weist auf vier Wurzeln der Fabel hin, deren zwei erst dem 15. Jahrhundert gehören, und kennt keine frühere Verbindung derselben als in *TR*. — Erstens tötete Philipp *de Chinac*,[2] Richards Bastard, den Vizgrafen des vier Meilen fernen Limoges als Rächer des Vaters, der bei Belagerung eines Schlosses des letzteren tödlich verwundet worden war. Die damalige Seltenheit des Vornamens[3] Philipp beim Adel der Plantagenets erhöht die Wahrscheinlichkeit der Identität mit der Dramafigur: Name, Bastardie, Vaterschaft, Zeit, Rache und des Gegners[4] Name stimmen. — Zweitens kann ein Londoner Dichter 16. Jahrhunderts

---

[2] S. o. 15[5]. [3] Verschiebungen von Bastard auf Hubert s. u. 63. [4] Einem Lieblingsschauspieler auf den Leib geschrieben könnte also die Rolle höchstens vom Dichter des *TR* sein, nicht von Sh.; vgl. o. 46. [5] In *TR* stand die Herkunftsenthüllung sogar auf dem Titel des Drucks. [6] S. o. 51[1]. [7] In *TR* war es der Bastard, der dem sterbenden Johann den Thronfolger zuführte. [8] Gervinus I 468 (an sich sehr schön, aber fürs Theaterstück zu gedankentief): er handelt nach dem Baconschen Spruche 'Der Welt wartet die Gottheit, warte du des Vaterlandes!' [9] S. u. 64[3]. 65. 81. Falsch also erklärt ein Kritiker alle Bastarde Sh.s für Schufte.

62. [1] S. o. 33. [2] Vielleicht Saint Thomas de Cognac, arr. Jonzac, dép. Charente Infér. [3] Philipp von *Albeni* siegt 1216 mit der englischen Flotte. [4] S. u. 71.

recht wohl erfahren haben, daß zu Johanns Zeit eine Adelsfamilie Faulconbridge blühte, aus der Eustach Staatsbeamter, königlicher Schatzmeister und 1221—8 Bischof von London war, während *Philippus de Falconberga*[5] 1197 vorkommt. Nur wenig sicher scheint mir die Annahme der bisherigen Kritik, daß der Dichter — aus Holinshed, doch vielleicht auch aus Londoner Überlieferung — etwas vom Bastard Thomas des Wilhelm Neville Barons Fauconberg wußte, der London zu plündern im Begriffe stand und 1471 geköpft ward. Im Titel des Theaterstücks *Edward IV.*[5a] war die Belagerung Londons durch diesen Bastard erwähnt; dieses Drama (vielleicht aber auch einen Miterben jener Baronie Fauconberg[6]) mochte der Dichter von *TR* kennen. — Erst wenn ihm dieser Name im Sinne lag, konnte er drittens unter Johanns Kriegsgehilfen einen Mann heranziehen, dessen Vornamen *Fulk* dem Falken und dessen Familiennamen in zwei ferneren Buchstaben dem Faulconbridge glich.[7] Dieser Fulk de Breauté kann zur Bastardfigur in *TR* folgende Züge seiner Geschichte beigetragen haben: er führte kriegerisch erfolgreich Truppen Johanns und Heinrichs III. auf englischem Boden, schützte mit Hubert de Burg und Salisbury das englische Königtum, erfüllte Johanns letzten Willen, versorgte den königlichen Hofhalt, stand mit dem Adel Englands erst in Verbindung, dann in Feindschaft, heiratete eine hohe Adlige Englands, trat bürgerfeindlich auf (zu London 1222) und erbitterte die Mönche durch Klosterplünderung.[8] — Viertens fand die Kritik, der Dichter der Bastardgestalt habe in Halls Chronik p. 144 f. gelesen, wie Prinz Ludwig von Orléans († 1407) einen Adligen belehnte, dessen Frau von ihm den Bastard Dunois gebar; als dann die Blutsverwandtschaft jenes Adligen dessen Erbe beanspruchte, unterwiesen Lehrer und Muttersippe den Bastard, sich als ehelich auszugeben. Der Knabe bekannte sich dennoch aus *heart and courage*[9] als Orléans und wurde in diese Prinzenfamilie aufgenommen. Er heiratete dann reich und ward ein berühmter Heerführer gegen die Engländer; † 1468. Zur Verschmelzung dieses Bastards mit jenem *de Cuinac* trug vielleicht bei, daß der Stiefvater des Dunois bei Hall *de Cauni* heißt. — Endlich scheint mir die Geschichte, daß ein König mit der Ehefrau des treuen Kriegers, der ihm auswärts dient, im Ehebruche einen Bastard zeugt, einer nächstliegenden Quelle, nämlich der Bibel,[10] zu entstammen, um so sicherer, als in

[5] *Rôles Gascons* ed. Bémont I 2386; er ist wohl = *Falcomba*, der 1197 Zeuge des Bischofs von Winchester für Mont St. Michel bei Round *Calendar of doc. pres. in France* I 278. In Ortsnamen vermengen sich damals *-berg*, *-burg* und *-brieg*; vgl. *Newburgh* = *Newbridge*. [5a] *Sh.-Jahrb.* 55 (1919) 108. [6] Sir James Strangways; Nicolas-Courthope *Extinct peerage* 430. [7] *Lim[pold]* mit *Limoges* identifiziert; s. u. 71. [8] Ely und St. Albans. [9] S. u. 63. [10] II Reg. 11; *varius est eventus belli* (ebd. Vers 25) ist übersetzt *this is chance of war* 261; *David* 316.

TR dasselbe Kapitel nochmals benutzt und die Geschichte Davids zitiert wurde; Peele machte aus letzterer ein eigenes Drama.[11] — Aber wenn selbst der Dichter von *TR* diese 5 Quellen zusammengoß (nur bei 1, 2, 5 scheint mir das sicher), so bleibt das Beste, die menschliche Einheit ganz bestimmter Farbe, doch sein Eigentum. Der Dichter, der sonst englische Eigennamen verschwendete, gab diesem Plantagenet weder Grafentitel noch Pairie und hielt ihn, abseits und über den Magnaten, als lieben Prinzen der Phantasie; und darin folgt ihm Sh.

63. Sh. streicht mehrere den Bastard betreffende Episoden, die *TR* brachte: die Abjagung des Löwenfells von Österreich und die Forderung an ihn,[1] die Liebe Blankas,[2] die Klosterplünderung, die Tötung des Abts und Verbrennung von Swinstead.[3] Auch beseitigt Sh. die sachlich klare Vorhaltung des Bastards vor dem rebellischen Adel: wegen privater Beschwerdepunkte dürfe dieser nicht den von Gott gesalbten König absetzen,[4] und überhaupt an diesem der Untertan nicht Rache üben, die Gott allein, auch dem Papste nicht, gebühre. Sh. belegt die Königstreue des Bastards anderwärts durch dessen Tat, versetzt als Psycholog den Widerstreit zwischen Rechtsverteidigung und Obrigkeitsgehorsam lieber in Salisburys Brust[5] und beseitigt Romfeindliches auch sonst. Er streicht auch den anderen Wortstreit des Bastards,[6] von teilweise entgegengesetztem, den Papst anerkennendem Sinne, aber ebenfalls zu Johanns Verteidigung, worin ausgeführt war, durch Johanns Versöhnung mit dem Papste ende Frankreichs Kriegsgrund. — Wollen diese Streichungen die Handlung vereinheitlichen oder Wiederholungen, Beleidigung der Katholiken, Grobheiten und gemeine Alltäglichkeiten[7] vermeiden, so entfernt er anderes, was in *TR* dem Charakter des Bastards widersprach. Dort wurde befürchtet, Richards I. Ehebruch zu enthüllen; bei Sh. singt der Bastard ein lockeres Liebeslied darauf. — In *TR* bekannte sich dieser als Richards Sohn in Verzückung über die Ehre, Könige zu Ahnen, den Löwenherz zum Vater zu haben, und in unbewußter[8] Unfähigkeit, sich des Vorteils halber als Falconbridges Erbe auszugeben; dies dichterische, bühnenwirksame Motiv läßt Sh. fort, vermutlich weil es zu einem romantischen Träumer wie dem Prinzen von Homburg, nicht aber zum urgesunden Wirklichkeitsmenschen paßt. Übernatürliches schiebt Sh. vom Bastard fort.[9] — Manche Perle[10]

---

[11] *David and Betsabe.*

63. [1] S. o. 44. [2] S. o. 26. 34; nicht etwa aus Abneigung gegen Konventionelles bleibt das fort. [3] S. o. 18. [4] S. u. 80. [5] S. o. 50 Ende. [6] S. o. 44. [7] S. o. 34. In *TR* überlegte der Bastard, ein unehelicher Königssohn stehe über ehelichem Ritterssohne, und sagte im Widerspruch dazu, die Bastardie schädige seine Stellung; 232. 234. [8] Wie Dunois, s. o. 62[9]. [9] Peter (u. 71) und Fünf Monde (u 69); vgl. u. 82. [10] S. o. 36. 55[2]. 60[5]. In

freilich bot *TR* auch zum Schmuck des Bastards, die Sh. grundlos verschmäht. — In *TR* teilte der Bastard Johann die Verschwörung des Adels mit Ludwig und seine Einladung dazu mit, wurde vom mißtrauischen König ungnädig entlassen, aber sofort zurückgerufen (290). Sh. streicht dies, läßt aber inhaltlich stehen die anschließende Mahnung des Bastards, der König möge entschlossen sich wehren.[11]

64. Die äußere Geschichte des Bastards ändert Sh. nur in wenigen Punkten.[1] Gegen den rebellischen Adel schützt er an Arthurs Leiche, dessen Todessturz ohne Mord er gegen jenen für möglich hält, Hubert,[2] obwohl er selbst zuerst wie jener ihn für mitschuldig hält und in diesem Falle zum Selbstmord auffordert: er zeigt[3] sich in diesem Auftritt vorsichtig und scharfsinnig im Erwägen, sittlich entrüstet über eine Beihilfe zum Morde, wenngleich an einem Thronprätendenten, mutig und ruhig beim Verhindern blutiger Rauferei, wenngleich gegen einen Verdächtigen, somit seinen Standesgenossen an Kopf und Herz überlegen. — Um Ludwig in England von fernerem Kampfe und die aufständischen Magnaten vom Bürgerkriege abzuhalten, erschienen vor ihnen, freilich vergeblich, schon in *TR* Pandulf und Bastard. Sh. aber gibt letzterem als dem ernster einzuschätzenden königlichen Abgesandten die Beaufsichtigung über den Kardinal.[4] Er läßt ihn alsdann vor den Franzosen Englands früheren Sieg in Frankreich und jetzige Übermacht höhnend übertreiben;[5] er will sie durch diese Kriegslist nur einschüchtern, denn gleich nachher wird er im englischen Lager wahrheitsgemäß die gefährliche Lage Englands schildern.

65. Auch zum Charakter des Bastards standen die Hauptlinien bereits in *TR* fest. Gesund, wie sein großer Körper, der dem heldischen Vater ähnelt und für jedes Auge sich vom schwächlichen Halbbruder rassenhaft unterscheidet, erscheint auch sein Inneres. Eine offene, gerade Natur, begabt mit Mutterwitz und klarem Blick für die Weltwirklichkeit, duldet er beim König auch im Mißgeschick kein sinnloses Toben, Fluchen und Verzweifeln, sondern handelt mit starkem Willen, kühn und tapfer, zum verständig erkannten Zwecke. Voll kecken Übermuts und leichten Blutes, frohsinnig, auch nach Verlust des Erbgutes, zum Humor,[1] zur Eigenart,[2] ja zur Komik geneigt, schwatzt er sexuell frivol,[3] ohne doch je un-

---

TR klagte der Bastard der Mutter, die ihm verhehlt, wer sein Vater gewesen, er, der Erwachsene, könne also seinen Namen nicht schreiben; und sie nahm an, wenn er, der lustige Junker, ein Anliegen an sie habe, wolle er Geld pumpen. [11] In *TR* ermutigte ihn der Bastard nochmals gegen die Franzosen: 'Sie mögen wissen, Richards Bruder und sein Sohn sind Führer der Engländer in Waffen!' (305); s. o. 44.

64. [1] S. o. 22. 33. [2] S. o. 48; u. 69. [3] S. o. 61[9]. [4] S. o. 51. [5] S. u. 80.

65. [1] Nicht erst Sh. verleiht diesen den 'kräftigen und gesunden Geistern meist'. [2] *wildhead* = *madcap* I 1. [3] Droht Hörner aufzusetzen; s. o. 34;

moralisch zu handeln. Auf seine Herkunft, obwohl aus Ehebruch, stolz, fühlt er sich als adliger Junker und mißachtet[4] Bürger[5] und Bauer,[6] trotz ländlicher Derbheit seiner Anfänge. Kriegerisch bis zur schlachtenfrohen Wildheit, verachtet er in seinem Feinde Österreich den Feigling, der mit dem Fell eines nicht selbsterlegten Löwen prunkt, noch besonders. Leicht greift er zum Schwerte und schont auch mit der Zunge den Gegner nicht, ohne doch zum Raufbold oder Prahlhans[7] zu sinken, Er verteidigt des Vaters Andenken, den König[8] und die Mutter,[9] denen er zur Treue verpflichtet ist, obwohl er die Schuld dieser beiden kennt. (Bei Sh. schützt er ferner den Parteigenossen Hubert, den er der Beihilfe zum Morde verdächtig hält, gegen Adelsrache.) Er liebt herzlich die ihm geistesverwandte Großmutter,[10] dient aufopfernd dem König und der Dynastie und spricht gegen den Rebellen-Adel stark royalistisch — in *TR* theoretisch[11] noch weitergehend als bei Sh. Sein innerer Aufstieg gipfelt bei beiden Dichtern in glühendem Patriotismus.

66. Bei positiv christlicher Gesinnung[1] zeigte sich der Bastard in *TR* ganz im Sinne dieses Dichters scharf antikatholisch. Er schmähte den Papst, verachtete dessen Bann und Anmaßung der Königsabsetzung, verspottete, vergewaltigte und plünderte die Ordensleute, strafte Kloster Swinstead mit Mord und Brand, haßte und verfluchte den römischen Legaten und verurteilte entschieden Johanns Unterwerfung unter Rom. Das alles streicht Sh.[2] Er stellt Pandulf nur unter, nicht gegen den Bastard,[3] der ihn für Englands Unabhängigkeit wohl benutzen, nur diese möglichst auf eigene Kraft, nicht auf fremde Hilfe oder gar allein auf den Legaten gründen will. Der geradsinnige Kriegsmann englischen Schlages traut überhaupt lieber dem Schwerte als Diplomatenkünsten[4] des Italieners. Päpstlichen Bann und Kardinal betrachtet er als weltliche Machtfaktoren, nicht religiöse, doch ohne Haß oder Spott. — Auch bei Sh. ruft der Bastard Gott von Herzen an, glaubt an ein sinnliches Fortleben im Himmel (wo er seinem König getreu-

---

u. 67[11]. 80. [4] Ganz falsch: 'ans Volk geknüpft'; über Sh.s Aristokratismus auch in dieser Gestalt s. Crosby, *Sh. u. Arbeiter* (hinter Tolstoi *Sh.*) 104. [5] Von Angers. [6] Vgl. die Schimpfwörter in *TR*, besonders *peasant* gegen Österreich. [7] Bei Sh. droht und prahlt der Bastard zwar gegen Salisbury und Ludwig, aber zu bestimmtem Zwecke (s. o. 64), nicht aus seiner Natur. [8] Der Bastard glaubt an Arthurs Recht auf England auch bei Sh. IV Ende. [9] S. u. 81. [10] S. o. 57. [11] Praktisch aber s. u. 66[5].

66. [1] Zu Johann, der die Hölle anruft: *Help must descend from Heaven*, und zum Sterbenden: *Forgive the world ... call on Christ, who is your latest friend* 316. [2] Vgl. o. 18; u. 79. [3] S. o. 64[4]. [4] Er verspottet *policy* des Königs als ihm wesensfremd II 1. — Falsch behaupten Kritiker: Sh. übertrage die Heuchelei der Unterwerfung unter Rom aus *TR* von Johann auf den Bastard; dieser wolle den Bund mit Pandulf stören, England aus den Klauen des Papstes 'retten'.

lich weiter folgen[5] werde) oder bei Luzifer,[6] betet aber nur selten,[7] achtet des Kirchenbanns (wegen Konfiskation von Ordensgut) nicht[8] und bekennt angesichts des leidenden Unterganges der Unschuld, den Ausweg aus dem Labyrinth des Welträtsels nicht zu wissen.[9] — Männlich bleibt er 'innerlich[10] Herr der natürlichen Dinge tief unter' ihm. Die Zeit nennt er einmal die Entscheiderin des Geschicks: eine Lesefrucht zwar antiken Sinnes, aber gewiß nicht in bewußtem heidnischen Gegensatz zum Christenglauben. Einem befreundeten Mörder empfiehlt er nicht, wie ein Katholik täte, Reue und Buße, sondern, wie einem Soldaten der Renaissance ansteht, den Selbstmord.

67. Wie Sh. streicht, was *TR* vom Bastard Niedriges berichtete,[1] so hebt er dessen gute Seiten: die Lebendigkeit, die Gemütstiefe,[2] den Zartsinn,[3] die Ritterlichkeit, Scherz, Witz und Humor,[4] die Liebenswürdigkeit, die Natürlichkeit des Benehmens, auch wider Hofetikette.[5] Selbst Feinden wie Konstanzen,[6] Philipp und Ludwig stimmt der Bastard bei, wenn sie gegen Wortbruch, Feigheit und Anmaßung auftreten. — Sh. verleiht aber dieser Gestalt Züge, an die der Dichter von *TR* nicht dachte, und die für die Dramaturgie, die Charaktervertiefung und für die Spiegelung seines Selbstbewußtseins allgemeine Bedeutung beanspruchen. — Der Bastard kommt nicht nur zu vier unter fünf Aktschlüssen zu Worte und spricht zwei lange Monologe,[7] er unterbricht[8] auch manche Rede anderer Personen, auch der Fürsten, um deren Tun, ihre Falschheit oder Scheinmoral oder überstiegene Redeweise[9] zu kritisieren. Im ersten Monolog schildert er die betrügerischen Manieren der Vornehmen (allgemein, nicht gerade nur dieses Stückes), die er kennen will, um dem Truge zu 'entgehen'.[10] Der Bastard spielt also, indem er über Handlung und Personen des Dramas Erklärung und Urteil des Dichters selbst abgibt, die Rolle des Chors der antiken Tragödie oder des Narren[11] späterer Stücke Sh.s. —

---

[5] *my soul shall wait on thee to heaven* V 7. [6] Dorthin verdammt er den Parteifreund, wenn dieser zum Morde half. [7] Wie er hiervon leichthin spricht (III 3), so vergleicht er seiner Absage an den Teufel die Faulconbridges I Ende. [8] III 3. [9] IV Ende. [10] Spengler *Unterg. Abdl.* I 492.

67. [1] S. o. 37; Ausnahme o. 34. [2] Mitleid mit Arthur. [3] Bevor er der Mutter den Ehebruch abfragt (was er ohne Drohung, o. 34, tut), entfernt er den Diener; er beschwichtigt ihre Gewissensbisse, daß ihr Herz nicht stärker als das des Löwen gewesen, das Richard I. auch gewann: wobei er die Bedeutungen 'Charakter' und 'Körperteil' des einen Namens 'Herz' vertauscht. — Den Vorwurf, die Mutter durch den Prozeß zu verunehren, erhielt in *TR* der Bastard: Sh. wendet ihn auf Robert. [4] Auch noch als Magnat IV 2. 6. [5] S. o. 52[5]. [6] S. o. 58. [7] S. o. 32. 46[2]. Daß sie dem Charakter widersprechen, ist übertreibende Kritik. [8] S. o. 38. [9] Von der er selbst nicht frei bleibt; o. 40. [10] *aroid*: 'vereiteln, ungültig machen'; die Übersetzung *vermeiden* ist zweideutig. [11] *fools* nennt Ludwig Österreich und ihn II 1, aber in einer Bedeutung, die mit der hier gemeinten nur ge-

Aber im zweiten Monolog, der zu Anfang auch nur die Seelen anderer ironisiert, indem er deren Eigennutz geißelt, schürft der Bastard weit tiefer: 'Wer sich nicht selbst zum besten haben kann, der ist gewiß nicht von den Besten': also seine Selbstverspottung braucht nicht aufzufallen. Wohl aber findet sich selten im Leben ein Beispiel, wie der unzerklüftete Tatenmensch mit dem nach außen gekehrten Weltsinne die eigene Moral skeptisch zergrübelt: 'Ich höhne Eigennutz, weil er bisher mich nicht mit Gewinnaussicht versuchte; reich geworden werd' ich Armut als einziges Laster erklären.' Eine Selbstbezweiflung, die zum Hamlet ansetzt.[11a] Wie aber manch edler Skeptiker sich bescheiden vor sich selber schlechter zu machen pflegt, als er ist, so ruft der Bastard zwar den Gewinn irdischen Guts als sein alleiniges Zukunftsziel aus, verfolgt aber tatsächlich den Weg der Ehre;[12] wenn er freilich als Kind der Welt, froh seines Aufstieges, Reichtümer nicht unterschätzt (vielleicht dies eine Spiegelung des materiellen Emporkommens des Dichters), so bewahrt ihn doch vor zu hoher Bewertung des Adelsranges der Spott, womit er die darauf Stolzen gleich anfangs geißelt. — Während er in *TR* die uneheliche Geburt als hindernde Schande (234) und sich als Sklave empfand (249), macht er sich bei Sh. über seine Bastardie[13] so vergnügt lustig, daß bereits der Stolz eines anderen Unehelichen in einem späteren Stücke auf *lusty stealth of nature* anzuklingen scheint. 'Ich bin ich, wie auch ich ward erzeugt', ruft der Bastard[14] und betont damit die geistige Stärke seiner Stellung, obwohl ohne Familie und Erbgut; er empfindet als 'höchstes Glück der Erdenkinder die Persönlichkeit'. Ihm ähnlich stand unter Elisabeth außerhalb der grundangesessenen Gesellschaft mit ihren hergebrachten Anschauungen der Schauspieler und Theaterdichter. Vielleicht also Sh.s selbstbewußter Künstlerstolz gegen die philiströse Moral der Umwelt,[15] verbunden mit der überschäumenden geistigen und vielleicht auch animalischen Lebenskraft des jungen Weltmenschen, macht sich unter der Maske des Bastards Luft.

68. Der Mutter, der Frau von Faulconbridge, hafteten in *TR* teils burleske, teils hochpathetische Züge an. Sh. nimmt ihr diese[1] und streicht über zwei Drittel der Rolle, beläßt ihr aber einen komischen Zug, der das Peinliche des Ehebruchgeständnisses mildert.

69. Der Dichter von *TR* benutzte Hubert nur in Beziehung

---

mein hat: 'Nicht-Hauptperson'. [11a] Vgl. Münz, *Sh. Philosoph* in *Anglia* 42 (1918) 270. [12] Vorher in der Aufgabe des Erblandes der Faulconbridges; nachher empfängt er wohl Hofeinfluß und Staatsmacht, aber nicht Geld, Gut, Amt oder Würde. [13] S. u. 75. [14] Eleonorens Anrede *Lord of thy presence and no land* findet ein Kritiker benutzt, also bewundert, durch den Zeitgenossen Sir Henry Wotton: *Lord of himself though not of lands.* [15] 'Auf Erden tragen manche Sünden Vorrecht' I Ende.

68. [1] Vgl. o. 34. 37. 41[2]. 63[10]. 67[3].

auf Arthur. Sh. hebt diese Gestalt,[1] indem er ihr außerdem einen königlichen Auftrag,[2] zwei Berichte und im Königsdienst die Amtsgenossenschaft mit dem Bastard[3] zuweist, kraft deren ihn dieser schützt, nachdem Hubert Tränen, die Salisbury zu Unrecht als geheuchelt verdächtigt, um Arthurs Tod vergossen und männliche Tapferkeit in Wort und Wehr gegen die vorschnell auf ihn erbitterten Magnaten erwiesen hat. Sh. setzt in Unkenntnis der Geschichte[4] den *noble man*, im Sinne von *peer*, über ihn und hält ihn für einen vertrauten Diener des Königs ohne eigene Adelsstellung. — Bei Sh. genießt Hubert ferner die Freundschaft Meluns; da diesen Franzosen zur Rettung der englischen Adligen die englische Beziehung veranlaßt, so soll wohl auch diese Erfindung Huberts Wichtigkeit erhöhen. — Bei seinem Aufheben der Leiche Arthurs[5] sollte vielleicht im Bastard erst der letzte Rest des Verdachtes erlöschen, daß Hubert mitschuldig sei an Arthurs Tode. Jedenfalls falsch witterte die Kritik hierin das Gottesurteil der Bahrprobe; denn nicht das Opfer, sondern den Verdächtigen beobachtet der Bastard, der ja auch kein Gericht darstellt. — Die rauhe Häßlichkeit, die Sh. dem Hubert andichtet,[6] soll entweder begründen, daß Johann, durchs Äußere auf die Seele schließend, ihn zum Henker ausersieht, oder den Kontrast verstärken zu dem lieblichen Opfer, das aber selbst (wie häufig ein Kind das jeden anderen abstoßende Aussehen der alten Wärterin, die es betreut) dies Abschreckende gar nicht bemerkt. Möglich auch, daß die Erweichung des Herzens zum Mitleid unter so rauher Schale bei der Blendungsvorbereitung[7] noch mehr rühren sollte. — Huberts komischer Bericht[8] über die Volksangst — an sich niederländisches Genre von Meisterhand — paßt in dessen Mnnd recht wenig; gehörte diese Perle in ursprünglicher Konzeption vielleicht in die Muschel des Bastards?

70. Zu Philipps II. Fabel fügt Sh. die geistreiche Erfindung hinzu, daß der König den Hochzeitstag des Thronfolgers zum Landesfest erhebt: vermutlich weil die Heirat Frankreich fünf Provinzen aus englischer Hand einbringt. Der Dichter gibt überhaupt Philipp, wohl als dem ranghöchsten Gegenspieler, eine wichtigere Rolle.[1] Der König erschien in *TR* als gehorsamer Papstanhänger zum Bruche mit dem gebannten Johann schnell bereit; bei Sh. dagegen kämpft er lange in sich zwischen Roms Banndrohung und der Bundestreue, die sein Land vor Kriegsschaden bewahrt; bei der Entscheidung beeinflussen ihn fast alle Personen des Dramas.[2] Er bittet hier den Legaten, ihm einen Mittelweg zu finden und zu

---

69. [1] S. o. 60. [2] S. o. 47. [3] S. o. 64. [4] Hubert war oberster Staatsbeamter, Graf von Kent, Schwager des Schottenkönigs. [5] S. o. 48. [6] S. o. 44. [7] Über Selbstwiderspruch o. 28. [8] S. o. 38[4].

70. [1] S. o. 47. [2] S. o. 49[1].

raten, was der in seiner Lage täte. Schwerlich wird man den Parteibeamten als Schiedsrichter glaublich finden! Philipps Versprechungen für Rom in *TR* läßt Sh. fort, wohl als eine grob antikatholische[3] Satire. — Seine Niederlage, nach der er in *TR* das Heer ermutigte, drückt bei Sh. ihn und noch mehr den Dauphin tief nieder: vermutlich damit der Kontrast[4] der glänzenden Aussicht, die Pandulf nun eröffnet, um so greller wirke. — Grundsatzlos, mit Wort- und Treubruch nach augenblicklichem Vorteil, handelte Philipp schon in *TR*; bei Sh. verurteilen ihn Bastard und Konstanze deshalb in scharfen Ausdrücken. Bei Sh. führt er oft Ehrenwort und religiöse Pflicht, leere Vertröstungen und redensartliches Mitleid im stets höflichen[5] Munde. Nicht recht für den vorsichtigen, kalten,[6] majestätisch sich gebärdenden Fürsten[7] passend scheint die Offenheit, mit der er bei Sh. seinen Abfall von der Sache Arthurs bekennt; nur die Fürbitte der Franzosen für diesen, die sie nichts kostet, hatte schon *TR*.

Den Dauphin hebt Sh. gegenüber *TR* zu größerer Selbständigkeit, Tatkraft und Geistesstärke, vielleicht damit der Eroberer Englands nicht zu klein erscheine. Bereits in *TR* war er (was Sh. verdeutlicht) warmblütiger, entschiedener, kriegerischer[8] und unternehmender als der Vater. Als Werber um Blanka spricht er bei Sh. Worte echter[9] Liebe, wenngleich höfischer Manier; als ihr junger Gemahl folgt er, trotz ihres bräutlichen Bittens, der Ritterehre.[10] Zwar fehlen Sh. die Zeilen, durch die er in *TR* für Arthurs befriedigende Abfindung[11] und Auslösung aus Gefangenschaft eintrat. Sh. läßt ihm aber das herzliche Bedauern für ihn und Konstanze,[12] die Parteinahme für das banndrohende Rom gegen Johann und die soldatische Anerkennung der Kriegstüchtigkeit dieses Feindes.[13] Tief bekümmert um die Niederlage der Franzosen wird er eingefangen durch den Versucher, den Legaten Roms, der ihm die Aussicht auf England eröffnet. Sh. führt, ohne Fabel und Charaktere zu ändern, nur deutlicher die dramatisch meisterhafte Idee des Vorgängers aus, wie der Jüngling dem Zukunftspolitiker zwar kurze Einwände macht, dann aber fest entschlossen und kalt berechnend den eigenen Vorteil verfolgt unter schwärzestem Verrat der Ritterehre und Bruch feierlichen Eides, unter Widerstand auch gegen Rom, als dieses ihm Frieden gebietet. Beide Dichter lassen ohne ausdrücklichen Hinweis den Zuhörer außer Zweifel, daß erst

---

[3] S. o. 18. 53[3]; u. 79. [4] S. o. 48. [5] S. o. 39[5]. [6] So nennt ihn Ludwig III 1. [7] II Vers 1—11, die der Druck Ludwig zuweist, gehören gemäß *TR* Philipp, wie die Kritik, so Wo. Keller, erkannte (laut *our* 7), aber auch die Worte *In right of Arthur do I claim* Vers 18. [8] *determine what we shall do* II 1. [9] S. o. 34. Falsch sieht ein Kritiker hierin Spott. [10] S. o. 49. [11] Ludwigs Worte (II 18) *who would not do thee right* II 1 geben denselben Sinn, aber vor der Heirat. [12] *sad and passionate.* [13] S. o. 34. 47.

seit dem Bund mit Rom Ludwig so tief in der Moral sinkt.[14] Eine Zufügung Sh.s stößt ihn auch noch in den Abgrund der Heuchelei. Als er nämlich bereits die Hinrichtung der Adligen Englands, sobald erst durch deren Aufruhr gegen Johann sein Königtum gesichert sei, beschlossen hat, tröstet er deren Führer, der den Zwiespalt zwischen Landestreue und Zwang der Rechtsverteidigung beweint. Durch diese Tränen des berühmten Kriegers sei er, der Weichherzige, tief gerührt; und er verspricht (was den gemeinen Menschenverächter bezeichnet) als Entschädigung ihm wie den anderen Adligen so reichen Gütergewinn, wie er selbst von der Eroberung Englands davontragen werde. — Sh. streicht, wie gewöhnlich, aus *TR* zwar die offene Verachtung des päpstlichen Bannes durch Ludwig und dessen theoretische Ablehnung des päpstlichen Gebieteranspruches.[15] Um so deutlicher zeigt er aber an einem individuellen Beispiel, wie der Fürst ohne die geringste religiöse Achtung trotz scheinbarer Ehrfurcht Rom samt heiligem Namen und geistlicher Gewalt nur als einen *sovereign state*, wie jede andere weltliche Macht,[16] lediglich solange es ihm Vorteil bringt, berücksichtigt. — Mit Recht streicht Sh. in *TR* den schwachen Schlußauftritt Ludwigs, der sich aus England zurückzog, da dessen Adel, ebenfalls eidbrüchig, von ihm wieder abgefallen war. In *TR* versöhnte sich Ludwig mit dem Bastard zuguterletzt; solche Nervenberuhigung des Publikums vor dem Abendessen verschmäht Sh.s künstlerischer Ernst.[17]

71. Daß Leopold von Osterreich in Palästina von Richard I. beleidigt worden war, wurde in *TR* erzählt und wird von Sh. zwar nicht erwähnt, aber vielleicht als bekannt vorausgesetzt, da sonst die auch von ihm berichtete Tötung Richards durch Österreich unbegründet bliebe. Wie entstand dieser letztere Geschichtsirrtum samt dem Namen Limoges für den Herzog in *TR*? Durch zwei Verwechselungen: erstens machte der Chronist Fabyan[1] aus dem Vornamen *Limpold*, d. i. Leopold, ein Gebiet, indem er ihn *duke of Lymple, duke of Ostriche* nannte. Mit *Lymple* identifizierte der alte Dichter von *TR* — vielleicht vermittelst handschriftlicher Abkürzung zu *Lim.* — jene Vizgrafschaft Limoges, vor deren Vasallenburg Richard die Todeswunde empfing,[2] und deren Vizegraf, der von Richards Bastard zur Rache getötet wurde,[2] mit Osterreich. Diese chimärische Gestalt übernimmt Sh. aus *TR*. — Osterreich tritt bei beiden Dichtern anfangs als geachteter tapferer Bundesgenosse Arthurs auf, der Richard in ehrlichem Kampfe besiegt und so dessen Löwenfell-Trophäe gewonnen hat. Nach Sh., der ihm

---

[14] S. u. 729. [15] Auch Meluns Zeilen gegen päpstliche Anmaßung allgemein streicht Sh. [16] S. u. 727. [17] S. o. 16.

71. [1] *New chron. of Engl., from ed.* 1516 *ed.* Ellis (1811) 304. [2] Siehe o. 62.

sogar eine Ehrung Englands in den Mund legt,[3] sühnt er die Befehdung jenes Helden durch jetzige Hilfe für dessen Neffen. Er ruft Philipp II. mutig zu den Waffen und berät ihn bei Ludwigs Vermählung wie bei der Entscheidung zwischen Rom und England. In der Schlacht gefallen, wird er, laut beider Dichtungen, von ihm als tapferer Freund beklagt.[4] In unlösbarem Widerspruch hierzu standen zwei, vielleicht deshalb von Sh. gestrichene, Auftritte, in denen der Bastard Österreich das Löwenfell abjagte und ihn zum Zweikampf forderte, dem sich dieser feig entzog. Auch das leere Prahlen des Herzogs mit dem Siege über Richard und hochmütige Reden gegen den Niedriggeborenen streicht Sh. Aber er läßt ihn nicht nur memmenhaft und durch Konstanzen als Manteldreher brandmarken, da er mit den Franzosen Arthurs Sache verläßt; der Bastard kühlt bei Sh. fortwährend sein Mütchen an Österreich durch Neckerei und Beleidigung, der der Herzog schwächlich ausweicht; sogar die breiten Schenkelhosen reizen den Spott: offenbar soll das Publikum der Westkultur[5] den deutschen Barbaren belachen. Und der Bastard, der doch andere Feinde ritterlich achtet, schändet laut beider Dichter die Leiche des von ihm in der Schlacht getöteten Herzogs.[6] — Die Zwiespältigkeit dieser Gestalt besteht also auch bei Sh.; die Kritik erklärt sie aus einer Planänderung während des Dichtens von *TR*.

Chatillon[7] benannte *TR* gewiß nicht von *châtelain* her; der Name kommt bei Orten und Adelsfamilien Frankreichs überaus häufig vor. Vielleicht hörte man ihn gelegentlich der Schlacht bei Dreux 1562 im Religionskriege, bei der Engländer mitfochten.

Melun trieb[8] in *TR* Ludwig zur völligen Eroberung Englands gegen die Anmaßung des Papstes, Fürsten den Krieg bald anzubefehlen, bald zu verbieten; Sh. streicht dies.

Die Gestalt Peters von Pomfret, in *TR* lebensvoll als Volksbetrüger individualisiert, wird durch Sh., von den Minoriten[9] losgelöst und nur benutzt, um Johanns düstere Angst zu schildern vor einer Weissagung, an die nicht Sh., aber vielleicht seine Zeit, den Dichter von *TR* eingeschlossen, glaubte.[10]

72. Seelsorger und Diplomat wirken wie der Schauspieler[1] durch Überredungskunst. Vielleicht teilweise wegen solcher Ähnlichkeit des Werkzeugs zeichnet Sh. die Vereinigung jener beiden im Kardinal-Staatsmann mit besonders liebevoller Feinheit hier in Pandulf wie am spätesten Ende seiner dichterischen Laufbahn in Wolsey; diesen Zeitgenossen seines Großvaters hat er vielleicht

---

[3] S. u. 80. [4] In *TR* erklärte ihn der Kardinal himmlischen Lohnes sicher. [5] Französische Gecken verspottet u. 80. [6] S. o. 34 Ende. [7] Von 1194 leitet ihn her Barnard *Sh., Life of John* p. XXXVII. [8] S. o. 70 15. Über die Freundschaft mit Hubert o. 69. [9] S. o. 18. [10] S. u. 82.

72. [1] 'Ein Komödiant könn' einen Pfarrer lehren.'

schon hier vor Augen. Er drückt die eigene Meinung aber keineswegs durch Pandulf aus; denn erstens hält er seinen Liebling, den Bastard, ihm abgeneigt,[2] zweitens läßt er ihm die Rolle des Hebels zur Verderbung Ludwigs und zum Umsturze Englands und nimmt ihm das Verdienst, das *TR* ihm gab, Adel und Krone zu versöhnen, samt Seelsorge an Johanns Sterbelager.[3] Um so bewundernswerter die Objektivität, mit der er ein lebenswahres Bildnis von dem geistlichen Diplomaten zeichnet, unter Verwischung einiger Karikaturzüge, die sein Vorgänger als zelotischer Protestant[4] dem Legaten Roms gegeben hatte. — Was Sh. zu *TR* hinzufügt, vermehrt nicht die äußere Fabel, sondern vertieft nur den Charakter. Als Vertreter des Kirchenrechts weigert Pandulf, Konstanzens[5] Fluch gegen Johann gleichzustellen dem Banne aus richterlichem Urteile; mit salbungsvoller Redensart tröstet er sie (vergeblich und nur scheinbar) über Arthurs Unglück, während er es bereits zur Grundlage für den Sieg Roms über Johann benutzt. Als schlauer Advokat zieht er Philipp II.[6] vom eidlichen Bunde mit dem von Rom gebannten Johann ab: ungültig sei jeder Eid, der verstoße gegen Christenpflicht; diese, weil identisch mit Kirchenbefehl (hier der Kern des Sophisma!), fordere den Kampf für Rom. Benutzt scheint hierfür Streitschriften-Literatur von Scholastikern, Politikern, Juristen oder Kanonisten. In Sh.s Sinne treten Bastard und Blanka gegen die Unterwerfung unter Rom ein, und Ludwig berücksichtigt nur die äußere[7] Macht des Philipp angedrohten Bannes. Dann fängt der welterfahrene Menschenlenker den jungen Dauphin für den Zug gegen England ein. Er stellt ihm als Gewinn in der Zukunft den jetzigen Vorteil des Gegners dar, wie das in Marlowes *Edward II.* der Anstifter tat.[8] Als kalter Realpolitiker berechnet er Mord, Volksaberglauben, Aufruhr und Krieg, ohne eine Spur des Bedauerns über deren Heraufziehen, als zweckdienliche Mächte der Zukunft. Stärker als in *TR* geschah, läßt Sh. durchblicken, daß diese geweissagten Bilder doch nicht bloß objektiv erschaut werden, sondern zur Verwirklichung selbst beitragen. Insofern wird der dämonische Versucher ein Bruder der Schicksalsschwestern Macbeths. Beide Dichter betrachten Pandulfs Ratschläge[9] als Einschläferung des geraden Verstands und Gefühls, lassen die Hypnose nur wirken, wo der Kranke darin auch seinen Vorteil sieht, und gerade in der höchsten Aussicht, die der Meister dem jungen Schüler auf Englands Krone gemacht hat, den gelehrigen Jüngling widerspenstig, also den Zauberer zum Lügenpropheten werden.

---

[2] S. o. 65 f. [3] S. o. 56. Über Streichung des Banns gegen den Adel o. 19. [4] S. o. 18. [5] S. o. 58[10]. [6] S. o. 70. [7] S. o. 70[16]. [8] Mortimer belehrt den Adel, Gavestons Anwesenheit bei Hofe, der Königswunsch, werde das Regiment um so sicherer stürzen. [9] S. o. 70[14].

73. In *TR* geschah die Wahl Ludwigs zum Könige von England durch die drei Stände Adel, Klerus und Unterhaus, die also hier um ein Jahrhundert zu früh bestehend gelten. Von diesem Anachronismus hält sich Sh. gewiß nur unabsichtlich frei, indem er Geistliche und Gemeine überhaupt nicht erwähnt. Auch der Adel tritt als Stand, als geschlossene Klasse, erst im vierten Akte auf, vorher nur in einzelnen, stummen oder Königsgefolge darstellenden, Personen. In *TR* beklagte er Johanns allgemeine staatsrechtliche Tyrannei, die Sh., nur für menschliche Beweggründe interessiert,[1] aufs Unrecht gegen Arthur einengt.[2] Dort erschien er, mit neun Namen von Großen mehr als bei Sh., noch ähnlich dem ungefähren Umrisse der Verfassungskämpfe zur Vorbereitung der Magna charta, die freilich schon hier gänzlich unangedeutet blieb. Worte gibt Sh. dem Adel bei der Krönungswiederholung genug: sie geben wie Barockkunst üppige Farbenpracht ohne geistigen Charakter. — Sh. unterdrückt Essex,[3] verleiht aber unter den Magnaten, die, abgesehen von Hubert und Bastard, zumeist auch bei ihm sich nur als Klassentypen äußern, Salisbury Individualität. Während dieser in *TR*[4] Plantagenet hieß (da er Johanns unehelicher Bruder von Vaterseite war), läßt Sh. das fort, wohl damit im Personal sein Liebling der einzige Plantagenet-Bastard bleibe. Unerklärbar wird der berühmte Magnat von Konstanzen[5] — geschichtlich seiner Bruderswitwe — *a common man, fellow* und Du genannt, während er in den nächsten Akten als *noble man* (hier = Peer) und Adelsführer gilt. Dort liegt also Sh.s eilige Arbeit[6] oder vielleicht die Spur vor, daß er ursprünglich eine andere Person, vielleicht einen namenlosen Boten, bei Konstanzen einführen wollte; da zeigt sich Salisbury zum Weinen bewegt, als er Frankreichs Versöhnung mit England, also die Aussichtslosigkeit von Arthurs Thronanspruch, ihr mitteilen muß. Diese Tränenweichheit und der Anteil an Arthur bilden die von Sh. fein geschlagene Brücke[7] zum ferneren Handeln Salisburys. Er zeigte in *TR* beides an Arthurs Leiche; wohl dorther nur verschiebt es Sh. Gegen die Krönungswiederholung spricht er bei Sh. wie der übrige Adel überroyalistisch,[8] gegen den an Arthur vermuteten Mord empörerisch. An Arthurs Leiche verdächtigt er ungerecht Huberts Mitleidstränen als Heuchelei eines Mörders, den niederzustechen er nur vom Bastard verhindert wird. Vielleicht soll dies auch physisch schwachen Mut bezeugen. Gemäß *TR* fällt er bei Sh. wankel-

---

73. [1] S. o. 50; u. 80. [2] S. o. 19. Auch Marlowes *Edward II.* läßt Politisches, so die Ordainers, aus dem Adelskampfe gegen die Krone fort und betont nur Persönliches; Luick 164. 166. [3] S. o. 20; von Bigot verschweigt er den Grafschaftstitel. [4] Der Vorname war falsch. Geschichtlich war er der letzte Vorkämpfer des Plantagenet-Reiches gegen Frankreich. [5] S. o. 58. [6] S. u. 83. [7] S. o. 51[14]. [8] S. o. 19.

mütig von Johann und dann von Ludwig ab, was ihm am Schlusse jenes Dramas vorgeworfen wurde[9]: eine wegen unfesten Charakters leicht sich verirrende Seele; Sh. spricht ihr sein Urteil durch den Bastard. Er fühlt sich zu tieferem Anteile gereizt allein durch die ihm von seiner Adelsfreundschaft[10] nahegelegte Aufgabe, darzustellen, was die Brust eines vaterlandsliebenden Magnaten zerwühlen mußte, wenn die Lage zwang, zugunsten 'unseres' (des Adels) Rechts die eigene Nation in der Heimat zu bekriegen unter der Fahne des Landesfeindes. Als gerechte Strafe betrachten beide Dichter das dem Adel von Ludwigs Verrat drohende Geschick.

IX. 74. Die auf dem Wege von der Chronik zu *TR* geleistete dramaturgische Arbeit[1] überragt unvergleichlich den Fortschritt Sh.s über *TR* hinaus zur organischen Tragödie. Nirgends schürft Sh. von *TR* unabhängig nach dem Erze der Geschichte, um dorther neues Metall der Dichtung auszuschmelzen. Wohl verdeutlicht er die Grundlinien des dramatischen Baues, indem er Episoden, Wiederholungen und Einzelheiten, deren die Haupthandlung nicht bedurfte, beseitigt, die doppelte Leitidee des Stückes durch Streichung des Konfessionellen vereinheitlicht und einige Beweggründe und Beziehungen hinzuerfindet; er erhöht die Bühnenwirksamkeit durch drei glänzende Auftritte, straffere Szenenführung, lebhaften Dialog, packende Gruppierung, Kontraste und Situationen. Durchweg vertieft er die Charaktere psychologisch, legt aber doch den Hauptton auf die gleichmäßige sprachliche und gedankliche Veredlung des Ausdrucks, den er stellenweise zu heftigster Leidenschaft steigert, naturwahr nachbildet oder zu klassischer Höhe erhebt. Er verschmäht es, den romfeindlichen, rührseligen und burlesken Neigungen des Publikums zu schmeicheln, weigert ihm die Überfülle von buntem Theaterstoff und schreiender Nervenpeitschung und sogar die überdeutliche Verständniserleichterung; er bietet gewählte Speise für gebildetere Feinschmecker als *TR*. — Der Held wird, da er weder die Reformation einleitet noch zum reuigen Sünder sinkt, zwar einheitlicher, bleibt aber ein mittelmäßiger Mensch, verdient keine lebhafte Teilnahme, tritt zuletzt hinter den Bastard zurück und geht nicht an seiner tragischen Schuld unter. Die Handlung bedarf eines zweimaligen Anstoßes, bewegt sich mehrfach nur durch historienhaften Zufall und zeigt kein einheitliches Gegenspiel. Raumökonomie und Ausführlichkeit der Behandlung bemessen sich keineswegs nach der inneren Wichtigkeit des Vor-

[9] Für Sh.s Zeit viel zu modern gedacht, lautet die Charakteristik: 'ein beschränkter Biedermann auf dem Posten des Staatsmanns (?), bei dem Humanität (?) zur Phrase wird, weil sie nicht (?) auf Vaterlandsliebe ruht'.
[10] S. o. 19.

74. [1] S. o. 13[1]. 36[2].

geführten.[2] Gäbe es ein Riesengemälde mit einer Fülle lebhaft bewegter Gestalten, geschaffen von einem primitiven Künstler, aber übermalt von einem etwas späteren Meister klassischer Höhe, der räumliche Ausdehnung, Komposition, Gesten, Hintergrund und Kostüm beibehielt, aber Hände und Köpfe seelisch vertiefte, so bliebe dem älteren Maler neidlos das Verdienst der Erfindung und Komposition; es käme aber dem jüngeren zugute, daß er, laut mancher Anzeichen eines überragenden Genius, nur durch die Undankbarkeit der Aufgabe sich auszuwirken behindert war.

---

[2] O. Ludwig, der tiefste Bewunderer von Sh.s Dramaturgie, weiß, weshalb er *John* gar nicht heranzieht. Nur Lobhudelei übertreibt, Sh. treffe überall innere Wahrheit, erfinde phantasiereich viele Motive, vermeide kritisch Widersprüche, bilde gegen Ende die Charaktere plastischer und erschüttere durch Johanns Tod mehr als *TR.*

Berlin. F. Liebermann.

(Schluß folgt.)

Zu Fords Neudruck von Brights Stenographiesystem 'Characterie' 1588.

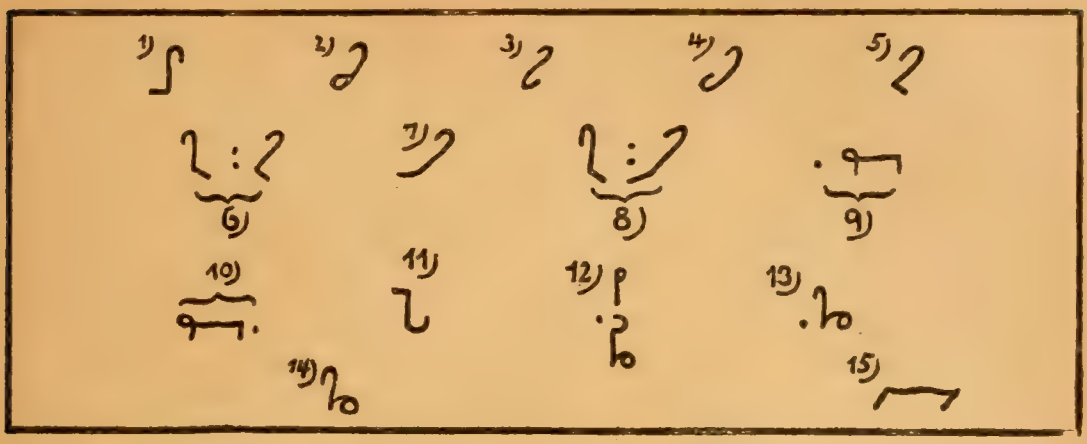
Zwei Leipziger Dissertationen rollen die Frage 'Shakespeare und die Stenographie' wieder auf: Paul Friedrich, Studien zur englischen Stenographie im Zeitalter Shakespeares, Leipzig, K. F. Köhler, 1914, und Adolf Schöttner, Über die mutmaßliche stenographische Entstehung der ersten Quarto von Shakespeares 'Romeo und Julia', Leipzig 1918. Eingehend besprochen ist Friedrichs Arbeit im Sh.-Jahrbuch 52, S. 206 ff., von M. Förster, die Schöttnersche Arbeit ebenda 55, S. 163 f., von W. Keller. Zusammenhängend über das Thema handelte zuerst Kurt Dewischeit in 'Shakespeare und die Anfänge der englischen Stenographie', Verlag des Verbandes Stolzescher Stenographenvereine, Berlin, H. Schumann, 1897, und in seinem dieselben Gedanken bringenden Aufsatz 'Shakespeare und die Stenographie', Sh.-Jahrbuch 34, S. 170 ff. Dewischeit wies überzeugend nach, daß die sogenannten Raubdrucke der Shakespeare-Quartos mit Hilfe des Stenographiesystems von Timothe Bright aus dem Jahre 1588 zustande gekommen sind. Dewischeit kannte von Brights System nur einen Originalabdruck, den der Bodleiana in Oxford. Friedrich, S. 9 f., und Schöttner, S. 294, verzeichnen drei vorhandene Originale. Zeitlich zwischen den Arbeiten von Dewischeit und denen von Friedrich und Schöttner liegt die Dissertation von Otto Pape: Über die Entstehung der ersten Quarto von Shakespeares Richard III., Erlangen 1906. Von dem Original des Brightschen Systems veranstaltete im Jahre 1888 J. Herbart Ford einen Neudruck in 100 Exemplaren. Alle die genannten Arbeiten fußen auf dem Fordschen Neudruck. Dewischeit, Sh. und die Anfänge, S. 17, nennt ihn 'eine ganz vorzügliche Reproduktion'. Pape erkennt bereits, daß er 'eine große Anzahl von Ungenauigkeiten' enthalte. Friedrich, S. 10, Anm. 2 spricht von 'manchen Mängeln', und Schöttner, S. 250 verweist auf Papes Entdeckung 'einer Reihe von Fehlern'. Ich konnte nun noch 1913 in London die Druckbogen eines Exemplars für meinen hochverehrten Lehrer, Herrn Prof. Dr. Horn in Gießen, käuflich erwerben. Ich habe seinerzeit den Neudruck mit dem Oxforder Original verglichen und entdeckte dabei, daß dieser Neudruck, so verdienstlich er an sich, doch herzlich schlecht ausgefallen ist.[1] Da

[1] Die Angaben über die Anzahl der in Deutschland vorhandenen Exemplare dieses Neudrucks schwanken. Vgl. darüber Friedrich, S. 10 Anm., Schöttner, S. 250, und Keller, Sh.-Jahrbuch 55, S. 163. Soweit ich nun überblicke, besitzen den in Deutschland immerhin seltenen Neudruck: 1. Das Stenographische Landesamt in Dresden, 2. die Univ.-Bibliothek in Freiburg, 3. der Stenographenverein zu Berlin, 4. Oberlandesgerichtsrat Dr. Johnen in Düssel-

von den genannten Arbeiten über unsere Frage keine auf das Originalwerk Brights unmittelbar zurückgeht, sondern alle sich der Vermittlung des Fordschen Neudrucks bedienen, erscheint es angebracht, seine Fehlerhaftigkeit erneut in grelles Licht zu setzen, zumal die Forschung über unser Thema noch nicht abgeschlossen sein und gerade durch Friedrichs Arbeit wertvolle und starke Anregung erhalten dürfte. Im folgenden soll nun auf eine Anzahl Ungenauigkeiten und Unklarheiten, die sich infolge der Benutzung des Neudrucks vorfinden, näher eingegangen werden. Am tiefsten in das Brightsche System eingedrungen ist Friedrich. Sein Verdienst beruht unter anderem darin, daß er die Brightsche Stenographie entwicklungsgeschichtlich dargestellt hat. Er erweist zunächst, daß der in Brights Stenographie geschriebene sogenannte Titusbrief aus dem Jahre 1586 nicht in dem System von 1588 geschrieben ist, sondern in einer Vorstufe. Aus der im System von 1588 geschriebenen Widmungsschrift einer Dame, Jane Seager, an die Königin Elisabeth aus dem Jahre 1589, die Friedrich genau durchgearbeitet hat, vervollständigt er seine Kenntnis des Brightschen Systems und kommt zu schönen, Dewischeit und Pape oft verbessernden Resultaten. Geradezu verblüffend ist es nun, wie Friedrichs geistvolle Konjekturen des öfteren glänzend bestätigt werden durch die Erkenntnis der Fehler bei Ford, so daß man fast bedauern möchte, daß Friedrich das Original nicht selbst benutzen konnte. So erschließt Friedrich S. 13 das stenographische Zeichen für *holy* aus dem Bildungsprinzip der Sigelwörter bei Bright und aus dem Seager-Stenogramm und spricht von einem Versehen, ohne erkennen zu lassen, ob er dieses 'Versehen' auf das Konto Bright oder Ford gesetzt wissen will. Das Original hat in der Tat das richtige Zeichen mit der danebenstehenden richtigen Bedeutung. Ford hat in seinem Neudruck hier eine Zeile vergessen, und im unmittelbaren Anschluß daran ist ihm das Gefüge der folgenden Zeichen mit ihrer Bedeutung bis zum Schluß der Seite ganz auseinandergeraten. Die Folge ist dann, daß Dewischeit, Sh.-Jahrbuch 34, S. 203, das Zeichen für *hurt* falsch angibt 1)[1] statt 2), oder Friedrich S. 87 für *house* 3) statt 4), oder daß Friedrich S. 89 bei der Besprechung der Varianten *hand* : *honest* für *honest* das Zeichen 5) angibt, so daß *hand* : *honest* in Brights Stenographie so aussähen: 6). Wir hätten also nur einen Lagenunterschied der Zeichen. Das richtige Zeichen für *honest* im Original von Brights Werk ist aber 7), so daß meines Er-

dorf, 5. Prof. W. Keller in Münster, 6. das Engl. Seminar in Jena, 7. Prof. W. Horn in Gießen.

[1] Der einfacheren Druckbarkeit halber geben wir die für unsere Ausführungen benötigten stenographischen Zeichen auf der folgenden Seite zusammen in einer Tabelle.



achtens die Verwechslungsmöglichkeit von *hand* : *honest* = 8) viel geringer, wenn nicht gar aufgehoben ist. Gerade dieses Beispiel führt Förster in seiner Besprechung von Friedrichs Arbeit, Sh.-Jahrbuch 52, S. 210, als besonders beweiskräftig an. Daß es dies nicht sein kann, haben wir nunmehr an Hand des Fehlers bei Ford dargetan. S. 35, 11 gibt Friedrich die Regel bei Ford: *this* mit Punkt links heißt *thus* : 9) = *thus*. Im Original steht statt *thus* : *these* 10) (mit Punkt auf der rechten Seite, das auch das richtige ist nach der gerade vorher gegebenen Regel über die Pluralbildung). Friedrichs Beweisführung gegen Dewischeit (Friedrich, S. 57[1]) wird auch durch einen Vergleich des Fordschen Neudrucks mit dem Original glänzend bestätigt. Sehr geistvoll erschließt Friedrich für das Zeichen 11) die Bedeutung *farre* (*far*). Bei Ford steht hinter diesem Zeichen *faire*, das Original hat aber *farre*. S. 58[2] spricht Friedrich von einem 'Druckfehler, den Pape nicht vermerkt hat, es ist dem Zeichen gemäß zu lesen: *I loved*. *I lived* wäre nach Bright zu schreiben 12).' Im Original heißt es auch *I loved*, nur der Neudruck von Ford hat *I lived*. Die beiden letzten Fälle erweisen, daß sowohl Ford beim Neudruck als auch Dewischeit und Pape die Bedeutung der Zeichen, die im Brightschen Lehrbuch als Beispiele gegeben werden, nicht nachprüften an Hand der Characterie Table. Das Verdienst Friedrichs besteht eben darin, daß er sich ganz in das System Bright vertieft hat. Pape hatte behauptet, daß mit dem Brightschen System eine ganze Anzahl von Wörtern gar nicht wiedergegeben werden könnte. Dagegen wendet sich Friedrich S. 59 ff. Er erweist, daß die meisten dieser Wörter bei Jane Seager vorkommen, und tritt der Ansicht Papes entgegen, als habe 1589 Jane Seager nach einem wieder erneuerten System Bright stenographiert. Unter den fraglichen Wörtchen befinden sich *his* und *by*. Friedrich führt S. 60 aus: '*His* wurde durch *he* mit Punkt links bezeichnet.' Pape sagt diesbezüglich: 'Dewischeit irrt, wenn er meint, *he* würde durch einen Punkt zu *his*.' Dewischeit hat aber recht. Den Beweis liefert Jane Seager,

die sehr häufig dieses Wort gebraucht und stets 13) schreibt. Diese Schreibung ist auch in der Characterie angedeutet. Char., p. 25: 'Such be written with the character of h and a prick on the left side as: 13).' Hier liegt ein offensichtlicher Druckfehler vor. Statt 'such' muß 'his' stehen oder doch nach such eingeschaltet werden. Auch sagt schon Pocknell 1884, als er noch nicht Jane Seagers Stenogramm studiert hatte, nur aus der Kenntnis der Characterie heraus: 'his may be written by the sign for he with a tick on the left side, thus 14) = he, 13) = his' Phon. Journal 1884, p. 87. Pape scheint das entgangen zu sein.' Wiederum hat Friedrich das Richtige erschlossen. Das Original der Characterie hat in der Tat statt der Stelle bei Ford: 'Such be written ...': Let his be written with the character of he and a prick on the left side, as: 13). Die Stelle bei Ford ergibt auch gar keinen Sinn. Wie Ford einen solchen Fehler stehen lassen konnte, ist mir unerfindlich. Vielleicht hat er aus einem Stenogramm übertragen und die Stelle selbst nicht verstanden. Friedrichs Beweisführung S. 60 gegen Pape über *by* wird auch wieder glänzend bestätigt durch die Entdeckung, daß nur der Fordsche Neudruck, auf dem Pape und Friedrich fußen, einen Fehler enthält. Friedrich erweist aus dem Bildungsprinzip der Sigelwörter und dem Seager-Manuskript für das Zeichen 15) die Bedeutung *by*. Nach Pape konnte dieses Wort gar nicht mit Brights System wiedergegeben werden. Im Original ist aber hinter 15) die Bedeutung *by* angegeben. Pape hätte das sofort erkennen können, und Friedrichs Argumentation hätte sich erübrigt, wenn beide Einblick in das Original gehabt hätten. Außer den hier besprochenen Fehlern des Fordschen Neudrucks enthält dieser noch eine ganze Anzahl falscher Zeichen und auch falscher Wortbedeutungen. Auf einzelne verweist Friedrich. Schöttner gibt oft ein richtiges Zeichen, ohne zu erwähnen, daß es bei Ford falsch steht. Auch die Table Characterie enthält bei Ford eine ganze Anzahl Druckfehler. Es genüge hier, die Fehlerhaftigkeit des Fordschen Drucks an einigen besonders markanten Fällen dargetan zu haben. Wir haben gesehen, daß manches, was den Forschern unklar war oder von ihnen nur geahnt wurde, offensichtlich wird durch die Fehler Fords. Manche Argumentation wird durch die entdeckten Fehler bei Ford auch hinfällig.

Hier sei nun der Wunsch ausgesprochen, daß zur Vermeidung von Fehlern bei zukünftigen Arbeiten über unseren Gegenstand auf das Original zurückgegangen werden möge. Am zweckdienlichsten wäre es, wenn uns eine photolithographische Wiedergabe von Brights Original beschert würde. Erwähnt sei noch, daß der Teil des Originals, der die problematischen Wortbedeutungen *eyee* und *well* (siehe Friedrich S. 62 und S. 67[4]) enthält, im Oxforder Exemplar nur handschriftlich vermerkt ist. Auch enthält das Ox-

forder Original sonst am Rand noch handschriftliche Zusätze, was mir mit ein Beweis für die wohl nicht mehr strittige Frage zu sein scheint, daß das Brightsche System verbreitete Anwendung genoß (vgl. darüber Friedrich S. 48[2]). Über diesen Punkt könnte uns vielleicht eine eingehende Betrachtung der beiden anderen vorhandenen Originale noch einigen Aufschluß gewähren. Wünschenswert wäre für zukünftige Arbeiten über die wichtige Frage 'Shakespeare und die Stenographie' eine systematische Zusammenstellung aller mit Brights System nach Angabe des Lehrbuchs stenographierbarer und aller im Seager Manuskript und etwa sonstigen Stenogrammen (z. B. in den handschriftlichen Anmerkungen zum Original) tatsächlich stenographierter Wörter.

Gießen. Hans Roloff.

Die
Chronologie der Briefe der Frau von Staël.

(Fortsetzung.)

Nr. 67. An Prinzessin d'Hénin.[1]

Lausanne, ce 8 juin [1794].

Betrifft die Rettung der Frau von Poix.[2]

'... *Ne vous inquiétez pas de cette malheureuse tentative; il n'y avoit pas une chance d'inconvénient, et tel étoit mon effroi après le sort des malheureuses duchesses que j'aurais donné tout ce dont je dispose sur la terre pour la décider à croire à des moyens qui n'ont encore manqué pour personne, quoique malheureusement ils s'emploient beaucoup aujourd'hui et deviennent ainsi plus chers. ...*'

D'Haussonville sieht wohl mit Recht in den 'malheureuses duchesses' die Herzogin Marschallin von Noailles, die Herzogin von Ayen und die Vicomtesse von Noailles, denn auf welche 'duchesses' sollte sonst die Anspielung gehen? Zu dem Datum (8. Juni) bemerkt er nichts; das ist eigentümlich, da die genannten Herzoginnen am 22. Juli hingerichtet wurden,[3] und das ist um so auffallender, als nach D'Haussonville ihre Verhaftung und Hinrichtung am gleichen Tage stattgefunden haben sollen. Nun hat aber d'Haussonville mit dieser letzten Bemerkung unrecht. Die genannten Herzoginnen wurden, wie ein Augenzeuge ihrer Hinrichtung berichtet, schon von September 1793 an in ihrer Wohnung gefangen gehalten, um dann im April 1794 in das Luxembourg-Gefängnis übergeführt zu werden, wo sie bis zu ihrem Todestage, dem 22. Juli 1794 blieben (s. 'Récit d'un témoin oculaire du 22 juillet 1794' in 'Journal des Prisons de mon père, de ma mère et des miennes' par Mme la duchesse de Duras, Paris 1889, S. 240 ff. und S. 283). Frau von Staël kann sich also am 8. Juni mit ihrem 'effroi' und 'sort' nicht, wie D'Haussonville glaubt, auf den Tod, sondern nur auf die fast dem Tode gleichkommende Verhaftung der Herzoginnen im April 1794 beziehen.

Nr. 68. An Prinzessin d'Hénin.[4]

Lausanne, ce 17 juin [1794].

Gehört inhaltlich zu Nr. 56 und 67.

Nr. 69. An Meister.[5]

Mézery, par Lausanne, ce 1er juillet [1794].

'... *Mon pauvre Mathieu est au désespoir. C'est son frère qui a été exécuté, et sa mère transférée dans les prisons de Paris ...*'

Der Bruder von Mathieu de Montmorency, Laval-Montmorency, wurde am 17. Juni 1794 hingerichtet.[6]

Nr. 70. An Prinzessin d'Hénin.[7]

Lausanne, 2 juillet [1794].

Gehört inhaltlich zu Nr. 56, 67, 68.

---

[1] D'Haussonville, a. a. O. II, 265/68.

[2] S. Nr. 56 und Blennerhasset, a. a. O. II, 173 ff.

[3] Moniteur, Décadi 10 thermidor l'an 2e (Montag, 28. Juli 1794) Réimpression XXI, 327 (tribunal criminel révolutionnaire du 4 thermidor).

[4] D'Haussonville, a. a. O. II, 268/72. [5] Usteri-Ritter, a. a. O. 115/16.

[6] Moniteur, Quintidi 5 messidor, l'an 2e (Montag, 23. Juni 1794) Réimpr. XXI, 39. [7] D'Haussonville, a. a. O. II, 272/74.

Nr. 71. An Prinzessin d'Hénin.[1]

Lausanne, 29 juillet [1794].

Gehört inhaltlich zu Nr. 56, 67, 68, 70 und meldet die Hinrichtung der Mme Biron (27. Juni 1794) und diejenige des Prinzen d'Hénin (7. Juli 1794).[2]

Nr. 72. An Meister.[3]

Undatiert [Lausanne, Ende Juli, Anfang August 1794].

'... *Voulez-vous lui dire sous le sceau du secret (à mon père) que la pauvre princesse de Broglie vient d'être sauvée par nos moyens, mis en œuvre par Théodore de Lameth ...*'

Da Frau von Staël am 29. Juli 1794 die Rettung der Prinzessin von Broglie und ihr Eintreffen in Coppet meldete (Nr. 71), gehört unser Billett in die Nähe dieses Datums, in die letzten Tage des Juli oder den Anfang August 1794.

Nr. 73. An Prinzessin d'Hénin.[4]

Lausanne, ce 8 aoust [1794].

'... *on peut se flatter d'un système moins cruel depuis la mort de ce Robespierre qui avoit atteint à l'infini du crime ...*'

Robespierre wurde am 27. Juli 1794 hingerichtet.

Nr. 74. An Secretan.[5]

Undatiert [Lausanne, erste Hälfte des August 1794].

Das Billett gibt der Freude Ausdruck, welche Frau von Staël über das durch einen Zufall veranlaßte Bekanntwerden mit dem Advokaten Sekretan empfand. Aus einer Tagebuchnotiz des letzteren geht hervor, daß diese Bekanntschaft in die erste Hälfte des August 1794 fällt.[6]

Nr. 75. An Meister.[7]

Lausanne, ce 22 août [1794], s. Nr. 76.

Nr. 76. An denselben.[8]

Greng, 13 septembre [1794].

Nr. 75 und 76 gehören inhaltlich zu den Briefen Nr. 57, 58, 60, 64, die den gleichen Plan der Wahl eines Zufluchtsortes für die Freunde der Frau von Staël, Mathieu de Montmorency und Narbonne, und die Beschaffung einer Einreiseerlaubnis in den Kanton Bern besprechen.

Über die im September 1794 erfolgte Reise der Frau von Staël von Lausanne nach Greng, die über Bern führte, s. Kohler, a a. O. 165 ff.

Nr. 77. An Meister.[9]

Coppet, ce 26 septembre [1794].

'... *Vous connaissez M. de Saussure par sa réputation, et, je crois, aussi par ses excellentes qualités. Il est absolument ruiné par les affaires de Genève et obligé de quitter cette terre de proscription ...*'

Unter 'affaires de Genève' meint Frau von Staël die Genfer Revolution des Jahres 1794, die im Juli ihren Höhepunkt erreicht hatte mit der Errichtung eines Revolutionstribunals, das, nach dem Muster des französischen,

---

[1] Ibid. 274/76.
[2] Moniteur 14 et 24 messidor, l'an 2e, Réimpression XXI, 112 u. 192.
[3] Usteri-Ritter, a. a. O. 116.
[4] D'Haussonville, a. a. O. II, 284/85.
[5] Kohler, a. a. O. 163.
[6] S. Notiz Secretans vom 13. August 1794 bei Kohler, a. a. O. 163, Anm. 1.
[7] Usteri-Ritter, a. a. O. 117/18. [8] Ibid. 118/19 und Errata.
[9] Usteri-Ritter, a. a. O. 119/23.

Todes- und Verbannungsurteile vollstreckte. Herr von Saussure war ein Opfer dieser Schreckensherrschaft, die ihn seines Vermögens beraubte und ihn zwang, Genf zu verlassen. Frau von Staël verwendet sich für ihn bei Meister, von dessen Beziehungen zum russischen Hofe sie eine Besserung in der Lage ihres Verwandten erhoffte. Der Brief gehört also in das Jahr 1794, das sich auch aus Anspielungen auf die Parteigegensätze zwischen den gemäßigten Thermidorianern (Anhänger Talliens) und den radikalen Montagnards ergibt, die sich nach dem Sturze Robespierres herausbildeten, und die auch auf das Waadtland übergriffen, nicht ohne Frau von Staël und ihren Vater in den sich entspinnenden Zeitungskrieg hineinzuziehen.[1]

Nr. 78. An Nils von Rosenstein.[2]

26 septembre 1795. Lausanne en Suisse, Pays de Vaux.
[Coppet, 26. September 1794.]

'... *Vous avez peut-être entendu parler des malheurs de Genève. Cette petite ville a imité le sanglant exemple des Français ... tous les honnêtes gens fuient cette misérable petite prison de ville. Parmi eux un homme très célèbre par ses connaissances et ses talents ... M. de Saussure ... toute sa fortune était dans Genève. Obligé d'en sortir, il est absolument ruiné ...*'

Maury, der Herausgeber dieses Briefes, läßt die von Frau von Staël gesetzte Jahreszahl 1795 stehen, ohne etwas zu dem Datum zu bemerken. Sollte ihm nicht aufgefallen sein, daß Frau von Staël im September 1795 gar nicht in der Schweiz weilte, daß sie sich vielmehr seit Mai 1795 in Paris und seit den ersten Tagen des September drei Meilen von Paris in Saint-Gratien, einem Landhaus des Mathieu de Montmorency, aufhielt?[3] Es ist unzweifelhaft, daß ein Irrtum in der Datierung vorliegt und daß der Brief vom 26. September 1794 sein muß. Er enthält deutliche Anspielungen auf die Schreckensherrschaft in Genf (s. Nr. 77); zudem handelt er von demselben Thema wie Nr. 77, und warum sollte er nicht an dem gleichen Tage geschrieben sein wie diese? Eine Erklärung des seltsamen Irrtums in der Jahreszahl könnte darin gegeben sein, daß Frau von Staël, verleitet durch den revolutionären Kalender, nach welchem am 22. September ein neues Jahr begann, diese Zählung fälschlicherweise auch auf die christliche Zeitrechnung übertrug und so analog 'an III' — 1795 schrieb.

Der Widerspruch in der Ortsangabe (Coppet in Nr. 77 und Lausanne in Nr. 78) erklärt sich wohl daraus, daß Frau von Staël das Antwortschreiben Rosensteins, welches für sie von großem Interesse sein mußte, direkt nach Lausanne (oder genauer 'Mézery' bei Lausanne), wohin sie sich am 28. September, also zwei Tage nach Abfassung unseres Briefes, begab, gerichtet haben wollte, so daß sie aus Gründen der Einfachheit ihre künftige Adresse in das Datum von Nr. 78 setzte, während sie an Meister (Nr. 77) ihren wahren Aufenthaltsort (Coppet) im Datum angibt. Doch versäumt sie nicht, auch im Verlaufe des Briefes an Meister von ihrer baldigen Reise nach Lausanne zu sprechen. Die praktische Art der Datierung von Nr. 78 begegnet unter gleichen Bedingungen in den Briefen der Frau von Staël häufiger (s. Nr. 332, 497 und 498, 660).

---

[1] S. Montesquiou an Mme de Montolieu vom 30. September 1794, mitgeteilt bei Kohler, a. a. O. 168/69. [2] Revue Bleue, vom 10. Juni 1905, 706/07.

[3] Necker an Meister, 29. September 1795: 'Ma fille est en campagne à trois lieues de Paris ...' Usteri-Ritter, a. a. O. 128 ff., s. auch Nr. 85 ff.

Nr. 79. An Meister.[1]

[Mézery] 4 novembre [1794], s. Nr. 80.

Nr. 80. An denselben.[2]

Mézery, ce 9 décembre [1794].

Nr. 80 nimmt Bezug auf Nr. 79, so daß beide inhaltlich zusammengehören. Die fehlende Jahreszahl ist aus Nr. 80 zu erschließen, wo sich eine Anspielung auf die Einnahme Warschaus durch die Russen am 8. November 1794 und auf die Gefangennahme Kosciuskos am 4. Oktober 1794 findet.

Nr. 81. An Rosalie de Constant.[3]

Undatiert [Mézery, Januar 1795].

In den Januar des Jahres 1795 scheint dieses undatierte Billett deshalb zu gehören, weil es die zeitweilige, Ende Dezember 1794 erfolgte Besetzung der Insel Bomel durch die Franzosen meldet und einen Brief aus Frankreich vom 30. Dezember [1794] erwähnt, der dieses Ereignis mitteilte.

Nr. 82. An Meister.[4]

[Mézery bei Lausanne] ce 13 janvier [1795].

'*Quoique vous m'oubliez complètement, je veux vous envoyer cette 'Epître au Malheur', avant qu'elle soit imprimée ...*'

Die 'Epître au Malheur ou Adèle et Edouard' wurde in dem 'Recueil de morceaux détachés', der Anfang Mai 1795 in Lausanne erschien,[5] erstmalig gedruckt (s. Mme de Staël, Œuvres compl. XVII, 401)

Nr. 83. An Meister.[6]

Mézery, Lausanne, 10 février [1795], s. Nr. 84.

Nr. 84. An denselben.[7]

Lausanne, 12 mars [1795].

Nr. 83 und 84 spielen auf die neueste Schrift der Frau von Staël, 'Réflexions sur la paix, adressées à M. Pitt et aux Français', an, die sie im Februar 1795 anonym veröffentlichte.[8] Das Jahr 1795 wird bestätigt durch folgende Stelle in Nr. 84: '... *M. de Staël se plaît beaucoup à Paris, et croit que la sûreté y est parfaite ...*', denn am 26. Januar 1795 hatte der 'Moniteur' das Eintreffen des Barons von Staël in Paris gemeldet.[9]

Nr. 85. An Meister.[10]

Lausanne, 1er mai [1795].

'... *Je pars pour Paris le 10 de mai ...*'

Frau von Staël trat die Reise nach Paris, die sie schon in den vorhergehenden Briefen an Meister angekündigt hatte, erst am 15. Mai 1795 an und traf am 25. Mai mit Benjamin Constant in der Hauptstadt ein.[11]

Nr. 86. An Roederer.[12]

[Paris] 21 prairial au III [9. Juni 1795].

Über die Ankunft der Frau von Staël in Paris s. Nr. 85.

---

[1] Usteri-Ritter, a. a. O. 123/24. [2] Ibid. 124/25.
[3] E. Ritter, Notes, 100. [4] Usteri-Ritter, a. a. O. 125/26.
[5] Kohler, a. a. O. 176. [6] Usteri-Ritter, a. a. O. 126. [7] Ibid. 126/27.
[8] Frisching an Barthélemy, 21 février 1795, 'Papiers de Barthélemy' IV, 620.
[9] Moniteur, Septidi 7 pluviôse, l'an 2e, Réimpression XXIII, 291.
[10] Usteri-Ritter, a. a. O. 127/28.
[11] S. 'Nouvelles politiques nationales et étrangères vom 12 prairial an III, zit. bei Gautier, 'Le premier exil de Mme de Staël', in R. D. M. 15. Juni 1906, 900/01. Den Tag der Ankunft gibt B. Constant an 'Reminiscences' III, 44, hg. Coulmann. [12] Roederer, 'Œuvres complètes', t. VIII, 646.

Nr. 87. An André Dumont.[1]
[22 messidor (1795)].

Nr. 88. An Herrn von Saussure.[2]
15 août [1795], Paris, hôtel de Suède, rue du Bac.

N. 89. An denselben.[3]
31 août [1795], Paris.

Nr. 88 und 89 gehören inhaltlich zusammen. Das Jahr 1795 ergibt eine Anmerkung, die sich auf dem Original des Briefes von der Hand des Empfängers findet.

Nr. 90. An Meister.[4]
Undatiert [Coppet, in den ersten Monaten von 1796, doch nicht vor Februar d. J.].

Eine annähernde Datierung dieses Briefes wird ermöglicht durch die darin enthaltene Erwähnung eines Briefes von Necker an Meister vom 2. Januar 1796 (Usteri-Ritter, a. a. O. 134/35), der die Ankunft der Frau von Staël in Coppet an letzteren meldete.[5] Nr. 90 wird also in die ersten Monate des Jahres 1796 fallen; doch scheint er nicht vor Februar d. J. geschrieben zu sein, da die finanziellen Schwierigkeiten, in denen sich das Direktorium nach Mitteilung von Frau von Staël befand, erst im Februar 1796 Veranlassung zu gewagten Finanzoperationen gaben, die Ende des Monats einen Scheinerfolg erzielten.[6] Frau von Staël schreibt darüber: '... *Je ne vous dirai point que les nouvelles de France sont meilleures: que le Directoire a fait peur de la Terreur pour avoir des hommes et de l'argent, mais qu'ayant obtenu l'un et l'autre, il ne peut avoir aucune envie de culbuter une Constitution qui lui donne la première place ...*'

Nr. 91. An Meister.[7]
Coppet, le 18 mars [1796].

Lady Blennerhasset ergänzt 1797, läßt dabei aber außer acht, daß Frau von Staël im März 1797 nicht mehr in Coppet weilte (s. Nr. 113). Das Jahr 1796 ergibt eine Anspielung auf Wielands Schweizerreise, die er in diesem Jahr unternahm.[8]

Nr. 92. An Marc-Auguste Pictet.[9]
Coppet, ce 22 mars 1796.

'... *M. Benjamin Constant veut faire imprimer un ouvrage très républicain qu'il ne souhaite pas de publier dans ce pays, mais dont il veut porter 4 ou 500 exemplaires en France. ...*'

Es handelt sich darum, der Broschüre Constants, 'De la force du gouvernement actuel de la France,' die im April 1796 erscheinen sollte, den Weg zu bereiten (s. Nr. 94 und 95).

---

[1] La Revue des autographes (juin 1891), zit. bei Gautier, R. D. M. 1906, 912. Der Brief war mir nicht zugänglich.

[2] Kohler, a. a. O. 443/44. [3] Ibid. 444.

[4] Usteri-Ritter, a. a O. 135/36.

[5] Frau von Staël hatte Paris am 21. Dezember 1795 verlassen und traf am 2. Januar 1796 in Coppet ein (s. Kohler, a. a. O. 220 und Usteri-Ritter 134 f.).

[6] S. Thiers, a. a. O. V, 109 und 114.

[7] Usteri-Ritter, a. a. O. 136/37.

[8] S. Bonstetten an Friederike Brun vom 1. Juli 1796, 'Bonstettens Briefe', hg. von Matthisson, I, 32.

[9] Kohler, a. a. O. 410.

Nr. 93. An Meister.[1]

Lausanne, le 5 avril [1796].

Die Erwähnung von Meisters Werk 'Souvenir de mon dernier voyage à Paris', das 1797 erschien, und an dem er, wie der Brief erkennen läßt, noch arbeitete, sichert das Jahr 1796. In der Tat meldet der französische Resident in Genf, Desportes, die Reise der Frau von Staël nach Lausanne; sie hat am 21. März 1796 stattgefunden.[2]

Nr. 94. An M.-A. Pictet.[3]

Undatiert [Lausanne, Ende April oder Anfang Mai 1796].

'*M. Constant a fait imprimer ailleurs l'ouvrage dont je vous avais parlé, Monsieur; mais il me charge de vous en offrir un exemplaire. ...*'

Dieses Billett gehört inhaltlich zu Nr. 92. Auch hier ist 'De la force du gouvernement' gemeint. Da das Erscheinen dieser Schrift (Ende April)[4] vorausgesetzt wird und Frau von Staël im Auftrage ihres Freundes ein Exemplar der Broschüre übersendet, mag es nicht lange nach der Veröffentlichung, also etwa Ende April, Anfang Mai geschrieben sein.

Nr. 95. An Rosalie de Constant.[5]

Mardi soir [Lausanne, Mai 1796 oder bald darauf].

Auch dieses Billett spricht von der Schrift ihres Freundes (s. Nr. 94), doch läßt es erkennen, daß sie schon Anhänger in einem größeren Leserkreise gefunden hatte. Ich möchte deshalb Nr. 95 etwas später ansetzen als Nr. 94.

Nr. 96. An Meister.[6]

[Ouchy bei Lausanne] jeudi 12 mai [1796].

Eine Anspielung auf den italienischen Feldzug Napoleons verweist den Brief in das Jahr 1796, in welchem der 12. Mai, wie das Datum richtig angibt, ein Donnerstag war. Der Abfassungsort ergibt sich aus dem Inhalt von Nr. 96, wo es heißt: '*Je suis établie dans la maison d'Olive, à Ouchy ... C'est à quatre pas de Lausanne ...*'

Nr. 97. An Desportes.[7]

Lausanne, le 17 mai 1796.

Nr. 98. An Meister.[8]

[Lausanne] ce 19 [Juni 1796].

'*... On nous menace d'un décret du Deux-Cents de Berne qui renverra tous les Français sans exception ..*'

In der Tat beschloß der Große Rat von Bern im Juni 1796, sämtliche Emigranten, die sich in der Schweiz aufhielten, bis zum 1. August fortzuweisen.[9] Frau von Staël weiß von diesem Entschluß noch nichts, sie spricht nur von einer Bedrohung, so daß man annehmen muß, daß sie noch vor der entscheidenden Junisitzung des Berner Rates geschrieben hat. Ich vermag

---

[1] Usteri-Ritter, a. a. O. 138.

[2] S. Kohler, a. a. O. 221. [3] Kohler, a. a. O. 411.

[4] S. 'Moniteur' vom 1. Mai 1796 und die bei Kohler, a. a. O. 211 Anm. 2 mitgeteilten Auszüge aus Briefen von Montesquiou an Mme de Montolieu vom 24. April und 15. Mai 1796.

[5] E. Ritter, Notes sur Mme de Staël, 101/02.

[6] Usteri-Ritter, a. a. O. 138/39.

[7] Chapuisat, 'Mme de Staël et la Police, Episodes', 6/7.

[8] Usteri-Ritter, a. a. O. 141.

[9] W. Oechsli, 'Geschichte der Schweiz im 19. Jh.', I, 110.

die Gründe nicht zu erkennen, die Usteri-Ritter veranlassen, diesen Brief hinter denjenigen vom 8. Juli (Nr. 99) zu setzen, wodurch sie doch zu erkennen geben wollen, daß sie als fehlenden Monat 'Juli', wenn nicht einen noch späteren Monat (der nächstfolgende Brief ist vom 22. September) ergänzt wissen möchten. Sollten sie wirklich annehmen, daß die Nachrichtenübermittlung zwischen Bern und Lausanne[1] so schlecht gewesen sei, daß Frau von Staël noch von einem zu erwartenden Erlaß sprechen kann, lange nachdem dieser Erlaß in Kraft getreten war? Gerade in dieser Zeit meldet Desportes, der französische Resident in Genf, seinem Minister, daß Frau von Staël ihre Nachrichten über die Vorgänge im Berner Rat aus zuverlässigster und direktester Quelle schöpfe:[2] 'Mme de Staël est on peut mieux encore avec le baron d'Erlach de Spiez, ancien bailli de Lausanne, et l'ennemi le plus virulent de la République française. C'est par lui qu'elle est exactement informée de toutes les délibérations du conseil secret de Berne ...' Leider gibt Oechsli den Tag der entscheidenden Sitzung des Berner Rates nicht an, so daß ich nicht zu bestimmen vermag, ob sie vor oder nach dem 19. Juni 1796 fällt. Jedenfalls ist dieses Datum der Terminus ad quem für die Abfassung des Briefes und mit großer Wahrscheinlichkeit der Tag der Abfassung selbst, denn man kann wohl schwerlich annehmen, daß Frau von Staël schon am 19. Mai über Einzelheiten der Tagesordnung der Junisitzung des Berner Rates unterrichtet war.

Nr. 99. An Meister.[3]

Coppet, le 8 juillet [1796].

Durch Nennung eines Kapitels aus 'De l'influence des passions sur le bonheur des individus et des nations', dessen Veröffentlichung Frau von Staël in diesem Briefe für die nächsten Wochen anzeigt, ist 1796 gesichert (siehe Nr. 103 ff.).

Nr. 100. An Roederer.[4]

Lausanne, ce 17 juillet [1796].

'... *l'ouvrage de Benjamin n'est pas le mien. ... Enfin il y a des pages dans cette brochure que je crois à l'égal de ce que nous admirons le plus dans la langue française ...*'

Roederer datiert diesen Brief mit '1797' und wird wohl deshalb zu dieser Ergänzung bewogen, weil er die Ausführungen der Frau von Staël über ein Buch Benjamin Constants, die der Brief enthält, auf die Schrift 'Des Réactions politiques' (1797) bezieht. Roederer bedenkt aber nicht, daß Frau von Staël während des ganzen Jahres '1797' in Frankreich, in Paris selbst oder in dessen Umgebung (Hérivaux, Saint-Ouen, Ormesson) weilte und erst im Januar 1798 nach der Schweiz zurückkehrte.[5] Da sie Nr. 100 von Lausanne aus schreibt, muß der Brief eine andere Datierung als die Roederers erhalten.

---

[1] Daß Frau von Staël während des Monats Juni 1796 in Lausanne weilte, entnehme ich einer Anmerkung Kohlers (a. a. O. 220, Anm. 2), aus der jedoch nicht hervorgeht, welche Quellen ihn zu der Behauptung veranlassen. Bemerkenswert ist, daß Frau von Staël das Vorwort zu 'De l'influence des passions' mit 'Lausanne, 1er juillet 1796' datiert. S. auch Desportes à Delacroix, le 5 prairial (1796) bei Chapuisat, a. a. O. 10.

[2] S. Chapuisat, a. a. O. 17.

[3] Usteri-Ritter, a. a. O. 139/41. [4] Roederer, Œuvres compl. VIII, 656.

[5] S. Blennerhasset, a. a. O. II, 316 und Gautier, 'Madame de Staël et Napoléon,' Thèse, Paris 1902, S. 10.

Ich möchte ihn in das Jahr 1796 legen; denn warum sollten sich die Bemerkungen über den 'ouvrage de Benjamin' nicht auf Constants politische Schrift 'De la Force du gouvernement actuel et de la nécessité de s'y rallier', die Ende April 1796 erschienen war, beziehen? Man weiß, welchen Anteil Frau von Staël an den Schicksalen dieses Buches nahm (s. Nr. 92, 94, 95).

Nr. 101. An Pictet-Diodati.[1]

Ce 5 août [1796], Coppet.

Die fehlende Jahreszahl dieses Billetts ergibt sich durch die Erwähnung der im Jahre 1796 erfolgten Geburt der Tochter von Pictet-Diodati.

Nr. 102. An Roederer.[2]

Lausanne, ce 20 août [1796].

Folgende Stellen des Briefes sichern '1796': '*Je vous remercie de m'avoir envoyé votre morceau sur les funérailles ...*' Gemeint ist die Rede Roederers, 'Sur les Institutions funéraires,' die er in der Sitzung des Instituts vom 3. Juli 1796 hielt, und die in seinen Œuvres compl. V, 158 gedruckt ist.

'... *Votre article sur les généraux et les contributions militaires est ce qui m'a le plus frappée ...* Diesen Artikel brachte das 'Journal de Paris' am 25. Juli 1796 (s. Roederer, Œuvres compl. III, 324).

Einen Aufenthalt in Lausanne kündigte Nr. 101 für Mitte August an.

Nr. 103. An Meister.[3]

22 septembre [1796].

Ist durch eine Anspielung auf ihr neuestes Werk 'De l'influence des passions etc.' (s. Nr. 99) und durch die Erwähnung der Reise Wielands in die Schweiz (s. Nr. 91) für das Jahr 1796 gesichert.

Nr. 104. An Roederer.[4]

1er octobre 1796.

Sendet ihm 'De l'influence des passions' zwecks Rezension.

Nr. 105. An Meister.[5]

Coppet, 10 octobre [1796].

Übersendet ihm gleichfalls zwei Exemplare ihres Buches [s. Nr. 104].

Nr. 106. An Adrien Lezay.[6]

Undatiert [Coppet, November 1796 oder kurz vorher].

Dieser Brief wurde, wie Roederer selbst in einer Anmerkung dazu mitteilt, im November 1796 von Adrien Lezay an Roederer geschickt; er muß also spätestens im November, kann aber auch kurze Zeit vorher geschrieben sein. Eine Anspielung auf 'De l'influence des passions' sichert ihm hier eine Stelle.

Nr. 107. An Nils von Rosenstein.[7]

1er novembre 1796. Copet [sic], Pays de Vaux (Suisse).

Sendet ihm 'De l'influence des passions'.

Nr. 108. An Meister.[8]

Coppet, ce 3 novembre [1796].

Gehört durch Anspielung auf die Friedensverhandlungen, die das Direktorium mit Österreich Ende Oktober bis Anfang November 1796 unterhielt,

[1] Kohler, a. a. O. 399/400. [2] Roederer, a. a. O. VIII, 647.
[3] Usteri-Ritter, a. a. O. 142/43.
[4] Roederer, a. a. O. VIII, 649/51.
[5] Usteri-Ritter, a. a. O. 143/45. [6] Roederer, a. a. O. VIII, 651.
[7] Revue Bleue, 10. Juni 1905, 707.
[8] Usteri-Ritter, a. a. O. 145/46.

die aber nicht zum Frieden führten, und durch Erwähnung der glücklichen Rettung der Schweiz nach dem erfolgreichen Rückzug Moreaus im Oktober dem Jahre 1796 an.[1]

Nr. 109. An Roederer.[2]

Ce 5 novembre [1796], Coppet s. Nr. 110.

Nr. 110. An denselben.[3]

22 novembre [1796], Coppet.

Nr. 109 und 110 führen Klage über die Nachlässigkeit Roederers, der, obwohl Frau von Staël ihn um Rezension ihres Werkes 'De l'influence des passions' gebeten (s. Nr. 104), weder im 'Journal de Paris' noch im 'Journal d'Économie publique', den beiden von R. redigierten Zeitungen, ein Wort über dieses Buch gesagt habe. Am selben Tage, an dem Frau von Staël ihre Bitte um Besprechung wiederholte (Nr. 110), erschien im Journal de Paris (22. November 1796) der langersehnte Artikel Roederers (s. Roederer, Œuvres compl. IV, 476).

Nr. 111. An Alexandre de Lameth.[4]

C.[oppet], ce 24 novembre [1796].

Charavay, der diesen Brief veröffentlicht, ergänzt das Datum durch die Jahreszahl '1795'. Das kann unmöglich richtig sein; denn Frau von Staël, die von der Schweiz aus schrieb, wie aus dem Anfangsbuchstaben des Abfassungsortes und dem Inhalt des Briefes hervorgeht ('... *Je vous plains bien d'être à Hambourg, comme je me plains d'être en Suisse* ...'), befand sich im November 1795 noch in Paris, das sie erst am 21. Dezember 1795 mit Benjamin Constant verließ, um zu Beginn des neuen Jahres in Coppet einzutreffen (s. Nr. 90 Anm. 9). Dagegen steht nichts im Wege, den Brief auf den 24. November 1796 zu legen; vielmehr gewinnt erst dann folgende Stelle Sinn: '*Avez-vous lu un livre de moi sur les passions, qui vous intéressera, je crois, dans vos loisirs. Je l'ai envoyé à Lausanne chez Sirikind pour le faire imprimer* ...' Wie sollte Alexandre de Lameth im November 1795 von dem Buch 'De l'influence des passions' Kenntnis haben können, da es doch erst im Juli 1796 veröffentlicht wurde (s. Nr. 99 ff.) und zunächst in Paris, später auch in Lausanne erschien?

Sollte der im 'Catalogue d'autographes de M. Rovet', Paris 1885, 286 mitgeteilte Brief der Frau von Staël an Alexandre de Lameth, der dort das Datum vom 24. November 1794 trägt, mit Nr. 111 identisch sein, was eine Anmerkung Ritters vermuten läßt,[5] so wäre dieses Datum gleichfalls richtigzustellen, da das Jahr 1794 nicht nur wegen des Obenerwähnten, sondern auch wegen zahlreicher Anspielungen des Briefes auf politische Ereignisse, die später fallen, ausgeschlossen ist.

---

[1] Ich weiß nicht, worauf Kohler (a. a. O. 229) seine Behauptung gründet, Mme de Staël sei im November 1796 nach Lausanne zurückgekehrt. Alle mir bekannten Briefe des November tragen das Ortsdatum 'Coppet'. Zudem läßt ein Schreiben des Berner Rates an den Amtmann von Lausanne vom 2. Dezember 1796 erkennen, daß Frau von Staël erst im Dezember für 'acht oder mehrere Tage' in Lausanne weilte. (Das Schreiben teilt Kohler, a. a. O. 696, Appendice A. selbst mit.)

[2] Roederer, Oeuvres compl. VIII, 651. [3] Ib. VIII, 651/652.

[4] Charavay in 'La Revolution française', Revue Historique 1884, 1071/1075.

[5] Ritter, Notes 88, Anm. 1. Ich habe den 'Catalogue' nicht einsehen können.

Nr. 112. An Nils von Rosenstein.[1]

Copet [sic] (Suisse), ce 6 décembre 1796.

Nr. 113. An Roederer.[2]

[Hérivaux], ce 8 nivôse [an V (28. Dezember 1786)].

Dankschreiben für die Rezensionen Roederers über 'De l'influence des passions', die im 'Journal de Paris' vom 22. November (s. Nr. 110) und im 'Journal d'Économie publique' vom 30. November 1796 erschienen waren (s. Roederer, Œuvres compl. IV, 473).

Frau von Staël schreibt: '— *Quand je vous ai écrit de Suisse je ne l'avais pas lu* [sc. l'extrait du Journal de Paris], *et j'étais accoutumée à vous voir surpasser l'espérance de l'amitié par votre spirituelle bonté ...*'

Diese Stelle kann doch nur so verstanden werden, daß Frau von Staël, solange sie in der Schweiz weilte, keine Gelegenheit hatte, Roederers Artikel zu lesen (s. Nr. 110), daß sie vielmehr erst jetzt — wo sie sich nicht mehr in der Schweiz befindet — das Versäumte nachholen kann. Es ist also offenkundig, daß dieser Brief nicht von der Schweiz aus geschrieben ist, so daß die Vermutung Roederers, Frau von Staël hätte sich zur Zeit der Abfassung in Coppet aufgehalten, nicht zutrifft. Auch die Behauptung von Lady Blennerhasset,[3] daß sich die Abreise der Frau von Staël nach Paris bis in das Frühjahr 1797 verzögert haben soll, da noch im April (!) 1797 Briefe von Frau von Staël aus Genf datiert seien, entbehrt jeder Unterlage und läßt sich nur durch falsche Datierung einiger Briefe erklären (s. Nr. 91, 135). Die Abreise aus der Schweiz fand vielmehr im Dezember 1796, und zwar, wenn die Angaben von Guyot 'Mme de Staël et la police du Directoire', Bibl. univ. 1904, II, 504, richtig sind, am Weihnachtstag 1906 statt, so daß Nr. 113 schon von Hérivaux, einem Besitztum Montmorencys in der Nähe von Paris (Dep. Seine-et-Oise), wohin sich Frau von Staël mit Benjamin Constant begab, geschrieben ist.

Nr. 114. An Roederer.[4]

[Hérivaux], 20 nivôse [an V (9. Januar 1797)].

... votre morceau sur la 'fête du 21' est un chef-d'œuvre.

Wegen des Lobes, das Frau von Staël dem Artikel Roederers 'Des fêtes à l'occasion des supplices' spendet, der am 20 nivôse an V im Journal de Paris erschien, gehört dieser Brief in das Jahr 1797. Auch er kann nicht in der Schweiz, sondern nur in Frankreich, in der Nähe von Paris, geschrieben sein; denn sonst wäre die Schnelligkeit, mit der Frau von Staël von dem Artikel Roederers, der in Paris erschien, Kenntnis erhalten hat, unerklärlich. Es ist doch schwerlich anzunehmen, daß ihr in der Schweiz ein Pariser Blatt am gleichen Tage seines Erscheinens in der Hauptstadt vorgelegen haben sollte, zumal Nr. 110 und 113 keine besonders schnelle Nachrichtenübermittlung zwischen den beiden Ländern erkennen lassen.

Nr. 115. An Roederer.[5]

Hérivaux, le 10 pluviôse [an V (29. Januar 1797)].

Spricht erneut von der Kritik Roederers über 'De l'influence des passions' (s. Nr. 113).

---

[1] Revue Bleue, 10. Juni 1905, 707/708. [2] Roederer, a. a. O. VIII, 652.
[3] Blennerhasset, a. a. O. II, 271.
[4] Roederer, Œuvres compl. VIII, 653.
[5] Ib. VIII, 653.

Nr. 116. An Roederer.[1]

[Hérivaux], 14 avril [1797] (s. Nr. 117).

Nr. 117. An denselben.[2]

H.[Hérivaux], le 15 avril [1797].

... Eh bien, Merlin est tout ce que vous nous dites, et nous le savons ... Am 10 germinal an V (30. März 1797) hatte Roederer einen Artikel gegen Merlin geschrieben, der im 'Journal d'Économie' erschien (Œuvres compl. III, 261).

Dites-moi ... pourquoi vous n'avez pas encore écrit 'un mot' dans le 'Journal de Paris', en bien ou en mal, sur l'ouvrage de Benjamin? ... Se fait-on l'idée d'une "réaction" pareille à celle-ci ...'

Die Kritik Roederers über das Werk von Benjamin Constant 'Des Réactions politiques' erschien am 29. April 1797 (s. Nr. 121).

Das Jahr 1797 ist also für Nr. 117 gesichert. Auch Nr. 116 gehört in dieses Jahr, da dort von dem gleichen Werke Constants die Rede ist.

Nr. 118. An Roederer.[3]

[Hérivaux], 20 avril 1797.

Auch dieses Billett bezieht sich auf einen Artikel Roederers im 'Journal d'Économie publique' vom 30 germinal an V (19. April 1797), s. Œuvres compl. VI, 275.

Nr. 119. An Meister.[4]

[Hérivaux, Seine-et-Oise], 22 avril 1797.

Frau von Staël kritisiert die Ernennung Vauvilliers' in den Rat der Fünfhundert und diejenige Bourlets in den Rat der Alten, die beide im Februar 1797 stattfanden, und von denen sie schon in Nr. 117 sprach. Die genannten Abgeordneten gehörten dem Département Seine-et-Oise an, in dem sich Frau von Staël aufhielt.

Nr. 120. An Roederer.[5]

Saint-Ouen, ce 9 floréal [an V (28. April 1797)].

Das Billett meldet die Übersiedlung von Hérivaux nach Saint-Ouen.

Nr. 121. An Roederer.[6]

Ormesson, ce mercredi 10 mai [1797].

Spricht (wie Nr. 117) von der Kritik Roederers über die Schrift Constants. In der Tat war der 10. Mai 1797 ein Mittwoch.

Nr. 121a. An Roederer.[7]

Samedi 6, au soir. [Sonnabend, 6 messidor an V (24. Juni 1791)].

Dieses Billett enthält eine Einladung zum Diner für 'après-demain lundi octidi'. Das Datum selbst gibt 'Samedi 6' an. Roederer erinnerte sich noch später des Diners, das in der schwedischen Gesandtschaft im 'Sommer 1797' stattgefunden haben soll. Eine Vergleichung der angegebenen Daten mit dem Revolutionskalender des Jahres 1797 läßt erkennen, daß es sich nur um 'Samedi 6 messidor an V' und 'Lundi octidi 8 messidor an V' (24. und 26. Juni 1797) handeln kann.

Nr. 122. An Roederer.[8]

Ce 13 messidor [an V]. Saint-Ouen (1. Juli 1797).

Das Billett erwähnt das Erscheinen der 'Bonaparte' zu einer von Frau von

---

[1] Ib. [2] Ib. VIII, 653/654.

[3] Roederer, Œuvres compl. VIII, 655. [4] Usteri-Ritter, a. a. O. 146/147.

[5] Roederer, a. a. O. VIII, 655. [6] Ib. [7] Ib. [8] Ib. 655/656.

Staël erlassenen Einladung. Da Frau von Staël Napoleon erst im Dezember 1797 nach seiner Ankunft in Paris kennenlernte, können mit 'les Bonaparte' nur Lucien und Joseph Bonaparte gemeint sein. Letzterer befand sich vom 8. September 1797 bis 24. Juni 1798 in Rom. Unser Billett kann also nur vor den September 1797 gehören und muß, da Frau von Staël erst seit 1796 mit Roederer im Briefwechsel stand, während des Pariser Aufenthalts des Jahres 1797 geschrieben sein.

Nr. 123. An Roederer.[1]

[Saint-Ouen], ce 15 messidor [an V? (3. Juli 1797?)]

Der Ort ergibt sich aus dem Text: '*... je suis à une demi-lieue de Paris ...*' In der Tat liegt Saint-Ouen etwa 2 km von Paris entfernt. Daß dieses Billett in das Jahr 1797 gehört, läßt sich nur daraus vermuten, daß Frau von Staël im Juli 1797 in Saint-Ouen weilte (s. Nr. 122). Der Text gibt keine Anhaltspunkte für eine sichere Datierung.

Nr. 124. An Roederer.[2]

Ce 4 au soir [Sommer 1797].

Auch dieses Billet weiß ich nicht näher festzulegen. Es handelt sich um eine Einladung von Frau von Staël und Roederer bei einem Herrn Décrétot und um die Aufforderung der ersteren an Roederer, gemeinsam mit ihr den Weg nach Migneaux, dem Landhaus ihres Gastgebers, zu machen. Roederer erinnerte sich noch später der Reise, die nach seiner Angabe im Sommer 1797 stattgefunden hat.

Nr. 125. An Roederer.[3]

Du 26 sextidi [fructidor an V] De Saint-Ouen (12. Sept. 1797).

Da Nr. 126 auf unser Billett Bezug nimmt, ist sein Platz an dieser Stelle gesichert.

Nr. 126. An Roederer.[4]

Mardi, 3e jour compl. an V, d'Ormesson (19. Sept. 1797).

Nr. 127. An Samuel Constant.[5]

Ce 20 septembre [1797, Ormesson].

Dieser Brief wurde einige Zeit nach dem Staatsstreich vom 18. Fructidor geschrieben. Frau von Staël sagt im Hinblick auf die zahlreichen Deportationen, die diesem Tage folgten: '*Cette révolution du 18 fructidor n'a point couté de sang, mais il en résulte une suite de malheurs particuliers, dont l'étendue et la durée sont incalculables.*

Nr. 128. An Roederer.[6]

Ce 1er au soir [vermutlich 1er vendémiaire an VI (22. Sept. 1797)].

Auch aus diesem Billet spricht die Sorge um die Zukunft der Freunde der Republik, deren Stellung nach dem 18. Fructidor schwer erschüttert war. Man wird deshalb nicht fehlgehen, '1er vendémiaire an VI' zu ergänzen, um auf diese Weise unser Billett zeitlich an Nr. 127, wo die gleichen Empfindungen geäußert werden, heranzurücken.

Nr. 129. An Meister.[7]

Coppet, ce 22 janvier [1798].

Frau von Staël war Anfang Januar 1798 nach der Schweiz zurückgekehrt,[8] als in der Waadt die Revolution ausbrach. Sie schreibt darüber: '*... Hélas!*

---

[1] Ib. 656. [2] Roederer, a. a. O. VIII, 656. [3] Ib. 657/658. [4] Ib. 656/657. [5] Ritter, Notes, 103/104. [6] Roederer, a. a. O. 657. [7] Usteri-Ritter, a. a. O. 148/150. [8] Gautier, Mme de Staël et Napoléon, 10.

ce temps de calme pour la Suisse est donc passé; ... Je ne crains point que es troupes qui passent par Genève aient pour but d'attaquer le pays de Vaud, mais les brouillons se plaisent à le répandre, et font aller la révolution par la peur ...' In der Tat langte am 20. Januar 1798 eine französische Division unter Führung des Generals Ménard am Genfersee an; am 28. Januar schlug Ménard sein Hauptquartier in Lausanne auf und forderte von dem Waadtlande eine Zwangsanleihe, eine Maßnahme, die Frau von Staël in ihrem Brief schon klar voraussah. Das Datum ist durch Erwähnung dieser Ereignisse gesichert.

Nr. 130. An Pictet-Diodati.[1]

[Coppet], ce 13 avril [1798].

'... *Les troupes que j'ai vues ici ont reçu du g[énéral] de Vieux dit Guerre l'ordre de se cantonner pour quelques jours aux environs de Genève ...*' Am 15. April 1798 drangen französische Soldaten in Genf ein und vollzogen den schon vorher geplanten Anschluß an Frankreich[2] (s. Nr. 129).

Nr. 131. An M.-A. Pictet.[3]

Undatiert [Coppet, 15. April/20. Juni 1798].

Während der Annexion von Genf durch die Franzosen im Jahre 1798 richtete der Professor M.-A. Pictet ein längeres Schreiben an Barras, in welchem er die Sache seiner Vaterstadt vertrat. Frau von Staël, an die er das Konzept, bevor er den endgültigen Wortlaut dem Adressaten zukommen ließ, zur Durchsicht geschickt hatte, verbessert und kommentiert in unserem Briefe verschiedene Stellen aus dem leider nicht erhaltenen Schreiben Pictets. Ihr Brief ist, wie der Inhalt erkennen läßt, aus Coppet geschrieben. Da nun Frau von Staël, die nicht, wie d'Haussonville angibt,[4] Anfang April 1798 nach Frankreich zurückkehrte, die Schweiz kurz nach dem 20. Juni 1798 verließ,[5] erhalten wir als Grenzen für die Abfassungszeit einerseits den 15. April 1798 (Tag der Besetzung Genfs durch die Franzosen), andererseits den 20. Juni 1798 (Tag der Abreise der Frau von Staël).

Nr. 132. An Meister.[6]

Coppet, le 10 novembre [1798] (s. Nr. 133).

Nr. 133. An denselben.[7]

[Coppet], ce 8 décembre [1798].

Dieser Brief enthält Anspielungen auf die Zustände in der Schweiz nach Errichtung der helvetischen Republik und gehört, da er noch vor Ausbruch des 2. Koalitionskrieges (28. Februar 1799) geschrieben ist ('... *On espère encore la paix à Paris ...*') in das Jahr 1798.

Frau von Staël teilt ihrem Korrespondenten dieselben Pläne und Absichten mit, die sie ihm schon in Nr. 132 darlegte, so daß letzterer Brief gleichfalls 1798 als Ergänzung beansprucht.

Nr. 134. An Meister.[8]

Coppet, ce vendredi 28 décembre [1798].

Spricht wie Nr. 132 und 133 von einer beabsichtigten Reise nach Genf im Januar des nächsten Jahres. Eine Vergleichung des Datums mit dem Kalender ergibt, daß der 28. Dezember 1798 ein Freitag war.

---

[1] Kohler, a. a. O. 400/401. [2] Oechsli, a. a. O. I, 144.
[3] Kohler, a. a. O. 244/245. [4] Revue des Deux Mondes, 1. März 1913, 56.
[5] Kohler, a a. O. 246 f. [6] Usteri-Ritter, a. a. O. 152.
[7] Ib. 153/154. [8] Ib. 154/155.

Nr. 135. An Roederer.[1]

Genève, ce 14 pluviôse [an VII (2. Februar 1799)].

Dieses Billett wird von Roederer, der etwa 20 Jahre nach Empfang der Briefe der Frau von Staël sich bemühte, sie chronologisch zu ordnen, in das Jahr 1797 angesetzt. Diese Datierung ist unmöglich richtig. Frau von Staël konnte sich am 2. Februar 1797 nicht in Genf befinden, da sie noch am 29. Januar 1797 einen Brief aus Hérivaux bei Paris datierte,[2] und eine Reise von Paris nach Genf wenigstens 5 Tage beanspruchte.[3] Außerdem wäre folgende Stelle von Nr. 135 unverständlich: '... *Je ne vous ai point écrit ignorant votre séjour, votre situation, etc.* ...', da Frau von Staël doch 4 Tage vor dem 20. Februar 1797 ein längeres Schreiben an Roederer gerichtet hatte (Nr. 115). Ich glaube nicht fehlzugehen, wenn ich das Billett in das Jahr 1799 lege. In der Tat hielt sich Frau von Staël im Januar und Februar 1799 in Genf auf; sie selbst meldet in Nr. 132, 133 und 134 ihre Übersiedlung von Coppet nach Genf als für den 1. Januar bevorstehend, und in Nr. 136 finden wir sie wirklich in dieser Stadt. Nr. 133 spricht auch von der auf den 1. Februar festgesetzten Abreise von Benjamin Constant. Was sollte daran hindern, in ihm den Freund zu sehen, dem Frau von Staël die Zeilen an Roederer mitgab ('... *Je charge mon ami de ce petit mot* ...'), denn leicht konnte sich die Abreise um einen Tag verschoben haben. Nur wenn man das Jahr 1799 als Datum annimmt, wird die oben angeführte Entschuldigung, die Frau von Staël als den Grund der Unterbrechung ihres Briefwechsels mit Roederer angibt, verständlich, denn ihren letzten Brief an diesen schrieb sie im September 1797 (s. Nr. 128).

Nr. 136. An Pictet-Diodati.[4]

Genève, ce 30 pluviôse [an VII (18. Februar 1799)].

'... *Quelques Genevois sont, je crois, pour B, mais Philippe passe et doit passer avant tout. Il faut donc savoir si l'on aura plus d'un député pour les Cinq Cents. Il faut de plus que Benjamin me mande de Paris ... s'il est sûr d'être vivement appuyé* ...'

Benjamin Constant hatte die Absicht, sich im Winter 1798/99 in den Rat der Fünfhundert wählen zu lassen; er wurde von Frau von Staël unterstützt, doch vergeblich. Erst im November 1799 gelang es ihm, in das Tribunal zu kommen.

Nr. 137. An Meister.[5]

Coppet, ce 28 mars [1799].

'... *Et les nouvelles de la guerre? ... j'ai moins de confiance dans cette seconde guerre, et le voisinage de la Suisse me trouble. A Paris on dit que Sieyès est porté par les Conseils, et Roberjot par le Directoire. On croit à Sieyès* ...'

Durch Anspielung auf die Mißerfolge der französischen Armeen zu Beginn des 2. Koalitionskrieges (Niederlage bei Ostrach am 20. und bei Stockach am 25. März 1799) sowie durch Erwähnung der bevorstehenden Wahl von

[1] Roederer, a. a. O. 653. [2] S. Nr 115.

[3] Die Bestimmung der Reisegeschwindigkeit am Ende des 18. Jahrh. entnehme ich einer Angabe, die Mallet Du Pau 'Correspondance inédite avec la cour de Vienne', I, 92, macht, wo er davon spricht, daß in ruhigen Zeiten eine Reise von der Schweiz nach Paris gewöhnlich fünf Tage dauerte. Frau von Staël brauchte jedoch durchschnittlich zehn Tage zu dieser Strecke.

[4] Kohler, a. a. O. 401/403. [5] Usteri-Ritter, a. a. O. 155/156.

Sieyès in das Direktorium, die am 16. Mai 1799 erfolgte, gehört der Brief in das Jahr 1799.

Nr. 138. An Pictet de Rochemont.[1]

[Coppet], ce jeudi à huit heures du matin [18. oder 25. April 1799].

Im April 1799 verließ Frau von Staël Coppet, um sich zu einem kurzen Aufenthalt in die französische Hauptstadt zu begeben. Sie schreibt in unserem Billett: '*Mon adresse est à "Saint-Ouen, près Franciade par Paris" ... prête à monter en voiture, je regarde vers Lancy avec une véritable peine ...*' In der Tat bewohnte sie damals ihr Landhaus in Saint-Ouen, das an der Seine zwischen Clichy und St. Denis gelegen ist.[2] Es bleibt kein Zweifel, daß Nr. 138 am Tage der Abreise von Coppet geschrieben wurde. In Nr. 137 sagte Frau von Staël über ihre bevorstehende Abreise: '*... je partirai vraisemblablement le 15 avril ...*' Man kann deshalb wohl annehmen, daß von den vier Donnerstagen des April 1799 (4., 11., 18., 25.) der 18. April, welcher den Angaben von Nr. 137 am nächsten kommt, die größte Wahrscheinlichkeit hat, als Datum der Abreise und somit auch des Billetts zu gelten; denn es ist mir, abgesehen davon, daß sich eine Abreise im Hinblick auf vorher festgesetzte Termine im allgemeinen eher zu verzögern als zu beschleunigen pflegt, aus den Briefen der Frau von Staël kein einziger Fall einer 'beschleunigten' Abreise bekannt, dagegen finden sich mannigfache Belege für Verzögerungen.[3] Da der Tag des Eintreffens der Reisenden in Paris nicht feststeht, läßt sich allerdings Sicheres über das Datum der Abreise nicht bestimmen; es könnte auch Donnerstag, der 25. April 1799 in Betracht kommen.

Nr. 139. An Roederer.[4]

[Saint-Ouen], 25. floréal [an VII (14. Mai 1798)] (s. Nr. 142).

Nr. 140. An denselben.[5]

[Saint-Ouen], 27 floréal [an VII (16. Mai 1799] (s. Nr. 142).

Nr. 141. An denselben.[6]

[Saint-Ouen], 30 floréal [an VII (19. Mai 1799)] (s. Nr. 142).

Nr. 142. An denselben.[7]

[Saint-Ouen], 2 prairial au soir [an VII (21. Mai 1799)].

Nr. 139—142 erwähnen Roederers 'Eloge de Montesquieu', die er am 6 germinal an VII (26. März 1799) gehalten hatte, so daß bei allen vier Nummern 1799 zu ergänzen ist. Zur Ortsangabe s. Nr. 138.

Nr. 143. An Pictet de Rochemont.[8]

[Coppet], ce vendredi soir 2 août [1799].

Im Juli 1799 war Frau von Staël nach Coppet zurückgekehrt; sie nimmt in unserem Billett Bezug auf ihren soeben beendeten dreimonatlichen Aufenthalt in Frankreich. Der 2. August 1799 war ein Freitag.

Nr. 144. An Garat.[9]

Coppet, ce 23 thermidor [an VII] Canton Léman (10. Aug. 1799).

'*... J'ai vu dans les papiers votre excellent discours sur Billaud de Varennes ...*' Garat hielt am 14. Thermidor (1. August 1799) in der Sitzung des Rates der Alten eine Rede gegen Billaud-Varennes und verteidigte da-

[1] Kohler, a. a. O. 418. [2] Leitzmann, 'Wilhelm von Humboldt und Frau von Staël' in Deutsche Rundschau vom 15. Okt. 1916.

[3] S. Nr. 85, 180 u. a. [4] Roederer, Œuvres compl. VIII, 668.

[5] Ib. [6] Ib. [7] Ib. 659.

[8] Kohler, a. a. O. 418/419.

[9] D'Haussonville in 'Revue des Deux Mondes', 1913, XIV, 60/61.

bei Barène.[1] Auch sonstige mannigfache Anspielungen auf geschichtliche Ereignisse sichern das Jahr 1799.

Nr. 145. An Meister.[2]

Le 20 août [1799].

'... *Est-il vrai qu'il y a eu une attaque aussi sur Brougg, où les Erançais ont fait beaucoup de prisonniers? Les aristocrates disent que l'attaque sur Zurich etait réelle, et qu'on y a perdu beaucoup de monde ...*'

Mit diesen militärischen Operationen ist der Scheinangriff Massénas am 14. August 1799, den er auf Zürich unternahm, gemeint. Die 'attaque sur Broug' muß man wohl identifizieren mit der Einnahme der Höhe von Roßwald oberhalb 'Brig' in Wallis am 13. August 1799.[3]

Nr. 146. An Meister.[4]

Ce 27 août [1799].

Auch dieser Brief enthält Anspielungen auf die kriegerischen Ereignisse des Jahres 1799. Er erwähnt zum erstenmal das Manuskript der Schrift 'De la Litérature, considérée dans ses rapports avec les institutions sociales', an welcher Frau von Staël seit Winter 1798 arbeitete, und die im April 1800 erscheinen sollte.[5] Das Jahr 1799 ist also gesichert.

Nr. 147. An Barras.[6]

Genève, ce 29 fructidor [an VII], Coppet (15. September 1799).

Dieser Brief wurde von D'Haussonville nach dem Konzept veröffentlicht, das sich im Archiv von Coppet vorfand, und das, obwohl nur ein Bruchstück, durch folgende Anspielung auf die Kämpfe Massénas in der Umgebung von Zürich während des September 1799 datierbar ist; '... *Votre brave Masséna ayant bien défendu la Suisse jusqu'à présent, j'ai pu demeurer auprès de mon père ...*'

Nr. 148. An Meister.[7]

[Lausanne?], ce mardi 17 septembre [1799].

Durch die Erwähnung von Lindet als Finanzminister, der dieses Amt vom 30 prairial an VII bis zum 18 brumaire an VIII bekleidete, wird dieser Brief in das Jahr 1799 verwiesen. Der 17. September 1799 war in der Tat ein Dienstag. Wenn Kohler[8] mit seiner Behauptung recht hat, daß Frau von Staël im September 1799 sich in Lausanne aufhielt, so ist Nr. 148 wohl von dort aus geschrieben.

Nr. 149. An Pictet de Rochemont.[9]

[Lausanne] ce mardi soir (23 septembre 1799).

Das Datum dieses Billetts ist vom Empfänger hinzugefügt worden. Der 23. September 1799 war aber nicht ein Dienstag, sondern ein Montag.

Nr. 150. An Meister.[10]

Coppet, ce mardi 15 octobre [1799].

Spricht von der Einnahme Zürichs am 26. September 1799 (s. Nr. 145, 146, 147) und meldet die Landung Bonapartes in Fréjus am 8. Oktober und seinen Empfang in Lyon am 12. Oktober 1799.

---

[1] S. Moniteur, Décadi 20 thermidor au VII, Réimpression XXIX, 767.
[2] Usteri-Ritter, a. a. O. 157/159. [3] S. Oechsli, a. a. O. I, 258 f.
[4] Usteri-Ritter, a. a. O. 160/161. [5] S. Blennerhasset, a. a. O. II, 323.
[6] D'Haussonville in R. D. M. 1913, XIV, 62.
[7] Usteri-Ritter, a. a. O. [8] Kohler, a. a. O. 252.
[9] Ib. 419. [10] Usteri-Ritter, a. a. O. 163/164.

Nr. 151. An Roederer.[1]

[Paris], ce 6 nivôse an VIII (27. Dezember 1799).

Frau von Staël war am Abend des 18. Brumaire in Paris eingetroffen, wo sie, mit Ausnahme eines kurzen Aufenthaltes in Saint-Ouen bald nach dem 15. Januar 1800, bis Anfang Mai 1800 blieb (s. Nr. 153).

Unser Brief kann also nur von Paris aus geschrieben sein.

Nr. 152. An Roederer.[2]

[Paris], ce 19 nivôse [an VIII (9. Januar 1800)].

'Mais expliquez-moi donc, je vous en conjure, Roederer, ce qui se passe depuis trois jours! Ce déchaînement, cette violence contre Benjamin! Ce 'Journal des Hommes libres', lancé contre moi, seulement parce que je suis l'amie d'un homme qui a prononcé un discours indépendant sur un règlement! ...'

Benjamin Constant, der am 24. Dezember 1799 zum Tribun ernannt worden war, hielt am 15 nivôse an VIII (5. Januar 1800) eine Rede im Tribunal, die allgemeines Aufsehen erregte und nicht nur eine Entgegnung im offiziellen Blatte 'Moniteur' (vom 18 nivôse = 8. Januar), sondern auch heftige Angriffe von seiten des jakobinischen Organs 'Journal des Hommes libres', das Fouché redigierte, hervorrief. Auf einen Artikel des letzteren vom 18 nivôse 'Dialogue entre un Suisse, madame de Staël et le peuple français' spielt Frau von Staël an. Der Brief ist am Tage nach Erscheinen dieser Nummer des 'Journal des Hommes libres' geschrieben. Frau von Staël befand sich zu dieser Zeit in Paris.[3]

Nr. 153. An Fauriel.[4]

[Paris], ce 7 floréal [an VIII (27. April 1800)].

Frau von Staël, die infolge des Pressefeldzuges, der sich seit der Rede ihres Freundes gegen sie erhoben hatte (s. Nr. 172), gezwungen worden war, Paris für kurze Zeit zu verlassen, kehrte bald nach dem 15. Januar 1800 wieder in die Hauptstadt zurück.[5] Im Frühjahr 1800 veröffentlichte sie ihr Buch 'De la Litérature, considérée dans ses rapports avec les institutions sociales'.[6] Am 27. April 1800 übersandte sie mit unserem Billett ein Exemplar dieses Werkes an Fauriel.

Nr. 154. An Goethe.[7]

Paris, ce 9 floréal an 8 (29. April 1800).

'Mr de Humboldt veut bien se charger Monsieur de vous envoyer mon ouvrage ...' In der Tat sandte Humboldt am 1. Juni 1800 das Buch 'De la Littérature' an Goethe; am 9. Juli erwähnt es der Dichter in seinem Tagebuche.[8] Im Goethe-Jahrbuch ist das Datum dieses Briefes fälschlich mit '28. April 1799' wiedergegeben.

Nr. 155. An Gérando.[9]

(29 floréal = 19. Mai 1800).

---

[1] Roederer, a. a. O. VIII, 659. [2] Ib. 659/660.

[3] S. Dix années d'exil, chap. II und 'Journal des Hommes libres, 25 nivôse an VIII', angeführt bei Gautier: Mme de Staël et Napoléon, 44 Anm. 2. [4] Sainte-Beuve in R. D. M. 1845, X, 538 Anm. 2. S. auch Portraits contemporaine IV 'Fauriel'. [5] Gautier, a. a. O. 44. [6] S. Dix années d'exil, chap. II, 16. [7] Goethe-Jahrbuch V, 112. [8] S. Humboldt an Frau von Staël, 3 messidor an VIII in Deutsche Rundschau 1916/1717 und Goethes Tagebücher, 9. Juli 1800. [9] Zit. bei Blennerhasset, a. a. O. II, 372, und Gautier, a. a. O. 60 Anm. 5, nach Baron de Gerando, 'Lettres inédites et souvenirs bibliographiques'.

Da mir die Briefe an Gérando nicht vorliegen, zitiere ich sie nach Lady Blennerhasset oder nach Gautier: Mme de Staël et Napoléon.

Nr. 156. An Meister.[1]

Coppet, ce 20 mai [1800].

Frau von Staël hatte am 7. Mai 1800 Paris verlassen, um nach der Schweiz zurückzukehren.[2] Sie sendet an Meister ihr neuestes Werk (s. Nr. 153 u. 154) und spricht von dem italienischen Feldzug Bonapartes, den dieser im Mai 1800 vorbereitete.

Nr. 157. An Pictet de Rochemont.[3]

[Coppet], ce mardi 20 mai [1800].

'... *Je désire beaucoup que vous lisiez mon ouvrage et que vous m'en disiez votre opinion; je suis jeune encor comme auteur ...*'

Diese auf 'De la Littérature' bezügliche Stelle läßt 1800 ergänzen, und in der Tat war der 20. Mai 1800 ein Dienstag.

Nr. 158. An Mme Récamier.[4]

[Coppet] 11 prairial [an VIII (31. Mai 1800)].

'... *Bonaparte a monté à pied le mont Saint-Bernard comme un simple soldat ...*' Am 20. Mai 1800 überschritt Bonaparte den Großen St. Bernhard. Daß Frau von Staël von Coppet aus schrieb, läßt der Inhalt von Nr. 158 erkennen.

Nr. 159. An Mme Récamier.[5]

[Coppet] ce 13 [prairial an VIII (2. Juni 1800)].

Gibt ausführliche Nachrichten über den Übergang der Franzosen über die Alpen (s. Nr. 158), weiß aber noch nichts von den Ereignissen, die nach dem 2. Juni liegen; es kann also nur 'prairial', nicht etwa 'juin' ergänzt werden.

Nr. 160. An Samuel de Constant.[6]

[Coppet] ce dimanche 8 juin [1800].

Antwort auf ein bewunderndes Schreiben Samuel Constants über 'De la Littérature' (s. Nr. 153). Der 8. Juni 1800 war ein Sonntag. Daß Frau von Staël sich bei ihrem Vater in Coppet befand, geht aus dem Schluß des Briefes hervor.

Nr. 161. An Meister.[7]

Genève, ce 24 juillet [1800].

'... *Je crois bien à présent que nous trouverons la paix. Les lettres de France ne l'ont pas encore dit, mais celles de Suisse me paraissent entièrement dans ce sens ...*'

Am 15. Juli 1800 schloß Frankreich mit Österreich den Waffenstillstand von Parsdorf ab. Dies Ereignis scheint den Anlaß zu den Friedenshoffnungen der Frau von Staël gegeben zu haben, die sich aber erst im Februar des nächsten Jahres verwirklichen sollten. Ein Brief Wilhelms von Humboldt an Frau von Staël vom 2 fructidor an VIII (20. August 1800) läßt erkennen, daß Frau von Staël über das gleiche Thema, welches sie in Nr. 162 wieder aufnahm, auch an Humboldt geschrieben hatte; denn dieser antwortete: '... *Vous me demandez des nouvelles de la paix, Madame. Je vous avoue que je n'en sai* [sic] *pas grande chose. ...*'[8] Leider ist keiner der Briefe der Frau von Staël an Humboldt erhalten.

---

[1] Usteri-Ritter, a. a. O. 165/166. [2] Gautier, a. a. O. 61. [3] Kohler, a. a. O. 419/420. [4] Mme Lenormant, 'Coppet et Weimar', 20. [5] Coppet et Weimar, 21. [6] E. Ritter, Notes, 104/105. [7] Usteri-Ritter, a. a. O. 167 168. [8] S. Leitzmann in Deutsche Rundschau vom 15. November 1916.

Ein Aufenthalt in Genf, wie ihn das Datum von Nr. 161 ergibt, wurde schon in Nr. 156 angekündigt.

Nr. 162. An Meister.[1]

Coppet, ce 28 juillet [1800].

Dieser Brief gehört in das Jahr 1800, denn er steht in inhaltlicher Beziehung zu Nr. 161 und erwähnt Reinhard als französischen Gesandten in der Schweiz. Letzterer hatte diesen Posten während des Jahres 1800 inne.[2]

Nr. 163. An Fauriel.[3]

Coppet par Genève, ce 12 thermidor [an VIII (31. Juli 1800)].

'... *Vous avez fait un extrait de mon ourrage, Monsieur, qui est un ouvrage lui-même; et ce que vous dites en particulier sur la manière dont j'aurais dû traiter le chapitre de la philosophie est plein d'esprit et de justesse. Je ferai quelques changements dans la seconde édition, qui va paraître, et je répondrai, dans les notes et dans une courte préface, à quelques objections de Fontanes ...*'

Die Artikel Fauriels über 'De la Littérature', von denen Frau von Staël spricht, waren in der 'Décade' vom 10., 20. und 30. prairial an VIII (30. Mai, 9. und 19. Juni 1800) erschienen. Die zweite Auflage ihres Werkes, welche Frau von Staël ankündigt, kam im November 1800 heraus,[4] und in der Tat beschwert sie sich in der Vorrede über die Schärfe der abfälligen Kritik Fontanes, der am 1er messidor an VIII (20. Juni 1800) im Mercure de France über das Buch geschrieben hatte.[5] Das Datum unseres Briefes kann also als gesichert gelten.

Nr. 164. An Gérando.[6]

(17 août 1800.)

Nr. 165. An Rosalie de Constant.[7]

Ce mardi [19. August 1800].

'*J'ai versé beaucoup de larmes, ma chère Rosalie, sur la mort de votre père ...*'

Samuel Constant, der Vater Rosalies, starb in der Nacht vom 12. zum 13. August 1800.[8] Am Dienstag darauf, also am 19. August, wurde unser Brief, wenn die Angaben im Datum zutreffen, geschrieben.

Nr. 166. An Meister.[9]

Coppet, 10 septembre [1800].

Ist wegen Anspielungen auf 'De la Littérature' und Meisters Roman 'Entretiens philosophiques et poëtiques suivis de Betzi' [Hamburg 1800] in das Jahr 1800 zu legen.

Nr. 167. An Rosalie de Constant.[10]

Ce jeudi 13 novembre [1800].

Frau von Staël übersendet im Namen ihres Vaters ein Exemplar von Neckers Schrift 'Cours de morale religieuse', welche im Jahre 1800 erschien. Zugleich gedenkt sie erneut des Todes von Samuel Constant (s. Nr. 165).

---

[1] Usteri-Ritter, a. a. O. 168/169. [2] S. Grande Encyclopédie, Bd. 28, 326. [3] Sainte-Beuve, R. D. M. 1845, X, 639.

[4] S. Décade du 20 brumaire (21. November 1800), zit. bei Gautier, R. D. M. 1903, XVII, 632. [5] S. Gautier, 'Chateaubriand et Mme de Staël' in R. D. M. 1903, XVII, 634. [6] Zit. bei Kohler, a. a. O. 299 nach De Gérando 'Lettres inédites', 40. [7] Kohler, a. a. O. 269. [8] Ib. [9] Usteri-Ritter, a. a. O. 169/171. [10] E. Ritter, Notes, 136. Einige von Ritter mitgeteilte Billette sind mir undatierbar.

Nr. 168. An Pictet de Rochemont.[1]

Ce jeudi soir, Coppet [November/Dezember 1800].

Auch dieses Billett läßt erkennen, daß Frau von Staël ihrem Adressaten das Werk Neckers (s. Nr. 167) zugeschickt hatte. Es gehört deshalb zeitlich in die Nähe von Nr. 167 und wurde vor der Abreise der Frau von Staël nach Paris im Dezember 1800 geschrieben.[2]

Nr. 169. An Joseph Bonaparte.[3]

Paris, 17 janvier 1801.

Frau von Staël war im Dezember 1800 nach Paris zurückgekehrt, wo sie bis zum Mai 1801 blieb.[4]

Nr. 170. An Camille Jordan.[5]

Ce 1er ventôse [an IX (20. Februar 1801)].

Camille Jordan, der nach dem 18. Fructidor Frankreich hatte verlassen müssen, war im Februar 1800 wieder in seine Heimat zurückgekehrt. Frau von Staël lädt ihn ein, den Sommer in Saint-Ouen zu verbringen, wo schon Gérando weile. Da sich Gérando im Jahre 1801 in Saint-Ouen befand, so ist das Datum durch diese Jahreszahl zu ergänzen. Der Brief läßt nicht erkennen, ob Frau von Staël aus Paris oder Saint-Ouen schreibt.

Nr. 171. An Camille Jordan.[6]

Undatiert [Frühjahr 1801].

Dieses undatierte Billett läßt erkennen, daß Jordan die in Nr. 170 erlassene Einladung angenommen hat; es erhält deshalb hier seine Stelle.

In die Zeit des Pariser Aufenthaltes vom Frühjahr 1801 scheinen noch 2 undatierte Billette an Fauriel zu gehören, deren Originale unveröffentlicht in der 'Bibliothèque de l'Institut, legs Mohl' liegen, und die Gautier, Revue des Deux Mondes 1903, XVII, 640 erwähnt.[7] Beide sprechen von Chateaubriand und lassen erkennen, daß Frau von Staël den 'auteur d'Atala' öfters gesehen hat (s. Nr. 173). Mit ihm stand sie im Jahr 1801 in Briefwechsel, der auch in den folgenden Jahren unterhalten wurde. Die Briefe der Frau von Staël scheinen nicht auf uns gekommen zu sein, während diejenigen Chateaubriands bekannt sind.[8]

---

[1] Kohler, a. a. O. 420.

[2] Kohler, a. a. O. 423, teilt noch weitere 8 Billette an Pictet de Rochemont mit, die in die Jahre 1801—1810 fallen, deren Datum ich aber nicht näher zu bestimmen weiß.

[3] Du Casse, 'Mémoires et Correspondance politique et militaire du Roi Joseph', Paris 1854, X, Appendice 417.

[4] Ihre Ankunft meldet Humboldt an Sophie Reimarus am 25. Dezember 1800 (s. Leitzmann, Deutsche Rundschau, 15. Okt. 1916): 'Die Staël ist seit einigen Tagen wieder hier ...', und am Tag darauf berichtet das 'Journal des Débats': '*Mme de Staël est arrivée à Paris depuis quelques jours*' (s. R. D. M. 1903, 636 Anm. 3). Frau von Staël irrt sich also, wenn sie in 'Dix années d'exil', chap. V sagt: '*Je revins à Paris vers le mois de novembre.*' Diesen Irrtum behalten Lady Blennerhasset, II, 383, und Gautier, a. a. O. 63 bei. [5] Sainte-Beuve, Nouveaux-Lundis XII, 282/283. [6] Ib. 283.

[7] Ich weiß nicht, ob der Fauriel-Biograph J. B. Galley, 'Claude Fauriel, membre de l'Institut. 1772—1813' (1909), der die Bestände der Bibliothèque de l'Institut de France hat benutzen können, diese Billette und vielleicht noch weiteres Material veröffentlicht hat, da mir sein Werk nicht zugänglich ist.

[8] Sie wurden veröffentlicht von Gautier, Revue des Deux Mondes 1903, XVII.

Nr. 172. An Fauriel.[1]

La Grange, ce 30 floréal [an IX (20. Mai 1801)].

'... *Je suis en route pour la Suisse. J'arriverai le 5 prairial à Copet. Vous ne dites pas si vous viendrez m'y voir et je commence à en douter. Je voudrais me tromper, je vous recevrais avec une extrême joye ...*'

Das Jahr '1801' ergibt sich aus der Anspielung auf die Reise Fauriels nach Südfrankreich im Frühling und Sommer 1801, auf welcher er Frau von Staël, wie diese wünschte, in Coppet besuchen sollte (s. Nr. 173, 177). Frau von Staël hatte Paris am 11. Mai 1801 verlassen,[2] um nach der Schweiz zurückzukehren. Doch scheint sie einen Umweg über Mortfontaine, die Besitzung Joseph Bonapartes, gemacht zu haben, wo sie sich einige Zeit aufgehalten haben muß, denn Méneval weiß von einem solchen Aufenthalt in Mortfontaine während des Frühjahrs 1801 zu berichten.[3]

Nr. 173. An Fauriel.[4]

Coppet, ce 17 prairial [an IX (6. Juni 1801)].

'... *Je m'occupe de mon père, de l'éducation de mes enfants, et de mon roman qui vous intéressera, je l'espère ...*'

Es handelt sich um den Roman 'Delphine', der 1802 erscheinen sollte, und an dem Frau von Staël während des Sommers 1801 arbeitete.[5]

'... *J'ai vu beaucoup l'auteur d'"Atala" depuis votre départ ...*' Atala war im April 1801 erschienen. In der Tat hatte Frau von Staël während ihres Aufenthaltes in Paris Chateaubriand öfters gesehen (s. Nr. 171). Mit 'depuis votre départ' ist die Reise Fauriels gemeint, die dieser in Begleitung des Staatsrates Français de Nantes im Sommer 1801 unternahm (s. Nr. 172).

Nr. 174. An Meister.[6]

Undatiert [Coppet, Sommer 1801].

Dieses Billett gehört zeitlich in die Nähe von Nr. 173, denn Frau von Staël verlangt Auskunft über Einzelheiten, die sie in ihrem Roman 'Delphine' zu verwerten gedenkt (s. Nr. 173).

Nr. 175. An Gérando.[7]

(Coppet, 4 juillet 1801).

Nr. 176. An Fauriel.[8]

Undatiert [Coppet, Sommer 1801]. S. Nr. 177.

Nr. 177. An denselben.[9]

[Coppet], ce vendredi soir [Sommer 1801]

Nr. 176 und 177 handeln von dem schon in Nr. 172 gewünschten Besuch Fauriels in Coppet, der jedoch nicht zur Ausführung gelangen sollte.

---

[1] Ott, 'Ungedruckte Briefe von Mme de Staël an Fauriel', Archiv f. d. Studium der neueren Sprachen und Literaturen, Bd. 124, 354.

[2] S. D'Haussonville, R. D. M., 15. März 1913, 362. [3] Die mir vorliegenden Biographien der Frau von Staël erwähnen von einem solchen Aufenthalte nichts; doch ist an der Glaubwürdigkeit der 'Mémoires' von Méneval (Méneval 'Mémoires' I, 63) in diesem Punkte nicht zu zweifeln, vielmehr findet erst durch die Annahme einer Unterbrechung der Reise die auffallend lange Reisedauer von Paris bis Coppet (vom 11.—25. Mai) ihre Erklärung. [4] Sainte-Beuve, R. D. M. 1845, X, 643/644. [5] S. Chateaubriand an Mme de Staël, 23 messidor (1801): '*J'espère, madame, que vous travaillez dans vos montagnes. Le beau roman n'est pas abandonné. Nous attendons tous avec impatience ...*' (Gautier, R. D. M. 1903). [6] Usteri-Ritter, a. a. O. 172. [7] Zit. bei Blennerhasset, a. a. O. 368 u. 372. [8] Sainte-Beuve, R. D. M. 1845, X, 645. [9] Ib. 645/646.

Die Zeitbestimmung 'Sommer 1801' ergibt sich auch aus folgender Stelle des Briefes: '... *Notre Suisse va assez mal; on a fait les élections tout de travers; on a choisi les municipalités pour électeurs, on évite les choix populaires, et l'on veut cependant avoir l'air de faire émaner les pouvoirs du peuple ...*'

Frau von Staël kann unter den 'élections' nur die Wahlen zu den Kantontagssatzungen verstehen, die im Sommer 1801 stattfanden. Bei diesen Wahlen wurde der Anteil des Volkes in den meisten Kantonen empfindlich eingeschränkt, und das allgemeine Stimmrecht, das die Konstitution von 1798 der Schweiz gebracht hatte, ging in einigen Kantonen in das alleinige Stimmrecht der Gemeinderäte über.[1]

Nr. 178. An Meister.[2]

Coppet, ce 23 octobre [1801].

'... *Que dites-vous de toutes ces paix, et de l'indifférence de Paris à côté des transports de Londres? La paix était bien plus utile cependant à la France qu'à l'Angleterre ...*'

Nachdem im Februar 1801 der Friede zu Lunéville mit Österreich abgeschlossen worden war, erfolgte am 1. Oktober 1801 die Unterzeichnung des Londoner Vorfriedens, der dem endgültigen Friedensschluß mit England (Friede zu Amiens) vorausging. Auch die mit verschiedenen anderen Staaten (Portugal, Rußland) angeknüpften, aber bisher noch nicht beendeten Unterhandlungen wurden im Oktober 1801 abgeschlossen,[3] so daß Frau von Staël am 23. Oktober 1801 mit Recht von 'toutes ces paix' sprechen konnte.

Nr. 179. An Gérando.[4]

(31 octobre 1801.)

Nr. 180. An Necker.[5]

Morez, vendredi soir [13. November 1801].

'*Hélas! cher ange, je n'ai à t'entretenir que de sentiments douloureux. Cette route, tant de fois parcourue dans ce sens avec des souvenirs toujours déchirants, me retrace ce que j'ai souffert, pour ajouter à ce que je souffre ...*'

Dieser Brief ist, wie sein Inhalt erkennen läßt, kurz nach einer Abreise von Coppet geschrieben Schweren Herzens ließ sie ihren Vater zurück, um sich nach Paris zu begeben.

Frau von Staël kehrte im November 1801 nach Paris zurück,[6] denn schon am 25. November 1801 wird sie als in der Hauptstadt befindlich erwähnt.[7]

Mit Recht legt deshalb d'Haussonville diesen Brief in den 'November 1801'. Das Datum läßt sich genauer bestimmen: Frau von Staël meldete in Nr. 178 ihre Abreise als für den 10. November bevorstehend. Der 10. November 1801 war ein Dienstag. 'Freitag abend' gibt unser Brief als Datum an, und aus der Ortsangabe geht hervor, daß er am Abend des ersten Reisetages geschrieben sein muß, denn 'Morez' liegt 30 km von Coppet entfernt im Jura an der Straße nach Paris. Falls die Angaben im Datum zutreffen, spricht nichts dagegen, unseren Brief auf den Freitag, 13. November 1801 festzulegen, denn warum sollte Frau von Staël ihre Abreise nicht um drei

[1] S. Oechsli, a. a. O. I, 329 ff. [2] Usteri-Ritter, a. a. O. 172/174. [3] S. Thiers, 'Histoire du Consulat et de l'Empire, III, 127 ff. Ich zitiere nach der deutschen Übersetzung von Eduard Burckhard, Leipzig 1846. [4] Zit. bei Blennerhasset, a. a. O. I, 387. [5] D'Haussonville, R. D. M. 1913, XIV, 304/305. [6] Die Angaben der Lady Blennerhasset, II, 396, 'März 1802' sind falsch. S. Gautier, a. a. O. 69. [7] S. unten.

Tage verzögert haben, da sie selbst hervorhebt, daß ihr an einem allzu frühen Eintreffen in Paris im November 1801 nichts gelegen war.[1] Die Annahme einer weiteren Verzögerung der Abreise etwa bis zum Freitag, 20. November, läßt eine Stelle in den Tagebuchaufzeichnungen von Etienne Dumont vom '4 frimaire' (25. November 1801) nicht zu, wo es heißt: '*J'ai dîné chez Mme de Staël en cercle nombreux*', und die die Anwesenheit der Frau von Staël in Paris für diesen Tag voraussetzt. Da sie gewöhnlich 10 Reisetage von Coppet nach Paris brauchte, ist Freitag, der 13. November 1801 der wahrscheinlichste Termin ihrer Abreise und zugleich das Datum unseres Briefes.

Nr. 181. An Necker.[2]

Samedi soir [Poligny, 14. November 1801] (s Nr. 182).

Nr. 182. An denselben.[3]

Dimanche à 5 heures du matin [Poligny, 15. November 1801).

Auch diese beiden Billette sind von der Reise aus geschrieben. Das erste (Nr. 181) berichtet von einem Wagenunfall, der den Reisenden — Frau von Staël wurde von ihrem Vetter und dessen Frau begleitet — unterwegs zustieß, das zweite (Nr. 182) meldet die glückliche Behebung des am vorhergehenden Tage entstandenen Schadens. Falls die Datierung von Nr. 180 zutrifft (s. dort), fällt Nr. 181 auf Sonnabend, den 14., und Nr. 182 auf Sonntag, den 15. November 1801. Der Abfassungsort 'Poligny' ergibt sich aus der von d'Haussonville mitgeteilten Antwort Neckers auf Nr. 181, wo auch Bezug genommen wird auf das Unglück, welches die Reisegesellschaft traf. Necker schreibt: '*Je ne t'aurais pas écrit aujourd'hui, ma chère Minette, si je pouvais différer de t'exprimer par quelques mots l'émotion que m'a causée ton billet de Poligny ...*'

Nr. 183. An Joseph Bonaparte.[4]

[Paris] le 17 frimaire an X (8. Dezember 1801).

Frau von Staël wohnte in Paris in der 'Rue de Grenelle'.[5]

Nr. 184. An Fauriel.[6]

[Paris] ce 25 [germinal an X (15. April 1802)].

'*Mr de Chateaubriand me charge de vous envoyer son livre ...*'

Es handelt sich, wie aus dem weiteren Wortlaute des Briefes hervorgeht, um 'Le Génie du christianisme', das am 24. Germinal (14. April 1802) erschienen war (s. Bericht Fontanes im Moniteur vom 28 germinal an X). '*On va donner une amnestie aux émigrés ...*' Die Erwähnung des Amnestieentwurfes, der die Rückkehr der Ausgewanderten erlauben sollte, und der am 16. April im Staatsrat beraten wurde, läßt erkennen, daß Frau von Staël ebenso wie in Nr. 185 nach dem Revolutionskalender datierte.

No. 185. An Fauriel.[7]

[Paris], ce 4 floréal [an X (24. April 1902)].

Frau von Staël schreibt: '*Je pars le 14 floréal, à cinq heures du matin ...*' und weiter unten: '*... Je pars avec Mr de St[aël] ...*'

---

[1] S. Dix années d'exil, chap. VIII, 47: '*Je retardai mon retour à Paris, pour ne pas être témoin de la grande fête de la paix.*' (Gemeint ist das Friedensfest am 18. Brumaire 1801.)

[2] D'Haussonville, R. D. M. 1913, XIV, 305/306. [3] Ib.

[4] Gautier, Mme de Staël et Napoléon, 70.

[5] S. Humboldt an Schweighäuser, 15. März 1802 (Deutsche Rundschau, 15. Dez. 1916).

[6] Ott im 'Archiv', Bd. 124, 356. [7] Ib. 356/357.

Im Mai 1802 reiste Frau von Staël mit ihrem Manne von Paris nach der Schweiz;[1] das in unserem Briefe gegebene Datum der Abreise von Paris wird bestätigt durch Nr. 187, denn dort heißt es unter dem 3. Mai 1802: '*Je pars demain pour six mois ...*' Ott, der Herausgeber unseres Briefes, glaubt annehmen zu müssen, daß die Abreise in letzter Stunde eine Beschleunigung erfahren habe, da der Baron von Staël am 9. Floréal (29. April 1802) auf der Reise nach Poligny gestorben sei. Das ist ein Irrtum; der Baron von Staël starb vielmehr am 19. Floréal (9. Mai 1802),[2] so daß die Angaben der Frau von Staël über ihre Abreise durchaus zutreffen.

In die Zeit des Pariser Aufenthaltes im Winter 1801/1802 fallen noch mehrere undatierte Billette an Fauriel, die Sainte-Beuve (R.D.M. 1845, X, 646/647) und Ott (Archiv Bd. 124, 354/355) veröffentlicht haben. Der zunächst heitere Ton derselben erhält nach und nach eine Trübung, die auf Unstimmigkeiten zwischen Frau von Staël und Fauriel deutet. Sollte die Neigung Fauriels zu Mme Condorcet, die im Februar 1802 zu engeren Beziehungen zwischen beiden führte, die Freunde einander entfremdet haben? Dann wäre dieser Stimmungsumschlag ein Kriterium für eine relative Datierung der im ganzen ziemlich belanglosen Billette.

Nr. 186. An Nils von Rosenstein.[3]
Paris, ce 1er mai 1802.

Nr. 187. An Mme Récamier.[4]
Paris, ce 13 floréal an X (3. Mai 1802).

Nr. 188. An Pictet de Rochemont.[5]
Undatiert [Coppet, bald nach dem 9. Mai 1802].

'*Il est vrai que j'ai ressenti un sentiment de douleur beaucoup plus vif que celui que j'aurais ressenti dans toute autre circonstance. Je me faisais un vrai bonheur de lui payer en soins ce que je n'avais pu lui donner en sentiments ...*'

Frau von Staël spricht von dem Tode ihres Mannes, der am 9. Mai 1802 auf der Reise von Paris nach der Schweiz in Poligny starb.[6] Der Brief muß also bald nach diesem Datum geschrieben sein (s. Nr. 189 u. 190).

Nr. 189. An Nils von Rosenstein.[7]
Coppet, Suisse, ce 16 mai [1802] (s. Nr. 190).

Nr. 190. An Meister.[8]
Coppet, ce 3 juin [1802].

Nr. 189 u. 190 berichten von dem Tod des Barons von Staël (s. Nr. 188).

Nr. 191. [An Schweighäuser.][9]
Coppet, le 3 juillet [1802].

Es handelt sich in diesem Briefe um die Beschaffung eines Erziehers für ihre Kinder als Ersatz für den im Mai 1802 gestorbenen Hauslehrer Gerlach, eine Sorge, die Frau von Staël schon in Nr. 190 beschäftigte. Auch in späteren Briefen (s. Nr. 192, 193) kommt sie auf das gleiche Thema zurück, so daß eine andere Datierung als '1802' nicht möglich ist.[10]

---

[1] S. Blennerhasset, a. a. O. II, 396. [2] S. Nr. 188. [3] Revue Bleue, 17. Juni 1905, 737/738. [4] Coppet et Weimar, 25. [5] D'Haussonville, R. D. M. 1913, XIV, 321, nach 'Biographie, travaux et correspondance diplomatique de Pictet de Rochemont'. [6] S. Baille: 'Notes sur le Baron et la Baronne de Staël' in Revue de Paris, 1. April 1902. [7] Revue Bleue, 17. Juni 1905, 738/739. [8] Usteri-Ritter, a. a. O. 174/176. [9] Literarischer Nachlaß der Frau Caroline von Wolzogen, II, 277/279. [10] S. auch Humboldt an Frau von Staël, 1. Okt. 1802, Deutsche Rundschau v. 15. Dez. 1916.

Nr. 191 fand sich im literarischen Nachlaß der Frau von Wolzogen, kann aber nicht an diese direkt gerichtet worden sein (*'Je suis très reconnaissante, Monsieur ...'*), sondern muß ihr erst durch eine Mittelsperson übersandt worden sein. Der Herausgeber des Nachlasses weiß den Adressaten nicht zu bestimmen. Lady Blennerhasset, die von dem Briefe Kenntnis hatte,[1] äußert sich nicht dazu. Ich glaube nicht fehlzugehen, in dem Vermittler, an welchen der Brief gerichtet war, den jüngeren Schweighäuser (Johann Gottfried) zu sehen.[2] Frau von Staël hatte ihn in Paris als Hauslehrer der Kinder Wilhelms von Humboldt kennengelernt und stand mit ihm schon im Sommer 1800 im Briefwechsel.[3] Noch vor unserem Briefe richtete sie an ihn einen Antrag zur Übernahme der Erzieherstelle bei ihren Kindern.[4] Unser Brief weist auf dieses Angebot, welches Schweighäuser abgelehnt haben muß, hin: *'Je suis très reconnaissante, Monsieur, des regrets que vous voulez bien me témoigner* (bezieht sich auf den Tod des bisherigen Erziehers, s. Nr. 191 oben). *J'en ai beaucoup moi-même, car ayant pris l'habitude de trouver un ami dans l'instituteur de mes enfants, il m'eût été très doux de la continuer avec vous.'* —

Auf Schweighäuser trifft auch folgende Stelle zu: *'... j'imaginois donc que M. votre père connaîtroit peut-être à Strassbourg un homme qui me convient et surtout je pensois que Mad. de Wolzogen aurait peut-être l'extrême bonté d'écrire à Shiller ou à quelques professeurs de Weimar à ce sujet ...'* und weiter: *'... vous avez bien fait de renoncer à traduire mon roman.'* In der Tat war Schweighäuser von Wilhelm von Humboldt als Übersetzer des Romans 'Delphine', den Frau von Staël im Mai 1802 im wesentlichen fertiggestellt hatte, vorgeschlagen worden.[5] Doch hat sich Schweighäuser nicht mit dieser Aufgabe befaßt, vielmehr stammt die im Jahre 1804 erschienene deutsche Übersetzung von Stampeel. Der Vater Schweighäusers, der in unserem Briefwechsel erwähnt wird, war der bekannte Professor der griechischen Literatur Johannes Schweighäuser in Straßburg; leicht konnte er also dem Wunsche der Frau von Staël entgegenkommen. Auch Frau von Wolzogen war dem jüngeren Schweighäuser bekannt, denn in einem unedierten Briefe der Frau von Staël an Frau von Wolzogen (s. Nr. 197) wird sein Name genannt und als bekannt vorausgesetzt. Frau von Staël konnte sich also ohne Scheu an ihn wenden, um durch seine Vermittlung den Weimarer Kreis für ihre Erziehungssorgen zu interessieren. Ich wüßte nicht, wer außer Schweighäuser als Adressat des Briefes in Betracht kommen sollte.

Nr. 192. An Charles de Villers.[6]

Coppet, Suisse, ce 1er août 1802.

Nr. 193. An Meister.[7]

[Coppet] ce 4 août [1802].

'Je vous envoie en propriété la brochure de Camille, vous y trouverez des sentiments très républicains, et point de principes monarchiques ...'

---

[1] Blennerhasset, a. a. O. II, 430. [2] Über Gottfried Schweighäuser ist der Artikel von Adolf Michaelis in der Allgemeinen deutschen Biographie 33, 351 zu vergleichen. [3] S. Humboldt an Frau von Staël, 20. August 1800. [4] Mme de Staël an Schweighäuser, 1802 in Rabany: Les Schweighäuser, 30, zit. bei Blennerhasset, a. a O. II, 430. [5] S. Humboldt an Frau von Staël, Berlin, 30. Mai 1802 bei Leitzmann, Deutsche Rundschau, 15. Dezember 1916. [6] Isler, Auswahl aus dem handschriftlichen Nachlasse des Ch. de Villers, 268/272. [7] Usteri-Ritter, a. a. O. 176/177.

Im Juli 1802 hatte Camille Jordan eine Schrift veröffentlicht, 'Vrai sens du vote national sur le Consulat à vie', die anonym erschien.[1] Das Jahr 1802 als Abfassungszeit ergibt sich aus den inhaltlichen Beziehungen von Nr. 193 zu Nr. 191 und 192.

Nr. 194. An Camille Jordan.[2]

Undatiert [Coppet, erste Hälfte des August 1802].

Spricht gleichfalls von der Schrift Jordans (s. Nr. 193). Eine Anspielung auf die Senatssitzung des 2. August 1802, in welcher Napoleon das Konsulat auf Lebenszeit zugebilligt wurde, und die Erwähnung von Neckers jüngstem Werk 'Dernières vues de la politique et de finance', welches in der ersten Hälfte des August 1802 erschien,[3] lassen eine annähernde Festlegung von Nr. 194 zu.

Nr. 195. An Camille Jordan.[4]

(Coppet] ce 6 septembre [1802].

Auch dieser Brief handelt von der Broschüre Jordans (s. Nr. 193, 194). Frau von Staël schlägt ihrem Korrespondenten eine gemeinsame Reise nach Italien für Ende Oktober vor (s. Nr. 196). Sie befand sich im September 1802 in Coppet, nicht im Schlosse Mafliers, wie Lady Blennerhasset angibt.[5]

Nr. 196. An Camille Jordan.[6]

Ce 23 octobre [1802], Coppet.

Spricht von dem in Nr. 195 dargelegten Reiseplan, auf welchen Jordan jedoch nicht einging. Das Jahr 1802 wird bestätigt durch Erwähnung der Denkschrift de Gérandos um den Preis der Berliner Akademie 'De la Génération des connaissances humaines', die 1802 erschien.

Nr. 197. An Caroline von Wolzogen.[7]

Coppet, Suisse, ce 29 8bre [1802].

Dieser unveröffentlichte Brief eröffnet die persönlichen Beziehungen zwischen Frau von Staël und Caroline von Wolzogen, welche schon in Nr. 191 vorbereitet worden waren. Er gehört inhaltlich in eine Reihe mit Nr. 190, 191, 192, 193 und 199, die sämtlich die Frage eines Hauslehrers für ihre Kinder behandeln, so daß die Jahreszahl 1802 gesichert ist. Frau von Staël schreibt der Schwägerin Schillers: '*Vous avez eu la bonté Madame de vous occuper d'un de mes intérêts les plus chers le choix d'un instituteur pour mes deux fils ... la plupart des instituteurs allemands qui m'ont été présentés je les ai d'abord interrogés sur les ouvrages de Shiller et celui que j'ai perdu me plaisoit particulièrement par son admiration pour les chef d'œuvres de votre illustre beau frère ...*'

Nr. 198. An Gérando.[8]

(31 octobre 1802.)

Nr. 199. An Villers.[9]

Coppet, ce 16 9bre [1802].

---

[1] S. Remacle, 'Relations secrètes des agents de Louis XVIII, 65; 19 juillet zit. bei Gautier, a. a. O. 84 Anm. 1. [2] Sainte-Beuve, Nouveaux Lundis XII, 290/291. [3] Necker schickte am 10. August 1802 je ein Exemplar seines Buches an Bonaparte und an Lebrun (s. Necker an Lebrun, 10 août 1802, R. D. M. 1913, XIV, 526. [4] Sainte-Beuve, Nouveaux Lundis XII, 291/293. [5] S. Blennerhasset, II, 416 und dagegen Gautier, a. a. O. 101 Anm. 3. [6] Sainte-Beuve, Nouv. Lundis XII, 294/295. [7] Goethe-Schiller-Archiv zu Weimar, unveröffentlicht. [8] Zit. bei Blennerhasset, a. a. O. II, 465 nach Baron de Gérando 'Lettres inéd.' [9] Isler, a. a. O. 274/277.

Ist die Antwort auf einen Brief Villers aus Lübeck vom 1. Oktober 1802.[1] Das Jahr 1802 ergibt auch folgende Stelle: '... *j'ai éprouvé de la colère en lisant ce qu'ils ont dit du bel ouvrage de mon père ...*', womit Frau von Staël wohl die am 28. August 1802 im Mercure de France erschienene heftige Kritik Fiévées über Neckers Schrift 'Dernières vues etc.' (s. Nr. 194) im Auge hat.

Nr. 200. An Reverdil.[2]

Genève, ce mardi 23 [November 1802].

Frau von Staël schreibt: '... *J'irai dans peu de jours dans ce pays terrible et attrayant où l'on a besoin de vivre comme les marins accoutumés à la tempête. Je vous enverrai mon roman avant de partir; à quelques mots près l'édition de Paschoud est aussi bonne parce qu'il y a fait des cartons ...*'

Mit diesem Roman kann nur 'Delphine' gemeint sein. Dieses Werk war im Herbst 1802 beendet worden und sollte bei Paschoud in Genf Anfang Dezember 1802 in vier Bänden erscheinen (s. Nr. 201). Einen Aufenthalt in Genf im Winter 1802/1803 bestätigt Nr. 201, wo auch die Absicht einer Reise nach Frankreich wiederkehrt (s. dort). Wenn die Angaben der Frau von Staël im Datum des Briefes richtig sind, so kommt für eine Ergänzung allein der 'November 1802' in Betracht, da aus dem Kalender hervorgeht, daß innerhalb des zur Datierung in Frage kommenden Zeitraumes nur der 23. November 1802 ein Dienstag war. Die von Kohler vermutete Abfassungszeit 'probablement printemps 1803' ist also ungenau.

Nr. 201. An Nils von Rosenstein.[3]

Ce 23 mars [1803], Genève.

Die Übersendung eines Exemplars ihres Anfang Dezember 1802 erschienenen Romans 'Delphine'[4] läßt '1803' ergänzen. Folgende Stelle des Briefes stützt dieses Datum: '... *Je comptais aller à Paris et la santé de mon père qui est très bien à présent m'a retenue une partie de l'hiver ...*' Die Absicht einer Reise nach Paris im Frühjahr 1803 wird bestätigt durch die Briefe Wilhelms von Humboldt an Brinckmann vom 15. Januar und 30. April 1803. In ersterem schreibt er: 'Die Staël hat mir kürzlich geschrieben, am 8. Dezember, noch aus Genf. Dahin soll ich ihr auch antworten, obgleich, wie sie schreibt, sie nach Paris geht ...', und am 30. April 1803: 'Die arme Staël ist übrigens noch in Genf und scheint, ob sie mir gleich selbst nichts darüber schreibt, nicht nach Paris gehen zu dürfen.'[5] Die Reise fand erst im September 1803 statt.

Jena. A. Götze.

---

[1] Ib. 272 ff. [2] Kohler, a. a. O. 309/310 nach 'Struensee et la cour de Copenhague, 1760—1772, mémoire de E. S. F. Reverdil, suivis de lettres inédites' p. p. A. Roger, Paris 1858, 567—9, wo noch weitere zwei Briefe an Reverdil mitgeteilt werden. [3] Revue Bleue, 17. Juni 1905, 739. [4] 'Delphine' erschien nicht, wie Lady Blennerhasset, a. a. O. II, 404, sagt, im November, sondern 'Anfang Dezember 1802', s. außer den bei Gautier, a. a. O. 102, angeführten Argumenten auch Humboldt an Brinckmann vom 15. Januar 1803: '... sie schreibt mir [sc. am 8. Dezember] von ihrem Roman "Delphine", den ich noch nicht bekommen habe..' [5] S. Leitzmann, 'Wilhelm von Humboldt und Frau von Staël' in Deutsche Rundschau vom 1. Januar 1917.

Zum Problem 'Erlebnis und Dichtung'.[1]

Wilhelm Diltey sagt: 'Die Phantasie des Dichters, ihr Verhältnis zu dem Stoff der erlebten Wirklichkeit und der Überlieferung, zu dem, was frühere Dichter geschaffen haben, die eigentümlichen Grundgestalten dieser schaffenden Phantasie und die dichterischen Werke, welche aus solcher Beziehung entspringen: das ist der Mittelpunkt aller Literaturgeschichte.'

Das Problem, das Diltey als 'Erlebnis und Dichtung' formuliert hat, möchte ich bei einigen französischen Schriftstellern erörtern, und versuchen, einige Typen des künstlerischen Schaffens aufzustellen. Das Verhältnis zwischen Erlebnis des Künstlers und der Dichtung des Künstlers kann einfach und für die Aufstellung von Typen zunächst wenig kompliziert sein. Als Beispiel nehme ich Jorris Karl Huysmans 'En route'. Hier ist das Erlebnis das Primäre, aus dem nach kurzer Warte- und Setzungszeit die Dichtung entspringt. Huysmans erlebt seine Bekehrung und geht ins Kloster. Dieses Erlebnis reproduziert die Dichtung. Aber schon hier sehen wir, daß 'Erlebnis' etwas Komplexes ist: zum mindesten ein — ich möchte sagen — körperliches, handgreifliches Erlebnis — er geht ins Kloster — und ein zweites seelisches, inneres Erlebnis — er kehrt zum Glauben zurück. Also hier liegt das Problem relativ einfach: zuerst das geistige und körperliche Erlebnis, dann als Niederschlag davon das Kunstwerk.

Aber längst nicht immer liegen die Verhältnisse so durchsichtig. Bei vielen Fällen kommen wir mit 'Erlebnis und Dichtung' allein nicht aus; wir müssen einen Hilfsbegriff nehmen, den wir etwa mit dem uns aus älteren Perioden geläufigen Namen der 'Quelle' bezeichnen können. Zur Begründung ein Beispiel. Es ist billig, in einer literarhistorischen Untersuchung Goethe an die Spitze zu stellen; wie ein moderner Dichter sagt:

> Und du, du Morgen- und du Abendröte,
> Du Turm, du Sturm, du erster Mensch, du Goethe.

Goethe sagt über die geistige Zeugung seines Werthers 'Aus meinem Leben' Buch 13:

'Ich versammelte hierzu die Elemente, die sich schon ein paar Jahre in mir herumtrieben, ich vergegenwärtigte mir die Fälle, die mich am meisten gedrängt und geängstigt: aber es wollte sich nichts gestalten: es fehlte mir eine Begebenheit, eine Fabel, in welcher sie sich verkörpern könnten. Auf einmal erfahre ich die Nachricht von Jerusalems Tode, und unmittelbar nach dem allgemeinen Gerücht

---

[1] Vortrag, gehalten am 27. September 1921 zu Jena in der Neuphilog. Sekt. der 57. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner.

sogleich die genaueste und umständlichste Beschreibung des Vorgangs, und in diesem Augenblick war der Plan zu 'Werthern' gefunden, das Ganze schoß von allen Seiten zusammen und ward eine solide Masse, wie das Wasser im Gefäß, das eben auf dem Punkte des Gefrierens steht, durch die geringste Erschütterung sogleich in festes Eis verwandelt wird.'

Hier liegen die Dinge ganz anders als beim Fall Huysmans. Hier steht vor der Zeugung der Dichtung die Zeit des Brütens und Gärens, des unruhvollen Ringens mit den Erlebnissen; bei Goethe: die Liebe zu Lotte, die innere Abrechnung mit Rousseauschen Ideen und andere Weltanschauungskämpfe. Das Entscheidende ist, daß dieses aus Erlebnissen erwachsene Brüten aus sich selbst heraus das Kunstwerk nicht formen kann. Hier setzt die 'Quelle' ein, die Begebenheit, die Fabel, wie Goethe sagt. Sie gibt den Rahmen, in den das Kunstwerk gepreßt wird. Jerusalems Selbstmord ist kein Erlebnis Goethes, er ist bloß die 'Quelle', der Rahmen. Und diese Quelle ist etwas Sekundäres, Zufälliges. Hundert andere, vielleicht künstlerisch wertvollere 'Begebenheiten' wirkten nicht auf den Dichter; er brauchte das eine, das bei seinem gärenden, brütenden Zustand nicht etwas Geeignetes, sondern das Richtige war.

Diese Quelle kann alles mögliche sein, ein Ereignis wie Jerusalems Tod, eine Erzählung, eine Zeitungsnotiz, was weiß ich alles. Das Entscheidende ist, daß es etwas von außen Herangebrachtes, gewissermaßen ein fremder Rohstoff ist.

Nun kann aber auch diese 'Quelle', dieser fremde Rohstoff, das Primäre sein, aus dem dann direkt das Kunstwerk entsteht. Z. B. — ein neuer Typus — Maupassant, 'Pierre et Jean'. Maupassant suchte immer seine Stoffe, er suchte sie selber, er ließ auch für sich suchen, seine Mutter und seine Freunde. Er erhält den Stoff zu 'Pierre et Jean': zwei Brüder, der jüngere erbt von einem früheren Freund der Familie ein großes Vermögen. Den fremden Rohstoff hat Maupassant; nun fängt die Arbeit an: wie hängt das psychologisch zusammen, wie erklärt und begründet der Künstler die rohe Materie, wie kristallisiert er seine Gedanken und Probleme um den Stoff herum?

Dieser Prozeß steht stark andersgeartet neben dem Goetheschen. Eine weitere Komplikation: Die 'Quelle' ist ein Kunstwerk eines anderen, eine Anregung aus etwas von früheren Geschaffenem. Ist das nun Quelle oder Erlebnis? Es kann beides sein, die 'Quelle' kann der Schaffende in sich nacherleben, so daß die Quelle Erlebnis wird. Quelle und Erlebnis fallen zusammen. Ein Beispiel: Huysmans 'A rebours' und 'Dorian Gray' von Wilde, der ja eigentlich mehr in die franz. Literaturgeschichte hineingehört. A rebours ist die Quelle, Wilde hat ja sogar das franz. Buch selbst eine Rolle in dem Roman spielen lassen. Also Anregung aus der Überliefe-

rung. Aber 'Dorian Gray' ist ganz etwas anderes geworden als 'A rebours'; Wilde hat die Anregung, die Quelle, nacherlebt, sie wurde ihm Erlebnis. Quelle und Erlebnis wurden eins.

Auch der Begriff 'Erlebnis' kann komplexer liegen, als wie wir beim Fall Huysmans sahen. Wir unterschieden ein sozusagen körperliches Erlebnis = Eintritt ins Kloster — und ein geistiges — die Bekehrung. Die Bekehrung war ein reales geistiges Erlebnis. Daneben gibt es aber auch das imaginative, das Phantasieerlebnis, das sozusagen irreale geistige Erlebnis. Ich denke nicht an die Haschischträume Baudelaires, da diese Phantasieerlebnisse etwas Fremdes, von außen Hereingetragenes, also Reales sind. Wohl aber an die Wollust- und Begierdenträume Flauberts, die nur seiner glühenden Imagination entsprangen. Denn gelebt hat er wie der bravste Spießbürger. Kein Laster und keine Todsünde gibt es, die Flaubert nicht imaginativ, in der Phantasie, hirnmäßig erlebt hat. Daß es sich wirklich um Erleben handelt, zeigt sich darin, wie er auf seine Imagination grob körperlich reagiert. Als er die Vergiftungsszene in Mme Bovary schreibt, muß er sich übergeben, weil er den Arsengeschmack körperlich auf der Zunge schmeckt. Diese Imaginationsträume und daraus die Imaginationsgestalten sind oft viel realer als reale Gestalten. Jules Sandeau besucht Balzac und erzählt ihm Pariser Neuigkeiten. Balzac unterbricht ihn: 'Kehren wir zur Wirklichkeit zurück, sprechen wir von Eugénie Grandet.' Kehren wir zur Wirklichkeit zurück, hat Balzac gesagt!

Der vierte Typus ist folgender: Die Idee (oder die Ideen) ist das Primäre, sie materialisiert sich zur Gestalt eines Helden, ohne daß der äußere Anlaß einer Quelle, einer Begebenheit in Betracht kommt. Ein Vertreter dieses Typus ist Romain Rolland. Sein 'Jean-Christophe' ist Rollands neuer Idealdeutscher — wie Olivier der neue Idealfranzose ist. 'Jean-Christophe' ist die Verkörperung von Rollands Idee oder Rollands Ideal; Jean-Christophe ist nicht Beethoven, nicht Wagner, nicht Hugo Wolf. Gestaltend und formend wirkt das Ideal, das Körper geworden ist, nicht einer dieser realen Helden. Diese haben vielmehr nur dem geschaffenen Helden sekundär etwas von ihrer Art gegeben. Ebenso liegt es bei Rollands 'Clérambault', der zuerst den bezeichnenden Titel 'Roman Méditation' hatte. Die Méditation hat Gestalt gewonnen und ist der Held geworden. Held ist hier das 'reine Menschentum'. Als Akzidenzien können dann irgendwelche eigener und fremder Persönlichkeit entnommene Züge in das Kunstwerk hereinkommen.

Der wesentliche Unterschied zwischen dem Typus Goethe und dem Typus Rolland ist zu greifen. Bei Goethe ist das Gärende, Chaotische, das Gefühl das Primäre, bei Rolland die Idee, das Problem. Goethe beichtet, um sich von der Last des Gefühls zu befreien, Rolland denkt und gestaltet, um zur Klarheit zu kommen.

Goethe scheidet und stößt sein Werk wie einen Krankheitsstoff aus, Rolland formt und klärt in sich seine Idee zum Kunstwerk.

Eine Sonderstellung nimmt der erstbehandelte Typus Huysmans insofern ein, als er in den anderen Typen auch mitenthalten ist. Erlebnis finden wir in jedem Typus. Seine Berechtigung liegt darin, daß das von ihm erzeugte Kunstwerk in viel ausschließlicherem Grade auf Erlebtem beruht als bei den andern Typen, daß bei ihm weder Quelle, noch fremder Rohstoff, noch Idee eine Rolle spielt.

Wir haben somit — rein empirisch — vier Typen gefunden: den Typus Huysmans, den wir den erlebenden nennen können, den Typus Goethe, den wir den chaotischen nennen, den Typus Maupassant, den konstruktiven, und den Typus Rolland, den meditativen.

Nun sehen wir gleich bei der Bezeichnung Typus Goethe, daß Goethe selbst natürlich mit dem Begriff Typus Goethe, chaotischer Typus, nicht erschöpft ist. Goethe wird vielmehr alle Typen in sich vereinigen. So wird es überhaupt bei vielen Schaffenden sein, ein einzelner reiner Typus wird sich oft nicht herausschälen lassen. Aber aus der Kombination mehrerer oder aller Typen werden wir die Art des Schaffens jedes Künstlers erfassen können.

Eins müssen wir noch berücksichtigen, was komplizierend hinzukommt: auch nicht alle Kunstwerke werden auf einen Typus zurückgeführt werden können, sondern auch da können mehrere Typen kombiniert erscheinen. Bei einem so komplexen Gebiet wie dem künstlerischen Schaffen, dessen Hauptproblem 'Erlebnis und Dichtung' uns beschäftigt, dürfen wir eben gar nicht auf unkomplizierte Vorgänge rechnen. Zu große Vereinfachung führt zu unzulässiger Systematisierung. Aber nach diesen Prämissen meine ich, mit den Typen zu einem Erfassen des Kunstschaffens kommen zu können.

Versuchen wir es an einem Beispiel, Gustave Flaubert. Seine 'Tentation de St. Antoine' gehört offenbar dem chaotischen Typus, dem Typus Goethe, Werther an. Eine lange Gärungszeit geht voran, was seine Jugendwerke erweisen. Am 13. Mai 1845 sieht er in Genua die Versuchung des hl. Antonius von Breughel. Der Rahmen ist gefunden, die Gestaltung beginnt, die erst mit der definitiven Ausgabe vom Jahre 1874 endet! Seine Sehnsucht nach dem Absoluten, nach dem Gigantischen, dem Irrealen, nach dem, was größer ist als die Gegenwart, nach *quelque chose de pourpre*, tastet nach dem Orient, nicht nach dem der Romantiker, sondern nach seinem. Das Bild von Breughel gibt ihm den Rahmen für den hl. Antonius, eine Reise nach Tunis bringt ihm 'Salammbô'; auch 'Hérodias' gehört in diese Sphäre. Ein Kirchenfenster gibt ihm Anlaß, im 'heiligen Julian' das Mittelalter zu geben, wie er es sieht, größer und geradliniger als die Gegenwart. In Mme Bovary

zeigt er sein in langen Gärungsjahren erwachsenes Abbild der Gegenwart, die menschliche Niedertracht und die menschliche Dummheit. Den Rahmen gab ein Fall, der in seiner Nähe passierte. Der Mme Bovary steht Bouvard et Pécuchet nahe. Interessant ist, wie er auf den Rahmen der zwei Kommis gekommen ist. Seine Nichte erzählt darüber: 'Er saß mit Bouilhet auf einer Bank des Boulevards zu Rouen dem Greisenspital gegenüber; die Freunde belustigten sich, davon zu träumen, was sie eines Tages sein würden, und nachdem sie vergnügt den Roman ihres imaginären Lebens angefangen hatten, riefen sie plötzlich aus: 'Und wer weiß? Wir werden vielleicht wie diese alten Mummelgreise endigen, die im Asyl sterben.' Dann hatten sie die Freundschaft zweier Schreiber erfunden, ihr Leben, nachdem sie sich einmal von den Geschäften zurückgezogen usw. usw., um sie schließlich dahin zu führen, ihre Tage im Elend zu endigen. Diese beiden Schreiber sind "Bouvard und Pécuchet" geworden.'

Seine 'Education sentimentale' befruchtete seine Liebe zu Mme Schlesinger, wie überhaupt hierin sehr viel eigenes real Erlebtes von Flaubert steckt.

Nehmen wir als weiteres Beispiel Emile Zola.

Wir sind über seine Art zu schaffen sehr gut unterrichtet durch seine eigenen Aufzeichnungen. Wir haben von Ende 1868: *Notes sur la marche générale de l'œuvre,* anläßlich des Planes der Rougon-Macquart.

Je veux peindre, au début d'un siècle de liberté et de voûte, une famille qui s'élance vers les biens prochains, et qui roule détraquée par son élan lui-même, justement à cause des lueurs troubles du moment, des convulsions fatales de l'enfantement d'un monde.

Donc deux éléments:

1. L'élément purement humain, l'élément physiologique, l'étude scientifique d'une famille avec les enchaînements et les fatalités de la descendance.

2. effet du moment moderne sur cette famille, son détraquement par les fièvres de l'époque, action sociale et physique des milieux.

Comprendre chaque roman ainsi: poser d'abord un cas humain (physiologique); mettre en présence deux, trois puissances (tempéraments); établir une lutte entre ces puissances; puis mener les personnages par la logique de leur être particulier, une puissance absorbant l'autre ou les autres. Avoir surtout la logique de la déduction. Il est indifférent que le fait générateur soit reconnu comme absolument vrai. Ce fait sera surtout une hypothèse scientifique, empruntée aux traités médicaux. Mais lorsque ce fait sera posé, lorsque je l'aurai accepté comme un axiome, en

déduire mathématiquement tout le volume, et être alors d'une absolue vérité. En outre, avoir la passion. Garder dans mes livres un souffle un et fort qui, s'élevant de la première page, emporte le lecteur jusqu'à la dernière. Conserver mes nervosités ... Weiter sagt er:

Prendre avant tout une tendance philosophique, non pour l'étaler, mais pour donner unité à mes livres. La meilleure serait peut-être le matérialisme, je veux dire la croyance en des forces sur lesquelles je n'aurai jamais le besoin de m'expliquer. Le mot 'force' ne compromet pas. ... D'ailleurs ne pas écrire en philosophe ni en moraliste. Etudier les hommes comme de simples puissances et constater les heurts ... Als Mittel und Programm gibt er an: *faire fort.*

So weit das Prinzipielle bei Zola, das bei ihm immer gleich, auch gleich anfechtbar geblieben ist. Eine weitere gute Unterlage für eine Untersuchung seiner Art des Schaffens gibt er uns durch seine '*Ébauches*'. Jeden Roman skizziert er erst ganz kurz, er gibt eine Art Schema, wie das auch Fontane gemacht hat, während z. B. Hebbel das ausdrücklich ablehnte. Vor die Ebauche kommt noch eine Art Motto oder Leitmotiv. Das führt Zola bei jedem einzelnen Werk durch.

Als Beispiel nehme ich 'Nana'; im Juli 1878 hat er die Ebauche geschrieben; am 19. September war das erste Kapitel fertig, im Februar 1880 war das Werk vollendet. Das Motto lautet:

Nana, l'idole centrale, une chienne qui n'est pas en folie et qui se moque. Le poème des désirs du mâle. Le con et le cul, les deux grands léviers. Le con, le grand générateur et le grand destructeur, chez Nana et Sabine. La désorganisation d'en haut, par Nana, Sabine et Muffat, comme l'Assommoir est la désorganisation d'en bas. Nana centrale, écrasant tout. Nana, c'est la pourriture d'en bas.

Und dann die Ebauche:

La vraie fille sans passion. Aimant ça pourtant. Bonne fille. Il faudrait un crescendo comme je le sais faire. Le sujet philosophique est celui-ci: Toute une société se ruant sur le cul. Une meute derrière une chienne, qui n'est pas en chaleur et qui se moque des chiens qui la suivent.

Wir sehen nun aus diesen Stellen folgendes: Zola nimmt sich ein selbst gesuchtes Problem vor, das er planmäßig, konstruktiv bearbeitet. Am Anfang steht ihm ein Problem, etwas, das er beweisen will, nicht ein Stoff. Hierin steht er also dem Typus Rolland nahe. Aber durch das Rechnende, Kalkulierend-Konstruktive gehört er zum Typus Maupassant. Wir sehen hier also einen der erwarteten Mischfälle. Was für Nana gilt, gilt für die ganzen Rougon-Macquart und für die Evangelien, was an Hand von Zolas

Aufzeichnungen leicht zu zeigen ist. Auch für die 'Trois villes', obwohl hierfür kein Material bekannt ist. Zola ist eine weniger komplizierte Art des Schaffenden. Er hat ein Programm, dem er immer treu bleibt; er ist sehr bewußt und sehr zielbewußt. So erklärt er anläßlich von 'Le Rêve', er wolle schreiben *'un livre à mettre entre toutes les mains, un livre qu'on n'attend pas de moi'*.

Wie ich schon sagte, wird sich der Typus des 'Erlebenden', Typus Huysmans, wohl bei jedem Künstler und in jedem Typus zeigen. Bei Zola in gewissem Grade in 'L'œuvre'. Er selbst schreibt: *'Avec Claude Lantier, je veux peindre la lutte de l'artiste contre la nature, l'effort de la création dans l'œuvre d'art, effort de sang et de larmes pour donner sa chair, faire de la vie: toujours en bataille avec le vrai, et toujours vaincu, la lutte contre l'ange. En un mot, j'y raconterai ma vie intime de production, ce perpétuel accouchement si douloureux.*

Aber zugleich zeichnet er auch in diesem Werk das Ringen seines besten Freundes, des Malers Paul Cézanne. So fließen eigenes und fremdes Erlebnis, Erlebtes und Mit- und Nacherlebtes darin zusammen.

Stendhal. Sein Hauptwerk 'Le rouge et le noir' gehört zum Typus Goethe. Dieser Gegensatz des roten und des schwarzen Frankreichs, diese Stimmungen und Fragen bedrängten Stendhal seit seiner Jugend. Er selbst hat ja an vielen Stellen seiner Werke — verhüllt und unverhüllt — darüber gesprochen. Diese Rouge-et-noir-Stimmungen fanden ihren Rahmen, ihre Gußform in einer an und für sich gleichgültigen Mordgeschichte, die damals Aufsehen machte, ganz ähnlich wie für Dostojewskij im 'Raskolnikov' die tatsächlich passierte Ermordung von zwei Weibern ja nur Wert als Rahmen hatte, nicht zum Werk anregte. In der 'Chartreuse de Parme' steckt viel Erlebtes und Gesehenes aus seiner italienischen Zeit. Aber zugleich stellt er eigene Stimmungen und eigenes imaginatives Erlebnis hinein. Sein geliebtes Italien wird ihm ein Hintergrund seines Seins. Noch klarer tritt das hervor in seinen Renaissancenovellen. Hier findet er eine Zeit, die seinem Ich adäquater ist als die Gegenwart. Was Flaubert sein Orient war, war Stendhal seine italienische Renaissance. So steht Stendhal dem Typus Goethe, wie wir ihn sehen, nahe.

George Sand zeigt den erlebenden Typus, den Typus Huysmans. Ihr setzt sich ihr Leben in Stoff zu Romanen um, z. B. ihre unglückliche Ehe, ihre Liebe zu Alfrède de Musset, zu Chopin. Daneben in ihren Bauerngeschichten eher konstruktiv wie der Typus Maupassant.

Arthur Rimbaud erlebt ausschließlich Imaginationserlebnisse, 'Une saison dans l'enfer', 'Le bateau ivre'. Die realen Erlebnisse, sein Bruch mit der Heimat, seine Beziehung zu Verlaine, haben für sein Werk direkt keine Bedeutung. Seine phantastische Aben-

teurerzeit, die ihm eine Fülle der seltsamsten, realsten Erlebnisse und Sensationen brachte, liegt nach seiner Dichterzeit. Der Abenteurer Rimbaud handelte, er dichtete nicht mehr.

Henri Barbusse steht in seinen frühen Werken dem Typus Maupassant nahe. In den 'Premières nouvelles' und dem 'Enfer' reproduziert er — bitter und schonungslos — Stoffliches, Gesehenes. So noch im 'Feu', in dem gewaltigen Kriegsroman. Aber hier dringt schon die Idee durch, der sozialistische Gedanke. So gleitet er hinüber zum Typus Rolland. Ganz aus der Idee heraus entstand sein Roman 'Clarté'. Zur Klarheit müssen wir kommen, nur Klarheit kann die Welt retten. Die Klarheit ist der Held des Romans, nicht etwa der geschilderte Held, der sich zur Klarheit durchringt. Bezeichnend ist, daß Barbusse als Neuestes keinen Roman schrieb, sondern eine politische Schrift: 'La lumière dans l'abîme'. Seine Entwicklungslinie ist konsequent zu Ende geführt, von der Idee zur Tendenz, von der Tendenz zur Politik.

Diese Beispiele mögen genügen. Vielleicht ist es gelungen, die Verwendbarkeit der Typen zu zeigen. Wir sehen, daß wir sehr vorsichtig sein müssen bei der Verwendung dieser — ich wiederhole — empirisch gefundenen Typen. Alles Einzwängen und Schematisieren müssen wir sorgfältigst unterlassen. Aber unter äußerster Berücksichtigung und Betonung der Kompliziertheit können wir doch vielleicht ein paar große Linien sehen. Auf der einen Seite den chaotischen Typus, auf der anderen Seite den konstruktiven und meditativen. Der erlebende Typus ist, wie ich sagte, in allen enthalten und steht somit gewissermaßen in der Mitte. Aber damit kommen wir auf zwei Hauptrichtungen im Kunstschaffen, die wir auch auf einem anderen Gebiet der Kunst, nämlich der Architektur, wiederfinden: dynamisch und statisch, gotisch und griechisch, dionysisch und appolinisch.

Jena. Heinrich Gelzer.

Kleinere Mitteilungen.

Zu den Jagdlehrbüchern des Mittelalters

liefert einen wichtigen Beitrag Ch. H. Haskins: *The 'De arte venandi cum avibus' of the emperor Frederick II* von c. 1248 (English histor. rev. July 1921). Er zieht aus Ungedrucktem Friedrichs Beschreibung aus: *Quomodo loyrant illi de Anglia*: nämlich zu Fuß und ohne Ruf werfen sie *loyrum* (*lure* Lockspeise) bei der Beize in die Luft (p. 353). — Auch dieser gelehrte Kulturhistoriker vermag nicht nachzuweisen das von Daude de Pradas zitierte Falknerei-Buch *del rei Enric d'Anclaterra, que amet ausels* (p. 347[11]).

Berlin. F. Liebermann.

Althochdeutsche Glossen.

Die Handschrift Wien 2171, früher Jus canon. 31, die Abschriften von etwa 950 aus angelsächsischen und fränkischen Bußbüchern enthält, zeigt auf dem letzten Schmutzblatt unter Federproben:

grimma	spilihus	chiseling	oveluppe
truces	gimnasii	calcolus	colirium

F. L.

Zum Notfeuer.

Bei Germanen seit Bonifaz, aber auch bei Kelten, ist der Brauch, durch das vermöge Holzreibens neu erzeugte Feuer magische Wirkungen hervorzubringen, als Rest des Heidentums oft bezeugt. Jean Loewenthal (Zeitschr. f. Ethnol. 52 [1921] 199) findet den Aberglauben bei den Irokesen Nordamerikas und hält ihn durch Nordleute eingeführt, entweder die Nordmannen in Vinland von 1003 [??] oder die Schweden nach 1638. [Zu den Zitaten aus Britannien vgl. Jos. Wright, *Dialect diction.* s. v. *needfire*.]

F. L.

Zur Geschichte der Ortsnamen-Etymologie.

Ein Freibrief Richards II. von der Normandie von 1006 für die Abtei Fécamp beginnt nach der Invokation: *Hactenus locum istum vulgaris fama Fiscamnum vocare consuevit, cuius ethimologia perspecta doctores novelli quidam 'fixum scamnum', quidam 'fixum campum' volunt appellari. Rellicto ergo inter contentiosos iudicio huius nominis, causa divini servicii, quae ibi agitur, quando vel quomodo cepta sit, cognoscatur* usw. Ediert mit Faksimile von Haskins *Norman institutions* Cambr. [Mass.], Harvard hist. stud. XXV 253. F. L.

Bresslaus Forschung zur Angelsächs. Urkunde.

'Internationale Beziehungen im Urkundenwesen des Mittelalters' betitelt der Meister der Diplomatik seine Abhandlung im *Archiv für Urkundenforschung* VI (1921) 19—76, die auf einen wichtigen Teil der Schriftdenkmäler der Angelsachsen und dessen Einwirkung auf Frankreich, Deutschland und den Norden ganz neues Licht wirft. Für Anglisten seien Hauptergebnisse hier ausgezogen: Die Ags. Urkunde ist zwar römisch beeinflußt, aber (im Gegensatz zu der der Festlandsgermanen) nicht unmittelbar vom

Kaisertum um 500. Bis zu Æthelred II. feierliches Diplom mit großem Datum und Unterfertigung durch König und Magnaten, bietet sie Invocatio, Arenga, Intitulatio, Narratio, Dispositio, aber nicht Inscriptio, Promulgatio, *Datum* und Schreibernennung. Die Sanctio droht nur geistliche Strafe; die Corroboratio kündigt nie (außer in Fälschungen) eine Besieglung an; *sigillum* bedeutet, wo echt, Handzeichen des Kreuzes; *insegl* (Kemble 328): Siegelring zum Verschluß, nicht Siegel unter Urkunde. Der König redet nicht im Pluralis majestatis. Das schwülstige Latein braucht Gräzismen, nicht Vulgarlatein. Statt der Insulare-Schrift dringt fränkische Minuskel seit 961 ein (die Urk. von 956 in letzterer ist nur Abschrift); die Insulare erhält sich in Grenzbeschreibung, Eigennamen und einzelnen Buchstaben. Die Kreuze vor den Unterschriften rühren großenteils, vielleicht durchweg [?] vom Schreiber her. Kein echtes Diplom ist besiegelt, noch unter Wilhelm I. ist es unbesiegelt. Die von 790. 960 mit Siegeln sind gefälscht, auch in Text und Sprache, die nur künstlich barbarisiert ist. Der in der gefälschten Urk. Eadgars enthaltene Brief Johanns XIII., 24 I 967, ist vielleicht echt. Die Strafformel a. 998 (Napier and Stev. p. 19) zeigt Einfluß päpstlicher Kanzlei.

Kurz vor 1000 (Kemble n. 642) erscheint daneben das *gewrit* (*breve*), die Kundmachung königlicher Verfügung in englischer Sprache, adressiert an Beamte und Untertanen, aber dem Begünstigten übergeben; die ältesten datierbaren sind Cnut 1020, 1027 (s. meine *Ges. d. Agsa.* I; in 1027 im Titel sei *totius An. et Dan.* interpoliert). Lateinische Writs vór 1066 sind aus Ags. nur übersetzt, viele erst nach 1066. Diesen Typ bilden die Writs Gospatricks und Ranulfs von Durham (*Archiv* 111, 276, 283) nach. Wilhelm I. schreibt Writs Ags. oder Lateinisch [Earle druckt ein Agsä. von 1155]. Das Writ bietet Intitulatio mit *gret*, Inscriptio, dann (*ic*) *cyð(e)* und selten eine Sanctio, die bei Gottes oder des Königs Huld droht. Es schließt *God eow gehealde* oder *Amen*. Unterschrift oder Datum fehlt. Erst aus dem Diplom nimmt es nách 1067 Ausstellungsort und Zeugen auf und verdrängt jenes aus dem Gebrauche.

Somit würde dem Writ jede Beglaubigung fehlen, wenn man nicht Besiegelung annimmt. Sie ist denn auch seit Æthelred II. nachweisbar und unter Eadward III. spurenhaft erhalten. Das Siegel hing dem Writ an vermöge einer ebenfalls von den Angelsachsen erfundenen Befestigungsart. Ein hängendes Wachssiegel kam (wie früher das Chirograph) von England nach Frankreich und dorther, vielleicht durch den Historiker Otto von Freising, nach Deutschland. Cnut führte, um sein Doppelkönigtum und kaiserartige Machtfülle zu symbolisieren, ein Siegel, das auf einer Seite den König thronend, auf der anderen reitend zeigte und auf einer von England, auf der anderen von Dänemark in hexametrischer Umschrift titulierte. Jenes Thronbild ahmte er Konrad II. nach, dessen Kaiserkrönung er 1027 in Rom beiwohnte. Cnuts Siegel konnte B. nur erschließen aus der Übereinstimmung des Siegels Wilhelms I. mit dem frühesten Dänemarks und der des Siegels Eadwards III. mit dem Konrads II. Abzulehnen also ist die frühere Lehre, Eadward III. habe die Besiegelung oder Wilhelm I. eine bedeutende Kanzleireform aus der Normandie entlehnt. Umgekehrt borgt diese, bis 1066 vielleicht ohne organisierte Kanzlei und ohne Siegel, von England den Writ-Typ, den die Plantagenets nach Anjou und Gascogne übertragen. Erst Richard I. übernimmt, wohl aus Frankreich, die Nennung des Kanzlers und den Pluralis

majestatis, Johann vom Papste die Registerführung (ebendaher wohl Johanns Schwiegersohn Friedrich II. für Sizilien) und England im 14. Jahrhundert Urkundenklauseln ebenfalls aus Rom.

Eine Art Kanzlei besaß das englische Königshaus schon hiernach seit 10. Jahrhundert; *Felix qui officio epistolarum* Æthelwulfs *fungebatur* ist der früheste bekannte Beamte (bei Lupus von Ferrières, der so Kanzleibeamte bezeichnet); die nächsten sind Leofric und Regenbald unter Eadward III. Cnuts *scriba* war Wilhelm, später Bischof von Roeskilde.

Die Kanzlei Dänemarks folgt England in der Besieglung, und wohl dorther auch die Schwedens. Deutlich lehnt sich Norwegens älteste Königsurkunde 1240 an die Form des Writs Cnuts von 1020 in Anordnung, Klauseln, Volkssprache und hexametrischer Siegel-Umschrift. Diese Entlehnung, ins elfte Jahrhundert hinaufreichend, hängt wohl mit dem englischen Klerus zusammen, den Norwegen vor und nach 1030 heranzog.

Die angelsächsische Kultur erhält so durch Bresslau eine wichtige Einwirkung auf Europas staatliche und wirtschaftliche Technik zugewiesen.

Berlin. F. Liebermann.

Textkritische Bemerkungen zu Bertran de Born. II.

7, 1 ff. Ieu chan (que·l reis m'en a pregat
a l'auzen de mo menassat)
De l'afar d'aquesta guerra,
D'aquest juoc que vei entaulat.

Ich habe, da mich die Deutung 'beim Anhören meiner Drohung' nicht befriedigte, Lit Bl. 11, 229 in meiner Besprechung des Thomasschen Textes, in dem die Klammer Z. 1 u. 2 fehlt, vorgeschlagen, das *de mon menassat* der einzigen Hs. C in *del mon menassat* zu ändern und ein Komma nach *pregat* zu setzen; Stimming fragt, was dann *menassat* bedeute. Es wäre zu übersetzen: 'Ich singe, da der König mich darum gebeten hat, vor den Ohren der durch diese Kriegsangelegenheit bedrohten Welt von dem Spiel usw.' Wegen der Bedeutung von *a l'auzen* vgl.: *E autreeren o en la ma don Girau de Murs a l'auvent n'Ato, lo prior de Noalac, en Gaufre, lo prior de Benaven, en Girau de Seinta Maria ...; — Aisi franchament cum il o doneren, o feiren autrear aus barles ... a l'auvent aquestas meessias testimonias que desobre sun dichas; — P. G. achaptet o de n'Ailisilina a l'auven P. Bru, lo chanorgue de Corpso* Doc. Hist. La Marche ed. Leroux et A. Thomas I, 149 Z. 24, S. 150 Z. 2, S. 151 Z. 8. — *Auzen de* 'vor den Ohren von, in Gegenwart von' belegt R. II, 149 mit Ev. Nic. 1202 (Such. Dkm. I, 35), ferner Flamenca 2, 7762 u. 7789; *son auzen* 'vor seinen Ohren, in seiner Gegenwart' findet sich in: *Senhers no deu escotar mal dizen, Si no·l vol dir al maldig son auzen* Deux Mss. B III, 38; vgl. dazu die Anmerkung Chabaneaus ibid. S. 244 und Schultz-Gora, Gröbers Zs. 12, 5. 43. — Entsprechend bedeutet *vezen de* 'vor den Augen, angesichts, in Gegenwart von': *Denant tota la cort e vezen dels baros Monstra per escriptura ... Que ...* Crois. Alb. 3187; *Vezen de totz es lo paias tumbatz* Daurel 1750; ferner Kindheitsw. ed. Huber 1983 und Gesta Caroli Glos. *Mon vezen*, das R. V, 532 aus Peire Cardenal belegt, findet sich noch Daurel 1881; *a mon vezen* steht in: *Cans fe venir de mal talent Qui l'esquissen a ton veent* S. Marg. 2, 220 (An. du Midi 11, 31). Ein dem *a l'auzen de* entsprechendes

al vezen de kann ich nicht belegen. Gegen Stimmings Auffassung spricht ferner, daß *menassat* in der Bedeutung 'Drohung' (so das Glossar) sonst nicht belegt ist, und daß (wenn anders Stimmings Meinung, die an Bertran gerichtete Aufforderung des jungen Königs sei durch Sirventes 6 veranlaßt worden, richtig ist) eine Drohung überhaupt nicht vorliegt. In der Anmerkung übersetzt Stimming allerdings 'Tadel', aber das heißt *menassat* gewiß nicht.

7, 11 hat die einzige Hs. C *deliurar*, das in *desliurar* zu ändern kein Grund vorliegt.

7, 18. Anc cinglar no vim plus irat ...
Qu'el er, *mas sos cors no l'erra.*

Ob Stimming mit seiner Deutung 'sein Lauf geht ihm nicht irre, d. h. er findet den richtigen Weg heraus, während der wüthende Eber bekanntlich blindlings in die vorgestreckte Klinge hineinläuft', das Richtige trifft, ist mir sehr zweifelhaft. Wie ich die Stelle verstehe, habe ich Suppl.-Wb. III, 128 s. v. *errar* 1) gesagt. Wäre Stimmings Auffassung richtig, würden die Worte *soscors no l'erra* bedeuten, daß Richard es versteht, dem todbringenden Gegner zu entgehen, was doch Bertran schwerlich hat sagen wollen. — Die Angabe der Anmerkung, daß ich *mas-no* = 'nie' fasse, ist unrichtig; meine Deutung legt das überlieferte *mai-no* zugrunde, das Stimming m. E. zu Unrecht in *mas-no* geändert hat.

7, 28—30 Mais volon (sc. li Guascon) esser be *menat*
Per rei que per comte forzat,
D'aitan *lor trac guarentia.*

Wegen *menar* siehe Sppl.-Wb. V, 189 *menar* 3). — Trotz der Lit. Bl. 11, 229 und Sppl.-Wb. IV, 64 s. v. *garentia* 9) hervorgehobenen Bedenken hält Stimming für *traire garentia* an der Deutung 'Schutz gewähren' fest. Ich kann nur wiederholen, daß sie an dieser Stelle gewiß nicht paßt. 'Sie wollen sich lieber von einem König gut behandeln als von einem Grafen Gewalt antun lassen; dafür gewähre ich ihnen Schutz'; das gibt doch keinen Sinn. — Worauf *lor* sich bezieht, ist nicht klar, aber das ist noch kein zwingender Grund, die Überlieferung anzutasten und *lor* in *li* zu ändern, wie ich s. Z. vorgeschlagen habe. Bezieht sich *lor* vielleicht auf *rei* und *comte*? Oder sind mit 'ihnen' König Heinrich und sein Sohn gemeint? Oder endlich bezieht sich *lor* auf die Gascogner und ist etwa zu deuten 'insoweit lege ich Zeugnis für sie ab', d. h. das kann ich sicher von ihnen sagen?

7, 35. *Esfreidat.* Das von der einzigen Hs. C überlieferte *esfredat* ist zu belassen; vgl. Sppl.-Wb. III, 221.

7, 38. En Lemozi fo comenzat,
Mas de lai lor *es* afinat.

Es wird mit Thomas *er* einzuführen sein, denn der Kampf ist ja noch nicht beendet.

8, 11. Vgl. Sppl.-Wb. III, 317 *estenher* 1) Schluß. 8, 31. Vgl. ibid. VI, 9 *pagar* Schluß. 8, 52—54. Vgl. ibid. VII, 314 *revenir* Schluß und IV, 41—42 *garan* 3).

8, 65 ff. Franza tro Compenha
De plorar no·s tenha,
E Flandres de Gan
Tro·l port de Guisan
Ploran, neis li Alaman.

Glossar *Flandres* 'Flandrer'. Aber *Flandres* ist doch das Land, nicht der Bewohner von Flandern, den wir doch auf Deutsch nicht mal 'Flandrer' nennen. Man wird Thomas folgen, der nach *Guixan* Semikolon setzt und in der letzten Zeile *Ploren* (so Hs. E) *neis li Alaman* liest. Vielleicht liest man dann besser Z. 3 *Ni* mit den Hss. ABE.

8, 75. No pretz un bezan
Ni'l cop d'*un aiglan*
Lo mon ni cels que i estan.

Die Form *aiglan* steht nur in AB, die anderen sechs Hss. haben *aglan*, das sonst allein zu belegen ist. Auch Mistral verzeichnet nur *a-*. Es ist daher *aglan* in den Text zu setzen. Ob *aiglan* dialektische Form oder nur Fehler der Vorlage von AB ist, kann ich nicht entscheiden. R. III, 473 führt außer unserer Stelle noch Troub. de Béziers, S. 14 Z. 6 und Brev. d'am. 6732 als Belege für *aglan* an, das er als Maskul. ansieht. Aber weder Form noch Geschlecht ist hier gesichert, denn für *un aglan* könnte man *una glan* schreiben (für weibl. *glan* vgl. Sppl.-Wb. IV, 130b) oder *un'aglan*, für *del aglan* entweder *de la glan*, wie bei Azais im Text des Brev. d'am. steht, oder *de l'aglan*, wie ibid. II, 685 geändert wird, was mask. und fem. sein kann. Nach Cornu, Romania 7, 108, ist *aglan* entstanden aus *glan*, dem *a* des weibl. Artikels *la* irrtümlich vorgesetzt wurde (*la glan — l'aglan*) und immer männlich; auch Mistral kennt das Wort nur als Maskulinum. Altprov. Belege, die die Form sichern, aber nicht das Geschlecht erkennen lassen: *Porquiera segon semblan Vos l'amatz d'amor entiera. — Oyen, mays que porez aglan* Leys I, 258 Z. 3 v. u.; — *Ny ause debatre aglans d'autru glandier* Cart. Alaman S. 152 Z. 9; — *Per dos jors que ha vacat en anar sercar de aglan a Simiana* Doc. ling. Midi I, 349 Z. 4 v. u.; *Per anar reguardar los boscs, si y avia aglant per los pors* ibid. I, 384 Z. 20; weitere Belege Frères Bonis Glossar. — Weibliches Geschlecht gesichert: *Que tot lo fendec el caval torec tot aysxi co si fos una aglan* Gesta Karoli 1609. Ibid. 1692 steht *no val mieg aglan*, Var. .I. *aglan*. Da Doppelgeschlechtigkeit in einem und demselben Denkmal anzunehmen doch bedenklich scheint, wird '*mieg*' zu schreiben sein; wegen der Schreibung mit *g* vgl. ibid. S. 63. Weibliches *aglan* verzeichnet auch Chabaneau, Revue des lgs. rom. 9, 259, der angibt, *las aglans* in einer Urkunde aus Béziers aus dem 15. Jh. gefunden zu haben. Da also bis jetzt altprov. nur weibl. *aglan* gesichert ist, dürfte es angezeigt erscheinen, auch bei B. de Born *un'aglan* zu schreiben.

9, 2. Si tuit li dol e·lh plor e·lh marrimen
E las dolors e·lh dan e·lh *chaitivier*
Que om anc auzis en est segle dolen
Fossen ensems, sembleran tot leugier
Contra la mort del jove rei engles.

Glossar 'Unglücksfall', was aber *caitivier*, soviel ich sehe, nie bedeutet. R. II, 274 gibt zwei Belege. Im ersten, Prise Jér., Revue 33, 46 Z. 8 bedeutet *c.* 'Gefangenschaft'; ebenso in *Lo jorn volgra fos part Roais En caitivier de Sarrazis Que leis ni sos pensars m'atrais, Quar tan mal desmen sos pairis* Prov. Ined. S. 117 V. 26 (Guilh. Ademar). Im zweiten Beleg *E non temp* (sic) *la polpra dels reis* ni mespreza *lo chaitivier dels mendics* Beda fol. 41 übersetzt Rayn. gewiß richtig 'misère', vgl. *Misericordia a bon nom, car a compassio d'altrui chaitivier* Beda fol. 44 (Rochegude) = lat. *Misericordia a compatiendo alienae miseriae vocabulum sortita est.* Weitere

Belege für 'Elend, Jammer, Not, Drangsal': *E s'a nos Dieus gitatz en aital caitivier Que trazem major pena c'arma de renoier, Que tota noit e·l dia nos combato·l peirier Per trastotas partidas e li arcbaletrier* Crois. Alb. 4620; — *Que mais val mors ondrada qu'estar en caitivier* ibid. 4663 und dazu die Anmerkung 3 ibid. II, 353; — *E lains en Toloza es grans lo desturbers E·l trebalhs e la ira e·l mals e·l caitiviers* ibid. 7598; Glossar 'état misérable', übs. 'misère', an der dritten Stelle 'affliction'; — *La mi'amors non es amors, Ans es angoissa e dolors ... Sanglot e sospir e badaill, Caitivers, destrechas e plors, Tristors de cor e amarors So mei vezi e mei privat* Flamenca [2], 4163, Glossar 'misères, afflictions'; — *Cilh an dezanparat ... Lo trebalh e·il dezayre Del mon e·l caytivier* Deux Mss. VI, 56. — *Perdrai mas heretatz* (sagt Adam nach dem Sündenfall) *e mos bos ternemens, Irai m'en caitivier com caitius e dolens* Tezaur[2] (Hs. R.; An. du Midi 23, 289) *E car a son senhor fon deshobedions* (sc. Adam), *Gazanhet n'a sos obs e a tos* (sic) *sos siguens Trebalhs e caitiviers e penas e turmens,* Ibid. 84 (An. Midi 23, 299); Glossar S. 469 'misère, état misérable'; — *E·l caitivier d'aquest segle intrant sofoyunt la paraula* (= lat. aerumnae) Ev. Marci 4, 19 (Rochegude S. 52[a]); — *E laisas los desipols de fam, de frey murir, E d'autres caitevies* (sic) *foras al vent perir* S. Marie Mad. 479 (Revue 25, 169). Hierher gehört auch die Stelle aus B. de Born. *Caitivier* findet sich noch an einigen Stellen, wo mir die Bedeutung nicht ganz klar ist: *Ar l'ai tocat al viu, car sap qu'ieu dic cantan Ver de sos caitiviers, que vergonha non blan, Tant es desvergonhatz lo fals repres d'enjan* Sordel 8, 31. De Lollis verweist auf die von Rochegude s. v. *caitivatge* angegebene, aber durch keinen Beleg gestützte Bedeutung 'malice'. Das paßt aber nicht zu dem in den vorhergehenden Strophen Gesagten, wo der von Sordel Angegriffene als dumm und eitel, feig und treulos hingestellt wird. Eher würde 'schlechte Eigenschaft, schlechter Charakter' oder vielleicht 'elendes Tun' passen; vgl. ital. *cattività.* — *Qui vol empendre noblamen Sos fatz, egal del [fag] qu'empren Deu aver cor; quar atresaig Follia es granz qui en gran faig A petit cor, e caitivier Fai qui·s feign de fag menudier Ab gran cor ser qne razos manda, Que·l fagz e·l cors sion a randa, Car lo petiz cors es follia E·l granz cors es caitivaria* Sordel 40, 883. In der zweiten Zeile hat der Text *del qu[e] empren.* Glossar *caitivaria* 'miserevolezza', was auch für *caitivier* zu gelten hätte. Aber was de Lollis mit *miserevolezza* gemeint hat, weiß ich nicht zu sagen. Petròcchi verzeichnet das Wort nicht; er hat *misererole* 'compassionevole', was hier doch nicht paßt. Auch 'etwas Klägliches, Erbärmlichkeit' scheint nicht zu passen. — *Las serpentz e·ls dragons auziras* (sic) *mantenent Am lo seynall de Crist; non n'aias espavent. Pueys neteiaras l'islla de tot cell caytivier; A l'honor de San Peyre y faras monestier* Appel Chr. [4] S. 141 (= S. Hon. XXVIII, 141). Glossar 'Elend, elende Dinge'; Sardou 'ordure'. Das letztere scheint besser zu passen und wird gestützt durch Mistral, der für *cativié* auch die Bedeutung 'saleté, malpropreté ordure, immondices' angibt. Da Mistral aber auch 'insectes, vermine' angibt, dürfte vielleicht 'Gewürm, Geschmeiß' zu deuten erlaubt sein. — Endlich Appel Chr. [4] 96, 24 Var. bleibt mir ganz unklar.

9, 17. Zu *estenta* vgl Sppl.-Wb. III, 318[b]. Für die von Stimming bestrittene Möglichkeit, das Wort auf *estincta* zurückzuführen, sei noch hingewiesen auf *planta* = *planeta* Sppl.-Wb. VI, 362; *santa* = *sancta* Sppl.-Wb. VII, 467[a]; *perponta* R. IV, 599.

9, 28. *Veuzir* bedeutet nicht 'öder werden' und geht, wie schon Schultz-Gora, Deutsche Lit.-Ztg. 1914, Sp. 2082 hervorgehoben hat, nicht auf *viduus*, sondern auf *vilis* zurück. Vgl. außer dem von Schultz-Gora angeführten *envelir, envelzimen, envelzir* Sppl.-Wb. III, 102 noch *velzir*, 'vilescere', Don. prov. 37b, 44 neben *vilzir* s. Fides 161 (Romania 31, 185) und Montanhagol 7, 39 Var. Rochegude verzeichnet auch *velania* mit einem Beleg aus Beda, den ich nicht nachprüfen und dem ich keinen zweiten hinzufügen kann; ich möchte daher die Form einstweilen noch nicht als gesichert ansehen.

10, 4. Vgl. Sppl.-Wb. I, 46 *ajudar* 2).

10, 15.
E puois en mercejan
Li sui vengutz denan
E·l coms en perdonan
M'a retengut baisan,
Ges no i dei aver dan,
Que que·m disses antan,
Ni lauzengier non *blan*.

Glossar 'schmeicheln, willfährig sein'. Ist nicht *blan* 1. Person und *blandir* 'sich machen aus' (vgl. Sppl.-Wb. und Gröbers Zs. 22, 257 Z. 5) zu deuten? Ist nicht der Sinn: es ist mir gleichgültig, was andere dem Grafen Schlechtes über mich sagen?

10, 20. Zu *penchenat* vgl. Sppl.-Wb. VI, 204.

10, 44.
Tals mi plevit sa fe
No fezes plach ses me,
Qu'anc puois no m'en tenc re,
E no·lh estet ges be
Quar si mes a merce
E s'acordet *ab se*,
So vos pliu per ma fe.

Se steht nach Stimming und Thomas für *lui* oder *el*, das nach Thomas (Stimming äußert sich darüber nicht) den Grafen Richard bezeichnet, und man sieht nicht, wen anders es bezeichnen könnte. Ist das aber möglich, da der Graf zuletzt V. 14 erwähnt ist? Man vergißt ferner die Hauptsache, daß der Gewisse auf eigene Hand Frieden geschlossen hat, wie denn auch Stimming [1] S. 30 den Inhalt der Verse mit 'er habe sein Wort gebrochen und sei einseitig zu Kreuze gekrochen' wiedergibt. Es scheint mir also kaum zweifelhaft, daß die Schlußworte von V. 44 'allein für sich' bedeuten müssen, daß *se* also nicht auf den Grafen Richard, sondern auf den V. 39 erwähnten Tals bezieht. Aber kann *ab se* 'für sich' bedeuten? Ist zu ändern, und wie?

10, 47 u. 65. Zu *avar* vgl. Sppl.-Wb. I, 109.

10, 55. Der Konj. Präs. *esto* findet sich, außer an der von Stimming in der Anmerkung angeführten Stelle, noch Cout. du Fossat § 11 (An. du Midi 9, 294 l. Z.).

10, 12. *Si Dieus e saintz m'ampar* will Andresen, Gröbers Zs. 14, 193 ändern. Vgl. aber *Si m'ajut Dieus ni santz ni fes* Appel, Chr. [4] 3, 432 (Jaufre).

11, 2. Zu *Parlada* vgl. *parlar* 4), Sppl.-Wb. VI, 85.

11, 5. Zu *S'ilh an fach vas vos passada* vgl. *passada* 5, Sppl.-Wb. VI, 114—115.

11, 8 ff. Nos fom tal trenta guerrier,
Chaseus ab chapa traucada,
Tuit senhor e parzonier,
Per cor de guerra mesclada,
Qu'anc no·n cobrem denairada;
Anz, als colps quan ac mestier,
An lor coralha prestada.

Denairada ist nicht Wertsache', sondern 'das, was einen Heller wert ist, was man für einen Heller kaufen kann'. Weder die von Stimming in der Anmerkung gegebene Erklärung der Strophe noch Lewents Übersetzung, Herrigs Arch. 133, 217, scheinen mir ganz befriedigend. Vielleicht darf man die ersten fünf Zeilen folgendermaßen übersetzen: 'Wir waren gegen dreißig Krieger — jeder mit durchlöchertem Mantel, alles Herren (Vollbesitzer) und Teilbesitzer (einer Burg oder eines Gebietes) — (nur) aus Lust am Kriegsgetümmel, denn bekommen haben wir dafür nicht das Geringste.' In der vorletzten Zeile ist gewiß mit Thomas das erste Komma nach *colps* statt nach *Anz* zu setzen (daß *als colps quan ac mestier* 'als es der Schläge bedurfte' bedeuten könne, wie Stimming in der Anmerkung sagt, ist ausgeschlossen), aber der Sinn der beiden letzten Zeilen bleibt unsicher, vgl. *coralha*, Sppl.-Wb. I, 363. Zu dem dort Gesagten ist hinzuzufügen, daß nach Andresens Meinung, Gröbers Zs. 18, 269, *coralha* hier auch in der Bedeutung von *coralia* bei Du Cange 'lorica, thorax' gefaßt werden kann, und daß Lewent a. a. O. *prestar c.* 'Mut beweisen' deutet. Aber *coralha* ist ja gar nicht überliefert, sondern von Thomas eingeführt worden, weil ihm das in den Hss. stehende *corelha* AD oder *querela* CIK — Hs. M hat *na sa compainha cobrada* — ohne Sinn erschien. Aber darf man eine bloße Konjektur, und stamme sie auch von einem Kenner wie Thomas, die so unsicher in der Bedeutung ist, so ohne Bedenken in den Text setzen? Ist es nicht vorsichtiger, diese Konjektur in die Anmerkungen zu verweisen, in den Text aber das Überlieferte zu setzen und offen einzugestehen, daß man es nicht versteht? R. II, 476 gibt einen Beleg von *corelha* (Mahn, Ged. 578, 2, Gansbert) und einen von *corilha* (Urkunde von 1192); im ersten liegt sicher die Bedeutung 'Klage' vor, und doch wohl auch in dem zweiten *Las rancuras et las corillas son aitals,* wo Raynouard 'querelle' übersetzt. Weitere Belege: *Costuma es en Bordales que, si jo fanc mandar aucun home a las mias coralhas, o que sia encaras mandat a corelhas d'autres; que ed n'es tingut de respondre entro que a tres demandas* Cout. Bordeaux S. 110 § 140; *Deus homes de la comunia justiciar a las corelhas deu rey o de son bayliu. Establit es, si ... lo reys ... o sos bailles se correlha d'aucun homa de la comunia, lo major fera dreit de l'om* (sic) *de la comunia* ibid. S. 285 § 33; *Establit es que, si aucuns hom se correilha ... au perbost de la molher d'aucun home de la comunia, l'om vendra en la cort per sa molher e auzira la corelha* ibid. S. 286 § 34; *Establit es que, si ... aucuns senhor de feu manda davant sin son afevat per sa propria corrilha ... E si per aventura la correilha era sobre dessasiment feit noclement dedintz l'an, aisso deu estre determinat devant lo major eus juratz* ibid. S. 289 § 41; *Quar grandas corelhas y a de la bona gent d'esta bila ... que au deit loc de Podensac no poden res trobar per lor argent* Jur. Bordeaux II, 522 vl. Z. An all diesen Stellen hat *corelha* die Bedeutung 'Klage'. Unklar ist mir Cout. Gontaud § 118 (Arch. hist. Gironde 7, 101): *En maneyra que nulh home ...*

hi (sc. nach Gontaud) *poscos guidar nulh autre qui tort aia a nulh home ... de Guontald, si no a fasia ... ab boluntat d'aquel a cuy lo tort auria estat feyt, o trayra la corelha d'aquel, de cuy la quidon seria demandat que tort aga de criem a de grossa enjuria.* Cout. Tonneins-Dessous § 120 fehlt *trayra* und steht *querela* statt *coralha.* — Von *corelhador* gibt R. II, 476 nur einen Beleg, Marcabrun 17, 29 nach Hs. T. Lewent hat Gröbers Zs. 37, 332 den verderbt überlieferten Text herzustellen versucht. Mag dieser Versuch auch nicht ganz geglückt sein — so ist Str. 6 Z. 1 m. E *que s'embla* oder *ques embla* zu lesen, Z. 2 *clau si* 'so verschließt' zu schreiben, womit die Annahme eines Verbums *clausir* wegfällt, Z. 6 das handschriftliche *malvastat* nicht anzutasten —, so ist doch gewiß Lewent, der *don soi coregliaire* 'darum klage ich' übersetzt, im Recht gegen Raynouard, der *c.* 'querelleur' deutet. Ich kann das Wort nur noch einmal belegen: *Lo deit Guilhem ... a l'en ... promes estre bon senhor en lo deit fius et portar bona ... garentia de tots emparadors, coreiladors et demandadors que tort, forsa, quarelha* (sic) *o demanda li ... mogossen* Arch. hist. Gironde I, 307 Z. 7 v. u. Hier genügt 'Kläger' nicht, sondern *c.* ist doch wohl *emparador* und *demandador* synonym, also 'einer, der Ansprüche, Forderungen erhebt' zu deuten. Das Verbum *corelhar* belegt R. II, 476 als Reflexivum mit Marcabrun 32, 92 (Rayn. 'se courroucer') und Bern de Vent. 7, 25 (Rayn. 'se fâcher'), wozu ibid. 7, 28 kommt, siehe die Stelle s. v. *encorelhar* Sppl.-Wb. II, 451, wo Appel wohl mit Recht *s'en coreilla* schreibt, während ich, gewiß mit Unrecht, die Stelle als sicheren Beleg eines Verbs *encorelhar* bezeichnet habe, das also, wenn nicht überhaupt, so doch gewiß einstweilen nicht ins prov. Wörterbuch aufzunehmen ist. *Se c.* bedeutet an diesen Stellen 'klagen, sich beklagen' (so Appel), und ebenso Guir. de Bornelh 9, 30 und 58, 8 (Kolsen, 'sich beschweren', Appel, Chr.[4] Gl. zur zweiten Stelle 'verdrießlich sein, sich beklagen'); Prov. Ined. S. 12 V. 17 (Ameus? de la Broqueira). Und ebenso wird m. E. in den beiden von Rayn. angeführten Belegen von *eser corelhans*, Guir. de Bornelh 51, 65 und 72, 67 zu deuten sein, wo Rayn. 'être inquiétant' und 'être querellant', Kolsen 'verdrießlich sein' übersetzt. *Se c. de* findet sich auch im Sinne von '(gerichtlich) klagen, Klage erheben gegen', *corelhan* 'Kläger': *Establit es que, si aucuns se corelha deu sirvent d'aucun home de la cemunia d'aucuna deuta, et fara dreit davant sin* (?) *au corrilhant de son sirvent* Cout. Bordeaux S. 285 l. Z.; ferner ibid. S. 286 § 33 und 34, siehe oben; *Lo senhor deu ne far dreit au corelhant segont lo for ... de la terra* ibid. S. 40 Z. 5. *Lo mager et los juratz ayen a tenir cort en la deyta Palu et far dreyt a tota maneyra de corelhantz* Jur. Bordeaux I, 209 l. Z. — Transitives *corelhar* bedeutet 1. 'anklagen', siehe zwei Belege s. v. *encorelhar*, Sppl.-Wb. II, 451, und 2. ‚beanspruchen, Anspruch erheben auf': *Tota tenor, pocesion et sadina ... que lo deit senhor mossenhor Harri Bolket, aissi cum privada persona et senhor deu deit castet loc et comtau d'Ornon ... aguos o aver, demandar o corelhar deguos ensobre lo deit castet* Jur. Bordeaux I, 437 Z. 2; *Et an lor plus baillat ... aus avandeits Jean de Lagleysa et Johan de Leguiran et a lurs hers . . tot lo dreyt, tota la rason, ... petition et demanda et tot autre dreyt que los medis senhors abbat ... et combent deu deit monestey ... y aven ... o aver, demandar o coreilhar y deven et paden en aucuna maneyra* Arch. hist. Gironde 1, 57 Z. 2. Ist nun vielleicht in der Stelle bei B. de Born, wo, wie Stimming hervorhebt, 'Klage' keinen Sinn gibt, *prestar sa corelha* = *corelhar* 'beanspruchen' zu nehmen

und zu verstehen 'wir haben zwar keinen Lohn bekommen, aber an den Schlägen haben sie (die Krieger), wo es nötig war, ihren Teil beansprucht'? Ob das genügt, der Übergang von der ersten in die dritte Person bleibt jedenfalls auffällig und störend, und ob *prestar sa corelha* 'beanspruchen' bedeuten kann, wage ich nicht zu entscheiden. Vielleicht findet man später andere Beispiele, die eine Entscheidung ermöglichen. Einstweilen scheint mir aber eine solche Deutung nicht unsicherer als die bisher vorgeschlagenen, und sie hält sich doch wenigstens an die Überlieferung.

11, 30. *Taborș en cuirada. Tabor* kommt sowohl als Femin. als auch, wenn auch seltener zu belegen, als Maskul. vor, vgl. *tabor* Sppl.-Wb. VIII, 2. — Wegen *en cuirada* vgl. *encoirar* Sppl.-Wb. II, 443.

11, 32. *Saieta barbada.* Stimming deutet *barbat* 'bärtig', aber Rayn. 'embarbelé, Thomas 'barbelé', was gewiß das Richtige trifft.

11, 35. Vgl. Sppl.-Wb. V, 18 *mainada* 3) Schluß.

11, 42.
Que no trop baro entier
Qu'aia proeza achabada ...,
Ni *mas* us no mi agrada.

Wie ist der letzte Vers zu verstehen? Stimming sagt nichts darüber; Diez, Leb. u. Wke. S. 208 übersetzt 'keiner, bis auf einen einzigen, will mir gefallen'. Aber 'keiner' steht nicht im Text. Stimming hat *mais* statt *mas* ohne Angabe einer Variante; ebenso liest Thomas. Warum ist *mais* nicht beibehalten? Es doch wohl zu bewahren und der Vers zu deuten 'und es gefällt mir nicht einer mehr'.

11, 47 ff.
N'*Atempres* genzer m'agrada
Que m'a per son messatgier
Del mon la razo celada.

Nachdem Stimming in der zweiten Ausgabe meinem Vorschlag folgend die Lesart von Hs. C *N'Atempre, 'l genzer* in den Text gesetzt hatte, kehrt er nun wieder zu der von den anderen fünf Hss. überlieferten Lesart der ersten Ausgabe zurück. Für diese spricht, daß in ihr die sonst zu Hs. C tretende Hs. M mit der Gruppe ADIK übereinstimmt, aber sie kann doch kaum als befriedigend gelten, denn daß man *genzer* 'besser', eigentlich 'als bessere, der beste' deuten darf, ist doch fraglich, abgesehen davon, daß 'besser' hier wenig am Platze erscheint. — Wieso die beiden Stellen in Gedicht Nr. 37, an denen *N'Atempre* vorkommt, vermuten lassen sollten, daß er Spielmann war, wie Stimming in der Anmerkung sagt, ist mir nicht ersichtlich. — Der Sinn der letzten Zeile ist, wie Stimming mit Recht sagt, dunkel; daß *la razos del mon* 'das was die Leute über Bertrans Liebesangelegenheiten klatschen', bedeuten könne, wie Andresen meint, ist wenig glaublich.

12, 51. Vgl. Sppl.-Wb. VII, 27a *rancurar.*

13, 4. Vgl. Sppl.-Wb. VII, 812 *sonet* 1).

13, 18 ff.
Qu'us mi comtet de sos vassaus
Que de Castellot ac *mals* laus,
Quan ne fetz n'Espanhol gitar;
E no'm par que si defenda
Ves el, s'el lo n'ausa *proar*;
E *quan* entret per convidar,
Conquerit *lai* pauc de renda.

Nur die Hss. DIK haben *mals*; die Hss. ACFRV (Crescini, Per gli studj

romanzi S. 133) haben *mal laus*, Hs. T *ma laus*. Es ist also *mal laus* in den Text zu setzen. Vgl. auch *bon; avol l.* (nicht *bos, avols*) in den Belegen Sppl.-Wb. IV, 333—34 s. v. *lau*. — *Proar* deutet Stimming in der ersten Ausgabe 'überführen', was nicht paßt, in den beiden folgenden 'anklagen', was *proar* m. W. nie bedeutet und doch wohl auch schwerlich bedeuten kann. Sollte man nicht mit 'auf die Probe stellen' auskommen können? 'Es scheint mir nicht, ich glaube nicht, daß er sich ihm (sc. Herrn Espanhol) gegenüber verteidigen wird (oder kann), wenn dieser den Mut haben sollte, ihn in bezug darauf (nämlich auf die Verteidigung) auf die Probe zu stellen', d. h. falls dieser durch eine Klage erproben wollte, ob jener sich vor Gericht verteidigen würde (oder könne) oder nicht. — Die beiden letzten Zeilen sind mir nicht recht klar. Ist vielleicht *quan* in der Bedeutung 'da' zu nehmen? Und ist statt *lai* etwa das von CT (*laig*) V überlieferte *lag* 'in übler, häßlicher Weise' einzusetzen? Der Sinn wäre: der Erwerb des kleinen Schlosses ist ein schimpflicher, weil Herr Espanhol den König freundlich eingeladen hatte, dorthin zu kommen, also ein Vertrauensbruch vorliegt.

13, 29 ff.

Que de sos pres pres esmenda
Del rei, *que·ls i degra liurar*,
E volc en mais l'aver portar
Que hom totz sos pres li renda.

Nach der Anmerkung steht hier *i* für *li*. Schultz-Gora, Deutsche Lit.-Ztg. 1914 Sp. 2083, hatte in seiner Besprechung von B. de Born [2] gefragt, auf wen sich denn hier ein Dativ *i* = *li* beziehen könne, und vorgeschlagen, *i* 'dort' zu deuten. Stimming hat diese Frage unbeantwortet gelassen. Gibt man *i* = *li* zu, dann wäre doch zu übersetzen: 'denn für seine Gefangenen nahm er (Alfons von Aragon) eine Entschädigungssumme (vgl. *emenda* 3), Sppl.-Wb. II, 367) vom König (von England), daß er sie ihm befreien, loskaufen sollte.' Wenn diese Deutung auch nicht absolut unmöglich ist, so erhebt sich gegen sie doch das Bedenken, daß die vom Grafen von Toulouse gefangengenommenen Ritter, für deren Auslösung Heinrich dem König von Aragon die nötige Summe gab, nicht Engländer, sondern Aragonesen waren, so daß Alfons, nicht Heinrich das Hauptinteresse an ihrer Befreiung haben mußte. Man würde also statt 'ihm' ein 'sich' erwarten, und die Hss. CR haben in der Tat *quelh* (R *quel*) *si* d. h. *qu'elh si*. Es wäre dann zu deuten 'die er sich usw.'. Daß aber dann das auf *pres* sich beziehende Rel. Pron. *que* so weit von demselben entfernt steht, erregt Bedenken; dazu kommt, daß die sonst in diesem Gedicht zu CR sich stellende Hs. F mit ADIK übereinstimmend *quels* liest (*i* fehlt in F; Handschrift V weicht ganz ab), so daß es ratsam scheint, die Lesart von ADIK *quels i*, wenn es möglich ist, zu bewahren. Ich möchte darum fragen, ob *que·ls i* nicht 'daß er sie damit' (d. h. mit der *esmenda*) zu übersetzen ist. Beispiele von *a* zur Bezeichnung des Mittels, des Werkzeugs bei Appel, Chr.[4] Glossar; vgl auch Stimmings Anmerkung zu 1, 3. Es bleibt aber noch eine andere Deutungsmöglichkeit zu erwägen; man könnte *liurar* 'überliefern, übergeben' deuten. Dafür möchte das in der Razon Gesagte zu sprechen scheinen, wo es heißt: *Quan lo reis venc al servizi del rei Henric, lo coms de Tolosa s'il desconfis en Guasconha e tolc li be cinquanta chavaliers. E·l reis Henrics li det tot l'aver que·lh chavalier devian pagar per la rcenzon, et el no·l paguet, l'aver, als chavaliers, ans l'en portet en Arago* Vers 30 wäre *que·ls i degra liurar* dann zu übersetzen: 'die (sc. die *esmenda*) er ihnen dort übergeben sollte'. An

los, enklit. *ls* als Dativ Plur. des Pers. Pron. brauchte man keinen Anstoß zu nehmen; vgl. Tobler, Herrigs Arch. 101, 466; Pillet, ibid. 103, 461; Chabaneau, Rev. d. lgs. rom. 16, 80 Anm. und 37, 483; Bertoni, Trov. d'Italia S. 167 Anm. 4; ferner *Denan lo rei estava prezentiers, Servi li fort de so que·l fa mestiers, Puessas los viola e canta volontiers* Daurel 1576; *E·ls geta de pecat e puieis* (sic) *los fai valensa De sas bonauransas, can li plai ni l'agensa* Doctrinal 354 (Such., Dkm. I, 254); *E que·ls denhe, si·l plas, mostrar Lo san que a fag ecercar* Alexius 735 (Such., Dkm. I, 145). Aber ob man diese Verwendung schon bei B. de Born zulassen darf, erscheint doch fraglich. Auch ist doch nicht anzunehmen, daß König Alfons das Geld erst den gefangenen Rittern überliefern sollte, damit diese es dann wieder dem Grafen von Toulouse gäben, sondern vielmehr hätte Alfons doch wohl die Summe dem Grafen selbst ausgehändigt oder aushändigen lassen, damit dieser ihm die Gefangenen zurückgäbe, vgl. V. 31 *que hom totz sos pres li renda*. Darum scheint mir auch erwogen werden zu müssen, ob nicht etwa in der Stelle aus der Razon die Kommata vor und nach *l'aver* zu tilgen sind. Beläßt man sie, so wäre zu deuten 'er bezahlte es, das Geld, den Rittern nicht'; tilgt man sie, wäre zu übersetzen 'er bezahlte ihm (sc. dem Grafen von Toulouse) das für die Ritter bestimmte Geld nicht'. Ich verhehle mir allerdings nicht, daß es recht bedenklich ist, das *l* in *no·l* auf den so weit davon entfernt stehenden *coms de Tolosa* zu beziehen, und daß mancher Zweifel hegen wird, ob man *l'argen als chavaliers* die Bedeutung 'das für die Ritter bestimmte Geld' zugestehen darf.

13, 37. Vgl. Sppl.-Wb. VII, 717–18 *sobreprendre* 3).

13, 47. Vgl. Sppl.-Wb. IX, 211a oben *guidar* 5).

13, 50. Vgl. Sppl.-Wb. VI, 549 *prim* 6). Zu den dort für *al p. que* gegebenen Deutungen 'sobald, sowie' ist als genauer an erster Stelle 'gleich als' hinzuzufügen. So übersetzt mit Recht auch Hoby, Guir. d'Espanha 2, 34. Die Angabe der Anmerkung, nach Andresen könne man übersetzen 'als er (Alfons) ... den Pedro einst sah', ist unrichtig. Andresen, Gröbers Zs. 14, 195, übersetzt 'sobald als er ihn erblickte'. Ein *prim* 'Anfang', das das Glossar verzeichnet, gibt es nicht. — *Joves* steht nur in einer Hs.; alle anderen, auch V, haben *jove*, C *joven e.*

13, 51. Vgl. Sppl.-Wb. V, 41 *mal* 4).

13, 56. Vgl. Sppl.-Wb. III, 59 *entendre* 25) Schluß.

14, 1. Quan la novela flors par el *verjan*
On son vermelh, vert e blanc li brondel ...,
Chan autresi com fan li autre auzel.

Verjan bedeutet nicht, wie das Glossar sagt, 'Garten', sondern 'Zweig'. Es wird also *On* 'wodurch' zu deuten sein, vgl. die Anmerkung zu 1, 4. Aber worin unterscheiden sich *verjan* und *brondel*? Oder sind sie identisch?

14, 6 ff. Quar aus voler tot lo mielhs qu'el mon es ...,
Mas non l'aus dir mon cor, anz lo·lh rescon.

Wie paßt das zu *Ieu non sui drutz ... Ne no domnei* V. 9—11 und dazu, daß der Dichter sich V. 17 als *om ses domna* bezeichnet?

14, 10. Vgl. Sppl.-Wb. III, 26 *enrazonar* 1).

E. Levy †.

Zur Biographie von Arnaut Daniel.

Noch immer bringt man den Biographien der Troubadours zu viel Vertrauen entgegen. So scheint Canello in seiner Ausgabe Arnauts S. 8 fol-

gende Geschichte für authentisch zu halten: Arnaut und ein anderer Jongleur seien einstmals am Hofe von Richard Löwenherz eine Wette eingegangen, wer in schwierigeren Reimen dichten könne. Beide seien in benachbarten Zimmern eingesperrt worden, der Jongleur habe auch bald sein Gedicht fertig gehabt, Arnaut aber habe nicht daran gedacht sich zu plagen, sondern, da der Jongleur sich immer sein Gedicht laut vorsagte, um es für die Produktion gut auswendig zu können, habe Arnaut, der zuerst das Wort erhielt, einfach das Gedicht des Nebenbuhlers, das er oft durch die dünne Wand hindurch gehört und sich gemerkt hatte, aufgesagt und sich an dem perplexen Gesicht des andern geweidet. Als der König den Spaß erfuhr, habe er beide beschenkt entlassen.

In Olšvanger, 'Aus der Literatur der Ostjuden', Basel und Berlin 1920, findet sich als Nr. 283 die Geschichte von zwei Wanderpredigern, die in das gleiche Städtchen kommen und von zwei verschiedenen Gemeindevorstehern die Erlaubnis bekommen, am nächsten Tage im Bethause eine Predigt zu halten. Da sie im gleichen Wirtshause benachbarte Zimmer bekommen, ereignet sich natürlich das gleiche wie bei den beiden Jongleurs. Der eigentliche Verfasser der Predigt erhält als Zweiter das Wort, hält die Predigt auch wörtlich gleich und erlangt eigentlich noch größeren Beifall bei den Zuhörern, die die Gedächtniskraft bewundern, mit der er nach einmaligem Anhören, wie sie meinen, die lange Predigt behalten hat.

Im Jahrbuch für niederdeutsche Sprachforschung 1912, S. 76, wird folgende Anekdote aus dem Stadt- und Amtsboten von Malchin 1852 mitgeteilt:

Zwei Kandidaten haben an einem und demselben Sonntag nacheinander ihre Wahlpredigt zu halten und logieren die Nacht in dem ärmlichen Wirtshause des Kirchdorfs in zwei nur durch eine verschlossene Tür getrennten Kammern. Der begabtere Kandidat, dessen Gedächtnis aber nicht das stärkste ist, deklamiert noch mehrmals seine am anderen Morgen zu haltende Predigt, und sein Zimmernachbar, dem kein Wort derselben entgangen ist, und der ihr unbedingt vor der seinigen den Vorzug geben muß, lernt bei dieser Gelegenheit die ganze Predigt mit auswendig und hält sie am andern Morgen Wort für Wort zum nicht geringen Erstaunen des Eigentümers. Was soll dieser nun anfangen? Er entschließt sich kurz und beginnt: Liebe Gemeinde! Wir haben eben eine so schöne Predigt gehört, daß ich nichts Besseres tun kann, als sie noch einmal zu halten. Gesagt, getan. Sperrten da die Bauern, denen ein starkes Gedächtnis für die höchste Begabung gilt, den Mund auf! Dats äwer'n Kirl! Dei kann wat! sagten sie und wählten ihn zum Pastor.

Fritz Reuter hat diese Geschichte in seiner 'Stromtid' bearbeitet. Sollen wir annehmen, daß diese Geschichte sich wirklich mit dem provenzalischen Troubadour ereignet hat und dann erst nach dem Osten gewandert ist? Hat die Annahme nicht mehr Wahrscheinlichkeit, daß es sich von Anfang an um eine Wandernovelle handelt, die nur auf den berühmten Troubadour übertragen wurde?

Bern. S. Singer.

Germ. *Markolf* und Verwandtes im Romanischen.

Bertoni (*L'elemento germanico nella lingua italiana* S. 236) hat darauf aufmerksam gemacht, daß gewisse Wörter, die das Italienische den germanischen Sprachen entlehnt hat, eine verächtliche Bedeutung erhalten haben, worin der Haß der Unterjochten gegen die Bedrücker zum Ausdruck kommt.

So sind auch germanische Eigennamen bei ihrem Übergang in die romanischen Sprachen nicht selten zu Gattungsnamen mit pejorativer Bedeutung geworden. Aus germ. *Arnald* wurde ital. *arnaldo* 'Dummkopf'[1]. (Vgl. Bertoni, op. cit. S. 240 Anm., *REW.* 662), aus *Manogald manigoldo* 'Henker', 'Schurke' (Bertoni, op. cit. S. 154; Schultz-Gora in *Ztschr.* XVIII, S. 133 Anm. 2; *REW.* 5282). Auf *Winald* (*REW.* 9544a) geht zurück afrz. *guinaud* 'verschlagen', amail. *ghinald*, march. *ginaldo*. Dazu gehört auch katal. *guineu* 'Fuchs'. Auf germ. *winheri* gehen zurück altprov. *guiner* (Rolland, *Faune populaire* VIII, S. 111) neuprov. *ghey'né* (op. cit. S. 112) beides 'Fuchs', auf *winharda* beruht katal. *guinarda* 'Fuchs'. (Vgl. Spitzer in dieser Zeitschrift Bd. 136 S. 163). Besonders interessant ist der Bedeutungswandel von *Berta*, das bei den Langobarden der typische Frauenname war. (Bertoni, op. cit. S. 239). Von den a. a. O. angeführten Ableitungen pejorativen Charakters sei hervorgehoben *bertone* 'Hahnrei'.[2] *Berta* selbst wurde als Tiername verwendet und so gewissermaßen semasiologisch entwertet. *Bertuccia* (auch *monna* = *madonna B.* die 'kleine Berta' bezeichnet die Äffin. Bekannt ist auch *berta* als Name der Elster in oberitalienischen Dialekten. *Berta* heißt ferner der Fischreiher in Toscana (A. Garbini, *Antroponimie ed omonimie nel campo della zoologia popolare* S. 32) und der Mittelmeersturmtaucher in Lucca (Giglioli, *Avifauna italica* S. 667). Hiezu trat ein Maskulinum *berto* (*berton*), das in Piemont den Eichelhäher bezeichnet. (Garbini, a. a. O. S. 32).

Überraschend ist es, den germ. Namen *Markolf* ohne jede lautliche Veränderung in der Mundart der Romagna (Morri, *Vocab. rom.-ital.*) in der Bedeutung 'Tagedieb, Tölpel, Flegel' anzutreffen. Dazu wurde ein Fem. *madona Marcolfa* gebildet, womit ein schlampiges Weib bezeichnet wird. (Morri gibt als Synonym *monna merda* an). Die Verwendung von *markolf* für 'Häher' in deutschen Mundarten (vgl. *berto* 'Häher' im Piemont) legt die Vermutung nahe, daß der Name schon im Deutschen einen pejorativen Beigeschmack hatte. (Vgl. hierüber ausführlich Suolahti, *Deutsche Vogelnamen* S. 202 f.).

Ital. *marcolf* klärt uns auch auf über may. *marcou* 'Grobian' (Sainéan, 1. Bhft. der *Ztschr. f. rom. Phil.* S. 64), wall. *margoul* 'Taugenichts' (op. cit. 64), châlon. *margoulin* 'Landstreicher (id.), die sämtlich mit *marcolf* identisch sind. Diese Wörter sind daher nicht nach Sainéan Metaphern von *marcou* 'Kater' (Loire Inf., Sainéan op. cit. S. 19), sondern auf den Eigennamen *Marcolf* zurückgehende Appellativa.[3] *Marcolf* wurde im Frz. Name des Katers (*marcou*), wie es im Deutschen zur Bezeichnung des Hähers verwendet wird. Auffallend ist der Anklang an die Katernamen *marlou, matou*. Man hat letzteres auf *Mathulf*, ersteres auf *Marulf* zurückgeführt, wogegen Meyer-Lübke (*GRM.* I, S. 637), auf Sainéans Ausführungen fußend, diese Wörter wie auch *marcou* und *arnaut* als Schallnachahmungen nach dem Miauen der Katze

[1] Über franz.-prov. Entsprechungen vgl. Schultz-Gora, *Ztschr. f. rom. Phil.* XVIII, S 131ff., wo außerdem Auskunft gegeben wird über *guirbaut, marigaut, mainbert, foubert, robere.*

[2] Vgl. auch ital. *bertoldo* 'Dummkopf', wozu zu stellen franz. *bertau* 'verwegener Tor'. (Vgl. ferner die Tiernamen franz. *roi Berthaud* 'Zaunkönig' und neuprov. *bertaou* 'Maikäfer'. Schultz-Gora, a. a. O. S. 136; Suchier, a. a. O S. 189; *REW.* 1053; Rolland, op. cit. II, S. 288f u. 301).

[3] So ist auch das von Sainéan l. c. angeführte *arnaut* 'Kater' nicht Umstellung von *renaut*, sondern der Eigenname Arnald (vgl. weiter oben).

(a—u) erklärt. (Vgl. den Namen der Katze im Chinesischen: *miāo*). Beide Deutungen lassen sich vereinen. Alle diese Katernamen beruhen zweifellos auf einer dem Folkloristen sehr geläufigen Schallinterpretation, die namentlich bei Vogelnamen häufig vorkommt. So hat z. B. Spitzer (*Lexikalisches aus dem Katalanischen* S. 145, Anm. 2 f.) eine Reihe von Uhunamen zusammengestellt, die deutlich das lautliche Schema u—u, a—u zeigen.

Die Formen *marc*[1] (H.-Saône), *marcâ* usw. (Sainéan, op. cit. S. 19) sind als Rückbildungen zu betrachten. Ganz deutlich tritt der ursprüngliche Eigenname zutage in der in Lille üblichen volkstümlichen Bezeichnung der Skrofeln als *mal de saint Marcou*. *Marcou* heißt der siebente Sohn einer Mutter, wenn kein Mädchen dazwischen war. Er gilt als Zauberer und hat die Fähigkeit, durch Berührung die Skrofeln zu heilen. (Vgl. Sainéan, op. cit. S. 79 Anm. 4). Hiebei beachte man die Eigentümlichkeit der Hexen und Zauberer, sich in Katzen bzw. Kater zu verwandeln.

Klagenfurt. Richard Riegler.

Frz. *aubour* 'Goldregen'.

Was zunächst die altfranzösische Form angeht, so verzeichnet Godefroy im Compl. unter *albor* nicht die Schreibung mit *e* am Ende, wiewohl verschiedene der angeführten Stellen sie aufweisen, aber Tobler, Afrz. W. gibt *auborc* neben *aubor* an. Es ist zu beachten, daß diese Form mit *c* fast immer nur in Verbindung mit *arc* auftritt, so auch in zwei neu hinzukommenden Beispielen, Folque de Candie 412 und Festl. Bueve de Hantone F. I V. 3618, wo Stimming das *arc daubore* der Hs. mit Unrecht in *a. d'aubor* geändert hat; man wird hier wohl an eine Einwirkung des voraufgehenden *arc* zu denken haben. An der genannten Stelle des Folque findet sich auch ein wohl aus *l* entstandenes *r* in der ersten Silbe (*un arc d'arbore*), das mir sonst nicht begegnet ist, vgl. *arcubes* Agolant 649 bei Tobler, A. W. unter *aucube*. Außerdem erscheint, wie man aus Tobler ersieht, ein *ambour* H. Cap. 35. BSeb. IX, 47 und Bast. 181, eine Form, die ein **abour* zur Voraussetzung hat, vgl. z. B. *acube* und *ancube* bei Tobler a. a. O.; es ist daher schwerlich nötig, das *anbur* < *alburnus* 'Weißfisch', welches zuerst 1612 in Bordeaux nachgewiesen ist (Romania 31, 353), mit Thomas (Romania 33, 139; 36, 254), dem Meyer-Lübke, REW. 330 (der es übrigens nicht zutreffend als altfranz. bezeichnet) und W. v. Wartburg in Zs. 41, 189 folgen, in *aubur* zu ändern. Schließlich wäre noch eines *alborne* (God. I, 212 b) und *aubourn* (s. erstes Beispiel im A. W.) aus mittelalterlichen Glossatoren zu gedenken; in diesem *n* dürfte weniger ein Rest einer etwaigen[2] altertümlichen Form als vielmehr eine bewußte Anlehnung an den lateinischen Ausgang zu erblicken sein. Ein *alborn* im Glossar der Karlsreise hat Koschwitz erst aus dem *alburs* der Hs. (V. 266) erschlossen, und ein *alburn*, *auburn* bei Schwan-Behrens § 188 finde ich nirgends belegt.

---

[1] Möglicherweise liegt hier eine Verwechslung von lat. *Marcus* mit germ. *Markolf* vor.

[2] Die Erhaltung eines auslautenden *n* nach *r* läßt sich m. W. in festländischen rein französischen Texten nicht beobachten; wegen der Adjektivform *alborne* s. meine Bemerkung in Indogerman. Forsch. XXXIII, 5. Heft u. Anzeiger S. 43 zu Nr. 329.

Die Lautgestalt unseres Wortes legte nahe, es von lat. *alburnum* herzuleiten; das haben denn auch Raynouard im Lex. rom. II, 49, Diez, E. W. S. 11 unter *aubier,* Koschwitz im Wörterbuch zur Karlsreise getan, und noch jetzt schreibt W. v. Wartburg in Zs. 41, 188 einfach *'alburnum* "Splint" afrz. *aubour* apr. *alborn'*. Diese Herleitung kann indessen nur für das neufrz. *aubour* als richtig gelten, insoweit es in der Schriftsprache entsprechend dem Lateinischen 'Splint' heißt (s. Littré) und in solcher Bedeutung in den Dialekten lebendig ist (s. REW. 329 und Zs. 41, 188), daher denn Meyer-Lübke, REW. Nr. 329 ein afrz. *aubour* mit Recht nicht verzeichnet.[1] Damit soll natürlich nicht gesagt sein, daß ein afrz. *aubour,* apr. *alborn* 'Splint' nicht existiert haben könnte (vgl. sp. *alborno* 'Splint'), aber es ist für die alte Zeit in diesem Sinne nicht nachgewiesen, und Littré kennt es erst aus O. de Serres (16. Jahrh.). *Aubour* bezeichnet bekanntlich in altfranzösischen Texten einen Baum oder Holz von demselben. Welcher Baum ist gemeint? Da nfrz. *aubour* 'Goldregen' bedeutet, so wird es das auch in der alten Sprache bedeutet haben, und zwar wird von den vielen Arten des Cytisus die bekannteste, von Littré 'cytisus laburnum' genannte gemeint sein. Dem widerstreitet nicht der Umstand, daß afrz. *aubour* als Baum erscheint, da der Cytisusstrauch bei entsprechendem Alter wenigstens einen baumartigen Charakter annehmen kann, daher denn auch unser 'Bohnenbaum', 'Kleebaum'. Wohl aber spricht dafür die Tatsache, daß recht häufig im Altfranzösischen und zuweilen auch im Provenzalischen Bogen und auch Lanzen aus *aubour* erwähnt werden, der Goldregen aber ein sehr hartes und widerstandsfähiges Holz besitzt. Es ist daher verfehlt, wenn Raynouard a. a. O. mit *aubier* und *aubour* promiscue glossiert, Koschwitz mit 'Wasserholunder', Förster im Crestien-Wörterbuch gar mit 'jede Baumart mit weißem Splint, Wasserholunder, Schneeball', denn *aubier* (*obier*), das schon im Altfranzösischen erscheint (prov. *albar*), ist eine im Volke übliche Bezeichnung für *viorne* (< *viburna*), also einen ganz anderen Strauch oder Baum: 'Mehlbeerbaum', 'Schneeball'.[2] Schließlich sei noch bemerkt, daß auch eine Glossierung mit 'Ebenholzbaum', die man bei Stimming im Festl. Bueve de Hantone findet und die wohl durch das 'Alpenebenholzbaum' bei Sachs hervorgerufen ist, sich nicht sehr empfiehlt; es sollte dann wenigstens 'falscher Ebenholzbaum', *faux ébénier* heißen, s. Sachs unter *ébénier* und 'Ebenholzbaum';[3] letztere Bezeichnung erklärt sich daraus, daß der Goldregen ein dunkelbraun gefärbtes Kernholz hat, das oft statt des Ebenholzes verarbeitet wird.

Die Bedeutung des afrz. *aubour*, apr. *alborn* schließt also die Herleitung von *alburnum* 'Splint' aus, und so hat denn Körting in der dritten Auflage seines Wörterbuches (1907) Nr. 5263 *laburnum* 'Goldregen' als Basis hingestellt; vermutlich ist nach dem Vorgang von Salvioni geschehen, wenigstens wird auf dessen 'Postille'[1], die ich hier in Jena nicht zur Hand habe,

[1] Dagegen wirkt sein einfacher Verweis auf Gram. II, 406 (§ 361) verwirrend, weil er hier afrz. *aubour,* apr. *alborn* neben sp. *alborno* und nfrz. *aubour* namhaft macht, letzteres aber mit keiner Bedeutungsangabe versieht, so daß man nicht weiß, ob er *aubour* 'Splint' oder *aubour* 'Goldregen' im Auge hat.

[2] Schon die obenerwähnten Glossatoren haben Konfusion gemacht, indem sie *viburnum* mit *aubour* erläutern statt mit *viorne.*

[3] Freilich gebraucht A. de Musset in der 'Nuit de mai' den einfachen Ausdruck *ébéniers,* bei dem er den Alpencytisus im Sinn hat.

verwiesen. Körting bemerkt dann weiter in Klammern: 'Einmischung von *albus* oder *arbor*', wobei denn das *arbor* wohl auf einem Versehen beruht, denn Herzog, den er mit Zs. XXVII, 125 anzieht, schreibt in Klammern: 'Einmischung von *albu* oder *alburnu*'. Meyer-Lübke, REW. 4815 leitet ebenfalls von *laburnum* ab, spricht aber von keiner Einmischung eines anderen Wortes, obwohl er doch gleichfalls auf Herzog verweist. Nun ist ganz richtig, daß *laburnum* 'Goldregen' wegen der Bedeutuug die Grundlage von *aubour* sein muß, und es überrascht, daß noch 1914 Förster im Crestien-Wörterbuch *alburnu* als Etymon angibt; allein jene Grundlage genügt nicht allein zur Erklärung der Lautgestalt *aubour*, denn wenn es gewiß nicht an Metathesen in der ersten Wortsilbe fehlt, von denen die eine oder andere auch in der Schriftsprache verblieb, wie *cramoisi* für *carmoisi*, so fehlt es m. W. an einer Parallele dafür, daß anlautendes *la* zu *al* wurde. Es wird daher ein zweites Wort im Spiele sein, und daß dieses das sehr ähnlich lautende *alburnum* (nicht *album*, das Herzog neben *alburnum* zur Wahl stellt) ist, kann kaum einem Zweifel unterliegen. Die Einwirkung von *alburnum* muß schon im Gallolatein stattgefunden haben, da auch das Provenzalische nur *alborn* kennt. Das Dict. gén. kommt dem Richtigen noch am nächsten, wenn es ein **alburnum* ansetzt und sagt: 'altération du classique *laburnum*', nur ist es wegen der italienischen, nizzaischen, schweizerischen Wortformen (s. REW. 4815) nicht gut, von 'latin populaire' zu reden, also den Vorgang in das Volkslatein überhaupt zurückzuverlegen. In der Romania 40, 107 zu Nr. 329 drückt sich Thomas wieder weniger klar aus, indem er von einer *confusion* spricht, *qui s'est produite entre 'alburnum' et 'laburnum'*, und es heißt die Ordnung umkehren, wenn W. v. Wartburg a. a. O. bemerkt: 'zweifellos hat *laburnum* störend eingewirkt'.

Jena. O. Schultz-Gora.

Zu Gonzalo de Berceo.

Die Verdienste des Tomás Antonio Sanchez um die Neubelebung der mittelalterlich-spanischen Literaturgeschichte[1] sind unbestritten. Indes läßt sich die Ansicht (so lang und so gern man auch an ihr festhalten mochte), die von ihm erschlossenen sprachlichen und dichterischen Schätze des *mester de clerecia* seien von etwa 1500 bis gegen 1780 in Spanien gänzlich verschollen und vergessen gewesen, nicht mehr aufrechterhalten. Die erste Bresche in das alte Vorurteil schlug John D. Fitz-Gerald, der gelegentlich seiner kritischen Ausgabe der *Vida de Santo Domingo de Silos*[2] das spanische Schrifttum der Zeit von 1600 bis 1780 nach Berceo-Stellen durchsuchte und in einem Aufsatz über *Gonzalo de Berceo in Spanish Literary Criticism before 1780* die folgenden Nachweise einer nach Zeit und Verfassern mehr

---

[1] *Coleccion de poesias castellanas anteriores al siglo XV. Ilustradas con algunas notas e indice de voces antiquadas por D. Thomas Antonio Sanchez, Bibliotecario de S. M. Con licencia. En Madrid: por Don Antonio de Sancha. 1779—90. 4 Bde.*

[2] *La vida de Santo Domingo de Silos, par Gonzalo de Berceo. Edition critique publiée par John D. Fitz-Gerald, élève diplômé de l'Ecole des Hautes Etudes. Paris, Emile Bouillon. 1904. LXX, 142 S. 8°. = Bibliothèque de l'Ecole des Hautes Etudes, fascicule Nr. 149.*

oder minder ausführlichen und kritischen Erwähnung des alten Meisters erbrachte: [1]

1607: Luis Arix,
1615: Prudencio de Sandoval,
1617: Antonio de Yepes,
1653: Ambrosio Gómez,
1677: Gregorio de Argaix,
1696: Nicolas Antonio,
1736: Sebastian de Vergara,
1754: Luis Josef Velázquez,
1771: Enrique Florez,
1775: Martín Sarmiento.

Ihnen vermochte Hjalmar Kling, dem es bei Gelegenheit dieser Studien gelang, einen alten Druck aufzufinden in dem Fragmente der *Vida de Santo Domingo* nach einem heute nicht mehr vorhandenen Manuskript veröffentlicht waren, die nachstehenden drei Ergänzungen anzufügen: [2]

1632: Martin Martínez,
1688: Juan de Castro,
1769: Benito de San Pedro.

Dieses mit stetig wachsendem Umfang ganz wesentlich an Bedeutung gewinnende Material möchte ich hier durch eine weitere Stelle vermehren, die mir gelegentlich unterlaufen ist und die, an sich vielleicht nebensächlich, gerade in diesem Zusammenhang nicht unerwähnt bleiben darf. Estevan de Terreros y Pando, einer der ältesten spanischen Paläographen, weiß in seinem Werke [3] p. 23—25 folgendes über Gonzalo de Berceo zu berichten: *El largo y felix Reynado de D. Alfonso VIII, ó de las Navas, que fué Rey de sola Castilla y Toledo, dió grande exaltacion y lustre a ambas Castillas, asi en armas y limites, como en letras, y por consiguiente a la lengua vulgar. Sin embargo no salió la lengua en este Reynado de su primera juventud, pues de todo este tiempo no tenemos obra alguna importante en Castellano, a excepcion de las Poesias de Fray Gonzalo Berceo, que florecia año de 1211, de las que logramos impreso el Poema de Santo Domingo de Silos. En él, a pesar de muchos yerros que tiene, ó de copia ó de prensa, vemos ya nuestra lengua bastantemente formada, y en él vemos tambien que su lenguage era el comun y ordinario del Pueblo, pues empieza asi en versos de catorce sylabas:*

En el nomne del Padre que fizo toda cosa
Et de don Jesu Christo, Fijo de la Gloriosa,
Et del Spiritu Santo, que igual dellos posa,
De un confessor Sancto quiero fer una prosa.
Quiero fer una prosa en Roman paladino,
En qual suele el pueblo fablar a su vecino,
Ca non so tan letrado por fer otro latino,
Bien valdra, como creo, un vaso de bon vino.

Die Verse entnimmt Terreros, wie er selbst angibt, dem Druck bei Sebastian de Vergara (1736). Hierauf erklärt er den Ausdruck *Roman paladino* also:

[1] *Romanic Review* I (1910) p. 290—301.
[2] *A Propos de Berceo*, in: *Revue hispanique* Bd. 35 (1915) p. 77—90.
[3] *Esteran de Terreros y Pando, Paleografia española. Madrid, en la oficina de Joachin Ibarra, Año de 1758.*

'Roman paladino' llama a la lengua castellana. Por 'paladino' no debe entenderse aqui Palaciego, de Palacio, ni nace esta voz de la voz 'palatinus'; por el contrario debe entenderse 'publico', vulgar, comun, familiar, y usado de todos, con adjetivo nuevo, formado del adverbio 'palám', de donde tambien se formó el adverbio 'paladinamente'. Esto prueba el verso siguiente: 'En qual suele el Pueblo fablar a su Vecino'. Llamale 'Roman', que es lo mismo que 'Romance', y con este nombre se apellida hasta oy nuestra lengua rulgar, impuesto a lo que se puede creer por los Francos, que llamaban 'Roman' y 'Romans' a la lengua vulgar de su Pais, hija de la Latina, y semejante a la nuestra, para distinguirla de la Franca, Germanica, Goda, Borgoñona, y Bretona.

Diese Notiz des alten spanischen Paläographen gewinnt, unbeschadet der philologischen Anfechtbarkeit ihres zweiten Teiles, in der von Fitz-Gerald so glücklich inaugurierten Geschichte der Berceo-Kritik deswegen ein besonderes Gewicht, weil sie zeigt, daß man schon Jahrzehnte vor der literarischen Tat des T. A. Sanchez einen Berceo-Text nicht nur kannte, sondern auch kommentierte und zu sprachgeschichtlichen Zwecken auszuwerten versuchte.

München. Ludwig Pfandl.

Nochmals zu sp. *nava* und lat. *novalis*.

Im Archiv 138, 111 habe ich sp. *nava*, das ursprünglich 'waldfreie Fläche' bedeutete, und einige von Baist damit verbundene rom. Ortsnamen als Rückbildung aus vlt. *navale* aufgefaßt und dieses als die lautgesetzliche Entsprechung des lat. *novale* 'Brachfeld' angesehen, die sich zu *novus* wie *favilla* 'warme Asche' zu *foveo* 'ich bin warm' verhielt und die nur in der Rede der höheren Stände nach *novus* in *novale* gewissermaßen korrigiert wurde. Nachträglich bemerke ich zu meiner Befriedigung, daß die von mir damals nur angenommene Form *navale* für *novale* überliefert ist. Im Cgll. 4, 122, 30 und 5, 312, 34 liest man *navales campi culturae dediti* (an der zweiten Stelle *culcure*, das gewiß in *culture* zu bessern ist). Die erste der beiden Glossen steht im Codex Vaticanus 3321, der nach der Einleitung im 7. Jahrh. geschrieben ist, somit in der Glossenliteratur ein hohes Alter hat, die zweite in einer Handschrift des 9. Jahrhs. Auf diese Glossen hat Landgraf, AlL. 9, 399 hingewiesen und einfache Vermischung der einander so ähnlichen Adj. *novalis* 'brachliegend' und *navalis* 'auf Schiffe bezüglich' angenommen. Bei dieser Vermischung müßte man sich aber doch etwas gedacht haben. Nach *navale* 'Hafen, Niederlage für Schiffsgeräte', *navalia* 'Schiffswerft' hätte man unter *campi navales* nur Felder, die zum Hafen oder zur Werft gehören, oder Felder, auf denen Schiffsgeräte lagern, verstehen können. Es ist sehr unwahrscheinlich, daß das Volk *campi novales* 'Brachfelder' auf solche Felder umgedeutet hätte. Wenn man zur Erklärung der Glossenformen Vermischung nur durch den Schreiber annimmt, kommt man auch zu keinem befriedigenden Ergebnis. Eine Verwechslung von *novalis* mit *navalis* durch den Schreiber ist wegen des Zusatzes *culturae dediti* und deshalb unwahrscheinlich, weil neben *novalis* *novus* verwandter Bedeutung stand, das auch bei dürftiger Kenntnis des Lateins bekannt war. Einfache Verschreibung könnte angenommen werden. Aber mit diesem Verfahren könnte man fast sämtliche vlt. Formen der Glossen beseitigen. Wenn man dagegen *navalis* 'brachliegend' als die lautgesetzliche vlt. Form ansieht, ist die Glosse ohne weiteres erklärlich.

Nachdem *campus navalis* 'Brachfeld' bezeugt ist, an dessen Zusammenhang mit *campus novalis* niemand zweifeln wird, kann man sp. *nava* 'waldfreie Fläche' mit ziemlicher Sicherheit daraus herleiten und kelt. oder iber. Herkunft dieses *nava* endgültig aufgeben.

Wien. Josef Brüch.

Zu Archiv 41, 111 ff.

Ein sehr hübsches Beispiel für die von Franz (*Zur gallorom. Syntax* in seiner Besprechung von Lerchs 'Futurum') erwähnte Fortführung des den Willen 'infizierenden' Imperativs durch das Futur, wobei der Imperativ eine bedeutungsärmere Einleitung, die Futura das Speziellere enthalten, kann ich aus dem Kriegsroman *Les croix de bois* (1919) von Dorgelès anführen (ein sterbender Soldat spricht zu einem Kameraden, der ihn trösten will): 'Non, je suis foutu. Je veux que tu me fasses une commission. Tu vas me jurer, hein. Tu iras à Rouen, tu verras ma femme ... Tu lui diras que ce n'est pas bien, ce qu'elle a fait [...] Tu lui diras qu'il ne faut pas, hein, pour notre petite fille ... Et que je l'ai pardonnée avant de mourir. Hein, tu lui diras.

Et il s'est remis à pleurer silencieusement [...] Puis ses dents se sont serrées, et se redressant sur ses coudes, l'œil farouche, il a grincé:

— Et puis, non! Je ne veux pas ... Écoute, Gilbert, au nom du bon Dieu, je te demande d'aller à Rouen. Il faut que tu y ailles! ... Tu me le jures. Et tu lui diras que c'est une vache, t'entends, tu lui diras que c'est à cause d'elle que je suis crevé ... Il faut que tu lui dises ... Et tu le diras à tout le monde, que c'est une salope [...] ... Je la maudis, t'entends, et je voudrais qu'elle crève comme moi, avec son type ... Tu lui diras que je lui ai craché à la figure avant de mourir, tu lui diras ...

Il tendait son maigre visage, terrible, un peu de bave rouge au coin des lèvres [...] Bréval a murmuré plus bas:

— Non ... Pour la petite fille ... vaut mieux pas lui dire tout ça ... Tu lui diras qu'il faut être sérieux, hein, pour la petite [...] Tu lui diras que je lui ai demandé ça avant de mourir [...]'

Noch zweimal wiederholt der Soldat im Todeskampf Brocken seiner Rede: 'Non ... Non ... je veux qu'elle sache ... J'ai eu trop de chagrin ... Tu lui diras que c'est une garce, tu lui diras ...' 'Petite fille heureuse ... faut pas ... Tu lui diras, hein ... tu ...', mit diesen Worten erlöscht 'sa prière inconnue'.

Der Beleg kann außer 1. dem Erwähnten (jeder neue Gedankenabsatz enthält ein *il faut* oder dgl., worauf Heischefutur folgt) noch lehren, 2. daß das kategorische vom suggessiven Futur (*prière!*) schwer zu scheiden ist (die *hein, t'entends* scheinen auf suggestiv fragende Futura zu deuten, aber auch in der höchsten Wut wird diese Form gebraucht), ferner 3. daß das im Deutschen ebenfalls übliche Heischepräsens im Französischen als Steigerung des Heischefuturs dient (*tu me le jures* als Steigerung von *tu vas me jurer*), daß also auch das deutsche Heischepräsens wohl 'tyrannischer' sein muß als das frz. Heischefutur, 4. daß das Heischefutur doch in der frz. Volkssprache vorkommt, wogegen Lerch bei Barbusse in den Soldatenreden nichts Entsprechendes gefunden hat, 5. daß das Heischefutur im neuesten Frz. in seiner Anwendung beschränkt ist wie das Futur überhaupt: *tu vas me jurer, tu me jures* statt des

immer unpopulärer werdenden *jureras* mit seinem *r—r* (dagegen *iras*, *diras*, die als ganz gebräuchlichere Verbalformen sich ebenso länger halten wie lt. *ire* in *iras* sich gehalten, hat): Henri Bauche, *Le langage populaire* S. 121 spricht es aus: 'Le futur traverse une crise en L[ang.] P[opul.]. Mais les Français cultivés eux-mêmes, exception faite des écrivains, grammairiens, orateurs de métier, hésitent parfois à le former.' Daher muß die Funktion des Heischefuturs auf *tu vas ...*, das Präsens oder *il faut que* übergehen. Das Futur mit *aller* als Futurum instans ('du wirst mir jetzt schwören') paßt wieder gut zur Willeninfektion, die sich auf unmittelbare Zukunft erstreckt.

Bonn. L. Spitzer.

Sitzungsberichte

der Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen für das Jahr 1921.

Sitzung vom 11. Januar 1921.

Herr Strohmeyer spricht über *Die grammatische Struktur der affektvollen Redeform im Französischen.* Er weist nach, daß die affektvolle Redeform das Zerlegen der Rede in Gegenstand der Aussage und Aussage, sowie in einzelne Redeteile so weit wie möglich vermeidet. Die Form der Rede erhält daher häufig etwas scheinbar gegen die Grammatik Verstoßendes oder etwas grammatisch Unfertiges. Er sucht von diesem Gesichtspunkt aus die folgenden Redeformen zu deuten: 1. die Stellung des affektvollen Adjektivs vor dem Substantiv; 2. die Stellung von Adverbien vor Infinitiven usw. (z. B. il cherchait à lui ouvertement déplaire); 3. Wortstellungen wie: alors un incident se produisit statt zu erwartendem: se produisit un incident; 4. das affektvolle Imperfekt; 5. die Frage ohne Fragestellung, sowie direkte Fragen in Form von indirekten, wie: Comment ça va? oder mit que: Comment que ça va?; 6. Wendungen wie Et ce médecin qui n'arrivait pas; 7. wie Ce sont les lapins qui ont été étonnés; 8. Il y avait une cloche qui sonne; 9. C'était l'Allemagne envahie; 10. C'est la gloire; 11. C'est moi l'aîné; 12. den historischen Infinitiv; 13. Wendungen wie il répondait avec la main qui tenait la betterave; 14. die sogenannten prädikativen Relativsätze (Le voilà qui vient); 15. die nachträgliche Ergänzung des Gegenstandes der Aussage (Il ne viendra pas, ton frère) u. a.

Die Herren Fuchs und Schade erheben Einwände gegen einige der gemachten Anregungen. Herr Kuttner will neben der psychologischen Erklärung nicht auf die historische Betrachtungsweise verzichten. Auch muß der Sprachpsychologe sorgsam die Sprachsphäre beachten; die Kindersprache, die Sprache des niederen Volkes haben ihren eigenen Satzbau. Bezüglich der Stellung des attributiven Adjektivs hat Herr Kuttner interessante Beobachtungen gesammelt, die erweisen, wie verschieden sich die Franzosen verhalten, je nachdem sie lediglich impulsiv oder bewußt stilisierend sprechen oder schreiben.

Herr Studienrat Röth wird aufgenommen.

Zur Aufnahme werden vorgeschlagen die Herren Studienräte Dr. Hugo Nadler und Max Roethig und Studienassessor Dr. Paul Haak.

Sitzung vom 25. Januar 1921.

Die Herren Born und Pariselle werden wieder zu Rechnungsprüfern gewählt.

Der Vorsitzende teilt das Ableben des Ehrenmitgliedes, Herrn Geheimrat Professor Dr. Heinrich Morf, mit. Er legt in warm empfundenen Worten dar, was der Verstorbene der Gesellschaft war und was sie an ihm verliert.

Herr Kolsen trägt *Verschiedenes aus der Troubadourlyrik* vor. Betreffs der Joglar-Sirventese gehe aus BGr. 173, 4, Witthöft, Ausg. u. Abh. 88, Nr. 10, v. 6—12 hervor, daß sich Spielleute boshafte Sirventese, in denen ihre eigene Person bloßgestellt wurde, mitunter geflissentlich anfertigen ließen, in der Hoffnung, damit besonders gute Geschäfte zu machen. Für die Erklärung des Wortes *joglaresc* habe man von *joglar* < *jocularis* 'Schalk, Lustigmacher' auszugehen. *Joglaresc* bedeute dann 'nach Art eines Schalks, schalkhaft', entsprechend *bouffon* im Lex. rom. 3, 585, 8. In *sirventes joglaresc* sei mit Zenker, Folq. v. Romans, S. 37 ein term. techn. nicht zu sehen. *Balaresc, sirventes(c)* und *arlotes* seien gleich-

falls urspr. nach Art eines Tänzers (**balar* = *balaire*), eines Dienenden und eines Schurken, also 'tanzmäßig', 'dienstfertig' und 'gemein'. Bei dieser Auffassung brauchte der Dichter des Tanzliedes, Dienstgedichtes und unzüchtigen Liedes nicht selbst ein Tänzer, Dienender (vgl. dazu Diez, Poesie², S. 97) oder Schurke zu sein. — Das um 1163 entstandene *No sai que s'es* des R. d'Aurenga (Gr. 389, 28) sei, wie schon Canello, A. Daniel, S. 187, leise andeutete, durch die von der berüchtigten *na Ena* (*na Ima* oder *n'Aima*) handelnden Dichtungen des R. de Durfort, Turc Malec und Arnaut Daniel beeinflußt. A. Daniel habe bereits etwa 1160, und nicht erst 1180, gedichtet, und in den Ausgaben der die Kunstgenossen verspottenden Satiren des P. d'Alvernhe und des Mönchs von Montaudon aus der Zeit von 1170 bzw. 1190 seien die Strophen *Ab Peire Raimon* (nicht Bremon) *so son set* und *Ab Arnaut Daniel son set* miteinander zu vertauschen. — Die von dem Vortragenden gegebenen näheren Begründungen sollen in der Ztschr. f. rom. Phil. unter 'Altprovenzalisches', Nr. 9 u. 10 gedruckt werden.

Zu erwähnen sind noch textkritische Bemerkungen 1. zu Witthöft, a) Nr. 2, Gr. 119, 7 (auch in a, Nr. 274). Str. III lese man auf Grund von *Oa*¹: Ja mais non seretz bos sirvens En claustr'a portar *a* prezens Catr'escudelas ensem vos; Que si lo bros era boillens ... 'ein Diener in einem Kloster, fähig sogleich (auf Befehl) zu tragen ...' Mit *mans dos* schließt der v. 23; *vos* ist Subjekt. — Str. VI, v. 28 sei zu schreiben *bos a monedier* 'gut zu einem Münzer' und v. 30 *al mostier* (: *fier*). — v. 32 ergänze man etwa: De cridar e de menassar. Dann bedeute Str. VII: Wer euch schlägt, hat (müßte wohl haben) größere Angst vor eurem Stoßen, Schreien und Drohen als davor, daß ihr Gleiches mit Gleichem vergeltet (d'engaillar — wozu ihr doch ohne rechte Hand nicht imstande seid). Und den anderen, der euch seinerseits eins auf den Kopf gibt, haltet nicht gänzlich für euresgleichen (denn er ist kein Krüppel). — b) Nr. 10, Gr. 173, 4 I. Dechas e fas und Si tu ver dir en (von deiner Person) sofers. — 2. zu Schultz-Gora, Prov. Stud. I, G. de l'Olivier, a) S. 42, Nr. 25. v. 8 nicht paus lo semblan (s. d. Anm.), sondern pauc (mit *f*) los em (= en) blan 'so mache ich mir deshalb wenig aus ihnen'. — b) S. 49, Nr. 51. Keine Lücke; es sei zu lesen: Et amta·l noms. Sinn: Und wenn geschieht, was (in dem betr. Falle) nottut, so magst du es (das Ablehnen) immerhin eine Schande nennen. 3. zu Jeanroy, Poés. prov. inéd., S. 10, G. de Calanso, Gr. 243, 8. *a*¹, Nr. 227, hat v. 13 u. 56 sola vos (vgl. H), 18 Los bes, que eu n'aug dir; 22 sei 'qan (*Ra*¹) pes, Tan sui joios' wohl ein Zwischensatz. *a*¹ hat v. 26 ni·us ai, 28 ni d.., 32 uoilha, 33 Q'estraingz. Man setze Punkt nach 38 und verstehe weiter: Weil (Car *HRa*¹) er nicht weiß, woher er fortan Gutes erlangen soll, kommt ihm so großer Schmerz aus tiefem Herzen (de cor p. *a*¹); denn sich selbst hat er vernichtet (qar si eis a perdut, *a*¹). Diesen Kummer fürchte ich (Cest'ira tem*EHRa*¹) v. 61—69 dürften so zu deuten sein: Denn der König (von Kastilien) hat mehr Wert erworben als die mächtigsten Kaiser und Könige. Aber die Fürsten und Markgrafen, die schätze ich (*pretz* von *prezar*) in (nach) ihren Gaben, so daß unter diesen Umständen (wegen seiner Freigebigkeit) alle anderen Verdienste, die es gibt, übertroffen werden und verschwinden ... Wo sein Wert in Frage kommt, da wird von den Verdiensten jener nichts mehr erwähnt (oder: bleibt davon nichts mehr übrig). v. 69 lautet nämlich in *a*¹: Lai o:il sieus es, no n'es ges remazut. v. 70 hat *a*¹: non faill. Das Geleit fehlt in *Ha*¹.

Herr Rosenberg spricht über *Shakespeare im Urteil Hippolyte Taines.* Der Vortrag wird im Maiheft der GRM erscheinen.

Herr Wolff findet Taines Urteil über Shakespeares Frauen einseitig, da er nur die leidenden Frauen des englischen Dramatikers im Auge hat.

Herr Kuttner hält die Art, wie Taine die beiden Kulturen einander gegenüberstellt, nicht für glücklich. Er hält die klassische dramatische Dichtung der Franzosen nicht für eine reine Spiegelung des französischen Wesens, ganz sicherlich nicht des heutigen. Auch die intellektuellen Kreise des modernen Frankreich hegen für ihre klassischen Dramatiker nur eine konventionelle Achtung, die lediglich Produkt des Verstandes ist. So stehen wir Deutsche mit unserer kühlen Wertschätzung eines Corneille und Racine durchaus nicht allein da. Im Unterricht hat Herr Kuttner, was innere Anteilnahme der Schüler anlangt, noch mit Horace, Andromaque und Athalie die besten Erfahrungen gemacht.

Herr Rosenberg weist darauf hin, daß Romain Rolland im Jean Christophe sagt, dem Franzosen stünde Racine doch näher als etwa die modernen großen skandinavischen Dramatiker.

Die Herren Nadler, Roethig und Haak werden aufgenommen.

Sitzung vom 8. Februar 1921.

Herr Woltmann spricht über *Anfänge der französischen Geschichtsschreibung.* Er führt aus, daß der Einfluß der Kreuzzüge auf die afz. Literatur ein doppelter war: der wirtschaftliche und soziale Aufstieg des Ritterstandes fördert das Aufblühen der gesamten Kultur in Frankreich, und stofflich bringen Kreuzzugserlebnis und orientalische Motive eine wesentliche Bereicherung. Die afz. Geschichtsschreibung dankt ihr Entstehen allein den Kreuzzügen: die ältesten Historiographen behandeln Kreuzzugsgeschichte. Eine lange Entwickelung führt zu den ersten französischen Originalprosageschichtswerken, denen des 4. Kreuzzuges. Sie entstehen aus dem Zusammenfluß zweier Ströme, deren Quellen die *Chansons de geste* und die lateinische Historiographie sind.

Der Vortragende weist dann im einzelnen nach, wie die ersten Kreuzzugsepen (*Chanson d'Antioche, Chanson de Jérusalem*), Historie und Sage verknüpfend, auf dem Wege über historisch zuverlässige, aber in Versen geschriebene Kreuzzugsdarstellungen (z. B. Ambroise, *Histoire de la guerre sainte*, eine in afz. Sprache, aber auf englischem Boden und vom englischen Standpunkt geschriebene Geschichte des 3. Kreuzzuges) zur Geschichtsprosa führen, die sprachlich zum Teil noch tief von ihnen beeinflußt ist. Andererseits bildet den Ausgangspunkt der Entwickelung des Erzbischofs Wilhelm von Tyrus *Historia in partibus transmarinis gestarum*, das vornehme, sachliche, historisch äußerst wertvolle Werk eines hohen Diplomaten. Den Übergang zur afz. Originalgeschichtsschreibung vermittelt die Übertragung dieses Werkes ins Afz., der *'Roman d'Eracle'* oder das *Livre du Conquest*, eine gute, flüssige Übersetzung, die aber das lateinische Original in populärem und zum Teil tendenziösem Sinne retuschiert. An dieses, und direkt dadurch beeinflußt, schließen sich eine Anzahl von selbständigen, an Wert sehr verschiedenen Fortsetzungen an, die dann eine Gesamtdarstellung der Kreuzzüge bilden. Ob auch die Werke des 4. Kreuzzuges von der Übersetzung direkt beeinflußt sind, könnte nur eine genaue Stiluntersuchung vielleicht erweisen.

Der Vortragende geht dann zu einer Kritik Villehardouins über, der, als führender Diplomat und Feldherr, Teilnehmer an dem 4. Kreuzzug, die Geschichte dieses eigenartigen Eroberungskrieges tendenziös-apologetisch entstellt, was im einzelnen nachgewiesen wird. Einen charakteristischen Parallelfall zu seiner diplomatischen Skrupellosigkeit bietet seine Familiengeschichte: sein Neffe Geoffroi bringt durch eine fragwürdige Transaktion das Fürstentum Morea in seine Hand. Die Darstellung Villehardouins läßt sich zum Teil nachprüfen an dem eigenartig naiven Bericht des einfachen Ritters Robert de Clari, der aber keinen Einblick in die hohe Politik hatte.

Eine Fortsetzung Villehardouins bietet Henri de Valenciennes, der Verfasser einer Art Prosa-*Chanson de geste.*

Herr Ludwig spricht über *Der Lügner.* Er zeigt, wie zunächst der griechische Nationalheld Odysseus gewisse Eigenschaften hatte, die ihn als Lügner charakterisieren. Neben ihn stellten die Griechen den Typus des ungeschickten Lügners, des Bramarbas. Die Entwickelung der Gestalt wird dann bis zur Schwelle des 19. Jahrhunderts verfolgt, in diesem die drei Hauptvertreter des Typus Münchhausen, Tartarin und Peer Gynt charakterisiert. Der Vortrag wird im *Literarischen Echo* im Druck erscheinen.

An den Vortrag schloß sich eine lebhafte Besprechung. Herr Kolsen erwähnt, daß der Troubadour die Dame, wenn sie ihn nicht liebte, bat, ihm Liebe vorzulügen. Herr Wolff weist auf den Autolykos, den Homer den ersten an Lug und Trug genannt, hin. Auch Grillparzers 'Weh dem, der lügt' verdiene Erwähnung. Herr Lewent erinnert an die mittelalterlichen 'Gabs', die Lügengeschichten nach Tisch. Von Herrn Kuttner wird die Chronica clericalis genannt. Aus der rumänischen Literatur führt Herr Tiktin den Pseudo Kynegeticus an, eine Art Handbuch der Jagd, in dem auch das Jägerlatein Erwähnung findet.

Zur Aufnahme werden vorgeschlagen: Herr Studienrat Max Krüger und Herr Lektor Dr. Milléquant.

Sitzung vom 22. Februar 1921.

Herr M. Wolff spricht über *Plautus und Terenz bis zur Renaissance.*

Die Herren Studienrat M. Krüger und Lektor Milléquant werden aufgenommen.

Sitzung vom 22. März 1921.

Herr Woltmann sprach über *Joinville.* Er gab einen Überblick über die Familiengeschichte und das Leben Joinvilles sowie über die Entstehungsgeschichte seines Werkes, der Histoire de saint Louis, das er zwar erst im Alter von 80 Jahren 1304 begann und 1309 dem Urenkel Ludwigs IX., Ludwig dem Zänker, widmete, das aber auf seinen Kreuzzugsaufzeichnungen aus der Mitte des 13. Jahrhunderts beruht.

Das Werk ist ein stark persönlich gehaltenes Memoirenwerk, der Titelheld, saint Louis, tritt oft ganz hinter der Person des Verf. zurück. An verschiedenen Beispielen wird die psychologisch feine Beobachtung, die Offenheit, der Humor, die Gemütstiefe Joinvilles gezeigt.

Erst in zweiter Linie ist die Historie de saint Louis ein biographisches Werk. Gar nicht in Frage kommt es als geschichtliches Quellwerk seines persönlichen Gehalts wegen und weil es nur einzelne Skizzen bietet, aber nicht die Ereignisse im Zusammenhang erzählt, sowie weil der Verf. zur Zeit des Kreuzzuges seiner Jugend entsprechend eine zu niedrige Stellung einnahm, um über Strategie und Politik einen Überblick zu haben. Joinville ist Amateurhistoriker. Doch kann man das Denken und Fühlen des Kreuzritters, das Kreuzzugsmilieu, gut aus dem Werk kennenlernen.

Eine Darstellung der Überlieferung der Histoire de saint Louis und eine Würdigung der Verdienste Gaston Paris' und Natalis de Waillys um die Joinvilleforschung schloß den Vortrag.

Herr Fuchs berichtet über eine Schrift des Gießener Professors der romanischen Philologie Arthur Franz, *Neuphilologische Strömungen. Überlegungen zum 17. Allgemeinen Deutschen Neuphilologentag in Halle,* in der Stellung genommen wird zu allen Fragen, die die Neuphilologenschaft an Schule und Universität gegenwärtig bewegen. Der Verf. will den Zusammenhang zwischen den Bewegungen in der neuphilologischen Forschung, im Universitäts- und im Schulunterricht in den neueren Sprachen aufzeigen; im

besonderen fragt er sich, ob die Brücke zwischen Universität und Schule nicht fester ausgebaut werden muß als bisher. Er richtet sein Hauptaugenmerk auf die kritischen Strömungen, die sich in der neuphilologischen Forschung gezeigt haben, untersucht ihre Berechtigung und zeigt Wege der Abhilfe; besonders eingehend beschäftigt er sich mit dem Vorbildungsproblem der Neuphilologen, bei dem er drei Seiten unterscheidet: die indirekte, d. h. wissenschaftliche Vorbildung, die praktische, d. h. die Ausbildung im Sprachkönnen, und die direkte, also unmittelbar auf den Beruf des künftigen Oberlehrers eingestellte Vorbildung. Sorgfältig erwägt er Vorteile und Nachteile jeder dieser drei Arten und macht Vorschläge zu einer Reform des Universitätsunterrichts, auf die genauer eingegangen wird. Besonders hervorzuheben ist, daß er auch die direkte Vorbildung für eine Aufgabe des akademischen Unterrichts hält, insofern sie auf die Weckung des Verständnisses für die Stoffe der fremden Sprache und der fremden Kultur abzielt.

Sitzung vom 12. April 1921.

Der Vorsitzende teilt den Tod des Mitgliedes Herrn Studienrat Dr. August Lummel mit.

Herr Milléquant spricht über *L'Evolution poétique de Paul Verlaine.* Eine Reihe der schönsten Gedichte werden von dem Vortragenden deklamiert und nach eigener Komposition mit Klavierbegleitung gesungen.

Herr Studienreferent Möllig ist zur Aufnahme vorgeschlagen worden.

Sitzung vom 26. April 1921.

Herr Spieß berichtet über die *Theaterzensur im neuen England.*

Herr Ludwig weist darauf hin, daß die Geschichte der österreichischen Theaterzensur zur Zeit Grillparzers ganz ähnliche Züge zeigt wie die englische.

Herr Studienreferent Möllig wird aufgenommen.

Zur Aufnahme ist Herr Studienrat Balzer vorgeschlagen.

Sitzung vom 17. Mai 1921.

Herr Kolsen spricht über *Dante, Inferno VII, 1.* Die bisherigen Deutungen dieses Verses bezeichnen schon Blanc, Versuch, I, 73/6, Scartazzini, Enciclop. Dantesca II, 1424—29 und Bignone, Lectura Dantis, Florenz 1904, S. 264, als nicht befriedigend. Zuletzt meint Olschki in seiner Dante-Ausg. von 1918, S. 31, es handle sich bei dem Verse um 'sinnlose Worte, die durch ihren höllischen Klang die Wanderer erschrecken sollen'. Ein handschriftliches *Satanaleppe*, wozu, für den Anfang von Inf. VII, z. B. in der Berliner Dante-Hs. Hamilton 204, fol. 6a, die Schreibungen *conlauoce, chelutto, perconfortarmi, chepoder, loscender, siriuolse, aquellenfiata, conlatua* und Ham. 202, fol. 8a, *notinoccia, chelliabbia* zu vergleichen wären, ist nicht, wie wohl im Hinblick auf das vorhergehende *Satan* schon frühzeitig geschah, in *Satan aleppe*, sondern in *Satana leppe* zu zerlegen. Liest man nun *Papè! Satán! Papè! — Sátana léppe ...*, so kann man v. 1 und 2 verstehen: '« Alle Wetter! Satan! Alle Wetter! — Satanas hole ... »' begann Plutos mit seiner rauhen Stimme.' Demnach besteht der v. 1 nicht etwa nur auf *voci bestiali al tutto fuori dell'umano concetto* (Monti), er ist auch, abgesehen von der für einen Plutos nicht eben merkwürdigen aus dem Griechischen stammenden Interjektion *papè*, nicht fremdsprachig, vielmehr ist er ein Verwunderung und Wut ausdrückender italienischer Vers mit Aposiopese, in dem die sieben *a* vier *e* und vielen *p* sowie das zweimalige *papè* und die Wiederholung

von *Satan* durch das voller klingende *Satana* wohl das Gebrüll des Dämons andeuten sollen. Die Interj. *papè* wird schon vor Dante von Papia und Uguccione angeführt und war zu Dantes Zeit sehr bekannt (vgl. dazu D. Guerri, *Alcuni versi*, 1908, S. 5 u. 17), und auch griech. παπαῖ wird gern wiederholt; *Satana* gibt es neben *Satan* und die Konjunktivform *leppe*, die mit *seppe* reimt, neben *leppi* von ält. it. *leppare* 'togliere, levar via' (Petrocchi). Der Elfsilbler hat jetzt richtig die Zäsur nach der 6. und die Betonung auf der 2., 6. und 10. Silbe. Die Bemerkung im v. 3, daß Vergil *tutto seppe*, bedeutet nun nicht mehr, daß er ausnahmsweise jenen Vers verstand, wie Scartazzini und Bignone a. a. O. und Casini, Div. comm., S. 44, meinten, sondern sie bezieht sich doch wohl darauf, daß nach Vergils Kenntnis Plutos gar nicht imstande war, Dante am Weitergehen zu hindern. — Ein Bericht über diese Ausführungen ist in der 5. Beilage der 'Vossischen Zeitung', 1921, Nr. 260, erschienen.

An der lebhaften Diskussion beteiligen sich u. a. die Herren Tiktin, Ludwig, Kuttner, Cohn.

Herr Kartzke spricht über *Upton Sinclair*. Obwohl nach Georg Brandes Upton Sinclair zu den bedeutendsten amerikanischen Schriftstellern gehörte, ist er bis vor kurzem in der zünftigen amerikanischen Literaturgeschichte übergangen worden. Erst in dem jüngst erschienenen Buche 'The American Novel' erwähnt ihn Karl van Doren, der in der 'Nation' vom 28. September 1921 ihm eine dankenswerte, eingehendere Würdigung zuteil werden läßt. Auch dieser anregende Essay wird kaum etwas daran ändern, daß der Verf. des 'Jungle' in allen außeramerikanischen Ländern mehr gelesen wird als daheim, und daß sein Einfluß nach wie vor überschätzt werden wird. Die scharfe Kritik an den sozialen Einrichtungen, die Bloßlegung häßlicher und abstoßender Schäden wird von dem amerikanischen Publikum als übertrieben und abstoßend empfunden, denn der Glaube, daß es in den Staaten dem ungelernten Arbeiter besser als sonstwo gehe, durchdringt das amerikanische Lesepublikum, dessen größter Teil aus Damen besteht und gar zu gern den melodramatischen Sieg der Tugend als Abschluß wünscht. Dem Glaubenssatz von 'God's country' stehen Sinclairs Werke als ein modernes J'accuse entgegen. Elend und Not der Immigranten, das gewissenlose Treiben gewisser Politiker und Geldmagnaten werden mit unerbittlicher Wahrheitsliebe geschildert. Im 'Jungle', 1907, ersteht vor uns das erschütternde Bild der Chicagoer stockyards, in dem das Martyrium der Arbeiter oft mit dantesker Großartigkeit gezeichnet wird und denen der Sozialismus eine Verheißung wird. Im 'Overman', 1907, sehen wir als Gegenstück zu dem proletarischen Heloten den Börsenspekulanten, das smart set, deren genaueres Bild in 'Metropolis', 1908, ersteht. Die Börsenpanik von 1907 spiegelt sich in den 'Money-changers'. Als Ebenbild des Verf. erscheint 1908 'Samuel the Seeker', ein reiner Tor, der Kirche und Gesellschaft katechesiert und gläubiger Sozialist wird. 'King Coal', 1907, mit einer Vorrede von Georg Brandes, enthüllt die Lohnsklaverei in Colorado, Vorgänge, die sich 1914 und 1915 wirklich abgespielt haben. Auf dieses Seitenstück zu Zolas 'Germinal' folgen 1918 die 'Profits of religion', die allerdings allzu materialistisch der positiven Seite der Religion nicht gerecht werden. In 'Jimmy Higgins' gibt der Verf. die Geschichte eines amerikanischen Sozialisten, der schließlich gegen die russische Revolution verwandt wird und als Märtyrer einer Überzeugung stirbt. Der letzte Roman '100 %, the story of a patriot' zeigt die Sozialistenverfolgungen in ihrer ganzen Brutalität. Das letzte Werk, das als Motto tragen sollte 'Tua res agitur', ist der 'Brass check', in dem die Korruption der amerikanischen Presse dokumentarisch festgelegt wird. Wenn man Literatur als Spiegel des Volkslebens ansehen will, ist Upton Sinclairs Werk ein not-

wendiges Korrektiv gegen die einseitig optimistische Note des amerikanischen 'best seller's', der von der Candide-Überzeugung der besten aller Welten erfüllt ist.

Zweifellos ist auch Sinclair einseitig, überhitzt, vielleicht auch manchmal sensationell, überall ein gläubiger Sozialist, dessen Optimismus für die zukünftige bessere Welt einen resignierten Europäer mit Neid erfüllen kann. Einige seiner Werke erheben sich zweifellos zu künstlerischer Höhe, andere sind allerdings durch die zu aufdringliche Tendenz beeinträchtigt. Aber auch dort entschädigt sein hohes Ethos, das ihm als Journalisten Jaurès' Motto voranleuchten läßt: La politique, c'est à dire la vérité.

Herr Kartzke spricht über *Upton Sinclair.*

Herr Studienrat Balzer wird aufgenommen.

Sitzung vom 20. September 1921.

Die Gesellschaft gedenkt des 600jährigen Todestages Dantes, dessen efeuumrahmtes Bild die Wand des Sitzungsraumes schmückt. Der Vorsitzende schildert in längerer Ausführung, wie die Gesellschaft den 600jährigen Geburtstag des Dichters beging.

Alsdann sprechen

Herr Wolff zum *'Werden der Göttlichen Komödie'*,

„ Wechßler über *'Die Allegorie der Commedia'*,

„ Kolsen über *'Dante und den Trobador Arnaut Daniel'*.

Die Kassenprüfer haben die Kasse geprüft und richtig befunden. Dem Kassierer wird Entlastung erteilt.

Zur Aufnahme sind vorgeschlagen: Herr Dr. Walther Brewitz und Herr Studienrat Dr. W. Hübner.

Herr Kolsen spricht über *Dante und Arnaut Daniel.* Aus Purg. 26, 115 ff. geht für ihn nicht, wie für Diez (Poesie², S. 185) u. a., hervor, daß der Trobador Arnaut Daniel außer lyrischen Dichtungen auch Romane verfaßt haben müsse, von denen und über die doch nirgends eine Spur zu finden sei. Vielmehr sei da zu verstehen: Arnaut habe Liebeslieder und Prosaromane, d. h. verschiedenartige literarische Erzeugnisse anderer Verfasser, übrtroffen oder überholt als der 'treffliche Schmied seiner Muttersprache', er stelle in seinen Gedichten sämtliche früheren provenzalischen Werke, ohne Unterschied, durch die meisterhafte Beherrschung der provenzalischen Sprache in den Schatten. — Den Vers Purg. 146, von dem z. B. Blanc, Versuch, II 104 handelt, liest der Vortragende, unter Verwerfung des widersinnigen escalina 'kleine Treppe' und im Hinblick auf das in den Hss. neben *sens* sich findende *ses: Que us guid al som, s'es freich[s] e s'es calina*; auf der ganzen Wanderung geleite sein Wert den Dichter, bis er, ob Kälte sei oder Hitze, d. h. auf alle Fälle, zum Empyreum gelange. — Arnaut gehöre gar nicht in den Kreis der Wollüstigen im Purgatorio; vielmehr war er in der Liebe rein (Ged. 10 II) und zurückhaltend (Gr. 233, 4 VII), kämpfte in *Pos Raimons* gegen die Unsittlichkeit an und wurde in Gr. 447, 1, dessen 5. und 6. Str. auch Canello, Arn. D., S. 7, mißversteht, gerade seiner Keuschheit wegen verhöhnt. Auch ist in der A. Daniel verspottenden Strophe von Gr. 323, 11 (Appel, Chrest., S. 118, Var. zu 43/8), die von Peire d'Alvernhe stamme, von seiner Lasterhaftigkeit keine Rede. — Da Arnaut schon um 1160, und nicht erst um 1180, zu dichten begann (s. Arch. 141, 250 und ausführlicher demnächst in der 'Zeitschrift' unter 'Altprovenzalisches', Nr. 9, IV), so könne er sehr wohl der Erfinder der von Dante, De vulg. el. II, 10 und 13 bei ihm so geschätzten *rimas dissolutas* sein und brauche diese Künstelei nicht Raimbaut d'Aurenga entlehnt zu haben, wie Ca-

nello, Ausg. S. 20/1, und Maus, Strophenbau S. 49, annehmen zu müssen glauben. — Für einige noch unklare Stellen in Gedichten Arnauts, besonders den von Dante zitierten (4, v. 41 — 49, VI und VII, 17, v. 11 und 18, VII), werden Deutungen gegeben, die gelegentlich in einem Fachblatte wiederholt werden sollen.

Sitzung vom 11. Oktober 1921.

Herr Brandl berichtet über die Verhandlungen des Philologentages in Jena. Daran anschließend trägt er vor über die *Weird sisters* im 'Macbeth'. Der Vortrag erscheint in der Liebermann-Festschrift.

Der Lektor des Englischen Herr Prof. Dr. Freund und Herr Studienrat Schneider werden zur Aufnahme gemeldet. Die Herren Brewitz und Hübner werden in die Gesellschaft aufgenommen.

Sitzung vom 8. November 1921.

Herr Ludwig trägt über '*Milton in französischer Beleuchtung*' *vor.* Der Vortrag wird im 'Archiv' erscheinen.

An der Diskussion beteiligen sich die Herren Gade und Woltmann. Herr Herzfeld fragt nach den Quellen des Paradise Lost. Ihm selbst sind nur zwei bekannt.

Herr Studienrat Schneider wird aufgenommen.

Der Vorstand für 1922 wird wie folgt gewählt: 1. Vorsitzender Herr A. Brandl; 2. Vorsitzender Herr A. Ludwig; 1. Schriftführer Herr H. Gade; 2. Schriftführer Herr M. Born; 1. Kassenwart Herr M. Kuttner; 2. Kassenwart Herr G. Opitz.

Der Vorsitzende macht auf das Rundschreiben des Allgem. Deutschen Neuphilologenverbandes und die Tagung in Nürnberg zu Pfingsten 1922 aufmerksam und fordert die noch nicht dem Verbande angehörenden Mitglieder der Gesellschaft zum Beitritt in den Verband auf.

Herr Freund wird in die Gesellschaft aufgenommen.

Sitzung vom 22. November 1921.

Herr Wolff gibt Übersetzungsproben aus Dante.

Herr Kuttner spricht '*Zur Negation im Französischen*'.

Herr Strohmeyer neigt der Lerch'schen Betrachtungsweise der Negation zu. Er möchte annehmen, daß Fälle wie *je n'ose pas* der reflektierenden, *je n'ose* dagegen der affektvollen Redeweise angehören. — Der Vortragende will sich weniger gegen die Erklärungen Lerchs im einzelnen gewendet haben als gegen die philosophisch-ästhetisierende Betrachtungsweise im allgemeinen, die er im Interesse der historisch begründeten und nur auf diesem Grunde sicher fußenden Wissenschaft ablehnt.

Herr Milléquant und Herr Wechßler schließen sich der Auffassung des Vortragenden vollinhaltlich an.

Herr Becker bleibt bedenklich. Er kann es sich nicht erklären, warum die Sprache, die neben einem *je ne puis* ein *je ne peux pas*, neben *je n'ose* ein *je n'ose pas* u. a. Fälle bildete, nicht auch mit anderen Verben entsprechend verfuhr, also neben einem *je ne parle pas* ein *je ne parle* schuf.

Auch hier sieht der Vortragende die Gründe in der historischen Entwicklung der Sprache, deren Verschiebung der Tonverhältnisse mehr und mehr zur Anstrebung eines Zielverhältnisses führte. In der Verbindung von *Oser* u. a. Modalien mit dem Infinitiv sei der Infinitiv das Ziel. Daß *vouloir* nicht

an der Differenzierung des negierten Satzes teilgenommen habe, erkläre sich vielleicht aus dem Begriff des Wollens.

Der Antrag auf Aufnahme von Frauen wird abgelehnt.

Es wird beschlossen, das Eintrittsgeld (oder, wie Herr Tiktin es abzuändern bittet, die Aufnahmegebühr) auf 10 Mark zu erhöhen.

Zur Aufnahme werden vorgeschlagen: Herr Studienrat Dr. Sixtus, Herr Dr. Ahrens, Herr Studien-Assessor Dr. Phönix.

Sitzung vom 13. Dezember 1921.

Herr Wechßler spricht über *'Die phänomenologische Methode in der Literatur und Sprachforschung'*.

Herr Adolf Müller gibt Erinnerungsbilder aus den fünfzig Jahren seiner Mitgliedschaft zur Berliner Gesellschaft. Die Gesellschaft wählt Herrn Adolf Müller einstimmig zum Ehrenmitglied. Herr Ludwig widmet dem scheidenden 1. Vorsitzenden warme Worte des Dankes für die aufopfernde Hingabe, mit der er sieben Jahre lang in schwerer Zeit den Vorsitz geführt hat. Herr Brandl, der neugewählte 1. Vorsitzende, schließt sich dieser Dankesbezeigung an.

Zur Aufnahme sind gemeldet die Herren Drs. Behr, Grabert, Rohlfs, Schiffer.

Die Herren Ahrens, Phoenix und Sixtus werden in die Gesellschaft aufgenommen.

Verzeichnis der Mitglieder

der Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen.

Januar 1922.

Vorstand.

Vorsitzender:	Herr A. Brandl.
Stellvertretender Vorsitzender:	„ A. Ludwig.
Schriftführer:	„ H. Gade.
Stellvertretender Schriftführer:	„ M. Born.
Erster Kassenführer:	„ M. Kuttner.
Zweiter Kassenführer:	„ G. Opitz.

A. Ehrenmitglieder.

Herr Dr. Meyer-Lübke, Wilhelm, ord. Professor an der Universität, Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Wien. Bonn.

„ Dr. Müller, Adolf, Professor, Studienrat a. D., Berlin-Friedenau, Kaiserallee 114.

Frau Vasconcellos, Carolina Michaëlis de, Dr. phil. Porto, Cedofeita.

B. Ordentliche Mitglieder.

Herr Dr. Ahrens, Th. G., Wilmersdorf, Landauer Str. 4 I.

„ Dr. Anderten, Berlin-Reinickendorf, Residenzstr. 47.

„ Dr. Aronstein, Ph., Professor, Studienrat am Sophien-Realgymnasium. Berlin NW 87, Elberfelder Str. 28.

„ Balzer, Oskar, Studienrat am Lyzeum, Oranienburg, Seestr. 12.

„ Dr. Becker, Gustav, Studienrat an der Charlottenschule. Berlin-Steglitz, Mommsenstr. 25.

„ Dr. Beer, Oskar, Studienrat, Berlin-Halensee, Katharinenstr. 5 III.

„ Dr. Bitterhoff, Max, Studienrat an der XIII. städt. Realschule. Berlin NW, Crefelder Str. 11.

„ Dr. Block, John, Professor, Studienrat an der Goetheschule. Halensee, Seesener Str. 18.

„ Dr. Bolle, Wilhelm, Oberstudiendirektor des Realgymnasiums in Friedrichsfelde, Karlshorst, Treskow-Allee 91.

„ Dr. Born, Max, Studienrat an der Chamissoschule. Berlin-Friedenau, Wielandstr. 38.

„ Dr. Brandl, Alois, Geh. Regierungsrat, ord. Professor an der Universität, Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Berlin W 10, Kaiserin-Augusta-Str. 73 III.

„ Dr. Brewitz, W., Berlin W 57, Potsdamer Str. 90.

„ Dr. Brüß, Friedrich, Studienrat an der Oberrealschule. Berlin-Wilmersdorf, Mannheimer Str. 44.

„ Dr. Buchenau, Artur, Stadtschulrat. Charlottenburg V, Schloßstraße 46.

„ Dr. Carel, George, Professor, Studienrat a. D. Berlin-Steglitz, Brandenburgische Straße 2a, III r.

„ Dr. Churchill, George B., Professor am Amherst College. Amherst, Massachusetts, U. S. A.

„ Dr. Cohn, Georg. Berlin-Friedenau, Kaiserallee 114.

„ Dr. Dierks, Studienrat. Spandau, Hohenzollernring 117 I.

„ Doegen, Wilh., Studienrat an der XI. städt. Realschule. Zehlendorf, Alsenstr. 121.

Herr Dr. Driesen, Otto, Studienrat an der städt. Realschule in Charlottenburg. Charlottenburg, Giesebrechtstr. 6.
„ Dr. Düvel, Wilh., Direktor der Herderschule. Charlottenburg, Bayernallee 4.
„ Dr. Ebeling, Georg, ord. Professor a. d. Universität. Kiel, Feldstr. 88.
„ Dr. Engwer, Theodor, Geh. Oberregierungsrat und Vortragender Rat im Kultusministerium. Berlin-Wilmersdorf, Prinzregentenstr. 76.
„ Dr. Fiedler, Fritz, Studienrat. Berlin-Steglitz, Bergstr. 11.
„ Freudel, Karl, Studienrat. Berlin NO 35, Elbinger Str. 58.
„ Dr. Freund, Julius, Professor, Charlottenburg, Leistikowstr. 6.
„ Friedländer, J., Studienrat an der III. Oberrealschule. Berlin, Schönhauser Allee 31.
„ Dr. Fuchs, Max, Professor, Studienrat an der VI. städt. Realschule. Friedenau, Stubenrauchstr. 5.
„ Dr. Gade, Heinrich, Professor, Studienrat am Andreas-Realgymnasium. Berlin NO 43, Am Friedrichshain 7 III b.
„ Gautier, Paul, Lektor. Berlin W 62, Tauentzienstr. 13 a.
„ Dr. Gerike, Studienrat. Berlin-Lichtenberg, Möllendorfstr. 12 I r.
„ Dr. Glawe, Studien-Assessor, Berlin N, Invalidenstr. 159.
„ Dr. Grabert, Willy, Studienrat, Oberschöneweide, Wilhelminenhof 6.
„ Dr. Haak, Paul, Studien-Assessor. Berlin-Charlottenburg, Bayreuther Straße 3 III.
„ Hanitsch, E., Studienrat. Berlin-Treptow, Defreggerstr. 1 a.
„ Dr. Herrmann, Albert, Professor, Studienrat an der XII. städt. Realschule. Berlin NO 43, Am Friedrichshain 13.
„ Dr. Herzfeld, Georg. Berlin W, v. d. Heydt-Str. 4.
„ Dr. Hille, Karl, Studienrat am Realgymnasium in Lichtenberg. Berlin-Lichtenberg, Rathausstr. 6.
„ Dr. Hoffmann, Fritz, Studienrat am Lyzeum i. E. in Reinickendorf. Berlin-Hermsdorf, Hennigsdorfer Str. 6.
„ Holland, Reinhard, Studienrat. Berlin NO 55, Hufelandstr. 8 III.
„ Dr. Hörning, Willy, Studienrat am Realgymnasium zu Lichtenberg. Lichtenberg-Berlin, Möllendorfstr. 108/9.
„ Dr. Hübner, Walter, Studienrat, Berlin-Steglitz, Bismarckstr. 71.
„ Dr. Kartzke, Georg, Studienrat. Treptow, Am Treptower Park 54.
„ Dr. Kolsen, Adolf, Professor. Berlin W 30, Schwäbische Str. 3 III.
„ Krankemann, Erich, Studienrat. Neukölln, Mareschstr. 18.
„ Dr. Krueger, Gustav, Professor, Studienrat a. D., Lektor des Englischen an der Technischen Hochschule zu Charlottenburg. Berlin W 10, Bendlerstr. 17.
„ Krüger, Max, Studienrat, Steglitz, Heesestr. 11.
„ Dr. Kuttner, Max, Professor, Direktor der Bertram-Realschule. Berlin-Steglitz, Am Stadtpark 1.
„ Lahmann, Gustav, ordentl. Lehrer an der Schillerschule. Berlin NW 52, Thomasiusstr. 2.
„ Langenscheidt, C., Verlagsbuchhändler. Berlin-Schöneberg, Bahnstraße 29/30.
„ Dr. Lewent, Kurt, Studienrat am Dorotheenstädtischen Realgymnasium. Berlin NW 87, Solinger Str. 4.
„ Dr. Lommatzsch, Erhard, Prof. an der Universität Greifswald.
„ Dr. Löschhorn, Hans, Professor, Studienrat a. D. Berlin W 35, Genthiner Str. 41 III.
„ Dr. Ludwig, Albert, Direktor des Realgymnasiums zu Lichtenberg. Berlin-Lichtenberg, Parkaue 12.
„ Luft, Friedrich, Professor, Studienrat am Hohenzollerngymnasium. Berlin-Friedenau, Kaiserallee 74.

Herr Dr. Michaelis, Paul, Studienrat, Berlin NO 55, Raabestraße 17.
„ Milléquant, Lektor an der Universität, Charlottenburg, Dernburgstraße 4.
„ Moellig, Hans, Studien-Assessor, Berlin NW 21, Alt-Moabit 106.
„ Dr. Müller, Adolf, Professor, Studienrat a. D. Berlin-Friedenau, Kaiserallee 114.
„ Dr. Müller, August, Professor, Studienrat an der Elisabethschule. Berlin SW 47, Großbeerenstr. 55 part.
„ Dr. Nadler, Hugo, Studienrat. Berlin NW 52, Paulstr. 14.
„ Dr. Naetebus, Gotthold, Direktor der Universitäts-Bibliothek. Groß-Lichterfelde O, Frauenstr. 3.
„ Dr. Nobiling, Fr., Professor, Studienrat an der Oberrealschule II in Charlottenburg. Charlottenburg, Schillerstr. 8.
„ Opitz, G., Geh. Studienrat a. D. Steglitz, Grenzburgstr. 6.
„ Dr. Otto, Ernst, Direktor des Realgymnasiums. Berlin-Reinickendorf-Ost, Bernerstr.
„ Dr. Pariselle, Eugène, Professor, Lektor der französischen Sprache an der Universität. Berlin W 30, Landshuter Str. 36 II.
„ Dr. Philipp, Karl, Professor, Studienrat an der Oberrealschule. Kottbus, Wallstr. 45.
„ Dr. Phoenix, Walter, Studien-Assessor, Lichterfelde-Ost, Bahnhofstraße 19.
„ Dr. Püschel, Kurt, Studienrat an der Kierschner-Oberrealschule. Berlin NW 21, Bochumer Str. 4.
„ Dr. Risop, Alfred, Professor, Studienrat a. D. Berlin-Steglitz, Bergstr. 74.
„ Roettgers, Benno, Professor, Direktor der 8. Realschule. Berlin N 31, Rheinsberger Str. 4/5.
„ Dr. Rohlfs, Gerhard, Berlin-Steglitz, Schillerstr. 8.
„ Dr. Rosenberg, Felix, Professor, Studienrat am Köllnischen Gymnasium. Berlin-Lichterfelde, Unter den Eichen 127.
„ Dr. Roth, Wilhelm, Studienrat, Berlin-Südende, Krumme Str. 9.
„ Röthig, Max, Studienrat. Berlin NW 113, Bornholmer Str. 84.
„ Dr. Sabersky, Heinrich. Berlin W 35, Genthiner Str. 28 I.
„ Dr. Saß, Ernst, Studienrat am Mommsen-Gymnasium. Grunewald, Humboldtstr. 6a.
„ Dr. Schade, Studienrat. Berlin-Tempelhof, Bosestr. 45.
„ Dr. Schiffer, Erhard, Studien-Assessor, Wilmersdorf, Kaiserallee 170.
„ Dr. Schleich, Gustav, Professor, Geh. Stud.-Rat, Direktor des Friedrich-Realgymnasiums. Berlin SW 47, Katzbachstr. 12 II.
„ Dr. Schmidt, Karl, Professor, Studienrat am Kaiser-Wilhelm-Realgymnasium. Berlin-Tempelhof, Blumenthalstr. 22.
„ Schmidt, Paul, Studienrat. Berlin NW 21, Essener Str. 20.
„ Schneider, Fritz, Studienrat, Niederschönhausen, Cottastr. 1, bei Durain.
„ Dr. Seibt, Robert, Professor, Studienrat am Königstädtischen Gymnasium. Berlin W 50, Meinekestr. 15.
„ Dr. Seyger, Studienrat, Berlin-Tempelhof, Moltkestr. 12.
„ Dr. Siefken, O., Direktor. Berlin-Treptow, Neue Krugallee 6.
„ Dr. Siefken, O., Oberstudiendirektor, Berlin-Treptow, Neue Krugallee 6.
„ Dr. Sixtus, Johannes, Studienrat, Berlin W 80, Neue Winterfeldstr. 8.
„ Smith, James, M. A., Lehrer des Englischen.
„ Dr. Söhring, Otto, Gymnasialdirektor, Hilfsarbeiter im Auswärtigen Amt. Lichterfelde, Elisabethstr. 16.
„ Dr. Speck, Johannes, Studienrat am Paulsen-Realgymnasium. Berlin-Steglitz, Birkbuschstr. 16.

Herr Dr. Spies, Heinrich, ord. Professor an der Universität. Greifswald, Blücherstr. 2.
„ Dr. Splettstößer, Willy, Professor, Studienrat an dem Dorotheen-Lyzeum in Berlin. Berlin-Halensee, Schweidnitzer Str. 7.
„ Dr. Strohmeyer, Fritz, Professor, Direktor des Lyzeums IV in Berlin-Wilmersdorf. Wilmersdorf, Weimarische Str. 24.
„ Theel, Adalbert, Studienrat, Berlin NO 18, Friedrichstr. 60.
„ Thiedke, Gustav, Studienrat am Helmholtz-Gymnasium zu Schöneberg. Friedenau, Stierstr. 5.
„ Dr. Tiktin, H., Professor am Orient. Seminar. Berlin-Friedenau, Isoldestr. 1.
„ Dr. Tobler, Rudolf, Professor, Studienrat am Joachimsthalschen Gymnasium. Templin, Uckermark, Joach.-Gymn. Villa V.
„ Dr. Vollmer, Erich, Professor, Studienrat am Bismarck-Gymnasium. Berlin-Wilmersdorf, Nassauische Str. 37 I.
„ Dr. Wagner, Max Leop., Privatdozent an der Universität. Berlin-Charlottenburg, Kantstr. 31
„ Dr. Walter, Erwin, Studienrat, Charlottenburg, Savigny-Platz 5.
„ Dr. Wechßler, Eduard, ord. Prof. a. d. Friedrich-Wilhelm-Universität. Nikolassee (W. S.), Teutonenstr. 6.
„ Dr. Wende, Fritz. Charlottenburg, Berliner Str. 22.
„ Wiegmann, Hugo, Studienrat, Reinickendorf, Seebad 6 I.
„ Wilke, Felix, Professor, Studienrat an der Kaiser-Friedrich-Schule in Charlottenburg. Klein-Glienicke (Mark), Am Böttcherberg.
„ Dr. Winckler, Carl, Professor, Studienrat am Lyzeum in Grunewald. Grunewald, Siemensstr. 22.
„ Dr. Wiske, Friedrich, Studienrat. Berlin N 58, Stubbenkammerstraße 1.
„ Dr. jur. Wolff, Max J., Professor. Berlin W 15, Wielandstr. 24.
„ Woltmann, Studienrat, Berlin-Schmargendorf, Sulzaer Str. 8.
„ Zack, Julius, Professor, Studienrat an der XIII. städt. Realschule. Berlin SW 46, Luckenwalder Str. 10.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

Zur neueren deutschen Literaturgeschichte.

Wolfgang Liepe, Elisabeth von Nassau-Saarbrücken. Entstehung und Anfänge des Prosaromans in Deutschland. Halle a. d. S., Niemeyer, 1920. XVI, 277 S.

Hans Heinrich Borcherdt, Augustus Buchner und seine Bedeutung für die deutsche Literatur des 17. Jahrhunderts. München, Beck, 1919. VIII, 177 S. M. 12.

Walter Harich, E. T. A. Hoffmann, Das Leben eines Künstlers. Berlin, Erich Reiss [1920]. I: 290 S.; II: 386 u. 14 S. M. 85.

Oskar Walzel, Friedrich Hebbel und seine Dramen. Ein Versuch. 2. Aufl. Leipzig und Berlin, Teubner, 1919. 139 S. (Aus Natur u. Geisteswelt 408.)

Ludwig West, Martin Greifs Jugenddramen (Deutsche Quellen und Studien, hg. von Wilh. Kosch 5). München, Lindauer, 1916. VIII, 127 S.

Harry Maync, Detlev von Liliencron. Eine Charakteristik des Dichters und seiner Dichtungen. Berlin, Schuster und Loeffler [1920]. 164 S. M. 8,75.

P. Leuzinger, Balladen und Romanzen in der Schweiz vor Conr. Ferd. Meyer. Züricher Dissertation. Zürich, 1919. 255 S.

Werner Deetjen, Sie sollen ihn nicht haben! Tatsachen und Stimmungen aus dem Jahre 1840. Weimar, H. Böhlaus Nachf., 1920. 67 S. M. 6.

Adolf Trendelenburg, Zu Goethes Faust. Vorarbeiten für eine erklärende Ausgabe. Berlin und Leipzig, Vereinigung wissenschaftlicher Verleger, 1920. 162 S. M. 7.

Die deutsche Literaturgeschichte hat ihre Stiefkinder. Zu diesen gehört nicht zuletzt die Zeit zwischen dem Verfall der höfischen Kunst und dem Reformationszeitalter — begreiflich genug wird solche Vernachlässigung, wenn man bedenkt, daß die Anteilnahme der Forscher, wie recht und billig, zunächst den glänzenden Erscheinungen unseres Schrifttums galt, daß aber Geschlechter, die mit der Kunst Hartmanns und Gottfrieds nichts mehr anzufangen wußten, etwas wie bedauernde Geringschätzung traf. Aber in einem lebendigen Volke bergen die Jahre des Verfalls Keime künftiger großer Leistungen: wer also den Gesamtverlauf der Geistesgeschichte wirklich verstehen will, darf nicht vorübergehen an Jahrhunderten, die ästhetisch vielleicht nicht besonders Reizvolles bieten, in denen sich aber die Zukunft vorbereitet.

Einem solchen Abschnitt der Literaturgeschichte gilt Liepes Buch: die philologische Erforschung der schriftstellerischen Tätigkeit Elisabeths von Nassau-Saarbrücken (ca. 1397—1456) gibt Gelegenheit und Veranlassung, Licht zu bringen in die Entstehung des deutschen Romans. Wir haben hier eine starke wissenschaftliche Leistung erhalten: Literarhistoriker und Philologe sind im Verfasser eine glückliche Verbindung eingegangen; dieser hat alle Mittel seiner Wissenschaft auf die Texte verwandt und klärt nicht nur die Fragen der Entstehungszeit, des Quellenverhältnisses, des Alters und der

Beziehungen der Handschriften in schlüssiger Weise, es gelingt ihm auch, den vollen Umfang der schriftstellerischen Tätigkeit dieser französisch-deutschen Fürstin festzustellen: neben *Hug Scheppel* und *Loher und Maller* werden künftig auch *Herpin* und *Sibille* als Werke ihrer Feder zu gelten haben, der Literarhistoriker aber versteht, da wo der spröde Stoff es nur einigermaßen zuläßt (vor allem in den beiden einleitenden Kapiteln), ihm eine anziehende Form zu geben.

Als Ergebnis dieser Eingangsabschnitte ist vor allem der Nachweis der verschiedenen Entwicklung deutscher und französischer Romandichtung hervorzuheben. In Frankreich entstand der Roman durch die Auflösung älterer Epen in Prosa, in Deutschland begann er mit Übersetzungen, eben denen Elisabeths. Demnach ist der deutsche Roman in seinem Ursprung gar nicht bürgerlich; er ist es nur, insofern die adlige Kunst- und Lebensanschauung des Mittelalters sich mehr und mehr zersetzt hatte und allmählich die Anschauungen der neu werdenden Zeit, in der sich ein selbstbewußtes Bürgertum bildete, die Haltung der erzählenden Dichtung beeinflußten. Eigentümlich genug ist auch, daß die ersten deutschen Prosaromane nicht auf französischen Auflösungen von chansons de geste beruhen, sondern daß diese Fürstin in der Sprache ihrer neuen Heimat das tat, was die ersten Prosaverfasser französischer Romane in ihrer alten taten: sie setzte epische Erzeugnisse des Spätalters der chansons de geste in deutsche ungebundene Rede um.

Sie tat es in gar bescheidener Weise, deren enger Anschluß an die Vorlage zwar späterhin sich etwas lockert, aber niemals zu einem der Verschiedenheit der Formen bewußten künstlerischen Verfahren wird — schlagend wird das dargelegt an ihrer Herübernahme epischer Stilmittel der chansons de geste, die sich gar wunderlich in der veränderten Umgebung ausnehmen; ich füge hinzu, daß sich sogar noch in modernen Jugendbearbeitungen des *Herzogs Herpin* diese von Elisabeth doch nur aus Ungeschick übernommenen typischen Wendungen getreulich bewahrt finden: aus dem Volksbuch von 1514 sind sie in die Bearbeitung Gotthold Klees übergegangen (*Rittergeschichten*, Gütersloh 1906), eine Unsterblichkeit, die sich Elisabeth kaum träumen ließ. Denn sie hatte weder die Künstlergabe früherer Geschlechter, vermöge deren die höfischen Epiker den 'Büchern', die sie übernahmen, das Gepräge ihrer Persönlichkeit aufdrückten, noch einen Übersetzerehrgeiz, der in ihrer Zeit freilich verfrüht gewesen wäre; nur spärlich verrät sich hier und da in der Betonung der guten Lebensart ihrer Helden, in der Milderung oder Weglassung ihrer erotischen Taten, in der Verwendung gewisser Lieblingsbezeichnungen und der Behandlung der schmückenden Beiwörter eigene Stellungnahme zum Stoff oder schriftstellerische Erwägung — im allgemeinen wollte sie nichts, als schlecht und recht ihre Lieblingslektüre deutschen Lesern ihrer Kreise verständlich machen. Ästhetischen Reiz verdanken ihre Versuche einigermaßen nur der Sprache, nicht der persönlichen Elisabeths, sondern der unverbrauchten frühneuhochdeutschen Rede. Das ist aber ein Vorzug, den wir erst 'sentimentalisch' empfinden: wir werden Liepe recht geben müssen, wenn er unbarmherzig die Konstruktionen von Benz und anderen zerstört: von einer charakteristisch deutschen Kunst, die sich in der frühneuhochdeutschen Erzählungsprosa offenbare, kann nicht die Rede sein.

Der Inhalt der speziellen Untersuchung von Elisabeths Romanen ist schon angedeutet worden; die Ergebnisse werden sich im ganzen kaum anfechten lassen — zu einigen Einzelheiten seien einige Bemerkungen gestattet. Liepe beweist aus Mehrstellen Elisabeths, daß ihre unmittelbare Vorlage beim *Herpin* sich nicht mit der erhaltenen Chanson deckte. Das scheint mir auch aus Stellen der Übersetzung hervorzugehen. Bei ihrer durchgängigen Treue wäre sonst eine Übertragung wie auf S. 117 nicht möglich. Da steht deutsch: *aber ir sone kam wider In das gesesse de wol geborn In sein recht erbschafft,*

während es doch frz. viel klarer heißt: *Maix pues Rerint lour filz en teille pocession Quil Rout son yretaige et sa grant mancion.* Sicher ließen sich bei einer umfassenden Vergleichung noch mehr derartige Belege beibringen. Auf S. 114 verstehe ich nicht, warum der Vf. in der folgenden Stelle hinter *Dieu* ein ? setzt: *Dont parlait clariant qui cuer ot de laron Oncle fuit guenelon Dieu nait s'ame pardon.* — Der Sinn ist: Clariant, der Oheim Ganelons, dessen Seele Gott nicht verzeihen möge. S. 86 und öfter (215 Anm., 219) bezeichnet der Vf. *Galalon* als irrtümlich für *Ganelon* gesetzt — aber es handelt sich um einen spanischen Text, und span. heißt der Verräter durchgehends *Galalon*, daher kann die Ansicht Guessards betr. Abweichens der span. Prosa von der Chanson nicht so einfach abgetan werden, wie es S. 215 Anm. geschieht. — S. 196 Anm. 3 wird bemerkt, daß die frz. Sibillenprosa den wackeren Warakir zum Köhler mache: das tut nicht nur sie allein, auch ein span. Drama aus diesem Stoffkreis (von Mira de Amescua) heißt *Los carboneros de Francia y reina Sevilla.* — Auf S. 264 (letztes Beispiel) kann man wohl nicht sagen, daß die Sinnentstellung durch wörtliche Nachbildung einer frz. Konstruktion entstanden sei, es handelt sich um ein Danebengreifen in der Übertragung des Wortes *fait.* — Ein sinnstörender Druckfehler ist auf S. 70, Z. 4 v. u. stehengeblieben: die Chanson de geste-Prosen sollen doch wohl die innerlich ungeformteste Gattung (nicht um-) sein.

Auch das siebzehnte Jahrhundert gehört, soweit nicht gerade einzelne besondere Persönlichkeiten in Frage kommen, zu den im Schatten liegenden Gebieten. Ein bißchen literaturgeschichtliche Vergeltung ist hier dabei: seine Männer haben in dem Stolz ihres Renaissancegefühls die Unsterblichkeit zu leicht vorausgenommen, und da spätere Geschlechter in ihren dichterischen Leistungen für die Lobsprüche, mit denen sie sich überhäuften, keinen zureichenden Grund fanden, so haben sie gar zu schnell vergessen, welche Wichtigkeit diese Zeit für die formale Vorbereitung der großen Tage des achtzehnten Jahrhunderts hatte. Buchner ist ein deutliches Beispiel für den Wandel der Zeiten: den Mitlebenden, und zwar solchen aller Richtungen, war kaum ein Preis klingend genug, kein Name des Altertums zu groß, um ihn dem seinen zu paaren; unsere modernen Literaturgeschichten (Scherer, Koch, Meyer) haben gerade einen Satz für ihn, aus dem niemand entnehmen könnte, daß es sich um eine für die Entwicklung unseres Geisteslebens recht bedeutsame Persönlichkeit handelt.

Borcherdts Buch will ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen. Nicht als ob der Dichter Buchner gerettet werden sollte: der hatte seinen Lohn zu seinen Lebzeiten dahin. Aber er war eine echte und rechte Gelehrtennatur, ein Mann der Systematik, und als solcher hat er sein ganz wesentliches Verdienst daran, daß Opitzens Lehre zur Geltung gelangte und die weitere Entwicklung bestimmte. Buchner war 45 Jahre lang Professor der Poesie in Wittenberg; daß er als solcher Vorlesungen über deutsche Poetik gehalten hat, läßt sich aktenmäßig nicht nachweisen — Borcherdt macht es aber höchst wahrscheinlich und glaubt sogar von einer Wittenberger Dichterschule sprechen zu sollen. Das heißt nun nicht, daß an den Ufern der Elbe ein Kreis von Poeten besonderer Art erwachsen sei; es soll nur bedeuten, daß eine recht anschnliche Anzahl mehr oder minder namhafter Dichter Buchner ihre formale Schulung dankten: mehr hatte er, dessen eigene Begabung wesentlich ein gewisses metrisches Gefühl war, nicht zu bieten — für seine Zeit war es aber nicht wenig und vielleicht das notwendigste. Mit alledem hängt zusammen, daß Buchner eine sehr sympathische, aber nicht hinreißende Persönlichkeit war, und daraus wieder ergibt sich, daß die Schilderung seines Erdenwallens und seines Schaffens nicht gerade Gelegenheit gibt, stilistische Künste zu entfalten: wie der Held, so ist seine Biographie ein bißchen trocken. Das Buch war schon 1914 fertig, sollte 1915 erscheinen — der begonnene Druck hat unterbrochen werden müssen und ist schließlich nur unter

Kürzungen beendet worden. Vielleicht hätte der Vf., wenn er erst in unserer Zeit an die Arbeit gegangen wäre, von vornherein die Form des Zeitschriftenaufsatzes gewählt: auch in engerem Rahmen hätte Buchner wohl die Gerechtigkeit widerfahren können, auf die er Anspruch hat. Über seine Beziehungen zur Fruchtbringenden Gesellschaft dürfte noch nicht das letzte Wort gesprochen sein, wie inzwischen schon Baesecke (*Anzeiger f. dtsch. Altertum* 40 f. 1920) dargelegt hat.

Auf betretenere Pfade gelangen wir mit den folgenden Büchern: Harichs E. T. A. Hoffmann-Werk teilt mit den beiden besprochenen die Absicht, eine Persönlichkeit unserer Geistesgeschichte in vollem Ausmaß ihres Wollens und Vollbringens kennen zu lehren, ihrer eigentlichen Bedeutung gerecht zu werden. Der Berliner Kammergerichtsrat ist freilich ein Dichter ganz anderen Wuchses als die schriftstellernde Fürstin, der Wittenberger Professor; aber im Schatten der Literaturgeschichte hat er doch lange genug gestanden. Die Geschichte seines Nachruhms sollte einmal genauer erforscht und dargestellt werden; bekannt genug ist ja der Unterschied in der Schätzung, die ihm Jahrzehnte hindurch in Frankreich und bei uns zuteil wurde; weniger beachtet hat man, daß, innerste Seelenverwandtschaft spürend, der eine oder andere unserer Poeten (ich nenne nur Hebbel, O. Ludwig, Wagner, Keller, Storm, H. Seidel) immer wieder auf Hoffmanns halbverwehten Spuren wandelte, während die geltende Lehre der Literaturgewaltigen über ihn den Stab brach. Wie sagte doch die im großen Publikum mit gutem Recht verbreitetste Geschichte der deutschen Dichtung, die Vilmars? 'Wer seinem "Kater Murr", seinen "Teufelselixieren", seinem "Nußknacker und Mausekönig" Geschmack abgewinnen kann, für den ist schwerlich Goethe und Schiller noch vorhanden, geschweige denn ein Nibelungenlied oder ein Homer.' Und 1900 begrüßte ein Rezensent die Ausgabe Grisebachs (in Hesse und Beckers Klassikerbibliothek) mit der zürnenden Frage: Was soll überhaupt Hoffmann, der rabiate Räuber- und Gespensterhoffmann, unter unseren Klassikern?

Harichs Buch braucht einen Umschwung in der Beurteilung nicht mehr herbeizuführen; aber es krönt das Gebäude des in den letzten Jahrzehnten neu erstandenen Ruhmes durch die große Biographie; doch dabei ist nicht das Ziel, ein schon in großen Linien bestehendes Bild für Mit- und Nachwelt festzulegen, es soll vielmehr der Gesichtspunkt gegeben werden, unter dem ein bis ins Innerste dringendes Verständnis der Persönlichkeit erst gewonnen werden kann. Durch Hoffmanns Dichtungen zieht sich ein großer Gegensatz: die Welt der Philister steht derjenigen der Kunst gegenüber, manchmal in äußerlich hervortretendem grellen Kontrast (Kreisler), manchmal in seltsamer Durchdringung und Verschlingung (etwa der Archivarius Lindhorst). Daß der Dichter in seinem wahnsinnigen Kapellmeister eine Gestalt aus eigenem Fleisch und Blut geschaffen hatte, wußte ein jeder, der ihm je ernstlich genaht war. Harichs Verdienst ist es, daß er neben der persönlichen die typische Bedeutung der Gestalt erkennt: Kreislers Schicksal ist die Tragödie des Künstlers, und ihm, der sie schuf, war es Fluch und Segen, daß in ihm selbst Art und Wesen des Künstlers in aller Schärfe ausgeprägt waren. Aber er hatte es auch erfahren in seinen Bamberger, Dresdener, Leipziger Wanderjahren, wie der Traum eines der Kunst geweihten Lebens nicht standhalten kann, wenn sie das Mittel sein muß, für den Alltag Brot zu schaffen, und so widerlegte er denn als Berliner Kammergerichtsrat das Platensche Wort, daß niemand der Dichtung Lorbeer davontragen könne, der morgens mit Akten zur Kanzlei wandern, abends den Helikon ersteigen wolle. Die Zeitgenossen täuschte nun freilich die angenommene 'Schutzfarbe' — gar zu wenig entsprach die 'skurrile' Persönlichkeit, die bald mit einem förmlichen Legendenkranze umgeben war, der landläufigen Vorstellung, die sich die Zeit der Künstlerdramen von den Jüngern Apolls machte —

gewiß, Taschenbücher und Almanache rissen sich um die Erzählungen Hoffmanns, aber als Lesefutter waren der *Goldene Topf* und *Kater Murr* nicht gemeint gewesen. Der Dichter gab, was man haben wollte, unter dem Vorbehalt, all sein Sehnen und tiefstes Meinen in einzelnen Werken auszusprechen: Harichs besonderes Ziel ist hier, die Scheidelinie zu ziehen zwischen den bloßen Gaben erzählenden Talentes und den Schöpfungen des Genies. Grundsätzlich ist diese Scheidung berechtigt und fruchtbringend, zweifellos findet sich unter den Erzählungen auch Minderwertiges, obwohl der Dämon Hoffmann nie losließ, selbst wenn er bloß Belletristik geben wollte; doch hätte Harich seinem Hauptgesichtspunkte nicht Schaden getan, wenn er den Serapionsbruder nicht so entschieden hinter den Kreisler gestellt hätte: die Gattung der Novelle trägt in sich ihre Berechtigung, und Hoffmann bleibt einer ihrer ersten Meister. Hinzu kommt, daß selbst schwächere Leistungen eng verbunden sind mit dem Gesamtschaffen: Harich weiß das sehr wohl — gelingt es ihm doch gerade durch die methodisch meisterhafte Ausnutzung des *Öden Hauses* und der *Doppelgänger*, die Familienverhältnisse und damit die Vorgeschichte der Personen des *Kater Murr* zu entwirren; das bedeutet aber nichts Geringeres, als daß er das Rätsel dieses Hauptwerkes löst und damit den vollen Genuß einer Dichtung erst möglich macht, deren Abbrechen mitten in der Entwicklung bei jedem erneuten Lesen als schmerzliche Enttäuschung empfunden wird.

Harichs Buch ist aus tiefem Erleben des einzigartigen Phänomens Hoffmann geschrieben, mit der Liebe des Künstlers zum Artverwandten, ein wenig auch zum Landsmann, die Frucht jahrelanger Arbeit, die auch im Felde nicht abbrach. Den Stolz auf diese starke Leistung wird niemand dem Vf. verargen, aber er sollte nicht nur Hans von Müllers und Carl Georg von Maaßens Vorarbeiten anerkennen, er sollte auch freundlichere Worte für Georg Ellinger finden. Von seiner ersten Biographie ging die neue Schätzung ganz wesentlich aus — gewiß, sie war nicht für ein großes Publikum berechnet, und die zweite Bearbeitung ist an die Ausgabe gebunden und durch deren Einrichtung teilweise in den Einleitungen über die ganze Anzahl der Bände verzettelt — Harich war in der glücklichen Lage, von vornherein seine Arbeit auf den großen biographischen Stil anlegen zu können: daß er es konnte, verdankt er nicht zuletzt diesem Vorgänger. Unbekannt scheint Harich der Franzose Paul Sucher geblieben zu sein, in dessen Buch *Les sources du merveilleux chez E. T. A. Hoffmann* (Paris 1912) er vielleicht manche nützliche Anregung gefunden hätte. Für das Automatenmotiv (in *Automate*, *Sandmann* u. a.) darf ich auf meinen Aufsatz *Homunculi und Androiden* (*Archiv* 138, 146 ff.) verweisen, für einen möglichen Zusammenhang des *Klein-Zaches* mit Chamissos Märchen auf *Schlemihle* (*Archiv*, Deutsches Sonderheft 102 f.).

In zweiter Auflage liegt Walzels Hebbelbüchlein vor — hier galt es, auf recht beschränktem Raum eine Anschauung von einem reichen und tiefen Geist zu geben. Ohne Entsagung kann es dabei nicht abgehen: der Vf. seufzt, wie er jeden Zusatz mit Streichungen erkaufen mußte. Darüber hinaus lag Entsagung schon in der ausschließlichen Einstellung auf den Dramatiker, wobei noch der Hauptton auf die großen Tragödien gelegt werden mußte: es hieß eben haushalten. Statt billige Wünsche zu äußern, wird der Leser dem Vf. danken für die treffliche Einführung in Hebbels Welt. Das einleitende Kapitel, dem Zeitalter Hebbels gewidmet, legt den Grund, die 'Lebenseindrücke' geben die wichtigsten Züge zum Bilde des Menschen (hier wird die zu erhoffende dritte Auflage Stellung zu A. Janssens *Die Frauen rings um Fr. Hebbel* nehmen müssen), dann stellt der dritte Abschnitt so eingehend wie nur möglich des Dichters Welt- und Kunstanschauung dar und leitet über zur Charakteristik des Dramatikers, fast die Hälfte des Bändchens bleibt für die einzelnen Dramen übrig. 'Einen Versuch' nennt Walzel

das Ganze, doch wohl weil er, um im Rahmen der Sammlung der Bedeutung dieser Persönlichkeit gerecht zu werden, das landläufige biographische Schema verlassen mußte. Wenn einer, war Hebbel eigenwillig und selbständig, und doch berührt sich sein Denken und Dichten so eng mit den geistigen Fragen des Hegelschen Deutschlands, daß jede tiefere Betrachtung ihn in der geistigen Luft zeigen muß, die ihn umgab. Gerade daraus aber konnte die Gefahr erwachsen, daß ein Unternehmen wie dies das Publikum, an das es sich wendet, in seinen Erwartungen enttäusche; es gehören immerhin Voraussetzungen dazu, um auf diesem Wege zu Hebbel mit Verständnis zu folgen. Aber Walzel versteht, in fesselnder Form vorzutragen; daß die erste starke Auflage seines Büchleins im Verlaufe einiger Jahre vergriffen wurde, beweist, daß der 'Versuch' gelungen ist.

Die Anlage und Durchführung des Ganzen dürften der allgemeinen Zustimmung sicher sein; einige Einzelheiten seien dem Vf. zur Prüfung unterbreitet. S. 18 f. redet vom 'betörenden Zauber', den die französische Romantik auf die Jungdeutschen übte — gewiß, aber darf man von ihrer Einwirkung auf das deutsche Drama in solchem Umfange reden, daß Gutzkows *Uriel Acosta* als ein Wettkampf mit Victor Hugo bezeichnet werden kann? Stoff, Problem, Technik erscheinen von denen der Hugoschen Dramen sehr verschieden — der französische Roman, das Sittenstück und Lustspiel haben sicherlich stark auf unsere Literatur eingewirkt, für die Tragödie aber war durch Lessings Kritik, durch die Schillersche Überlieferung, durch das Vorbild Shakespeare ein, sagen wir, deutscher Geschmack geschaffen, dem die Hugosche Romantik recht fremd blieb — die Möglichkeit, daß die Stoffwelt des französischen Romans auf Hebbelsche Dramen wie *Julia* (S. 104 f.) einwirkte, wird von diesem Einwand nicht berührt. Ebenfalls eine Frage literarischer Beziehungen liegt beim *Diamanten* vor: 'ähnliche ins Märchenhafte hinübergreifende Paarung derbkomischer Vorgänge mit etwas verstiegenen Geschehnissen in höheren Kreisen liebt der Erzähler E. T. A. Hoffmann' (S. 83) — mir will es nicht scheinen, als ob Hoffmannsche Luft in dem Lustspiel weht, genügt nicht am Ende schon Tiecks *Gestiefelter Kater*, den Walzel selbst heranzieht? — Bei der Frage, inwiefern die Vorgänge der *Genovera* als mit einem Wendepunkte der Weltgeschichte verknüpft erscheinen, heißt es von *Judith*: 'daß Israel ... Holofernes nicht unterlag, ist für die Weltgeschichte und die Entwicklung der Menschheit von unverkennbarer Bedeutung' (S. 85), während S. 84 der geschichtliche Wendepunkt (in *Judith*) nicht so entscheidend genannt wird wie in späteren Werken. Hier scheint mir eine schärfere Fassung erwünscht. Daß Holofernes vor den Mauern Bethuliens scheiterte, kann man kaum als einen 'Wendepunkt' ansehen: die babylonische Gefangenschaft, die der jüdischen Religion wahrlich nicht geschadet hat, wäre dann etwas früher eingetreten. Ist hier nicht das geschichtliche Ereignis an sich als verhältnismäßig gleichgültig anzusehen? Vertritt nicht Holofernes — ein Riese wie Siegfried — das halb sagenhafte Übermenschentum grauer Vorzeit, dem sich zum erstenmal ein Volk gegenüberstellt, das in seiner Gesamtheit, mag schon der einzelne ein kläglicher Kohlbauer sein, durch die Schöpfung seiner Religion einen höheren Wert hat als der gewaltigste Recke? Dafür diente die apokryphe Legende als Sinnbild — für Geschichte wird sie auch Hebbel nicht angesehen haben.

Birgt das deutsche Drama des 19. Jahrhunderts noch ungehobene Schätze? Für Martin Greif als einen verkannten Dramatiker tritt vor allem Wilhelm Kosch ein, aus seiner Schule ist Ludwig Wests Studie erwachsen. Ich fürchte, sie wird nicht dazu beitragen, daß das allgemeine Urteil sich wandelt. Sachlich wird man West für seine Nachrichten über Greifs ersten (ungedruckten) dramatischen Versuch *Hermann* danken können, auch *Bertha und Ludwig* dürfte, da Greif die Auflage zurückzog und vernichtete, uns schwer zugänglich sein, der Nachweis der gemeinsamen Quelle von Greifs

und Deinhardsteins *Hans Sachs* ist für die Geschichte von unseres Meistersingers Nachruhm nicht unwichtig: daß aus alledem und der Besprechung des *Ritter Bayard* ein Buch wurde, scheint mir aber auch vom Vorkriegsstandpunkte (die Arbeit war schon 1913 abgeschlossen) nicht unbedingt notwendig gewesen zu sein. Man sollte meinen, erst gelte es, den Dramatiker Greif überhaupt zur Anerkennung zu bringen, ehe man seine Entwicklung so feierlich nimmt! Dabei ist der Vf. seiner Aufgabe auch kaum gewachsen: sein Urteil ist noch recht unentwickelt. Greif selbst war recht eingenommen von seinen Leistungen auf diesem Gebiete (S. 41), er verschmähte nicht eine tüchtige Selbstreklame (S. 44): wenn nun sogar er in die Handschrift des *Herrmann* schrieb 'zum Drucke nicht geeignet', weil ihm Form und Durchführung nicht genügten, dann faßt man sich doch an den Kopf, wenn wir hier hören, daß dies Drama des 17jährigen Gymnasiasten als 'einzig richtige (!) dramatische Darstellung' der Teutoburger Schlacht Beachtung verdiene (S. 3), daß dieser *Herrmann* 'alle bisherigen Arminiusdramen von E. Schlegel bis Grabbe' überhole. Diese erstaunliche Kunde stützt West mit einer Bemerkung Munckers in seiner Klopstockbiographie und übersieht dabei, daß hier von Arminius als tragischem Helden die Rede ist: Kleists und Grabbes Hermann sollen und wollen das aber gerade nicht sein Man kann den Vf lesen, wenn er berichtet, wie diese Dramen entstanden, wie sie sich zu diesen und jenen Vorlagen verhalten — was er aber zu ihnen als Werken dramatischer Kunst beibringt, ist hilflose Verlegenheit.

Harry Maynes Liliencron-Buch will, nachdem das wilhelminische Zeitalter mit seinen eigentlichen dichterischen Vertretern Geschichte geworden ist, die literaturgeschichtliche Betrachtung an Stelle der Tageskritik und neben die wesentlich biographisch eingestellte Behandlung treten lassen. Es handelt sich also nicht darum, Spieros umfängliches Buch zu verdrängen, sondern es zu ergänzen, indem der Dichter hineingestellt wird in den Zusammenhang des deutschen Schrifttums. So entstand ein Büchlein, das in seiner Anlage an Walzels oben besprochenen 'Versuch' erinnert: auch hier ist das Biographische auf knappsten Raum zusammengedrängt, Abschnitte über die Persönlichkeit und den Dichter und seine Zeit gehen der Charakteristik des Lyrikers, Dramatikers und Epikers voran. Aber Mayne kann auf beschränktem Raum vollständiger sein: warum sagt ein Wort des Vf. selbst, nach dem Liliencron zwar sinnliche Kraft des Künstlertums besaß, aber des entsprechenden geistigen Gehalts entbehrte. Um sich das anschaulich zu machen, braucht man ja nur Liliencronsche Briefe neben solche Hebbels zu halten — leicht war deshalb die Aufgabe, das Bild des Poggfreddichters zu geben, noch lange nicht: in vielen Farben schimmerte sein Wesen, bekannte doch der nächste Freund seiner späteren Tage Richard Dehmel seufzend, nicht zu wissen, welcher Liliencron der richtige sei, und stellte in langer Reihe die Gegensätze nebeneinander, die in ihm beisammenwohnten. Und auch Mayne liefert dafür einen Beleg, wenn er feststellt, daß vaterländische Gefühle der stärkste Grundton dieses dichterischen Schaffens sind, und hinzufügt: 'Niemals hätte trotz Undank und Verkennung Liliencron ... Platen das einem deutschen Dichter so übel anstehende Wort nachsprechen können: "Wie bin ich satt an meinem Vaterlande"' — er hat es doch getan: freilich nur brieflich (an H. Friedrichs 23. 11. 88). Es ist selbstverständlich, daß Liliencron diesen Vers zwar in einer bösen Stunde zitiert hat, daß er aber solcher Stimmung nie Eingang in seine Werke gestattet hätte, und sicher hat der Künstler Anspruch, nach dem Ausdruck seiner Persönlichkeit beurteilt zu werden, den er im Vollbewußtsein seiner Verantwortlichkeit geformt hat, nicht aber nach Augenblicksstimmungen zugänglichen Erzeugnissen des Tages. Trotzdem stehen wir hier an einem Punkt, der wohl eine Betrachtung verdient hätte: der Briefschreiber Liliencron. Hätten wir nur Goethes, Heines, Mörikes, Fontanes Briefe, das Bild, das wir

uns von diesen Dichtern machen könnten, trüge die unverkennbaren Züge ihrer künstlerischen Persönlichkeit, Liliencron leitet uns geradezu irre. Der Ton seiner Briefe an Friedrichs z. B. ist ein stetes Fortissimo, sie wimmeln von Übertreibungen, Widersprüchen, Wiederholungen — von dem großen Lyriker, dem Meister der Stimmungen, dem naturvertrauten Sänger der Heide findet nur der hier und da einen Zug, der den Dichter aus seinen Werken kennt. Nach ihnen könnte man meinen, in seinen Gedichten sei wirklich 'Bumsfallera, Hurra, Geschrei, Nasenschläge, Fahnengeschwenke, Klingklang', was er von Drama und Ballade verlangt, die Hauptsache — ich meine, hier ist auch etwas vom Rätsel Liliencron. Er wollte kein großes Kind sein, und doch: deckt dieses Schlagwort mitnichten nach Maynes Urteil sein Wesen, im nächsten Satz schreibt er selbst, daß ein Stück von ihm und 'wahrlich nicht das kleinste und schlechteste' Kind war und blieb — man sehe den Brief seines Verlegers Wilhelm Friedrich vom 1. 6. 1892 an ihn (*Dichter und Verleger*, hg. von W Hasenclever, 100 ff.): anders als kindlich wird sich Liliencrons geschäftliche Auffassung nicht bezeichnen lassen.

Ein anderes Liliencronproblem liegt in der Eigenart der *Adjutantenritte*: als ein Fertiger trat ihr Verfasser hervor, die 'Federübungen des tastenden Anfängers' (S. 48) hat er fein im Pult behalten. Wir wissen von seinen Lieblingsdichtern — aber er ist von 'poetischen Vorgängern, auch sehr geliebten und bewunderten, bemerkenswert unabhängig'. Hier scheint mir der Forschung noch eine Aufgabe zu warten: gewiß war Liliencron kein 'Schreibtischpoet', gewiß quoll ihm seine Dichtung aus 'Urerlebnissen'; aber er war fast vierzig Jahre, als seine erste Sammlung erschien: die Zeit zwischen seiner Rückkehr aus Amerika und dem Beginn der achtziger Jahre, die entscheidende Spanne im Leben des Dichters, könnte wohl noch manches bergen, was ein Licht würfe auf den Ursprung dieser neuen lyrischen Kunst.

Aber noch ist uns Liliencron nicht so geschichtlich geworden, daß uns nicht vor allem die Art des Menschen und Dichters anzöge, und diese schildert uns Mayne mit feinstem Verständnis in vollendeter Form. Es ist ein hoher Genuß, ihm als Führer zu folgen: die bunte Fülle all der Gesänge von Vaterland und Kaiser, von Jagd und Heide, von Weib und Liebe werden zurückgeführt auf die starken Grundgefühle einer ungebrochenen Natur; es wird nicht verschwiegen, daß nicht immer die künstlerische Formung gelang, daß genug Barockes blieb selbst in den Lyrikbänden, zu schweigen von Romanen und Dramen — er war eben Liliencron, einer, in dem immer etwas von brausendem Most blieb: auf knappem Raum hat uns Mayne das getreueste Bild des Künstlers und Menschen gegeben.

Zu Liliencrons Lieblingsgattungen gehörte die Ballade, die er freilich nach meinem Gefühl nicht immer mit gleichem Glück meisterte; eigentlich erst nach ihm erlebte sie durch Münchhausen, Agnes Miegel, Lulu von Strauß-Torney u. a. eine stolze Wiedergeburt. In die Vergangenheit dieser Form führt Leuzingers umfängliche Dissertation, ein Buch, dessen Fleiß und umfängliche Stoffsammlungen nur zu rühmen sind, das aber freilich in der Breite der Darstellung, in ermüdenden Wiederholungen, in allerlei Mängeln des Ausdrucks gar sehr das Erstlingswerk zeigt. Die schweizerische Ballade kann sich wahrlich großer Namen rühmen, aber hier handelt es sich um die Zeit vor Meyer, und da sind 225 Seiten ein bißchen reichlich, wenn doch literargeschichtlich nur festzustellen ist, was man eigentlich vorher weiß. Der Schweizer mag vielleicht für den einen oder anderen dieser Dichter noch eine gewisse pietätvolle Teilnahme hegen; seine Lesebücher haben mancher Ballade bis in unsere Tage das Leben etwas künstlich verlängert; für andere Leser aber handelt es sich um Epigonendichtung zweiten und dritten Ranges. Ihr Interesse hat auch diese vom Gesichtspunkt der Kulturgeschichte: hier

wäre zu beobachten, wie nacheinander und z. T. nebeneinander Bürger, Goethe und Schiller, Uhland und die Schwaben tonangebend wurden, und zu erwägen, in welcher Weise etwa ein besonderer Schweizer Geschmack sich geltend machte. Leuzinger gibt auch darüber Auskunft, aber er hätte es in viel wirksamerer Form getan, wenn er die großen Linien gezogen und sich nicht allzusehr auf das Kribbeln und Wibbeln dieses Parnasses eingelassen hätte. Es wäre auch gut gewesen, wenn er sich auf die Ballade im strengen Sinne beschränkt hätte: Legenden, poetische Erzählungen sind etwas anderes, und Lavaters *Schweizerlieder* haben mit der Ballade so viel oder so wenig zu tun wie ihr Vorbild, Gleims *Grenadierlieder*. Sehr bezeichnend für den anderen Gattungscharakter ist da die (vom Vf. nicht erwähnte) Umformung der Chevy Chase-Strophe durch den zweiten Reim! Also alles in allem eine gutgemeinte, vaterländisch sicherlich ihrer Zeit nutzbringende Dichtung wird ausführlich nach Stoff, Form, Tendenz beschrieben; Anteil kann sie nur vom Gesichtspunkt der provinziellen Literatur- und allenfalls der Stoffgeschichte beanspruchen, über ihren Wert spricht das Urteil, daß C. F. Meyer und Keller kaum mit ihr etwas zu tun haben.

Gar seltsam hebt sich von der nur eine Landschaft angehenden Geschichte einer Form die Darstellung ab, die Deetjen einem einzelnen Liede widmet; dort eine typische Facharbeit, hier eine Schrift, der man weiteste Verbreitung gerade außerhalb der Fachkreise wünscht; dort Nachklänge und Nachahmungen, hier ein Lied, zwar nicht überragend an Kunstwert, aber der fortreißende Ausdruck eines starken Volksgefühls und Heerführer eines ganzen Trosses von Nachahmungen und Erwiderungen 'Sie sollen ihn nicht haben': es berührt heute bitter genug, das Lied Niklas Beckers, das vom Unglück eines Volkes so bitter widerlegt worden ist; Deetjen aber wollen wir für seine meisterliche Studie danken, die mit wissenschaftlicher Gründlichkeit eine Fülle von Stoff beibringt, aber nichts weniger als bloße Anhäufung ist: bewegte Tage der Vergangenheit läßt sie lebendig werden, und in ihrem Spiegel schauen wir unsere Zeit. Schon 1799 schrieb Genz (S. 11): 'es ist ausgemacht, daß wir den Franzosen viel zu wenig Kraft und Kunst des Wortes entgegensetzen' — es ist in schier anderthalb Jahrhunderten nicht anders geworden: die bestechende französische Rhetorik umnebelt immer wieder den Sprecher selbst und gewinnt noch dazu das Ohr der Welt. Das hätte Deetjen fast noch mehr hervorheben können: ich hätte S. 14 Lamartine an seiner Stelle nicht halb und halb in Schutz genommen. Ich bestreite gar nicht, daß er 'im Grunde alles andere als ein nationalistischer Scharfmacher war' — im Grunde, aber dieser Kosmopolit hält die Rede, in der ihn Veranlassung, Zeitstimmung, nicht zuletzt Freude am stolzen Wort ein Programm aufstellen lassen, dessen sich bei uns der überzeugteste Alldeutsche nicht zu schämen gebraucht hätte. Aber die Franzosen waren, was sie heute sind, ein politisches Volk; Lamartines Menschheitsbegeisterung war sicherlich als ideale Stimmung echt; zum praktischen Staatsmann berufen, vertrat der Dichter die Macht seines Volkes: genau wie der für deutsche Wissenschaft und Bildung begeisterte Edgar Quinet (seine Bedeutung scheint mir S. 58 f. nicht genügend hervorzutreten) in der Politik ein eifriger Verteidiger der Rheingrenze war — natürlich um des gemeinsamen Glückes willen. In Deutschland aber bekam man es schon damals fertig, der inneren Politik zu Gefallen den nach außen gerichteten Volkswillen, den gerade Beckers Lied, so wie es war, prächtig zum Ausdruck brachte, zu schwächen und in seiner Wirkung zu gefährden: in Frankfurt a. M. zischte man im Dezember 1840, als das Rheinlied wiederholt werden sollte, und verlangte — die Marseillaise! Wer denkt nicht an Erlebnisse unserer Tage? Noch ein Beispiel für die politisch neidenswerte Einseitigkeit der Franzosen: in Mussets Antwort auf Beckers Lied gibt eine Strophe nach dem viermal trotzig wieder-

holten *nous l'avons eu, votre Rhin allemand* schließlich zu, daß der Strom jetzt den Deutschen gehöre, jetzt nach Napoleons Sturz: *Mais parlez-en moins fièrement, Combien au jour de la curée Étiez-vous contre l'aigle expirant?* Ob der Gedanke heute, wo er mindestens ebenso zutrifft, wohl einem französischen Dichter so leicht kommt?

Zum Schluß sei noch Trendelenburgs Faustbuch warm begrüßt. Es gibt sich als Vorarbeit zu einer neuen Ausgabe des zweiten Teils zunächst, deren Grundsätze der erste darin enthaltene Aufsatz darlegt. Wesentlich ist der Gedanke, den einzelnen Akten Einleitungen vorauszuschicken, in denen die Arbeit des Dichters an dem Akte, die auftretenden Personen, die Örtlichkeit der Szenen und der Gang der Handlung, sowie anhangsweise wichtigere Einzelfragen erörtert werden sollen, für die Fußnoten bleiben Wort- und Sacherklärungen und kurze Inhaltsangaben zu Beginn der einzelnen Szenen. Daß dabei der Text von Erklärungen ziemlich stark umrahmt würde wie bei den kommentierten Ausgaben alter Schriftsteller, die auch ausdrücklich als Vorbild bezeichnet werden, ist wohl klar, und ich kann mir denken, daß mancher, der für das reine Dichterwort schwärmt, sich bekreuzigt, wenn er an das Druckbild dieser Faustausgabe denkt. Aber wir wollen uns doch nicht darüber täuschen, daß die Verehrung für den zweiten Teil des Faust in weitesten Kreisen des deutschen Volkes trotz alledem und alledem immer noch eine sehr platonische ist: daran haben alle noch so verdienstvollen Kommentare, mögen sie mit Ausgaben verbunden sein oder als selbständige Bücher auftreten, nicht viel geändert. Das liegt ganz äußerlich an dem Umstand, daß sehr viele Leute, die nicht gerade Philologen sind, nicht erst umfangreiche Bücher durchlesen wollen, ehe sie zum Text gelangen, und daß es ihnen andererseits zu mühsam ist, in den Ausgaben ihre Aufmerksamkeit auf drei Stellen zugleich zu richten: die Einleitung zu Beginn, die Anmerkungen zum Schluß des Bandes, den Text in der Mitte. Der erste Teil des Gedichts ist ohne Kommentar den Deutschen vertraut geworden, für den zweiten Teil ist das ausgeschlossen, und da gilt es um der Sache willen, Erklärung und Dichtung so eng wie möglich aneinander zu bringen. Unzählige, die mit heißem Herzen vom ersten Teil kamen, haben den zweiten enttäuscht immer wieder zugeklappt oder sich an einzelnen Szenen genügen lassen: sie brauchen den Führer, der sie Schritt für Schritt leitet, und werden ihm gerade dann dankbar sein, wenn sie ihn nicht mehr nötig haben, und erarbeiteten Verständnisses froh, sich an die reine Textausgabe halten.

Zu solchem Führer ist aber Trendelenburg, der ein halbes Jahrhundert hindurch ein Meister der Schule war, der auf eine reiche Tätigkeit in volkstümlicher Vortragsarbeit zurückblickt, der rechte Mann; für diese besondere Aufgabe ist er noch als gründlicher Kenner des klassischen Altertums besonders gut ausgerüstet. Den Beweis bringen die hier gesammelten Aufsätze zu einzelnen Problemen des zweiten Teils. Sie vereinigen fesselnde Darstellung mit schlichter, dem Laien verständlicher Sprache, sie zeigen die volle Beherrschung des Gegenstandes und die Liebe des Goethejüngers, dem seines Meisters Werk persönlicher Besitz geworden ist; sie verraten vor allem einen, der selber etwas zu sagen hat, weil er nicht bloß Wissen weitergibt, sondern selbst schaut, Probleme findet und deutet; er kann verneinen (die Gleichsetzung der Faustburg mit dem peloponnesischen Mistrá dürfte ein für allemal beseitigt sein), und er gibt selbst Neues: das Bacchanal im Helenaakt, der Kampf 'um Fausts Unsterbliches' mit seinen sich scheinbar der Deutung entziehenden Versen, um nur einiges herauszuheben, erfahren bei ihm eine Beleuchtung, an der kein Fausterklärer wird vorübergehen können.

Darum Glück auf! zu der eigentlich abschließenden Arbeit der Ausgabe!

Berlin-Lichtenberg. Albert Ludwig.

Erich Schwebsch, Schottische Volkslyrik in James Johnsons The Scots Musical Museum (Palaestra 95). Berlin 1920. IV u. 218 S. M. 20.

Die Balladenforschung, die sich auf F. J. Childs stolzes Sammelwerk zuversichtlich stützen kann, hat im Laufe der letzten Jahre gute Fortschritte gemacht, ist zum mindesten wachgeblieben, wenn auch noch manche Frage der Lösung und noch mancher Wunsch der Erfüllung harrt. Für das Volkslied im engeren Sinne ist weit weniger geschehen, hauptsächlich wohl deshalb, weil eine Sichtung und Ordnung des Materials nach dem Vorbilde Childs bisher noch nicht unternommen, ja nicht einmal ernsthaft geplant worden ist. Um so mehr ist es zu begrüßen, daß Schw. im Rahmen des ihm Erreichbaren Bahn gebrochen und eine der wichtigsten englischen Liedersammlungen des 18. Jahrhunderts auf ihren Bestand an Volksliedergut eingehend geprüft hat.

Johnsons *Scots Musical Museum* erschien in den Jahren 1787—1803 in sechs Bänden. Originalbände sind nicht häufig, besonders in unversehrtem Zustande; über die bibliographischen Fragen unterrichtet, zuverlässig wie immer, James C. Dick in seinen *Songs of Robert Burns*, 1903, S. XXXVI. Die Forschung wird im allgemeinen auf den Blackwoodschen Neudruck von 1853 zurückgreifen müssen und daneben den auch selbständig, allerdings nur in einer beschränkten Anzahl von Exemplaren, veröffentlichten Band unter dem Titel *Illustrations of the Lyric Poetry and Music of Scotland* von W. Stenhouse, wesentlich ergänzt, berichtigt und bereichert durch David Laing und C. K. Sharpe, heranziehen: eine nicht kritiklos auszubeutende Fundgrube für allerhand schwer zugänglichen Wissensstoff zur Geschichte der schottischen Liederdichtung volkstümlichen Charakters. Diese von Johnson mit einem Stab von dichtenden und musizierenden Mitarbeitern hergestellte Sammlung bedeutet, wie Schw. richtig bemerkt, einen Markstein in der Geschmackswendung der Freunde des gesungenen Liedes vom Konzertsaal und Kammerstil zum Volkstümlichen; sie ist insofern ein wichtiges Dokument aus der Frühzeit der romantischen Bewegung in Schottland. Außerdem erfreut sie sich der besonderen Weihe, daß ihre treibende, sie mit feurigem Leben erfüllende Kraft Robert Burns war, der in nie erlahmender Anteilnahme in einer Fülle kostbarer Beiträge ein erhebliches Stück seiner Lebensarbeit in ihr niedergelegt hat, worüber Referent an anderer Stelle zusammenfassend zu berichten in der Lage war.[1] Eingehende Beschäftigung mit der geschichtlich und inhaltlich gleich wichtigen Sammlung erscheint somit erforderlich und wünschenswert, und es ist rühmend anzuerkennen, daß der vielschichtige Gegenstand in Schw. einen ebenso besonnenen und methodisch folgerichtigen wie gründlich belesenen Bearbeiter gefunden hat. Die bibliographischen Schwierigkeiten in dieser Materie sind ungewöhnlich groß, und das entsagungsvolle 'mir nicht zugänglich' bei manchen Werken, die der Verfasser zu zitieren genötigt war, ist vollkommen begreiflich. Sie vervielfältigen sich durch die fortbestehenden Hemmnisse bei der Verwertung ausländischer Bibliotheken. Aber selbst das Britische Museum würde dem Verfasser nicht alles Gewünschte geboten haben. Man ist da vielfach auf Sammlungen privater Liebhaber angewiesen. Die größte, in die Referent Einblick gewinnen konnte, war die des 1905 verstorbenen Edinburger In-

[1] Vgl. das achte Kapitel meiner Burns-Biographie, Heidelberg 1919, dem die ersten beiden Kapitel bei Schw. im wesentlichen entsprechen. Die geistige Atmosphäre, aus der das M. M. hervorgewachsen ist, die Bedeutung D. Herds für die Sammlung alter Fragmente und die Burns' für die Gesamtgestaltung des Werkes werden von Schw. zutreffend geschildert. Näheres Eingehen darauf erübrigt sich hier.

strumentenmachers John Glen, die sich inzwischen fraglos in alle Winde zerstreut hat.[1] Mitunter allerdings fällt es auf, daß auch sehr weitverbreitete Werke Schw. nicht zugänglich gewesen sein sollen, wie z. B. die auf S. 93—94 erwähnte *Minstrelsy of Ireland* von Alfred Moffat, die sicherlich in Berlin vorhanden ist: 2. Auflage 1897, Augeners Edition No. 8928 (die dazu gehörenden Parallelbände sind die ebenfalls von Moffat herausgegebenen *Minstrelsy of England* 1901 und *Minstrelsy of Scotland*, 2. Aufl. 1896, alle drei Bände mit vortrefflichem Anmerkungsmaterial versehen). —

In angemessener Einschränkung hat Schw. aus dem mannigfaltig gearteten Inhalt des M. M. nur eine bestimmte Gruppe von Texten als Gegenstand seiner Untersuchungen herausgehoben und schon im Titel seiner Arbeit auf diese Stoffbegrenzung hingewiesen: er behandelt ausschließlich die darin enthaltene Volkslyrik, wobei sich nun sofort die Frage nach der Definition des Begriffes Volkslyrik erhebt. Schw., der sich dabei auf den von John Meier in seinem Aufsatz über *Kunstlied und Volkslied in Deutschland* (Halle 1906), vertretenen Standpunkt stellt, antwortet: Ausschlaggebend für Volksläufigkeit ist die Tatsache, daß das betreffende Lied — Balladen bleiben mit einem Hinweis auf Childs Sammlung außer Betracht — aus dem Volksmunde in verschiedenen, wesentlich voneinander abweichenden Fassungen, also zersungen, aufgezeichnet werden konnte. Das Leben des Volksliedes besteht also darin, 'daß man ein freies Schalten des Singenden mit dem Typus erkennen kann. Das Dominierende der literarischen Überlieferung ist überwunden, der Typus ist Allgemeinbesitz geworden.' Folgerichtig heißt es dann weiter, daß Stileigentümlichkeiten erst in zweiter Linie zu verwerten sind, 'um sangbare Lieder, die nicht zurechtgesungen in der Überlieferung erweisbar sind, durch Vergleichung als Volkslieder anzusprechen' (S. 9).

Nach Ausscheidung der gesamten, in allen sechs Bänden des M. M. reichlich vertretenen Kunstlyrik von bekannten und unbekannten Verfassern, auch solcher, die auf älterer volkstümlicher Grundlage beruht — hierher gehören vor allem die Volksliederbearbeitungen Burns' —, der anonymen Lieder volkstümlichen Charakters, die nicht als volksläufig erweisbar waren, und der Balladen, entsprechen von den 600 Nummern des M. M. den Kriterien, die für das echte Volkslied aufgestellt worden sind, im ganzen 12 Lieder, nämlich, unter Zitierung der Anfangszeile: One morning very early, one morning in the spring (46); My daddy is a canker'd carle (90); The love that I have chosen (115); My love has forsaken me (152); The winter it is past (200); Ay waukin, O (213); Where are you gaun, my bony lass (288); A nobleman liv'd in a village of late (372); O my luve's like a red, red rose (403); Our auld king Coul (473); In yon garden fine an' gay (563); As I lay on my bed on a night (581). Als 'unsichere' Stücke, d. h. solche, die ihren sprachlich-stilistischen Eigenschaften nach auf das Volkslied hinweisen, aber auf Grund des zur Verfügung stehenden Materials nicht als volksläufig zu erweisen sind, werden anhangsweise erwähnt: The ploughman he's a bony lad (165); O that I where Helen lies (155); As I was a wand'ring (348); The shepherd's wife cries o'er the knowe (362); The auld man he came over the lea (416); Our young lady's a huntin gane (424: bei Schw. versehentlich als 437 notiert); Tibbie Fowler o' the glen (440); As I was walking by yon river side (547); O gin my love were yon red rose (594) — Zu den Mus. Liedern 115 und 403 wird das gesamte Variantenmaterial mitgeteilt, bei den übrigen Stücken nur von Fall zu Fall das Bedeutungsvolle unter gründlicher Auswertung der zu Gebote stehenden Literatur besprochen und mit großem Feingefühl für alles Wesentliche kommentiert. Zusammenfassend kommt Schw. auf Grund seiner Variantenvergleichung zu folgenden für die Psychologie des volksläufigen Liedes wichtigen Erkenntnissen: Sobald das Volk

[1] S. Engl. Studien 36, 188—191.

sein Herrenrecht über ein ihm zusagendes Lied geltend gemacht hat, verliert das spezifisch stoffliche Element seine Bedeutung, und eine bestimmte lyrisch-eindringliche Wortgruppe wird, ohne Rücksicht auf den ursprünglichen logischen Zusammenhang, gemeinsames Eigentum aller Volksliedersänger. Die Wanderstrophe entsteht: Versverbindungen ähnlichen Wortlautes stellen sich bei analogen Situationen und Stimmungen immer wieder ein. Das Logische der Ursprungsfassung, etwa einer Bänkelsängerballade, wird durch den Prozeß der Volksläufigkeit aufgelöst, es bleibt nach Möglichkeit nur die dem Ganzen zugrunde liegende Situation nebst dem lyrischen Kern erhalten. Unvermischt lyrische Stimmung, ohne Andeutung der Situation, legt den Verdacht auf kunstmäßigen Einschlag nahe. Schaltet das Volk mit der Fülle und Aufeinanderfolge der überlieferten stofflichen Einzelheiten durchaus frei, so hält es doch an bestimmten Wendungen, Formeln, Strophen und Stimmungen um so zäher fest, so an der lyrischen Keimzelle, an dem möglichst konzentrierten Handlungsmoment, häufig auch an Phantasiebildern und weiterleitenden Zusatzstrophen, die sich aus der angedeuteten Situation heraus entwickelt haben. Eingang und Schluß bewahren gleichfalls ein gewisses, nicht allzu kräftiges Beharrungsvermögen, jedoch weniger aus eigenem Rechte, als durch die konservierenden Kräfte, die für das Wesen der Volksläufigkeit nach Maßgabe der beobachteten psychologischen Tatsachen bestimmend bleiben. Ein ergänzendes Schlußkapitel bucht auf Grund des noch einmal gesichteten Materials die stilistischen und metrischen Merkmale der als volksläufig erkannten Liedertexte unter den bekannten Überschriften: Wahl der Personen, Begebenheiten, Umgebung, Auffassung, Form, letzterer Abschnitt mit den Unterabteilungen Komposition, Metrik (ohne Berücksichtigung der Melodik) und Diktion. Eine zusammenfassende Charakteristik der untersuchten Volkslieder und die Abgrenzung ihres Stils gegenüber der Volksballade, der Bänkelsängerdichtung und dem Kunstliede beschließt die inhaltsreiche, reife und anregende Arbeit, die nicht nur für das Spezialgebiet des Englischen, sondern für die gesamte Volksliederforschung von erheblicher Bedeutung ist und die allgemeine Beachtung finden sollte, die ihr aus methodischen und sachlichen Gründen in weitgehendem Maße gebührt. —

Ein paar durch die Lektüre des Buches angeregte Bemerkungen mögen hier Platz finden, zunächst einige Verbesserungen und Ergänzungen: Auf dem äußeren und inneren Titelblatt steht fälschlich Scot's statt Scots. Das Versehen kehrt später nicht wieder. — S. 13 Z. 1 v. o. und S. 14 Z. 6 v. u. l. 3. Mai statt 4. Mai. — S. 16 Z. 10 v. o. l. LXXVI. — S. 18 Mitte: statt Mauchline l. Ellisland. — S. 19 Z. 16 v. o.: der Ausdruck Ästhetlinge bedeutet keinen wünschenswerten Zuwachs zu dem sonst sorgfältig durchgefeilten Sprachstil des Verfassers. — S. 21 Z. 18 v. u. l. 1797 statt 1792. — S. 45 Z. 16 v. u. l. merely. — S. 187 Z. 3 v. o. l. 4. statt 3. — S. 2: 'Bis 1720 wurden noch echte Volksballaden original gedichtet.' Gemeint ist wohl die Ballade Mary Hamilton (Child Nr. 173). Doch muß uns schon die Isoliertheit des Falles bedenklich machen. Trotz der Ähnlichkeit des stofflichen Vorwurfs mit einem tragischen Ereignisse am Hofe Peters des Großen spricht doch die größere Wahrscheinlichkeit dafür, daß die Ballade auf die Königin Mary Stuart und ihre vier Maries Bezug nimmt, im 16., nicht im 18. Jahrhundert entstanden ist und zu den Balladen gehört, auf die John Knox in seiner *History of the Reformation* anspielt. Nur ein wesentlich höheres Alter als die erste Hälfte des 18. Jhs. erklärt die stilistische Reinheit und die große Anzahl der traditionellen Fassungen, in der uns die Ballade überliefert ist. Auch Child hat später an dem in seinem Balladenwerk vertretenen Standpunkt nicht festgehalten (vgl. Henderson in seiner Ausgabe von Scotts *Minstrelsy of the Scottish Border* [1902] III, 362—365). — S. 3, 44, 45, 51: die Bedeutung des Ossianwerkes Macphersons für die Entwick-

lung des Geschmacks an volkstümlicher Dichtung möchte Ref. wesentlich geringer einschätzen, als Vf. es tut. 'Eine mystische Vorstellung vom dichtenden Volke' ist gewiß nicht darin zu finden. Ossian wird als Fürstensohn und Individualdichter von höchster und bewußtester Kunst dargestellt, als Rivale Homers und dessen Meisterschaft ebenbürtig. 'Der unverbildete Mann' hat mit diesen Gesängen nichts gemein. Auch ist es nicht zutreffend, wenn gesagt wird, die Strömung sei durch Percys *Reliques* aus dem Keltischen in das heimatliche Geleise verpflanzt worden. Wenn die Edinburger Burns zu sich entboten haben, so war doch die unmittelbare Veranlassung nicht das Vergnügen an volkstümlicher Dichtung überhaupt, sondern der gewaltige Erfolg der Kilmarnock-Poems. — S. 4: die *Merry Muses of Caledonia* 'eine Quintessenz der saftigsten schottischen Fazetien' zu nennen, geht zu weit und kann zu irrtümlichen Vorstellungen über diese wichtige und in ihren einzelnen Bestandteilen sehr verschieden geartete Sammlung Veranlassung geben (s. *Arch.* 130, 63 ff.). S. 5: 'James Johnson, geboren wahrscheinlich 1750.' Vgl. John Glen, *Early Scottish Melodies*, Edinburgh 1900, S. 256—257: der Herausgeber der M. M. war 1753 oder 1754 geboren. Auf Glens Werk mußte auch am Schlusse des ersten Kapitels (S. 37) verwiesen werden. Es enthält eine nochmalige Durchprüfung des gesamten Materials des M. M., bringt insbesondere schätzenswerte Verbesserungen und Nachträge zu der musikalischen Seite des Stenhouseschen Kommentars, aber auch mancherlei Bemerkungen zu den Texten, außerdem eine vorzügliche Bibliographie der schottischen Liedersammlungen, handschriftlich und gedruckt, auf S. XI—XVI. — S. 9: über M. M. I No. 98 s. mein Burns-Buch, S. 220 Anm. 4. Das Lied stammt nicht von Burns her. — S. 10: einige Quellenangaben Herds liegen doch vor, wenn auch allerdings nicht zu seinen Volksliedersammlungen. Vgl. *Songs from David Herd's Manuscripts*, S. 77—87. — S. 11 Z. 17 v. u.: Yairs *Charmer* und Sibbalds *Charmer*: die beiden Sammlungen sind identisch, die erste Ausgabe, von J. Yair, erschien 1749 (nicht 1745) in einem Bande, die zweite 1752 und die dritte 1765 in zwei Bänden, dann übernahm der Buchhändler James Sibbald das beliebte Werk und veranstaltete 1782 einen Neudruck als 'Fourth Edition, with Improvements'. Vgl. Stenhouse S. 140*—141* und *Songs from David Herd's Manuscripts*, S. 81 Anm. 5. — S. 22: die Angaben über das Erscheinen der einzelnen Bände von Thomsons *Select Collection of Original Scottish Airs* etc. sind ungenau. Vgl. J. C. Hadden, G. Thomson, London 1898, S. 118, und mein Burns-Buch, S. 244. — S. 54 ff.: über Joseph Ritson haben wir jetzt eine erschöpfende Untersuchung von H. A. Burd in den University of Illinois Studies in Language and Literature, vol. II, 1916; dort eine vollständige Bibliographie der Veröffentlichungen Ritsons auf S. 209—213. Die Arbeit von Burd soll gelegentlich ausführlich besprochen werden. — Mehrfach stimmen die Angaben über das Vorkommen der Texte in Herds erster bzw. zweiter Ausgabe nicht. So steht Low down in the Broom schon bei Herd[1] (1769) S. 124—125 (zu S. 66), während The Lowlands of Holland zuerst in der zweiten Ausgabe (1776) erscheint (zu S. 69). Bei der großen Seltenheit der ersten Ausgabe von Herd sind solche Versehen kaum zu vermeiden. Das Exemplar des Ref. steht Fachgenossen jederzeit gern zur Verfügung. — S. 189: die Bemerkungen Schw.s über den Refrain sind unzulänglich. Das klangnachahmende tweedle dee in Auld King Coul kann nicht als Refrain bezeichnet werden. Der Refrain gehört dem Volkslied nicht ursprünglicher an als der Volksballade. Hier versprechen eingehendere Untersuchungen interessante Aufschlüsse über wichtige Elemente der Volksdichtang. Vgl. einstweilen R. M. Meyer, Die Formen des Refrains, in Euphorion Bd. V, S. 1—25, und Gummere, Beginnings of Poetry, passim, insbesondere S. 314 ff. — S. 43: auch hier wieder die trotz aller Hinweise unweigerlich wiederkehrende Verwechslung der Londoner *Lark* von 1740 mit der Edinburger Samm-

lung desselben Titels von 1765. S. hierüber die kleine Studie des Ref. an einer anderen Stelle dieses Archivbandes. —

Was aus den Ausführungen Schw.s mit überraschender Deutlichkeit hervorgeht, ist vor allem die Tatsache, daß wir in England auch heute noch von einer lebendigen volksliederbildenden Kraft zu sprechen berechtigt sind. Die Systematik seiner Variantenvergleichung zieht gleichsam erst die Schlüsse, die in den Veröffentlichungen zahlreicher Einzelfassungen durch die Folk-song Society (seit 1899) und ähnliche Gesellschaften [1] ihre Voraussetzungen gefunden haben. Das lebendige Volkslied muß in England nicht weniger mühevoll und in entsagungsreicher, oft enttäuschender Arbeit, die viel Takt und Beharrlichkeit erfordert, aufgestöbert und hervorgelockt werden, wie bei den kontinentalen Völkern. Aber wer um es wirbt, der findet es immer noch, wenn auch zurückgedrängt und in seiner Eigenart aufs schwerste bedroht durch die unreinen Geister der Music-halls, der Minstrels und durch die einschüchternden Erinnerungen an Oper, Operette und Kunstgesang. Das Volk wertet sein Lied nicht hoch und hütet seine Kunst verschämt und argwöhnisch vor der Einmischung ortsfremder und kultivierter Zuhörer. Mrs. Kate Lee hat im ersten Bande des *Journal of the Folk-Song Society* mit gutem Humor ihre Erlebnisse beim Sammeln von Volksliedern in abgelegenen Grafschaften Englands bei Fischern, Soldaten und Seeleuten, in Wirtshäusern, aber auch beim respektablen Tee liederfroher alter Damen zum besten gegeben.[2] Unter Schw.s Gewährsmännern spielt mit Recht Cecil J. Sharp eine beträchtliche Rolle, dessen *Folk Songs from Somerset* häufig zur Variantenvergleichung herangezogen werden mußten. Von Sharp liegt seit 1920 eine Auswahl aus seinen Sammlungen in zwei vortrefflich ausgestatteten Bänden mit einer Gesamteinleitung und gründlichen Anmerkungen zu den ausgewählten Stücken — je 50 in jedem Bande — vor.[3] Die Melodien sind vollkommen getreu wiedergegeben, die Begleitungen möglichst schlicht gehalten, ohne allzu kunstvolles modulatorisches Rankenwerk, die Behandlung der Texte aber hat leider durch die wohl unvermeidliche Rücksichtnahme auf das kaufende Publikum gelitten. Sharp hat sie retouchiert, widerstrebend zwar, aber aus seinen Bemerkungen scheint doch hervorzugehen, daß ihm das Leben der Texte in den Varianten als weniger beachtenswert erscheint wie die Eigentümlichkeiten der Melodik. Er hat jenen gegenüber ein weniger waches Gewissen und setzt damit ihre Brauchbarkeit zu Forschungszwecken herab. Die *Introduction* (Bd. I, S. VII—X) schlägt interessante Themata an. Sharp erinnert daran, wie wenig man vor dem Erscheinen von S. Baring-Goulds *Songs and Ballads of the West* (zuerst 1889) von der Daseinsintensität des englischen Volksliedes gewußt und wie die Sammeltätigkeit gerade noch in zwölfter Stunde nachhaltig eingesetzt habe: 'A few years later, with the passing of the last survivors of the peasant class, it would have been quite impossible to have recovered anything of real value, and the achievements of a great peasant art would have been irretrievably lost'. Es wird sich nun die Frage für die Zukunft erheben, ob mit den alten Worten und Weisen, die ja schließlich noch in erheblichem Umfang, wenn auch nicht mehr aus jungen Kehlen und frischen Gehirnen aufgezeichnet werden konnten, nunmehr, in dieser Zeit, sich die Fähigkeit

[1] Z. B. The Rymour Club, Edinburg, seit 1906. Bisher zwei Bände *Miscellanea*, wichtig in erster Linie für Schottland: Lieder, Balladen, Spiele, Kinderreime, Melodien, darunter sehr viel wertvolles Vergleichungsmaterial.

[2] A. a. O. S. 7—12.

[3] *English Folk Songs.* Collected and arranged with Pianoforte Accompaniment by Cecil J. Sharp. Selected Edition. 2 vols. London: Novello and Co. Ltd. Ohne Datum, Einleitung datiert 1919, veröffentlicht 1920. Preis 36 sh.

der Liederschöpfung gänzlich verloren habe, oder ob sie nicht in irgendwelcher Form doch noch fortbestehe und weiterwirke.

Sharp berührt weiterhin das Problem des Ursprungs der Volkslieder. Auf der einen Seite steht das Degenerationsprinzip, wie es Schw. in seiner Arbeit geschichtlich verfolgt und kritisch beleuchtet hat: the folk-song, sagt Sharp, it is contended, is not a genuine wild flower, but, in the jargon of the botanist, a 'garden escape'. Auf der anderen Seite haben wir die Kommunaltheorie, die romantische Anschauung, daß das Volkslied das von Individualpoesie unberührte Erzeugnis einer dichterisch befähigten Gemeinschaft sei, die in ihm die seelische Entladung hochgespannter Erregungszustände finde und Individualanregungen zweifellos aufnehme, aber sie sich anpasse und sie abschleife, wie die Flut den Kiesel abschleift, glättet und rundet. Sharp bekennt sich als unbedingter Anhänger der Kommunaltheorie, was bei einem so genauen Kenner der Materie immerhin beachtenswert ist. Schw. verwirft, wie wir gesehen haben, die Degenerationslehre, aber er steht, wie John Meier, auf dem Standpunkt der Individualerzeugung, soweit die Frage nach dem Ursprung der Volkslieder überhaupt von ihm aufgeworfen wird. Sämtliche von ihm aus dem M. M. als echte Volkslieder herausgehobenen Texte haben denn auch ein Kunstgedicht, in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle eine ziemlich genau datierbare Bänkelsängerei, als Ausgangsbasis, die gewöhnlich nicht weiter zurückweist als etwa in die Mitte des stark literarischen 17. Jahrhunderts. Die Wahrscheinlichkeit, daß schon die Bänkelsänger bisweilen traditionelles Volksgut in ihren Erzeugnissen verarbeitet haben, gibt Schw. zu. Sie kann nicht übersehen werden. Aber trotzdem lassen sich oft geäußerte Bedenken nicht unterdrücken. Zwischen Bänkelsängerstil und Volksliederstil bleibt ein deutlich wahrnehmbarer Unterschied bestehen — gerade die von Schw. behandelten Texte sind ein Beweis dafür —, der eben schließlich doch wieder zu der Annahme einer unter besonderen äußeren Umständen gemeinsam produzierenden Volkseinheit zurückführt. Wir denken sie uns besonders produktiv in den Jahrhunderten, die der Einführung des Druckes, der Verbreitung des fliegenden Blattes vorangehen, und in denjenigen Landesteilen, die literarischen Mittelpunkten am fernsten liegen, denken sie uns entstanden ohne Einwirkung des fahrenden Sängers und berufsmäßigen Lieder- und Balladenschmiedes, herauswachsend aus Arbeit, Spiel, Trauer, Freude, Raub, Jagd und Wettstreit, elementarer mit einem Worte als die unter sicheren literarischen Einflüssen, wenn auch mit ähnlichen Kräften des instinktiven Formwillens erzeugten, fraglos volkstümlichen Gebilde späterer Jahrhunderte. Unter diesem Gesichtswinkel behalten Fragmente, wie sie schon das Mittelalter überliefert, wie sie Shakespeare kennt und verwertet, Ramsay verwässert, Herd sammelt und Burns bearbeitet, Chorusverse, Zeilenpaare, selbst vereinzelte Überschriften zu alten Liedweisen, ihre besondere Bedeutung, die zu sorgfältiger Betrachtung und weiterer Forschung immer wieder anregen müssen. Die von Schw. gefundenen stilistischen Kriterien werden dabei vorzügliche Dienste leisten und, zunächst auf dem Wege der Vergleichung, auch aus der Fülle der im M. M. vereinigten Texte noch manches Stück echten Volksgutes zutage fördern können, bei dem sich Volksläufigkeit im strengen Sinne nicht, oder besser gesagt, nicht mehr nachweisen läßt. Die Volkskunde hat bei der Erörterung des Problems manches gewichtige Wort mitzusprechen, und Untersuchungen wie die von Gummere und Bücher werden zur Klärung der noch immer lebhaft umstrittenen Fragen nicht übersehen werden dürfen.[1] Es bleibt zu hoffen, daß die fortdauernde Diskussiou das Interesse an diesen

[1] Gegen die Kommunaltheorie im Gebiete der Balladendichtung ist neuerdings L. Pound in einem Buche *Poetic Origins and the Ballad*, New York und London, Macmillan, 1921, hervorgetreten.

Problemen nicht einschlafen lassen wird, denn letzten Endes erscheinen stets diejenigen literarischen Perioden als die stärksten und reichsten, in denen das Volkstümliche mit dem Kunstgemäßen zum dichterischen Ausdruck des nationalen Gesamtbewußtseins zusammenwächst.

Von diesem Gesichtspunkte aus könnte eine Erscheinung, auf die Schw. mehrfach zu sprechen kommt (S. 9, 24, 62) und deren gut bezeugtes Zutreffen m. W. nicht widerlegt werden kann, einiges Befremden erregen: daß nämlich Burns' Volksliederbearbeitungen und seine mit intimster Sachkenntnis und höchster Treffsicherheit geschaffenen Liederdichtungen im volkstümlichen Stil als volksläufig bisher in keinem Falle nachweisbar gewesen sind. Auf der anderen Seite ist es uns bewußt, daß Lieder wie Should auld acquaintance be forgot, John Anderson my jo, Green grow the rashes, O, Comin thro the rye, My heart's in the highlands usw. gesungen werden, so weit die englische Zunge reicht, ja weiter, ohne an Klassen- und Standesunterschieden Schranken oder Widerstände zu finden. Auch waren ihre Vorstufen, so alle der eben aufgeführten, fraglos volksläufig und von herrlichen Volksmelodien getragen. Stilistische Gründe, ein deutlich wahrnehmbarer Einschlag literarischer Elemente in Auffassung und Ausdruck können ebensowenig im Wege gestanden haben: sie sind bei den von Schw. als echte Volkslieder bezeichneten Texten, die vom Bänkelsängerliede abstammen, eher in stärkerem als in geringerem Maße nachweisbar. Es tritt hier fraglos ein genereller Unterschied zwischen Volksläufigkeit und Popularität zutage. John Meier hat auf S. 16—17 seiner genannten Schrift vollkommen treffend gesagt, einem Liede von Luther, von Gerhard gegenüber mache das Volk seine Herrenrechte nicht geltend, es behandle es mit der bewahrenden Ehrfurcht, die es der bekannten und verehrten Individualität seines Verfassers entgegenbringt: 'Das Lied ist hier autoritär, nicht die Singenden.' So stand auch Burns, gerade als der gefeierte Nationaldichter, der volksläufigen Umbildung seiner aus den Tiefen der Volksseele geschöpften Lieder im Wege. Die Autorität seiner Persönlichkeit, die Norm des in zahlreichen Ausgaben verbreiteten, feststehenden Textes unterbanden die Neigung zur Variantenbildung und zur volkstümlichen Zersingung in weitesten Kreisen. Wer sind aber die Gewährsleute, von denen das Volk die Gabe des Liedes als sein Eigentum entgegennimmt? Nicht die Großen wie Burns. Schon Shakespeare hat die Antwort gegeben, leider nicht den Text selbst, der ihm an dieser Stelle (Tw. N. II, 4, 43 ff.) im Sinne lag, wenn er das Lied der vergangenen Nacht bezeichnet hat als 'old and plain', und von ihm aussagt:

The spinsters and the knitters in the sun
And the free maids that weave their thread with bones
Do use to chant it ...

Oder wenn Desdemona (Oth. IV, 3, 26 ff.) an das Weidenlied denken muß, das ihrer Mutter Magd Barbara aus bitterer Herzensnot sang:

she had a song of 'willow';
An old thing 'twas, but it expressed her fortune,
And she died singing it ...

Die andere Welt ist die der Bänkelsängerballaden, die Autolycus vertreibt (W. T. IV, 4): Individualpoesie ohne Zweifel, voll Aktualität und Spannung — very true, and but a month old (270), über deren Dichter sich indessen Percy Hotspur so äußert:

I had rather be a kitten and cry mew
Than one of these same metre ballad-mongers
(H. IV, A. 3, 1, 129—130),

und an deren zu erwartende Leistungen die zum Tod entschlossene Cleopatra mit Schaudern denkt:

scald rhymers
Ballad us out o' tune (AC. V, 2, 215—216).

Der Antagonismus ist unverkennbar, und es ist wohl möglich, auch Shakespeare denen zuzuzählen, die das Volkslied in seiner idealsten Ausbildung und in seinem reinsten Stile mit einer sozialen Gemeinschaft in Verbindung bringen, die es nicht nur trägt und überliefert, sondern es auch zugleich in ihrem Schoße zu dem nur ihm eigenen Stil herausgebildet hat, durch den es sich von allen anderen auch noch so nahestehenden Gattungen des gesungenen Liedes aufs deutlichste abhebt und unterscheidet.

Basel. Hans Hecht.

E. Kruisinga, A Handbook of present-day English, vol. I: *English sounds*, 3. Aufl. Utrecht, Kemink, 1919. 256 S.

In der Vorrede zur 2. Ausgabe bezeichnet Kruisinga selbst des näheren den Zweck seines phonetischen Handbuches. Es soll ein Repetitorium und Nachschlagewerk für holländische Studenten abgeben, besonders für 'more advanced students'. Diese Anwendung bestimmt den Charakter des Buches: Es ist kein einleitendes Elementarwerk, sondern führt durchaus an die letzten und schwierigsten Probleme der Lautlehre. Eine Fülle von Beispielen — als Lautschrift wurde meist das System der Assoc. Phonét. Intern. übernommen — erläutert die theoretische Entwicklung der Lauterscheinungen.

Kr. arbeitet nicht experimentell, er schließt sich der Reihe der rein theoretischen Phonetiker an, ohne natürlich an entscheidenden Stellen, z. B. in der Vokallehre, die Ergebnisse der modernen experimentellen Forschung zu verleugnen. An die drei Hauptteile: Phonetics, English Sounds, Sounds and Symbols schließt sich eine knapp gehaltene, kurz erläuterte Bibliographie, eine kürzere phonetische Wortliste und eine ausführliche Liste englischer Eigennamen an.

Die Phonetics ist ein Abriß der allgemeinen Phonetik, stets vom holländischen Lautstande ausgehend, gedrängt und doch sehr gründlich. Neben der Analysis ist die Synthesis der Laute reichlich berücksichtigt. Es ist die Erforschung der Synthesis ja überhaupt die Hauptaufgabe der gegenwärtigen Phonetik, da die Analysis im wesentlichen konsolidiert worden ist. Hervorheben möchte ich die Behandlung der Vokaltheorien einerseits, der Silbenlehre andererseits (S. 1—62).

An die allgemeine Darstellung schließt sich die Sonderuntersuchung der englischen Laute und Lautverbindungen, die mit pädagogischem Takt von den Bedingungen des holländischen Studenten ausgeht. Doch ich möchte gleich bemerken, daß wir auch von unserer deutschen Grundlage aus diese Kruisingasche Phonetik ausgezeichnet verwerten können. Die Darstellung der englischen Lautverhältnisse basiert auf den Ergebnissen der modernen Lautforscher: Jones' 'Outlines', Jespersens 'Phonetik', Meyers 'Englische Lautdauer' werden genannt (S. 63—99).

Der folgende dritte Teil über die Gegenseitigkeitsbeziehungen von Buchstabe und Laut, Orthographie und Phonetik führt mit dankenswerter Reichhaltigkeit in diese schwierigen, ausnahmereichen Fragen ein. Hier hätte ein Versuch, die Sprachgeschichte mit heranzuziehen, wohl fruchtbar und verlockend sein können. Indessen begnügt sich Kr. mit einer z. T. orthoepischen, durchaus deskriptiven Darstellung des modernen Tatbestandes. In diesem Kapitel wird das Buch am deutlichsten zum Nachschlagewerk (S. 100—190).

Die anschließenden Wortlisten (S. 194—215, 216—256) bilden eine Ergänzung zu dem Regelreichtum des 3. Hauptabschnitts.

Nachdem ich so den Inhalt des Buches kurz umrissen, möchte ich zur näheren Charakterisierung einige Probleme, und zwar wesentlich aus dem 1.—2. Kapitel besprechen, etwa in der Reihenfolge, wie sie mir bei der Lektüre begegnet sind.

Wie eingehend Kr. mit der phonetischen Forschung vertraut ist, zeigen folgende Beispiele.

S. 32/3 erwähnt der Vf. die Theorien über die Natur des *h*-Lautes: 'Some phoneticians have called *h* a voiceless vowel.' Andererseits wird *h* als 'held sound' nicht nur als 'glide' oder stimmloser Vokal angesehen, und Kr. schließt sich der letzten Auffassung an und verzeichnet in der Konsonantentabelle (S. 63) *h* als laryngalen Reibelaut.

S. 11 bespricht Kr. die verschiedenen Erklärungen der [š]-Bildung nach Sweet und Jespersen. Wir ersehen daraus, daß zwei bis drei verschiedene Formationsweisen dennoch zu dem gleichen akustischen Endergebnis führen können. Das Gleiche läßt sich etwa auch beim [þ] beobachten: 'We can produce a sound very much like [þ] in English *thin* by forming a passage between the point of the tongue and the gums (instead of the teeth).' Lehrreich ist auch der aufgezeigte Unterschied in der Artikulation von [s] und [þ]: In [s] 'the blade of the tongue forms a groove through which the air stream passes.' Bei [þ] 'the surface of the tongue is flat.'

Besonders wichtig erscheint mir, daß Kr. ganz davon absieht, ein Vokalschema aufzustellen, und damit die Bell-Sweetsche Vokalklassifizierung auf Grund der modernen Experimentalergebnisse aufgibt (S. 17 ff.). Es hat sich durch Röntgenaufnahmen, von denen Kr. einige Schemata abbildet, erwiesen, daß z. B. 'the "mid"-position as something midway between "high" and "low" is untenable.' Das besagt nicht mehr und nicht weniger als: 'It seems fairly certain that the height of the tongue does not decide the acoustic result.' Auch hier zeigt sich die bei den Konsonanten, besonders bei [š] gemachte Beobachtung, daß jeder Vokal bei akustischer Gleichheit verschiedene Artikulationsstellungen haben kann. Ebenso läßt sich Sweets Einteilung von *narrow* und *wide* nicht halten, wenigstens nicht mit Sweets Erklärung durch die Zungenspannung. Eher scheint die Stimmbandspannung maßgebend zu sein. Im Lichte der neueren Forschung, die auch durch Gutzmanns Darstellung künstlicher Vokale bestätigt wird, ist die Vokalbildung von vier Faktoren abhängig:

'due 1. to the various sizes and shapes of the resonance-chambers formed in the mouth by the various positions of tongue and lips and the soft palate;
2. to the various sizes and shapes of the pharynx, due to the variations in the position of the tongue and the larynx;
3. to the variations in the position of the larynx;
4. to the varying degrees of tenseness of the vocal chords.'

Es ist also an der Zeit, daß auch unsere deutschen Universitäten von dem Sweetschen Vokalschema abrücken. Es ist nach den neueren Befunden tatsächlich unmöglich, die Artikulationsstellen eines Vokals anzugeben oder gar festzulegen.

Gut beobachtet ist die Erscheinung (S. 38), daß die stimmhaften Konsonanten im Wortauslaut von [givz, reidž] in Flüsterstimme übergehen. Man kann allerdings darüber im Zweifel sein, ob diese Frikkativa geflüstert werden oder zuweilen stimmlos auslaufen, also [givzs]. Jedenfalls ist es auf diese Erscheinung zurückzuführen, daß bei Grammophonaufnahmen gerade die auslautenden *s* in bezug auf Stimmhaftigkeit oder Stimmlosigkeit kaum zu unterscheiden sind.

Bei den Assimilationserscheinungen (S. 41) unterscheidet Kr. *assimilation of voice*, d. h. Beeinflussungen nach seiten des Stimmtons, und *assimilation of place*, wie z. B. [diš jiə] *this year*. Im Neuenglischen ist vornehmlich die letztere Erscheinung zu beobachten. Reichhaltige Beispiele aus dem colloquial English illustrieren das. Dagegen findet sich assimilation of voice, abgesehen von den häufigeren Fällen in Verbindungen wie *kl*, *pl*, *tw* u. a., in denen der zweite Konsonant stimmlos wird, nicht im Modernenglischen!

Fälle wie [gu:s], aber [guzbəri] gehören schon ins 'earlier English', und man spricht immer [æbsəlu:t, əbsə:d] *absolute, absurd* (S. 75).

S. 60 und 85 ff. werden die verschiedenen Arten des Stress aufgeführt: Kr. spricht da von 'even stress, rhythmical stress (eine sehr beachtenswerte Erscheinung! Vgl. *Among the Chi'nese* und *A 'Chinese 'lantern*), contrasting stress (z. B. *'inside and 'outside the house*), variable stress (bei Wörtern, die als Verb und Substantiv gleichgeschrieben werden, häufig; cf. *to sub'ject*, aber *the 'subject*), individual stress,' d. h. Schwankungen wie [kəstju:m und kɔs'tju:m]. Diese Differenzierung der Akzentbedingungen, die bei Daniel Jones in den 'Outlines' vorher sich am ausführlichsten findet, ist deshalb so wichtig, weil sie in die psychologische Syntax führt. Fälle wie *I hear him come*, aber *He was heard to come* können so durch Akzent und Rhythmus erklärt werden, da die englische Sprache Nebeneinandertreten zweier Hochtöne meist vermeidet. Nur in affektischer Rede tritt das ein, und dieser Punkt, Erzeugung von 'level stress' in erregter Rede, z. B. häufig auf der Bühne, hätte von Kr. bei der Besprechung des Eintretens von 'even stress' (S 87) noch erwähnt werden müssen.

S. 77 spricht Kr. vom '*half-stop*' [tš, dž] oder dem 'Verschluß-Reibelaut', wie er genannt worden. Es ist anzuerkennen, daß diese Frage, die für die italienische Phonetik besonders wichtig, wenigstens aufgeworfen wird, obwohl Kr. [tš, dž] als Lautkombination, nicht als einfache akustische Erscheinung auffaßt.

Konnte ich in diesen Punkten Kr. zumeist folgen, so bleiben einige andere Auffassungen, denen ich nicht beipflichten kann. Zunächst einmal die Feststellung des Unterschiedes zwischen Konsonant und Vokal. Kr. gibt S. 6 folgende Definitionen: 'Speech-sounds are vowels when they are produced in such a way that the air-stream can freely pass through the mouth. Speech-sounds are consonants when they are produced in such a way, that the air-stream in passing through the mouth is either stopped somewhere a moment, or is driven through such a narrow passage that we can hear a friction.' (So werden stopped und open consonants geschieden. Ich würde die ältere Bezeichnung plosives, friccatives usw. vorziehen.) Nach diesen Definitionen würde das [h] unter die Vokale fallen, aber abgesehen davon sind die Unterschiede so fließend, die Zwischenstufen (vowellikes, Halbvokale, die Vokale [ij] und [uw], die Sweet sogar als consonantal diphthongs bezeichnete), so mannigfaltig, daß eine scharfe Grenze überhaupt nicht zu ziehen ist. Man nehme hinzu, was Kr. S 13 sagt: 'the narrowing for English [þ] is sometimes so wide' that the resulting sound is *h* rather than [þ]; instead of [ai þiŋk] we may hear [ai hiŋk] ...' und S. 27: 'Semivowels may be defined as vowels that do not form a syllable', endlich S. 46: 'we may say that the most characteristic function of a vowel is to form a syllable, whereas vowellikes (d. h. Halbvokale, Liquide und Nasale) *may* form a syllable or not.' Kr. fühlt selbst (S. 27), daß die in den Grunddefinitionen umrissenen Unterschiede zwischen Vokal und Konsonant nicht recht durchgreifend sind. Vielleicht hätte man Vokale als reine Resonanzlaute, Konsonanten als Artikulationslaute im engeren Sinne bezeichnen können. Noch besser aber: man gibt von vornherein zu, daß es vergeblich ist, den Unterschied zwischen Vokal und Konsonant phonetisch definieren zu wollen. Von phonetischem Standpunkte aus gibt es strenggenommen keinen Unterschied (so wenig wie vom Standpunkte der Silbenlehre aus) zwischen Vokal und Konsonant. Die Scheidung stellt lediglich ein Gewohnheitsrecht dar.

S. 7/8 bespricht Kr. den Unterschied zwischen geflüstertem [v] und gesprochenem stimmlosen [f]. Beide Laute fallen nämlich nicht zusammen. Darum hätte Kr. nicht nur anmerkungsweise, sondern gleich von vornherein sagen sollen, daß der Unterschied zwischen gesprochenem [f] und [v] nicht nur im Hinzutreten des Stimmtons besteht, sondern auch die Artikula-

tionsenergie bei beiden Lauten verschieden ist, so daß der akustische Effekt beider Laute verschieden ist. Diese Tatsache ist schon von Rousselot experimentell festgestellt worden. Überhaupt hätte Kr. die experimentelle phonetische Forschung nicht als ein 'department of physics' und als 'probably always ... of less value for the student of language than the analysis of the functions of the organs of speech' (S. 1/2) bezeichnen sollen. Gerade in den schwierigsten Kapiteln der Synthesis: Silbenbildung, Quantität und Intonation müßte Kr. die experimentelle Forschung noch reichlicher zu Hilfe nehmen.

S. 47 stellt Kr. sechs natürliche Grade der Sonorität auf: 1. Consonants, 2. Nasals, 3. Side-consonants (d. h. *l*), 4. Trilled *r*, 5. High vowels, such as [i] or [u], 6. Low vowels such as [a] or [ɔ]. Diese Sonoritätsstufen verhelfen ihm zu einem Schema der Silbenbildung, das im allgemeinen brauchbar ist: 'We see that a syllable may begin at any point of the scale of sonority; when the highest point of sonority is reached we may also be at the end of the syllable ... If, however, *after this fall* in sonority there is a fresh *rise*, we have a new syllable.' Auf ein Bedenken möchte ich jedoch hinweisen: Sollte [juə] *your* einsilbig, dagegen [auə] *our* zweisilbig sein? Ich neige dazu, auch die zweite Lautgruppe als eine silbische Einheit aufzufassen, deren Charakter triphthongisch ist, während ich [juə] im Gegensatz zu Kr. (S. 56) nicht unter das Kapitel der Triphthonge gesetzt hätte. Auf die Frage der Ein- oder Zweigipfligkeit (vgl. Sievers, Phonetik) ist Kr. gar nicht eingegangen, obwohl sie in der Silben-, Vokal- und Quantitätslehre eine Rolle spielt.

S. 52 erwähnt Kr. *rising diphthongs* und zählt als Beispiele engl. *yes, yoke, will* u. a. auf, ebenso franz. *yeux, huit, oui*. Aber echte Diphthonge liegen hier im Englischen (auch historisch) ganz und gar nicht vor, und auch das modernfranzösische [jœ, ɥit, wi] ist nicht mehr rein diphthongisch, im Gegensatz zum älteren Französisch. Phonetisch sind [j, ɥ, w] 'konsonantischen' Charakters, die Silben also monophthongisch. Ein echter Diphthong ist Zusammenfassung zweier Vokale zur Lauteinheit. Dabei pflegt sich meist ein Bestandteil dem anderen dem Akzent nach unterzuordnen, eine Assimilation tritt ein, die schließlich wie in den neufranz. Beispielen bis zur Zerstörung des ursprünglichen Diphthonges führt. Daß Kr. S. 54 [ai, au, ɔi] als '*full*-diphthongs' von den '*half*-diphthongs' [ei, ou] im Englischen sondert, ist phonetisch wohl auch nicht haltbar, ebensowenig wie die Bezeichnung von [iə, uə] als *unstable diphthongs*.

In der wie die Intonation unverhältnismäßig kurz behandelten Quantitätslehre (S. 57, 84) würde ich die Ausdrücke *short, half-long, long, extra-long* beanstanden, zumal Kr. bei den Vokalen selbst nicht mehr von 'lang' und 'kurz', sondern von *free vowels* (a:, ə:, ɔ:, i:, u:) und *checked vowels* (æ, e, i usw.) spricht. Die Quantität eines Lautes ist nicht in sich absolut, sondern sie wird von dem Folgelaut, von der Lautumgebung bestimmt, es handelt sich um raschen oder allmählichen Stimmabsatz!

Zur Intonation bemerkt Kr. (S. 99): 'Rules can do very little towards teaching intonation.' Ist das richtig, oder sollte es nicht eher heißen: Die Gesetze der englischen Satzmelodie sind noch nicht hinreichend systematisch erforscht?

Noch einige kurze Bemerkungen für einzelne Aussprachеangaben: Neben [þaiərɔid] *thyroid* (S. 3) findet sich ebenso [þairɔid], neben [ju:vjulə] *uvula* (S. 4) auch [ju:vələ]. In den Wortlisten (S. 203) mußte bei den meisten Wörtern auf *ex-* im Anlaut bei Schwachbetontheit die Aussprache [iks-] mit verzeichnet werden, z. B. subst. ['ekspɔ:t] *export* neben dem Verbum [iks'pɔ:t], Kr. gibt nur [eks'pɔ:t]. Allerdings scheint im Modernenglischen die Neigung zu bestehen, in allen Fällen die Aussprache [eks-] vordringen zu lassen: [ig'zail] *exile* wurde zu ['eksail, 'egzail].

Hervorheben möchte ich die Bemerkung, daß *year* im Modernenglischen häufig bereits als [jɔ:] gesprochen wird, daß ferner *đ*, das von manchem Phonetiker als Explosiva gedeutet, unter die Reibelaute gereiht wird (S. 63). Zur Aussprache von engl. *w* oder *wh* möchte ich hinzufügen, daß man im Engl. *what* oft nicht ungünstig als [hwɔt] statt [wɔt] oder [whɔt] transkribieren könnte (S. 67). Das engl. *r* der Umgangssprache gehört nicht unter die 'trilled consonants' (28), sondern, wie S. 65 richtig gesagt, unter die 'open consonants', da nur noch ein einziger Zungenschlag eintritt. Das englische Bühnen-*r* ist dagegen 'trilled'.

Daß [p, b] 'breathed' gesprochen werden (S. 13.), findet sich nicht nur in 'Swiss and Austrian German', sondern überhaupt im Oberdeutschen und z. T. schon im Mitteldeutschen

Bei der Gesamtanordnung von Kruisingas Buch wäre es nicht unvorteilhaft gewesen, die Betrachtung der englischen Lautverhältnisse jeweilig unmittelbar an die allgemeine Phonetik anzuschließen. Dann wären Wiederholungen und Parallelitäten — schon der allgemeine Teil arbeitet mit englischen Beispielen, der besondere Teil verweist auf den allgemeinen — vermieden geblieben. Aber es muß gewiß hervorgehoben werden, daß Kr. seine Phonetik in einer hervorragenden Klarheit und in durchsichtigem Englisch geschrieben. Der Gesamteindruck des Buches gestattet durchaus, es neben die besten Leistungen auf dem Gebiete der phonetischen Übersichten zu stellen.

Potsdam. Alfred Ehrentreich.

Price, Lawrence Marsden, English > German literary influences. Bibliography and survey (University of California Publications in Modern Philology, vol. 9). Part I, Bibliography, 1919. 111 S. Part II, Survey, 1920. 503 S. University of California Press, Berkeley.

Die Bibliographie Prices ist allein schon ein Werk, das den Dank jedes Forschenden reichlich verdient. 'This biblography strives to be complete up to the year 1913, the 'Jahresbericht' of that year, volume XXIV, being the latest one available. The bibliography contains, however, several additional titles found in the Shakespeare-Jahrbuch of 1914 and in the leading English and American journals up to June 1918. Addenda included in the survey will bring the bibliography approximately up to the end of the year 1918.' Selbst wenn eine Neuauflage von Betz' essai bibliographique erscheint, wird Prices Arbeit gleich nötig und wertvoll bleiben. Dann fehlt nur noch ein Verzeichnis aller Werke, die dem deutschen Einfluß auf die englische Literatur nachgehen, um der Literaturgeschichte auf deutsch-englischem Gebiet die nötigsten Hilfsmittel zu sichern. Price hat seiner Bibliographie kürzlich einen umfangreichen Band, 'Survey', folgen lassen, worin er seinen bibliographischen Stoff kritisch verarbeitet. Eine Art moderner amerikanischer Goedeke für Englisch-Deutsch, ein kühner Plan und eine ungeheure Arbeit, die allseitiger Beachtung und Anerkennung wert ist.

Der erste Teil der Priceschen Schrift verzeichnet zuerst die hauptsächlichen theoretischen Werke und Sammlungen zur vergleichenden Literaturgeschichte und behandelt dann im ersten Hauptteil das 16., 17. und 18. Jahrhundert, aber ohne Shakespeare, im zweiten nur Shakespeare in Deutschland, und zwar vom 17. bis zum 19. Jahrhundert, und im dritten das 19. Jahrhundert ohne Shakespeare. Besonders behandelt werden im 17. Jahrhundert die englischen Komödianten (Their wanderings, Their influence, Their repertoire) und im 18. Jahrhundert die amerikanische Revolution.

Im 1. und 3. Hauptteil werden jedesmal getrennt: 'Influences of English literature on specific German authors' und 'Influences of specific English authors on German literature'. Der letzte Teil sondert noch 'General American influences'.

Im 'Survey' wird zuerst Prices Unternehmen selber kurz eingeführt. Dann folgen 24 Kapitel, die den erwähnten Hauptteilen entsprechen. Der erste Hauptteil hat 13 Abschnitte: The Seventeenth century in general; The English comedians; The Eighteenth century in general; Addison and the moral weeklies; Pope. Thomson. Milton's Paradise lost; Young's Night thoughts; Macpherson's Ossian; Percy and the German folk song; Richardson and Fielding; Goldmith and Sterne; The middle-class drama. Hauptteil II, Shakespeare in Germany, hat 5 Kapitel: Dryden, Lessing and the rationalistic critics; Young, Herder and the 'Sturm und Drang' critics; Böhtlingks 'Shakespeare und unsere Klassiker'; Gundolfs 'Shakespeare und der deutsche Geist'; Shakespeare in the Nineteenth century. Und Hauptteil III die 5 letzten Kapitel: The Nineteenth century in general; Scott; Byron; Dickens; America in German literature; The Twentieth century. Am Schluß Addenda und Corrigenda und Index of influences; die Bibliography hatte einen index of investigators.

Da ich einige Ausstellungen gegen Anlage und Form bereits in einer Besprechung der 'Modern Language Notes' gemacht habe, kann ich hier auf andere Dinge eingehen. Im I. Teil konnte Price nur guten Geschmack zeigen, indem er keine vollständige, sondern eine ausgewählte Bibliographie gab, die sich außerdem mit wissenschaftlicher Absicht auf den Einfluß der englischen Literatur auf Deutschland beschränkte. Im II. Teil beschreibt er zusammenfassend die Forschungsergebnisse, übt Kritik, vermittelt, wägt ab und deutet nebenbei Lücken an, die von der Forschung noch auszufüllen sind, z. B. eine vollständige Geschichte der Shakespeare-Kritik in Deutschland, einen Ausbau der Dickens-Forschung, eine Betrachtung des Einflusses von Emerson oder Thoreau auf Deutschland. Noch viel mehr Gegenstände ließen sich hinzufügen, etwa Scott und Thackeray in Deutschland. Er äußert sich auch grundsätzlich über manches, z. B. über den Begriff 'Einfluß'. Im ganzen berühren seine Achtung vor dem Kunstwerk und sein Verständnis für die dichterische Arbeit sehr angenehm. Er weiß, daß man mit der Untersuchung von Einflüssen bis an das Werden der Dichtung heranreicht, aber er beschränkt sich: 'This Survey is, as its name indicates, an extensive and not an intensive view'. Als er z. B. Youngs 'Conjectures' bespricht (Survey, S. 387 ff.), stellt er zwei amerikanische Arbeiten einander gegenüber, John L. Kinds ältere Dissertation über Edward Young in Germany und M. V. Steinkes University of Illinois-Dissertation von 1917, Edward Youngs 'Conjectures on original composition in England and America. A study in literary relations.' Prices Urteil lautet da: 'Conservativeness is a virtue in estimating influences, and not every parallel passage is proof conclusive of borrowing; but there is such a fault as over-cautionsness, and Steinke's work is a good example of this exaggerated virtue. He is unwilling to admit the significance of any parallel passage unless the secondary author specifically acknowledges his debt to his predecessor. In spite of the cumulative effect of large number of parallel passages found in Hamann and Young, and in spite of Hamann's well-known admiration for Young, Steinke only concedes 3 passages of Hamann as certainly borrowed from the 'Conjectures'. In the case of Herder he is similarly cautions. In short, Steinke has erred on the side of understatement far more widely than Kind on the side of exaggeration'. In seinem Kapitel über Böhtlingk kreidet er dessen Lessing-Schrift die Sünde gegen den Geist der Dichtkunst an; er hätte den D i c h t e r Lessing später auch gegenüber einer gewissen Shakespeare-Manie Gundolfs in Schutz neh-

men sollen (S. 426 ff.). Nicht immer folgt Price seiner eigenen Erkenntnis im Punkte Einfluß, z. B. wenn er einseitige Urteile kritiklos weitergibt wie das von A. Eichler (S. 181), wonach wir den Engländern 'die Kritik des literarischen Individuums' verdanken, oder wenn er selber S. 193 Addison's betterment of the English language für die notable simplification of German prose verantwortlich hält oder endlich S. 235 schreibt: 'The German language was becoming a simple musical instrument but Milton's influence made it an organ of symphonic range, fitted to express the sublime. Es ist zu einem Fluch für die Wissenschaft im englisch-deutschen Grenzgebiet geworden, daß sie nicht zahlreiche Gerstenbergs und Minors als Forscher gehabt hat. Auf Irrwegen befindet sich Price auch, wenn er das 20. Jahrhundert von den übrigen trennen will und nunmehr nicht mehr 'Einflüsse', sondern nur noch 'Hauptströmungen' annimmt und die literarischen Nationalitäten ablehnt, wie er überhaupt eigentümliche Anschauungen über den Begriff einer Nationalliteratur hat (S. 120 ff. und 479 ff.). Dazu verführt ihn wohl die comparative literature, wie sie heute in Amerika und England vielfach betrieben wird, die selbstverständliche Gleichheiten feststellt, welche gründlichem Zusehen nicht standhalten. Ein Wort mehr darüber ist hier am Platze.

Der 'vergleichenden Literaturgeschichte' gegenüber haben die Germanisten hierzulande bis vor kurzem nach dem Vorbild von Lorenz-Scherers 'Gechichte des Elsaß' (1872) den entgegengesetzten Weg verfolgt, also nicht von der Welt in die Literatur, sondern von der Landschaft in die Literatur. Natürlich kann sich die landschaftliche Literaturgeschichte genau so im Engen verirren wie die vergleichende in den Weiten der 'Weltliteratur', wobei gleich zu erwähnen ist, daß wieder einmal das englische und das deutsche Wort nicht ganz dasselbe bezeichnen: world literature ist nicht von vornherein Weltliteratur. Der deutsche Anglist hat es nun mit der landschaftlichen Literaturforschung nur bedingt zu tun, wohingegen der Amerikanist sehr damit rechnen muß. Die Literatur der Vereinigten Staaten kennt nämlich ganz ähnliche Stammesprobleme und Landschaften wie die deutsche. Aber der Anglist hüben wie der Germanist drüben hat zwei Gesichtspunkte genau zu kennen und auseinanderzuhalten: den deutschen und den englischen oder amerikanischen. Wer lange Auslanderfahrungen besitzt, begreift die Illusionen nicht mehr, mit denen deutsche Doktoranden, aber auch Berühmte und Bekannte auf das ausländische Schrifttum losgehen. Als Beispiel möchte ich Gundolfs 'Shakespeare und der deutsche Geist' wählen, ein bedeutsames und anregendes Buch, das verschiedene fruchtbare Gesichtspunkte in die allgemeine Literaturwissenschaft gebracht hat, aber Shakespeare nur vom deutschen Gesichtswinkel behandelt wie alle die Großen und Kleinen, die (nach Gundolf) Shakespeare als Stoff, als Form und als Gehalt aufgenommen haben. Die Ironie dabei ist, daß Gundolf wohl treffend darlegen kann, wie sich die verschiedenen Deutschen ihren eigenen Shakespeare zurechtgemacht haben, dabei es aber selbst fertigbringt, an Shakespeare öfters vorbeizureden und vorbeizudichten, weil er sich eben einen neuen d e u t s c h e n Shakespeare a priori geschaffen hat, den Gundolf-Shakespeare. Das Gegenbeispiel kommt mir in George L. Kittredges Harvarder Shakespeare-Rede (Cambridge, Harvard University Press 1916), die sich mit voller Absicht aller 'capricious propaganda' fernhält und den 'interpretative critic' zu Wort kommen läßt. For it is Shakspere that he professes, and he should keep the faith. Die Beispiele dafür, wie man es bei Shakespeare n i c ht machen soll, wählt Kittredge sämtlich aus der deutschen Literatur. Im englischsprechenden Ausland wirken eben manche tüchtigen Arbeiten deutscher Anglisten verstiegn und nicht 'to the point'.

Price erkennt diese Problemstellung nicht, erwähnt auch Kittredge nicht, trotzdem kann er manches Lehrreiche für uns sagen (S. 354—471). Zuerst bezeichnet er die zwei Grundirrtümer in der deutschen Shakespeare-Kritik: the one that Lessing was the first to recognize Shakespeare's genius in Germany, and the other that English appreciation of Shakespeare followed tardily in the wake of German interpretation. Diese Irrtümer klärt er auch durch sehr geschickte Zusammenfassungen bekannter Einzelarbeiten, dann macht er im Anschluß an Böhtlingk gute Vorbehalte bezüglich Lessings, Goethes und Schillers Verhältnis zu Shakespeare und betrachtet schließlich Gundolfs Werk sehr achtungsvoll und ausführlich. Die Einteilung Gundolfs hatte er schon vorher beifällig aufgenommen (S. 121) und die geringe Aufmerksamkeit dafür in Amerika gerügt (S. 355). Er folgt Gundolfs Darstellung m. E. nicht kritisch genug, wohl weil er nicht anglistisch für seine Arbeit vorbereitet ist. Besonders enttäuscht er, als er 'fundamental differences between the English and the German intellect' aus Gundolfs Buch herausliest (S. 443), Unterschiede, nebenbei bemerkt, die entweder hinfällig oder sehr übertrieben sind. Ganz richtig schließt er mit den Worten: 'If the public in reality is to the poet less stimulating in Germany than elsewhere it might be argued that the remedy is not some impossible rebirth of the German soul but rather a thoro reorganization of the German literary republic'. Sehr hübsch unterstreicht Price S. 445 the real service of the Germans in regard to Shakespeare, kritisiert mit Recht S. 451 ff. deutsche Shakespeare-Ausgaben, wird aber selber unkritisch, wenn er S. 469 schreibt: 'If Shakespeare represents today anything more than an honored tradition to the learned and a never failing fount of enjoyments to the cultivated public; if he is anywhere a living and developing force, it is among the followers of Nietzsche'. In Kapiteln, die es nicht mit Shakespeare zu tun haben, kommen noch viele interessante Neuigkeiten zutage, oft Einzelheiten, womit sich die betreffenden Einzelforscher abfinden müssen.

Price erfüllt mit seinem Werk schließlich noch eine andere dankbare Aufgabe, er vermittelt der amerikanischen Forschung in der heimischen Sprache viele deutsche Leistungen und er lenkt zugleich die Aufmerksamkeit der Deutschen auf zahlreiche tüchtige und mutige Arbeiten von amerikanischen Gelehrten, unter denen nicht wenige deutsche Namen tragen. Gerade im Grenzgebiet der englisch-deutschen Literaturbeziehungen haben die Amerikaner Beträchtliches geleistet, um die hauptsächlichsten Forscher zu nennen: Julius Goebel, O. Heller, A. Hohlfeld, C. von Klenze, M. D. Learned(†), O. E. Lessing, H. W. Thayer, R. Tombo jun.(†) und J. A. Walz; neuerdings P. A. Barba, F. Meisnest und, last but not least, L. M. Price. Von den Universitäten von Columbia, Illinois, Pennsylvania und Wisconsin sind eine ganze Reihe beachtenswerter Dissertationen ausgegangen. Zu einer klugen deutschen Kulturpolitik hätte es schon seit Jahren gehört, daß man in Deutschland solchem wirklich guten Amerikanismus die gehörige wissenschaftliche Aufmerksamkeit und sachliche Förderung schenkte anstatt ihn entweder zu mißachten oder in bekannter Ausländerei oft an verkehrter Adresse zu verhimmeln. Vor dem Kriege besaßen z. B. nur beschämend wenige Universitätsbibliotheken in Deutschland die drei hauptsächlichen amerikanischen Fachzeitschriften, das Journal of English and Germanic Philology (Illinois), die Modern Language Notes (Baltimore) und Modern Philology (Chicago) oder an Sammlungen die Publications of the Modern Language Association of America, die Americana Germanica, die Ottendorfer Memorial Series of Germanic Monographs und Veröffentlichungen verschiedener Universitäten.

F. Schönemann.

Charles Singer, Early English magic and medicine (Proc. British Acad. IX, 1920). London, Milford. 34 p.

Vf., ein Arzt, berücksichtigt unter Ausscheidung mündlicher Volkskunde nur das in ags. Hss. von Natur- und Heilkunde Erhaltene, benutzt aber weder philologische noch kulturhistorische Literatur über Angelsachsen. Er geht nur bis zum Eindringen der Arabermedizin, im 12. Jh., das für die Naturkunde des Abendlandes überall Epoche macht. Er bringt aus Hss. Englands 16 Abbildungen, von denen ich einige nie gedruckt sah; eine, die den Arzt mit dem Brenneisen darstellt, verrät Spuren der Kopie aus der Antike. Dieser Arzt ist Laie, wie der bei Wallisern und Iren. Allein deshalb möchte ich die klerikale Herkunft aller Hss. dieses Faches doch nicht (wie S. tut) anzweifeln. — Vf. leitet die Medizin der Angelsachsen aus acht Quellen her: Hellas, durch Rom vermittelt, Kirche, Salerno, Germanen, Kelten, Süditalien, Byzanz und heidnischem Rom. Von den etwa 64 Griechen, die Natur- und Heilkunde des Mittelalters beeinflußten, wirkten nur vier auf die Angelsachsen, von Spätlateinern Pseudo-Dioskorides, Pseudo-Apuleius, Marcellus Empiricus, Plinius, Isidor, und mittelbar Celsus. — Aus Byrhtferd druckt Vf. das Diagramm der vier, den vier Himmelsrichtungen entsprechenden Temperamente, ebenso die Sphäre des Pythagoras (aus der Epternacher Hs. 9. Jh.s unter Einfluß der Scoten), die nach dem Mondalter des Krankheitsbeginns weissagt, ob Patient leben bleiben wird. — Wie Hellas und Rom, so verordnet frühes Mittelalter den Aderlaß nach Mondtabellen. — Unter den Zauberheilmitteln der Kirche benutzte der Angelsachse das Vaterunser [s. meine *Gesetze d. Agsa.*, Glossar s. v.]. — Aus Salerno und Latein stammt das Ags. Peri didaxeon. — Germanische Bestandteile der Medizinmagie sind die Lehren von Giften, der Zahl Neun [s. ebd.], dem Drachen und Elfenschuß. — Die Texte, die Vf. aus Hss. druckt, stehen meist vollständiger, genauer und besser übersetzt bei Cockayne, *Leechdoms* II 350 ff., III 34. 36. 52; jedoch II 290 7 v. u. übersprang dieser *mæl, þæt hit blede, writ þonne on þam hriege Cristes mæl.* Die Benutzung von Leonhardis *Klein. ags. Denkmäler* (1905) war nicht zu erwarten. — Vf. kennt den Merseburger Einrenkungszauber auch bei Indern und Gaelen Nordschottlands, wohin ihn vielleicht Nordleute brachten, wo aber Christus für Wodan des Ahd. eintritt. — Die 'angeflogenen Gifte' deutet er als Ansteckungen. Der Germane hielt manche Krankheit 'durch Elfen angeschossen', lernte aber ihre Zurückführung auf Besessenheit durch Dämonen, samt dem Exorzismus, erst aus dem Orient, von der Kirche, besonders dem Neuen Testament. — Der *circul s. Columcille* [Columba] soll geritzt werden *on anum* [unbest. Art.!] *mealmstane* [weicher Sandstein; vgl. Toller; Wright, *Dial. dict.*: nicht *mealen*, Mühlstein bei Cockayne I 395] zum Schutze für *ymbhagan* 'bee enclosure' [nicht 'fields' ebd.]. Zum Zauber diente den Angelsachsen auch Gildas *Lorica* [vgl. *Gesetze* II 403 'Fluch' 2 b]. Das Altirische bei Cockayne III 78 deutet Vf. gleich [aus?] diesem III 397. — Angelsächsische Kräuterbücher bilden zum Teil Mittelmeerpflanzen ab, kopieren also südliche; Vitellius CIII stammt nicht aus Wiens Dioskorides. Während das Kräuterbuch aus St. Albans, jetzt Bodley 1301, um 1120, noch nach der Natur zeichnet, stilisiert Späteres die Pflanze zum Buchschmuck. — Die bei Cockayne I 394 unverstandenen Amulettzeilen lauten: *στῶμεν καλῶς, στῶμεν μετὰ φόβου* und entstammen der Liturgie des Chrysostomos. Ein fernerer ags. Zauberzettel aus Reg. 2 A 20 beginnt *εὐλογοῦμεν Πατέρα ... Adiuro te diabulus ælfæ*: also wird 'elf equated with Satan'. — Im 12. Jh. schrieb ein Anglolateiner eine heidnische Anrufung der Erde in Hs. Harley 1585, die Vf. ins Englische übersetzt. — So enthält der Aufsatz für Volks-, Natur- und Heilkunde, für Spuren klassischer und keltischer Literatur und Sprache sowie für die Kunst bei den Angelsachsen manches Eigene.

Berlin. F. Liebermann.

Arthur F. Leach, Some results of research in the history of education in England (Proceed. British Acad. 1913/4. p. 433—480).

Der durch Orts- und Sonderforschungen und Editionen um Englands Erziehungsgeschichte, besonders die Altertümer der Schulanstalten, seit einem Menschenalter hochverdiente Vf. der *Educational charters and doc.* (Cambr. 1911) und *Schools of mediæval England* (um 1915) bekämpft den früheren Irrtum, Laien bringe erst die Reformation die Lateinschule. Er übertreibt nun seinerseits die Laienbildung vor 1300 und das Alter der Grammatikschule; über Angelsachsen und gegen Stevensons *Asser* bringt er Unhaltbares; er versäumt, den Stoff straff anzuordnen, wiederholt sich (449. 464) zeilenlang und verfällt im Kriegsfieber aufs Verhöhnen deutscher Wissenschaft. Die Weite klassischer Bildung bei Engländern des Mittelalters bedarf keines Nachweises. Die Behauptung aber, durch *Public school* setze sich bis 1860 das Wesen der Grammatikschule des 12. Jh.s nur fort, vergißt, wie doch diese vornehmlich Kleriker vorbereitete. Jeder Dom, wie das Laterankonzil 1215 gebot, ja jede Stiftskirche und manches Universitätskolleg hielt eine Lateinschule zur Triviumlehre, die über der elementaren Chorknabenschule stand und nicht notwendig in der Kirchenfreiung lag, sondern in der Stadt, deren Behörde an ihr Anteil nahm; auch wo der Patron ein Kloster wie St. Albans war, leitete die Schule nicht gerade ein Mönch. Vf. führt Beispiele vor aus Chichester, Salisbury, Lincoln, dessen Dom in der Grafschaft acht Schulen hielt, und London, wo der Dom nur zwei Stiftskirchen den Wettbewerb mit seiner Domschule erlaubte. Jede größere und manche kleine Stadt hatte also eine Grammatikschule; unter Heinrich VIII. ganz England 85; von den Seelmeß-Kantoreien, die Edward VI. auflöste, diente ein Zehntel auch dem Schulmeister; 1550—1700 war die Erziehung im ganzen dürftiger als zuvor. Der Abt von Walden erlaubte 1423 im Städtchen Saffron-Walden in Essex zwei Kaplanen, je einem Knaben eines Haushalts Lesen und *Gratias* (Tischgebet) beizubringen; höhere Bildung blieb der Lateinschule vorbehalten. In dieser sollten die Schüler, wie an der Universität die Studenten, nur auf Lateinisch sich unterhalten; 1489 wird das Zuwiderhandeln gerügt. Dieses Latein brachte die Oxforder Schule um 1300 vermittelst des Französischen bei, wodurch sich Higdens Klage über Vernachlässigung des Englischen erklärt. Vf. führt die Schulpensen der acht Klassen des 16. Jh.s an; neben den Klassikern liest man Erasmus. Wolsey ließ zu Ipswich Lateinschrift lehren im Gegensatz zu der dann von Cranmer noch angewendeten Gotischen [Fraktur], die *German kultur still preserves.*

Berlin. F. Liebermann.

Charles H. Firth, Sir Walter Raleigh's History of the world (Proceed. British Acad. 1917/8 [1921] p. 427—46).

Mat. Arnolds Vergleich zwischen Thukydides und Raleigh bleibt unfruchtbar; dieser war weder der weiteste und freieste Geist noch der größte Historiker seiner Zeit. Er hatte viel gelesen, kannte freilich Griechisches und Hebräisches nur aus Übersetzung. Helfer fand er in Burhill und Ben Jonson. Die 1606 begonnene *History* widmete er dem Prinzen von Wales, den er 1608/11 beim Bau des ersten Dreideckers, dann beim Heiratsplan Savoyens mit den Stuarts beriet. Sie erschien 1614, verzögert durch Jakob I., der, obwohl darin umschmeichelt, den Freimut über Spanien und über Fürsten, besonders Heinrich VIII., mißbilligte; Bild und Name des als Hochverräter eingekerkerten Verfassers wurden unterdrückt. Englands Zensur traf 1599 bis 1627 auch andere Verurteiler der königlichen Ahnen selbst elften Jahrhunderts wegen *Laesa majestas*; und Geschichte neuester Zeit zu schreiben,

erklärte Raleigh als zu gefährlich. Das der Winterkönigin geschenkte Exemplar, einst in Prag von Spaniern erbeutet, liegt im Britischen Museum. Die Republikaner ehrten Raleigh, das Opfer der Stuarts, als wäre er ihr Märtyrer. Cromwell empfahl die *History* dem Sohne. Milton und Massinger benutzten sie. Die *History* will zu moralischem Zweck, wie ihn noch unser Zeitgenosse Lord Acton verfocht, die weise vergeltende Gerechtigkeit Gottes darlegen, im Sinne des damaligen Puritanismus; sie tadelt die Ruhmsucht der Eroberer. Cicero liefert die Definition der Geschichte, Plutarch das Muster der Charakterschilderung. Politischer Sturz erklärt sich wie im damaligen Drama aus Persönlichkeiten. Die Bibel überragt an Autorität die weltlichen Geschichtsquellen des Altertums. In dessen Darstellung verflicht Raleigh wertvolle Vergleiche mit eigener Zeit. — Der kenntnisreiche Aufsatz sei jedem Forscher der englischen Kultur um 1600 empfohlen! Obiges gibt nur dürftigen Auszug.

Berlin. F. Liebermann.

G. M. Trevelyan, Englishmen and Italians; some aspects of their relations past and present (Proceed. British Acad. IX, 1920, 20 p.).

Der bedeutende Historiker verficht in dieser Vorlesung den Satz: Vernünftige Außenpolitik läßt sich nur führen, wenn man den Nachbar kennt. Der Sieg von 1918 dürfe nicht veranlassen, kein Deutsch zu lernen. Während nun der Brite das Festland, außer Frankreich, wenig kennt, während 1914 nur $^1/_{50}$ der Gebildeten wußte, ob der Madjar ein Slawe sei, war er über Italien gut unterrichtet und handelte nur deshalb beim *Risorgimento* mit richtiger Sympathie. Seit Cäsar, dann seit Chaucer und Shakespeare, übte Italien nämlich auf Britannien Kultureinfluß im Wortschatz der Sprache, in der Form (und teilweise dem Geist) der Literatur, ja sogar auf Englands eigenstem Felde, dem Staatsrecht: von Milton bis zum heutigen Gymnasiasten sieht der Gegner der Krone ein Ideal in Brutus und Cato. — Im 18. Jh. bereiste der Engländer außer Frankreich allein Italien und kannte die Römerschriften gut, wie seine Dame Italiener von Dante bis Alfieri las. Fox und Lord Holland schrieben einander in schönem Italienisch, und von jenem Grey, der 1832 die Reformbill durchsetzte, druckt Vf. die Übertragung der *Banks of Allan* ins Italienische. — Dann gewährte England Zuflucht Foscolo, Mazzini, Panizzi, Poerio; Shelley und Byron befreundeten sich persönlich den Freiheitskämpfern in Italien; und Gladstone, der optimistische Christ, verehrte den ihm religiös so verschiedenen Leopardi, sah die Justiz des *rè Bomba* mit eigenen Augen und soll bald nach 1860 in Neapel zwei Stunden das Volk angesprochen haben. — Englands Schriftsteller wie Meredith, Clough, die Brownings, Arnold stimmten England für Italiens Befreiung. Diese Vorliebe half 1859 Derby stürzen und ward nur vorübergehend zurückgedrängt durch die Angst vor Frankreichs Übergriffen. Aus Lord Russells, des Außenministers, Geheimpapieren zeigt Vf, wie dessen Freund Hudson, britischer Gesandter in Turin, 1860 verhinderte, daß Garibaldi in Messina halt geboten ward. — Wie nur Kulturfreundschaft das Eintreten Englands für Italien verursachte, erhellt aus seiner Neutralität gegenüber Erhebungen Polens und der Christen gegen die Türkei. — Weniger als sein Urgroßvater kennt der heutige gebildete Engländer Italien aus Lektüre der Römer, persönlicher Freundschaft mit Italienern, Sprach- und Literaturkenntnis und Reisen, die jetzt entlegenere Ziele suchen oder, wenn nach Italien gerichtet, meist im internationalen Hotel münden.

Berlin. F. Liebermann.

Lucien Foulet, Le Roman de Renard. Paris, H. Champion, 1914. 574 S.

Nachdem G. Paris in einer Artikelreihe des *Journal des Savants* 1894/95 die erste tiefer eindringende Würdigung des altfranz. Tierepos gegeben hatte, will nun Foulet in einer umfassenden Untersuchung vor allem die Entstehung des Zyklus bis ins einzelne aufklären. Es handelt sich da um ein schon seit über hundert Jahren diskutiertes Problem, und dieser neue Lösungsversuch erhält, abgesehen von der besonders eingehenden Art der Durcharbeitung, seine Bedeutung durch den Standpunkt, auf den F. gewissen Grundfragen gegenüber sich stellt, und der der von der Forschung der letzten Jahrzehnte vertretenen Auffassung durchaus zuwiderläuft: F. lehnt sowohl die Annahme verlorener Vorstufen der erhaltenen Branchen als auch die Existenz verwandter Volksüberlieferungen (Tiermärchen) als Vorläufer des *R(oman de) R(enart)* ab. Diese Ansichten waren schon längere Zeit vor F. gelegentlich geäußert und dann aufgegeben worden; wenn sie jetzt wieder zu Ehren kommen, so verdanken sie das offenbar der sog. 'antiromantischen' Strömung, die neuerdings, besonders seit Bédiers *Légendes épiques* (dem übrigens das Buch gewidmet ist) stark um sich greift. Im Gegensatz zu der uneingeschränkten Zustimmung, die F. mit den Grundanschauungen und Resultaten seines Buches bei verschiedenen Beurteilern[1] gefunden hat, muß Ref. bekennen, daß er bei jenen beiden angeführten Punkten eine hinreichende Begründung vermißt und den neuen Standpunkt sich nicht zu eigen zu machen vermag.

Was die Frage der literarischen Vorstufen betrifft, so zieht F. (in seinem 4. Kap.) aus der an sich richtigen Tatsache, daß die Gründe, mit denen ältere Gelehrte (wie Grimm, Fauriel, Jonckbloet) jene Annahme gestützt hatten, nicht stichhaltig sind, ohne weiteres den Schluß, die erhaltenen Branchen seien Originale;[2] auf die in neuerer Zeit von verschiedener Seite (Sudre, G. Paris und vor allem Voretzsch) beigebrachten gewichtigen Gründe geht er dagegen nicht ein, außer daß er im 17. Kap. nachzuweisen versucht, daß der hochdeutsche *R(einhart) F(uchs)* von Heinrich dem Gleißner unmittelbar auf den erhaltenen Branchen des *RR* beruhe und nicht etwa auf irgendwelchen erschlossenen älteren Fassungen. Dieser Nachweis aber scheint mir einmal an sich nicht gelungen zu sein, überdies wird er auch geführt auf Grund der vorher in dem Buche gewonnenen Resultate, die ihrerseits wieder auf der Voraussetzung beruhen, es habe keine verlorenen Vorstufen gegeben. Ref. kann nicht zugeben, daß die Annahme solcher Vorstufen bereits an sich bedenklich wäre,[3] und glaubt seinerseits, daß bisher noch nicht widerlegte Argumente in bestimmten Einzelfällen positiv für eine solche Annahme

[1] Namentlich Salverda de Grave im *Neophilologus* I, 1916, S. 153—155 und W. Golther in der *Zeitschr. f. frz. Spr. u. Lit.* XLIII[2], 1917, S. 153—157.

[2] So schon Paulin Paris, *Les aventures de Maître Renart*, Paris 1861, S. 343, 345.

[3] Nicht nur sind uns bei vielen altfranz. Texten sowohl Originale als Überarbeitungen erhalten (z. B. ist das Alexiusleben dreimal, *Buere de Hantone* viermal, die *Venjance Nostre Seigneur* vier- oder fünfmal überarbeitet worden), sondern die erhaltenen Handschriften des *RR* selbst lassen deutlich die Tätigkeit von Bearbeitern erkennen, indem einheitliche Dichtungen durch Einschaltungen auseinandergerissen oder durch Auslassungen verstümmelt, ferner auch ursprünglich nicht zusammengehörige Bestandteile kombiniert wurden, dazu auch der Wortlaut der Texte im einzelnen oft erweitert, zusammengezogen oder sonstwie umgestaltet wurde; es ist nicht einzusehen, warum in den vor die Zusammensetzung des Archetypus unseres Zyklus fallenden Jahrzehnten die damals bereits vorhandenen Branchen unter Umständen nicht auch angetastet worden sein sollen. F. selbst deutet derartiges auf S. 186 an.

sprechen, und zwar nicht nur die z. B. von Voretzsch aus einem Vergleich zwischen *RF* und *RR* gefundenen inneren Gründe, sondern auch Eigentümlichkeiten sprachlicher und metrischer Art, die bei manchen der überlieferten Branchen nicht zu der Entstehungszeit stimmen, die etwa aus inhaltlichen Gründen (Anspielungen usw.) erschlossen werden kann.[1]

Ähnlich steht es mit dem andern Punkt, den mündlichen Vorstufen. Auch hier sucht F. zunächst (in Kap. 5) die Zeugnisse, die für das Vorhandensein von Tiermärchen im 12. Jahrh. sprechen, zu erschüttern,[2] um aus dem angeblichen Fehlen äußerer Beweise zu schließen, es gäbe keine volkstümlichen Überlieferungen, die dem *RR* vorauslägen. Auch hier läßt F. das wesentlichste Argument, die modernen Tiermärchen, beiseite und sucht wieder erst nachträglich (in Kap. 21) allgemein darzulegen, daß mit den modernen Versionen überhaupt nichts zu beweisen wäre, da alle Beurteilung willkürlich sei und man im einzelnen Falle nie wissen könne, ob der betr. Text nicht etwa seinerseits vom *RR* ausgegangen sei, was er selbst prinzipiell anzunehmen geneigt ist. Man merkt diesen rein theoretischen Erörterungen F.s deutlich an, daß er nie auf volkskundlichem Gebiet gearbeitet hat; sonst wäre ihm wohl klar geworden, daß eine vergleichende Untersuchung der einzelnen Abenteuer, auf die er ganz verzichtet, doch vielfach ohne Schwierigkeit über die inneren Beziehungen zwischen den modernen Tiermärchen und den entsprechenden Episoden des *RR* Aufschluß geben kann und dabei oft genug zu dem sicheren Resultat führt, daß die betr. Branche von der Volksüberlieferung abhängig ist.[3]

Es ist aber nicht nur der Ausgangspunkt der Untersuchungen F.s, mit dem Ref. nicht einverstanden ist, sondern auch die angewendete Methode erscheint ihm oft einseitig und darum bedenklich: der Verf., dem durch das Verfolgen der großen Zusammenhänge wohl der Blick für das Kleine geschwächt worden ist, läßt die philologischen Gesichtspunkte und Argumente gern zurücktreten oder schiebt sie ganz beiseite und bevorzugt statt dessen (auch hierin wohl der Zeitströmung folgend) die literargeschichtliche Behandlungsweise und die Einstellung auf allgemeine Betrachtungen, die, an sich gewiß nicht ohne Wert, doch im besonderen Falle durch ein beweiskräftiges Einzelargument leicht umgestoßen werden.[4] So kommt es, daß Ref. auch vielen Ergebnissen, die F. auf diesem Wege gewonnen hat, ablehnend oder doch skeptisch gegenübersteht. Z. B. wird F. durch sein Verfahren oft genötigt, direkte Beziehungen zwischen literarischen Texten anzunehmen, wo eine Herleitung aus einer beiden Fassungen zugrunde liegenden erschlossenen schriftlichen oder mündlichen Überlieferung mindestens ebenso wahrscheinlich ist. Im besonderen ruhen auch seine Ansichten über den Zusammenhang der drei Tierepen des 12. Jahrhs. untereinander auf der gleichen unsicheren Grundlage: der *RR* soll nach F. unmittelbar aus dem mittellat. *Y(sengrimus)* geschöpft haben, während man bisher beide Texte auf ver-

[1] Auf diesen wichtigen Gesichtspunkt weist Gröber im *Grundriß* II 1, S. 627 hin.

[2] Das scheint mir bei der bekannten wichtigen Stelle aus Guibert von Nogent (v. J. 1112) nicht gelungen zu sein.

[3] Als ein methodisches Muster solcher Untersuchung sei genannt die Arbeit von Antti Aarne, *Die Tiere auf der Wanderschaft*, Hamina 1913 (FF Communications Nr. 11). — Übrigens denkt F. selbst wenigstens für einzelne Episoden doch auch an mündliche Grundlagen (z. B. S. 318 und 537).

[4] Besonders kraß ist z. B. der Fall auf S. 447—8, wo F. die in Bd. IX enthaltene Geschichte von 'Bauer, Bär und Fuchs', nur um eine schriftliche Quelle zu haben, aus Petrus Alphonsi *Disciplina clericalis* herleitet, deren Bericht verschiedene wesentliche Abweichungen zeigt, wogegen er die der altfranz. Fassung sehr viel näher stehenden modernen Volksmärchen beiseiteschiebt.

wandte Volksüberlieferungen zurückführen wollte, und der *RF*, der bisher z. gr. Teil von verlorenen Vorstufen der erhaltenen Branchen des *RR* hergeleitet wurde, soll eine freie Nachdichtung der ältesten uns vorliegenden Branchen sein. Aus ähnlichen Gründen erweckt F.s Datierung der älteren Branchen des Romans (in Kap. 6) Bedenken; denn seine wichtigsten Kriterien (Anspielungen an Zeitereignisse und Nachahmungen oder Anspielungen einer Branche auf die andere) brauchen, wenn mit der Möglichkeit von Überarbeitungen zu rechnen ist, nicht notwendig für die überlieferte Gestalt der Branche zu gelten, und bei dem angeblichen Bezugnehmen einer Branche auf eine andere ist durchaus noch nicht in allen Fällen einwandfrei festgestellt, welcher der beiden Texte das Vorbild des andern war und ob die Anspielung nicht vielleicht auch auf mündliche Überlieferung bezogen werden kann.

Den eigentlichen Kern in F.s Theorie von der Entstehung des *RR* bildet die Behauptuug, daß die Branchen II und V^a ein einheitliches Gedicht bildeten, das unter Einwirkung des *Y* entstanden sei und das älteste franz. Tiergedicht darstelle. F. geht dabei aus (in Kap. 3) von dem Prolog der II. Br., in dem der Dichter seinen Stoff als etwas Neues, in der franz. Literatur noch nicht Dagewesenes hinstellt, und schließt daraus, daß Br. II die älteste von allen *Renart*-Branchen sei. Dieser Schluß scheint mir nicht zwingend zu sein, denn, wenn man auch gern zugeben wird, daß Br. II zu den ältesten Gedichten des Zyklus gehört, so ist doch die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß ein anderer Dichter gleichzeitig oder sogar noch früher den gleichen Versuch gemacht hat, einen Tiermärchenstoff zu gestalten; es sind ja durchaus nicht alle literarischen Erzeugnisse sogleich durch ganz Frankreich bekannt geworden. Als Entstehungszeit der Br. II erschließt F. aus den Anspielungen in der altfranz. Literatur die Zeit von 1170—75; diese Datierung halte ich für unerwiesen, da gerade die älteren der in Betracht kommenden Anspielungen so allgemein sind,[1] daß keineswegs gerade die Br. II gemeint zu sein braucht, und bei den jüngeren Stellen, wo es sich allerdings um den besonderen Inhalt der II. Br. handelt, ist entweder die Entstehungszeit der betr. Gedichte zweifelhaft oder es besteht die Möglichkeit, die Anspielung auch auf eine Volkserzählung zu beziehen.

Diese II. Branche soll nun, wie F. im 7. Kap. zu zeigen versucht, durch den *Y* angeregt sein, wo von den 6 Episoden, aus denen sich unsere Branche zusammensetzt, die beiden ersten und die beiden letzten in der gleichen Reihenfolge auftreten. Diese Annahme führt zu schwierigen Konsequenzen, wie sich im 8. Kap. zeigt: z. B soll bei der Episode 'Fuchs und Hahn' eine Fabel der Marie de France als Nebenquelle der Br. II in Betracht kommen, oder bei der Episode 'Wölfin im Fuchsbau', wo *RF* zweifellos ursprünglicher ist als Br. II, müßte Heinrich (der ja nach F. die Br. II unmittelbar vor sich gehabt hat) zufällig sekundär das Ursprüngliche wiederhergestellt haben; auch bleibt die Frage nach der Herkunft der mittleren Episoden von Br. II und der Kußfabel bei der Episode 'Fuchs und Meise', denen in *Y* nichts entspricht, ohne befriedigende Lösung. Daher scheint mir die Erklärung, die Voretzsch und Sudre geben, daß nämlich *Y* und Br. II aus nahe verwandter mündlicher Überlieferung geschöpft hätten, noch immer die größere Wahrscheinlichkeit für sich zu haben.

F. geht dann weiter (in Kap. 9) auf den Schluß der Br. II ein, der mehr ein plötzliches Abbrechen darstelle; da nun anderseits Br. V^a die Schlußsituation von II voraussetzt, glaubt F. annehmen zu sollen, daß II und V^a ursprünglich ein zusammenhängendes Gedicht bilden (Kap. 10). Auch äußerlich sei der Anschluß von V^a an II leicht herzustellen, wenn man die allerletzten Verse von II und ebenso die Verse, die von V zu V^a hinüberleiten,

[1] Es wird nur Renart und Isengrin genannt.

streicht; es würde sich damit an die Vergewaltigung Hersents durch Renart der Gang von Wolf und Wölfin an Nobles Hof, die Klage gegen Renart usw. anschließen. Es ist gewiß nicht zu leugnen, daß V^a inhaltlich an die Schlußszene von II anknüpft und sie gekannt hat; aber gegen die Annahme eines ursprünglich einheitlichen Gedichtes erheben sich doch Bedenken, inhaltlicher und formaler Art. Hinsichtlich des Inhalts muß auffällig erscheinen, daß Hersent in V^a bei der Rechtfertigung ihres Verhaltens gegenüber der Gewalttat des Fuchses gar nicht an die (in II berichtete) wichtige Tatsache erinnert, daß sie eingeklemmt gewesen ist, und ebenso befremdet, daß der Wolf, der den Vorgang doch mit angesehen hat, ihr noch Vorwürfe macht; auch wird die Höhle des Fuchses in den beiden Branchen mit verschiedenen Namen bezeichnet: in II 1249 heißt sie *Valcrues*, in V^a 954 und 1272 *Maupertuis*. Hinzu kommen sprachliche Unterschiede zwischen II und V^a: während nämlich in Br. II fünf unreine Reime begegnen, die nur korrekt sind, wenn ein vor *s* oder *t* stehendes *r* nicht berücksichtigt wird,[1] findet sich in V^a kein einziger Fall solcher Art, wohl aber begegnen vier Fälle einer andern Eigentümlichkeit, daß nämlich *r* hinter verschiedenen Konsonanten beim Reime vernachlässigt ist,[2] eine Besonderheit, die der Br. II wieder völlig unbekannt ist. Es ist von vornherein sehr unwahrscheinlich, daß ein Dichter innerhalb des gleichen Gedichts so verfahren sein soll.[3] Und schließlich ist auch die Reimpraxis in beiden Branchen verschieden, indem der Dichter von V^a in wesentlich höherem Maße reiche und künstliche Reime sucht (51%) als der von II (40%).[4] So würde es wohl vorsichtiger sein, in V^a nur eine Fortsetzung von II zu sehen, die zwar in ähnlichem Geschmack (s. F. S. 207), aber doch von einer andern Person verfaßt ist.

Wo der Dichter der Br. V^a den Stoff her hat, darauf geht F. nicht ein; dies ist aber ein wesentlicher Punkt, da ja gerade das Verhältnis von V^a, I und den sonstigen Behandlungen der Hoftagsfabel ein schwieriges Problem bildet und jede Auffassung davon wichtige Konsequenzen nach sich zieht. F. beschränkt sich darauf, die bisherige, zuerst von Knorr vertretene Ansicht, daß V^a eine Nachahmung von I wäre, abzulehnen, indem er umgekehrt behauptet, I wäre V^a nachgebildet.[5] Auch dies hat F. m. E. nicht bewiesen, wenn ihm auch zugegeben werden muß, daß der Beweis Knorrs ebenfalls anfechtbar ist; die Streitfrage bedarf noch einer methodischen Entscheidung.

Für dieses von F. erschlossene älteste franz. Tiergedicht *Renard et Isengrin* sucht er nun im 11. Kap. noch einen Verfasser zu ermitteln und findet ihn in Pierre de Saint-Cloud. Dieser Name ist uns, abgesehen von einer späten Anspielung in Br. XXV, am Anfang und Schluß der Br. XVI überliefert; ferner wird zu Beginn von Br. I ein Perrot zitiert und ihm vorgeworfen, er habe Prozeß und Urteil nicht dargestellt, die an Nobles Hof gegen Renart

---

[1] V. 39/40 *herbergiez* : *vergiers*; entspr. 53/4, 293/4, 337/8, 413/4.

[2] V. 257/8 *ivre* : *chaitive*; entspr. 451/2, 469/70, 939/40.

[3] Außerdem reimt II in V. 997/8 *meesme* : *esme*, während V^a 609/10 *encrime* : *meïme* bindet.

[4] Nach Freymond, *Z. f. rom. Phil.* VI, S. 27.

[5] Hiergegen spricht, daß verschiedene Züge von I, die in V^a fehlen, in älterer Überlieferung nachweisbar, also doch wohl ursprünglich sind, wie die Einberufung des Hoftags (I 17/18) oder die dreimalige Botensendung (bereits in der *Ecbasis captivi* angedeutet), während sie nach F.s Auffassung sekundäre Zutaten des Dichters von I sein müßten. F.s Gegenargument (S. 197), daß I, indem es in V. 37—42 die Verweigerung des Reinigungseides erwähne, an den Schwur auf Roonels Zähne in V^a anspiele, scheint mir nicht stichhaltig, da in V. 39 *Quant li seint furent aporté* weder der Plural (in V^a 1013 und 1126 heißt es im Sing. *ma* oder *la dent*) noch das Verbum *aporter* zu der Darstellung von V^a stimmt.

stattfanden wegen seiner Buhlerei mit Hersent. F. meint nun, diese Anspielung könne sich nur auf sein Gedicht II + V^a beziehen, und dieser Perrot sei zweifellos kein anderer als der anderwärts genannte Pierre de Saint-Cloud. Es scheint F. entgangen zu sein, daß bereits Gröber (*Grundriß* II 1, S. 627) den Prolog von I auf Br. II gedeutet hat, ohne damit diese II. Br. in ihrer gegenwärtigen Gestalt dem Pierre zuschreiben zu wollen. Man wird dem zustimmen können, muß sich aber dabei gegenwärtig halten, daß Br. XVI, die sich ebenfalls auf Pierre beruft, nach Sprache und Reimgebrauch kaum von demselben Verfasser, der II gedichtet bzw. überarbeitet hat, herrühren kann;[1] F. will sie ihm (wie dies schon vor ihm Sudre getan) ganz absprechen, da sie wesentlich jünger sei, und glaubt, der Dichter habe sich bei der zweimaligen Nennung jenes Namens mit fremden Federn geschmückt — eine Erklärung, die manches für sich hat.

In diesem 'ältesten franz. Tiergedicht' (II + V^a), das Pierre de Saint-Cloud zwischen 1174 und 77 geschaffen haben soll, sieht F. den Ausgangspunkt der ganzen altfranz. Tierepik. Fast alle anderen Branchen seien unter Einwirkung dieses ältesten Stückes und z. T. in unmittelbarer Nachahmung einzelner Episoden daraus entstanden; soweit besondere Quellen verwertet seien, handle es sich meist um Abschnitte des *Y*, woneben gelegentlich auch die *Disciplina clericalis* und mittelalterliche Fabelsammlungen verwertet seien. Von diesem Standpunkt aus behandelt F. nun die einzelnen Branchen, und zwar in Kap. 12—16 die älteren, in Kap. 18 und 19 die jüngeren und jüngsten. Leider verbietet mir der beschränkte Raum, auf diese Einzelfragen einzugehen; es seien nur einige Bemerkungen allgemeinerer Art angeschlossen. Wenn Ref. auch oft genug keinen Grund sieht, die Resultate F.s anzuzweifeln, so vermißt er doch sehr oft einen bündigen Beweis und ist auch nicht selten anderer Meinung; so vermag er z. B. die Benutzung des *Y* als eigentliche Quelle der von F. genannten Episoden des *RR* nicht als erwiesen anzusehen,[2] ebensowenig die der *Disciplina clericalis*, oder bei den jüngeren Branchen, die F. auf bestimmte Teile älterer Branchen zurückführen will, hält Ref. bisweilen für wahrscheinlicher, daß nicht eine literarische Nachahmung vorliegt, sondern die von einem solchen Vorbild unabhängige Gestaltung einer in mündlicher Überlieferung herausgebildeten Variante des betr. Tiermärchens.

So kommt F. zu dem Endergebnis, daß es sich bei dem *RR* um ein Werk rein literarischer Entstehung handle, dessen verschiedene Dichter, meist dem geistlichen Stande angehörig, auf Grund lateinischer Quellen des Mittelalters einen aus der Antike stammenden stofflichen Rahmen erneuert und mit dem Geiste ihrer Zeit erfüllt hätten. Auch gegen diese Theorie einer rein literarisch-gelehrten Entwicklung der ganzen mittelalterlichen Tierepik, die ja bereits Müllenhoff und Voigt aufgestellt hatten, möchte Ref. noch ein schweres Bedenken vorbringen: der *Y*, dessen Entstehung F. völlig im Dunkeln läßt, kann nach meiner Überzeugung ganz unmöglich als Schöpfung rein gelehrt-geistlicher Tradition erklärt werden, auch hier kommt man um die Annahme volkstümlicher Quellen nicht herum. Ref. verschließt sich nicht der Kühnheit der Konstruktion F.s, die durch ihre Einfachheit auch wieder etwas sehr Bestechendes hat, aber er vermißt fast überall ein solides Fundament, das wohl nur durch viele Einzeluntersuchungen gewonnen werden kann. Es ist F. gelungen, in seinem Buche auf Grund umfassender gelehrter Kenntnisse und mit z. T. verblüffender Kombinationsgabe einen sehr komplizierten Stoff in klarer und übersichtlicher Form zu gestalten, aber infolge seiner ein-

[1] Z. B. begegnen in XVI zahlreiche Fälle von Assonanzen, die in II sehr selten sind; wegen der Unterschiede in der Reimpraxis s. Freymond, a. a. O. S. 26 und 27.

[2] Diese Einwirkung des *Y* auf den *RR* ist gewiß vorhanden, aber Grad und Umfang bedarf noch genauer Untersuchung.

seitigen Stellungnahme gelangt er zu Ergebnissen, die nicht als endgültige Lösung der schwierigen Probleme angesehen werden können. Durch die scharfsinnige, bisweilen allerdings etwas spitzfindige Kritik an der bisherigen *Renart*-Forschung werden F.s Ausführungen dazu veranlassen, den bisher erreichten Stand scharf nachzuprüfen; auch soll nicht verkannt werden, daß die neuartige Einstellung des Verf.s für weitere Untersuchungen manch schätzbaren Hinweis ergibt. In dieser anregenden Wirkung scheint mir der Hauptwert des Buches zu liegen.

Göttingen. Walther Suchier.

Beihefte zur Zeitschrift für romanische Philologie Nr. 53: Eine altfranzösische Fassung der Johanneslegende, hg. von A. Huber. — Eine gereimte altfranzösisch-veronesische Fassung der Legende der hl. Katharina von Alexandrien, hg. von H. Breuer. Halle, Niemeyer, 1919. 287 S. M. 24.

Die Johanneslegende ist ein langweiliger Text von 6669 Versen in paarweise gereimten Achtsilblern. Die Ausgabe nach zwei Handschriften bereitete kaum Schwierigkeiten. Es ist eine Übersetzung aus dem Lateinischen. Infolge des Übersetzungscharakters fehlt irgendwelche dichterische Eigenart. Der Verfasser heißt Thierri de Vaucoulour, nach Thormann, der 1892 über die Berner Hs. gearbeitet hat, ist er identisch mit dem Dichter Thierricus von Vallicolor, der zwischen 1268 und 1279 ein lateinisches Gedicht auf Papst Urban IV. verfaßt hat. Dann müßten die Versehen *lou laidre* 5563 statt *Lazarus* und:

En une estraige regïon
K'Epicurus avoit a non

statt *Epidaurus* auf Rechnung des Kopisten kommen. Immerhin müßte man von Thierricus erwarten, daß er wüßte, daß Epidaurus keine Gegend ist. Als Motiv nicht uninteressant ist die Prodïenneepisode, V. 4173 ff., eine Mischung des Potipharmotivs und des Motivs der Mutter, die ihren eigenen Sohn liebt. Die Sprache ist lothringisch gefärbt.

Ein Versehen ist die Bemerkung: Von den *-ir*-Verben beeinflußt ... *demorissiens* S. 38. Ganz falsch unter Syntaktisches 42. '*Faire* mit dem Infinitiv kann ein Verbum finitum ersetzen (Tobler V. B. I p. 3 ff. [falsch zitiert]). Ein ähnlicher Fall, nur daß der Infinitiv nicht ausgedrückt ist, liegt vor in

Et en sa garde les maintaigne, Si con il fist la glorïouse [Stellenangabe fehlt].

Hier fungiert doch *faire* als Verbum vicarium!

Ferner 43. 'In dem Satze: *l'empereire de Rome ... Je fist en oile boillant mettre, Dont il issit sanz lui mal mettre* 125—128 ist wohl nicht *il*, sondern *oile boillant* das Subjekt der in *mal mettre* eingeschlossenen Handlung.'

Der Sinn ist doch ganz klar: *sanz lui malmettre* (das man besser zusammenschreibt) heißt: ohne sich übel zuzurichten. Die Datierung nach ein paar lautlichen Erscheinungen ist völlig ungenügend.

Interessanter nach Inhalt und Sprache ist das Katherinenleben. Da der Herausgeber sich auf die textliche und sprachliche Untersuchung beschränkt, erübrigt sich hier ein Eingehen auf die Darstellungsweise, die Quellen etc. Nur einige Bemerkungen zum Text und zur Sprache. Der Herausgeber denkt zögernd an eine ostfranzösische Heimat. Er wäre wohl zuversichtlicher gewesen, wenn er eine Form nicht verkannt hätte: V. 907 lautet *Tu me proieves tote[s] vois*. Er bringt *proieve* unter 43 (S. 274), *b* > *v*, und vergleicht veron. *coreve* und *confundeva*. An diese Stelle gehört es nicht; wenn it. *-re* Verba Imp. auf *-eva* bilden, so ist das nichts besonderes; aber *precabas* > *proi-*

eves hat damit nichts zu tun, es ist die typisch wallonische Imperfektform, wie noch heute Wallonien *chantève* hat.

1580 ersetzt Breuer das *teiuz* der Hs. durch *tanz*; das ist überflüssig, *teiuz* ist gleich *teilz* = *tels*, wie z. B. *ceil* < *ecceillu*. Auch 2249 ist die Hs. zu lassen, da *passion* dreisilbig ist, cp. 2260. 1599 *pora* lassen. Breuer ersetzt *por* der Hs. durch *par*, 242, 256, 260, 297, 1788. Auch das ist unnötig. Im Afz. hat sich die Verwendung von *por* sehr häufig der von *par* sehr genähert, eventuell auch ital. Einfluß. Interessant sind die Zeilen 2235 f. *Celui qui la deveit tailer La teste, a fait por Deu preier.* 1. Der doppelte Akkusativ, *la* und *la teste.* 2. *a fait preier* = *a prié*, also *faire* + Infinitiv = verbum finitum.

Vers 354 f. lautet: *Saphirs e smeraudes biaus, Rubins, diamanz e aqais.* Breuer versucht eine unmögliche Emendation. Ich dachte, daß in *aqais* Achat, *agate* stecken müsse. Die Form *aqais* ist bei Tobler nicht belegt; wohl führt aber Godefroy eine Stelle aus einem poème sur la fin du monde, Arsenal 3645 f° 31 v°, an, die mit unserer Stelle völlig gleichlautet. Auch er denkt an Achat. Es würde sich lohnen, diesem kleinen Problem nachzugehen.

Jena. H. Gelzer.

Gießener Beiträge zur romanischen Philologie, hg. von D. Behrens. Selbstverlag des Romanischen Seminars Gießen, 1921:

I. Wolfgang Ochs, Die Bezeichnungen der 'Wilden Rose' im Galloromanischen. 32 S. u. eine Karte. 6 M.

II. A. Prein, Syntaktisches aus französischen Soldatenbriefen. 85 S. 10 M.

III. W. Gottschalk, Lat. 'audire' im Französischen. 102 S. und eine Karte. 14 M.

Sämtlichen Autoren ist zu ihrem Gießener Lehrer, Dietrich Behrens, und diesem zu seinen Schülern zu gratulieren. Die drei vorliegenden Arbeiten, mit denen das Gießener Romanische Seminar eine Reihe von Publikationen eröffnet, stehen auf der Höhe moderner Wissenschaft und verraten in der Wahl der Themen die überlegene Führung des Lehrers, in der Behandlung den Fleiß der Geführten. Vielleicht am wenigsten ergiebig ist Arbeit I, die am meisten in längst befahrenen Gleisen rollt, wenngleich die Methode Gamillschegs, Schroefls, Spitzers usw. bei sprachgeographischer Bearbeitung der galloromanischen Pflanzennamen stets des weiteren Ausbaus und der Verfeinerung bedarf. Die Darlegung der historischen Übereinanderschichtung auf Karte *églantier* erscheint mir nicht ganz plausibel: obwohl *rose* gelehrte Entwicklung zeigt, kann bei der peripheren Lagerung *rose* ... 'wilde Rose' der älteste Typus sein: Unvolkstümlichkeit in der einen Periode involviert nicht Unvolkstümlichkeit in der nächsten. Als dann die Edelrosenkultur zunahm, mußte differenziert werden; dann trat *églant-* auf, dessen volksetymologische Verballhornungen (*arc-en-ciel, argent- or- gland*) Verf. hübsch zeichnet. Zu *gaouardè* vgl. Thomas, *Rom.* 44, 275 (Rezension der 'Klette'), der iberischen Ursprung vermutet. *bartas* geht auf apr. *bart* 'Dreck, Schlamm' zurück und hat wohl nichts mit friaul. *barats* zu tun. Frz. *bélitre* kann nicht mhd. *bettler* sein. St.-Pol. *bek-d'aü* enthält wohl *aü* 'Hilfe': *bek* ist in St.-Pol. ein kleiner, die Sichel verstärkender Haken (vgl. die Abbildung bei Edmont): wohl sekundäre Ausdeutung von *bec (d'aigle)* 'Schnabel' > 'Dorn'. Ob die Nennung des Wortes *cul* speziell französischer 'raillerie' entstammt? (vgl. dtsch. *Arschkitzeln*). *agachouss* gehört wohl nicht zu *agacer*, sondern zu südfrz. *agach* 'Hinterhalt'.

Durch die Neuheit und Ergiebigkeit des Themas besticht die zweite Arbeit. Sie ist ein Seitenstück zu der schon von Bonnier, *Ztschr.* 15 (1891) S. 375 ff. geforderten und angedeuteten, von mir fürs Italienische begonnenen wissenschaftlichen Briefforschung (vgl. in meinen 'Ital. Kriegsgefangenenbriefen' auch einen franz. Brief auf S. 196 f.). Verf. hat 2000 Gefangenenbriefe ausgezogen und 45 im Anhang seiner syntaktischen Arbeit abgedruckt. Die sprachpsychologisch-stilistische Durchforschung hat er nicht in Angriff genommen. Vergleich der volksstilistischen Tendenzen von Franzosen und Italienern wäre nun wohl auf Grund des Preinschen und meiner Bücher möglich (vgl. mein letztes Kapitel in "Die Umschreibungen des Begriffes 'Hunger'" mit dem über die Wiederholungen S. 63 Bemerkten). Nahegelegen hätte auch eine Vergleichung des Geschriebenen mit dem Gesprochenen (z. B. mit den Soldatenreden bei Barbusse und Dorgelès); vgl. z. B. S. 21 'doppelte Angabe des Besitzverhältnisses' mit *Le feu: j'ai ouvert les carreaux juste à temps pour me cramponner à ma toile de tente qui fermait mon trou* und passim; ebenso bei *son* statt *leur* S. 22 vgl. *Le feu: impossible pour eux de diminuer son chargement* oder *s'leur faut ses aises,* vgl. auch *Aufsätze z. rom. Synt. u. Stil.* S. 150 und 368. — Das *ils, leur* auf die Deutschen angewendet ist nicht ganz = *on*, sondern entspricht einem ironisch-euphemistischen Drang nach Verschweigung des wirklichen Namens (so oft in der Kriegsliteratur des Welt- und des 70er Krieges, vgl. auch *ipse* im Munde plautinischer Sklaven, *Er* bei Jahn auf Napoleon usw.). — Mit *Mon Petit M'amour adorée* ist *ma pauv' madame* und anderes mehr zu vergleichen, das das zur Erforschung der neueren volkstümlichen Syntax unentbehrliche Buch von Bauche, *Le langage populaire* (1920) S. 172 anführt, übrigens auch *mon bon monsieur*, das schriftsprachlich ist. — S. 36 *Depuis 2 mois qu'on me retient tout* ist ursprünglich ein affektischer Ausruf, vgl. ähnliche literarische Beispiele in meinen, vom Verf. nicht zu Rate gezogenen *Aufsätzen z. rom. Synt. u. Stil.* S. 102 Anm. und 363 (vgl. noch Barbusse, *L'enfer* S. 32: *... Puis, très tard, alors que le silence régnait depuis si longtemps qu'il me paralysait, j'ai fait un effort*). — S. 37. Fälle wie *tu me dis que malgré tes peines que tu es toujours en bonne santé* sind im klassischen Spanisch (Calderon, Cervantes) gang und gäbe; es handelt sich nicht um eine Ellipse, sondern ursprünglich um Wiederanknüpfung der Unterordnung, die sich zu lockern drohte. Interessant S. 40 das Vordringen von *beaucoup du pain, je n'ai pas voulu du pain* (statt *de pain*) in der Volkssprache, das ich deshalb hervorhebe, weil v. Ettmayer, *Ztschr. f. frz. Spr.* 45, S. 318 *il n'a pas du pain* als das Normale anzusehen scheint — S. 52 *elle n'aime pas voyager* gehört durchaus dem 'guten Gebrauch' an und hätte nicht besonders besprochen werden sollen. — Zu adverbialem *avec* (S. 56) gehört ähnliches *pour* bei Barbusse S. 9: *j'étais parti pour* und engl. *he was allowed to, it was not heard of,* dtsch.-mundartl. *da kann ich nichts für* (vgl. auch Bauche, l. c. S. 157, wo die Fälle wie *je lui ai couru après* mit pronominalem Dativ, *elle lui a tapé dessus* mit Adverb, *les femmes qu'il a couché avec* mit Relativ, gesondert werden müssen). — S. 58 *penser dans* vgl. mit sp. *pensar en.* — S. 58 *mes amitiés à chez Madame Pierre* zeigt dieselbe Eigentümlichkeit, die Meyer-Lübke, *GRM* 1, 138 im Kanadischen gefunden hat: *chez Jean sont venu nous voir* im Sinn von 'les gens de chez Jean', dtsch 'die Jean's'. M.-L. meint a. a. O. mit Recht, daß 'vielleicht ein anderer die Parallelen im Mutterlande auch angeben könnte' — hier sind sie! Die Kongruenz des Verbs mit dem Ausdruck *chez Jean* ist ähnlich der von *des évèques sont allés.* — S. 61 bei *m'écrire plus souvent que ce que vous faites* läßt sich nicht nachprüfen, ob nicht zu verstehen ist = sp. *escribir más á menudo de lo que haceis* (mit komparativem *que*).

Die bedeutendste und originellste Arbeit unter den drei bisher vorliegenden Arbeiten ist die dritte, die W. Gottschalks, der das interessante Problem des Aussterbens eines frz Wortes als zweiter in Deutschland nach Gilliéronschem

Muster (vgl. zu Phil. Fuchs' Abhandlung über frz. *errer* meine Besprechung in *Lbl.* 1921, 190 ff), zum Teil auch unter Konkurrenz mit Gilliérons Studie *La faillite de l'etymologie phonétique* (vgl Lbl. 1921, 380 ff.) behandelt. Verf. sondert die einzelnen Gebrauchsweisen von *audire — ouïr* ('hören', 'zuhören', 'gehorchen' usw.) und bei ihnen wieder die einzelnen Tempora, ferner die jeweiligen Konkurrenten. Er hat die ganze frz. Literatur, nicht nur Wörterbücher, sondern auch Texte, nach unserem Verb durchstreift. Gegenüber Darmesteter, der in *Vie des mots* behauptet hatte, *ouïr* sei im 16./17. Jahrhundert zugunsten von *entendre* verschwunden, wodurch *entendre* aus 'verstehen' zu 'hören' wird und in ersterer Bedeutung durch *comprendre* ersetzt werden muß, erweist Verf. mit vorbildlicher Klarheit, 'a) daß *ouïr* und *entendre* - hören lange Zeit parallel in senkrechter Richtung nebeneinander hergehen, d. h. synonym sind und, da in der Sprache ein solcher Luxus auf die Dauer nicht gestattet wird, in einen Konkurrenzkampf treten, b) daß jahrhundertelang *entendre* - hören und *entendre* - verstehen nebeneinander herlaufen und sich beeinträchtigen müssen, da die beiden Bedeutungen zu Verwechslungen Anlaß bieten . . ., c) daß die beiden Bedeutungen von *entendre* nichts anderes als das Grundwort *intendere* gemeinsam haben, sich also nicht (wie Darmesteter meint) im Verhältnis von Mutter und Tochter gegenüberstehen, sondern als Geschwister . . ., d) daß — zusammenfassend — *entendre* einen Zweifrontenkrieg führt, der lange unentschieden bleibt. Erst nachdem auf der Seite nach *comprendre* ein Verständigungsfriede herbeigeführt worden ist, auf Grund dessen *entendre* . . . den Begriff 'verstehen' allmählich an *comprendre* abtritt, kann *entendre* in seiner Bedeutung 'hören' auf der Front gegen *ouïr* im 17.—18. Jahrhundert einen Siegfrieden abschließen.' *Entendre* ist nicht *intendere animum*, sondern *intendere aures*. Die Gründe für den Wortschwund sieht Verf. wie Fuchs und ich in mehreren konvergierenden Ursachen, die er hübsch gesondert herauspräpariert. Zuerst ist das Präsens und Futur von *ouïr*, zuletzt das Passé défini ausgestorben. — S. 48 würde ich nicht mehr von Sprachforschern sprechen, die in jedem 'Buchstaben' den Verkörperer eines Begriffs sehen — wir sind seit Diez von der Buchstabenlehre zur Lautlehre vorgedrungen. — Die Einschränkungen, die Verf. zur Theorie des Schwundes wegen Homonymie fügt, begrüße ich: *le ver – le vers* werden sich kaum bekämpfen — oder besser: sie weichen dem Kampf aus. Hier möchte ich noch an Fälle wie *pomme de terre*, aber *escalope de veau aux pommes* (im Munde von Kellnern) erinnern: in Verbindung mit dem Fleischgericht ist keine gefährliche Homonymie vorhanden. — Bei *vous fézy bay véyre peta leur zéclot* in St. Etienne (= 'il faisait beau voir résonner leurs sabots') möchte ich ein *voir* für *ouïr* nicht ganz ausschließen: vgl. ital. *redere la messa*, 'die Messe hören', mfrz. *veoir* im Sinn von 'erleben', 'mitmachen' usw. — Zur lautlich ja möglichen Verwechslung von *oui* 'ja' mit *ouï* 'gehört' möchte ich nicht als Stütze frz. *c'est entendu* anführen, da dies ja ein *entendre* 'verstehen' enthält (wie etwa ital. *capito!* als Antwort), wie Verf. selbst S. 89 lehrt. — Schade, daß Verf. nicht das Verhalten der übrigen romanischen Sprachen zu *intendere*, das nirgends zu 'hören' geworden ist, aber bei Dante dazu Ansätze zeigt, vgl. D'Ovidio, *Studii sulla divina commedia* S. 123, und ebenso im Span. (*no entiendo bien* 'ich höre nicht gut [am Telephon]', *no oigo bien* 'ich bin schwerhörig') – auch die Abzweigung von engl. *intend* wäre erwähnenswert –, anderseits die Schwäche von *audire* im Ital. nicht miterwogen hat, ferner die Frage, ob eine alte Wortarea das *intelgir* des Jonas mit dem Rätorom. und Rumänischen verbindet. Auch der erratische Block *ouïr dire* im heutigen Frz. sollte erklärt werden. Aber eine Untersuchung wie diese ist ja 'unendlich' — da die Veränderung der Wortlagerung stets weitere Wellen zieht: *saisir*, *attendre*, *s'apercevoir*, *se rendre compte* etc. werden von dem *ouïr*-Wirbel mitgerissen.

Bonn. Leo Spitzer.

Ernestine Werder, Studien zur Geschichte der lyrischen Dichtung im alten Florenz. Zürich 1918 (Züricher Inaugural-Dissertation.) XIII u. 292 S. 8°.

Es mag von vornherein betont werden, daß hier eine ungemein fleißige und scharfsinnige Arbeit zur Entstehung des süßen neuen Stiles vorliegt. Sie beschäftigt sich eingehend mit der Florentiner Dichtergruppe, die in der Regel als Übergangsschule bezeichnet wird, und rechnet zu ihr nicht nur alle Dichter, die sich irgendwie in der Auffassung der Minne, sondern auch durch eine freiere, ungezwungenere Form der neuen Schule nähern, also auch die Verfasser politischer Streitgedichte, volkstümlicher Liebeslieder oder beißender persönlicher Satire. Das Ziel der Arbeit ist, die verschlungenen Fäden, die von der sizilianischen Dichterschule zum *dolce stil nuovo* führen, möglichst klar aufzudecken.

Hier liegen leider erst die beiden ersten Teile der Arbeit vor: I. Die kulturelle und literarische Entwicklungsgeschichte der altflorentinischen Lyrik, ihre Quellen in Wirklichkeit und Dichtung, und II. Die Dichter, d. h. die Darstellung ihrer äußeren Lebensverhältnisse, soweit es möglich ist, und bibliographische Nachrichten. Es fehlt also noch die wichtige ästhetische Wertung der Gedichte, die auch um manche textkritische Fragen nicht herumkommen wird. Die Ergebnisse, die teils durch geduldige Forschung, teils durch kühne Verknüpfungen gewonnen wurden, faßt ein Rückblick zusammen. Wir müssen annehmen, daß auch in Florenz eine 'sizilianische Dichterschule' bestanden hat, die ihre Anregung unmittelbar vom Hofe Kaiser Friedrichs empfing, aber den Beweis kann man einstweilen beim Fehlen jeglicher zeitlich sicher festlegbaren Reste nicht erbringen. Die ältesten Florentiner Dichter dieser Richtung, von denen wir Genaueres wissen, stammen aus jüngerer Zeit und dichteten zwischen 1250 und 1260, und nach 1260 mehrt sich die Zahl der Dichter schnell. Da sich nun erweisen läßt, daß viele von ihnen bis zum Ausgang des Jahrhunderts, ja sogar noch bis in das erste Jahrzehnt des 14. Jahrhunderts lebten und doch ganz unbeeinflußt von der neuen Schule blieben, so läßt sich die 'alte Schule' nicht scharf umgrenzen. Wir haben in Florenz nicht ein Nacheinander von Sizilianischer Dichterschule, Schule Guittones und Dolce stil nuovo, sondern diese verschiedenen Strömungen liefen viele Jahrzehnte nebeneinander her. Es ist ferner sehr wahrscheinlich, daß gerade die kleineren Florentiner Dichter, welche den Einfluß Guinizellis zeigen, und die man bisher als die Vorläufer des süßen neuen Stiles betrachtete, ihrerseits erst Nachahmer der neuen Dichtart sind. Jedenfalls ist ihr Vorangang nicht zu erweisen, und ihre Einwirkung auf Cavalcanti, Dante und die andern keine logische Forderung. Wichtig ist diese 'Übergangsschule' allerdings durch die Entwicklung der politischen und moralischen Dichtung und die Vervollkommnung der Sprache und Ausdrucksmittel. Hier war sie Vorläufer des neuen Stils, der aber erst in Bologna erblühte und erst von dort nach Florenz verpflanzt wurde.

Mit besonderer Freude, gutem Vorteil und manchen Anregungen wird jeder im ersten Kapitel die Ausführungen über das Bildungswesen in Florenz die Entwicklung der verschiedenen Dichtungsarten dort und die literarischen Einflüsse darauf lesen. Der senesische Brief von 1260 (S. 58) ist mit Anmerkungen auch in meinem altitalienischen Elementarbuch abgedruckt. Die S. 81 Anm. 32 von Savj-Lopez erwartete Arbeit wird nun leider ungeschrieben bleiben. S. 91 Anm. 26 hätte die neue Ausgabe des Tesoretto in der Bibliotheca Romanica angeführt werden können, weil sie allgemeiner zugänglich und mit Textbesserungen versehen ist. In den Literaturangaben S. 113 Anm. 1 hätte Einseitigkeit vermieden werden sollen. Zu der *Gemma leziosa* S. 158 vgl. auch 'Zeitschrift für romanische Philologie' Bd. 32 S. 639. Das handschriftliche *Pasci* S. 192 möchte ich dort als *Perasci* gleich *Pieracci* deuten.

Die neue Handschrift der Vulgaris Eloquentia, die Bertalot 1917 herausgegeben hat, und die Verf. wohl S. 261ff. noch nicht benutzen konnte, löst die Frage nach der Verfasserschaft der Kanzone *Di fermo sofferire* wohl endgültig, da sie I, 15 die richtige Lesart herstellt. Mastro Simone Rinieri ist demnach zunächst aus der Liste der Florentiner Dichter zu streichen.

Mit Spannung sehen wir dem fehlenden Teile der Arbeit entgegen und hoffen der Verf. auch sonst wieder bald zu begegnen.

Halle. Berthold Wiese.

Dr. Friedrich Schürr, Romagnolische Dialektstudien. II. Lautlehre lebender Mundarten. (50. Mitteilung der Phonogramm-Archiv-Kommission.) Akademie der Wissenschaften in Wien, Philosophisch-historische Klasse. Sitzungsberichte, 188. Band, 1. Abhandlung. Wien, in Kommission bei Alfred Hölder 1919. 254 S. Gr.-8°.

Hier liegt nun der zweite Teil der ausgezeichneten Untersuchung vor, der, in gleicher Anordnung wie der erste, auf Grund zahlreicher phonographischer Aufnahmen aus den verschiedensten Gegenden der Romagna zur Ergänzung der schon mündlich aufgenommenen Sprachstoffe zu sehr schönen Ergebnissen über die Entwicklung des Vokalismus und Konsonantismus des romagnolischen Dialektes kommt. Wäre der große Krieg nicht dazwischengetreten, so wären sie noch umfassender geworden, aber schon so ist eine reiche Beute eingebracht. Die Benutzung der Arbeit wird auch hier wie im ersten Teile durch die jedesmalige Zusammenfassung der Ergebnisse am Schlusse jedes Abschnitts erheblich erleichtert. Die Seiten 245—252 enthalten noch kurze Nachträge und Berichtigungen.

Halle. Berthold Wiese.

Rudolf Großmann, Spanien und das elisabethanische Drama. Hamburg, L. Friederichsen & Co., 1920. 138 S. 4°. (Hamburgische Universität, Abhandlungen aus dem Gebiet der Auslandskunde, Bd. 4.) Brosch. M. 18.

Der Titel der Untersuchung ist gänzlich irreführend. So wie er dasteht, verspricht er, was er nicht hält, nämlich eine Darstellung der Art, wie Spanien das elisabethanische Drama aufgenommen hat, wie es darüber geurteilt hat, wie sein Schrifttum, vor allem sein Theater von der englischen Bühnendichtung dieser Periode beeinflußt worden ist. Er müßte korrekterweise lauten: *Spanien im elisabethanischen Drama*, denn die Arbeit beabsichtigt lediglich, die Spuren nachzuweisen, die sich im englischen Drama dieser Zeit von spanischen Dingen finden ließen. Als elisabethanisch gilt die Periode zwischen 1530 und 1642. Nach oben begrenzt sie etwas willkürlich das vermutliche Jahr des Erscheinens der ersten englischen Celestina-Bearbeitung, jener pièce de résistance frühspanischen Einflusses auf das Schrifttum des Inselreiches. Nach unten bildet das denkwürdige Jahr 1642, in dem die Puritaner die Schließung der Theater Londons erzwangen, den Abschluß. Leider ist der verfehlte Titel nicht der einzige Mangel an der in schwer wissenschaftlicher Form sich präsentierenden Universitätsschrift.

Warum ist vor allem die benutzte Literatur so wenig übersichtlich wie nur möglich aufgeführt? Ein Literaturverzeichnis am Anfang nennt die größeren Nachschlagewerke und daneben eine Reihe von Einzelstudien von recht unterschiedlicher Wichtigkeit. Zahlreiche andere Spezialarbeiten, eben-

falls teils ergiebig, teils nebensächlich, sind lediglich im Verlaufe der Untersuchung genannt. Dadurch wird eine gerechte Kritik der Arbeit ungemein erschwert. Ich habe mir beispielsweise ein rundes Dutzend und darüber von Abhandlungen notiert, deren Benutzung und Auswertung durch den Verfasser ich nachzuprüfen außerstande bin, da mir die Zeit fehlt, die 138 Quartseiten Zeile für Zeile noch extra durchzusuchen, um festzustellen, ob und wie die die einzelne Arbeit herangezogen ist. Das ist ein methodischer Fehler, der den wissenschaftlichen Wert der ganzen Studie beträchtlich herabsetzt, weil er ihr die äußeren Merkmale ihrer Gründlichkeit und Vollständigkeit zu erheblichem Teile nimmt. Daß übrigens auch zitierte Werke nicht entsprechend verwertet wurden, dafür ein Beispiel. Bei Gelegenheit der Quellenfrage der englischen Celestina-Bearbeitung (S. 54) stellt der Verfasser fest, daß J. G. Underhill, der Autor des bekannten Buches über *Spanish Literature in the England of the Tudors*, die Ansicht vertrete, nicht das spanische Original, sondern die italienische Übersetzung von 1905 habe dem Engländer zur Grundlage gedient. In dem von Großmann selbst eine Seite später angeführten H. W. Allen, *Celestina*, London 1908, S. 341, liest man dagegen folgendes: *Mr. Underhill kindly informs me that he has modified his views as to the origin of the interlude, and that a forthcoming edition of his Spanish Literature etc. will support the theory of its direct Spanish origin.* Danach läßt sich Großmanns Behauptung, in bezug auf die Quellenfrage des Interlude stünden sich zwei Meinungen gegenüber, nicht mehr aufrechterhalten, denn außer Underhill hat kaum jemals eine Stimme von Gewicht dessen Ansicht vertreten. Im Gegenteil, bereits W. Fehse, *Wirsungs deutsche Celestina-Übersetzungen*, Diss. Halle 1902, S. 69 ff., hat, so gut es ging, den Nachweis erbracht, *daß dem englischen Interludium der spanische Text zur Grundlage gedient hat.* Die Abhandlung Fehses, der trotz seiner blutigen Anfängerschaft die einschlägige Literatur tadellos beherrschte und an rechter Stelle zu verwerten wußte, habe ich bei Großmann vergeblich gesucht. Schwer vermißt habe ich schließlich auch ein Autoren- und Sachregister, das es ermöglicht hätte, über irgendeine Frage oder diese und jene besondere Einzelheit rasche Information einzuholen, kurz das die Studie zu einem gern benutzten Nachschlagewerk hätte machen können. Ich würde, wenn ich an des Verfassers Stelle wäre, mich die Mühe nicht verdrießen lassen, das Versäumte in einem Nachtrag oder in irgendeiner Fachzeitschrift gründlich nachzuholen. Die Arbeit ist es sicher wert.

Trotz all der gerügten Mängel, die sich schließlich teilweise nur auf Einzelheiten beziehen, steckt nämlich nicht nur ein redlich Teil fleißigen, ernsten, zielbewußten Schaffens, sondern auch ein erfreuliches Kapital an brauchbaren, unser literarisches Wissen fördernden Ergebnissen in dem Buch, beides Vorzüge, mit deren Anerkennung ich nicht zögern will. Da mir indes auch noch anderwärts die Aufgabe obliegt, über den Gegenstand zu berichten, und wie überall, so auch hier der verfügbare papierne Raum sehr beschränkt ist, so mag es mir gestattet sein, damit abzuschließen, daß ich dem Leser einen kurzen Überblick über die Resultate der Großmannschen Studie gebe.

Spanien befindet sich im 16. Jahrhundert auf der Höhe seiner Macht. Als ernstlichen Gegner und Konkurrenten hat es nur England. Der Antagonismus kommt schnell ins Wachsen, und zwar zuerst der politische, dann erst der literarische, kulturelle und soziale. Das englische Theater aber ist jene Äußerung des Zeitgeistes, die diese Entwicklung am getreuesten widerspiegelt. Spanien als politische Macht wird im elisabethanischen Drama in der gehässigsten Weise bekämpft. Politisch betrachtet ist der Spanier für den englischen Dramatiker nur der Feind, weiter nichts. Der spanischen Literatur gegenüber rafft sich das englische Theater noch nicht so schnell zu jener feindseligen Ablehnung auf, die ihm politisch so sehr entspricht. Insbesondere ist es die Urkraft des Schelmenrealismus, die die eng-

lische Bühne neu befruchtet und sie die Kunst lehrt, Realismus und Idealismus zu einem edlen Ganzen zu verschmelzen. Das kulturelle und soziale Spanien kommt für den englischen Dramatiker nur insoweit in Betracht, als es ihm seine Bedürfnisse in irgendeiner Weise befriedigen hilft, bzw. insofern, als ihm die betreffenden Seiten spanischen Lebens selbst praktisch vertraut sind. Er weiß zum Beispiel immer wieder etwas zu sagen von den spanischen Industrie- und Hafenstädten, von der spanischen Reitkunst, von Reifrock und Halskrause, nie aber etwas von spanischen Volkssitten wie den Stierkämpfen, noch von spanischer Baukunst und Malerei. Die spanische Sprache endlich muß, soweit das elisabethanische Drama es ersehen läßt, im damaligen England sich keiner besonderen Pflege und Verbreitung erfreut haben. Ganz im Gegensatz zu Französisch und Italienisch wird sie von den dramatischen Autoren äußerst spärlich zur realistischen Ausschmückung einzelner Szenen verwendet, eben weil vermutlich weder Dichter noch Publikum viel davon verstanden.

Alles in allem ist das Bild Spaniens, das die englische Bühne jener Zeit ihren Zuschauern bot, extrem subjektiv, lückenhaft, äußerlich, parteiisch, durch Mangel an Wissen und gutem Willen entstellt, und mußte schon deshalb ohne tiefen, nachhaltigen Einfluß bleiben. Wenigstens habe ich persönlich dieses Gefühl aus Großmanns gehaltvoller Studie mit fortgenommen, vielleicht etwas befangen durch meine Auffassung des englischen Nationalcharakters. Mag sein, daß andere die Sache in milderem Lichte sehen.

München. Ludwig Pfandl.

Violets Schulausgaben spanischer Schriftsteller. Nr. 1: D. Antonio de Trueba, Cuentos de vivos y muertos, bearbeitet von Carl Dernehl. Stuttgart, Violet (o. J.). M. 6.

In diesen Zeiten, wo unübersteigbare Valutaschranken den Ausblick auf das literarisch so üppige Spanien verwehren, sind Ausgaben spanischer Texte wie die vorliegende besonders wertvoll. Die Auswahl der Bearbeitungen deutscher Märchen durch den spanischen Schriftsteller ist deshalb sehr glücklich, weil in ihnen die volkstümliche Sprache erscheint, die in ihrer kraftvollen Fülle von den Wörterbüchern noch lange nicht genügend ausgeschöpft ist. Damit ist allerdings manche Schwierigkeit für den Kommentator gegeben, die auch der Bearbeiter des vorliegenden Textes nicht lösen konnte. Ich führe einiges an:

Zu S. 8: *por más perrerías que se digan por ahí del matrimonio.* *'por ahí* etwa: von der Ehe da'. Richtiger: 'hier (auf Erden oder unter den uns umgebenden Menschen)' 'gewöhnlich, alltäglich' (vgl. *cosas de por ahí* 'gewöhnliche, alltägliche Dinge').

S. 11 die Stelle *¡Pues no he perdido el pañuelo desde casa de esa indecente a aquí!*, auf die mich Prof. Schultz-Gora aufmerksam macht, verdiente nähere Analyse: 'wenn ich nur nicht das Taschentuch verloren habe', urspr. 'nun habe ich nicht gar das T. verloren?': in dem 'nicht' liegt etwas wie eine Betonung des Unglaublichen und Unmöglichen des Geschehnisses (etwa wie dtsch. *hat er da nicht die Frechheit gehabt zu sagen ...?*, wenn man über eine tatsächlich vorgefallene freche Rede berichtet).

Zu S. 19: *yo hago ahorcar al sursum corda, si se me pone en las narices*: nicht: »ich lasse bei den Worten 'Erhebet die Herzen' den Delinquenten hochziehen«, sondern *sursum corda* = 'Gott', wie die Stelle aus Pereda, *Don Gonzalo Gonzalez de la Gonzalera* S. 34 zeigt: *¿como ha de pasar un tren debajo del agua sin que se ahogue el insuncorda que vaya adentro* 'Gott selbst'; also an unserer Stelle: 'ich lasse Gott aufknüpfen, wenn mir die Lust kommt'.

Zu S. 22: *los habitantes de la ciudad quedaron muy consolados, con la esperanza*, nicht 'die Bew. wurden sehr getröstet', sondern 'waren sehr froh' (wie ital. *rimasero contenti*).

Zu 32: *¿No habrá un hijo de cabra que me socorra?* Nicht 'sollte da nicht ein Ziegenhirt sein, der mir hilft?', sondern 'ein Ziegensohn' (= 'Bastard', vgl. ptg. *cabra* m. 'Mischling').

Zu S. 48: *él no era un Juan particular* 'er war nicht mehr eine Privatperson namens Juan'. Es liegt aber noch ein Wortspiel mit *Juan* in der Bdtg. 'ein x-beliebiger' vor: etwa dtsch. 'irgendein Hinz und Kunz'.

Zu S. 57: *había sacado la tripa de mal año* 'wörtlich: hatte dem schlechten Jahre die Eingeweide herausgenommen'. Vielmehr *mal año* 'Verderben, Unglück' (vgl. den Fluch auf S. 30 *¡ mal año para tales Reyes!*) = altfrz.-altprov. *malan*: 'hatte die Eingeweide vom Unglück befreit'.

Zu S. 63: *¡Anda, que vayan a burlarse de la cabra de su madre!* nicht 'machen sie sich doch über die Ziege ihrer Mutter lustig', sondern 'über die Ziege, die ihre Mutter ist' (wie *el bueno de Juan*, frz. *le fripon de valet*), wobei *cabra* wieder Beschimpfung ist wie in *hijo de cabra*.

Zu S. 42: *Los señores marqueses de la Mararilla estrenaron al día siguiente su mejor coche, y era de ver cómo ruaban a todas horas por aquella comarca, como diciendo: ¡Rabia! ¡Rabia! a la marquesa del Rábano y a la condesa del Repollo.* »Etwa: 'Hast du mich nicht gesehen!' ganz wie die Marquise«. Letzteres müßte aber eher *á lo de ...* heißen. Vielmehr: 'als ob sie zur Marquise von Rettigshof und der Gräfin Krautjungfer sagen wollten: Zerspringe vor Wut!'

Bonn. Leo Spitzer.

Fritz Mauthner, Der Atheismus und seine Geschichte im Abendlande. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart und Berlin. Bd. I 1920; Bd. II 1921.

Von dem auf drei starke Bände berechneten Werke des bekannten Verfassers sind die beiden ersten 1920/21 erschienen. Aus verschiedenen Gründen verdient das Buch auch in einer neuphilol. Zeitschrift eine Besprechung. Die fesselnde Darstellungskunst M.s, dazu die für unsere Zeit vortreffliche Ausstattung des Buches gestalten die Lektüre zu einem Genuß. Nicht soll von Anfang an verschwiegen werden, daß grundlegende neue wissenschaftliche Forschungsresultate im großen wie im kleinen nicht vorliegen; aber es bleibt M.s großes Verdienst, die Gesamtdarstellung eines für die Menschheitsgeschichte überaus wichtigen Stoffes auf Grund umfassender Kenntnisse gewagt zu haben. Man soll es dem Verf. auch nicht allzu schlimm anrechnen, daß er sich bei seiner gewaltigen Arbeitsleistung zumeist auf frühere Einzeldarstellungen stützt, wie er dies im Vorwort offen und ehrlich bekennt. Trotzdem bleibt seine Leistung noch höchst bemerkenswert, um so mehr, als er ja die meisten von anderen her gewonnenen Kenntnisse selbständig verarbeitet, die oft losen Fäden zu einer großen Einheit verknüpft und dieser eine durchaus eigene Prägung verliehen hat. Die vollständige Lektüre des Ganzen hinterläßt den Eindruck, daß das Buch mit des Autors Herzblut geschrieben ist. Ich denke dabei weniger an die nicht allzu seltenen, ein wenig nach Voltaire, ein wenig auch nach Schopenhauer schmeckenden polemischen Ausfälle, als vielmehr an das Ganze: dieses glaubensarme Buch erscheint mir doch als ein sehr starkes persönliches Glaubensbekenntnis des Verfassers.

Es ist natürlich ausgeschlossen, auf knappem Raume eine nur einigermaßen erschöpfende Beurteilung des Ganzen zu geben. Der erste Band bringt nach einer trefflichen allgemeinen Einleitung, in der vor allem in einer Übersicht der Antike der Begriff des Atheismus erläutert und der grund-

legende Unterschied zwischen dem antiken und dem jüdisch-christlichen Standpunkt klargelegt wird, die atheistischen Strömungen des Mittelalters bis herauf zur Reformation. Aus der Fülle des gebotenen Materials hebt sich besonders, mit Recht in den Vordergrund gestellt, die machtvolle Persönlichkeit des Hohenstaufen Friedrich II. hervor, daneben das Wirken der Sarazenen, der averroistischen Freidenker und nicht zuletzt das berüchtigte Buch von den drei Betrügern, das noch im 18. Jahrh. eine Rolle spielen sollte. Der letzte Teil des Buches wird durch eingehende Betrachtungen über die Sozinianer ausgefüllt, deren nicht ganz sicher zu definierende Rolle und Auswirkung einer umfassenden Untersuchung wert wäre.

Der zweite Band gibt in 13 weiteren Abschnitten die Geschichte der Gottlosigkeit etwa von der Renaissance bis zum Ende des 17. Jahrhunderts; mit vollem Recht sind die einleitenden Kapitel der Bedeutung der Entdeckung der Natur mit all ihren Konsequenzen für die Menschheit gewidmet. Die totale Verschiebung des anthropo-geozentrischen biblisch-christlichen Standpunktes wird an den großen Gestalten der Geistesbefreiung wie Kopernikus, Bruno, Galilei, die Entdeckung des Menschen und seiner Naturrechte an Männern wie Machiavelli, Th. More, Bodin, Campanella; ferner Grotius, Pufendorf, Thomasius usw. dargetan. Mit dem 5. Abschnitt beginnt eine mehr oder minder ausführliche Darstellung der Geschichte der Gottentfremdung in den Ländern Frankreich, Holland, England; und diese Kapitel zumal sind von Bedeutung auch für die neuere Literaturgeschichte. Den aus dem Rahmen der Allgemeinheit herausragenden Zentralgestalten der drei Nationen widmet M. zum Teil sehr ausführliche Beurteilung, so Bayle, Spinoza, Toland, um ein paar Namen zu nennen. Mit einem Ausblick auf das 18. und 19. Jahrhundert, denen der noch ausstehende dritte Band gewidmet sein soll, schließt das Ganze.

Die Anerkennung über die groß angelegte Zusammenfassung des Stoffes war schon ausgesprochen worden. Inwieweit es M. gelungen ist, die großen wie kleinen Zusammenhänge in dem chaotischen Wirrwarr der abendländischen Gott-Loslösung zu fixieren, ist eine andere Frage. Greift man z. B. einmal die Kapitel der zwei Bücher heraus, die den französischen Zweiflern und Gottesleugnern gewidmet sind, so freut man sich zunächst gewiß über die übersichtlich knappe — manchmal freilich zu knappe — Darstellung, die uns von Bonav. Desperiers über Rabelais, Montaigne, Charron bis Bayle führt und wenigstens mit aller Deutlichkeit dartut, daß in der Tat 'von Frankreich aus die modernen Formen des Skeptizismus sich am wirksamsten verbreitet haben', dem Lande, wo seit alters her neben der 'offiziellen' Lebensphilosophie eine — sei es in gallischem Lachen, sei es in ernstem Zweifel sich äußernde ausgesprochene Neigung zur negierenden Kritik und Negation lebendig gewesen ist, die schließlich auf religiösem Gebiet zum Indifferentismus geführt hat, dem in der Tat gefährlichsten Feinde alles Gottesglaubens. Aber anderseits zeigt auch diese hübsche Zusammenstellung in M.s Buch erneut, daß wir eine wirklich wissenschaftliche, die feinsten Strömungen und subtilsten verbindenden Fäden aufdeckende Geschichte der französ. Skeptik noch nicht haben. Je tiefer man, von der französ. Aufklärung aus rückwärts schreitend, in die Vorgeschichte der ganzen Evolution bis zur Renaissance steigt, desto mehr sieht man, wie wenig wir über Auswirken wie Zusammenhänge der großen, stets vorhandenen skeptischen Unterströmung wissen. Vor allem fehlen uns noch die genauen Kenntnisse über die tatsächliche Bedeutung fremder Einflüsse. So ist z. B. die landläufige Auffassung: das französ. 18. Jahrhundert mit Voltaire an der Spitze = Englands Werk (Bd. II, 590 und vorher) zum mindesten schief. Voltaire ist, was erst Paul Sakmann kurz aber energisch feststellte, als vollständig kirchlich Ungläubiger über den Kanal gegangen. Seine 'jugendliche' Anschauung von Gott, Leben und Kirche, wie sie sich nicht allein,

aber am klarsten in der '*Épître à Julie*' darstellt, hat sich nicht am englischen Deismus gebildet, sondern in dem höchst ungläubigen Kreise des *Temple*, dessen Hauptsänger Chaulieu ist, und von dem die Fäden über Chapelle etc bis zu Gassendi hinlaufen, mit den überragenden Gestalten des Epikur und Lucrez im Hintergrunde. Auch dieser beiden Philosophen Bedeutung für die franz. Weltanschauung ist bisher weder klar erkannt noch im Zusammenhange gewürdigt worden. — Wieweit aber in der Renaissance und später italienische Einflüsse mächtig gewesen sind, ist ebenfalls ein noch nicht gelöstes Problem; der neuerdings von dem Franzosen Charbonnel unternommene Versuch (*La pensée italienne au XVIe siècle et le courant libertin*, 1917) scheint mir nach der Kritik Bussons in der *Revue du 16e siècle*, VI 127 ff. auch nur teilweise gelungen zu sein.

Die Gerechtigkeit erfordert es indes, auf einige gute Einzeldarstellungen hinzuweisen, in denen man manche wertvolle Aufschlüsse erhält, wie in den Arbeiten Wilhelm Diltheys im 'Archiv für Geschichte der Philosophie' oder Sabriés Charron-Monographie, Strowskis Abhandlungen über Montaigne und Pascal, Mennungs 'Sarasin' und Ed. Wechßlers trefflichem Buche über 'Molière als Philosoph'. Immerhin bleiben noch eine Menge ungelöster Rätsel übrig, die Mauthners Buch nicht gelöst hat, nicht lösen konnte. Bedauerlich ist es, daß er einem kühnen Geist wie Cyrano Bergerac (nur I 460 kurz erwähnt) nicht nähere Beachtung geschenkt hat.

Aber anderseits ist M.s Werk an fein- und scharfsinnigen Einzelheiten reich. Als ein besonderes Verdienst möchte ich die scharfe und gerechtfertigte Heraushebung der Bedeutung Bayles anmerken, dem allein 60 Seiten des zweiten Bandes gewidmet sind und dessen Name von Anfang an häufig meteorartig aufleuchtet. Die feinsinnige Beleuchtung des Pantheismus, definiert als der letzte geistige, zunächst noch ehrliche Versuch, den alten Gott vor dem Ansturm der neuen Naturwissenschaft zu schützen (das Wort 'Gott' zu retten durch Verstecken hinter der neuen Gottheit, der Natur), kann ich mit einem bemerkenswerten Einzelbeispiel aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts belegen. In dem von mir (Archiv 141, 79 ff.) besprochenen rein materialistisch-monistischen Weltsystem Maillets findet sich nur eine einzige Stelle, die eine positive Annäherung an den Gottesbegriff darstellt: sie ist eine Art pantheistischer Hymnus auf die *âme universelle du monde*, von der das Weltall belebt sei: Gottheit und Natur erscheinen als eins.

Nachzutragen ist zu II, 347 Anm. die Etymologie von marrano, < arab. moharrana 'verbotene Sache'; vgl. Meyer-Lübke, Etym. rom. Wörterbuch 5636 Dem dritten Band, der das wichtige 18. Jahrhundert und dann die neueste Zeit behandeln wird, kann man mit Spannung entgegensehen.

Leipzig. Fritz Neubert.

Der Mythus von Thor.

1835 ist das Geburtsjahr der wissenschaftlichen deutschen Mythologie. Jakob Grimms großes Werk kam damals, schon seit längerem angekündigt, ans Licht. Die Frage nach den alten Glaubenselementen als solchen trat durch ihn in den Mittelpunkt der Forschung. Unsere tatsächlich verehrten Gottheiten und Dämonen namhaft zu machen, die Art und die Fortentwicklung ihres Kultus aufzuweisen, wird nun Selbstzweck der Mythologie: bisher war dies nur ein sehr lässig betriebenes Mittel zu dem angeblich höheren Zweck mehr oder minder tiefsinniger Mythenvergleichung und Mythendeutung gewesen.

1836, ein Jahr später, erschien Uhlands *Mythus von Thor*. Man mag bei ihm viel Gegensätzliches zu J. Grimm finden (cf. H. Fischer, *Uhland* [1887] S. 167), manches mag moderner anmuten, so die zum erstenmal streng durchgeführte Beschränkung auf e i n e Völkergruppe, bei der der Mythus von Thor allein zu wirklicher Blüte gediehen zu sein schien. Uhland berücksichtigt nur westnordische Zeugnisse, sogar an den naheliegenden schwedischen geht er vorbei. Im ganzen gehört die Schrift aber nicht in die Reihe derer, die J. Grimms modernen Begriff der Mythologie zugrunde legen. Der *Mythus von Thor* huldigt einer Anschauungsweise und Methode, die schon seit Jahrzehnten herrschte, die vielleicht gerade durch Uhlands Vorbild zu einer vorübergehenden neuen Blüte entwickelt wurde, im ganzen aber doch dem Verfall geweiht war. J. Grimms *Mythologie* tut einen entschiedenen Schritt nach vorwärts, Uhlands *Mythus von Thor* weist im wesentlichen nach rückwärts.

Es ist bekannt, daß Uhland sich im Jahre 1829 durch das Erscheinen der W. Grimmschen *Heldensage* an der Veröffentlichung seiner eigenen diesem Gebiete gewidmeten Forschungen hat hindern lassen: bezeichnenderweise hat er in der *Mythologie* 1835 kein Konkurrenzwerk gesehen, das seinen *Thor* überflüssig machen konnte. Es läßt sich ja in der Tat auch kein stärkerer Gegensatz denken als der zwischen Uhlands Abhandlung und dem Kapitel *Donar* in der ersten Auflage der *Mythologie*. Im Grunde genommen war der Abstand von der Forschungsmethode der Brüder Grimm jetzt genau derselbe wie ehemals. Auch hier, wie in der Heldensage, glaubte sich Uhland berechtigt und befähigt, tiefer in das Wesen der alten Götterlehre und -fabeln einzudringen als die behutsamen Vorgänger. Wilhelm hatte sich mit der ganz allgemeinen Feststellung begnügt, daß Glaubenselemente höchstwahrscheinlich bei der Bildung der Heldensage beteiligt gewesen seien. Uhland war weiter gegangen und hatte versucht, die Ent-

stehung des heroischen Sagenkreises aus den altheimischen Götterbegriffen und -wesen heraus genau zu erläutern. Jetzt ist Jakobs einziges Bestreben darauf gerichtet, die tatsächlich vorhandene, historisch greifbare Götter- oder Dämonengestalt zu ermitteln, nicht aber, die einzelne mythische Fabel aus der Natur der Götter und der gangbaren Vorstellungsweise von ihnen abzuleiten. Letzteres ist nun aber wiederum Uhlands Ziel. Die nackte Tatsächlichkeit dieses oder jenes Kultes hat für ihn nur untergeordnetes Interesse. So sehr er sein ganzes Forschen in den Dienst des Volkstümlichen gestellt hat: das Volkskundliche hat ihn zu jeder Zeit sehr wenig gefesselt, ihm war es immer nur um dessen künstlerischen Niederschlag, um das Volkspoetische zu tun. Und nur insofern sucht er ein nahes Verhältnis zu den alten Heidengöttern, als diese in die Poesie der Vorzeit eingegangen sind. Deshalb ist der Mythus, d. h. die Götterfabel, für Uhland von zentraler, ja von alleiniger Bedeutung. Und auch diesen Gebilden sollten nun, wie seinerzeit den Heldensagen, Aufschlüsse über die Art und Weise, wie die Phantasie des Volkes sich dichtend zu betätigen pflegte, abgewonnen werden. Folglich nimmt er die Götter, wo sie handelnd auftreten, nicht als ein Letztes, Gegebenes hin, sondern er erhebt die Frage nach dem Werden dieser übermenschlichen Wesen und sucht die Vorstellung von dem persönlichen Gott, der zum epischen Helden geworden ist, zurückzuführen auf diejenige physische oder nichtphysische Kraft, deren spürbare, aber in ihrer Kausalität rätselhafte Wirkung den Gottesbegriff hat bilden helfen.

J. Grimm ist an diesen entstehungsgeschichtlichen Fragen nicht achtlos vorbeigegangen. Aber er zweifelte an ihrer Lösbarkeit. Keine noch so einfache mythische Fabel läßt sich für ihn durch Ausdeutung völlig befriedigend erklären. 'Elementen, Naturerscheinungen und Gestirnen lege ich großen Einfluß auf mythologische Vorstellungen bei, lange keinen solchen, daß alle und jede aus ihrer Grundlage abgeleitet werden dürften, da außer den physischen auch noch sittliche und andere menschliche Motive obwalten und erst in der Durchdringung aller zusammen die Götter des Heidentums entsprungen erscheinen.' (Einl. z. 1. Ausg. S. XXVI.) Er warnt vor jeder Einzeldeutung: ist sie philosophisch, physikalisch oder astronomisch, so artet sie leicht in leblose Dürre aus; ist sie gar historisch, so verflüchtigt sie völlig das geistige Prinzip der Mythen (S. XXVIII). Über die Maßen behutsam geht er vor, wenn er selbst einmal in einem Götterwesen und dessen Auftreten die direkte Personifikation eines Naturvorganges feststellen zu können meint. So sucht er (S. 122) das landläufige Bild des nordischen Donnerers auf seine natürlichen Ursachen zurückzuführen: dem blitzenden Gotte wurde rotes

Haar, dem donnernden der Wagen, dem einschlagenden Geschoß und Waffe zugeschrieben. Diese physikalische Ausdeutung ist die einzige, die J. Grimm auf dem Gebiet der Thor-Mythologie wagt.

Wie ganz anders Uhland! Es ist, als trachte er in seiner Abhandlung danach, den Gegenbeweis zu J. Grimms Äußerung anzutreten, nach welcher eine Deutung das poetische Wohlgefallen an den Mythen stören müsse. Im Gegenteil, sagt Uhland, sie erst ist imstande, es zu erwecken. Und so setzt sich seine Schrift das Ziel, die symbolische Kraft und Kunst der nordischen Heidenvölker zu vergegenwärtigen, die Vereinbarkeit einer überfein ausgebildeten lebensvollen Naturbeobachtung und eines bilder- und gestaltenreichen Glaubenssystems zu zeigen.

Es will nun, wie man mit Recht bemerkt hat (Siecke, *Myth. Briefe* S. 88), gar zu wenig besagen, wenn die Uhlandschen Deutungen, die der *Mythus von Thor* übermittelt, als einzige Charakterisierung immer wieder das herkömmliche schmückende Beiwort 'schön' oder 'sinnig' erhalten; ebensowohl, wie es verkehrt ist, Uhlands Resultate mit dem einseitigen Maßstab moderner mythologischer Theorie und Erkenntnis zu messen. In jenem Falle legt man einen zu niedrigen Maßstab an — man läßt nur als Poesie gelten, was doch mit wissenschaftlichen Ansprüchen auftreten wollte und durfte —, in diesem Falle einen zu hohen. Nur dann wird die Studie recht zu würdigen sein, wenn man Uhlands mythologische Grundanschauung und Interpretationsmethode in ständigem Zusammenhang und Vergleich mit der zeitgenössischen, d. h. also J. Grimm vorangehenden Forschung betrachtet.[1] So erst wird es sich ergeben, ob in Uhlands prinzipieller Auffassung des Mythus oder in der Art und Weise seiner Deutungen sein hauptsächliches Eigenverdienst liegt, oder ob er sich in beidem auf ältere Werke stützt, um deren Betrachtweise nur im einzelnen zu vertiefen. Nur wenn man weiß, worauf Uhland aufbauen konnte, wer ihm das Material und wer den Grundriß lieferte, wird man sein Lehrgebäude richtig würdigen können.

Es ist nicht leicht, Uhlands allgemeine Stellung zur Mythologie seiner Zeit, speziell der Romantik, befriedigend zu bestimmen; auch nicht, wenn man dem *Mythus von Thor* die Vorlesungen von 1832 beigesellt und dazu dem langatmigen *Mythus von Odin* alle prinzipiellen Gesichtspunkte abzugewinnen sucht. Weder die Einleitungsworte des Kollegs noch das die Schrift von 1836 eröffnende allgemeinere Kapitel geben ein irgendwie ge-

[1] Die einsichtige und übersichtliche Würdigung der Vorlesung über die nordische Sagengeschichte, die Moestue, Studien z. vgl. Lit.-Gesch. IX, 223 ff. gibt, bringt dazu nur eben die ersten Ansätze.

schlossenes Bild. Uhland hat sich nie und nirgends zu einer mythologischen Schule bekannt. Er verabsäumt die grundlegende Auseinandersetzung mit Creuzer, dem Heidelberger Bekannten, und mit Baur, dem Tübinger Kollegen, deren Schriften ihm sehr wohl geläufig waren. Namentlich die Creuzersche Schule war ihm in all ihren Auswüchsen und Wunderlichkeiten entgegengetreten. Aber weder positiv noch negativ wünschte er zu ihren Anschauungen Stellung zu nehmen. Der Grund dafür war, daß sein Interesse gerade den Problemen, die für jene im Mittelpunkt standen, nur in sehr geringem Maße zugewandt war. 'Wo die Mythenforschung am lebhaftesten andringt, da, wo der nackte Glaubenssatz, das Philosophem, das in den Bildern liegt, das enthüllte Mysterium hervortreten will', da 'zieht er sich zurück' (Schriften VII, 8). Seine prinzipiellen Gesichtspunkte müssen aus den kargsten Andeutungen erschlossen werden. Man kann deshalb auch den Mythologen Uhland an kein bestimmtes Vorbild anschließen. Am ehesten decken sich, wie es scheint, seine Grundanschauungen noch mit denen Karl Otfrid Müllers, dessen 1825 erschienene *Prolegomena zu einer wissenschaftlichen Mythologie* er nach einem Zitat I, 320 gekannt hat. Bei einzelnen Punkten soll im folgenden auf die sich ergebenden Ähnlichkeiten hingewiesen werden. Ob man daraus auf ganz direkte und bewußte Beeinflussung schließen darf, möchte ich nicht entscheiden. Aber auch wenn man es nicht darf, wird die Übereinstimmung mit einem relativ unromantischen und vernünftig vermittelnden Theoretiker, dem Creuzers Phantasiesprünge ferngeblieben sind, interessieren.

Schon über Uhlands Begriff der Mythologie ist eine genaue Erklärung zu vermissen. Mit der Creuzerschen Lehre, nach der die religiösen Glaubenssysteme Priestererfindungen wären, zum Zweck der Belehrung des rohen Volks erdacht, kann er nichts gemein haben. Es interessiert ihn überhaupt nicht die Religionsform, sondern der innere Glaube oder vielmehr die Gottesanschauung des Volkes. Nur unter der Voraussetzung, daß volkstümlicher Glaube von Urzeiten her die Götter und ihr Leben umfaßt und ausgeschmückt hat, ist es ja überhaupt berechtigt, eine Sagengeschichte der germanischen Völker mit der Betrachtung ihrer Götterwelt zu eröffnen, wie Uhland das 1832 getan hat. Was das Volk, von seiner lebendigen Naturanschauung ausgehend und an Götter glaubend, gedichtet hat, das möchte er ergründen: unbekümmert um die Bestrebungen der systematischen Mythologen, die aus der bunten Vielheit die Einheit, aus der völkischen Verzweigung das einhellige Glaubenssystem herauszukonstruieren suchen, hat Uhland gerade seine Freude an der Mannigfaltigkeit. Eben sie ist ihm ein Lebenszeichen der unbewußt

schaffenden dichterischen Kräfte, die bei den Bekennern der Naturreligion ein üppiges mythologisches Rankenwerk hervorschießen lassen. Nicht die von Schelling u. a. erträumte kahle Uroffenbarung, die einmal an den menschlichen Verstand ergangen sein und in allen Religionen der Welt noch nachwirken soll, ist der Gegenstand seines Studiums, sondern es lohnt sich ihm allein, 'jene Offenbarung der göttlichen Schöpferkraft, die im Geist und Gemüt des Menschen unversieglich fortwirkt', kennenzulernen. Durch ihre Eingebungen geleitet, im ständigen Anschauen der Natur, unter Verlebendigung auch des toten Seins, ist die volksmäßige Mythenbildung erfolgt.[1]

Nicht im schmucklosen Einzelzug oder im sprechenden alten Kult sieht Uhland also die Hauptquelle für das alteingewurzelte Religionsempfinden des Volkes, sondern in dem verschlungenen, weitausgreifenden Mythus, wie er sich auf germanischem Gebiet allein im Norden ausgebildet hat. Gerade das bunte Gewimmel des späten gestaltenreichen Zwölfgötterhimmels zieht ihn an. Diesem gegenüber fehlt natürlich jede Vergleichsmöglichkeit mit der kontinentalen Religion, deren dürftige Trümmer denn auch völlig ausgeschieden sind. Wohl wird *Mythus von Thor* VI, 10 beiläufig zugegeben, daß der Mythenforscher auch 'die rohere Volkssage und die zerstreuten Nachrichten über den heidnischen Kult als Hilfsmittel gebrauchen' müsse, aber in Uhlands eigener Praxis zeigt sich davon nichts oder so gut wie nichts. Schon sein erster Rezensent Köppen durfte ihm mit Recht vorhalten (*Hallesche Jahrbücher* 1838, S. 399 ff.), daß er aus den Angaben Adams von Bremen wertvolleres Material für die Kenntnis des Thorsglaubens hätte abnehmen können als aus ganzen Eddaliedern. Aber was war aus so kahlen tatsächlichen Angaben für Uhland viel zu gewinnen? Sein Erklärungsbedürfnis fand hier keinen Anhalt, einzig die nordischen Götterfabeln erschienen ihm problematisch und als Quellen wahren Volksempfindens und -dichtens erforschungsbedürftig.

Die Echtheit der Asalehre konnte damals keine ernste Streitfrage mehr sein. Uhland gibt in seiner Vorlesung kurz die Akten der Kontroverse, die er wie jeder Verständige durch die

[1] Uhlands später noch zu nennender Gewährsmann Geijer bekennt sich zu einer Auffasung, die zwischen der Creuzerschen und der Uhlandschen ungefähr in der Mitte liegt (Urgeschichte Schwedens S. 247). 'Wenn der menschliche Gedanke noch nicht im Begriffe, sondern im Bilde denkt, so bemächtigt sich die dichtende Einbildungskraft um so eher der Lehre, und aus der Dichter Hand erhält sie das Volk wieder, in höherem oder geringerem Grad zu einer Mythologie ausgebildet, von deren vielgestaltigem Äußeren bloß Priester oder Weise die innere Bedeutung zu erhalten und sich eben dadurch größeren Einfluß zu verschaffen suchen.' Das Volk und die Dichter, die Geijer hier scheidet, sind für Uhland identisch, und so schaltet er auch die bewußt vermittelnde Rolle der Priester aus.

Schrift von P. E. Müller (deutsch von Sander 1811) erledigt fand. In der Tat wagte sich ja die oberflächliche Torheit im Sinne Adelungs, der an eine asische Religion überhaupt nicht hatte glauben wollen und das ganze System als Erfindung müßiger Köpfe ansah, nicht mehr hervor. Für die vermittelnde Ansicht von Rühs, nach der die nordische Mythologie wohl gewisse Elemente des Volksglaubens, daneben aber auch angelsächsisch überlieferte Züge der christlichen Kosmologie und der antiken Götterlehre enthalten haben soll (*Die jüngere Edda* S. 135 ff.), war die Zeit noch lange nicht gekommen. Daß diese Religion einmal als wirkliches und originales Glaubenssystem existiert habe, und zwar im wesentlichen in der Form, wie sie uns in den eddischen Liedern entgegentritt, galt für ausgemacht. Eine andere Frage mußte in den Mittelpunkt der Forschung treten, nachdem diese erste endgültig gelöst war: die nach der Bedeutung dieses Glaubens (VII, 29).

Uhland steht darin ganz im Banne seiner Zeit, daß er es von vornherein als ausgemacht ansieht, daß diese Mythologie überhaupt etwas bedeutet, d. h. einen inneren, verborgenen Sinn enthält, der sich nur sorgfältiger Forschung erschließen kann. Er hätte ohne weiteres K. O. Müllers Satz unterschrieben, daß es ein 'Ungedanke sei, in den Mythen nur das Spiel einer grotesken Phantasie zu sehen' (S. 308). Aber auch P. E. Müllers vorsichtig einschränkende Scheidung (*Echtheit der Asalehre* S. 89), nach der wir eine Zahl von Mythen oder deren Verschönerung dem Dichter verdanken und nur einzelne als 'Darstellungen eines uralten Volksglaubens' anzusehen haben, ließ er nicht gelten. Alle eddischen Mythen bedeuteten ihm etwas, und: 'Jeder Mythus, der etwas bedeutet, kann und muß gedeutet werden', so hatte K. O. Müller gesagt. Nun galt es zunächst für Uhland, die Grundzüge festzulegen, die zur Mythenbildung der vorliegenden Art geführt haben können. Auch hier ist er der karge Schweiger, der keine wort- und blumenreichen romantischen Ergüsse über die staunenswerte bildschöpferische Kraft der Volksphantasie bietet, sondern in ein paar Worten das Phantom kennzeichnet, das er im Anschluß an die gemeinromantische Mythenforschung hier wahrzunehmen meint. Creuzer hatte es (*Symbolik und Mythologie*[2] I, 54) dahin gekennzeichnet, daß 'die im Altertum herrschende Anschaulichkeit und Bildlichkeit ... nicht als eine willkürliche und figürliche, sondern als eine an sich und schlechtweg notwendige Ausdrucksart zu betrachten ist. Ein natürlicher Beruf, ein höheres Nötigen läßt den Menschen sich selbst in den Mittelpunkt der ganzen Schöpfung stellen, damit sich in ihm, als in dem Mikrokosmus, die Strahlen aller Wesen sammeln und er folglich alle Naturen in seiner Natur erblickt ... Was also der

abstrakte Verstand wirkende Kraft nennt, ist der ursprünglichen, naiven Betrachtungsart Person.' Nach Uhlands übereinstimmender Ansicht (VI, 9) ist im poetischen Zeitalter 'der Drang des menschlichen Geistes, sich mittelst der ihm angeborenen Vermögen der Außenwelt zu bemächtigen, durch die Einbildungskraft tätig. Das Innere des Menschen aber strahlt nichts zurück, ohne es mit seinem eigenen Leben, seinem Sinnen und Empfinden getränkt und damit mehr oder weniger umgeschaffen zu haben. So tauchen aus dem Borne der Phantasie die Kräfte der Natur als Personen und Taten in menschlicher Weise wieder auf'. Nach K. O. Müller (S. 268) werden im Mythus 'allerlei Gedanken über das Verhältnis von Gottheit, Natur und Menschheit in der Form von Handlungen persönlicher Wesen dargestellt'. Diese 'dämonische', d. h. personifizierende Betrachtung der Natur ist für ihn die in der Frühzeit einzig mögliche und denkbare; wie auch Uhland hervorhebt, daß damals für die Gegenstände der religiösen Weltbetrachtung noch keine andere Weise des Ausdrucks, ja des Denkens gefunden gewesen sei als eben solch bildliche (VI, 10). Also das wäre die Grundbedeutung dieser Mythen: sie sind entstanden durch Personifizierung oder Anthropomorphisierung; natürliche oder ganz allgemein nicht menschliche Vorgänge erscheinen in ihnen unter menschlichen Bildern, sie müssen also allegorisch-symbolisch ausgedeutet werden.

Wer den Mythus symbolisch faßt und ihn doch zum Glaubenselement machen will, nicht zum bloßen Spiel von Phantasie und Witz herabdrücken möchte, der wird sich sofort mit der Frage auseinanderzusetzen haben: Wie verhält sich diese Bildermythologie zum persönlichen Gottesglauben? Auch Uhland fühlt sich gedrungen, darauf zu antworten; er tut es auf die denkbar knappste Weise, indem er a. a. O. erklärt, der Glaube an die göttliche Persönlichkeit, der überall als religiöses Bedürfnis vorauszusetzen sei, werde durch 'die Tatsache der selbstbewußten und sich fühlenden Symbolik nicht aufgehoben'. 'Nur wird oft schwer zu bestimmen sein, wo das Sinnbild aufhöre und der wahrhaft persönliche Gott eintrete.' In der Praxis seiner Ausdeutung hat sich Uhland aber um diese Schwierigkeit nicht bekümmert: ohne sich zu fragen, ob diese oder jene Funktion dem Gotte Thor als Person zugeschrieben worden sein könnte, deutet er ihn überall als personifizierte Naturkraft. Ob etwa der gemeine Mann in Island an den Donnerer mit dem Hammer in der Hand wirklich als ein existierendes Wesen glaubte und was für menschliche Züge er sonst noch auf ihn übertrug, das bleibt ganz unentschieden. In den Vorlesungen von 1830 hatte Uhland einmal im Vorübergehen darauf hingewiesen, daß 'alle Glaubenslehren von ihren Anhängern bald mehr wörtlich und handgreiflich, bald mehr sinn-

bildlich und geistig aufgefaßt' werden (I, 148). Es scheint ihm dies im wesentlichen eine Frage des Bildungsgrades. Im ganzen aber meint er vermittelnd, daß 'weder für die sinnlichen Darstellungen der Glaube, noch für die höheren Beziehungen des Geisterlebens die Empfänglichkeit fehlte'. — Deutlicher, aber offenbar in gleichem Sinn hatte Müller geäußert, im Mythus würden 'Begebenheiten der Natur in einer kraftvollen Phantasie aufgefaßt und in den Glauben der Gottheit hineingetragen' (S. 314).

Indem man gewisse in der Natur wirkende Kräfte zu Wesensausflüssen eines im Volksbewußtsein feststehenden göttlichen Wesens, die Widerstände, die jene finden, gleichfalls zu denkenden und handelnden Personen machte und beide Gruppen in aktive Beziehungen zueinander setzte, schuf man also den Mythus. Wenn es natürlich auch eines hochentwickelten Verstandes zur nachträglichen Aufspürung dieser Beziehungen zwischen Naturvorgang und Symbol bedarf, so ist doch beim Zustandekommen dieser Mythologie in Bildern keine grübelnde Reflexion, sondern anschauende Phantasie tätig gewesen. Daher kann nach Uhlands Meinung keinerlei tiefe Weisheit in sie hineingeheimnist sein: Wer 'Philosopheme und physikalische Weisheiten des Altertums' aus ihr herauslesen wollte, der würde, so betont Uhland VI, 8 in ausdrücklichem Gegensatz zu P. E. Müller, eine höchst kärgliche Ausbeute aufzuweisen haben. Wohl enthält diese Mythologie 'durchgreifende Gedanken über göttliches Wesen und Wirken, über Leben und Schicksal der Welt', aber die Gestalt nackter Lehrsätze haben diese nie angenommen, und es wird also auch nicht möglich sein, solche herauszuanalysieren. Es ist, mit anderen Worten, immer ein faktischer Vorgang, der im Mythus seinen Ausdruck findet, und nie ein abstrakter Gedanke, ein Glaubensdogma oder eine philosophische These. Will man solche mit aller Gewalt hineininterpretieren, so trifft man schließlich auf die plattesten Wahrheiten, so z. B. den in unendlichen Belegen immer wiederkehrenden Gedanken, daß Winter und Sommer sich regelmäßig die Herrschaft streitig machen (VII, 38 u. VI, 8 f.). Solch triviale Weisheit in das anspruchsvolle und oft rätseldunkle Bildergewand zu kleiden, lohnte sich wahrlich nicht.

Es sollte also offensichtlich im Mythus nicht gelehrt, sondern Erschautes dichterisch festgehalten werden. Kein Ausleger hat so kräftig wie Uhland auf die ausschließlich p o e t i s c h e Bedeutung der Mythen hingewiesen, in der ihr ganzer Wert beruhe. Es ist der romantische, von dem jungen Grimm fixierte Begriff der Poesie, der hier noch vorherrscht: von E r dichtung kann keine Rede sein, der Mythus ist nicht durch den erfindenden Willen

eines oder mehrerer Individuen erdacht worden, sondern die Beschaffenheit der Volksphantasie verlangte nach einem derartigen körperlichen Ausdruck für Vorgänge und Veränderungen, die man werden sah, ohne sie direkt auf eine wirkende Kraft zurückführen zu können. Man hat nicht eine Naturkraft oder eine Idee kahl und willkürlich personifiziert und darauf eine entsprechende Handlung aufgebaut: sondern man hat aus lebendiger Anschauung heraus ein Bild erfaßt, hat einen bewegten natürlichen Vorgang zu einer menschlichen Handlung umgeprägt. Dieses der Mythenbildung innewohnende epische Element betont Uhland auf das allerstärkste. Man machte nicht — um an seine Deutung der Hrungnirfabel anzuknüpfen — den steinigen Boden zu einem Riesen, den Blitzschlag, der diesen der Bebauung zugänglich machte, zum Gotte Thor und ließ die beiden miteinander kämpfen, sondern man erfaßte in vollem Leben das gesamte natürliche Geschehnis, das Uhland selbst so plastisch beschrieben hat (VI, 29). In diesem Sinn ist die Äußerung von Müller (s. o.) zu verstehen, daß im Mythus keine abstrakte Lehre von Naturkräften vorgetragen, sondern daß Begebenheiten der Natur in einer kraftvollen Phantasie aufgefaßt werden.

Ein Hauptgrundsatz für die Deutung ist damit gewonnen: Das Naturbild muß rekonstruiert werden, der Mytheninterpret muß zu dem Urteil befähigt sein, ob die Volksphantasie solches unter solchem Bild hat schauen können. Die besondere Natur des Gegenstandes, der Charakter des Vorgangs, in dem er gesehen ist, muß ständig im Auge behalten werden. Hier fühlt sich der Dichter Uhland in seinem Element. Souverän vermag er über papierne, der lebendigen Anschauung fernstehende Deutungen abzusprechen: So kann kein unverbildeter Verstand allegorisiert, kein unbefangenes Auge gesehen haben. Indes ist auch der Gelehrte sofort mit andersartigen, teils unterstützenden, teils einschränkenden Kriterien zur Hand.

Alle Symboliker unter den Mythologen sind sich darüber einig, daß die Etymologie, die Erklärung der Namen, unter denen die personifizierten Kräfte der natürlichen Welt auftreten, in den meisten Fällen den Schlüssel zu deren Deutung darbieten. Hier erhebt sich Uhland einmal, nach sehr flüchtiger Andeutung VII, 29, zu ausführlicherer Bestimmtheit des Urteils als die meisten seiner Vorgänger (VI, 7). Die Namen sind ihm von sehr verschiedenem Wert, gelegentlich sogar fast wertlos, was er allerdings nur sehr zögernd zugibt. Den kahlen allegorischen Personifikationen in der Erzählung von Fornjot z. B. möchte er doch nicht alle Bedeutung absprechen: einzelne Wörter (Nótt, Jörd) erscheinen bald als Begriffe, bald als Personen und zeigen so die untersten Ansätze der Mythenbildung. Genau so hatte K. O.

Müller die Fälle herbeigezogen, in denen allgemeine Begriffe sehr direkt und geradezu mit Worten ausgedrückt werden, die in der Sprache nie verloschen (*Μοῖρα, Χαρις, Ὥρα*, — S. 288). In der Praxis der Mythendeutung ist Uhland die Etymologie durchaus maßgebend, er läßt sie sich immer besonders angelegen sein. Das Fehlen einer stichhaltigen Namenerklärung, wie im Fall Hrungnir, hält ihn aber von weitgehender Ausdeutung nicht ab: allerletzte Instanz ist also doch nur die persönliche lebhafte Anschauung, die sich ihm aus der mythologischen Erzählung ergeben hat.

Daß nackte Allegoristerei sich unter Umständen in den Mythus gedrängt und ihn seiner Lebendigkeit beraubt haben kann, verkennt Uhland daneben nicht. Vor allem spricht er Gestalten wie Elli, Hugi, Logi in der Utgardalokifabel die selbständige mythische Bedeutung ab (VI, 44). Schon früher hat ihm die komplizierte Phantastik und das planlose Drauflosfabulieren gerade dieser Geschichte aus der jüngeren Edda Gelegenheit gegeben, zu einem prinzipiellen Problem der Mythendeutung Stellung zu nehmen, das seine Vorgänger meist verfehlt haben. Natürlich muß sich der Mytheninterpret die Frage vorlegen, ob alles in der mythischen Erzählung die Deutung denn auch wirklich verdient, sonst wird sich sein Scharfsinn fruchtlos abmühen. Thors und der Seinen Kampf mit Hugi, Logi und Elli sowie die sich anschließenden Leistungen haben weiter keinen tiefen Sinn, sie sind lediglich als drei ungeheure Kraftproben gekennzeichnet, sie 'bedeuten' nichts. 'Thor trinkt das Meer zur Ebbe, er lüpft die Erdschlange, er beugt dem Alter kaum ein Knie, alles Ausdruck seiner furchtbaren Kraft, ohne daß es einer entfernteren Beziehung bedürfte' (VII, 38). Schon K. O. Müller hatte gemahnt (S. 313): 'Bei der Deutung selbst fordre man nun aber ja nicht eine allegorische Interpretation jedes einzelnen Zugs der Sage. Denn gerade dadurch erwiese sich eine solche als falsch.' Er gibt an, auf welche Weise er sich die künstliche Ausschmückung der Mythenschemata zustande gekommen denkt (S. 279), und hebt hervor, daß 'der symbolische Ausdruck nicht immer bedeutet, indem sich recht wohl denken läßt, daß in Zeiten, da einmal allerlei Wundermären ursprünglich symbolischen Inhalts in die Heroenmythologie gekommen waren, dergleichen als gewöhnliche Abenteuer von einem auf den anderen übertragen wurden und in der Übertragung nun nichts bedeuteten als der Helden Kraft und Kühnheit.' — Bewußte Erfindung möchte Uhland nun beim Zustandekommen der Mythen möglichst aus dem Spiele lassen. Aber da auch er sich der Notwendigkeit nicht verschließen kann, eine Reihe von anekdotenhaften und fabelmäßigen Zügen bei der Deutung zu übergehen, so spricht er von

einer 'absichtslosen Lust des dichterischen Gestaltens', die er immer am Werk glaubt und die den symbolisch aufgefaßten Vorgang selbständig und ohne reelle Entsprechung ausschmücken soll.

Kleinlichkeit in der Ausdeutung wünscht Uhland also zu meiden. Wir haben es mit Poesie zu tun, da braucht nicht alles aufzugehen wie bei einem Rechenexempel. Aber auch insofern warnt er vor einer zu pedantischen Erklärung und nimmt für den Mythenbildner poetische Ungebundenheit in Anspruch, als er jeden Schematismus ablehnt: Gegenstand und Symbol haften nicht fest aneinander, sondern es herrscht volle Freiheit der Verknüpfung (VI, 10). Derselbe Gegenstand kann in verschiedenen Beziehungen auch unter verschiedenen Namen und Bildern aufgeführt sein — woraus sich also Inkongruenzen und Widersprüche zwischen einzelnen Mythen sehr wohl erklären ließen. Hören wir auch hierzu K. O. Müller, für den es feststeht, daß 'man nicht überall voraussetzen darf, das einzelne Symbol entspreche genau dem einzelnen Begriff, wie wir ihn etwa zu fassen gewohnt sind. Im Gegenteil ist es dieser Bildersprache eigentümlich, daß sie an demselben Gegenstand verschiedene Seiten auffaßt und bald diese, bald jene hervorhebt und zur Bezeichnung braucht'.

Hier wie in den vorangehenden Fällen liest sich die Müllersche Äußerung wie eine ausführlichere Paraphrase dessen, was Uhland so knapp andeutet. Vielleicht wundert man sich, den germanischen Mythologen in so nahe Beziehungen zu dem Systematiker der antiken Götterlehre gesetzt zu sehen. Indes muß man bedenken, daß die sinnbildliche, speziell physikalische Ausdeutung der Mythen eben ein Erbe ist, das die junge Germanistik von der Altertumswissenschaft übernommen hat. Wenn man die angeführten Momente für hinreichend ansieht, um eine Abhängigkeit Uhlands von Müller anzuerkennen, so ist damit gegen den Verfasser des *Mythus von Thor* noch nicht der Vorwurf erhoben, daß er eine fremdartige Methode kritiklos auf germanisches Gebiet übertragen habe. Das war eher der Fehler Creuzers und der Seinen gewesen, die alle menschlichen Mythologien von einem gemeinsamen Gesichtspunkt aus enträtseln zu können meinten. Gerade K. O. Müller hatte sich dagegen gewendet und die Bedeutung nicht nur des einzelvölkischen, sondern darüber hinaus des landschaftlichen und staatlichen Elements hervorgehoben, das zur Bildung des Mythus beigetragen hat. Sein ganzes 13. Kapitel ist der Betrachtung dieser 'besonderen Verhältnisse und Umstände' gewidmet, unter denen der Mythus zustande gekommen ist. Den anticreuzerschen Hauptgedanken, daß nämlich jede Mythologie eine individuelle Deutweise fordern könne, hat Uhland VI, 8 mit großer Bestimmtheit ausgesprochen: 'Die mythische Symbolik hat sich bei verschiedenen Völkern so verschiedenartig an-

gelassen, ihre Plastik ist so mannigfach, die Rechte des Bildes einerseits und der innewohnenden Idee anderseits sind so abweichend ausgeteilt, daß es nötig ist, auch hierin je die Eigentümlichkeit der besonderen Götterlehre zu beachten, wenn die Deutung im einzelnen glaubhaft und im ganzen übereinstimmend werden soll.' — Die Rolle des ganzen Milieus, in dem sich die Mythen gebildet haben, speziell des Landschaftlichen, läßt Uhlands Praxis mehr hervortreten, als daß er sie theoretisch eindringlich zu machen suchte. Als einen der Hauptvorzüge des Mythus von Thor hat man ja stets mit Recht gerühmt, daß er, kraftvoll abrückend von der verschwommenen romantischen Symbolik, die spezifisch westnordische Landschaft als Hintergrund und allein mögliche Voraussetzung aller Mythenbildung von Thor herauszustellen weiß.

Die von Müller gebotene Rücksichtnahme auf die 'besonderen Verhältnisse und Umstände' sollte aber nicht nur bei der Ausdeutung betätigt werden, sondern dieser schon vorausgehen: das örtliche, zeitliche, politische etc. Moment hat die Mythen nicht nur bilden, sondern unter Umständen auch verbilden helfen. Uhland hat sich dieser Erkenntnis nicht ganz verschlossen. So möchte er bei den Fabeln der jüngeren Edda den ganzen pseudomythischen Rahmen, fernerhin alle christlichen Einschläge etc. in Abzug bringen (VI, 6). Daß auch die ältere Edda in ihrer Mythentradition solch entstellende Bestandteile hegen könnte, kommt ihm anscheinend kaum in den Sinn. Er nimmt deren Berichte im ganzen gläubig, wie sie da stehen, als Mythen hin, der einzige, rein willkürlich angewandte Gesichtspunkt, der ihn von ihrer völligen Ausdeutung gelegentlich einmal abhält, ist der künstlerische. Der Poet Uhland ruft dem Mythenforscher hie und da ein Halt zu, auch wo das innere Bedenken sich auf kein äußeres Kriterium zu stützen vermag. Eine andere Schranke kennt sein Interpretationstrieb nicht. Leider — und das ist ja der Grundfehler der mythischen und fast aller Arbeiten des Sagenforschers Uhland — hat er es an der kritischen Prüfung und Zerlegung der ihm vorliegenden Quellenberichte so gut wie ganz fehlen lassen. Müller bot ihm in eindringlichster Form einen Grundsatz dar, durch dessen Vernachlässigung er sich schwer geschadet hat, nämlich, 'daß bei der Mythenbehandlung die eigentliche Deutung nichts weniger als das erste, vielmehr womöglich als das letzte Geschäft angesehen werden müsse'.

Berlin. Hermann Schneider.

(Fortsetzung folgt.)

Aldhelms Gedichte in Tegernsee.

In der 'Revue Bénédictine' 1912, 208 ff. veröffentlicht G. Morin aus dem Augiensis CCLV s. IX f. 15^{v}—16 außerordentlich interessante Weihinschriften aus den Anfängen von Tegernsee und legt ihren großen Wert für unsere Kenntnis der ältesten Geschichte des Klosters dar; Holder hatte sie schon in seinem Katalog abgedruckt, aber ihre Herkunft und Bedeutung nicht erkannt. Diese Tituli werden in einer einmal zu schreibenden Geschichte von Tegernsee eine große Rolle spielen müssen, sie bestätigen die Namen Adalbertus und Odgerus, anderseits beweisen sie, daß die skeptische Kritik, die Br. Krusch, 'SS. rer. Mer.' III 8 ff. an der Erzählung von der Translation des hl. Quirinus geübt hat, durchaus berechtigt war. Damit ist aber Morins Interesse für seinen Fund erschöpft; daß er auch für unsere Kenntnis des geistigen Lebens in einem Kloster wichtig ist, das uns u. a. einen Ruodlieb, einen Ludus de Antichristo gespendet hat, hat er nicht beachtet, und soweit ich sehe, haben auch andere sich nicht weiter darum gekümmert; *ce serait peine perdue que de s'évertuer à remettre sur pied les méchants vers* (Morin S. 211) und *Ces cinq ou six inscriptions sont vraiment précieuses, en dépit de leur obscurité et du défaut complet de mérite littéraire* (S. 212), und auch Krusch, N. A. 38, 396 hat nur den Ausdruck 'barbarische Weiheverse' für sie übrig. Ich glaube, ganz so schlimm steht die Sache doch nicht, und hoffe, alle, denen wie mir dies Kloster besonders ans Herz gewachsen ist, davon zu überzeugen.

Der erste Titulus ist folgendermaßen erhalten:

Celipotens tuba hic baptista Johannes adesto
Nostris electa dei precibusque faveto sagitta
Justitiae sedis hic hec est fidei aula p̈doris
Hirsutus ast quondam erimus erat aridus ista
Beluarumque boantum horrendum et audit' echo
Nunc modo . lamine chori crepunt cum carmina uocum
Bis fidilibus lyram que nitantur tendere . quimi
Psallere diuinis domino poemata uerbis
Ē demnisque nouembris aula dicata . kalendis.

Den Leser wird ein Schauder ergriffen haben, und der Ausdruck *méchant* scheint nicht übertrieben zu sein; aber das sieht doch jeder, daß diese Barbarei wenigstens zum Teil auf der Überlieferung beruht. Sehen wir zu, ob und wieweit wir dem Schaden abhelfen können. V. 2 ist in dieser Form nicht zu lesen, es ist *nostri* zu schreiben nach dem bekannten Gebrauch des Mittelalters den Genitiv des Pron. personale statt des Possessivums zu setzen: *nostri precibus* = *nostris precibus*. V. 3 ist *hic* oder *hec*, besser wohl ersteres, als Dittographie zu tilgen. V. 4 ist *ista* möglich, die *aula*, der Ort, wo sie steht, war eine Einöde; besser wäre

wohl *istic*: hier, wo die Kapelle steht, war Einöde. V. 5 sind offensichtlich beim Umschreiben zwei Wörter vertauscht; wenn man umstellt *audit' et*, ist der Vers in Ordnung. Morin löst *audit'* auf *auditur*, ich möchte dem *erat* V. 4 entsprechend ein Tempus der Vergangenheit vorziehen und bleibe bei der gewöhnlichen Auflösung *auditus* (sc. *est*, diese Auslassung ist ganz gewöhnlich); *echo* ist als Maskulinum gebraucht. — Natürlich müssen wir bedenken, wo und unter welchen Verhältnissen die Verse entstanden sind, und manche metrischen, prosodischen und grammatischen Härten in den Kauf nehmen: *tūba, chŏrĭ, Novembrīs, hirsŭtus, quondám erimús erat*, einige häßliche Elisionen, aber wo findet man dergleichen in jener Zeit nicht? Dies zugestanden, dürfte man diesen fünf Versen doch wohl nicht alles literarische Verdienst absprechen. Daß V. 3 einen Vers aus der Apsis der Basilica Vaticana wiedergibt:

Justitiae sedis, fidei domus, aula pudoris

hat Morin selbst schon bemerkt; er ist oft abgeschrieben und findet sich in der Sammlung des Palatinus, Wirceburgensis, Laurishamensis, vgl. de Rossi, 'Inscr. Christ. urbis Romae' II 21, 10. Ob wir uns vorzustellen haben, daß der Dichter einmal in Rom war (etwa Adalpertus selbst?) und dort eifrig die Inschriften studierte, oder ob eine ähnliche Inschriftensammlung sich unter den ersten Büchern der kürzlich gegründeten Klosterbibliothek befand, was mir viel wahrscheinlicher ist, bleibe dahingestellt. V. 1. *Celipotens* ist keine üble Bildung, doch ist es wohl zweifellos, daß wir sie dem Dichter nicht zutrauen dürfen; wir kommen somit, da Plautus, der das Wort einmal hat, natürlich ausscheidet, auf Prudentius apotheos. 660. Also diesen las man auch schon dort. Neben der nachgewiesenen Belesenheit zeigt der Verfasser aber auch dichterische Begabung. Ist es nicht ein hübscher Gedanke, daß Johannes, die *vox clamantis in deserto*, Joh. 1, 23, auch hier in Gegensatz gestellt wird zu der Wüste (*erimus* = ἔρημος), die hier einst war, bevor er als *tuba celipotens* die wilden Tiere, die mit ihrem Gebrüll die Luft erfüllten, verscheuchte? *Tuba* geht auf Osec 8, 1 zurück, *in gutture tuo sit tuba quasi aquila super domum domini*, eine beliebte Stelle, vgl. Neff, 'Die Gedichte des Paulus diaconus' S. 203, Note 7—10. Weniger leicht wird man V. 2 verstehen, weil hier auf einen nicht so bekannten Isaias-Vers Bezug genommen ist, 49, 2: *et posuit me sicut sagittam electam.* Gewöhnlich wird dieser Ausdruck auf Christus gedeutet, vgl. Hieronym. z. d. St., ob sonst irgendwo auf Johannes, weiß ich nicht. Wenn wir schließlich im folgenden den feierlichen Gesang der psallierenden Brüder in Gegensatz gesetzt sehen zum Tiergebrüll der früheren Öde, so weist dies wiederum wohl auf ein literarisches Vorbild hin, in throno sanctae Ceciliae, de Rossi a. a. O., S. 151:

Haec domus ampla micat variis fabricata metallis,
Olim quae fuerat confracta sub tempore prisco usw.

Aber was bedeuten die rätselhaften Verse 6 und 7? Daß sie verderbt sind, in *fidilibus fidibus* steckt, erkennt man ja sofort, aber ein Verständnis gewinnt man erst durch die Beobachtung, daß sie im engsten Anschluß an Aldhelms Gedicht auf die von Bugge errichtete Marienkirche V. 54 ff. gedichtet sind, ed. R. Ehwald, Auct. antiq. XV 17:

Psalterii melos fantes modulamine crebro
Atque decem fidibus nitamur tendere liram,
Ut psalmista monet bis quinis psallere fibris.

V. 7 ist also zu schreiben *Bis fidibus .. quinis*; ob *nituntur* zu bessern oder dem Dichter zuzutrauen ist, daß er nach *nitamur* einen Indikativ *nitantur* bildete, dürfte kaum zu entscheiden sein, ebensowenig ob V. 6 *crepant* für *crepunt* zu setzen ist. Dieser Vers ist zu konstruieren: *Nunc chori crepant* (transitiv) *carmina cum modolamine vocum*. *Psallere* ist final zu verstehen. Den letzten Vers hat schon Morin verbessert: *Est denisque* usw. Ich kann es mir nicht versagen, nachdem der Text einigermaßen sicher hergestellt und das Verständnis gewonnen ist, das Epigramm in richtiger Fassung zu wiederholen:

Celipotens tuba hic baptista Johannes adesto,
Nostri electa dei precibus que faveto sagitta!
Justitiae sedis hec est, fidei aula, pudoris,
Hirsutus ast quondam erimus erat aridus istic
Belvarumque boantum horrendum auditus et echo;
Nunc modolamine chori crepant cum carmina vocum
Bis fidibus lyramque nituntur tendere quinis
Psallere divinis domino poemata verbis.
Est denisque Novembris aula dicata kalendis.

Ich glaube, trotz der verschiedenen Regelwidrigkeiten wird man zugestehen, daß das Epigramm nicht übel ist, bei aller Abhängigkeit von literarischen Vorbildern eine gewisse Originalität besitzt und den Vergleich mit vielen anderen aushält; jedenfalls schießt die Äußerung vom 'défaut complet de mérite littéraire' weit über das Ziel hinaus.

Es läge nun nahe, auch die übrigen Stücke in dieser Weise zu behandeln, doch würde das viel Raum erfordern; zudem ist das Ergebnis, ich muß es leider bekennen, nirgends so verhältnismäßig sauber wie hier, die Überlieferung ist teilweise noch viel schlechter, oft ganz lückenhaft.

Am interessantesten war mir beim Studium dieses Titulus die Feststellung, daß man in der Bibliothek des jungen Klosters die Gedichte oder zunächst wenigstens eins der Carmina ecclesiastica Aldhelms hatte. Wenn man berücksichtigt, daß die Überlieferung derselben auf Frankreich weist,[1] während auf Deutschland nur der

[1] Vgl. auch Traube, Peronna Scottorum, Vorles. u. Abh. III 112.

Sangallensis 869 s. IX kommt — und in diesem fehlt gerade das Gedicht, dem der Verfasser die beiden Verse nachgedichtet hat —, so gewinnt die Tegernseer Inschrift auch insofern einige Bedeutung. Auf welchem Wege ist nun Aldhelm in das junge Kloster gekommen? Ich glaube nicht, daß der Weg über Frankreich führte. Wenn man auch nicht die phantastische Vorstellung zu teilen braucht, daß Adalpert und Odger Empfehlungsschreiben von Bonifatius nach Rom mitgenommen haben (v. Freyberg, 'Älteste Geschichte von Tegernsee' 1822, S. 16: 'Versehen mit S. Winfrids Briefen ... erreichten sie die sieben heiligen Hügel'), so ist doch jedenfalls sein Einfluß auf die literarische Bildung in Bayern nicht gering gewesen, und mir will es sehr wahrscheinlich erscheinen, daß er den von ihm so verehrten und eifrig imitierten Autor dort eingeführt hat. Allerdings scheint es, daß Aldhelms Briefwechsel mit Cellanus von Peronne wenigstens um 1000 herum in Tegernsee vorhanden war, und das würde doch für die Überlieferung über Peronne sprechen. Oder ist es Zufall, wenn Wido, der nach Feuchtwangen deputierte Tegernseer Mönch, den nicht gewöhnlichen Ausdruck *pennigero volatu* braucht, den wir in Cellanus' Brief an Aldhelm (Ehwald 498, 8) finden? Aus Gildas, 'Auct. antiq.' 13, 37, 21 wird er ihn jedenfalls nicht bezogen haben.[1] Wie dem auch sein mag, die Tatsache scheint festzustehen, daß die Tegernseer im 8. Jahrhundert den Aldhelm lasen.

Scheint, muß ich sagen, denn ein Zweifel ist immerhin möglich. Cl. Blume druckt in den 'Anal. hymn.' 49, 21 ff. ein Gedicht von 38 Versen: *Gregorius praesul meritis et nomine dignus.*[2] Als

[1] Die Stelle ist auch sonst recht interessant. Pez, 'Thesaurus' VI 1, 112, N. 4: *Illam incommoditatem importune sustinemus, cum dei ministerio ecclesiae congregamur, quod conglobatarum avium garritus cantando superare nequimus, quod undique pennigero volatu invehuntur patulis fenestris.* Cellanus sagt: *Quasi pennigero volatu ad nostrae paupertatis accessit aures.* Gildas: *Ignoti rumoris penniger ceu volatus .. penetrat aures.*

[2] Was bedeutet dieser Vers eigentlich? Dom Pothier hat in der 'Musica sacra', Milano 1890, S. 38 (mir nicht zugänglich) fünf Fassungen zusammengestellt, die so beginnen; und auch sonst ist die eine oder andere Fassung gedruckt worden, aber ich habe nicht feststellen können, daß jemand sich zu dieser Frage geäußert hätte. Wenn diese Worte Sinn haben sollen, so kann man wohl nur verstehen: 'Gregorius, der durch seine merita auch des Namens (nämlich praesul, nicht etwa Gregor) würdig ist.' Das ist höchst gezwungen, und was heißt im folgenden Verse *Unde genus ducit*? Sinnvoller und wirklich ganz hübsch ist diese Verbindung im Anfang eines Gedichtes, wie:

Inclite confessor, meritis et nomine Felix,

oder:

Felix, hoc merito quod nomine, nomine et idem qui merito,

wie Paulinus von Nola Gedicht XII und XIII beginnt, und wir dürfen meines Erachtens nicht zweifeln, daß der Anfang unseres Gedichts eine etwas verunglückte Nachbildung des Paulinus ist. Diese Beobachtung hilft vielleicht noch etwas weiter. In welcher der fünf Fassungen ist dieser An-

Einleitung zu den liturgischen Werken Gregors finden sich häufiger Gedichte mit diesem Incipit, die auf denselben Stamm zurückgehen, aber vielfach voneinander abweichen. Die Fassung, die uns hier angeht, ist die längste.[1] Blume, der Grisars Druck wieder-

---

fang original? In der uns interessierenden, die bei weitem die längste ist, lautet V. 21 nach Cod. A (Blume):

Qui noscis rivo vernarum corda rigare.

Was ist das für ein *rivus*? Und wer sind die *vernae*? In B:

Qui noscis rivos venarum corda rigare.

Dürfen wir zweifeln, daß hier Paulinus XXVII 328 eingewirkt hat:

Dives vena rigat rivo mihi perpete sensus?

Die Lesart *venarum* ist sicher richtig. — Die Kenntnis des Paulinus ist nicht übermäßig verbreitet, und es wäre schon ein merkwürdiger Zufall, wenn sich die Dichter zweier Fassungen in dieser Belesenheit im Paulinus begegneten; wer *meritis et nomine* entlehnte, wird auch den *rivus venarum* dorther geholt haben; so spricht alles dafür, daß die längste Fassung die ursprüngliche ist. Diese ist erst nach Aldhelm (vgl. weiter unten) entstanden, also reicht keine in Gregors Zeit hinauf.

[1] Herausgegeben von De Levis, 'Anecdota sacra', Turin 1789, 32 aus B, einer Handschrift des 9. bis 10. Jahrhunderts, bei dem Kloster St. Michael von Lucedio in Piemont gefunden. Einen zweiten Druck veranstaltete Grisar, 'Zs. f. kath. Theol.' 1890, 553, unter Heranziehung von A, des bekannten Codex 490 in Lucca, 8. Jahrhundert, über den vgl. namentlich 'Archiv f. ä. d. G.' XII, 704, 'N. A. f. ä. d. G.' III 342, Duchesne, 'Liber pontif.', S. CLXIV. Außerdem fand ich diese Fassung, leider ohne die letzten 12 Verse, die mit Schluß der Lage verlorengegangen sind, im Wolfenbütteler Codex Weißenburg 91. Ich teile die wichtigsten kritischen Ergebnisse mit:

V. 4. *Caelesti munere fretus* Aldh. c. d. virg. 792. Ähnliches sehr häufig bei ihm, natürlich als Versschluß. Der Nachdichter verwendet es als erste Vershälfte, allerdings stellt Hs. B um *munere caelesti*.

V. 6 nach Aldh. c. e. III 43, Blumes (Grisars) Text steht in keiner Handschrift.

V. 8—18 = Aldh. a. a. O. 46—56.

V. 9. W stimmt zu Aldhelm, seine Lesart ist also sicherlich hier einzusetzen.

V. 10. *Hymnis te* haben A B W, und Grisar druckt so.

V. 11. *Et* B W Aldh., *Ut* nur A.

V. 12. *Fratres concordi* B W Aldh., *Dominus concordis* A, *Dōminūm concordi* Blume; *uoce ton.* B Aldh., *uoto ton.* W, *uoto nantem* A.

V. 13. *sororum* Aldh., *suorum* A B W. Zu Bugges Gründung gehörten offenbar Mönche und Nonnen, der Nachdichter hat den Vers aptiert.

V. 14. *festis* A W Aldh. außer Cod. Phill., *fertis* Aldh. Cod. Phill., *fessis* B.

V. 15. *promemus* A W Aldh., *promamus* B; der Nachdichter hat offenbar aus seiner Aldhelm-Hs. die falsche Form entnommen, ob wir sie auch für Aldhelm ansetzen dürfen, ist eine andere Frage.

V. 19. Vgl. Aldh. a. a. O. 74: *Sic lata argento constat fabricata patena.* Auch A B W haben *fabricata*, mit Blume einen metrischen Fehler *fabricato* hineinzukonjizieren, halte ich nicht für erlaubt und schreibe für *Hic* A B W *Hec*, d. h. *lyra*. Die Beziehung auf *liber* V. 5 ist sowieso schwierig. V. 19 gehört dann noch zu dem vorhergehenden. Auffallend bleibt dabei aber der Anklang an das *Sic* der Aldhelm-Hss.

V. 23. *auctus* B, *actus* A, *actus* aus *aptus* corr. W vgl. Aldh. a. a. O. 73: *caelum .. stellis ardentibus aptum* (Vergil Aen. IV 482).

holt (vgl. die Anmerkung), aber in der Textgestaltung nicht unwesentlich von ihm abweicht, sagt etwas sehr unbestimmt: 'Der Inhalt dieses längeren Liedes ist derart, daß es anscheinend von einem Zeitgenossen Gregors, mindestens aber, nach dem Alter der Quelle (d. h. Codex A) zu schließen, im Anfang des 9. Jahrhunderts gedichtet sein muß, wie Grisar urteilt.' Vor dem 8. Jahrhundert kann dies längere Gedicht wenigstens in dieser Form nicht entstanden sein, weil es eine Reihe von Versen aus dem oben herangezogenen Gedicht Aldhelms auf die Marienkirche entlehnt. Unter diesen finden sich nun auch die drei im Tegernseer Titulus verwandten! In einem jungen Kloster wird man sich in erster Linie liturgische Bücher beschaffen: so kann das Gedicht *Gregorius praesul* in einem Antiphonar oder dergleichen gestanden haben, aus dem dann der Dichter des Titulus die Verse kennengelernt hätte, und die Annahme, daß Aldhelm selbst dort bekannt war, wäre hinfällig. Doch scheint mir das nicht wahrscheinlich zu sein, denn es lassen sich schwache Spuren dafür finden, daß auch andere Gedichte Aldhelms in diesen Tituli benutzt sind. Am deutlichsten scheint mir folgender Fall. Vers 24:

Conditur hic Odgerus hoc sub culmine querno.

Dazu vergleiche man Aldhelm, aenigm. 75, 7:

Dirus commaculare domum sub culmine querno.

Der gleiche Versschluß kann wohl kaum dem Zufall zuzuschreiben sein, und ich will nur hoffen, daß der Dichter das Grabmal von Eichenholz nicht dieser Phrase zuliebe erfunden hat. (Man hat wohl an eine hölzerne Kapelle zu denken.) Zu V. 26 *piacla resolvat*, 34 *solvas piacla* vgl. Aldh. c. e. IV 13, 5 *piacula solvant*. V. 35 *Hanc aedem . . Adalpertus erexit*: Aldh. c. e. III (es ist das Gedicht auf die Marienkirche Bugges) *Hoc templum Bugge . . erexit*. V. 18 *angelicis stipata catervis* vgl. Aldh. c. d. virg. 794 *aetheriis stipatus iure catervis*. Diese Konsonanzen genügen wohl, direkte Benutzung des Aldhelm zu beweisen, und zwar müssen wir, da auch die Aenigmata und das Carmen de virg. anklingen, das Vorhandensein des ganzen Aldhelm in Tegernsee annehmen. Für die Tituliserie aber ergibt sich die Wahrscheinlichkeit, daß sie alle von demselben Dichter stammen, der so im Aldhelm zu Hause war.

Nachtrag. Mittlerweile sind die Tituli Poetae IV 3 S. 1044 ff. gedruckt worden. Ich habe V. 5 für *boantum* F. Vollmers Vermutung *boatus* aufgenommen. Nachträglich hat nun K. Preisendanz, wie er mir freundlichst mitteilt, bei günstiger Beleuchtung entdeckt, daß in der Hs. *boantum* in *boum* von erster Hand korrigiert ist. Auch habe sie *audit*, also *auditur*, nicht *audit'*. — Zu S. 4 oben bemerke ich noch, daß Aldhelm im 9. Jh. auch in Reichenau vorhanden war, vgl. P. Lehmann MBK 250, 12.

Berlin. Karl Strecker.

Edmund Withypoll.

As a little supplement to the reprint of Thomas Lupset's 'Exhortation to yonge Men' which appeared in the *Archiv f. n. Sprachen* 142, I append with Professor Brandl's permission some further particulars of Edmund Withypoll or Withipol to whom the Exhortation was addressed.

Emund's father Paul Withypoll was the third son of John Withipoll of Bristol, whose father had come from the village of Withypool, near Cleobury Mortimer, Salop. Paul Withypoll was born c. 1480 – 1485. Bristol was then the second city of England, and the Withypolls were among the chief traders of the city. Paul's only sister, Ellen Withypoll, married a Thorne, — a cousin Joan Withypoll was the wife of Robert Thorne,[1] who, as his son affirms, with another Bristol merchant Hugh Eliot, discovered Newfoundland, and the mother of Robert Thorne whose 'Declaration of the Indies' addrassed to Henry VIII from Seville in 1527 gives him a place in the *Dictionary of National Biography* as a farsighted pioneer of the British Empire overseas. This Robert Thorne, who became very rich, founded Bristol Grammar School. He speaks in his will of Paul Withypoll as his 'master', that is, he had been P. W.'s apprentice in trade.

Paul Withypoll meanwhile had left Bristol for London where he had became a prominent member of the Company of Merchant Taylors. On 21st Jan. 1510 he married Anne, daughter of Robert Curson of Brightwell, Suffolk, and previously wife (1) of William Freville of Shelford, near Cambridge and (2) of William Reede of Boston, Lincolnshire, merchant of the staple at Calais. They had four children, of whom Edmund, the only one heard of afterwards, seems to have been born about 1514 or 1515.

Paul Withypoll rose to great importance in the Merchant Taylors' Company and in London. In 1522 he was a Warden of the Company, in 1537 Master. In the former year he was one of two men appointed to have the survey of the provisions suppied to the Emperor Charles V. on his visit to London. In 1527 he was elected an Alderman of the City of London, but was released from service on the ground that he was employed by the King. He was one of four representatives of the City of London in the Parliaments of 1529 and 1545. His arms are described in J. Wall's book of crests, written in 1530.[2] His name is here spelt 'Videpol', the explanation being apparently that he had carried on so much trade in Italy as to have gained an

[1] Wrongly called Nicholas Thorne in the D. N. B.

[2] See *The Ancestor* XII, p. 67.

Italian *alias*, 'Vedipolo'. He is found on several occasions acting as an arbitrator of mercantile disputes. Meanwhile he had been acquiring very large landed estates in the country. His first acquisitions were in Lincolnshire, but on July 5th 1544 the King needing money for his war with France, Paul Withypoll and Edmund his son purchased from the Crown, for £ 986, 6 s., 8 d. the fee of the lordship and manor of Walthamstow, Essex, and for £ 394, 14 s., 8 d. a grant of the lordship and manor of Marke in the parishes of Leyton and Walthamstow. Neither this purchase nor others salisfied the land-hunger of the Withypolls. In 1545 Paul and Edmund Withypoll bought from Sir Thomas Pope the possessions of the dissolved Priory of the Holy Trinity, or Christchurch, Ipswich — which included not only a great estate in Ipswich, but lands in various parishes of Suffolk. Paul Withypoll died about June 1547 in his house in the City of London. By his will, after leaving legacies to various relatives and friends and to 20 poor men of the parish, he left a third of the residue of his estate to his wife Anne, and a third to his son Edmund, who was also his executor and residuary legatee.

We see in Paul Withypoll a determined man who by seizing the opportunities which the age offered him made himself a great merchant prince, honoured by his fellow-merchants and fellow-citizens, and employed for his shrewdness of judgment by the King and his great minister, Wolsey. It was natural that with his knowledge of Italy he should have caught something of the humanist spirit, and be glad to put the education of his son in the hands of such a destinguished humanist and protegé of Wolsey's as Thomas Lupset. Lupset's 'Exhortation' throws a good deal of light on the character of his pupil. He is hot-tempered, resentful, not too scrupulous about the truth, yet a lover of reading, and loveable in himself, ambitious to increase his fortune as a merchant, yet with an active mind to follow the thought of his time and criticize outworn abuses. The faults which were apparent to his tutor were, we hope, largely conquered in later years, though traces of some of them are to be seen. But to the end he showed the effects of his early instruction. He gathered wealth by worldly wisdom and mercantile enterprise, but he remained a humanist, with the humanist's love of letters and of art, and apparently with the humanist's scorn of old-fashioned ecclesiasticism.

When Lupset wrote, Withypoll was no doubt already engaged in his father's mercantile profession, and within the years that followed he probably spent some time in Italy, possibly some time also in Spain. About 1533 he was married to Elizabeth daughter of Thomas Hynde, citizen and marcer of London, and he became in time the father of eleven sons and eight daughters.

In 1544 Withypoll accompanied Henry VIII on his expedition against Boulogne and brought away with him a folio Ms. of *Ciceronis Epistolæ* (now in the library of Canterbury Cathedral). It contains the note: 'This boke I Edmond Withepoll found in the lybrary of oure ladyes churche in Bulleyn the XX day of Septr anno domini 1544.'

His home in these years seems to have been Walthamstow. His hot temper had not altogether abated, it seems, for on 15 Dec. 1545 'Edmund Wythypoll of Walchamstowe, gentleman, alias E. W. lately of Walchamstowe, gentleman, alias E. W. of London, gentleman, alias E. W. citizen and merchant tailor of London, alias Edmund Vedipolo of the city of London merchant' received at the Queen's suit a grant of pardon for the slaying of 'Williame Mathewe, late of Walchamstowe, serving man .. alias Guellyam Frenchman, .. serving man'. Perhaps after this incident Edmund preferred to leave Walthamstow. At any rate we soon find him in a new home in the other place where he had great possessions — Ipswich.

The mansion of Christchurch, an ideally beautiful E-shaped Tudor house in a beautiful Park, now belongs to the town of Ipswich and is used as a picture gallery. Edmund Withypoll must have begun to build the house as soon as he succeeded to his father's property. He adorned the walls with characteristic mottos:

'Frugalitatem sic serva vt Dissipationem non incurras. 1549.'

'Res mihi nō me rebus submittere conor.'

'Nullum numen abest si sit prudentia.'

When Withypoll settled in Ipswich as a man of about 34 with a family already of seven sons and four daughters, he seems to have dropped his London connexions. He is no longer described as 'merchant tailor' or 'citizen of London', but generally, 'of Ipswich, esquire'. As an intruder on church property, and high-handed in his dealings, he seems to have had frequent disputes with the corporation of Ipswich, and under the Catholic reign of Queen Mary (1553—1558) to have had trouble with the Government to which he was no doubt disaffected. He perhaps still carried on a money-lending business from his Ipswich mansion, — we hear of debts due to him from various noblemen, — but otherwise lived the life of a great country-gentleman, and constantly made fresh purchases of landed estates. He was High Sheriff of Suffolk and Norfolk in 1571.

Edmund Withypoll made two wills, both now preserved at Somerset House. They contain many points of interest.

The former is dated 6 April 1568. His five daughters are to receive £ 200 each. There are various jewels for valued friends: 'my signet with the lion on my finger', 'my ringe with the lyon

and Cupide, which I have ever taken for the speciallest peece of woorke that ever I had', 'my greate Saphir', 'my little diamant and my little ruby that was my mothers': books for his sons Daniel and Peter — both of whom went to Cambridge — and also for his friend Wingfeild 'scholemaster at Bungay'. Then follows a passage of special interest. From the old trading days in Italy money belonging to the Withypolls had been lying in the great bank of St. George at Genoa. Withypoll new makes special provision in regard to it:

'And where [= whereas] my father Powle Wythipoll and I did ordeine that the profit of the places in sanct Georges in Jene should goe to my younger children, the heire alwayes excepted, and that none of my said children should inioye the said yearly profit or revenew untill hee come to the age of five and twenty yeeres. And that in the meane tyme it should lye and multipie till one were of that age and to begin at my sonne Bartilmewe Withypoll and soe successively one after an other dureinge his life ... And by cause my saide sonnes may the easelier obteyne the revenewe at gene when any of them shalbe fit fro it, the way is to get testimoniall in London that hee is the sonne of Edmund Wythipoll and of the age of five and twenty or more. And then goe to gene or send by sufficient Attorney and there demaunde the yearly profit in sanct George in gene of those places wth the increase that Poll Wythipoll and Edmund his sonne had there' &c. &c.

We shall see that this passage explains the heading of one of George Gascoigne's poems addressed to Bartholomew Withypoll.

He leaves to his wife for life the income of his lands at Walthamstow (where George Gascoigne was now living), and adds with sly and genial humour:

'trusting (ye, I may say as I thinck assureinge myself) yt shee will marry noe mann for feare to meate wth so evill a husband as I haue bine, but live with her sonne Poll Withipoll together in my house here in Ipswch .. and that my said sonne wool be content to beare a lowe sayle till his sisters bee all bestowed and married, and shew himselfe obedient to his mother that god may the better prosper him in all his doinges.'

Withypoll's second will was signed 1 May 1582, a few days before his death. By this time his eldest son Paul had died, leaving a widow and children, other sons including Bartholomew and Daniel had died: and only four sons, Edward, Peter, Ambrose and Benjamin, remained. Withypoll died on 16 May, an 'Inquisitio post mortem' to ascertain his possessions was held on 15 June 1582. He was buried as he directed in St. Margaret's, Ipswich, on 21st May: his wife was laid by him on 3 April 1584.

He had erected an altar-tomb for himself in 1574. Of this only the black marble slab which covered it is preserved.

Our records shew us Edmund Withypoll as an Englishman of the true Tudor type. Like his father, he climbed ever higher. A successful merchant, a driver of hard bargains, not incapable in his younger days of acts of violence and aggression, he set himself to become a great landed proprietor, to found a family and to marry his children well. At his death he was allied to noble houses and counted men of noble birth among his friends. Yet with all this he seems to have had the Renaissance love of art — the house he built sufficiently proves it — and some tintured of classical scholarship. One is not surprised that he was admcire by Gabriel Harvey, who was Fellow of Trinity Hall, Cambridge along with Withypoll's son Peter. Harvey at the end of *Two other very commendable Letters* (1580) prints some Latin verses by Dr. Norton — 'Of the frailtie and mutabilitie of all things', with a paraphrase by Dr. Gouldingham made 'at the request of olde M. Wythipoll of Ipswiche', an English translation by 'Olde Maister Wythipol', and a paraphrase of the last by Harvey made 'at M. Peter Wythipolles request, for his father'.[1] Nor was this the only expression of Harvey's admiration. In his Commonplace Book[2] Harvey tells how Francisco Dandulo after supplicating the Pope in vain on behalf of the Venetians, at last moved his compassion by creeping under his table like a dog, and tying a chain round his own neck. Harvey comments: 'A very notable Dogg-trick: and meete for Vnico Aretino, or owld Mr. Wythipoll, or Syr Humfrey Gylbert, or any such brave old hedd, or peradventure even ye Queene of Scottes'. It counts for something that Harvey with his worship of strong characters should have put Edmund Withipoll in the same category with the curious trio, Aretino, and Sir Humphrey Gilbert, and Mary Stuart.

Two silver medallion portraits of Edmund Withypoll, were executed by the famous artist 'Stephen H.' Specimens may be seen at the British Museum. One is a three-quarter face, in bonnet, ruff and doublet: the other a profile, bald head, in toga. Each is inscribed 'EDMUND WITHIPOLL ÆT 48'. One has the date '1562'.

As to Edmund's children, *Paul*, born about 1535, died 1579. His widow Dorothy, daughter of Lord Wentworth, became the second wife of the famous Sir Martin Frobisher. His son Edmund became the heir.

Bartholomew, born about 1539, was matriculated at Cam-

---

[1] All printed in Spenser's Works, ed. De Selincourt, p. 642.

[2] Brit. Mus. Add. Ms. 32, 494.

bridge at Gunville Hall (Cains College) in 1554. In 1562, as appears from the 'State Papers', he was in Spain. On 5 August, Sir Thos. Challoner, the English Envoy, informs Edmund Withypoll that his son Bartholomew during the few months he had been there had acquired more of the Spanish tongue than either Challoner or any in his house had done in the same time. Bartholomew was sent home with despatches for the Queen. It was probably through the connexion of the Withypolls with Walthamstow that Bartholomew Withypoll became a friend of the poet George Gascoigne, who made his home at Walthamstow from about 1567 when he married the widow of William Breton of Walthamstow (mother of Nicholas Breton the poet). The friendship is commemorated in Gascoigne's poem in 'Hearbes' — 'Councell given to master Bartholmew Withipoll, a little before his latter journey to Geane, 1572', a poem whose heading is intelligible only in the light of Edmund Withypoll's will of 1568.

Bartholomew, having attained the age of 25 about the year 1564, was already as Edmund's second surviving son entitled to claim the money invested in the Bank of St. George, Genoa. We at once understand the reason he had for going there. In 1572 he was, as Gascoigne tells us, travelling there for the second time. Gascoigne advises 'mine owne good Bat' to 'jape not too much', from which we infer that Bat had inherited his father's love of jesting. On his previous journey he had got into some difficulty at Rome, but by some device had made 'a safe returne to Geane'. Gascoigne bids him avoid 'three P.s' — poison, pride, and a deadly disease, and not to exceed in 'three double U.s' — wine, women and wilfulness. Then Gascoigne hopes to meet his friend in August at the Spa.

The next news we have of this apparently loveable, high-spirited and able young man is the sad entry of his burial at St. Margaret's, Ipswich, 26 Nov. 1573. Gabriel Harvey's 'Letterbook'[1] contains verses which he wrote on the death of Gascoigne in 1577. He pictures a meeting between the poet and Daniel and Bartholomew Withypoll in paradise:

> 'But preythe see where Withipolls cum
> Daniel and Batt both atonse
> In sooth their odd copesmate thou werte
> Else would not they vontsafe the onse
> Tis marvell of they have thee not
> To Maddame Beatrice belive.'

Does Harvey mean that the Withipolls with their knowledge

[1] Published by Camden Society 1884.

of Italian would take him at once into the presence of Dante's Beatrice?

*

Edward, born c. 1540, his brother Bartholomew being dead, went himself to Italy in 1577-1578, — no doubt to claim the income now due to him.[1]

*

Daniel (born c. 1541) graduated at Cambridge as BA 1559/60, MA 1563 and was Fellow of St. John's 1560. He was alive when his father made his will in 1568, but we have seen that he was dead when Gascoigne died in 1577, and, as he is mentioned by Harvey before Batt, Daniel probably died before Nov. 1573.

*

Peter — born 1549 at Ipswich — graduated at Cambridge as Bachelor of Laws in 1572/73, being then already a Fellow of Trinity Hall. Gabriel Harvey become Fellow of the same college in 1578. Harvey has a story of a disputation in which Peter distinguished himself.[2]

*

It will be seen that the Edmund Withypoll to whom Lupset addressed his Exhortation is no mere shadow, but a man of whose life and character we have better evidence than of most men of his age, a man who has left a great memorial behind him in his beautiful Ipswich mansion, and one whose story illustrates the history of English literature as it brings us in touch now with Lupset, now with Gascoigne, and now with Gabriel Harvey.

[1] Letter of Poulet 1 March 1578 in 'State Papers'.
[2] G. Harvey's Marginalia, p. 185.

Sheffield. G. C. Moore Smith.

Shakespeare als Bearbeiter des *King John*.

III.

X. 75. Die Spiegelung der Geschichte[1] Englands um 1595 oder des äußeren Lebens Sh.s durch *King John* bleibt höchst unsicher und erhellt beide nicht. — Vielleicht des Dichters heimatliche Grafschaft führte ihn zum Anteil an *Guy of Warwick*, dem er den Namen *Colbrand* entnimmt.[1a] — Möglicherweise mit Sh.s vorehelichem Verhältnisse zu seiner späteren Frau hängt das milde[2] Urteil des Bastards über die Mutter zusammen,[3] und mit Geldbedürfnis sowie stolzem Selbstbewußtsein des Dichter-Schauspielers von beginnendem Ruhme dessen Gewinnabsicht sowie Persönlichkeitsgefühl. — Sexuelle Regungen des jungen Künstlers in der üppigen Großstadt erklären vielleicht einen Einschub in der Lasterliste des Vorteilsteufels: dieser bringe, sagt der Bastard, das arme Mädchen um seine Jungferschaft. Dieser Einschub nämlich paßt weder in die Handlung des ganzen Stückes ohne Liebesverwicklung[4] noch in die Lebensbetrachtung des Monologs; denn gewiß mehr Mädchen fallen durch Liebe oder Leichtsinn als durch Gewinnsucht. — Für den Versuch, die Zeitfolge der Entstehung von Sh.s historischen Dramen festzustellen, fällt die Tatsache ins Gewicht, daß er im *John* den Holinshed, seine Quelle für die Königsdramen, nicht benutzt, also wohl noch nicht kennt.[5] — Da in der Reihe der historischen Dramen Sh.s alle Könige von Richard II. bis zu Richard III. vorkommen, und auch in Heinrich VIII. auf diesen Geschichtskreis Bezug genommen wird,[6] konnte der Irrtum entstehen, *John* bilde den Prolog zu jenem Zyklus. Gegen solchen Plan spricht, daß Sh., als er den *John* bearbeitet, sich jeder Vorausdeutung in die Zukunft des 14.—16. Jahrhunderts nicht nur enthält, sondern die Prophezeiung auf Heinrichs VIII. Befreiung von Rom, die *TR* zweimal anbrachte, sogar streicht.

76. Das angebliche Attentat des Lopez auf Elisabeth kann Sh. in Johanns Vergiftung nicht spiegeln wollen, da diese ausführlicher schon in *TR* stand.[1] — Ebensowenig spielt er II 1 gerade auf den Seezug gegen Cadix 1596 an mit der Beobachtung, daß die in den Krieg ziehenden Engländer 'verkauften Grundbesitz an

---

75. [1] Brandl *Sh.* (1922) 208 hält *John* II Ende beeinflußt durch Elisabeths Tadel gegen Heinrich IV, 12. Nov. 1593 [1a] S. o. 44. [2] Höfische Zuchtlosigkeit, auf die manche Kritiker hinweisen (s. u. 84), beeinflußt die Moral höchstens der Figur, nicht Sh.s. [3] S. o. 67[13], u. 81. [4] S. o. 34. 70. [5] Vgl. Kerll, *Metr. Unters. von John* 3. 151. Ihre Schlüsse auf Abfassung zu verschiedenen Zeiten lehnen ab Ekwall *Beibl. Anglia* 25 (1914), 112 und R. Fischer *Archiv f. n. Spr.* 134 (1916), 178. Gegen eine Beziehung auf Hamnets Tod s. o. 59[10]. [6] Buckingham über seinen Vater in *Richard III.*

76. [1] Wäre *John* 90 Jahre jünger, Shakespearologen hätten Johanns Verbrennungsgefühl von Karls II. Tode hergeleitet!

heimschem Gut, Geburtsrecht stolz auf ihrem Rücken tragend, um hier sich zu gewinnen neues Gut'. Denn erstens braucht er dasselbe Bild in *Henry VIII.*,[2] und zweitens kam die Versilberung von Landgütern zum Zwecke der Kriegsrüstung ehrgeiziger Adliger vermutlich bei jedem Feldzuge vor, wie sie für Essex[3] infolge der Unternehmung gegen Portugal 1589 nachweisbar ist. — Nicht aus einer päpstlichen Bulle gegen Elisabeth, sondern aus *TR* kommen die Worte des Bannes über Johann. — Dagegen wohl infolge des Triumphes über Spaniens Armada von 1588, der in *TR* deutlich erklang, braucht Sh. das Wort *armado* für eine durch Sturm zerstreute Kriegsflotte (III 4) und nennt er (II 1, 27) England 'wasserumwalltes Bollwerk, sicher vor fremden Plänen'. — Zu den Vorwürfen, die Johann schon in *TR* Hubert als dem an Arthurs Ermordung Mitschuldigen machte, fügt Sh. eine allgemeine Sentenz hinzu.[4] Vielleicht spielt diese an auf Elisabeths Ungnade gegen den übereifrigen Beamten, der ihr den Befehl zur Hinrichtung der Schottenkönigin abrang. — Der Wunsch des zum Franzosenheere in England abgefallenen Adelsführers geht dahin, Franzosen und Engländer möchten vereint den Heiden statt England bekämpfen: vielleicht eine Anspielung auf die Hilfe, die Elisabeth den Reformierten Frankreichs gegen die Katholiken sandte.[5]

XI. 77. Bereits in *TR* blieb die Fabel in wichtigen Punkten zum Schaden des Gedichts hinter dem dramatischen Gehalte der geschichtlichen Wahrheit zurück: sie überging zugehörige Hauptsachen oder verkleinerte die Personen oder begründete die Ereignisse weniger logisch oder schilderte deren Tragweite geringer, als die Wirklichkeit gebot. So gebührte Frankreich lehnrechtlich die Vormundschaft über Arthur, und diese Monarchie begann damals durch das, was die Dichter Mitgift nennen,[1] die epochemachende Einziehung der plantagenetischen Lehen, die ihren Kronbesitz umklammerten. Deren Trennung von Britannien besiegelte auf der Insel die Verschmelzung der Frankonormannen und Angelsachsen zur englischen Nation, deren Unabhängigkeit dieses Drama doch als Leitidee durchzieht. — Die Bretagne, von Konstanzen vertreten, fühlte, wie schon Arthurs Name andeutete, eine nationalprovinzielle Sonderart. Ein Anspruch Arthurs auf England samt Irland, den beide Dichter aus der Staatsordnung des 16. Jahrhunderts kraft seiner Geburt mit Sicherheit erschließen, war im Thronfolgerecht 1199 nicht begründet; und Arthur, ein ehrgeiziger Jüngling, kein weltfremdes Kind, fiel trotz Huldigung von Johann

---

[2] *Sickend their estates, ... broke their backs with laying manors on them.* [3] Lee in *Diction. nat. biogr.* s. v. 427. [4] S. o. 40[15]. [5] S. o. 71[7].

77. [1] Der Bastard begriff in *TR* den Verlust für Johann; bei Sh. tadelt er den Gewinner als *base, vile* in rein privatrechtlicher Moral, ohne Gefühl für Frankreichs Einung zu Staat und Nation. Vgl. u. 80.

ab. — Erst weil in der Schlacht bei Bovines, die schon in *TR* fehlt, Johanns Macht geschwächt war, siegte der Adel und errang die Magna charta, die beide Dichter mit keiner Silbe erwähnen;[2] während der Verfasser von *TR* die Tatsache konstitutioneller Beschwerden der Stände wenigstens kannte, verengt Sh. diese auf Arthurs Gefangenhaltung. Erst infolge von Johanns Bruch der Magna charta ging der Adel zu Frankreich über. Die Versöhnung des Bürgerkrieges nach Johanns Tode drückte sich neben der Umstimmung von Personen auch in der Verfassung aus. — Diese wichtigsten Zusammenhänge, die *TR* verdunkelte, irgendwo aufzuhellen, trägt Sh. an keinem Punkte bei; bei ihm sind sie ganz vergessen.

78. Eine große Anzahl von Einzelverstößen gegen die historische Genauigkeit trat schon in *TR* hinzu. — Konstanze war nicht Witwe, besaß mehrere Kinder, von denen eine Tochter die Linie fortsetzte, und starb, bevor Arthur, die Großmutter belagernd, gefangen wurde. — Nochmaliges Kronetragen zu Festen nach der staatsrechtlich wichtigen ersten Krönung, das angeblich den Adel empört, gilt den Dichtern der Elisabeth als unerhört, kam aber unter den Anjous noch öfter vor. — Irrtümer in Namen beging der Dichter von *TR* häufig,[1] so Poitiers für Poitou, Swinstead für Swineshed, wo Johann erkrankte, vielleicht durch Konfusion mit Newsteads, wo er starb. — Unbedenklich, wie das Theater bis 1823[2] nicht versuchte, dieses Stück im Kostüm des Jahres 1200 aufzuführen, nahmen beide Dichter den Kulturrahmen von etwa 1590 größtenteils als um 1200 gültig an. Dauphin heißt Frankreichs Thronfolger, Prinz das Mitglied des Königshauses, der König *Your majesty*. Man schießt mit Kanonen und zahlt mit *groats*. Ob die französischen Lehen nicht vielleicht anders sich vererben als die englischen, fragen sich die Dichter nicht. — Alle diese historischen Fehler macht Sh. mit, und unter den Figuren in *TR* verliebt er sich gerade in die frei erfundene, den Bastard. — Mit Bewußtsein führte *TR* als Kultur der Vergangenheit nur das Katholische[3] ein, was Sh. zumeist streicht. Dieser enthält sich freilich einiger Fehler und Anachronismen, die *TR* bot, aber in keinem Falle sicher aus besserer Kenntnis, sondern weil er die umgebende Stelle überhaupt fortläßt.[4] So ist nicht übernommen die Verleihung der Normandie an den Bastard, die Vermengung aller katholischen

---

[2] Die gangbare Sammlung der Staatsgesetze begann erst mit Heinrich III., und mit dessen *Magna charta* wurde, bereits um 1235, die von 1215 vermengt.

78. [1] S. o. 71. 73[4]. [2] *Shakesp.-Jb.* 53, 162. [3] S. o. 18. Der Rom meist feindliche Bastard rief in *TR* Maria an ohne Spott. Bei Sh. kennt er das Fleischverbot am Karfreitag und *bell, book and candle* beim Kirchenbann (I 1. III 3), dieses nicht gläubig. [4] S. o. 26.

Geistlichen mit 'Brüdern', die Erwähnung der Franziskaner und Anrufung des heiligen Franz,[5] das Unterhaus,[6] Wales im englischen Königstitel, der französische Titel Allerchristlichster König, seine Helmfeder, 'Tragödie' für Trauergeschick, das Maskenspiel und mancher falsche Eigenname.[7] Dafür begeht Sh. eine Menge neuer Abweichungen von der Geschichte.[8] Bezeichnend für seinen Mangel an historischem Sinne ist, daß er seinen eigensten Beruf, das Theater in England, schon unter Johann annimmt.[9] Fernere Anachronismen bei Sh. sind die Münzen *Angels, Three farthings,* das Münzbild der Rose; im Heerwesen Regimenter, Artillerie, Batterie, Kanonier, Schießpulver; die Tracht weiter Hosen,[10] das Taschentuch,[11] die Arras-Tapete, das Kartenspiel, die Theaterfigur *Basilisco*,[12] *Bedlam*, Bastonade, Melancholie-Ziererei und Bildungsreise der Vornehmen.[13] Nur einmal trägt Sh. dem Sittenbilde des Vorgängers in bewußter Romantik mittelalterliche Barbareifarbe auf;[14] sonst bemerkt er, von katholischen Bräuchen[15] abgesehen, keine Änderung des Kulturrahmens in vier Jahrhunderten, den er durch völlige Verweltlichung der Fabel[16] noch unmöglicher macht. Reichspolitik und nationale Einung scheidet er nicht von des Königs persönlichem Vorteil.[17] Für Verfassungseinrichtungen, die von *TR* doch angedeutete Beschränkung der Despotie durch Beirat des Adels,[18] verrät er keinen Anteil. Von geschichtlicher Intuition, wie sie doch manchmal blitzartig aus dem nicht auf Geschichte gerichteten Hirn eines Dichters oder Denkers Weltverhältnisse erhellt, zeigt er auch nicht die geringste Spur.[19] Was er im *John* den allgemeinsten Umrissen der Geschichte ähnlich erhält, verdankt er *TR*;[20] seine geringe Zutat 'innere Wahrheit' — auch nur etwa im Sinne bester historischer Romane[21] — nennen kann nur Unkenntnis oder Lobhudelei. Nur an der menschlichen Seele,[22] nicht am Völkerschicksal, an staatlicher Verfassung, an der Außenpolitik nimmt Sh. Anteil, wie Morsbach[23] richtig zeigt.

---

[5] In Swinshed saßen Zisterzer unter einem Prior, nicht Franziskaner unter einem Abt. [6] *Commons* 275. [7] Des Sheriffs. [8] Den Vizgrafen von Melun macht Sh. zum Grafen. [9] *theatre whence they gape at scenes.* [10] S. o. 71[5]. [11] S. o. 60[3]. [12] S. o. 4[6]. [13] *talking of the Alps* I. [14] S. o. 34, auch 3. [15] S. u. 79. [16] Kein Bischof spielt in diesem Drama des Staatskirchenstreites! [17] S. o. 53. [18] S. o. 19. 77[2]. [19] S. jedoch o. 53[4]. [20] Ganz irre führt die Meinung, Sh. stelle die Pendelschwingung der Geschichte zwischen zwei Interessen von einem Extrem zum andern dar. Nicht die Franzosenbekämpfung mit Johanns Sieg und Niederlage, sondern die Arthurs bildet den Kern; auch bedroht der Sieg nicht Philipps Thron, wie die Niederlage den Johanns. Übrigens träfe jene Theorie *TR*, nicht Sh. [21] England ein Menschenalter vor Johann behandelten Scott und C. F. Meyer im *Ivanhoe* und *Heiligen*, nämlich Richard I. und Becket, ohne Charakter und Sinn der Zeit zu treffen. [22] S. o. 53[6]. [23] *Z. Charakteristik Sh.* (Rede Gött. 1916) 9; ebenso Wolff II 397.

79. Während für Bale König Johann einen Stoff wesentlich des theologischen Kampfes gegen Rom abgab, und der Dichter des *TR* ihn als Vorkämpfer der Reformation Heinrichs VIII. verherrlichte,[1] verweltlicht[2] Sh. das Drama, soweit das die Fabel erlaubt. Er streicht (Johanns einmalige Suprematsbehauptung ausgenommen) alles Antikatholische aus *TR*, erwähnt von Roms Ansprüchen lediglich den politischen der Herrschaft über Könige und den finanziellen, nicht den des höchsten Appellationsgerichts, entkleidet Roms Diplomaten jedes religiösen Ansehens,[3] stellt sonst keinen Geistlichen auf die Bühne, entfernt die Mönche von ihr[1] und unterdrückt die Erwähnung des Klerus als eines Reichsstandes.[4] Er nimmt Johann[5] und dem Bastard[6] die konfessionellen Züge und schwächt die kirchlich-christlichen; er beläßt gottergebene Frömmigkeit Arthur[7] allein; er erwähnt Jesus Christus nicht; er stellt die Zukunft des Vaterlandes auf die Tüchtigkeit der Menschen und irdische Umstände. Andererseits weht nirgends, auch nicht aus dem Munde des skeptischen Bastards oder des Rom trotzenden Treuverächters Ludwig, ein Hauch von Aufklärung, Zweifel oder Abneigung gegen Kirche oder Christenglauben; die Mehrzahl der Gestalten,[8] alle hauptsächlichen, glauben an Gott, Vorsehung und Fortleben nach dem Tode. Einer allzu sinnlichen Vorstellung vom Dasein im Himmel tritt Sh. allerdings entgegen,[9] und er streicht an vier Stellen das Gebet um die Seele eines Verstorbenen.[9a] Den Teufel erwähnt er etwas seltener als *TR* (wo ihn Arthur[10] und Johann[10a] sich als Person deutlich vorstellten) und zumeist nur redensartlich oder im Fluch oder als Namen fürs Böse allgemein. Der Bastard spricht einmal vom schwarzen Fürsten Luzifer; der Dichter bezeichnet damit wahrscheinlich den derben Glauben des Kriegsmannes, nicht den eigenen. — Sh. ist nicht katholisch gesinnt. Er hätte sonst den Anspruch des Papstes vergeistigt, dessen Politik als nur dem Tyrannen, nicht auch seinem Vaterlande, feindlich, auch als für Arthur[11] günstig hingestellt, im großen Bann nicht den Königsmörder kanonisieren[12] lassen, die Käuflichkeit des römischen Bannes nicht auf die anderen Schmähungen gehäuft, und des Papstes endlichen Sieg,[13] den *TR* klar zugab, nicht absichtlich verdunkelt.[14] Er hätte Roms Vertreter nicht die Unheilstiftung und die Verderbung der Moral Ludwigs[15] aufgebürdet und ihm das Verdienst um die endliche Be-

---

79. [1] S. o. 18. [2] S. o. 78[16]. [3] S. o. 72. [4] *TR* 289. [5] S. o. 53. [6] S. o. 61. [7] S. o. 59. [8] Johann, Bastard, Hubert, Konstanze, Arthur, Melun, Pandulf. [9] S. o. 58[12]. [9a] Um Österreich, Arthur, Melun, Johann. [10] S. o. 60. [10a] Johann verfluchte sich zur Hölle, und bat sie, die aufrührerischen Adligen durch Ärgeres als Tod zu ersticken. [11] S. o. 30. [12] In *TR* tat dies der Abt von Swinstead. [13] S. o. 23. [14] Vgl. Kopplow, *Sh.s John u. Quelle* 66. [15] S. o. 70.

ruhigung des Aufruhrs belassen. Ein Katholik hätte im Staatskirchenstreit den geistigen Kampf zweier ewiger Gewalten erblickt; Sh. aber sieht darin nur das Ringen um äußere Macht zwischen zwei Fürstenpersonen und nimmt an dem theoretischen Gegensatz, der in *TR* doch anklang[16] und auch in Britannien die Literatur der Zeit[17] erregte, so wenig Anteil wie am abstrakten Staate. — Den von Rom freien Supremat des Königs über England vertritt bei Sh. nur Johann (nicht ein vom Dichter geliebter Charakter), nur einmal, nicht wie in *TR* mehrfach, nur im Sinne materieller[18] Herrschaft, nicht geistigen Dogmas,[19] und nur in einer überhebenden, tadelnswert unflätigen[20] Form. Gegen Johanns Supremat entscheidet ferner die Entwicklung im Drama, ohne daß Sh., wie *TR* tat, auf den Zukunfserfolg unter Heinrich VIII. vertröstet. Um diese Behandlung des Supremats mit dem Protestantismus Sh.s zusammenzureimen, darf man ihm nicht etwa die für ihn viel zu kulturhistorische Meinung unterschieben, Johanns Zeit nur sei für die Absage an Rom noch nicht reif gewesen. Vielleicht schwebt ihm die glückverheißende Fahne des Supremats zu hoch vor, um sie von einem so niedrigen Träger wie Johann[21] mehr als nur in dem einen durch die Fabel bedingten Falle schwingen zu lassen. — Mönche waren, im Gegensatz zu anderen Katholiken, nicht unter Sh.s Hörern, Lesern oder Gönnern; wenn er die vielen Stellen gegen sie in *TR* streicht und nur ihren übermäßigen Reichtum angreifen läßt, so hängt das wohl zusammen mit seiner auch sonst beobachteten Hochachtung vor asketischer Weltflucht, priesterlicher Seelsorge und geistlichem Gottesdienst. Er wird freilich zwanzig Jahre später Cromwell, den Hammer der Mönche, verherrlichen,[22] doch vielleicht auch nur als den Verstaatlicher der hierarchischen Macht und Konfiskator der Klostergüter.

80. Sh. zeigt strammen Royalismus wie überall, so im *John*.[1] Der Held schließt bei seiner Ausrufung des Supremats jeden von der Teilnahme an der Regierung Englands aus; er meint zunächst den Papst, aber auch die Stände. Während nun in *TR* der König nicht bloß als Sünder wider den Neffen, sondern auch als Tyrann wider Volksrecht, der Adel als Beschränker königlicher Willkür,

---

[16] *TR* 304. [17] Jakob von Schottland schrieb gegen die Herrschaft des Papstes über Könige, einige Jahre bevor er den englischen Thron bestieg. [18] Besteuerung, aber über den König auch Richterstellung *to charge me to an answer*, III 1. [19] S. dagegen o 53[3]; u. 80[2]. [20] S. o. 37. [21] An die Souveränität des Staates, unterschieden von der Königsperson, dachte Sh. nicht; er wußte wohl nicht, daß Johanns Enkel mit den Ständen Rom entgegentrat. [22] Vgl. Liebermann, *Sh.s Anschauungen in Heinrich VIII.* in *Geiger-Festgabe* (1918) 27.

80. [1] Für Sh.s Politik läßt sich nicht verwerten der Satz, die Thronanmaßung bedinge unruhige Regierung (III 4): Pandulf soll damit vielleicht nur überreden.

Erstreber von Regierungsanteil und Vertreter allgemeiner Landesbeschwerden, sowie auch die drei Reichsstände vorkamen, läßt Sh. nichts vom Verfassungskampfe übrig und nur Arthurs wegen aus gerechter sittlicher Entrüstung einige Magnaten sich empören. Vielleicht nicht Royalismus, sondern Verkleinerung des Gegensatzes zwischen Krone und Adel, um diesen zu schonen,[2] liegt hier in Sh.s Absicht. Jedenfalls nimmt er nicht etwa dabei auf Elisabeth höfische Rücksicht, da er ja die Absetzung mehrerer Könige auf die Bühne bringt, die jener in der Ahnenreihe weit näher als Johann standen. Auch das Hinwegeilen über Johanns Unterwerfung unter den Papst, bei der *TR* lange verweilte, mag sich ebenso leicht aus Rücksicht auf Katholiken wie aus Royalismus erklären. Die Theorie des übertriebensten Absolutismus übernimmt Sh. an zwei Stellen aus *TR* nicht, weder das Willkürrecht des Despoten über das Leben der Untertanen,[3] noch die Mahnung des Bastards,[4] daß Untertanen den König nicht absetzen dürfen. Erstere Stelle beweist nichts, weil sie zu einem aus dramaturgischem Grunde durch Sh. gestrichenen Abschnitte gehört. Den die Rebellen abmahnenden Bastard führt aber auch Sh. vor, gibt ihm jedoch zum Argument, sie sollten ihr Vaterland nicht im Bürgerkriege zerfleischen.[5] Sh. darf daraufhin nicht etwa als Anhänger des Widerstandsrechtes gelten. — Den Bürgerkrieg, die Spaltung der Krongewalt zwischen zwei Königen, behandelt Sh. anderswo mit tiefstem Verständnis fürs Leiden der Nation. Selbst hier, im zusammengedrängten fünften Akt, verurteilt[6] er aus dem Munde des Bastards den Adelsaufruhr und den Übergang zum Landesfeinde als schwere Schuld, die dem Adelsführer heftige Gewissensbisse verursacht.[7] Aus *TR* entnimmt er, wie Angers nur dem Sieger unter den zwei feindlichen Königen die Tore öffnen will: eine Erfindung jenes Dichters wohl aus der Erinnerung des 15. Jahrhunderts. — So wenig sich Sh. für abstrakte Staatseinrichtungen interessiert, er läßt doch das Königtum beim Tode des verelendeten Königs unbesiegt weiterleben;[8] der Adelsführer tröstet den Thronfolger, dieser werde den verwirrten Staat neu ordnen. Die Landesherrschaft erscheint zwar beiden Dichtern kaum unterschieden von privatem Gutsbesitz,[9] doch wiederholt Sh.

---

[2] S. o. 19. [3] S. o. 60; *TR* 297. [4] S. o. 63[4]. [5] Anklingend an Johanns Worte in *TR* 290. [6] Ganz unzutreffend meint ein Kritiker, Sh. lasse nicht erkennen, was er für Unrecht halte. [7] Sh. erblickt nicht das Dilemma zwischen der durch Heer und Beamtentum gewährleisteten Friedensordnung zufällig unter einem launischen Despoten und der dauernd die Staatseinheit gefährdenden Oligarchie der Feudalen. [8] Nur durch Hineintragen einer (falschen) Ansicht von der wirklichen Verfassungsgeschichte erklärt sich die ganz verkehrte Meinung, Sh. zeige, wie aus Johanns Mißregierung die gesundesten Teile der Nation, Adel und Volk (!), Vorteil ziehen. [9] S. o. 77[1]. Johann und Philipp verkörpern ihren Staat so sehr,

die krassesten Ausdrücke aus *TR*[10] nicht, in denen dort Johann gegen den Papst sein unbeschränktes Eigentum an England behauptete. — Die königliche Stellung fordert von ihrem Träger neben majestätischem Auftreten in Tagen des Glücks, das Johann wie Philipp zeigen, auch in der Zeit des Mißgeschicks ruhige Gefaßtheit, sicheres, großartiges Handeln der Abwehr, Geduld selbst im Körperschmerz, damit die Untertanen die Krone stets als hohes Beispiel vor Augen haben:[11] so mahnt der Bastard den herabgesunkenen Oheim, offenbar in des Dichters Sinne. Nicht so ernst ist der Bastard zu nehmen, wenn er im Monolog die Moral der Könige als nachzuahmen hinstellt, da er ja selbst die Selbstsucht darin erkennt und als teuflisch schildert. Verbrechen, wenn auf dem Throne greifbar begangen, wird, sagt der Adelsführer, noch schändlicher.[12] — Nannte sich in *TR* Johann selbst den Vorkämpfer seines (die Nation vertretenden) Adelsheeres im Kriege gegen Rom und Frankreich — eine Zeile, die Sh. streicht, wohl weil er sie für seinen Johann zu edel hält —, so sind doch auch bei Sh. die Ämter des Richters und Heerführers der Nation Königspflichten.[13] Für Nation und Vaterland erglüht Sh. lebhaft; aus französischem Munde läßt er Schönheit und Kühnheit der Engländer (II 1) rühmen; die Sicherheit gegen äußeren Feind prophezeit er für England, wenn es nur in sich geeint bleibt, nicht nur nach dem Vorbilde von *TR* zum Schlusse, sondern er preist sie auch in eigenem Einschiebsel,[14] das von der Handlung nicht erfordert war. — Trotz Nationalstolzes[15] bleiben beide Dichter bemerkenswert frei von völkischem Haß und Spott[16] gegen die Franzosen,[17] deren Feindschaft doch sämtliche Akte durchzieht, deren Bruch des Staatenbundes das Elend Englands verursacht, und deren meineidige Hinterlist die eigenen Parteigänger vom Adel Englands zuletzt am Leben bedroht. Letzteren Verrat betont Sh. noch tiefer als *TR*, indem bei ihm der Dauphin dem Adel noch vor der Verschwörung von St. Edmunds Freundschaft versichert; IV 3. Beide Dichter lassen keinen Zweifel, daß beim ersten Kriege das Recht auf Frankreichs Seite ist. Das soldatische Prahlen Johanns und des Bastards im Felde, soweit es Sh. beibehält,[18]

---

daß sie *England* und *France* (auch *mighty states* II 1) heißen, wie der Magnat mit dem Grafschafts- oder Ortsnamen zeichnet, nach dem seine Würde heißt. [10] Die Bistumbesetzung nannte Johann hier *mine own*; nur durch Eroberung könne der Papst in geistlichem oder weltlichem Recht auf England *my inheritance* gewinnen 255; s. o. 79[18]. [11] *inferior eyes Grow great by your example* V 1. [12] *foul play, and 't is shame That greatness should so grossly offer it* IV 2. [13] Gründe zur Wahl des Stoffes in Staatsaktionen s. o. 11 Ende. [14] *still secure And confident from foreign purposes* II 1. [15] Ihm zuliebe wohl bietet Johann den französischen Besitz freiwillig, den in *TR* Philipp forderte; s. o. 14. [16] Krähen des Hahns V 2. [17] S. o. 51[10]. [18] S. o. 37. 65[4].

bezeichnet vielleicht nur die Kriegslist, höchstens den Sinn der Heerführer, nicht Sh.s, soll teilweise auch scherzend das Publikum belustigen.[16] Sh. streicht sogar das Lob der Tüchtigkeit der Engländer durch Arthur,[19] das der Dauphin dort aufs Mittelmaß herabsetzte; er rügt am Franzosenkönig und Dauphin Wankelmut und inhaltleere Höflichkeit, am jugendlichen Adel gezierte Melancholie; über das Schlimmste, jenen eidbrüchigen Verrat, urteile der Zuhörer selbst. Offenbar der Dichter unter Salisburys Maske wünscht, Englands und Frankreichs Heere möchten vereint fürs Christentum kämpfen. — Deutsche Hosenmode verspottet der Bastard an Österreich.[20] — Während in *TR* London 1199 Johann als König begrüßte, das Unterhaus mitregierte, das Volk Johanns Tyrannei fühlte[21], und neben den Peers auch der Zusammenhalt des Volkes mit ihnen die Gewähr für Englands Zukunft bot, streicht der überall wenig volksfreundliche Sh. das alles. Das Volk kommt bei ihm nur ohne organische Gliederung oder staatliche Geltung als abergläubische, lächerliche Menge vor.[22] — Daß dem *nobleman* der Gemeinfreie, auch wo er in gerechter Sache sich gegen Totschlag wehrt, sich unterordne, hält dieser selbst in der Ordnung[23]: Sh. denkt aristokratisch.

81. Vom Recht kennt Sh. einige Grundsätze und Sprichwörter.[1] Im Widerspruche zu Englands Common law läßt er beim Erbgang von Lehn den letzten Willen des Erblassers mitsprechen.[2] Als Symbol des Vertragschlusses und Brautverlöbnisses, das wie den Freundschaftsbund der Kuß besiegelt, gilt der Handschlag.[3] — Die Ungültigkeit des der Kirche widerstreitenden promissorischen Eides, sowie die Lösung des Untertanen- und Treueides durch den Papst läßt Sh. wohl verfechten, will sie aber nicht etwa in der Meinung des Zuhörers als richtig gelten lassen.[4] — Im Prozeß[5] ließ *TR* die Frage, wer der Vater eines Kindes sei, durch Aussage der Mutter entscheiden; Sh. streicht dies, gegen die Technik des Rechtsverfahrens. — Fürs Eherecht wurde in *TR* bezweifelt, ein Kind könne lebend sechs Wochen vor regelmäßigem Schwangerschaftsende geboren werden. Aus jenen sechs macht Sh. vierzehn, nimmt also jene kürzere Mindestdauer der Schwangerschaft von nur sechs Monaten an, die durchs römische, kanonische und heutige Recht verbreitet ist.[6] Sh. hatte besonderen Anlaß,[7] über die Frage sich zu erkundigen, ein Buch braucht er dazu

[19] S. o. 59[3]. [20] S. o. 71[5]. [21] S. o. 19. [22] In *TR*, o. 19[4] hieß *people:* Nation. [23] IV 3; auf Rücksicht auf den Adel (o. 19) geht dies nicht zurück.

81. [1] S. o. 4. [2] S. o. 31; s. dagegen o. 59[5] *TR* über Ungültigkeit des Testierens über Thronfolge. [3] II 1, III 1. [4] Mit Unrecht ist gegen Elze behauptet worden, Sh. halte Pandulfs Sophismen für ethisch und bündig. [5] Keine Bahrprobe, o. 69[5]. [6] L. 3 § 12, Dig. 38, 16: '182. *die natus*'; Kommentatoren zu Gregorii IX. Decr. 4, 17 *Qui filii sint legitimi.* Freundl. Mitteil. von U. Stutz. [7] S. o. 75[2].

nicht gelesen zu haben. — Daß Sh. über die Untreue jeder Ehefrau so milde urteilte wie seine Bastardgestalt,[8] ist keineswegs sicher. Denn sie hat Grund, Partei zu nehmen für den Ehebruch, dem sie selbst entsprang, will ferner die Mutter schonen und betrachtet die übermenschliche Größe des Verführers als Entschuldigung, etwa im Sinne antiker Heroenmythen: 'Manche Sünd' hat Vorrecht hier auf Erden.' Diese Abweichung von der in *TR* befolgten Bürgermoral versteht Sh. mindestens; daß er sie billigt, steht nicht fest. Sh. läßt ja den Bastard auch über das Erbrecht jenes ehelichen Bruders von Mutterseite spotten, das den Bastard der Frau ausschließt, und will es doch schwerlich beseitigen. — Einem Ehemanne Hörner aufzusetzen erlaubt Sh. auch einem zuchtlosen Soldaten doch nur, wenn jener ein verächtlicher Feigling ist.[9] — Daß aber der löwenherzige König die Abwesenheit seines Vasallen in seinem Dienste mißbraucht, um dessen Frau zu verführen, dafür finden beide Dichter der feinen Renaissance, weniger streng als das uralte biblische Königsbuch,[10] keinen Tadel; in *TR* war wenigstens der Ehebruch beider Teile als solcher mißbilligt worden. — Unausgesprochen, aber durch die Verherrlichung des Bastards[11] deutlich, widerlegt Sh. das Vorurteil,[12] das im Gegensatz zur Ehemoral erzeugte Kind stehe an Körper oder Seele hinter ehelichen zurück. — Streicht Sh. Rechtsanschauungen *TR*.s, so folgt zwar an sich nicht, daß er sie mißbilligt.[13] Anders aber steht die Sache in einem Falle, wenn jeder Zuhörer die Moralfrage aufwerfen muß, wenn *TR* sie an zwei verschiedenen Stellen beantwortete, und Sh. beide fortläßt. Johann nämlich, der jenen Mord befohlen hat, der dann ohne seinen Willen unterbleibt, hieß *guiltless*, *innocent* in *TR*;[14] wahrscheinlich urteilt hier Sh. anders, d. h. weniger als *TR* nach dem Erfolg und mehr nach dem Willen.[15] — Vier Frauen[16] treten im Drama auf die Bühne, keine im verächtlichen Sinne weibisch (vielleicht die Zankszene ausgenommen), eine dem weisesten und tätigsten Staatsmanne gleich, eine trotz hysterischer Leidenschaft doch vorbedacht fürsorglich für den staatlichen Anspruch des Sohnes, eine, die Bewundrerin des Oheims Löwenherz, trotz bräutlicher Liebe doch nicht ganz des Sinnes für ihre Geburtsdynastie entkleidet, und die letzte selbst trotz ihres Fehltrittes dem Sohne nicht zur Schande gereichend: bei Sh. stellt er sie bei Hofe vor. Im ganzen spricht dies für Hochschätzung der Frau. — Zwar vermeidet Sh. moralische Urteile über die auftretenden Personen und allgemeine ethische Sätze.[17] Aber er scheidet deutlich, was er für gut oder böse hält, und läßt den Zuschauer außer Zweifel, daß das Recht

[8] S. o. 65[3]. 67[3]. [9] S. o. 34. 65[3]. [10] S. o. 62[10]. [11] S. o. 61[9]. [12] S. o. 34[2]. [13] S. o. 80. [14] 288. 297. [15] Zum Strafrechte s. o. 4[10]. 60[2]. [16] S. o. 51[5]. 57. 58[9]. [17] S. o. 40[15].

auf Arthurs Seite ist, wenn auch Johann im Gegensatz zu *TR* hier sein Unrecht nicht bekennt. Folgt die Fortwünschung Arthurs aus der Thronanmaßung notwendig,[18] so ist die Verwirklichung durch den Mordbefehl Sünde; beides sagt Johann selbst. — Frankreichs gewinnreicher Vertrag mit England ist teuflischer Eigennutz, weil er die gute Sache im Stich läßt. — Die Verschwörung[19] des Adels mit dem Landesfeinde, obwohl durch sittliche Empörung veranlaßt, bleibt ein Verrat.

82. Sh. kritisiert, wie S. Lee[1] sagt, die Schwächen der Gesellschaft als Humorist halb scherzhaft; dagegen mit tragischem Ernst behandelt er politisches Laster. Daher lauten die Beobachtungen über Eigennutz, Vornehmtun,[2] gezierte Melancholie[3] und Volksgerüchte[4] aus drei Mündern, auch Arthurs und Huberts, also keineswegs nur komischer Figuren, sämtlich humoristisch; dagegen die Mängel des Königs und des Adels in ihrem Handeln gegenüber Staat und Nation werden tief ernst behandelt. — Auf die echte düstere Sinnesart infolge verdickten Blutes wünscht der Mordanstifter, wenn es Mitternacht schlägt, wirken zu können.[5] — Die Tiefstbekümmerte wählt den Sitz auf dem Erdboden[6] und löst ihre Haarflechten; III 1. 4. — Am Sprachklang wird die Blutsverwandtschaft und im Dunklen die Identität des Menschen erkannt (I 1. V 5). Das Äußere der Erscheinung erlaubt einen Schluß auf die Herkunft;[7] Arthurs Schönheit gehört zur fürstlichen Erscheinung;[8] die häßliche Rauheit aber kann eine mitleidige Seele umkleiden.[9] — Sh. glaubt stark an Erblichkeit.[10] Vielleicht nur leidenschaftlicher Kampf gegen den Thronraub spricht aus Konstanze, wenn sie innere Ähnlichkeit zwischen Johann und Eleonore wie zwischen dem Teufel und seiner Großmutter betont; aber der Bastard scherzt, jener Bürger, der Artillerie und alle Wetter im Munde führe, stamme gewiß von einem Kanonier (II 1). — Der heftige Anfall (als Krise) vor der Heilung dient zu ärztlichem Bilde III 1. — Elisabeths Bühne liebt die Übertreibung der Leidenschaft und bringt daher oft den Wahnsinn aufs Theater. Sh. bemerkt im *John* noch[11] (außer der Unempfindlichkeit für Kummer) nichts Eigentümliches über den Wahnsinn. Er streicht zwar in *TR* die Verwünschung des Bastards, sein Gegner Österreich möge in Wahnsinn verfallen; und des-

[18] S. o. 21[2]. 52. *I had a mighty cause To wish him dead* IV 2. [19] S. o. 80[6].

82. [1] *Sh. and mod. stage* 184. [2] S. o. 38. 46. 69; Brandl *Sh.* 205. [5] III 3; vgl. Bieber, *Melancholik Sh.* 33. 48 f. 73. [6] Aus *Spanish Tragedy* (s. o. 4) oder Bibel, II. Kön. 12. [7] S. o. 61. [8] S. o. 58. [9] S. o. 69. [10] In *TR* 230 kannte Eleonore die Meinung, das Kind ähnele jenem Manne, an den die Mutter bei Empfängnis und Schwangerschaft dachte (vgl. *Gen.* 30, 40 aus der Tierzucht); Sh. läßt das fort, nicht sicher aus Unglauben. [11] III 4. Über späteres vgl. Laehr, *Darstell. krankh. Geist. in Sh.* 161.

selben Tadel gegen den verzweifelnden König, er benehme sich verrückt. Dagegen verteidigt sich bei ihm Konstanze, deren Trauer man übertrieben schilt, sie sei nicht wahnsinnig; und sie stirbt, wie Sh. hinzuerfindet, dann doch im Wahnsinn. Johann verfällt bei ihm in seiner Todeskrankheit ebenfalls in *rage*, was vielleicht die düstere Zornesnatur zuletzt ausdrücken soll. Sein Singen auf dem Sterbelager nennt der Sohn den Schwanengesang.[12] — Das Hirn, sagt er dort, gilt vielen als Sitz der Seele. — Astrologische[13] Spuren streicht Sh. aus *TR*. An Peters Weissagung und die Unheilsbedeutung von Himmelserscheinungen, die König und Volk im Drama ängstigen, glaubte vielleicht der Dichter von *TR*; Sh. dagegen betrachtet sie als natürlich[14] und benutzt sie lediglich als Beitrag zum Mißgeschick des Helden. Wohl nur redensartlich nennt der Bastard die Hitze des Schlachttages einen bösen Luftgeist.[15] — Wenn Melun sein Sterben dem am Feuer dahinschmelzenden Wachsbilde vergleicht, so spielt Sh. an auf den Aberglauben, der Zauberer könne töten durch Schmelzen eines Wachsbildes des Feindes.[16] — Die den Erdball goldig bestrahlende Sonne vergleicht Philipp II. dem Alchimisten; das kann Rhetorik sein, ohne Sh.s Glauben an Goldmacherkunst zu beweisen. Den Probierstein erwähnt Sh. III 1. — Andere Bilder bieten Vogelbeize, Hundehetze,[17] der Bär im Maulkorbe — er wurde neben Sh.s Theater vorgeführt —, das mit dem Schoßhündchen spielende Mädchen von dreizehn Jahren.[18]

XII. 83. Die Literaturgeschichte rechnet genetisch, nicht bloß der Abfassungszeit nach, Sh.s Bearbeitung des *John* zum Anfängerwerk, laut Metrik, Bühnentechnik, Unfreiheit gegenüber *TR* und Unkenntnis von Holinshed.[1] Die neueste Meinung,[1a] Sh. habe *John* 1591 wohl begonnen, aber erst Jahre darauf vollendet, scheitert an der Analogie mit anderem dichterischen Schaffen: ursprüngliche Konzeption mag langsam reifen und Gestalt, je wie die Muse den Dichter begeistert, zu verschiedenen Zeiten gewinnen; eine Bearbeitung dagegen wird vom Verstand auf einmal beschlossen, bedenkt gleich zu Beginn auch das Ende und dauert bei einem Genius reichster Ausdrucksform nicht lange. Lägen Jahre, wie die Metrik zu folgern angeblich zwingt, zwischen An-

---

[12] V 7; auch im *Merch. of Ven.* [13] S. o. 52[13]; *stars* V 7 = Magnaten. [14] *natural*; Pandulfs Vorhersage des Aberglaubens III 4. Beides wird vom Bastard (o. 63[9]) entfernt. [15] III 2. Über Märchen s. o. 3. 4. 75. [16] V 4; Holinshed erzählte das von einem König von Schottland; vgl. meine *Gesetze d. Ags.* II, s. v. *Invultuatio*. — Konstanze, die Arthurs Bande lösen möchte, entfesselt ihre Flechten: wohl ein Nachklang des Volksglaubens vom Aufbinden des Knotens. [17] S. o. 40. [18] II 1. III 4. IV 1. S. o. 2. 4 über Kalender.

83. [1] Vgl. o. 36. 40; Wendell, *W. Sh.* 137. Der künstlerische Wert allgemein darf keinen Grund bilden. [1a] S. o. 75[5].

fang und Ende der Arbeit, so müßten bei einem damals so schnell fortschreitenden Dichter sich Unterschiede zeigen auch in Stil, Charakteristik, Szenenführung und wachsender Freiheit von der Vorlage. Im Gegenteil deuten vielmehr manche Mängel auf eilige Arbeit.[2] — Als Abfassungszeit 1594 anzunehmen,[3] widerspricht keinem Datum der Sh.-Biographie. Damals starb nun Kyd. Erwiese sich *TR* als dessen Werk,[4] so gäbe dieser Tod vielleicht den frühest möglichen Arbeitsbeginn; denn ein lebender Dichter sieht sich nicht gern vom jüngeren Freunde übertroffen. Vielleicht bei der Auflösung der anderen Schauspielergesellschaft erwarb Sh.s Truppe *TR*.[5] — Die Bearbeitung, erst nach Sh.s Tode gedruckt, dient nicht der Literatur der Buchdramen, nicht dem Hofe der Königin oder der Universität,[6] sondern Londons lebendiger Volksbühne. Aber sie zielt nicht zunächst auf die der Theaterkasse wichtige Masse, die ja an *TR* ihr Gefallen bezeigte,[7] sondern auf ein Publikum, das feineres[8] Kunstverständnis besitzt und, wie das eigene künstlerische Gewissen des Dichters, verlangt nach organischer Geschlossenheit des dramatischen Aufbaues, Vereinfachung der Beweggründe, Veredlung der Sprache, Verfeinerung der geschilderten Kultur und Vertiefung der Charaktere. Beseitigt sollte werden das Burleske, Alltägliche, Gemeine, Überdeutliche, Stilwidrige und allzu Kulissenreißerische. Der Adel, dessen Gönnerschaft der junge geldbedürftige Dichter und Schauspieler um 1594 genoß, ist als der Führer dieses Publikums zu denken. Und auf den Adel nimmt er in seiner Bearbeitung besondere Rücksicht.[9]

84. Die Anregung zum *King John* gab vielleicht jener Theatermäzen und Gönner der Dichter, der Graf von Southampton; dessen[1] Großvater war 1530 Bailiff zu Snitterfield, wo Shakespeares Vater wohnte; der Graf erhielt vom Dichter 1593 *Adonis*, 1594 *Lucretia* gewidmet und empfing die Mehrzahl der Sonette. Er hing in enger Freundschaft an jenem Essex, Elisabeths geliebtem Günstling, dessen Titel-Vorgänger und weiblicher Ahn so auffallende Schonung im bearbeiteten *John* erfährt.[2] Southampton verführte 1595 und heiratete dann die Base von Essex; er begleitete ihn ins Feld. Sh. begrüßte Essex 1599 durch einen Chorus in *Henry V.* Ein Drama Sh.s auf dessen Bühne sollte 1601 jenen Aufruhr für Essex schüren, in dessen Folge auch Southampton verhaftet und des Hochverrats angeklagt wurde. — Southampton hatte zum Vater einen Katholiken, der Protestanten peinigte, und zur Mutter die Tochter jenes Anton Browne,[3] ersten

[2] S. o. 28. 36[1]. 40[7–9]. 44[2]. 73[6]. [3] Kopplow; Sarrazin, *Aus Sh.s Meisterwerkstatt* 115. [4] S. o. 8[2]. [5] Creizenach V 41. [6] Schelling, *Chron. plays* 54. [7] S. o. 16 f. [8] S. o. 34. 37. 56[4]. [9] S. o. 19.

84. [1] Das Folg. nach *Dict. nat. biogr.* s. v. *Wriothesley* (1900) p. 153. [2] S. o. 20. [3] *Dict. nat. biogr.* s. v.

Viscount Montagu, der 1554 als Gesandter Englands zum Papst die Kirche Englands mit Rom versöhnen sollte. Somit war Southampton um 1594, in seiner Jugend, gemäß der Stimmung der Eltern noch dem Katholizismus geneigt; erst unter Jakob I. näherte er sich dem Protestantismus. Essex, zwar kein Papist, wollte nach Erringung der Herrschaft den Katholiken mehr Duldung gewähren. — Die unverkennbare zarte Rücksicht auf katholische Gefühle[4] im bearbeiteten *John* wird zurückgehen auf Southamptons Gönnerschaft; und vielleicht in dessen Bibliothek sah er einen Kalender aus Beaulieu mit Eleonorens Todestag.[5]

85. Bei heutigem Theaterpublikum gewinnt Sh.s *John* als Ganzes kaum noch Anteil, so bühnenwirksam mindestens drei Auftritte, so lebendig sechs Gestalten, so großartig die stofflichen Hintergründe, so prachtvoll einige Verse erscheinen. Die Menschheit verlöre aber ein Stück geistigen Besitzes, wenn das Drama der Literarhistorie allein anheimfiele. — Wem lebendige Kunst über literarische Genauigkeit geht, der wünscht sich einen geschickten Bühnenleiter, der den *John* schmackhaft macht, indem er zum überbrückenden Verständnis einige Verse aus *TR* herübernimmt,[1] dorther dem Helden die Idee, für die Freiheit des Königtums von Roms Oberherrschaft zu fechten, und dem Adel das Streben zur Tyranneibeschränkung wiedergibt und Johanns Tod an den Haß der beleidigten Kirche knüpft. Die kriegerischen Szenen vor Angers[2] bedürfen kräftiger Kürzung, und die Wiederholung der Krönung wie manche Motivdoppelung[3] darf fortfallen, so daß Raum für jene kleinen Hinzufügungen auch in einem kurzen Theaterabend verfügbar wäre. — Eine wissenschaftliche Ausgabe von Sh.s *John* müßte *TR* vorandrucken, die Zeilen beider Stücke durchzählen, in Anmerkungen zu *TR* (nicht etwa zu Sh.!) die historische Quelle im Wortlaut zitieren, zu Sh. aber, womöglich auch typographisch, angeben, was aus *TR* stammt, natürlich auch sonstige, selbst bloß stilistische[4] oder gedankliche Entlehnungen. Glossar wie Index sowohl der Namen wie Motive dürften nicht fehlen.

---

[4] S. o. 18. [5] S. o. 2.

85. [1] S. o. 424. [2] S. o. 29. [3] S. o. 44. [4] Aus Seneca: Brandl *Sh.* 95.

Berlin. F. Liebermann.

Französische Miltonforschung.

La Pensée de Milton nennt Denis Saurat sein umfangreiches Buch (Paris, Alcan, 1920; 363 S.): sein Ziel ist, Entwicklung (Formation), Zusammenhang (Système) und Ausdruck des Miltonischen Geisteslebens darzulegen. Der erste Teil gilt also dem Menschen Milton; unter Verzicht auf biographische und geschichtliche Einzelheiten wird dargelegt, wie folgerichtig und ohne Bruch aus dem kunst- und naturfrohen, sich auf eine stolze literarische Laufbahn vorbereitenden Jüngling der streitbare Journalist, aus diesem der epische Sänger des Falles und der Erlösung wurde. Die Macht, die seine Entwicklung bestimmte, war der ganz persönliche Stolz auf die Überlegenheit seines Geistes, die ihn jeden Zwang, mochte er von innen, von den eigenen Trieben, oder von außen, von den bestehenden kirchlichen oder politischen Mächten kommen, als unbillige Vergewaltigung empfinden ließ, der Stolz auf die ursprüngliche Güte des eigenen Wesens, dem es undenkbar war, daß irgendeine seiner natürlichen, also gottgegebenen Eigenschaften an sich böse sein konnte, und der sich dabei wiederum mit der fast naiven Meinung verband, daß jeder andere eben auch ein Milton wäre oder sein sollte.

Die erste folgenreiche Krisis seiner inneren Entwicklung brachte ihm die Heirat mit Mary Powell. Die Leidenschaft hatte ihn den Bund schließen lassen, allem Anschein nach versagte sich ihm die junge Frau, und nun stand er vor einem bitteren Zwiespalt. Bei starkem sinnlichen Empfinden war er keusch geblieben, er war sich viel zu gut gewesen, um sich wegzuwerfen: nun hatte ihn der blinde Trieb des Fleisches in die Lage gebracht, verheiratet und nicht verheiratet zu sein, und dieser Trieb war doch als sein Trieb natürlich, also gut. Jetzt erwuchs ihm aus dem, was er als seinen persönlichen Sündenfall betrachtete, seine grundlegende Anschauung: er hatte gefehlt, weil er dem Triebe, der Leidenschaft nachgegeben hatte, ohne zu prüfen, ob in diesem besonderen Falle die Vernunft den Schritt billige, allgemein besteht ihm also das Böse in der Herrschaft der Leidenschaft über die Vernunft, in der Blendung der Erkenntnis durch den Trieb — gerechtfertigt ist aber sinnliche Leidenschaft wie jede andere, sobald sie mit der vernünftigen Einsicht im Einklang steht.

Die zweite Krisis in Miltons Entwicklung ist die politische; sie hängt mit der ersten insofern zusammen, als sich die Frage ergab, wer denn nun darüber zu urteilen habe, ob der Trieb vor der Vernunft gerechtfertigt sei. Die Abhandlungen über die Ehescheidung, denen jene Auffassung von Gut und Böse zugrunde lag, hatten sich an das Parlament, also an seine presbyterianische Mehrheit gewandt: selbstverständlich war es für Milton, daß er Zustimmung finden werde. Die Enttäuschung machte ihn nicht etwa irre an

dem, was für ihn sonnenklare Wahrheit war; sie führte ihn dazu, die Haltung des Parlaments dadurch zu erklären, daß eben seinen Mitgliedern die Leidenschaft die Erkenntnis trübe — damit war seine Lehre auf das Gebiet der Politik ausgedehnt. Das bedeutete die Loslösung Miltons von jeder Parteidisziplin: die Frage, was gut und böse sei, zu entscheiden, wird Sache des einzelnen — er fordert Freiheit, Freiheit für alle, denn alle können am Gottesstaat schaffen, in dem Vernunft und Trieb ihren harmonischen Ausgleich finden.

Voraussetzung dieser Freiheit des einzelnen war ihm immer, daß er in sich den Trieb unter die Herrschaft der Vernunft gebeugt habe; wem es gelang, der ist ein Erwählter, und die Erwählten sind die Träger des Gottesstaats England. Die politischen Streitschriften verkünden, wie herrlich Gottes Gerechtigkeit sich offenbart habe: sein Gericht ist ergangen über die, welche aus eigennütziger Leidenschaft die Freiheit vergewaltigt haben; als Werkzeug, das Reich der Erwählten aufzurichten, erscheint ihm zunächst Cromwell — aber der Tag kam, da der Gottesstaat zusammenstürzte, die Söhne Belials zogen wieder ein in London, und Milton stand vor der Aufgabe, sich in einer neuen Welt zurechtzufinden. War sein Glaube ein Wahn gewesen? Die Antwort gab der Dichter: 'Gottes Wege vor den Menschen zu rechtfertigen' ist Aufgabe seiner Epen.

Nachdem so die Entstehung von Miltons sittlichen und politischen Anschauungen dargelegt worden ist, wendet sich Saurat dazu, sie auf Grund seines Gesamtwerkes darzustellen; er legt dabei das Schema der Metaphysik etwa nach dem Muster Lotzes zugrunde, teilt also ein in Ontologie, Kosmologie, Psychologie und fügt als besonders Miltonisch noch Religion und Politik hinzu. Es ist hier nicht möglich, der Darlegung Schritt für Schritt zu folgen; die Hervorhebung einiger Hauptgesichtspunkte muß genügen.

Vom heutigen Standpunkte aus gesehen ist Milton Monist. Grund der Welt ist das Absolute — Gott. Gott ist unerkennbar — in einer Offenbarung Gottes läge schon eine Beschränkung, eine Rücksicht auf menschliche Sinne. Darum ist die Welt zwar Gottes, aber nicht unmittelbar seine Schöpfung: Weltschöpfer ist der Sohn — er ist also im Gegensatz zum Absoluten das Wirkliche, Relative, der Schöpfer und das Geschaffene. Von gewissen Teilen seiner selbst hat Gott seinen Willen weggezogen und sie damit den in ihnen ruhenden Kräften überlassen: so stammt die Materie durch Vermittlung des Sohnes von Gott, ist wesentlich gut, als Teil Gottes ewig. Es gibt daher keinen Unterschied von sterblichem Leib und unsterblicher Seele: das Weltwesen bildet vom scheinbar toten Stoff bis zum Schöpfer ein lückenloses Ganzes, und dies Ganze ist Gott. Der Leib ist entsprechend die Gesamtheit der sinnlichen Fähigkeiten, der Geist die der höheren, beide Arten von Fähigkeiten gehen in unmerklichen Schattierungen ineinander über

'till body up to spirit works'. Daß es in dieser Welt Böses gibt, leugnet Milton nicht, folgerichtig ist aber auch der Ursprung des Bösen seiner Möglichkeit nach in Gott selbst: als er gewisse Teile seiner selbst den in ihnen schlummernden Mächten überließ, fand das Böse durch den freien Willen seinen Ausdruck. Was ist nun das Böse? Nicht etwa der Trieb an sich, denn er ist ebenso göttlich wie die Vernunft; böse kann also nur das Mißverhältnis zwischen beiden sein, die Herrschaft des Triebes. Der paradiesische Zustand war die vernünftige Harmonie (man denke an die berühmte Schilderung des Liebeslebens der ersten Menschen), der Sündenfall trat ein, als die Sinnlichkeit sich 'wider Adams besseres Wissen' die Herrschaft anmaßte.

Ich deute nur an, wie von hier aus sich Miltons Stellung zur Frau ergab: in der rechten Ehe ist der Mann der Vertreter der Vernunft, die Frau als Trägerin der Begierde ist ihm untertan; im Verhältnis der Geschlechter wiederholt sich also das innere Problem des einzelnen Menschen. Die Auffassung des Sündenfalls bestimmt wiederum die der Erlösung: diese muß das ursprüngliche Verhältnis von Vernunft und Begierde wiederherstellen, ist also eine neue Schöpfung. Ihr Sinnbild ist nicht der Kreuzestod, der bei Milton eine recht nebensächliche Rolle spielt, sondern vielmehr die Versuchung in der Wüste: das ist ja der Sieg der Vernunft über die Begierde und damit der Gegenstand des *Paradise Regained*. Die neue Schöpfung bedarf eines neuen Schöpfers: das ist Christus — er ist der Sohn, aber gewissermaßen in einer neuen Verkörperung. Wie im Sohn, dem Schöpfer, das Geschaffene, die Welt, enthalten ist, so sind in Christus, dem Erneuerer der Schöpfung, die Erwählten enthalten: die Welt ist der Leib des Sohnes, die Erwählten sind Christi mystischer Leib, er selbst ist 'the greater man'. Dadurch, daß wir in ihm eingepflanzt sind, dadurch, daß wir also so gut teilhaben an seiner Substanz wie an der des gefallenen Adam, ist uns die Wiedergeburt möglich, und zwar nicht erst seit dem Kreuzestode, sondern seit Ewigkeit her: immerdar ist in jedem Menschen das Drama des Falls und der Erlösung vor sich gegangen und wird vor sich gehen bis ans Ende der Tage.

Für die menschlichen Dinge ergibt sich aus der Tatsache der zweiten Schöpfung, der Wiedergeburt in Christo, das Recht auf Wiederherstellung des Zustandes vor dem Fall. Die Erwählten tragen ihr Gesetz in sich: sie sind frei. Sie brauchen nicht geistliche noch weltliche Bevormundung, kaum eine Regierung. Aber das Reich der Erwählten war doch eben zusammengebrochen? Milton hatte die Antwort bereit: was vom einzelnen gilt, besteht auch für die Völker zu Recht: sie tragen ihr Geschick in sich, haben die Freiheit der Wahl. Das englische Volk hat sich von der Leidenschaft beherrschen lassen, damit hat es sich der Knechtschaft überliefert. Das ist die Rechtfertigung von Gottes Wegen vor der Menschheit.

Schon aus dem Gesagten ergibt sich, daß Milton keiner war, der an Autorität glaubte: der Geist stand ihm allemal über der Schrift. Natürlich hat er sich in weitem Umfange auf die theologische Überlieferung gestützt, sie aber nie einfach übernommen, sondern stets von neuem durchdacht — auch was seiner Prüfung standhielt, was in den Kreis seiner Gedanken paßte, mußte sich manche merkwürdige Umbildung und Verbindung gefallen lassen. So wurde sein Dichten erst recht der ganz selbständige Ausdruck seines philosophischen Denkens — nicht in dem Sinn, daß er seine Philosophie und Theologie in Verse umgesetzt hätte, sondern so, daß er dem gewaltigen Stoff, in dem er ein Sinnbild seines eigenen Erlebens, des Schicksales seines Volkes und der Menschheit sah, als der gegenübertrat, der er in Sieg und Niederlage, in Hoffnung und Leid geworden war. Das zeigt sich deutlich im *Paradise Lost*: nicht die Bibel ist die eigentliche Grundlage, sondern Miltons eigene, nur in gewissem Anschluß an sie geschaffene Gedankenwelt, dazu ist das Gedicht die Übertragung seiner eigenen politischen und privaten Erfahrungen in den Mythus. Bekannt ist ja die falsche Lage, in die der Dichter eben dadurch seinem Thema gegenüber geriet: Satan, der stolze und leidenschaftliche gefallene Engel, der Ketzer, trägt Züge, die Milton nicht fremd sind. Aber er ist ja auch der Vertreter der Begierde, die in jedem Menschen wohnt, die an sich von Gott stammt und böse nur wird, insofern sie sich empört gegen die höhere Macht der Vernunft: mit gutem Recht konnte der Dichter ihm also vom eigenen Wesen etwas mitgeben. Aber Satan bleibt der Feind, ihm muß der Held gegenübergestellt werden. Wo ist der? Weder Gott noch der Messias noch Adam schaffen das eigentliche Gegengewicht, und doch ist es vorhanden. Der würdige Gegner Satans ist — Milton selbst. Er kämpft persönlich den Kampf gegen den Feind, gerade weil er Fleisch von seinem Fleisch ist: daher stammt der leidenschaftliche Hauch, die ergreifende Tiefe des Gedichts, daher ist das Epos selbstbiographisch wie die Streitschriften, ist ein lyrisches und psychologisches Drama.

Zu der Spiegelung der persönlichen Erfahrung gesellt sich die der politischen: unwillkürlich nahmen die Teufel die Züge der Freunde Cromwells, Satan auch etwas vom Protektor selbst an. Auch sie waren ja Rebellen, der Aufstand der Engel ein Bürgerkrieg — nicht als ob es sich etwa um Modelle, um so etwas wie ein Schlüsselgedicht handelte, aber die Lage riß den Dichter fort. Auch Cromwell hatte ein irdisches Reich statt der Gemeinschaft der Heiligen gründen wollen, hatte die Religion weltlichen Zwecken dienstbar gemacht — daß er seinen Leidenschaften gefolgt war und nicht der höheren Einsicht, war für Milton der innere Grund für den Zusammenbruch des Commonwealth. Und dabei war wiederum

ein geheimes Mitgefühl für Satan und die Seinen unvermeidlich: trotz alledem und alledem war Milton Cromwells Mann gewesen.

Paradise Regained faßt Miltons Ideen über die Erlösung zusammen; das Gedicht wäre eine reine Allegorie, wenn nicht die Charaktere Christi und Satans festgehalten wären. Jener steht für Erkenntnis und Vernunft, dieser für Leidenschaft; der Sieg im Turnier bedeutet die Wiederherstellung des Standes vor dem Sündenfall: die zweite Schöpfung. Wie sich die Wahl des Stoffes aus Miltons Gesamtanschauungen ergibt, ist schon dargelegt worden. Der *Samson Agonistes* endlich faßt nochmals alle Hauptthemen Miltons in einfacherer, menschlicher Form zusammen: Sündenfall durch die Frau, Triumph der Leidenschaft über die Vernunft, Wiedergeburt und Herstellung des 'Normalzustandes'.

Eine Art Anwendung und Bestätigung der gewonnenen Ergebnisse bringt die zweite kleinere Schrift desselben Verfassers, die englisch geschrieben ist: *Blake and Milton* (Bordeaux 1920). Saurat legt zunächst die merkwürdige Verwandtschaft der Persönlichkeiten dar: beide erfüllt von geistigem und geistlichem Stolz, beide tief religiös, aber für ihre Erlösung auf sich selbst vertrauend, und darum jeder einzelnen Religionsform abgeneigt. Ihr Stolz trieb sie zur Rechtfertigung ihrer Triebe, sie kennen nur einen Gradunterschied zwischen Seele und Leib, sind also Monisten; aber Milton erkannte die Leitung des Intellekts an, sein Stolz führte ihn zur Selbstbeherrschung — für Blake hat der Trieb das Recht auf Herrschaft, der Selbstbeherrschung steht bei ihm Selbstbehauptung (*self-assertion*) gegenüber. Blake hat Milton eifrig studiert, er sah in ihm ein poetisches Vorbild, daher finden sich bei ihm genug stoffliche Parallelen und Anklänge im Ausdruck. Aber nicht auf diese kommt es Saurat an, sondern auf eine Zusammenstellung der Gedankenwelten beider Dichter. Zusammenfasseud läßt sich sagen, daß Blake als ein Milton mit umgekehrtem Vorzeichen erscheint; sein Denken umkreist dieselben Gegenstände: im Mittelpunkt steht die Doppelseitigkeit des Menschen, die in Harmonie ausgeglichen werden muß; nicht Sache irgendwelchen Gesetzes ist dieser Ausgleich, sondern Sache des freien Einzelnen. Der Sündenfall ist die Störung der Harmonie, die freilich bei beiden gerade umgekehrt eintritt: those who restrain desire do so, because theirs is weak enough to be restrained, ist Blakes Lehre. Die Einzelheiten aufzuzählen, in welchen dieser polare Gegensatz auftritt, erübrigt sich; wesentlich ist, daß infolge dieser eigentümlichen Geistesverwandtschaft Milton etwas wie ein Schlüssel zu Blakes Geheimnissen ist, daß umgekehrt Blakes Auffassung der Wiedergeburt eine verdeutlichende Parallele zu dem Miltonschen Christus als dem Greater man liefert.

Berlin-Lichtenberg. Albert Ludwig.

Wirkliche oder scheinbare Entlehnungen aus Shakespeare's Dramen.

Wenn wir einen Gedanken oder einen Satz aus Shakespeare's Dramen bei einem späteren Dichter oder Schriftsteller wiederfinden, so stehen uns drei verschiedene Annahmen zur Verfügung: bewußte Nachahmung oder Übernahme, unbewußte Erinnerung, gleichlaufende Denkrichtung.

In einigen Fällen ist die Entscheidung einfach, in andren schwierig, in manchen wird sie zweifelhaft bleiben.

Ich erinnere daran, daß Max Müller 1898 gefunden zu haben glaubt, das bekannte Heine'sche Gedicht 'Ein Jüngling liebt ein Mädchen' sei im Wesentlichen eine Entlehnung aus einem indischen Dichter Bhartrihari, der im 7. Jahrh. n. Chr. gelebt. Später hat man genau dasselbe Motiv bei dem griechischen Dichter Moschos aus dem 3. Jahrh. v. Chr., ferner bei Horaz, endlich bei dem arabischen Dichter Ibn Kais aus dem 7. Jahrh. n. Chr. entdeckt. Entlehnung ist möglich, aber nicht mit Sicherheit zu beweisen. (Heinrich Weber, Deutsche Rundschau, Band C, 1899, S. 303.)

Vollständigkeit auf diesem Gebiete auch nur anzustreben übersteigt bei Weitem die Kraft des Einzelnen. Es würde mich freuen, wenn Ein' und der Andre diese anspruchslose Blüthenlese fortsetzen und erweitern wollte.

Einige Stellen sind auch angeführt, wo Shakespeare mittelbar oder unmittelbar aus älteren Schriftstellern geschöpft hat.[1]

Dagegen habe ich nicht beabsichtigt, etwa auf Shakespeare-Citate in neueren Romanen einzugehen; das wäre endlos und wenig anziehend. Man braucht übrigens nur bei Büchmann[2] nachzulesen, wie viele Sätze von Shakespeare bei uns zu geflügelten Worten geworden sind.

A. Tragoedien.

I. Romeo and Juliet.

1) II, II, 43, 44: What's in a name? that which we call a rose
By any other name would smell as sweet.

In Richard Wagner's Lohengrin (III, II)[3] sagt der Held, als er nach seinem Namen gefragt wurde:

Athmest du nicht mit mir die süßen Düfte? ...
Fraglos geb' ihrem Zauber ich mich hin.

---

[1] Und ferner einige Bemerkungen über Text und Deutung.
[2] Geflügelte Worte, Berlin 1903, 21. Aufl., S. 335—346.
[3] Ausgabe von Breitkopf & Härtel, Leipzig, S. 36.

2) II, III, 14: and yet all different. (Die Kräuter.)
Goethe, Metamorphose der Pflanzen: Keine gleichet der andren.

3) II, IV, 22: one, two and the third in your bosom.
Rostand, Cyrano von Bergerac: und bei dem 3. Verse stech' ich.

4) IV, III, 20 u. 58: Come, vial ...
this do I drink to thee.
Goethe, Faust I, 720 u. 735:
Nun komm herab krystallne reine Schale! ...
Der letzte Trunk sei nun dem Morgen zugebracht.

5) V, III, 163: ... drunk all and left no friendly drop.
Öfters nachgeahmt, z. B. in Tristan und Isolde von Richard Wagner (II, VI[1]): 'Mein die Hälfte!'

6) Zu I, 1, 238 vgl. Jahrbuch d. D. Sh. G. LVI, 1920, S. 100.

II. Julius Caesar.

7) I, II, 286: it was Greek to me.
Der Dichter erzielt mit diesen Worten eine große Wirkung. Wir wollen ihm nicht vorhalten, daß damals alle gebildete Römer Griechisch sprachen — sogar bei der Ermordung Caesar's einige der Verschworenen sowie Caesar selber. (Sueton: *καὶ σὺ τέκνον.*)

8) I, III, 93 fgd.:
Nor stony tower, nor walls of beaten brass ...
Can be retentive to the strength of spirit.
Goethe, Epimenides II, 6:
Pfeiler, Säulen kann man brechen,
Aber nicht ein freies Herz.

9) III, I, 228: Produce his body.
Plutarch (V, 693): *σώματος ἐκφορά* (*πρὸς ταφήν*).

10) Zu V, III, 21 vgl. Jahrbuch, 1920, S. 102.

III. Hamlet.

11) I, 2, 92: obsequious, — (almost) funereal, Herford.
Lat. exsequiae, Leichenbegängniß. Im mittelalt. Latein obsequiae für exsequiae. Davon (schon im 12. Jahrh.) franz. obsêques, wohl die Quelle für das engl.

12) I, 5, 58: I scent the morning air.
Goethe, Faust I, 4599: Meine Pferde schaudern, der Morgen dämmert auf.

13) II, III, 617: I have heard that guilty creatures sitting at a play ...
Die Kraniche des Ibycus waren schon zu Shakespeare's Zeiten den Gebildeten geläufig, — abgesehen von den eigentlichen Quellen (Plutarch. de loquac., Antholog. gr., Ausonius) — jedenfalls aus den Adagia des Erasmus, die zuerst 1500 zu

[1] Ausgabe von Breitkopf & Härtel, Leipzig, S. 24.

Paris und später recht häufig gedruckt wurden und für die Reformations-Zeit nicht blos Büchmann's geflügelte Worte vertraten, sondern sogar ein Hilfsbuch für den feineren (lat.) Stil darstellten. Um 1570 erschien ein handlicher Auszug, der einer großen Verbreitung sich erfreute und dessen Inhalt in weitere Kreise drang. (Ich besitze die Epitome adag. Erasmi ... Lips. 1696, welche, auf S. 853, die Geschichte von den Kranichen des Ibycus enthält.)

14) IV, III, 9: diseases desperate grown || By desperate appliance are relieved, || Or not at all.

Das erinnert an den Satz des Celsus (de medicina, II, c. 10): Satius est anceps auxilium experiri quam nullum. Celsus ist seit der ersten Drucklegung (1486) hochberühmt geworden; 20 Ausgaben sind bis 1608 erschienen. Seine Sätze konnten leicht in die nicht ärztliche Literatur, ja in die Unterhaltungen der Ärzte mit den Angehörigen der Kranken übergehen.

15) IV, V, 48: To morrow is Saint-Valentine's day ...

Vgl. Goethe, Faust I, 3682:

Was machst du mir
Vor Liebchens Thür ...

V, I, 36. Was Adam a gentleman?

Der Spruch, mit dem die Kommunisten des Wat Tylor 1381 loszogen, lautete:

When Adam dalf and Eve span,
Who was then the gentleman?[1]

Dieser Spruch war zu Shakespeare's Zeiten wohl bekannt.

Der deutsche Dichter Julius Wilhelm Zinkgref, der von 1611—1616 die Schweiz, Frankreich und England bereiste, kann ihn wohl gehört haben; in seinen 'Scharpsinnigen klugen Sprüchen der Teutschen oder Apophthegmata' (von 1626) finden wir den Satz:

Als Adam grub und Eva spann,
Wer war da ein Edelmann?

16) Zu V, 1, 220—240 vgl. Goethe's Röm. Eleg. X: Alexander u. Caesar ...

17) Conjectur. V, 2, 298: He's fat, and scant of breath.

Wohl besser hot. Vgl. IV, 3, 158, wo auf diese Scene hingewiesen wird: when in your motion you are hot and dry.

IV. Othello.

18) II, III, 329 fgd. Das Schienen eines Knochenbruches u. der dicke Callus, der sich an der Bruchstelle bildet, wird richtig beschrieben. Nun, das war seit den Griechen in der Wissenschaft und zu Sh.'s Zeiten wohl auch den gebildeten Laien geläufig.

---

[1] Diesen Text verdanke ich der Freundlichkeit meines hochverehrten Kollegen Prof. A. Brandl.

19) IV, II, 229: Mauritania. Sein Vaterland. Othello ist Maroccaner, nicht Neger.

Die Stellen, wo von seinem Aussehen die Rede, sind die folgenden: Rodr. I, I, 66: the thick lips. Jago I, I, 88: old black ram. Brab. I, II, 69: sooty bosom. Duke I, III, 291: black.

Jago II, III, 33. (Unwesentlich.) Othello III, III, 263: I am black; ferner III, III, 87.

In Merch. of V. erwähnt der Prinz von Marocco (II, I, 2) 'the shadow'd livery of the burnished sun'.

20) IV, III, 89: And pour our treasures into foreign laps.

Damit muß man vergleichen Goethe, Röm. Eleg. VI: Aber ihr Männer, ihr schüttet mit Eurer Kraft und Begierde || Auch die Liebe zugleich in den Umarmungen aus.

21) V, II, 2: Let me not name to you, you chaste Stars.

Schiller, Jungfrau v. O., IV, 1: Darf ich's der keuschen Sonne nennen?

22) V, II, 13: When I have plucked the rose.

Lessing, Emilia G., V, 7 u. 8: Eine Rose gebrochen.

V. Lear.

23) Goethe, Jubil. A. IV, 35: Ein alter Mann ist stets ein König Lear ... Was mit u. an dir liebte, litt, || Hat sich wo anders angehangen.

24) I, IV, 297: Hear, nature, hear; dear goddess, hear ...

Der Engländer Thomas Young (1773—1829), der in jungen Jahren als Hauslehrer (Tutor) eine sichere Kenntniß der klassischen Sprache sich aneignete und später durch seine Forschungen in der Physik und Physiologie einen unsterblichen Namen erworben, hat im 17. Lebensjahr König Lear's Verfluchung seiner ältesten Tochter in griechische Trimeter übersetzt:

Ἀλλ' ὦ νέμουσα τῶν βροτῶν κράτη Φύσις,
Ἄκουε δὴ νῦν τάσδε πατρῴας ἀρᾶς.
Ὦ δαῖμον, εἴγε προϊδὼν βλάστας ποτὲ
Ἐκ τοῦδε τέρατος ἐξανατήσειν τόκον,
Γνώμην μεταγνῶθ', ἐπεσάγουσ' ἀπαιδίαν ...

Vgl. m. Gesch. d. Augenh. § 459, S. 442.

Daß Shelley (Cenci, IV, 1) den Fluch nachgeahmt, ist ja bekannt.

25) IV, VI, 16: Hangs one that gathers samphire, dreadful trade.

Schiller, Tell IV, 3: Wildheuer ... Der über'm Abgrund weg das freie Gras || Abmähet ... Bei Gott, ein elend und erbärmlich Leben.

26) V, III, 165: But what art thou, || That hast the fortune on me?

Richard Wagner, Siegfried (S. 58, d. A. Mainz 1878): Fafner: Wer bist du, kühner Knabe, der das Herz mir traf?

VI. Macbeth.

27) III, I, 76: Know || That it was he in the times past which held you so under fortune.

Bekanntermaßen nachgeahmt von Schiller in Wallenstein's Tod, II, VI: 'Dem Herzog schreibt allein die Kränkung zu.'

28) IV, III, 217: He has no children.

He ist Malcolm. Aber Goethe hat das he auf Macbeth bezogen. Eckermann, Gespr. mit Goethe, h. v. Bernt I, S. 275 (vom 18. April 1825): 'Er hat keine Kinder! Diese Worte des Macduff kommen also mit denen der Lady Macbeth — ich habe Kinder aufgesäugt, I, II, 54 — in Widerspruch; aber das kümmert Shakespeare nicht. Ihm kommt es auf die Kraft der jedesmaligen Rede an, und so wie die Lady zum höchsten Nachdruck ihrer Worte sagen mußte: 'Ich habe Kinder aufgesäugt,' so mußte auch zu eben diesem Zwecke Macduff sagen: 'Er hat keine Kinder.'

Shakespeare's feine Charakteristik des thron-fordernden Jünglings, der jedes Opfer jedes Vasallen als selbstverständlich entgegennimmt, ist unsrem Goethe doch entgangen.

29) V, III, 23: My way of life is fall'n into the sear, the yellow leaf.

In Byron's letztem Gedicht[1] heißt es: My days are in the yellow leaf. Das ist ein höchst bemerkenswerther Anklang, vielleicht eine unbewußte Erinnerung, — den gelehrten Herausgebern der großen Ausgabe von B.'s Werken entgangen.

Vergleichen möchte ich auch eine Stelle aus Goethe's Werther (Jub.-A. XVI, S. 87, Z. 25 fgd.): Ja, es ist so. Wie die Natur sich zum Herbste neigt, wird es Herbst in mir und um mich her. Meine Blätter werden gelb, und schon sind die Blätter der benachbarten Bäume abgefallen.'

30) V, VIII, 1: Why should I play the Roman fool?

Vgl. Kleist, Prinz v. Homburg, II, X, 778: Mein Vetter Friedrich will den Brutus spielen. Doch ist hier der Sinn ein andrer, als bei Sh.

VII. Antony & Cl.

31) II, II, 7. Antonius beard.

Beiläufig möchte ich bemerken, — aber nicht, um den Dichter zu tadeln, wie kindische Pedanten es öfters gethan —, daß zur Zeit von Antonius und Augustus die vornehmen Römer keinen Bart trugen.

VIII. Coriolan.

32) III, I, 154: to jump a body with a dangerous physic. Vgl. Cels. (de und II c. 10): Satius est anceps remedium experiri, quam nullum. Siehe oben Nr. 14.

[1] On this day I complete my thirty-sixth years. Byron's Works 1860, Murray, S. 577.

33) IV, I, 26: 'Tis fond to wail inevitable strokes || As 'tis to laugh them.

Vgl. damit den (späteren) Ausspruch von Spinoza ... humanas actiones non ridere, non lugere ...

34) V, III, 132: a bolt || That should but rive an oak.

Goethe,[1] Prometheus: Bedecke Deinen Himmel, Zeus ... und übe ... an Eichen dich ...

(IX. Timon.)

35) Es verdient doch angemerkt zu werden, daß der Menschenfeind Timon nicht zuerst bei Plutarch (Marc. Anton. c. LXIX, c. LXX, und Alcib. I, 390) erwähnt wird, sondern schon fast ein halbes Jahrtausend früher, bei Aristophanes (Vögel, V. 1549; Lysistr., V. 809 fgd.); ebenso bei dessen Zeitgenossen Phrynichos (fr. 18). Antiphanes, einer der Dichter der mittleren Komödie, hat ein Lustspiel Timon verfaßt.

B. Komödien.

I. L. L. L.

36) V, II, 29: insanie. — Herford: probably a Holofernismus for madness. — Insania kommt in diesem Sinne bei Celsus (III, 18, 2) vor.

II. Comedy of Errors.

37) IV, I, 86: Herein you war against your reputation. Vgl. Figaro's Hochzeit, II. Akt.

III. Two gentlemen.

38) IV, I, 61: Are you content to be our general?

Vgl. Götz von Berlichingen, wo allerdings Nachahmung nicht vorliegt.

IV. Midsummer N. D.

39) III, III, 393: Turns into yellow gold his salt green streams.

Vgl. Byron, Anfang des 3. Gesanges vom Corsaren:

[The setting sun] ... over the hushed deep the yellow beam he throws,
Gilds the green wave, that trembles as it glows.

40) V, I, 10: The lover, all as frantic,
Sees Helen's beauty in a brow of Egypt.

Goethe's Faust I, 602: Du siehst, mit diesem Trank im Leibe || Bald Helena in jedem Weibe.

V. The Taming of the Shrew.

VI. The Merchant of Venice.

41) III, VI, 14:

How like a younker or a prodigal
The scarfed bark puts from the native bay ...

[1] Jub.-A. II, 59.

Vgl. Schiller,[1] Erwartung und Erfüllung:

In den Ocean schifft mit tausend Masten der Jüngling,
Still, auf gerettetem Boot, kehrt in den Hafen der Greis.

42) III, I, 72. If a Jew wrong a Christian, what is his humility? Revenge.

Herford fügt hinzu: humility, humanity[2] (which Shakespeare uses only in the sense of 'human nature'). Auch A. Schmidt bringt: humility, kindness, benevolence, humanity.

Aber der erstere gesteht zu (II, S. 207, zu IV, I, 128): Shak.'s Latin words are allways used with a conciousness of their derivation.

humilitas bedeutet doch Demuth, schon bei Cicero, und, als Tugend, bei lat. Kirchenschriftstellern. Das paßt an unsrer Stelle sehr gut, da humility parallel steht dem Worte sufferance in der folgenden Zeile, 74. Shylock ist ein gebildeter Jude. Er kennt das neue Testament (Barrabas IV, I, 296); also auch die Berg-Predigt (Matth. 5, 39): 'So dir Jemand einen Streich giebt auf deinen rechten Backen, dem biete den andren auch dar.' Er ist aber überzeugt, daß die Christen nach diesen Geboten nicht handeln.

Ein moderner engl. Roman-Schriftsteller scheint meine Ansicht zu theilen. (Philips, As in a looking glass: It is more advisable for me, to present the other cheek to be slapped and to continue in my usual rôle of Humility.)

Wir finden übrigens zahlreiche Stellen bei Shakespeare, wo humility Demuth bedeutet. Coriol. II, II, 250: The napless vesture of humility, und II, 3, 44: the gown of humility.

Henry the Fourth A, III, 2, 5: And dressed myself in such humility. II, 4, 6: the very base-string of humility. Henry the Fifth, III, 1, 4: As modest stilness and humility. Richard the III., II, 1, 72: I thank God for my humility.

VII. Merry Wives o. W.

43) II, II, 216: (Love) Pursuing that that flies, and flying what pursues.

Ähnliche Aussprüche finden wir bei Sappho, bei Kallimachos und — in Carmen.

Sappho: *ταχέως φιλήσει || κωὐκ ἐθέλοισ(αν).*

Kallimachos: *τὰ μὲν φεύγοντα διώκειν || οἶδε, τὰ δ᾽εὖ μέσσῳ κείμενα παραπετᾶται ⟨ἔρως⟩.*

Carmen X, 6: Liebst du mich nicht, Bin ich entflammt ...

---

[1] I, 256, Berlin 1877, G. Grote.

[2] humanitas bedeutet bei den Römern: 1. die Menschlichkeit, 2. die Menschenliebe, 3. die höhere Bildung. Die letztgenannte Bedeutung findet sich schon bei Cicero, dann besonders bei A. Gellius (noct. Att., 2. Jahrh. n. Chr.) und endlich wieder bei den Humanisten, z. B. bei Herrmann v. d. Busche 1518, in s. Vallum humanitatis. (Und schon früher.)

44) II, II, 321: and what they think in their hearts, they may effect; they will break their hearts, but they will effect.

Ähnlich Thoas in Goethe's Iphigenie (I, 3, V. 468): Wenn ihnen eine Lust im Busen brennt, || Hält vom Verräther sie kein heilig Band.

VIII. Twelfth Night.

45) II, IV, 52: in sad cypress let me be laid.

A. Schmidt: a cypress coffin.

Alt und merkwürdig ist der Ursprung dieser Sitte. Vgl. Thes. ling. lat. IV, S. 1437, 1909. Varro: pyras cypresso circumdari propter gravem ustrinae odorem. — Cypressus inferis consecrata. Das Holz galt auch für unzerstörbar und wurde darum zu Särgen benutzt.

46) V, I, 249: My father had a mole upon his brow.

Es ist immerhin interessant — für uns, ähnliche Erkennungs-Scenen aus altgriechischen Tragödien zu vergleichen.

Bei Äschylus, im Grabes-Opfer (V. 178, 205) vertraut Elektra auf die Ähnlichkeit der Haarfarbe an der gespendeten Locke, auf die Ähnlichkeit der Fuß-Spuren. Euripides (Elektra, 518, 529) kritisiert diese Kriterien und benutzt die Narbe an der Braue (561).

Vgl. noch Goethe's Iphigenie (V. 2082 fgd.):

> Sieh hier an seiner rechten Hand das Mal ...
> Dann überzeugt mich doppelt diese Schramme,
> die ihm hier || Die Augenbraue spaltet ...
> Soll ich Dir noch die Ähnlichkeit des Vaters,
> Soll ich das inn're Jauchzen meines Herzens
> Dir auch als Zeugen der Versichrung nennen?

IX. As you like it.

47) II, V, 2: I can suck melancholy out of a song.

Goethe, Faust I, 176 u. 177: Dann sauget jedes zärtliche Gemüthe || Aus Eurem Werk sich melanchol'sche Nahrung.

Diese Entlehnung ist sogar dem so genauen Scholiast Dünzer entgangen.

48) II, VII, 139: All the world's a stage.

Mit Shakespeare's komischer Darstellung der sieben Alter möchte ich die ernste von Solon über die zehn Jahr-Wochen des Lebens zusammenstellen. (Fragm. 27 [3], Graec. Lyric. Reliquiae, Lips. 1897, S. 42.)

49) III, II, 6: And in their bark my thoughts I'll character.

Dieser Gedanke ist alt, schon lange vor Shakespeare ausgesprochen; und dann, nach ihm, wieder erneut.

Vergil. ecl. 10, 53: tenerisque meos incidere amores || Arboribus.

W. Müller: Ich schnitt es gern in alle Rinden ein.

X. Much Ado about Nothing.

50) IV, I, 255: die to live.

Vgl. Goethe (Westöstl. Diwan[1]): Stirb' und werde, — das allerdings anders gemeint ist.

51) V, I, 35 u. 36: For there was never yet philosopher || That could endure the toothache patiently.

Hier werden wir natürlich erinnert an J. Kant, Von der Macht des Gemüths, durch den bloßen Vorsatz seiner krankhaften Gefühle Meister zu werden. (1798.)

XI. All's Well That Ends Well.

52) Der Name des Arztes Gerard von Narbonne, den Shakespeare, wie auch die Einkleidung der ganzen Geschichte, ja aus Boccaccio's Decamerone (III, 9) entnommen, ist ebenso fabelhaft, wie die Fistel-Krankheit des Königs von Frankreich, welche seine Kräfte völlig erschöpft, allen Heilversuchen der berühmtesten Ärzte widersteht und einerseits an die Wunde des Königs Amfortas aus der Gral-Sage, andrerseits an die des Philoktetes und des Telephos aus den griechischen Mythen erinnert. Die Schilderung der Fistel-Krankheit des Königs ist weit eindrucksvoller bei Shakespeare als bei Boccaccio; bei dem letzteren heißt es nur, von einem Gewächs auf der Brust des Königs, das schlecht behandelt worden, sei eine Fistel zurückgeblieben, die ihm viel Beschwerden und Schmerzen verursachte und bei allen Kur-Versuchen sich verschlimmert habe.[2]

53) I, I, 96: 'Twere all one || That I should love a bright particular star || And think to wed it.

Vgl. Goethe,[3] Trost in Thränen, Z. 21 fgd.:

> Ach nein, erwerben kann ich's nicht,
> Es steht mir gar zu fern.
> Es weilt so hoch, es blinkt so schön,
> Wie droben jener Stern.

54) III, IV, 4 fgd.: I am St. Jacques' pilgrim ... That barefoot plod I the cold ground upon.

Vgl. Schiller, Kabale und Liebe, am Schluß des 4. Aktes: weil ich nicht barfuß nach Loretto könne.

55) V, III, 271: This ring ... where did you buy it? or who gave it you?

Vgl. Richard Wagner, Götterdämmerung II: Wie mochtest du von ihm den Ring empfah'n?

---

[1] Buch des Sängers, letztes Lied. Jub.-A. V, S. 16, Z. 18.
[2] Vgl. m. Arbeit: Der Arzt bei Shakespeare. Berlin. Klin. W. 1921, Nr. 1.
[3] Jub.-A. I, S. 56.

XII. Measure for measure.

56) I, 2, 188: There is a prone and speechless dialect, || such as move men.

Herford: Prone is used with a suggestion of its Latin sense, to convey not only the ardour but the eager bending forward of an carnest suppliant.

Wem fällt hier nicht Ottilien's Gebärde ein, in Goethe's Wahlverwandtschaften I, Kap. 5[1]?

'Sie drückt die flachen Hände, die sie in die Höhe hebt, zusammen und führt sie gegen die Brust, indem sie sich nur ein wenig vorwärts neigt und den dringend Forschenden mit einem solchen Blick ansieht, daß er gern von allem absteht, was er verlangen oder wünschen möchte.'

Diese Worte Goethe's beruhen wohl auf feinster Beobachtung. Frau G. Elliot hat in ihrem berühmten Roman Daniel Deronda (1876) Goethe's Beschreibung sich angeeignet, — wie auch sonst manche Motive aus deutschen Romanen und Novellen, z. B. von Paul Heyse.

XIII. Troilus and Cr.

57) III, II, 194: And blind oblivion swallow'd cities up.

Vgl. Schiller, Braut von Messina I, 3, V. 385:

> Finstre Vergessenheit
> Breitet die dunkelnachtenden Schwingen
> Über ganzen Geschlechtern aus.

58) III, III, 178 u. 179: And give to dust that is a little gilt || More laud than gilt overdusted.

Nachgeahmt bei P. Heyse, Graf Königsmarck, II, 1: Überstäubtes Gold.

59) III, III, 311 u. 312: My mind is troubled like a fountain stirr'd; || And I myself see not the bottom of it.

Vgl. R. Wagner, Siegfried (gegen Ende) und Tannhäuser (II, 4)[2].

V, I, 28: discoveries.

Herford: Thersites probably means the rank abuses which disclosed themselves to his censorious eye in the Greek camp at large. Ich denke, nach dem unmittelbaren Zusammenhang bezieht sich preposterous discoveries (unnatürliche Neuerungen) auf masculine whore, die er mit entsprechenden Flüchen bedenkt.[3] (Vielleicht war die Paederastie für das damalige England eine verkehrte Neuerung.) Herford's Prüderie ist lästig — an vielen Stellen.

---

[1] Jub.-A. XXI, S. 48, Z. 27.

[2] S. 38 der Ausgabe von A. Fürstner, Berlin 1901.

[3] Der Arzt G. Cless hat dies schon erkannt. (Med. Blumenlese aus Shakespeare, Stuttgart 1865, S. 29.)

XIV. Cymbeline.
XV. The Winter's Tale.

61) I, II, 135: To say this boy were like to me.
Vgl. Schiller's Don Carlos IV, VII: Nein! Es ist dennoch meine Tochter.

62) I, II, 288: horsing foot on foot.
Vgl. Goethe, Faust II, 1 (V. 6342): Bei Tafel schwelgend füßle mit dem Lieben.

63) II, III, 1: Nor night nor day no rest.
'Keine Ruh' bei Tag und Nacht,' Anfang der Oper Don Giovanni.

64) II, 3, 102: His smiles.
Ein Neugeborenes lächelt nicht. (Zuerst der Säugling von 6—7 Wochen.)
Den gleichen Fehler bringt G. Freytag, die Ahnen, IV, X, Anfang; und Paul Heyse, Beppo, zu Ende.

65) V, II, 81: She had one eye declined for the loss of her husband, another elevated that the oracle was fullfilled.
Das kann wohl das Chamaeleon, aber kein Mensch, — außer, wenn der kühne Dichter es gebietet.

XVI. The Tempest.

66) Ariel (hebr. = Loewe Gottes) ist Name alt-testamentlicher Personen, auch von Jerusalem; bedeutete aber später einen Wasser-Geist.

67) IV, I, 156: We are such stuff || As dreams are made on.
Vgl. Pindar (Pyth. 8, 136): *Σκιᾶς ὄναρ ἄνθρωποι.*

68) V, I, 101: I drink the air before me and return || Or ere your pulse twice beat.
Vgl. Richard Wagner, Götterdämmerung II: Vom Brünhildenstein; dort sog ich den Athem ein, mit dem ich jetzt dich rief.

C. Historien.

I. King John.

69) Das Stück, welches jetzt bei uns nicht gegeben wird, ist von Goethe 1791 auf die Weimarer Bühne gebracht worden. Er selbst hat den Hubert gespielt, die Proben geleitet, der jungen Schauspielerin Elise Becker die Rolle des Arthur einstudiert und 1797, nach dem frühzeitigen Tode der begabten Künstlerin, ihr die herrliche Elegie Euphrosyne gewidmet. (Goethe, Jub.-A. I, 188 und 354; XXX, S. 13 u. 58.)
Herford hat dies mit keiner Silbe erwähnt.

70) III, IV, 34: Come, grin on me. (Death, — als Skelett vorgestellt.)

Goethe, Faust I, 664: Was grinsest Du mir hohler Schädel her?

71) V, VII, 26: To set a form upon that indigest || Which he has left so shapeless and so rude.

Vgl. Ovid, Metamorph. I, 7: Chaos, rudis indigestaque moles. Ovid's Metamorphosen waren ja ein Lieblingsbuch unsres Dichters.

II. King Richard the Second.

72) Zu der Zweikampf-Scene (I, III) vgl. Walther Scott's Ivanhoe und Richard Wagner's Lohengrin.

73) III, III, 199: they well deserve to have || That know the strong'st and surest way to get.

Man kann vergleichen Goethe, Faust II, V:

> Nur der verdienet Freiheit sich und Leben,
> Der täglich sie erobern muß.

74) V, I, 73: Let me unkiss the oath 'twixt thee and me.

Nachgeahmt von Richard Wagner, Walküre III (gegen Schluß): So küßt er die Gottheit von dir.

III. King Henry the Fourth, A. Anklänge.

75) V, I, 126: I would 't were bed-time.

Wellington bei Waterloo: Ich wollt', es wäre Abend ...

76) V, III, 93: Let each man do his best.

Nelson bei Trafalgar: England expects that every man will do his duty.

77) V, III, 74: I will embrace him with a soldiers arm.

Schiller: den Tod beherzt umarmen.

IV. King Henry the Fourth, B.

78) IV, IV, 39: give him line and scope, || Till that his passions, like a whale on ground, || Confound themselves with working.

Hierzu bemerkt Herford: The image was perhaps suggested by a vivid account in Holinshed of the stranding of 'a monstrous fish or whale' in Kent.

Ich meine, daß der Dichter hier die damalige Art des Wallfisch-Fanges vor Augen hatte. Die Harpune wurde von einem kleinen Boot aus abgeschossen auf den Wallfisch. Die an der Harpune befestigte Leine mußte man recht leicht auf der Haspel abrollen lassen (give him line and scope), damit der sofort nach der Verwundung in die Tiefe schießende Wallfisch das Boot nicht mit herabziehe. Wenn das Thier in der Tiefe (on ground) sich abgearbeitet (working), kam es wieder an die Oberfläche und wurde nun vollends überwältigt. Wir haben zeitgenössische Beschreibungen von dieser Art des Fanges; eine (aus dem 17. Jahrh.) habe ich gelesen.

Von England gingen schon 1598 Schiffe auf den Wallfisch-Fang aus.

79) V, II, 46: This is the English, not the Turkish court.

H. v. Kleist, Prinz von Homburg V, II (V. 1412): Wenn ich der Dey von Tunis wäre ...

IV. King Richard the Third.

80) I, 1, 1:

Now is the winter of our discontent
Made glorious summer by this sun of York.

Richard Wagner, Walküre I: Winterstürme wichen dem Wonnemond.

81) I, II, 175: Lo, here I lend this sharp pointed sword.

Vgl. R. Wagner, Tristan und Isolde (I, VI) ... Nimm das Schwert, und führ' es sicher und fest ...

82) III, II, 16. If presently you will take horse with him.

Vgl. Goethe, Egmont (II, gegen Ende):[1] Laß dich überreden! Geh mit!

83) IV, IV, 97: Decline all this and see what now thou art.

Richard Wagner, Walküre (III)[2]: Was jetzt du bist, das sage dir selbst.

(V. King Henry the Eight.)

84) IV, II, 45: their virtues || We write in water.

Goethe,[3] Am Flusse: Ihr war't in Wasser eingeschrieben. So fließt denn auch mit ihm dahin.

Schluß-Bemerkung.

Also Goethe, Schiller, Kleist, Richard Wagner kommen hauptsächlich in Betracht.

a) Daß wir bei Goethe so zahlreiche Reflexe aus Shakespeare finden, ist leicht erklärlich; hat er doch das Bekenntniß ausgesprochen:[4]

Lida! Glück der nächsten Nähe,
William! Stern der schönsten Höhe,
Euch verdank' ich, was ich bin.

Und über Entlehnungen, die er ja meistens nach seiner Art verarbeitet, äußert er sich unbefangen:[5]

Ich habe niemals danach gefragt,
Von welchen Schnepfen und Fasanen,
Kapaunen und Welschhahnen
Ich mein Bäuchlein han gemästet.

---

[1] Jub.-A. XI, S. 280, Z. 17.
[2] Ausg. Mainz 1876, B. Schott's S., S. 72.
[3] Jub.-A. I, S. 40. (Vom Jahre 1770.)
[4] Ebendas. II, S. 219.
[5] Jub.-A. II, 153.

So bei Pythagoras, bei den Besten,
Saß ich unter zufriedenen Gästen.
Ihr Frohmal hab ich unverdrossen
Niemals bestohlen, immer genossen.[1]

b) Daß der Dramatiker Schiller öfters an Shakespeare sich erinnert, können wir leicht verstehen. Er hat ja auch den Macbeth übersetzt oder dichterisch bearbeitet.

c) Von H. v. Kleist, dem größten deutschen Dramatiker nach Schiller, erklärt sein Herausgeber Erich Schmidt:[2] 'So mögen uns seine späteren Schöpfungen sagen, daß er seinen Shakespeare und seinen Schiller im Kopfe hat ...'.

d) Sehr bemerkenswerth scheint mir, daß Richard Wagner so vielfach an Shakespeare sich angelehnt. Übrigens hat er ja Shakespeare's Maß für Maß zu seiner Jugend-Oper 'das Liebes-Verbot' (1834) umgedichtet, deren Text von Eugen Kilian[3] ganz besonders gelobt wird.

---

[1] Vgl. auch Gespräche mit Goethe von Eckermann (h. v. Fr. Bernt), S. 74, S. 338 u. S. 68 des Anhangs.

[2] Ausg. des Bibliogr. Instituts I, S. 31.

[3] Vgl. Sh.-Jahrb. 1920, S. 61, Eugen Kilian.

Berlin, 1921. Julius Hirschberg.

Tierepik und Volksüberlieferung.[1]

Die Frage, wie die Tierepik des Mittelalters entstanden ist, ist im Laufe des 19. Jahrhunderts viel erörtert worden, und es sind besonders zwei, ziemlich entgegengesetzte Antworten gegeben worden. Die eine Ansicht schreibt den Tierepen volkstümlichen Ursprung zu: da es viele moderne Volksüberlieferungen gibt, die von Tieren berichten und den Erzählungen der Epen inhaltlich nahe stehen, glaubte man in diesen Tiermärchen die Quelle der literarischen Fassungen sehen zu dürfen. Diese Auffassung ist von Jakob Grimm in seinem *Reinhart Fuchs* 1834 begründet und im Jahre 1892 von Léopold Sudre in seinem Buche *Les sources du Roman de Renart* mit reichem volkskundlichem Material neu gestützt worden. Die andere Ansicht ging von der Tatsache aus, daß in den Tierepen einige äsopische Fabeln ihrem Stoffe nach verarbeitet vorliegen, und hielt daher diese Epen für rein literarische Erzeugnisse, die durch die Fabeldichtung, zum Teil auch durch die geistliche Dichtung des Mittelalters angeregt worden und jedenfalls gelehrten Ursprungs wären. Als Vertreter dieser Auffassung sind etwa zu nennen Paulin Paris,[2] K. Müllenhoff[3] und E. Voigt.[4] Auf Sudres Ergebnissen fußend, haben dann in den Jahren 1894/95 fast gleichzeitig Gaston Paris[5] und K. Voretzsch[6] die Kontroverse zu einem gewissen Abschluß gebracht, indem sie auch der Gegenseite einige notwendige Zugeständnisse gemacht haben: nach ihrer Ansicht liegen in großen Teilen des mittellateinischen *Ysengrimus* sowie in zahlreichen Branchen des *R(oman de) R(enart)* und dem damit eng verwandten hochdeutschen *Reinhart Fuchs* aus dem Volksmunde stammende Erzählungen vor, die überwiegend eigentliche Tiermärchen sind, woneben bisweilen auch literarische Fabeln, die ins Volk gedrungen waren, verarbeitet worden sind; aber auch an rein literarischen Zusammenhängen fehlt es nicht, indem sowohl der *Ysengrimus* als auch besonders jüngere Branchen des *RR* bisweilen aus Fabeln und anderen literarischen Texten des Mittelalters direkt geschöpft haben.

Nun hat neuerdings L. Foulet in seinem Buche *Le Roman de Renard* (Paris 1914) die von P. Paris vertretene Auffassung zu

---

[1] Vortrag, gehalten am 28. September 1921 auf der 53. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner zu Jena.

[2] *Les aventures de Maître Renard*, Paris 1861, S. 346.

[3] *Zeitschr. f. deutsch. Altertum* XVIII, 1875, S. 1—9.

[4] *Ysengrimus*, Halle 1884, S. LXXVIII—XCI.

[5] Im *Journal des Savants*, wiederabgedruckt in G. Paris, *Mélanges de littérature française du moyen âge*, p. p. Mario Roques, Paris 1912, S. 337 bis 423.

[6] *Preußische Jahrbücher* Bd. 80, 1895, S. 417—484.

erneuern versucht. Er leugnet daher, daß es mündlich verbreitete Tiermärchen vor dem *RR* gegeben habe, und bemüht sich, für alle Branchen des Romans literarische Quellen zu ermitteln; die älteren Branchen sollen den *Ysengrimus* und einige andere mittellateinische Texte verwertet haben, während die jüngeren Branchen in der Regel die älteren nachgeahmt hätten. Gegen dieses Resultat ist zunächst einzuwenden, daß die Methode, mit der diese Einzelnachweise geführt werden, zu vielen philologischen Bedenken Anlaß gibt, und ich habe in meiner Besprechung des Fouletschen Buches[1] in diesem Sinne mancherlei dagegen vorzubringen gefunden. Daneben ist aber wichtig, zu bemerken, daß auch eine Reihe mehr prinzipieller Punkte vorhanden ist, die für die Herleitung mancher Episoden des *RR* aus mündlicher Überlieferung sprechen, mit denen F. sich aber entweder überhaupt nicht oder doch nicht hinreichend auseinandergesetzt hat. Im folgenden sollen daher einmal alle Argumente, die mir in diesem Zusammenhang beweiskräftig erscheinen, einer zusammenfassenden Betrachtung unterzogen werden.

Wenn wir den Anzeichen nachgehen, die in den Tierepen auf die Existenz von Volksüberlieferungen hindeuten, so wäre zunächst darauf hinzuweisen, daß die Epen selbst sich bisweilen auf mündliche Überlieferung berufen. So schon der *Ysengrimus*; wenn wir vielleicht auch mehr formelhafte Wendungen wie *fertur* oder *dicunt* besser beiseitelassen, da sie nicht ganz eindeutig sind, so begegnen daneben aber umständlichere Ausdrücke, wie z. B. *fama fatetur* oder *rumor ubique refert*, bei deren Verwendung der Dichter doch offenbar an den Volksmund gedacht hat.[2] Auch in einzelnen Branchen des *RR* finden sich ähnliche Hinweise, indem z. B. ein Dichter bemerkt, die Geschichte, die er berichtet, wäre ihm von einem alten Manne erzählt worden.[3] Natürlich darf eine solche Stelle vorsichtigerweise nur für die betreffende Branche verwertet werden, dürfte da aber auch wirklich beweisend sein; denn die

[1] In dieser Zeitschrift Bd. 143, S. 149—154.

[2] Vgl. Voigt, *Ysengrimus*, S. LXXXVI.

[3] S. die Zusammenstellung bei Voretzsch, *Zeitschr. f. rom. Phil.* XVI, 1892, S. 26; es handelt sich vor allem um die beiden Stellen *RR* IX 7 ff. und XXII 11—12, während die dritte (X 4—5) in ihrer Interpretation nicht so sicher ist. Man könnte ferner hierher rechnen die Stelle I 4 ff., wo der Dichter dieser Branche dem Perrot den Vorwurf macht, er *lessa le meus de sa matere: Car il entroblia le plet* ... usw.; aus diesen Worten geht doch deutlich hervor, daß der Dichter den Stoff als etwas Bekanntes ansieht, das auch ein anderer als er hätte in Verse bringen können. Noch deutlicher weist XXV 13 (*Tout cil qui en content sans rime*) auf das Vorhandensein mündlicher Überlieferung hin, wenn dies Zeugnis auch wegen seines verhältnismäßig jungen Datums von geringerem Wert ist. Auch Vers 22 von Br. IV (*et bien oï dire l'arez*), der freilich nicht ganz eindeutig ist, könnte auf mündliche Überlieferung bezogen werden.

Auffassung als konventionelle Wendung etwa ist nicht wohl angängig: wenn die altfranzösischen Dichter sich auch gern auf fingierte Vorlagen berufen, so handelt es sich in solchen Fällen wohl ausnahmslos um schriftliche Quellen, durch die sie ihre Erzählung als authentisch hinstellen wollen — mit der Anführung einer so unbestimmten mündlichen Quelle würde aber gerade die gegenteilige Wirkung erzielt werden, darum werden wir nicht zweifeln dürfen, daß die Dichter an solchen Stellen die Wahrheit sagen, d. h. daß sie ihre Stoffe wirklich aus mündlicher Überlieferung geschöpft haben.

Ein zweites Argument wird geliefert durch einige Namen, die die Tiere in den Epen tragen. Bekanntlich führen sie neben ihrer Gattungsbezeichnung (Wolf, Fuchs, Rabe) auch feste Eigennamen. Bei diesen handelt es sich zum Teil um Elemente der gewöhnlichen Sprache, wie *Chantecler* für den Hahn, *Noble* für den Löwen; es liegt auf der Hand, daß derartige Namen schließlich zu jeder Zeit und an jedem Ort hätten erfunden werden können, für die Herkunft der betreffenden Überlieferungen also nichts beweisen. Daneben stehen aber Namen, die von Personen (Männern und Frauen) her auf die Tiere übertragen sind: so *Renart* oder *Isengrin*, *Tibert* für den Kater, *Hersent* für die Wölfin; und zwar handelt es sich dabei durchaus um Personennamen germanischen Ursprungs. Das ist an sich nicht weiter auffällig, da ja die im Mittelalter in Frankreich gebräuchlichen Personennamen ganz überwiegend germanisch waren und darum gerade solche Namen auch leicht den Tieren gegeben werden konnten. Jedoch ist von Bedeutung, daß unter diesen Tiernamen verschiedene begegnen, die als Personennamen zwar in Deutschland vorkommen, aber in Frankreich wenig oder gar nicht gebräuchlich waren, so z. B. *Isengrin* und *Tibert*.[1] Diese Namen können also nur auf deutschem Sprachgebiet auf die entsprechenden Tiere übertragen und müssen von dort nach Frankreich gekommen sein; auch sind die Namen keineswegs zu allen Zeiten für Personen gebräuchlich gewesen, so z. B. findet sich *Isengrim* speziell in Oberdeutschland, und zwar vom 8. bis ins 11. Jahrhundert.[2] Wie ist nun von diesem räumlich und oft auch zeitlich entfernten Geltungsbereich die Brücke zu unseren Epen des 12. Jahrhunderts zu schlagen? G. Paris[3] hatte ein verlorenes lateinisches Tiergedicht des 10. Jahrhunderts angenommen, das auf einem Grenzgebiet zwischen Deutschland und Frankreich entstanden sein und so die Vermittlung gebildet haben

[1] G. Paris, *Mélanges* S. 366 verweist noch auf *Brun*, *Grimbert*, *Tiécelin*, die ebenfalls in Frankreich unbekannt waren.

[2] S. E. Förstemann, *Altdeutsches Namenbuch* Bd. I, 2. Aufl., Bonn 1900, Sp. 976 und G. Paris, *Mélanges* S. 367, Anm. 2.

[3] *Mélanges* S. 367—368.

sollte; diese Annahme ist aber allgemein abgelehnt worden,[1] da von einem lateinischen Tierepos aus so früher Zeit nicht die mindeste Spur zu entdecken ist. Auch sonst ist nicht das mindeste von schriftlich aufgezeichneten Tiergeschichten bekannt, die diese Vermittlerrolle gespielt haben könnten; daß es sich auch nicht etwa um die Neuerung eines bestimmten Autors handelt, der sich die Namen von überallher zusammengesucht haben müßte, dafür spricht im besonderen noch die Tatsache, daß diese Verwendung von Personennamen für Tiere, die auch bei vielen anderen Völkern nachweisbar ist,[2] stets als durchaus volkstümlicher Gebrauch erscheint.[3] Es bleibt also als einzige Möglichkeit übrig, daß jene Namen bei der mündlichen Fortpflanzung von Tiermärchen mit diesen zusammen nach Frankreich gewandert sind. Dieser Schluß wird bestätigt durch das älteste Zeugnis, das wir für das Vorkommen eines solchen Tiernamens besitzen,[4] und das uns lehrt, daß der Name Isengrin für den Wolf schon zu Anfang des 12. Jahrhunderts im Volke bekannt war.[5] Nur so erscheint auch die Tatsache, daß die Tiere ihre Namen bereits im *Ysengrimus* wie etwas durchaus Geläufiges und Selbstverständliches führen, als recht verständlich; ebenso steht es mit dem *RR*: die Dichter auch der ältesten Branchen halten gar nicht für nötig, ihren Hörern zu sagen, wer *Renart* und wer *Isengrin* ist.[6] Sie würden dies kaum haben wagen dürfen, wenn sie nicht bestimmt darauf rechnen konnten, daß das Publikum von vornherein über die Hauptthelden Bescheid wußte, d. h. daß Tierüberlieferungen im Volke umliefen.

Ein weiteres Kriterium gewinnen wir, wenn wir die Frage nach der Herkunft der Stoffe ins Auge fassen. Foulet hat den *RR* zu einem erheblichen Teil auf den *Ysengrimus* zurückzuführen gesucht; selbst wenn man dem zustimmen könnte (es sind schwerwiegende Bedenken dagegen geltend zu machen), erhöbe sich dann aber die weitere Frage, wo denn der Dichter des *Ysengrimus* seine Tiergeschichten her haben mag. Foulet läßt diesen Punkt völlig außer Betracht. Gewiß mag der Magister Nivardus einiges aus

---

[1] Vgl. besonders Voretzsch, *Zeitschr. f. rom. Phil.* XX, 1896, S. 421—2; Foulet S. 11.

[2] S. G. Paris, *Mélanges* S. 369; Voretzsch, *Preuß. Jahrb.* 80, S. 464 und *Zeitschr.* XX 422—3.

[3] Wie wäre der lateinisch schreibende Magister Nivardus sonst auch dazu gekommen, die für seinen *Ysengrimus* benötigten neuen Tiernamen nur zum kleineren Teil aus antiken Elementen, überwiegend aber aus germanischen Wortstämmen zu bilden?

[4] Die bekannte Stelle aus Guibert von Nogent, vom Jahre 1112.

[5] Diese Auffassung scheint mir durch Foulets Einwände (*Roman de Renard* S. 89) nicht im mindesten erschüttert zu sein.

[6] Belege hierfür und für anderweitige Fälle dieser Art s. bei H. Büttner, *Der Reinhart Fuchs und seine französische Quelle*, Straßburg 1891, S. 42—43. Die Erklärung, die Foulet (S. 213—4) hierfür gibt, leuchtet nicht recht ein.

schriftlichen Vorlagen entnommen haben, sei es aus der noch älteren mittellateinischen Tierdichtung, sei es aus Fabeln antiken Ursprungs;[1] aber der weitaus überwiegende Teil der im *Ysengrimus* zusammengebrachten Tierschwänke kann deren eigentlichem Kern nach nicht aus solchen Quellen hergeleitet werden.[2] Das gilt in erster Linie von den Episoden, zu denen außerhalb der Tierepen keine oder wenigstens keine älteren schriftlichen Parallelen bekannt und die sonst nur in volkstümlicher Überlieferung nachweisbar sind. So findet man z. B. zu den Geschichten vom Bachenabenteuer (*Ys.* I 1—528),[3] vom Fischfang des Wolfes auf dem Eise (I 529 — II 158),[4] von der Feldmessung (II 159—688),[5] von der Wallfahrt der Tiere (IV 1—810),[6] vom Fuchs in der Wolfshöhle und der Schändung der Wölfin (V 705—828),[7] vom Wolf im Klosterkeller (V 821 bis 1128),[8] vom Rachensprung des Widders (VI 1—332)[5] und vom Schwur auf das Wolfseisen (VI 349—550)[9] näher verwandte Versionen, abgesehen von jüngeren literarischen Fassungen, lediglich in modernen Tiermärchen. Die Herleitung aus mündlicher Tradition bleibt darum die einzige Möglichkeit. Selbst wenn man, um eine schriftliche Vorlage zu gewinnen, verlorene literarische Darstellungen, die älter als der *Ysengrimus* wären, ansetzen wollte, würde man bei der Frage nach der Herkunft dieser Vorlagen doch wieder auf die Tiermärchen als Quelle angewiesen sein. — Ganz ähnliche Verhältnisse haben wir bisweilen im *RR*; auch da gibt es Episoden, die weder im *Ysengrimus* überliefert, noch aus sonstigen literarischen Denkmälern bekannt sind. Es ist in diesen Fällen gewiß nicht ausgeschlossen, daß einer der Dichter selbst einmal ein Abenteuer erfunden hat, aber besonders wahrscheinlich ist dies bei den älteren Branchen im allgemeinen kaum,[10] so

[1] Auf einen solchen Fall (die Beuteteilung des Löwen betr., *Ys.* VI 133 bis 348), den G. Paris (*Mélanges*, S. 398—400) allerdings wohl mit Recht anders beurteilt, weist Sudre S. 132 hin.

[2] So urteilen, allerdings ohne näheres Eingehen auf die Quellenfrage, auch Voigt (*Ysengrimus* S. LXXVI—VII) und K. Reißenberger, *Reinhart Fuchs*, 2. Aufl., Halle 1908 (Altdeutsche Textbibliothek Nr. 7), S. 14.

[3] Vgl. Voretzsch, *Zeitschr. f. rom. Phil.* XV, 1891, S. 164; Sudre S. 132 bis 134.

[4] Vgl. Voretzsch, *Zeitschr.* XV 348; Sudre S. 159 ff.

[5] Sudre S. 337—8.

[6] Sudre S. 210—8; A. Aarne, *Die Tiere auf der Wanderschaft*, Hamina 1913 (FF Communications Nr. 11).

[7] Voretzsch, *Zeitschr.* XV 367—8; Sudre 154 ff., 143 ff.

[8] Voretzsch, *Zeitschr.* XV 172—3; O. Dähnhardt, *Natursagen* Bd. IV, 2. Teil, Leipzig 1912, S. 233—5.

[9] Voretzsch, *Zeitschr.* XV 179—80.

[10] Die jüngeren Branchen zeigen allerdings eine starke Zunahme der auf freier Erfindung beruhenden Abenteuer, doch tragen diese Abschnitte einen wesentlich anderen Charakter; derartige Fälle s. z. B. bei Sudre S. 259, 268 und bei G. Paris, *Mélanges* S. 394—6, 418—9.

daß sogar Foulet bisweilen an mündliche Grundlage denkt.[1] Völlig ausgeschlossen erscheint der Gedanke an freie Erfindung vor allem dann, wenn wieder Parallelen aus Tiermärchen bekannt sind, wie z. B. in der Episode vom gelbgefärbten Fuchs (Branche I[b]),[2] dem Fischdiebstahl vom Wagen (III 1—146),[3] von Esel Timer und den Füchsen (IX 1640—1866)[4] von Renart und dem Sperling Droïn (XI 761—930) und von Droïn und dem Hunde Morhout (XI 931—1348).[5]

Allerdings muß hier noch auf einen Einwand prinzipieller Art mit einem Worte eingegangen werden: man könnte nämlich fragen, ob der Zusammenhang nicht doch auch umgekehrt sein könnte, daß also (wie Foulet[6] es tatsächlich annimmt) der literarische Text, wo er nun auch herstammen mag, zum Ausgangspunkt einer mündlichen Tradition geworden wäre. Dazu ist zu sagen, daß derartiges an sich gewiß möglich, aber nur in seltenen Fällen wahrscheinlich zu machen oder gar nachzuweisen ist; besonders in älterer Zeit kann, nach allem, was man bisher beobachtet hat, eine solche Entwicklung im allgemeinen nicht als naheliegend gelten und darf daher auch in einem Einzelfall nicht ohne zwingende Gründe angenommen werden.[7] Dagegen haben in der Gegenwart literarische Texte, die gedruckt vorliegen, bisweilen wirklich traditionsbildende Kraft bewiesen, wie etwa die Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm.[8] Was die Tierschwänke des *RR* betrifft, so liegt, von bestimmten Fällen abgesehen, nicht die mindeste Veranlassung vor, die modernen Tiermärchen auf jene zurückzuführen;[9] schon die eine Beobachtung muß zur Vorsicht mahnen, daß die Eigennamen, die für die Tiere der Epen so charakteristisch sind, in der modernen Volksüberlieferung nirgends nachweisbar sind.[10]

Immerhin ist zuzugeben, daß ein solches summarisches Schlußverfahren, wie wir es vorher angewendet haben, noch nicht ge-

[1] Foulet, *Roman de Renard* S. 318, 537.

[2] Sudre S. 255—8; Voretzsch, *Preuß. Jahrb.* Bd. 80, S. 438—9.

[3] Sudre S. 169, 176; Dähnhardt IV 225—230.

[4] Sudre S. 198—200; Dähnhardt IV 236.

[5] Sudre S. 304—310; K. Reißenberger (*Des hundes nôt*), in *Xenia Austriaca*, Wien 1893, II. Abt., S. 1—18.

[6] *Roman de Renard* S. 536—563.

[7] Vgl. Aarne, *Vergleichende Märchenforschungen*, Helsingfors 1908 (Mémoires de la Société finno-ougrienne, XXV), S. 78, 134, 191—193. — Beispiele solcher Abhängigkeit mündlicher Fassungen von literarischen Texten älterer Zeit (besonders *1001 Nacht*) s. bei Aarne, a. a. O. S. 64—7 und bei Aarne, *Der tiersprachenkundige Mann*, Hamina 1914 (FF Communications Nr. 15), S. 70, 73.

[8] Aarne, *Vergleichende Märchenforschungen* S. 192 und *Die Tiere auf der Wanderschaft* S. 105.

[9] Wegen eines jener Ausnahmefälle s. Voretzsch, *Zeitschr.* XVI 14; Dähnhardt IV 231.

[10] Hierauf weist G. Paris, *Mélanges* S. 370 hin.

nügende methodische Sicherheit gewährt und darum ergänzt und vertieft werden muß durch besondere Beweismittel: diese ergeben sich aus einer Untersuchung des inneren Verhältnisses, in dem die mittelalterlichen Tiergeschichten zu den entsprechenden Märchen der Gegenwart stehen. Wenn man nämlich die epische Fassung mit den übrigen Versionen der Geschichte eingehend, und zwar Zug um Zug vergleicht, so kommt man oft genug zu einem sicheren Urteil über die Stellung, die diese Fassung im Rahmen der sonstigen Überlieferung einnimmt. Es handelt sich hier um ein Verfahren, das übrigens auch in den bisher noch nicht berührten Fällen gute Dienste leistet, wo neben Tiermärchen auch literarische Texte alter Zeit als Quellen in Betracht kommen und also zu ermitteln wäre, zu welcher Version sich der in dem Tierepos vorliegende Bericht stellt. Bei solchen Untersuchungen müssen allerdings die üblichen Mittel philologischer Kritik den Volksüberlieferungen gegenüber eine besondere Zuspitzung erfahren, an der z. B. Sudre, dessen folkloristisches Material auch vielfach noch dürftig war, es etwas hatte fehlen lassen.[1] Hier zeigen in neuester Zeit die märchenvergleichenden Arbeiten Antti Aarnes, daß man mit einer hinreichend ausgebildeten Methode[2] und einem reichhaltigen Variantenmaterial in der Schwank- und Märchenforschung zu eindeutigen Resultaten gelangen kann. Zufällig befindet sich unter den bisher von Aarne untersuchten Stoffen auch ein Tiermärchen, mit dem sich die schon oben S. 227, Anm. 6 zitierte Schrift *Die Tiere auf der Wanderschaft* befaßt. Ich muß mich darauf beschränken, an diesem Beispiel — eine derartige Untersuchung müßte natürlich für jede einzelne Episode der Tierepen besonders angestellt werden — zu zeigen, daß auch auf solchem Wege wichtige Anhaltspunkte für die Abhängigkeit der Tierepen von den Volksüberlieferungen zu gewinnen sind.

Der in Rede stehende Märchenstoff (besonders bekannt in der Grimmschen Fassung: Die Bremer Stadtmusikanten)[3] ist sowohl im *Ysengrimus* als auch im *RR* enthalten[4] und zeigt da etwa folgende Form: Der Fuchs unternimmt mit einigen anderen Tieren zusammen eine Pilgerfahrt; unterwegs kehren sie in einem Hause ein, das sie leer finden, um dort zu übernachten, werden von Isengrim (resp. Primaut im *RR*) überrascht, es gelingt ihnen aber, ihn zu verjagen. Während er nun andere Wölfe zur Hilfe herbeiholt,

[1] Auch in der weiteren Hinsicht lassen Sudres Darlegungen bisweilen zu wünschen übrig, als er bei der Quellenuntersuchung des *RR* nicht immer streng genug scheidet zwischen unmittelbarer Quelle und letztem Ursprung des Stoffes.

[2] S. A. Aarne, *Leitfaden der vergleichenden Märchenforschung*. Hamina 1913 (FF Communications Nr. 13).

[3] *Kinder- und Hausmärchen* Nr. 27.

[4] *Ys.* IV 1—810; *RR* VIII 165—468.

retten sich die Tiere aufs Dach oder auf einen Baum; eins von ihnen vermag sich dort nicht zu halten, stürzt herab und erschlägt im Fallen einige Wölfe, die übrigen entlaufen. — Hält man nun neben diesen Bericht die modernen Tiermärchen, so ergibt sich, daß die beiden mittelalterlichen Fassungen im Vergleich zu der Gesamtheit der anderen Versionen in verschiedener Hinsicht unursprünglich sind; besonders die zweite Verjagung der Wölfe (durch ein herabstürzendes Tier) hat von Haus aus nichts mit dem Thema zu tun, ist vielmehr ein Zug aus einem ganz anderen Märchen,[1] der sich in unseren beiden Fassungen mit dem eigentlichen Stoff verbunden hat. Es liegt darin also eine zweifellos sekundäre, räumlich und zeitlich eng begrenzte Form der Erzählung vor, die sonst nicht zu belegen ist.[2] Damit ist erwiesen, daß das Volksmärchen an sich das primäre ist, und die einzige Möglichkeit, den Zusammenhang unserer beiden literarischen Fassungen mit den aus dem Volksmund gesammelten Versionen zu erklären, ist die Annahme, daß das Märchen einmal von seinem Entstehungsgebiet, dem östlichen Mitteleuropa,[3] nach Westen gewandert ist und dabei vorübergehend[4] die besonderen Änderungen seiner Gestalt erlitten hat, die unsere beiden Tierepen aufbewahrt haben.

Wir sind also durch diese innere Vergleichung der in Rede stehenden Episode unserer Epen mit den modernen Tiermärchen zu dem Resultat geführt worden, daß der Stoff aus mündlicher Überlieferung stammen muß. Im besonderen ist als zweifellos anzusehen, daß der ältere der beiden Texte, *Ysengrimus*, die Erzählung unmittelbar aus dem Volksmunde aufgenommen hat. Bei der entsprechenden Fassung des *RR* ist die Sache nicht so ohne weiteres klar, da immerhin denkbar ist, daß der Dichter der betreffenden Branche aus dem *Ysengrimus* geschöpft hätte. Aber auch in diesem Falle gibt uns die kritische Vergleichung der Einzelzüge Aufschluß; wir finden nämlich, daß, wenn auch mancherlei sehr enge Übereinstimmungen zwischen *Ysengrimus* und der *Renart*-Branche bestehen, die beiden Berichte in anderer Hinsicht nicht unwesentlich auseinandergehen: so z. B. ist das Nachtquartier, in dem die wallfahrenden Tiere einkehren, im *Ysengrimus* ein unbewohntes Hospiz, im *RR* aber das Haus des Wolfes, der gerade abwesend ist; oder als die Tiere bei der zweiten Rückkehr der Wölfe sich retten wollen, steigen sie im *Ysengrimus* auf das Dach

[1] S. Aarne, *Tiere auf der Wanderschaft* S. 153—5.

[2] Mit alleiniger Ausnahme einer bei Aarne S. 4 mitgeteilten Version aus Algier.

[3] Aarne S. 165.

[4] *Ysengrimus* und *RR* stehen sich nicht nur zeitlich (bis auf wenige Jahrzehnte, 1152 bis etwa 1175), sondern auch räumlich nahe: der lateinische Text ist in Gent, die *Renart*-Branche in der Gegend von Amiens (G. Paris, *Mélanges* S. 349) zu lokalisieren.

des Hauses, im *RR* klettern sie auf einen Baum. Man könnte hier geneigt sein zu glauben, der altfranzösische Dichter hätte zwar den Text des *Ysengrimus* vor Augen gehabt, ihn aber an den angegebenen Punkten willkürlich geändert; dieser Auffassung widerspricht aber die Tatsache, daß diese besonderen Züge der *Renart*-Branche sich ihrerseits in anderweitiger Volksüberlieferung wiederfinden,[1] während der lateinische Text mit seinen Angaben allein steht. Der jüngere Dichter kann also nicht einfach seiner Phantasie gefolgt sein, vielmehr bleibt als einzige Erklärungsmöglichkeit der Schluß übrig, daß der *Renart*-Dichter ebenfalls eine Version jenes Tiermärchens gekannt und verwertet hat, die sich von der dem Magister Nivardus vorliegenden, so nahe sie ihr sonst gestanden haben mag, in mehreren Zügen unterschieden haben muß.

Wie schon gesagt, konnte es sich hier nur um die Vorführung eines einzelnen Beispiels handeln; es dürfte aber schon an diesem einen Falle hinreichend klar geworden sein, mit welch relativ großer Sicherheit uns diese Vergleichung der Einzelzüge über das innere Verhältnis der Epen zu den Tiermärchen Auskunft gibt. So würde auch die Untersuchung mancher anderen Episode das gleiche (oft schon von Sudre skizzierte) Resultat ergeben wie vorher: daß die Fassungen der Tierepen gegenüber der Volksüberlieferung oft unursprünglich sind und darum von dort ausgegangen sein müssen.

Ein weiterer Punkt, der aber speziell den *RR* betrifft,[2] ist das Auftreten stofflicher Dubletten innerhalb des Zyklus. Es kommt nämlich nicht selten vor, daß ein und dasselbe Abenteuer an verschiedenen Stellen des Romans erzählt wird, oder auch, daß auf ein solches in einer Branche ausführlich erzähltes Abenteuer in einer oder mehreren anderen Branchen kurz angespielt wird. Diese kürzeren Berichte stimmen nun oft in den Einzelheiten ziemlich genau zu der ausführlichen Darstellung, und in diesem Falle ist das Nächstliegende, anzunehmen, der Dichter der kurz hinweisenden Stelle habe die längere Fassung gekannt; diese Auffassung drängt sich besonders dann auf, wenn auch Anklänge im Wortlaut festzustellen sind.[3] Daneben aber kommt bisweilen der Fall vor,

---

[1] S. Aarne, *Tiere auf der Wanderschaft* S. 149—50 (Nachtquartier) und 154—6 (Rettung auf Baum).

[2] Der *Ysengrimus* bietet nur einen hierher gehörigen Fall; s. u. S. 232, Anm. 3.

[3] So z. B. ist die Episode 'Des Katers Mäusefang' aus Br. I 742—916 zweifellos nachgeahmt in VI 157—230 und XXIII 519—34 (s. Voretzsch, *Zeitschr. f. rom. Phil.* XVI 16; Sudre S. 186—7): oder die Episode 'Fuchs und Hahn' ist auf Grund von Br. II 23—478 angedeutet in I[a] 1669—72 und zum Teil nachgeahmt in XVI 1—638 (so Sudre S. 279, während nach Voretzsch, *Zeitschr.* XV 143 die Br. II von XVI abhängig wäre); oder die 'Wolfstonsur' ist auf Grund von III 177—376 kurz wiedergegeben in IX

daß die Anspielung abweichende Züge bietet, die nicht aus der Hauptstelle herrühren können; an eine beabsichtigte Änderung des Dichters wird man hier nicht gern denken, da ja dadurch der Zweck der Anspielung, Erinnerung an Bekanntes, verfehlt wäre. Hin und wieder mag es sich einfach um Ungenauigkeiten oder Irrtümer handeln, die dem jüngeren Dichter unterlaufen sind, der ja oft wohl aus dem Gedächtnis nacherzählt haben wird; in anderen Fällen aber sehen wir, daß die abweichenden Züge der Anspielung oder Parallelerzählung sich in anderweitiger Volksüberlieferung wiederfinden und also doch auf eine gewisse Ursprünglichkeit Anspruch erheben dürfen.[1] Dieser Umstand führt uns zu dem Schluß, daß die Beziehungen der betreffenden beiden Branchen nicht auf direktem Wege zu erklären sind; es besteht nur eine indirekte Verwandtschaft, und diese kann nicht durch eine gemeinsame schriftliche Vorlage erklärt werden, sondern allein durch eine mündliche Quelle: es ist nämlich gerade das charakteristische Kennzeichen volkstümlicher Überlieferung, daß die verschiedenen Fassungen einer und derselben Erzählung in den Einzelheiten oft stark auseinandergehen,[2] und zwar kehren diese besonderen Einzelzüge nicht selten in verschiedenen Versionen wieder, aber meist in ganz verschiedenen Kombinationen, so daß jeder Versuch, einen Stammbaum solcher Versionen aufzustellen (wie es bei schriftlichen Vorlagen in der Regel möglich ist), scheitern muß. Die Parallelerzählungen des *R R* bieten, sofern auch sie in den Einzelheiten Anlehnungen an anderweitige Fassungen zeigen, ein genaues Analogon; ihr Vorkommen kann nicht anders erklärt werden als durch die Verwertung verschiedener, aber unter sich verwandter mündlicher Überlieferungen des betreffenden Tiermärchens.[3]

535—557 (Voretzsch, *Zeitschr.* XV 344); oder der 'Fischfang des Wolfes auf dem Eise' ist aus III 377—510 herübergenommen in VI 667—98 und IX 517—23 (Voretzsch, a. a. O. S. 349).

[1] So fischt der Wolf auf dem Eise bald (Br. VIII) mit dem bloßen Schwanze, bald (Br. III) mittels eines darangebundenen Eimers (vgl. Voretzsch, *Zeitschr.* XV 349, Sudre 162, Dähnhardt 225); oder bei der Überlistung des Fuchses, der den Hahn im Maule davonträgt, wird Renart bald (Br. II) durch den gepackten Hahn selbst, bald durch ein anderes Tier (den Kater in Br. XIV) zum Sprechen veranlaßt (s. Voretzsch S. 138, Sudre 285 bis 286); oder die Szene des singenden Wolfes im Kloster findet bald (Br. VI) im Keller, bald (Br. XIV) in der Kirche statt (Voretzsch S. 173—5, Sudre 242—3).

[2] Vgl. Aarne, *Leitfaden* S. 23 ff., wo auch die Gesetze, nach denen sich die Märchen in den Einzelheiten verändern, zusammengestellt sind.

[3] Auch der *Ysengrimus* enthält wenigstens einen hierhergehörigen Fall, indem die beiden oben S. 227 genannten Episoden der Feldmessung und des Rachensprungs des Widders im Grunde nur zwei verschiedene Fassungen des gleichen Märchens sind (Sudre S. 337); vgl. damit die beiden im wesentlichen genau entsprechenden Varianten bei J. Haltrich, *Zur Volkskunde der Siebenbürger Sachsen*, hg. von J. Wolff, Wien 1885, S. 46 und 54.

Ein letztes Argument liefert uns ebenfalls der *RR* im besonderen: es sind bestimmte Eigentümlichkeiten im allgemeinen Charakter der altfranzösischen Tierdichtung. Während *Ysengrimus* und *Reinhart Fuchs* abgerundete, zusammenhängende Darstellungen aus der Hand je eines einzelnen Dichters sind, besteht der *RR* bekanntlich aus einem Kreis ganz lose verbundener Einzelgedichte der verschiedensten Verfasser. Wäre Foulets Ansicht richtig, daß es sich hierbei um das Produkt einer rein literarischen Entwicklung handelte, die von einer ganz bestimmten einzelnen Branche ausgegangen wäre, so sollte man erwarten, daß diese älteste Grundlage auf die jüngeren Gedichte in stofflicher und formaler Hinsicht bestimmend eingewirkt hätte, daß also die späteren Dichter, wenn sie Fortsetzungen oder Ergänzungen zu einem schon vorliegenden Werke liefern wollten, sich bemühen würden, im Sinne und im Stil dieses Vorbildes zu produzieren. In Wahrheit läßt aber die altfranzösische Tierdichtung, trotz mancherlei Ansätzen in dieser Richtung,[1] eine solche innere Abrundung und Geschlossenheit in viel höherem Maße vermissen, als nach der großen Zahl der Verfasser allein zu erwarten wäre.

Was das Stoffliche betrifft, so ist einmal zu bemerken, daß manche Branchen mit keiner anderen in inneren Zusammenhang zu bringen sind,[2] ja bisweilen sogar in inhaltlichem Widerspruch zu einer anderen stehen,[3] ohne daß dabei eine bewußte Absicht des Bessermachens angedeutet wäre;[4] in solchen Fällen kann die An-

---

[1] Die Br. V[a], die als eine Fortsetzung von II entstanden zu sein scheint, schließt sich auch in ihrer Darstellungsweise zum Teil an ihr Vorbild an (s. Foulet S. 207); ähnlich verfährt I[a] im Anschluß an I.

[2] Dies stellt z. B. G. Paris für Br. VIII fest in seinen *Mélanges* S. 392, Anm. 5. — Hierher dürfte auch die Unstimmigkeit zu rechnen sein, daß die Namen einzelner Tiere in den verschiedenen Branchen nicht immer die gleichen sind; so heißt der Wolf in VIII und XIV nicht Ysengrin, sondern Primaut; der Esel (sonst Bernart l'archeprestre) in IX Timer; der Hund (Roonel) in XI Morhout; der Bär (Brun) in XXI Patous; die Füchsin (Hermeline) in VII Richel und in XXIV Richeut. Auch für die Fuchshöhle begegnen neben dem gewöhnlichen Namen Maupertuis in einzelnen Branchen abweichende Bezeichnungen: Valcrues in II, Valgris in X, Malcrues in XXIII.

[3] Belege hierfür s. bei Büttner, *Reinhart Fuchs* S. 52; damit verwandt sind die Wiederholungen typischer Motive und Situationen in verschiedenen Branchen, woraus Büttner S. 59—60 ebenfalls (und m. E. mit Recht) auf das Vorhandensein einer Tradition schließt.

[4] So wird von der Überlistung des Fuchses durch den Hahn in Br. XVI 1 ff. eine Darstellung gegeben, die von der älteren in Br. II, 23 ff. völlig abweicht; zwar scheint der Verfasser von XVI die Br. II in Einzelheiten benutzt zu haben, aber im Grunde kann seine Erzählung nicht als einfache Überarbeitung von II bezeichnet werden (vgl. Voretzsch, *Zeitschr.* XV 136; Sudre S. 279—80). Auch die Darstellung des Hoftages in Br. X stimmt in vielen Einzelzügen nicht zu dem Bericht von Br. I, und nach Sudre S. 110 bis 112 wäre mindestens einer dieser Züge von X als ursprünglich anzusehen, so daß Br. X keinesfalls als Nachahmung der Br. I in ihrer über-

regung zur Abfassung kaum von einer der schon vorhandenen Branchen des Romans ausgegangen sein. Ferner werden bisweilen in Anspielungen Ereignisse erwähnt, die an keiner Stelle des *RR* ausführlich berichtet werden, auch in älteren schriftlichen Texten, die als Quelle in Betracht kommen könnten, nur ganz vereinzelt zu finden, wohl aber gelegentlich in der Volksüberlieferung nachweisbar sind.[1] Außerdem ist auffällig, daß in allen Branchen, auch in den ältesten, gewisse allgemeine Voraussetzungen sachlicher Art stillschweigend gemacht sind, von denen also an keiner Stelle dem Hörer ausdrücklich Mitteilung gemacht wird;[2] offenbar durften die Dichter diese Züge als bekannt voraussetzen, weil sie, ähnlich wie wir dies oben (S. 226) für die Namen der Tiere erschlossen haben, in der Volksüberlieferung fest eingebürgert waren. Aus all diesen Kriterien müssen wir entnehmen, daß schon vor den ältesten *Renart*-Branchen etwas anderes dagewesen sein muß, das sie in stofflicher Hinsicht sozusagen trägt; und man wird dabei zu denken haben nicht so sehr an spurlos verlorene Branchen, die man nur von Fall zu Fall auf Grund besonderer Argumente annehmen darf,[3] sondern eher an mündlich umlaufende Tiergeschichten.

Ähnlich wie mit der stofflichen steht es mit der formalen Seite. In der Darstellungsart zeigen bereits die älteren Branchen eine ziemliche Mannigfaltigkeit: in einigen dieser Dichtungen haben wir eine ganz schlichte, natürliche Erzählungsweise, indem die Tiere rein als Tiere erscheinen, bei denen nur das Sprechen und Empfinden vom Menschen hergenommen ist;[4] andere Dichter dagegen gefallen sich in einer zum Teil weitgehenden Verwendung von Anthropomorphismen,[5] sie führen z. B. Renard oder Isengrim als vor-

---

lieferten Form angesehen werden darf (vgl. hierzu auch G. Paris, *Mélanges* S. 407, Anm. 2). — Auch daß die Anspielungen in den Einzelheiten oft sehr wenig zu den Berichten anderer Branchen stimmen, sei hier noch einmal erwähnt; außer den oben S. 232, Anm. 1 zusammengestellten Fällen vergleiche man etwa noch Ia 1691 ff. mit XIII 1354 ff. (Fuchs und Eichhorn), VI 704 ff. mit XIV 202 ff. (Fuchs und Wolf im Kloster), VIII 147 ff. mit IX 1656 ff. (Hersent an Schwanz der Stute oder des Esels gebunden).

[1] Z. B. Br. IV 1642, 1647, 1665, 1679 ff.; Ia 1657 ff.; Va 336 ff.; VIII 119, 122, 149 f. — Die gleiche Erscheinung findet sich auch im *Ysengrimus* (Voigt S. LXXIII—IV), doch scheinen sich die von Voigt zusammengestellten Anspielungen nur zum Teil auf mündliche Überlieferung, zum anderen Teil auf literarische Fabeln zu beziehen.

[2] Belege s. bei Büttner, *Reinhart Fuchs* S. 45—49.

[3] Vgl. zu diesem Punkt, der wohl noch nicht in jeder Hinsicht klargestellt ist, vor allem Voretzsch, *Zeitschr.* XVI 34—39 und G. Paris, *Mélanges* S. 355, 373, 408, 417. Ich selbst möchte glauben, daß wenigstens in einzelnen Fällen die Ansetzung solcher schriftlicher Vorstufen bei Annahme entsprechender Volksüberlieferungen entbehrlich wird.

[4] So z. B. die Branchen IV, V, VII, XV, XVI; auch in II, III, Va, VIII, XIII (z. T.), XIV.

[5] So die Branchen I, Ia, VI, X, XI, XII, XIII (z. T.), XVII u. a.

nehme Herren vom Hofe Nobles vor, die zu Pferde steigen usw., mit Zügen, worin sich vielfach ein Einfluß des Heldenepos bemerkbar macht;[1] in wieder anderen Stücken ist ein Hinneigen zur Fableldichtung festzustellen, insofern die Tiere in Charakter und Handlungsweise den Schwankfiguren angeglichen sind,[2] also ebenfalls, wenn auch anders als in dem zuvor genannten Falle, dem Menschlichen sich nähern. Diese Mannigfaltigkeit, die sich kaum auf zeitlich scharf geschiedene Entwicklungsschichten verteilen läßt,[3] deutet darauf hin, daß die altfranzösische Tierdichtung als Ganzes nicht unter der beherrschenden Einwirkung irgendwelcher literarischer Vorbilder stand; auch die lateinische Tierdichtung, also besonders der *Ysengrimus*, scheint in dieser Hinsicht keinen Einfluß geübt zu haben, so fehlt z. B. die Satire, die im *Ysengrimus* eine so große Rolle spielt, in den älteren altfranzösischen Branchen so gut wie ganz.[4] Wenn aber das altfranzösische Tierepos nicht als rein literarische Schöpfung angesehen werden kann, so muß die Anregung zu der Abfassung der einzelnen Branchen wenigstens teilweise von nichtliterarischen Vorbildern ausgegangen sein: und da können doch wohl nur die mündlich umlaufenden Tiermärchen in Prosa in Betracht kommen, die allerdings in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts auf dem Wege zyklischer Zusammenfassung und epischer Gestaltung schon ziemlich weit fortgeschritten sein mußten. Bei der literarischen Darstellung solcher Tierschwänke haben sich dann die Dichter ihre Muster auf verschiedenen verwandten Gebieten gesucht, wie es ihnen gerade nahelag.

Blicken wir auf die Reihe unserer Argumente zurück, so sehen wir, daß es Gesichtspunkte recht verschiedener Art waren, die, meist unabhängig voneinander, immer wieder zu dem Schlusse führten, daß die Entstehung der mittelalterlichen Tierepik ohne die Grundlage mündlich verbreiteter Tiermärchen nicht erklärt werden kann. Damit soll nun allerdings nicht behauptet werden, daß diese Volksüberlieferungen die einzige Quelle der *Renart*-Branchen wären. Zweifellos kommen für umfangreiche Partien des Zyklus auch schriftliche Quellen in Betracht, sei es daß der *Ysengrimus* nachgeahmt worden ist,[5] sei es daß ältere Branchen auf die jüngeren gewirkt haben,[6] sei es daß sonstige Vorlagen verwertet

[1] S. Voretzsch, *Zeitschr.* XVI 38; weiteres bei U. Leo, *Die erste Branche des Roman de Renart*, Greifswald 1918 (Romanisches Museum, herausg. von G. Thurau, Heft XVII), S. 20 ff.

[2] So I[b] und XXI. Der Schinkendiebstahl in Br. XXIV, 219—310 ist sogar ein sehr verbreiteter wirklicher Schwank, dessen ursprünglich menschliche Gegner einfach durch Renart und Isengrim ersetzt worden sind.

[3] Definitives läßt sich hierüber schwer sagen, solange die Chronologie der Branchen noch unsicher ist. [4] Satirischen Einschlag zeigt etwa die Br. VII; vgl. Sudre S. 314. [5] S. Voretzsch, *Zeitschr.* XVI S. 38. [6] Beispiele hierfür sind schon oben S. 231, Anm. 3 zusammengestellt worden.

sind.[1] Wie weit dem gegenüber der Anteil der Volksüberlieferung geht, das bedarf noch einer endgültigen Festlegung, aber daß die Annahme derartiger Quellen an sich unumgänglich ist, glaube ich aufs neue dargetan und damit auch gezeigt zu haben, daß die Ansichten, die Foulet widerlegt zu haben meint, nach wie vor zu Recht bestehen. Sollte es zutreffen, daß, wie es den Anschein hat,[2] gerade die ältesten Branchen von schriftlicher Tradition so gut wie unabhängig sind,[3] so würde damit der Volksüberlieferung insofern noch eine ganz besondere Bedeutung zukommen, als von ihr der eigentliche Anstoß zu der Entstehung der altfranzösischen (wie auch der lateinischen) Tierepik ausgegangen wäre.[4] Um den Tierepen gegenüber die richtige Einstellung zu finden, ist aber Klarheit über das Ursprungsproblem eine unumgängliche Voraussetzung; wie Foulets Werk, im Gegensatz etwa zu Sudres Buch oder zu Voretzschs Abhandlungen, zeigt, muß man auch in den Einzeluntersuchungen zu ganz verschiedenen Resultaten gelangen, je nachdem ob man etwa im *RR* ein Produkt literarisch-gelehrter oder volkstümlicher Dichtung erblickt.[5]

---

[1] Z. B. ist Br. XVIII bekanntlich auf Grund eines lateinischen Gedichts entstanden (Sudre S. 325—8); auch eine Stelle aus Br. XIII soll (nach Sudre S. 174) auf schriftlicher Überlieferung beruhen. Dagegen gehören die in letzter Linie auf antiken Fabeln beruhenden Teile des *RR* nicht in diesen Zusammenhang, da auch diese Stoffe wohl alle durch das Zwischenstadium der mündlichen Überlieferung hindurchgegangen sind, ehe sie von den altfranzösischen Branchen aufgenommen wurden; vgl. Sudre S. 119—21, 300, 322, 339—40; G. Paris, *Mélanges* S. 398, 410; Voretzsch, *Preußische Jahrb.* Bd. 80, S. 441—3.

[2] Dies nimmt auch Voretzsch, *Zeitschr.* XVI 36—37 an.

[3] Was ja, nach dem oben S. 227 Gesagten, auch vom *Ysengrimus* gelten dürfte.

[4] Daß sich in späterer Zeit die Verhältnisse ganz ändern, indem sich aus der auf alter Tradition beruhenden volkstümlichen Tierepik eine rein literarische Gattung entwickelt, die bei freiem Anschluß an die älteren Branchen und Herübernahme von Stilelementen aus dem höfischen bzw. Heldenepos der Phantasie des Dichters freien Spielraum läßt, haben schon Voretzsch, *Zeitschr.* XVI 38 und G. Paris, *Mélanges* S. 393, 397 deutlich festgestellt. Foulet ist von diesem nur den jüngeren Branchen gegenüber gerechtfertigten Standpunkt auch an die älteren herangetreten und durch diese unberechtigte Verallgemeinerung zu seinen bedenklichen Resultaten gelangt.

[5] Es sei noch auf den Aufsatz von J. W. Muller: *De Roman de Renard en de folklore* verwiesen (in *Nieuwe Taalgids* X, Heft 5), der, nach dem Titel zu schließen, sich mit dem oben behandelten Thema nahe berührt, mir aber leider nicht zugänglich war.

Göttingen. Walther Suchier.

Die lyrischen Monologe in den Dramen Pierre Corneilles und seiner Zeitgenossen.

I.

Das französische Drama des 17. Jahrhunderts ist, besonders wenn wir jüngere Schöpfungen musikalischen Charakters von Thomas Corneille, Molière, Quinault außer acht lassen, bekanntlich vom Alexandriner, also vom zwölfsilbigen Verse, beherrscht. Als Reimpaar mit der strengen Beachtung der *alternance des rimes* verwendet, wird er in Tragödie, Tragikomödie und Komödie überall von Anfang bis zum Ende der Stücke beibehalten. Er läßt nur geringen Platz für andere Versarten. Für die Geistesart der Franzosen des 17. Jahrhunderts ist es recht bezeichnend, daß die wenigen Fälle, in denen der Alexandriner dem Achtsilbner oder einer anderen Art Verse den Platz räumen durfte, in ihrer Eigenart fest bestimmt sind. Man darf geradezu auch hier von gewissen Regeln sprechen. Bevor wir diesen aber eine nähere Beachtung schenken, vergegenwärtigen wir uns einen Augenblick die wenigen Beispiele, die bei P. Corneille und seinen Zeitgenossen sich für freie, völlig regellose Aufeinanderfolge von verschiedenartigen Versen, d. h. für Abweichung vom Alexandrinerpaar, anführen lassen. Sie sind höchst selten, und ein Wort charakterisiert sie: es sind vereinzelte Experimente.

Erst spät begegnet derlei im Schaffen Pierre Corneilles, und zwar 1650 im Prolog zur Andromède, 1660 in dem zur Toison d'or, 1666 im ganzen Verlaufe des Agésilas. In diesen Stücken gehen Achtsilbner und Zwölfsilbner bunt durcheinander. So lautet Agésilas I 1 Ende:

Aglatide
Ma sœur, Spiritade est son frère, (8)
Et si jamais sur lui vous aviez du pouvoir ... (12)
Elpinice:
Le voilà qui nous considère. (8)
Aglatide:
Est-ce vous ou moi qu'il vient voir? (8)
Voulez-vous que je vous le laisse? (8)
Elpinice:
Ma sœur, auparavant, engagez l'entretien; (12)
Et s'il s'en offre lieu, jouez d'un peu d'adresse, (12)
Pour votre intérêt et le mien. (8)
Aglatide:
Il est juste en effet, puisqu'il n'a su me plaire, (12)
Que je vous aide à m'en défaire. (8)

Der Gebrauch in den anderen genannten Stücken ist sehr verwandt. Früher als Corneille hat sich schon Rotrou solche Freiheiten genommen. In der Heureuse Constance (1635) III 1 hat

der Dialog die Gestalt strophischer Gebilde von der Form a_{12} b_6 a_{12} b_8, die sich sechsmal wiederholt; abwechselnd sind diese Strophen Rosélie und Alcandre zugeteilt. — Man vergleiche auch die Rotrou früher zugerechnete Illustre Amazone V 5. — Achtsilbnerstrophen als Gebete, die von verschiedenen Personen gesprochen werden, siehe bei Scudéry, Vassal généreux V 2. Erinnert sei endlich an Jean Mairets Silvanire III 7, wo vierzeilige, gekreuzt gereimte Strophen von achtsilbigen Versen eigenartig verwendet werden.

Corneille hat im Examen zur Andromède — an einer Stelle, die wir wiederholt werden zitieren müssen — eine Begründung für das Experiment gegeben, das er in deren Prolog gemacht hatte. Sein Ausgangspunkt ist dabei die Polemik gegen des Aristoteles' Forderung, daß im Drama nur eine Art Verse, 'die möglichst wenig Verse seien', gebraucht werden solle. Besonders wendet er sich gegen die daraus gezogene Konsequenz, daß für die moderne Zeit dasselbe von den *vers alexandrins* zu gelten habe. Im Gegenteil, meint Corneille, unsere Umgangssprache gleicht viel mehr dem vermischten Gebrauche langer und kurzer Verse, gekreuzter und entfernter Reime, und er weist auf entsprechenden Gebrauch bei den Griechen, bei Seneca und bei den Spaniern hin: 'Sénèque en a fait autant qu'eux (= Griechen); et les Espagnols, ses compatriotes, changent aussi souvent de genre de vers que de scènes.' Die 'Stances' seines eigenen Cid, d. h. regelmäßig gebaute strophische Formen für affektische Rede, besonders wenn sie *'trop d'affectation'* besitzen wie angeblich Rodrigues Monolog, werden von dem alternden Corneille im weiteren Verlaufe dieses Examens als unnatürlich verurteilt. Um sich von der Natur weniger zu entfernen, 'il seroit bon de ne régler point toutes les strophes sur la même mesure, ni sur les mêmes croisures de rimes, ni sur le même nombre de vers. Leur inégalité en ces trois articles approcheroit davantage du discours ordinaire, et sentiroit l'emportement et les élans d'un esprit qui n'a que sa passion pour guide, et non pas la régularité d'un auteur qui les arrondit sur le même tour ...'

Solche zwar naturalistisch begründete, aber wohl kaum ohne Einfluß des musikalischen Dramas der Zeit erfolgte Abweichungen vom normalen Alexandrinerdrama sind bei Corneille durchaus Ausnahmen geblieben.

Ein in allen Stücken der Zeit gleichmäßig herrschender Gebrauch — um von den vereinzelten Willkürlichkeiten nun zu den 'erlaubten' Freiheiten überzugehen — gestattet die Unterbrechung der Alexandrinerreimpaare bei Einlagen. Als solche gelten namentlich Briefe. Ob die Personen des Stückes einen Brief schreiben oder empfangen — vorausgesetzt, daß er überhaupt vorgelesen wird, was freilich wohl nie ausbleibt —, die metrische Form des Briefes weicht vom Reimpaar in Zwölfsilbnern

ab. Die Beispiele dafür sind zahlreich, es sei nur herausgegriffen: P. Corneille, Place royale I 4, wo die *lettre supposée* als Schema a7 b8 b7 a8 c8 d12 d12 c12 e8 e12 hat, ferner das Billett Cléandres an Angelica ebenda: a8 b8 a8 b8 c8 d12 c8 d8 e8 e12, und endlich Sophonisbe V 2, wo ein Brief a12 b8 b12 a8 c8 c8 d12 d8 als Schema aufweist. In Sertorius V 2 sind drei Strophen mit vier kreuzreimigen Alexandrinern verwendet. Ein ähnliches Verfahren ist bei Rotrou zu finden. Der Brief, den Lucidor in Pèlerine amoureuse V 5 öffnet und vorliest, hat sechs Strophen: a8 a8 b8 c8 b8 d12 (d12 Waise). Siehe noch Hypocondriaque III 1, La Diane I 3, Les occas. perd. I 3, Célimène II 2 usw., bei Pichou: Folies de Cardénio II 1, bei Scudéry: Orante II 3 und III 2.

Noch gewisse andere Einlagen werden mit den Briefen auf gleiche Stufe gestellt.[1] Wie die Briefe gehören auch sie zu dem unvermeidlichen Apparat einer großen Anzahl von Stücken des Zeitalters. Für die Wiedergabe der Voraussage, welche die prophetische Eiche dem Herkules gegeben hat, ist in Rotrous Hercule mourant (1634) IV 4 die Form a8 b6 a8 b6 gewählt, ebenda V 4 stehen als Worte Herkules' bei seiner Apotheose vier Strophen des Schemas a8 b12 b12 a8. Diesem Ausklange des Herc. mour. ganz verwandt ist der in der Iphigénie en Aulide (1640) und ungefähr entsprechend die Stelle in Sosies V 6 bei demselben Autor. Heißt es im Herc. mour. (als szenische Bemerkung) nach den vier Strophen, die Herkules spricht: *Il remonte au ciel,* so hier nach Dianas drei Strophen (von der Formel a8 b8 b8 a8 c12 d12 d12 c12): *Diane disparaît, et le ciel se referme.* Sosies V 6 ist die Bühnenanweisung nach Jupiters sechs Strophen (a12 b8 b8 a12) wieder: *Il remonte au ciel.* Ganz Ähnliches beobachtet man in Corneilles Andromède V 7 (*Mercure revole en haut après avoir parlé*), wo Mercure zehn bunt zusammengesetzte Verse spricht — genau wie in der folgenden Szene in gleicher Lage Jupiter. Wieder einen Orakelspruch, der die Gestalt a12 a12 b12 c6 c6 b12 angenommen hat, treffen wir Andromède I 1. Vgl. noch Rotrous Saint-Genest II 2 gegen Ende (*Une voix*) und Racines Thébaïde II 2. Zu solchen feierlichen, göttlichen Reden, denen Freiheit im Gebrauch der Versart durchweg zuerkannt wird, darf man vielleicht noch die Worte eines Sterbenden nehmen, die Corneilles Rodogune V 4 mit der Form: a8 b12 a8 b12 (c12) wiedergibt.

Durchaus gewöhnlich ist es auch im Drama des 17. Jahrhunderts — wie es denn einem Usus des feingebildeten, geselligen Zeitalters der Marquise von Rambouillet entspricht —, daß Verse vorgelesen werden: wieder ist alsdann eine Abweichung vom

[1] Siehe Ph. A. Beckers Beobachtung schon *ZrP.* 12 (1888), p. 113, Anm. 2.

Alexandriner-Reimpaar in der Regel angestrebt. Bei Rotrou, Pèlerine amoureuse V 9 liest Lucidor drei Strophen (a_8 b_8 a_8 b_8 c_8 c_8 d_7 e_{12} d_8 e_{12}), im Agésilan de Colch. I 2 liest der Titelheld drei Strophen vor (a_8 b_7 a_8 b_7); ähnliches tut bei Gougenot Symandre in der Com. des Comédiens (1633), wo zunächst fünf, dann weitere neun Strophen gesprochen werden (Überschrift: *vers lens par Symandre. Stances*). — Bei Pierre du Ryer, Les Vendanges de Suresne (1635) II 2 steht: *Tirsis lit les vers de Polidor,* und es folgen sechs Strophen (a_{12} b_8 a_{12} b_8). — Bei Scudéry lesen im Trompeur puny II 5 Arsidor, dann Cléonte, jeder für sich, Strophen aus einem Buche, im Prince déguisé II 5 werden fünf Strophen vorgetragen. Sonst begegnen bei Scudéry noch Sonette in derartiger Verwendung, vgl. Le trompeur puny III 6 und Orante I 1.

In der Suite du Menteur III 2 dichtet erst Dorante, dann parallel Cliton mit Achtsilbnern das Porträt Mélisses an. So, glaube ich, hat man sich diesen vereinzelten Gebrauch zu erklären. Meines Erachtens will Corneille beide Personen beim Dichten, bei der selbständigen Improvisation von ein paar Versen zeigen.

Chorstrophen, die einige Male vorkommen, müssen wohl als Gesangseinlagen aufgefaßt werden. Nicht nur in Stücken Pierre Matthieus, Montchrestiens, in den Bergeries Racans und in Mairets Silvanire erscheinen sie, sondern auch in vereinzelten Fällen bei Pierre Corneille, zu dessen Blütezeit freilich der Chor auf dem französischen Theater nicht lebendig ist. In dem 'Zauber- und Spektakelstück' Andromède I 3 singt der Chor drei aus drei Versarten gemischte Strophen, ebenda IV 6 werden ihm ebenfalls drei aus vier Versarten zusammengesetzte Strophen zugewiesen, und in V 7 begegnet ein *Chœur de musique* mit zwei gleichfalls aus je drei verschiedenen Versarten gebildeten Strophen. Vgl. noch in der Toison d'or (1659) den *chant des Sirènes* (II 4).

Auch von Einzelpersonen heißt es einige Male, daß sie Verse oder Strophen vorsingen: so bei Rotrou, Agésilan de Colch. II 3: Daraïde am Ende der Szene; II 4 singt dieselbe wieder und ebenso Diane. Bei Pierre Corneille findet sich derartiges wieder in den beiden musikalischen Stücken, in der Andromède, wo II 2 Siriopis drei Strophen zu singen hat, und in der Toison d'or, wo I 6 Orpheus singt und vielleicht auch die Worte der Götter in der gleichen Szene gesangsmäßig vorgeführt werden sollen. Bei Thomas Corneille gehört hierher im Berger extravagant II 3 (Lisis singt $2^1/_2$ Strophen a_{10} b_{10} a_{10} b_{10}), und in Discrets Alizon III 3 sind die lyrischen Einlagen durch die Überschriften *Air du batelier*, *Chanson de Fleurin*, *Chanson de Polindre* deutlich charakterisiert.

Nach Abzug aller bisher aufgeführten 'unerlaubten' und 'erlaubten' Fälle von Versformen, die vom Alexandriner-Reimpaar

abweichen, bleiben nur die strophisch gegliederten Monologe im französischen Drama des 17. Jahrhunderts übrig.[1] In stattlicher Anzahl stehen sie zur Verfügung, sie sind eine beliebte Modeerscheinung der Zeit. Nirgends außer bei Racan, wo sie als *chansons* überschrieben sind, findet sich als Bühnenanweisung ausdrücklich ein Fingerzeig, ob sie deklamatorisch vorgetragen oder ob sie gesungen zu denken sind. Für gesungenen Vortrag spricht später — wie es scheint — nur eine einzige Stelle bei Rotrou, Amélie I 4, wo *'Cloris seule ... chante en s'accompagnant de la guitare'* — ein bemerkenswerter Fall, aber ein Ausnahmefall.

Längst nicht alle Monologe des französischen Dramas der Zeit sind in Strophen (Stanzen) gedichtet, auch nicht, wie es vielleicht aus Fourniers Anmerkung im Théâtre français au XVIe et au XVIIe siècle (2e éd., p. 266) zu Pichous Folies de Cardénio III 2 scheinen könnte, die langen Monologe, vielmehr pflegen es immer von den zahlreichen Monologen eines Dramas nur wenige zu sein, bei denen auf fortlaufende Alexandrinerpaare Verzicht geleistet ist: selten hat ein Drama mehr als drei strophische Monologe, gewöhnlich findet sich nur ein einziger, wenn überhaupt einer.

Da man in der wissenschaftlichen Bezeichnungsweise sich gewöhnt hat, bei strophisch gegliederter Dichtung von 'lyrischer' Form zu sprechen, ist man wohl auch berechtigt, von lyrischen Monologen zu reden. Dabei darf man nicht vergessen, daß Monologe, die im allgemeineren Sinne des Wortes 'lyrisch' zu nennen sind, in den Dramen der Zeit auch gelegentlich unstrophisch, also in fortlaufenden Alexandrinerreimpaaren gedichtet sind.[2]

II.

Wir fragen: Wie sehen die lyrischen Monologe, d. h. also die strophischen Monologe, bei näherer Prüfung aus, welches ist ihre dichterische Eigenart? Auf diese Frage hat der Metriker zunächst zu zählen und zu messen, und dann wird der Literaturhistoriker und Stilforscher sich über den Charakter, den diese Monologe im allgemeinen und im einzelnen zeigen, äußern müssen. Zuerst also ist festzustellen, welche Versarten in den Monologen begegnen, ob über die Reimschemen Bezeichnendes zu erkunden ist, ferner darüber, wie diese beiden Elemente — Versart und Reimschema — sich vereinigen, welche Länge dabei die Strophen erhalten, welche Zahl von Strophen gebräuchlich ist usw.

---

[1] Vgl. Adolf Tobler, 'Vom französischen Versbau alter und neuer Zeit',[5] 1910, p. 13—14. — Bei den jüngsten deutschen Dramatikern findet sich eine entfernte Parallele, siehe O. Walzel, 'Jüngste deutsche Dramen', *Intern. Monatsschrift*, 1918, p. 707.

[2] Ich verweise nur auf des jungen Corneille Mélite II 1 oder Veuve IV 1.

Auch in den lyrischen Monologen behauptet der Alexandriner eine bevorzugte Stellung, der freilich vom Achtsilbner stark Abtrag getan wird. In vielen Fällen, in denen Versmischung vorliegt, findet ein Wechsel zwischen Acht- und Zwölfsilbner statt. Dabei ist wie bei allen sonstigen Vermischungen der Prozentsatz, den die eine und die andere Versart einnehmen, ganz verschieden. Bald überwiegt die eine vollständig bis auf einen Vers der anderen Art, bald halten sich beide mehr oder weniger die Wage. Natürlich besteht auch hinsichtlich der Ordnung, in der die verschiedenen Versarten innerhalb der Strophen aufeinander folgen, größte Freiheit.

Reine Alexandrinerstrophen wie Corneille, Place royale V 8 gehören zu den Seltenheiten, reine Achtsilbnerstrophen kommen dagegen häufiger vor. Siehe z. B. die Monologe: Corneille, Héraclius V 1, Rotrou, La Céliane III 2, Crisante IV 1, St. Genest V 1; ferner Gougenot, Comédie des Comédiens V 3, Du Ryer, Alcionnée III 1, häufig auch bei Scudéry, z. B. Ligdamon et Lidias IV 2, Trompeur puny II 3. Der Achtsilbner also ist das revolutionäre Element, das allein schon im Gegensatz zu den sonstigen Zwölfsilbnern der Dramen beim Bau von strophischen Monologen den Autoren genügend Abwechslung zu gewährleisten scheint, während Alexandrinerstrophen von den Alexandrinerreimpaaren sich zu gering mögen abgehoben haben.

Im übrigen folgen der Häufigkeit ihres Gebrauches nach in weitem Abstande hinter den genannten Versarten: der Sechssilbner, der Zehnsilbner und der Siebensilbner, und zwar in der angegebenen Reihenfolge. Der Sechssilbner ist vorhanden in den lyrischen Monologen von Corneilles Veuve, Cid, von Rotrous Célimène, Belle Alphrède, Filandre, Antigone, Illustre Amazone, von Racans Bergeries, von Gougenots Comédie des Comédiens, von Scudérys Fils supposé, Eudoxe. Selten tritt in den genannten Fällen der Sechssilbner in größeren Schwärmen auf, vielmehr erscheint er meist in Strophen von sonst längeren Maßen vereinzelt und bringt Abwechslung in die rhythmische Bewegung. — Noch schwächer vertreten ist der Zehnsilbner, der bei Corneille im Cid, bei Rotrou in Amélie, Antigone, in der Illustre Amazone erscheint und auch bei Racan in einem Monolog der Bergeries Verwendung findet. — Am wenigsten geläufig ist Einmischung von Siebensilbnern in die Monologstrophen, hier ist Rotrous Heur. Naufr. und Filandre zu nennen.

Weniger leicht ist es, über die Reimordnungen etwas knapp Zusammenfassendes zu sagen, weil es sich meist um sehr komplizierte Bildungen handelt. Selten finden sich einfache Reimschemen, d. h. solche, in denen nicht mehrere verschiedene Reimspiele vereinigt sind. Das einfachste Schema, das häufiger begegnet, ist

a b a b (so Corneille, Suiv., Place royale; Gougenot, Comédie des Comédiens; Rotrou, Filandre; Du Ryer, Cléomedon). Es handelt sich dabei also um gekreuzte Reime. Einfache Reimpaare (*rimes plates*) sind aus dem begreiflichen Drange, die Monologe besonders in diesem Punkte vor dem sonstigen Drama auszuzeichnen, bei Pierre Corneille nicht in selbständiger Verwendung. Bei Rotrou kommt es dagegen vor: Amélie a a b b, Célimène a a b b c c. Wohl aber werden einfache Reimpaare gern zur Herstellung zusammengesetzter Reimschemen mitverwendet. Racan gebraucht in den Bergeries, Marescha! im Railleur a a b c b c, desgleichen Scudéry in Orante, Rotrou in Céliane, Heur. Naufrage und Clorinde. Im Filandre trifft man a a b c b c b c, bei Scarron im Jodelet IV 2 a a b b c c a b d e d e, ebenda V 2 a a b c b c d d e f e f. In den Monologstrophen aus Du Ryers Alcionée ist ein solches Plattreimpaar zwischen je zwei gekreuzte Reimpaare gesetzt: a b a b c c d e d e. Nicht selten ist auch das Schema a b b a (Rotrou, Agés. de Colch., Céliane; Scudéry, Fils supposé), vor allem in Zusammensetzungen, z. B. a b b a c c in drei von vier lyrischen Monologen aus Corneilles Place royale und in Scudérys Trompeur puny sowie in seinem Orante u. a. — im Cid werden noch zwei gekreuzte Reimpaare dazugefügt: a b b a c c d e d e. Corneille verwendet diese letzte Form auch im Oedipe und in der Toison d'or, und es ist bezeichnend, daß der einzige lyrische Monolog Racines in seinem Jugendwerk La Thébaïde V 1 diese Form eines der Cidmonologe hat. Übrigens findet er sich auch schon bei Scudéry im Erstlingswerk Ligdamon et Lidias. In Zusammensetzung mit einem Reimpaar davor erscheint ein entsprechendes Schema bei Rotrou, Belle Alphrède, Florimonde, ferner bei Scudéry, Vassal généreux, L'amour tirannique: a a b c c b, dasselbe Schema auch bei Racan in den Bergeries. Kompliziert ist eine Fortbildung davon in Rotrous Saint-Genest: a b a b c d d c c d. Weiter findet sich die Form a b b a c d d c, also Verdoppelung des Reimmotives, vgl. Rotrou, Antigone und Iphigénie; Corneille, Médée. Eine andere Kombination a b b a c d c d, also das gleiche Reimspiel in Verbindung mit zwei gekreuzten Reimpaaren, hat Pichou, Folies de Card. oder Rotrou, Agés. de Colch. Weitere Spielarten sind: a b b a c c d e d e in Corneilles Veuve und Rotrous Amazone, ferner a b a b c c d e d e in Corneilles Veuve. In Rotrous Crisante: a b a b c c d e e d. Polyeucte bietet a b a b c d d c c d und Héraclius a a b c c b c b, Gougenot in Comédie des Comédiens a b b a a b, Scarron, Prince Corsaire IV 1 a b b a b a, Rotrou, Céliane a b a b c d c d e e, Deux Pucelles a a b c c b b c; dgl. Scudérys Amant libéral; desselben Autors '*Villanelle*' in Fils supposé: a a b b c d c d, Eudoxe: a a b c c c b, ebenda ein anderer Monolog: a a b c c b b. Thomas Corneille verwendet Timocrate III 1 und Antiochus IV 1 a b a b c d c c d (wobei freilich jeder

der beiden Monologe in der Mischung der Verssilbenzahl besondere Wege geht). Die Untersuchung einer noch größeren Zahl von Dramen der Zeit, die den Monologgebrauch kennen, ergäbe sicher noch manche andere Form. Indessen hätte eine weitere Aufzählung kaum mehr als statistischen Wert.

Bei jedem lyrischen Monolog verbindet sich also, wie zu erwarten ist, — für alle Strophen gültig — ein bestimmtes Reimgesetz mit einer bestimmten Reihenfolge von Versarten. D. h. also für die Strophen Don Rodrigues im Cid I 7 gilt einerseits die Reimfolge abbaccdede, anderseits die Silbenzahlfolge 8, 12, 12, 12, 12, 6, 10, 6, 10, 10. Daneben gibt es auch völlig isometrisch — in einer einzigen Versart — gedichtete Stanzen, von denen oben die Rede war.

Das äußere Bild der Strophen kann, wie in dem Falle Cid I 6, sehr unregelmäßig ausfallen, während es Polyeucte IV 2 (und ähnlich anderwärts) infolge der (mehr isometrischen) Verteilung der verschiedenen Versarten ganz regelmäßig aussieht: a_{12} b_{12} a_{12} b_{12} c_{12} d_8 d_8 c_8 c_8 d_8.

Die starre Gleichmäßigkeit des Strophenbaus wird in einigen Fällen unterbrochen. Bei Rotrou bietet der Monolog Heur. Naufr. IV 2 für die erste und dritte Strophe das Schema a_7 b_7 a_7 b_7, für die zweite a_7 b_7 b_7 a_7. In Clorinde IV 3 hat die erste Stanze das Schema a_8 a_8 b_{12} c_8 b_{12} c_8, ebenso die dritte, während die zweite und vierte Stanze a_8 a_8 b_8 c_8 b_{12} c_8 bieten. Im Heur. Naufr. ist also die Reimstellung der mittleren Strophe vor den beiden (einzigen) anderen ausgezeichnet, und ein ähnliches Virtuosenstückchen hat sich der Autor in der Clorinde geleistet, indem er b_{12} und b_8 abwechselnd verwendet.[1]

Die Strophenlänge, die durch das Reimschema festgelegt ist, schwankt zwischen vier und zehn Versen, über zehn Verse dehnt sie sich meines Wissens nicht aus, aber fast ein Drittel der Monologstrophen mag diese Ziffer erreichen, ein starkes zweites Drittel bleibt den sechs- und achtzeiligen Strophen überlassen, während das letzte Drittel vierzeiligen Strophen zufällt.

Strophen mit ungerader Zeilenzahl müssen als Ausnahmen bezeichnet werden, vgl. die Neunzeiler bei Thomas Corneille, Timocrate III 1 und Antiochus IV 1, oder die Siebenzeiler bei Scudéry, Eudoxe IV 1 und V 3.

Die Zahl der Strophen, die der einzelne Monolog erreicht, ist im Durchschnitt fünf. Es besteht dabei ein tatsächliches Schwanken zwischen zwei und elf, ja vierzehn Strophen.

Zusammenfassend kann gesagt werden, daß es sich bei den lyrischen Monologen um sogenannte *Stances* handelt, die sich nach

[1] Vgl. noch das Abweichen des Schemas der ersten Stanze bei Scarron, Fausse Apparence V 1 von dem der vier anderen.

den Regeln richten, die sonst in der Lyrik des Zeitalters gelten und z. B. in der *Grande Encyclop.* unter *Stance* zusammengestellt sind. Auch die innere Gliederung der einzelnen *Stance*, verschieden, je nachdem es sich um *Quatrain, Sixain, Huitain* oder *Dixain* handelt, ist anscheinend allgemein durchgeführt. Strophenenjambement fehlt.

Auf einzelne Fälle beschränkt bleibt in diesen Stanzen das Auftreten eines Refrains. Célimène III 1 bietet indessen viermal, d. h. am Ende jeder Strophe (Stanze) des Monologs, den die Titelheldin hält, den Vers: 'Hé bien, Amour, il faut céder.' Scudéry schließt jede Strophe der '*Villanelle*' Fils supposé III 1 mit '*... ce qu'elle est devenuë*' (d. h. als Bruchteil des letzten Verses jeder Strophe). Ebenda V 1 haben die *Stances* der Bélise den wenig schönen Refrain: 'On verra mon trespas, Philante ne vient pas' (zwei sechssilbige Verse). Etwas Verwandtes, nämlich zweizeilige Gegenrefrains — d. h. wiederkehrende Verse am Anfang jeder Strophe —, habe ich sonst noch bei Scarron, Jodelet IV 2 und V 1 gefunden. Dort lauten sie vor jeder der sechs Strophen (und überdies am Ende der sechsten): 'Soyez nettes, mes dents, l'honneur vous le commande, Perdre les dents, c'est tout le mal que j'appréhende' — hier, vor den fünf Strophen (und am Ende der fünften): 'Pleurez, pleurez mes yeux, l'honneur vous le commande, S'il vous reste des pleurs, donnez m'en, j'en demande.' — Als an eine spielerische Verwendung, die Corneille später (im Examen zur Andromède) selbst verworfen hat, sei hier noch an das Reimpaar *peine* : *Chimène* erinnert, das in allen sechs Strophen des Monologs Cid I 7 (refrainartig) das letzte Reimpaar darstellt.

Um die dichterische Eigenart der lyrischen Monologe voll und ganz würdigen zu können, müssen wir vor allem den Inhalt, mit dem die soeben betrachteten Formen erfüllt sind, kennenzulernen versuchen. Indem er den stillen Erwägungen des einzelnen Individuums lauten sprachlichen Ausdruck verleihen soll, vermag der Monolog leicht ein Bild der von äußeren Beziehungen bis zu einem gewissen Grade isolierten Menschenseele zu bieten, besonders der lyrische Monolog, da strophische Form, die sich der des Liedes, z. B. des Liebesliedes, nähert, von vornherein für menschliche Gefühls- und Gedankenabläufe günstiger und traditionell geläufiger ist als für Willensäußerungen.

Welche Herkunft die lyrischen Monologe auch immer haben, leicht erkennbar ist eins: sie können zweierlei Charakter besitzen, der im Einzelfalle mehr oder weniger deutlich ausgeprägt ist. Es gibt vor allem konventionell gehaltene Monologe, die von Gemeinplätzen wimmeln, und demgegenüber eine kleine Zahl höchst persönlich wirkende Monologe, die sich eng und fest

dem individuellen Sonderfalle angepaßt haben. Diese zweite Art würde sich, aus dem Zusammenhang genommen, in dem sie stehen, gar nicht oder nur schwer verstehen lassen, sicher würde stets ihr höchster dramatischer Eigenwert dabei verlorengehen. Dagegen ist der Eindruck, den die konventionellen Monologe machen, ein solcher, daß man denken könnte, es handle sich bei ihnen um eingelegte Lieder oder poetische Texte, die den Personen als literarische oder musikalische Produkte bekannt sind, und die ihnen, wenn sie einen Augenblick dem Dialog entrückt sind, in den Sinn kommen, weil diese oder jene Strophen gerade mit ihrer augenblicklichen Stimmung Verwandtschaft haben. Selbstverständlich steht die Konventionalität dieser Monologe eng in Verbindung mit derjenigen, die damals in geradezu ungeheuerlicher Weise herrschend ist und die gekünstelte Lyrik der Maynard und Genossen erfüllt.

Es ist natürlich ein Gradmesser für höher oder geringer entwickelte Kunst eines Dramas, ob die Monologe konventionell und typisch geraten oder ob sie ganz persönlich gefärbte, einmalige Ausbrüche eines erregten Inneren sind. Schon eine Betrachtung, die sich auf die dramatischen Erzeugnisse der beiden Größten aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts, auf Rotrou und Corneille, beschränken würde, verfügt für die beiden Arten der lyrischen Monologe über reichhaltiges Belegmaterial. Werke der weniger bedeutenden Autoren sind denn auch im folgenden immer nur nebenbei herangezogen, allein Scudéry findet am Ende dieses Abschnittes noch genauere Würdigung.

Halle. Werner Mulertt.

(Fortsetzung folgt.)

Kleinere Mitteilungen.

Zu Heines Streit mit Platen.

Nach dem Erscheinen der 'Bäder von Lucca' mit ihren sehr unsauberen Angriffen auf Platen beabsichtigte Heine, sich im voraus durch Zeitungsartikel gegen zu erwartende Verunglimpfungen von seiten Platens und seiner Freunde zur Wehr zu setzen. Varnhagen sollte ihm raten, wie das am besten anzufangen sei. Varnhagen verstand denn auch sofort, was Heine wollte (vgl. Fr. Hirth, *Heines Briefwechsel* I 582), und ließ als Berliner Brief vom 29. Mai in Nr. 156 der Augsburger 'Allgemeinen Zeitung' vom 5. Juni 1830, S. 624, folgende geschickt abgefaßte Mitteilung veröffentlichen:

"Ein Hamburgisches Blatt meldete neulich, der deutsche Aristophanes Graf Platen wollte den Dichter Heine wegen dessen satirischer Injurien beim hiesigen Kammergerichte verklagen. Bis jetzt ist das nicht geschehn, und ist auch kaum zu erwarten, da ein Aristophanes in seinem Witz wohl ein schärferes Schwert haben müßte, als jedes gerichtliche sein könnte!"

Heine dankte Varnhagen für diese Notiz (*Briefwechsel* I 613) und sorgte selbst dafür, daß sie in der 'Staats- und Gelehrten-Zeitung des Hamburgischen unpartheyischen Correspondenten', mit dessen Herausgeber Runkel er befreundet war, in Nr. 97 vom 18. Juni 1830 abgedruckt wurde, da man ihm — ohne Grund — erzählt hatte, daß Platens Freund Graf Fugger von Berlin aus, wo er sich damals tatsächlich vorübergehend aufhielt, gegen Heine einen Prozeß in die Wege leitete, zu dem der Adel Geld zusammengeschossen hätte (*Briefwechsel* I 616).

Als Platen noch im Juni 1830 das Blatt der Augsburger Allgemeinen Zeitung mit dem Eingesandt Varnhagens (das Rudolf Schlösser, *August Graf von Platen*, München 1910—13, II 531, nicht ausfindig machen konnte) erhielt, war er sehr peinlich berührt und lehnte eine Antwort darauf empört ab; sein Freund Puchta ahnte richtig den Zusammenhang, wenn er im September 1830 an Platens Vater schrieb, solche Artikel lasse der 'saubere Patron' Heine wohl selbst in die Zeitung setzen.

Berlin-Halensee. Erich Loewenthal.

Heine und Döllinger.

In Nr. 132 der 'Eos, Münchener Blätter für Poesie, Literatur und Kunst' vom 18. August 1828 erinnerte Döllinger Heine boshaft daran, sein Stammbaum, der schnurgerade bis auf Abraham zurückführe, sei begreiflich viel älter als der des ersten Barons der Christenheit. Ein Vierteljahrhundert später eignet Heine sich diesen Witz an: in den 'Geständnissen' (Elster VI 29) scherzt er von dem Freiherrn von Eckstein, der aus einer jüdischen Familie Altonas stammte: 'Sein Stammbaum, welcher bis zu Abraham ... hinaufreichte, berechtigte ihn hinlänglich, sich einen Edelmann zu nennen.'

Berlin-Halensee. Erich Loewenthal.

Zu Beowulf v. 770.

Bei Beowulfs Grendelkampf erfaßt die nahe Heorot wohnenden Dänen ein Schrecken, der *ealuscerwen* heißt, was als plötzliches 'Entbehren des Bieres' erklärt wird. Das Biertrinken gilt den Forschern hierbei als nicht

wörtlich zu nehmen, sondern nur als Symbol regelmäßigen Daseins. — Dafür finden sich allerdings Belege; s. meine *Gesetze der Agsachsen* II 312, Sp. 1 Z. 8. v. u. 'Bierentbehren' ist also nur ein anderer Ausdruck für 'außer sich sein'.

Berlin. F. Liebermann.

'Speer' figürlich für 'Blutrache'.

Ein Agsächs. Rechtssprichwort *bugge spere of side oðde bere, quod est dicere: 'eme lanceam de latere aut fer!'* ist erst um 1130 überliefert, aber als alt überkommen. Der Speer, des alten Germanen Hauptwaffe, älter und verbreiteter als das Schwert, bedeutet da: 'Gefahr der Blutrache'. [Vgl. *Gesetze der Agsa.* II 200. 657.] Vermutlich fand also der Beowulfdichter den übertragenen Sinn des Mordspeers für Fehde bereits vor, als er schrieb *bongar bugeð:* tödliche Waffe wird mit der Spitze nach unten getragen, d. h. unschädlich, die Blutrache ruht; 2031.

Berlin. F. Liebermann.

Altenglisches Blut am Plantagenethofe.

Um 1177 steht die englische Literatur am tiefsten unter dem fremden Königshause und Adel. Unter den Kronvasallen, höheren Staatsbeamten, Prälaten und Hofleuten fehlen angelsächsische Namen fast ganz; möglich freilich bleibt, daß mancher Enkel und Urenkel eines Eingeborenen dem Sohne einen frankonormannischen Vornamen beilegte, um ihm den Eintritt in die höhere Gesellschaft zu erleichtern. [Umgekehrt verachtete der hochmütige Normanne englische Taufnamen und verspottete Heinrich I., als der die Urenkelin des Angelsachsenkönigs heiratete mit dem Namen *Godric*]. — Um so beachtenswerter scheint es, daß 1177 *Alnoth ingeniator*, gewiß = *Ælfnoð*, *warderobam* und *cameram* des Königs zu Westminster, d. h. Schatz- und Kämmereihaus, baut bzw. herstellte. Daß er in der Hauptsache Kriegsmaschinen fertigte, beweist seine Amts- oder Berufsbezeichnung *ingeniator*. Aus *Pipe Roll a.* 23. *Henry II.* bei Tout, *Chapters in the administr. hist. of med. Engl.* I 164 [1].

Berlin. F. Liebermann.

Altenglands Kammer und Halle.

In der Wohnstätte des reichen Angelsachsen ist *bur*, das innere Gemach, im Gegensatz zu *heall* bekannt; s. Toller *Diction., Suppl.* Am längsten lebt diese Unterscheidung, wie manches andere wirtschaftliche Altertum, z. B. die Ämterverteilung, fort am Königshofe. Die Einrichtung der Normannen, die dem Muster der Franken folgte, glich hierin der englischen vor 1066; beide gehen auf germanische Urzeit zurück. Im 12.—14. Jahrhundert tragen am Königshofe Englands *camera* und *aula*, neben jener sinnlichen Bedeutung einer Baulichkeit, auch die einer Beamten-Genossenschaft und einer Amts-Institution, die ursprünglich dieselbe bewohnen. Hierüber vgl. Tout, *Chapters in the administr. hist. of med. England: Wardrobe, Chamber* I (1920) 67. II 335.

Berlin. F. Liebermann.

Urkunden in spätestem Westsächsisch.

V. H. Galbraith druckt zuerst (in *English histor. rev.* 1920, 382) aus zwei Chartularen des Domes Winchester von etwa 1150 und 1250 Königsurkunden zugunsten dieser Kathedralpriorei, von denen unter den frühesten sich vier, von c. 1045 bis c. 1101, auf Englisch in der alten Breveform (Writ) an die Bischöfe und Beamten dér Grafschaft wenden, in der das verliehene Landgut liegt. Durchweg besteht *th*, wo das Chartular wahrscheinlich teilweise *þ* oder *ð* liest; auch sonst scheint die Sprache nicht rein erhalten.

Berlin. F. Liebermann.

Zu Waces Roman de Rou.

Mehrere Nachrichten über Herzog Robert, den Vater Wilhelms d. Er., gewinnen an Wert durch Zurückführung auf frühere Gewährsmänner und finden Bestätigung in Urkunden der Abtei Cerisy. Dies weist nach C. H. Haskins *Norman institutions* (Cambr. [Mass.] 1918) 268 ff.; vgl. 18. 86.

Berlin. F. Liebermann.

Das me. Schulwesen

wird in 'Brit. Academy Proceedings' 1913—14 S. 433—80 von einem Kenner wie Leach beleuchtet; sein Artikel heißt 'Some results of research in the history of education in England'[1] und bestätigt die schon von Miß Bateson aufgestellte Behauptung, daß, wo ein Kloster oder gar eine Kathedrale stand, auch Schulen vorhanden waren, und zwar für Singen und Schreiben. Ein Yorker Historiker berichtet um 1137, daß der erste normannische Erzbischof früher einen Schulmeister bestellte als einen Dekan oder Vorsänger; um 1190 bekam der Schulmeister die Kanzlerstelle und lehrte dann nur mehr Theologie; 1344 erscheint für seine Stellung ein bloßer Mönch nicht genug vorgebildet. In Lincoln war es bis zum schwarzen Tod 1349 Sitte, daß ein M. A. der Schule vorstand. Mitten in solcher Materialsammlung kann es sich Leach nicht versagen anzudeuten, wie 'the Germans now are covering their own barbarities by charging the Belgians with acts of barbarism' (S. 455). Nach dieser Abschweifung wendet er sich zu den ags. Unterrichtsverhältnissen, speziell zum berühmten Kollegium von Glastonbury unter St. Dunstan und zur Erziehung von König Alfreds Kindern. In Oxford findet er zwischen 1264 und 1304 mehrere Vorschriften für 'grammar-schools'; da hatten die Schüler alle 14 Tage 'verses to make and letters to compose'; sie redeten lateinisch oder französisch, was gut stimmt zu Higdens Angabe im 'Polychronicon' 1327 über die Verderbnis der englischen Sprache. Hoch stand auch die Schule von St. Albans, geschildert von Alexander Neckam. Wie viel König Knut für die 'scolas publicas' in seinen Städten tat, ersehen wir aus dem Bericht von Carlyles Abt Sampson um 1180. Welcher Abfall dagegen in der Reformationszeit und noch im 18. Jahrhundert! — Dabei hat es Leach noch verschmäht, die vielen Zeugnisse in der me. Volkssprache über Adelserziehung auszubeuten; mit Chaucer, Gower, Minot, Huchown kam eine Klasse weltlich gebildeter Dichter empor, deren Denken für die Hof- und Schloßschulen wahrhaftig viel Gutes bezeugt.

Berlin. A. Brandl.

[1] Vgl. Liebermauns Anzeige, oben S. 147.

Sidney's Arcadia als Quelle für 'Cymbeline'.

Die Ansicht Schenkls[1], daß das Märchen vom Schneewittchen die Quelle für die Imogen-Cloten-Handlung in 'Cymbeline' sei, wird zwar vielfach angenommen, läßt sich aber deshalb nicht gut aufrechterhalten, weil die Kenntnis dieses Märchens im 16. Jahrh. in England nicht festzustellen ist.

Mehr für sich hat Reichs[2] Versuch, den 'Goldenen Esel' des Apuleius als Quelle für 'Cymbeline' nachzuweisen. Er führt folgende Parallelen an:

Die Stiefmutter, die 'mehr um ihrer Schönheit als ihres Charakters willen' geehrt wird, hat einen Stiefsohn, der ebenso tugendhaft ist wie Imogen, und einen eigenen Sohn. Sie haßt den Stiefsohn und will ihn durch Gift aus dem Wege räumen. Ein weiser und rechtschaffener Arzt gibt ihr aber statt des Giftes einen Schlaftrunk. Dieser alte Arzt löst am Schluß die Verwirrung durch seine Erklärung.

Daneben aber finden sich im Apuleius wieder wesentliche Unterschiede. Die Handlung nimmt zum Schluß einen völlig andern Verlauf. Zwar kommt auch hier das Gift an den Unrechten, aber der eigene Sohn der schlimmen Frau trinkt es. Seinen Stiefbruder hält man für den Mörder, der hingerichtet werden soll. Aus dieser Lage rettet ihn der Bericht des Arztes und das Wiedererwachen des vermeintlichen Toten. So bleiben beide Brüder am Schluß am Leben.

Ferner ist die soziale Stellung der Beteiligten von 'Cymbeline' verschieden. Die Stiefmutter ist mit einem General verheiratet. Es handelt sich also nicht darum, dem eigenen Sohn durch Intrigen eine Krone zu verschaffen, sondern um das Phaedra-Motiv der Rache einer vom Stiefsohn Verschmähten.

Die einzelnen Züge, sowohl diejenigen, die mit Shakesp. übereinstimmen, wie die anderen treffen wir häufig in der engl. Literatur der Elisabethzeit an. Es sind typische Motive des griechischen Romans,[3] die auch in Sidney's 'Arcadia' einen Niederschlag gefunden haben. Aus diesem Werke holte sich Shakespeare seine Gloster Episode, die auf ein verwandtes Motiv der 'Aethiopica' zurückgeht. Mir erscheint es nun sehr wahrscheinlich, daß Shakespeare die 'Arcadia' zum zweiten Male für 'Cymbeline' benutzt hat.

In Betracht kommt dafür die Andromana-Plangus-Palladius-Handlung im 2. Buch der 'Arcadia'.[4] Das Verhältnis der Stiefmutter zu Stiefsohn und Sohn ist dasselbe wie im Apuleius. Auch sie vertreibt den Stiefsohn aus denselben Gründen wie jene Generalin, aber es kommt hinzu, daß es sich um eine Königin handelt, die in starkem Ehrgeiz ihrem eigenen Sohn zur Thronfolge verhelfen will, und daß ihr Ende und das ihres Sohnes mit dem von Sh.'s Königin und Cloten übereinstimmt. Palladius fällt wie Cloten im Gefecht, und Audromana nimmt sich wie jene Königin aus Verzweiflung darüber das Leben. Beide sterben im Wahnsinn und ohne Reue. Nun gilt zwar allgemein in der Elisabethzeit der Selbstmord als ein Zeichen von Tollheit, und ein solcher Tod ist das typische Ende der bösen Königin, wie das Beispiel der Lady Macbeth zeigt. Aber über das bloß Typische hinaus geht die auffallende Ähnlichkeit im Charakter der beiden Königinnen. Bei beiden werden ihre Falschheit, ihr Ehrgeiz und ihre

[1] *Germania* IX (1864) S. 458.
[2] *Shakesp.-Jahrb.* XLI S. 177—81.
[3] Vgl. S. Wolff, *The Greek Romance in Elisab. Prose Fiction.*

Herrschsucht stark unterstrichen. Beide heucheln in gleicher Weise Wohlwollen für ihr Stiefkind. In der 'Arcadia' heißt es:

'Andromana got an opinion in the King that she was far from meaning mischief to the son; then she fell to praise him with no less vehemency of affection: but with much more cunning of malice. — Then would she, by putting off objection, bring in objection to her husband's head, already infected with suspicion.'

Dazu stimmt das Verhalten der Königin in 'Cymbeline' zu Imogen, besonders in I, 2. — Beide Königinnen reißen schließlich durch ihre klugen Ränke die Herrschaft an sich. — In der 'Arcadia' heißt es:

'First with the reins of affection, and after with the very use of directing, she had made herself so absolute a master of her husband's mind, that a while he would not and after he could not tell how to govern without being governed by her: but finding an ease in not understanding let loose his thoughts wholly to pleasure entrusting to her to the entire conduct of all his royal affairs.'

Es nimmt sich wie eine Illustration zu diesen Sätzen aus, wenn Sh.'s Königin Cymbeline zur Weigerung der Tributzahlung und damit zu dem gefährlichen Kriege mit den Römern reizt.

Weiterhin halte ich es für wahrscheinlich, daß der rüpelhafte Cloten, der mehr einem groben Bauernburschen als einem Prinzen gleicht, von dem Tölpel Dametas beeinflußt ist. Beide sind großsprecherisch, anmaßend, dumm und feige, polternd und händelsüchtig. Beim König stehen sie, zur Verwunderung der Hofleute, in unverdienter Gunst; sie sind die argwöhnischen Wächter der Königstöchter. Zwar spielt Dametas in der Andromana-Episode selbst keine Rolle, aber bei der Verknüpfung der einzelnen Episoden mit dem Ganzen ist eine Anleihe aus einem andern Teil der 'Arcadia' leicht möglich.

Das scheint mir auch der Fall zu sein bei dem einen der beiden Punkte, wo Apuleius ein Plus gegenüber der 'Arcadia' hat, bei dem Vergiftungsmotiv. Zwar wird auch an Plaugus ein Vergiftungsversuch unternommen, aber dieser kommt weniger in Betracht, weil er vom König selbst ausgeht, wenn auch infolge der Einflüsterungen der Stiefmutter. Es findet hier keine Verwechslung der Personen statt, und es handelt sich außerdem um wirkliches Gift. Im 3. Buch der 'Arcadia' aber wird in der erweiterten Ausgabe von 1593 ein ganz ähnlicher Fall wie in 'Cymbeline' erzählt. Der als Amazone verkleidete Pyrocles wird gleichzeitig von dem König Basilius, der ihn für ein Mädchen hält und dessen Gattin Gynecia, die sein wahres Geschlecht erkennt, umworben. Er täuscht sie beide und bewerkstelligt ein Stelldichein der Gatten in einer Höhle, wobei jeder den andern für die Amazone hält. Gynecia gibt dem vermeintlichen Pyrocles einen Liebestrank, der aber in Wirklichkeit ein Schlaftrunk ist. Darauf wird Basilius, wie Imogen, allgemein für tot gehalten. Daß der Vorgang in einer Höhle stattfindet, spricht dafür, daß Sh. diese Episode verwendet hat. Sonst könnte man sie auch als Wiederholung des gleichen Motivs aus 'Romeo und Julia' ansehen. Auch dafür spricht ein wesentlicher Zug: die Ähnlichkeit des Pater Lorenzo mit dem Arzt Cornelius. Beide geben statt des verlangten Giftes einen Schlaftrunk und klären am Ende des Dramas den Sachverhalt auf. Mir scheint es glaubhaft, daß sich hier bei Sh. die verwandten Stoffe mischten und außerdem noch mit der ähnlichen Gestalt des Arztes in 'Macbeth' kreuz-

ten, der wie Cornelius den Tod der Königin meldet. Dieser letzte Zug fehlt dem Arzt in Apuleius.

Eine allerdings schwächere Beziehung besteht vielleicht auch zwischen den jungen Prinzen in 'Cymbeline', die fern vom Hofe in größter Einfachheit aufwachsen, und den als Hirten und Hirtinnen verkleideten Prinzen und Prinzessinnen der 'Arcadia'.

Berlin. Erna Buchin.

Shakespeare und die italienische Renaissance

betitelt sich Sidney Lee's 'Annual Sh. lecture' 1915. Teil I behandelt das Erbe der Klassiker auf dem Apennin, das Studium Platos, den Glauben an physische Schönheit, geistige Freiheit und ergründbare Naturkunde. Teil II gilt den in Italien reisenden Engländern der Tudorzeit und dem englischen Aufenthalt G. Brunos 1583—85, der über Oxfords Pedanterie klagte; dem Einfluß Sanazzaros (?) und der Aristotelesschüler auf Sidney, Ariosts auf die 'Feenkönigin' als Ganzes und Tassos auf B. II Ges. 5 im besonderen. Daniel ('Let's Love, the sun') übersetzte aus Tasso; Bacon stellte Experiment über Deduktion nach dem Beispiel Telesios von Cosenza und nannte sich 'Interpret der Natur' nach Pico della Mirandola III. Der größte der so erzogenen Humanisten war Shakespeare, zugleich hochpatriotisch; John von Gents Prophetenrede wird zitiert. Der Dichter las wohl nur Othello unmittelbar in Italienisch (in Chapuys franz. Übersetzung?); aber er fand die Elisabethanische Literatur schon voll von Boccaccios 'short stories' und deren Geist; aus diesen stammen irgendwie 'Ende gut' und 'Cymbelin'; ferner 'Romeo' und 'Viel Lärm' aus Bandello, 'Maß f. M.' aus Cinthio. Aber auch in 'Wie es euch gef.' taufte er den Helden um nach Ariosts Orlando, und in 'Was ihr wollt' atmet Herzog Orsino 'sensuous Florence'. Er versenkte sich in italienische Sonett- und Dialogkunst. Doch sein Humor und seine tragische Tiefe wurzelten anderswo. Den Schluß bildet ein zeitgemäßer Hinweis auf die Italienliebe anderer englischer Dichter von Chaucer bis Swinburne; doch ist der Ton der Rede etwas zurückhaltend. A. Brandl.

Shakespeare und Fulke Greville,

der Freund und Biograph Sidneys (1554—1628), werden in persönlichem Zusammenhang bezeugt durch eine Äußerung von David Lloyd, der 1638—92 lebte, 1659 in Oxford zum M. A. promovierte und in den Lehrerstab von Chartershouse in London rückte, dann Lebensbeschreibungen geschädigter Royalisten 1668 veröffentlichte. Loyd schrieb 1670 in seinen 'State Worthies' über Fulke Greville: 'One great argument for his worth was his respect for the work of others, desiring to be known to posterity under no other notions than of Shakespear's and Ben Johnson's master, Chancellor Egerton's patron, Bishop Overall's lord, and Sir Philip Sidney's friend' (Times, Lit. Suppl., 23. März 1922, S. 196). A. Brandl.

Ein biographisches Drama 'Shakespeare'

erschien 1921 als 'a play in five episodes, by H. F. Rubinstein and Clifford Bax'. Seit 1910 hat der Stratforder Dramatiker als Held kein englisches Publikum interessiert, und dieser neue Versuch knüpft in mancher Hinsicht an die neue Technik des Starstückes und epischen Königsdramas J. Drinkwaters 'Abraham Lincoln' an, verzichtet jedoch auf dessen Chorus-

verse, an deren Stelle melodramische Lied-Aktschlüsse treten. — Die erste der ganz kinomäßig abgegliederten und unvermittelt grell konzentrierenden Episoden spielt 1592 im Kontor Philip Henslowes, der mit Marlowe um ein Dramenmanuskript feilscht, für welches er weniger bezahlt als für ein Bündel von Altkleidern. Das Rosetheater (1586!) wird eben erbaut. Ned Alleyne wirbt zunächst unglücklich, Will Shakespeare, der Allerweltsmann, der nonchalante Mime und streberische Kunst-Emporkömmling glücklicher um die Liebe Joans, der Stieftochter Henslowes. Will souffliert persiflierend dem Ned bei der Werbeszene, umschmeichelt dann das Mädchen selber, liest ihr huldigend das Sonett 'So sweet a kiss the golden sun gives not' aus seinem ersten eignen Stück vor, das er gern bei Henslowe unterbringen möchte. Doch dies lehnt der geriebene Geschäftsmann ab, es kommt zu unliebsamen Erklärungen; Will beschimpft Joan, diese fliegt Alleyn in die Arme; Will gibt sich als seit 6 Jahren verheiratet zu erkennen, Joan flucht ihm: er solle sein Herz an eine Herzlose verlieren. Im Ertönen des Hahnrei-Kuckucks-Liedes (L.'s L.'s L.) tritt die Dark Lady ein, in deren Netz Will sofort gefangen ist. — Das zweite Bild (1596) zeigt Shakespeare eifrig vertieft im Schaffen am Lorenzo-Monolog (R. & J.), in dem ihn die brünette Hofdame 'Rosaline' aufstört: ganz kokette, skrupellose Geliebte, eifersüchtig auf alles, was Wills Streben erwecken kann, so vor allem auf das ferne Söhnchen Hamnet, an den er seine ehrgeizigen Zukunftspläne schmieden will, den er fern vom Komödiantentum heranbilden will. Im Gegensatz dazu kennt die Dark Lady kein höheres Ziel, als Komödie zu spielen, was ihr die Sitte der Zeit unmöglich macht. Will spottet ihrer Träumerei, sie straft ihn im Verein mit 'Mr. W. H.', dem Freunde 'Proteus', dadurch, daß sie in blonder Perücke und Kapuze im Dämmerschein als Anne Shakespeare aus Stratford erscheint und dem gottlosen Gatten die Hölle heiß macht. Besonders sträubt er sich gegen die vorgebliche Erziehung Hamnets zum 'winselnden Puritaner' und will ihn morgen schon diesem frömmelnden Einfluß entziehen. 'W. H.' tritt mit Licht ein, Rosaline entpuppt sich, und ein Schwarm fröhlicher Schauspieler bricht in die stille Stube herein. Heminges aber bringt die Trauerbotschaft: Hamnet ist tot, und trotz der allgemeinen Bestürzung zwingt Rosaline Kemp vor dem vernichteten Vater 'Come away, come away, death' zu singen. — In der dritten Episode (1602) sehen wir Will auf der Globe-Bühne vor einer Hamlet-Probe: er ist verdüstert und reizbar, denn Proteus und Rosaline sind an ihm untreu geworden. Er improvisiert eine Klosettszene, in der seine als Hamlet losgedonnerten, vielfach extemporierten Vorwürfe nicht gegen die Mutter, sondern gegen die vom Hofdienst müde Dark Lady und den falschen Freund gerichtet sind, den er als Polonius mitspielen läßt, aber vergeblich hinterm Arras zu erstechen versucht. Rosaline langweilt sich so, daß sie einschläft — und verzweifelt weicht Will dem Possenreißer Kemp, der die Totengräberliedstrophen als Clown grimassierend zur Lust aller Zuhörer vorträgt: Will zerbricht sein Rapier. — Die vierte Episode (1608) spielt bei Madame Mountjoy, der Perückenmacherin. Shakespeare krankt an Schwermut und Menschenhaß infolge seines Liebesunglücks; sein dichterischer Ruhm ist von dem Ben Jonsons und anderer überholt worden: er trägt sich zum Entsetzen seiner Hauswirtin mit ernstlichen Selbstmordgedanken. Während er sich zur Niederschrift seines Testamentes zurückzieht, erscheint heimlich Ben Jonson, der, so scharf er sich in künstlerischen Grundsätzlichkeiten mit Will auseinandergesetzt hat, ihn dennoch

liebt und gewaltsam seine Tochter Judith aus Stratford herbeigeschleppt hat, damit sie des Vaters Trübsinn heile. Will hat indessen ein Fluchtestament als Thersites Modernus usf. verfaßt, monologisiert 'To die, to sleep . . .' und wird nur durch Judiths Auftreten und Herzenseinfalt dem Leben zurückgewonnen. Mit 'Hark! hark! the lark at heaven's gate sings . . .' und Wills Entschluß, sich von Judith in die Heimat zurückentführen zu lassen, klingt dieses Timonbild aus. — Den Schluß bildet Wills Ausgang in Stratford (1616). Er verfaßt nüchtern sein Testament, ist innerlich mit London und seinem Hof, vor allem aber seinem Theater völlig fertig. Er kränkelt und steht unterm Pantoffel seiner sauertöpfischen Anne. Ein ungenannt bleibender junger Dichter aus London (Verfasser von 'The Puritan'!) versucht vergeblich, ihn zur Sammelausgabe seiner Stücke zu überreden: es ist ihm an ihnen nichts mehr gelegen, all das, was der schwärmerische Verehrer aus ihnen herausgelesen hat, will er vergessen. So hat er auch, wie der Besucher verblüfft erfährt, dem künftigen Schwiegersohn, Judiths, seiner geliebten Tochter, Bräutigam die Bedingung völliger Entsagung allem Versemachen und jedem Theaterbesuch gegenüber gestellt. Shakespeare ist abgeklärt, altersfromm und poesielos geworden. Leise rezitiert der erschütterte Jüngling dennoch Ariels 'Full fathom five they father lies . . .'

Das reichliche, z. T. auch entwicklungsmäßige Geschehen des Dramas ist selten heroisch-aktiv von Will ausgehend, wenn aber, dann stets mit Mißerfolg. Sein Ruhm ist uns gegeben, nicht erlebt; sein Absterben trübselig und unglaubhaft selbstzerstörerisch. Der Charakter des Helden — in fünf verschiedenen Shakespeare-Dramenrollen sozusagen — ist interessant, sein Dichterwort sparsam, aber bühnensicher zumeist in der Einlagelyrik am Episodenschluß verwendet. An Szeneneffekten und Operntricks fehlt es ebensowenig wie an Derbem, Rührseligem und Pathetischem. Aber zwischen Anfang und Ende und in der letzten Episode zwischen dem eben vorgespielten Shakespeare — der in ein im ganzen sehr detailliert und kundig gezeichnetes kulturelles und sprachliches Milieu gestellt ist — und dem vom Dialogpartner so beredt verkündeten Dichter klaffen unüberbrückbare Gegensätze. Unharmonisch ist der Endeindruck dieses Stückes, das trotz seines guten historischen Untergrunds gerade dem Philologen seinen Shakespeare nicht näherbringen kann.

Graz. Albert Eichler.

Matthew Prior

erscheint in L. G. Wickham Leggs 'Study of his public career and correspondence' (Cambr. Univers. Press 1921, x + 348 p., 22 s. 6 d.) als glänzender Prosaist. Gedrucktes hatte der Biograph Bickley benutzt. Hier wird, aus Hss. des Public Record Office and Privater, Priors öffentliche Wirksamkeit erhellt, möglichst durch Auszüge aus seinen Briefen. Das Tagebuch, jetzt zu Longleat, behandelt ein besonderer Anhang.

Berlin. F. Liebermann.

Zu Shakespeare und Walter Scott.

bringt 'The bookman' Dez. 1921, S. 293 ff. Briefe (ed. W. S. Crockett), die besonders eine Ausgabe Shakespeares durch Scott betreffen. Der Verleger Archibald Constable schlug sie am 15. Februar 1822 vor; eine Einleitung sollte alles Wissen über den Stratforder und seine Zeit zusammenfassen. Be-

gierig ging Scott auf den Plan ein (25. Febr.), namentlich auf den Kommentar, von dem er nur fürchtete, die Welt würde wenig Neues darin finden, 'only a selection and condensation of the labors of former editors'. Er beabsichtigte auch (19. Okt.), die Anmerkungen 'into an entertaining and popular shape' zu bringen, mit dem Schwiegersohn Lockhart, in zwei bis drei Jahren. Constable bot £ 2500 Honorar, Lockhart war mit allem einverstanden. Scott versprach für den 1. Band (von 10) die Biographie, und am 25. Januar 1825 lag der erste Druckbogen der Ausgabe vor. Aber der Bankerott des Romanschriftstellers kam dazwischen; sein Teil, 'The Prolegomena, and Life and Times', wurde niemals fertig. Von den Dramen waren 1830 tatsächlich drei Bände gedruckt; man verkaufte sie als Makulatur; nur je ein Exemplar rettete sich in die Boston Collection der Boston Public Library; nach der Beschreibung bei Crockett waren sie als II, III, IV bezeichnet und enthielten Lustspiele in annähernd zeitlicher Reihe ('Veroneser', 'Irrungen', 'Verl. Lieb.' und 'Kaufmann' in I). Jedes Stück hat eine oder zwei Seiten Einleitung und etliche Anmerkungen. Walter Scott war seit einer Aufführung von 'Wie es euch gefällt' in Bath 1775 mit Shakespeare bekannt, gehörte zu seinen bewundernden Kennern, ist aber, wie gezeigt, nicht zu seinen Herausgebern zu zählen.

Berlin. A. Brandl.

Zu Byrons 'Childe Harold' und Astarte

sind aus seinen neu erschienenen Briefen (Lord Byron's correspondence, chiefly with Lady Melbourne, Mr. Hobhouse, the Hon. Douglas Kinnaird, and P. B. Shelley, ed. John Murray, London, 2 vols., 25 s. net) besonders zwei Stellen hervorzuheben, die auch C. H. Herford in den Mittelpunkt eines Artikels 'More light on Byron' (Manch. Guard. weekly, 17. Febr. 1922, S. 132) gestellt hat. Aus Athen schreibt er ganz in weltschmerzlich blasiertem Childe Harold-Ton an Freund Hobbie (d. h. Hobhouse): 'I have in my former sheets told you where I have been and what I have been doing, or rather not doing, for my life has, with the exception of a very few moments, never been anything but a yawn ... I have now seen the world; that is, the most ancient of the ancient part. I have spent my little all, I have tasted of all sorts of pleasure (so tell the Citoyen); I have nothing more to hope, and may begin to consider of the most eligible way of walking out of it', woran sich noch eine Erörterung über den Sokratischen Schirling reiht, der nicht mehr vergifte. Dies zur Kritik des Wortes in Byrons Vorrede zum Epos, er sei nicht Childe Harold. — Was ferner die Entstehung des 'Manfred' betrifft, ist eine Briefstelle von Shelley wichtig, die aus dem Ende September 1816 stammt. Shelley, kürzlich aus der Schweiz nach London zurückgekehrt, schreibt an seinen neuen Freund Byron, dessen Geistesgaben ihm 'astonishingly great' erscheinen: 'Kinnaird (Byron's trustee) informed me that Lady Byron was now in perfect health — that she was living with your sister. I felt great pleasure from this intelligence. I consider the latter part of it as affording a decisive contradiction to the only important calumny that ever was advanced against you'. Es war also nicht ein Geschehnis, sondern eine Verleumdung, was der Liebesgeschichte Manfreds unterlag, und um so eher kommen literarische Vorbilder mit in Betracht, namentlich die Fabel in Byrons eigener Jugendromanze 'Bride of Abydos' und der Bericht über Schillers Braut von Messina' in Madame de Staëls 'Allemagne'. Byrons Heirat war vom ersten Tage an frostig auf beiden Seiten; am Morgen nach der Hoch-

zeit schrieb er bereits: 'Recollect, *we* are to keep our secrets and correspondence as heretofore, mind that'. Im übrigen wundert sich Herford, wie wenig Literarisches diese Prosabekenntnisse des gefeierten Dichters enthalten. Man bekommt den Eindruck, als hätte ihm die 'Sentimental journey' als Stilmuster vorgeschwebt. A. Brandl.

Zur Geschichte des englischen Briefstils.

H. C. Wyld. *History of modern colloquial English*, London 1920, gibt S. 379 f. unter *Epistulary Formulas* eine Reihe von Briefanfangs- und Schlußformeln aus den Jahren seit 1418. Aus seiner Zusammenstellung läßt sich jedoch nicht ersehen, wann und in welchen Briefen sich die für den heutigen englischen Briefen so stereotypen Formen des Datums, der Adresse, der Begrüßungs- und Schlußformel entwickelt haben.

Ich habe zu diesem Zwecke folgende Briefsammlungen durchgesehen:

Cely Papers, hg. H. E. Malden (in Auswahl) f. d. *Surtees Society*, 1900. (Geschäftsbriefe der Familie Cely, 'merchants of the staple' in London von 1475—1488) = **CP.**

Letters and Papers illustrative of the reigns of Richard II and Henry VII hg. Gairdner. Reg. Brit. medii aevi script. (Rolls Series) Bd. XXIV, 1, 2 (enthält Staatsbriefe und Briefe von Staatsmännern aus d. 15. u. 16. Jahrh.) = **RH.**

Original letters of eminent literary men, hg. v. Sir Henry Ellis, *Camden Soc.* 1st ser. vol. 23 (Briefe aus dem 16.—18. Jahrh.) = **ELM.**

Das Datum: Bis gegen Ende des 17. Jahrh. scheint es allgemein üblich gewesen sein, den Jahrestag am Schlusse des Briefes, nach der Schlußformel, jedoch vor der Unterschrift anzugeben. Die gewöhnliche Phrase hiezu ist *Written* (in kgl. Briefen auch *yeven*, so RH. I. S. 53) *at* (Ortsname) *the* (Zahl) *day of* (Monatsname). Der Tag wird nicht stets mit der Zahl bezeichnet, der letzte Tag eines Monats gewöhnlich als solcher (*the laste day of* ..., so stets in CP. od. RH. I, S. 277 usw.), gelegentlich kommen Bezeichnungen nach Festtagen vor, z. B. *Wryt at London on Good Fryday* (CP. 15), *Wryttyn at London on Seute Clementes zewyn* (= *evening*, CP. 46), *Wryt at London on Sent Tanys day* (*St. Anne's day*, CP. 57) u. ä. Nur ein Korrespondent der Celies, Robert Eyryk, schreibt das Datum mit derselben Phrase nicht am Schlusse des Briefes, sondern zu Anfang (CP. 82, 83), was sonst erst viel später üblich wird, so erst ELM., Nr. 109: *London, April the 30th*, 1698, also die moderne Form, die von da an allgemein wird. Die Jahreszahl ist bloß in den CP. angegeben, und zwar nicht beim übrigen Datum, sondern durch *Jhesu* eingeleitet (gelegentlich auch *Jhesu Anno* od. *Anno Jhesu*, so Nr. 33, 61, 68, 71 usw.) zu Beginn des Briefes, allem anderen voran. Ein Korrespondent schreibt statt *Jhesu Christus* und die Zahl in arabischen Ziffern, während die anderen römische benutzen. Die Adresse steht, wie wohl gelegentlich heute in Privatbriefen, zu Ende des Briefes unter der Unterschrift, sie enthält im 14., 15. u. 16. Jahrh. außer Namen und Aufenthaltsort des Adressaten gerne noch Titel, Beruf oder eine Höflichkeitsformel, so CP. 1: *To the worschipful George Cely merchaunt of the Stapell at Calez*, od. CP. 6 *Unto my ryght whorshypfull Fadyr Rychard Cely*, od. CP. 26 *Unto my ryughte whellbelovyd brother*. In den kgl. Briefen lautet die Adresse in der Korrespondenz zwischen den Königen von England und Schottland bloß *To the King of Ingland* (HR. I, 51) oder umgekehrt, sonst aber z. B. dst. I, 87:

To our trusty and welbelovyd the dean and chapitre of our cathedral churche of Sarum in einem Briefe Richards III.

Der Brief selbst beginnt mit einer Begrüßungsformel, die aus der Anrede und einer Gruß- oder Empfehlungsformel besteht; so schreiben sich die Brüder Cely z. B. CP. 3 *Wellbelovyd Brother I recommaund me herttely to you* oder CP. 15 *Ryught reverent and welbelovyd brother I recommende me vnto you as harttely as I can dewyse.* Vater Cely schreibt an seine Söhne allerdings bloß *I grete the wyll* (= *I greet thee well*, so CP. 5, 7, 8, 9, 10 usw.). Sich Fernerstehende schreiben *Right worshipfful Sir I recomaunde me unto you* (CP. 1) od. *Ryght reverend syre aud my specyall frende I recommaund me unto you* (CP. 4). Am längsten und unterwürfigsten schreibt William Cely an seinen das Geschäft führenden Vetter CP. 63, 66, 67 usw.: *Ryght worshypfful Syr affter dew recommendaschon I lowly recommend me unto youre masterschypp and ...* Ähnlich beginnen auch kgl. Briefe, so Jakob III. v. Schottland an Richard III. (HR. I., S. 51, v. 16. 8. 1483): *Right excellent, hie and mighti prince and right trusty and welbelovyd cousing. We commende us unto you in the most hertlie wise ...* und auch lateinische Briefe aus dieser Zeit wie Heinr. VII. an den Papst (HR. I, S. 94, v. 5. 7. 1487): *Beatissime pater post humillimam commendationem et devotissima pedum oscula beatorum ...* od. d. Kardinal v. Perugia an Heinr. VII. (dst. I, 102, Juni 1497): *Serenissime rex atque inclyte domine, post commendationes ...* Auch familiäre und Privatbriefe beginnen in derselben Weise, so Edmund de la Pole an seinen Bruder (HR. I., S. 258, v. 1505): *Sir, I ombully recommaund me onto Your grace* od. dst. S. 277, Sir George Nevyll an Th. Killingworth: *Meister Steward, I hertyly recommend me unto you ...* u. ä. Später läßt man die Empfehlungsphrase weg und beginnt einfach *Sir, Honoured Sir, Honourable Sir, Worthy Sir,* so in ELM., wo sich die moderne Form *Dear Sir* zum erstenmal in einem Briefe vom 15. Nov. 1703 (Nr. 129) findet, welche dann die anderen bald verdrängt.

Die Schlußformel des Briefes ist bis ins 16. Jahrh. gern eine Empfehlung an Gott, der Datum und Unterschrift folgen; sie lautet in den CP. gewöhnlich *Jhesu kepe thee* bezw. you (Nr. 5, 7, 8, 9, 10 usw.), gelegentlich statt *kepe preserve* (z. B. Nr. 130, 131), oder länger *Jhesu have you in kepyng* (Nr. 38, 39 usw.), *Almyghty have you in hys kepyng* (Nr. 52, 59), da und dort mit einer Empfehlung des Schreibers, so Nr. 1 you *shal have my service at all tymes that knoweth God who ever preserve you* oder ähnlich Nr. 20 *ye schall have my serves and that God knows how preserve yow.* Die Unterschrift folgt dann, gewöhnlich mit *per* oder *be, by* eingeleitet, gelegentlich mit *per* (od. *be*) *your brother* bezw. *servaunt.* Ähnlich umständlich sind nur die kgl. Briefe zwischen Jakob III. und Richard III. (HR. I, S. 51 f.). So schreibt Jakob an Richard: *Praying your serenite that ye will certifye us of your Good mynde and disposition in alle hast in the premisses by your writing with but said servitude or any other of youres, As we trust in your right excellent cousinage, the quylk God kepe* und Richard in seiner Antwort: *And God kepe you, right high and mighti prince, our right trusty and welbelovyd cousyn.* Hier folgt Unterschrift (und Siegel) ohne Präposition. In anderen Briefen dieser Zeit sind diese Formeln einfacher von *The Lord kepe your, my Good Lady Cecill, and all yours* (ELM., 4) oder *Thus remayning your Lordships most assuredlie, I commit yo to th tuition of Almightie God* (ELM. 15) zu dem *And thus fare ye weel* im Briefwechsel zwischen Fox

und Darcy, HR. II, 57 f. Allmählich fallen diese Formeln ganz, dafür wird es mehr und mehr üblich, an Stelle der einfachen Präposition vor der Unterschrift erweiternd zu schreiben *be your lovyng broder* (HR. I, 258, v. 1505) od. *by your friend* (dst. I, 277) oder *Your most bounden oratour and servaunte* (ELM. 1), *Yours in the Lorde* (dst. 9). Die moderne Form mit *yours* und dem Adverbium gebraucht bloß Bischof Fox an Sir Thomas Darcy (1495, *Assuredly yours*, HR. II, 57 f.), sonst finde ich sie in den benutzten Sammlungen nicht, im 17. u. 18. Jahrh. wird *your humble servant* u. ä. am häufigsten.

Die äußere Form des heutigen englischen Briefes geht also z. T. bereits auf sehr alte Tradition zurück, hat aber doch erst im 18. Jahrh. so ziemlich die heutige gewonnen, wenngleich auch seither noch mancherlei anders geworden ist.

Wien. Karl Brunner.

Les sept ars d'amours des dant Faber.

Die Pergament-Handschrift Hamilton 577 (14. Jahrh.) der Staatsbibliothek zu Berlin enthält hinter dem didaktischen Epos *Image du monde* auf Bl. 249va bis 251va (vgl. Mitteilungen aus der Königlichen Bibliothek, IV. Kurzes Verzeichnis der romanischen Handschriften, Berlin 1918, S. 32) eine *Les sept ars d'amours* betitelte Dichtung von 254 Versen, die eine jener zahlreichen Nachahmungen von Ovids Liebeskunst darstellt. Sie ist da bisher unbemerkt geblieben (vgl. 'Romania' XLIV [1915], S. 89 Anm., wo der Anfang durch A. Långfors nicht durchweg korrekt mitgeteilt wird), aber doch auch durch den Umstand bemerkenswert, daß in einem Epilog von 28 Versen der Dichter, *Faber*, den wir sonst nicht kennen, genannt wird. Eine stark gekürzte Fassung, im ganzen nur 147 Verse, ohne Nennung des Dichters, bietet ein Genfer Druck (α) aus dem 16. Jahrh. mit der Überschrift *Les sept arts liberaux d'amours* (vgl. A. Doutrepont, La Clef d'amors, Halle 1890, S. XXXII und S. 141 ff., wo der Text abgedruckt erscheint). Nur wenig weicht davon ab ein auf der Breslauer Stadtbibliothek liegender Druck Rouen 1581 (β). Sehr lehrreich ist auch in diesem Falle der Vergleich zwischen einer durch eine ältere Handschrift gegebenen und einer durch Frühdrucke vermittelten Textfassung, da die letzteren nur noch Trümmer des Originals erhalten haben.

Als Abfassungszeit kommt die Wende des 13. Jahrh. in Betracht. Der Text dieser 'sieben Liebeskünste' (in Anlehnung an die septem artes liberales), der mit Ovid nichts zu tun hat trotz der Versicherung v. 4/5, 129, 167, 251, verrät keinen bedeutenden Dichter. Zahlreiche Härten und Unebenheiten des Ausdrucks mögen freilich auch auf Rechnung der mangelhaften Überlieferung zu setzen sein, zumal auch ganze Verse fehlen. Von schlechten Reimen sind anzumerken *faire* : *savoir* 42, *donnee* : *conte* 46, *cho[s]es* : *ordes* 52, *maniere* : *tierce* 69, *pucelle* : *percete* 100, *souprises* : *mchaignies* 110, *fievre* : *maniere* 120, *tache* : *blesse* 132, ferner 148, 163, 194, 207, 219, 235. Östlichen Ursprung beweisen die Reime: *devisera* (1. sg. fut.) : *avera* 108 : *ara* 134, *enorte* : *aportes* 169, *persevras* : *jetera* 239, *a* : *saras* 249. Bemerkenswert sind die Anspielungen auf den *Pamphilus*[1] v. 146, 159, 208 und auf die berühmten, durch Frauen hintergangenen Typen von Gelehrten wie *Aristoteles* v. 273 und *Vergil* v. 275.

[1] Vgl. Pamphile et Galatée, par Jehan Bras-de-fer de Dammartin-en-Goele. Poème français inédit du XIVe siècle. Édition critique, précédée de recherches sur le Pamphilus latin, par Joseph Morawski. Paris 1917.

Hs. Berlin, Staatsbibliothek Hamilton 577.

Les sept ars d'amours.

(Bl. 249va)

Qui pais vaura faire et entendre,
D'amours porra les ars apenre,
Se il y veut s'entente mestre,
Car en *Ovide* sont en lettre,
Ovides a s'entente mise.
La lettre en roumans nous devise
Chascun art, si con vient d'amours:
Toute joie, toute dolours
Doivent vrai amant eschiver
En amours, se vellent jouer
Et se wellent a Dieu plaisir.
Qui veut les maus d'amour souffrir,
Les cuers qui s'entr'aimment a coi,
Soi[ent] fil a conte ou a roy,
Ou clerc ou chevalier ou lay,
Ou escuier, je leur dyrai
La devision d'amours toute.
Mais nus cuers qui aimme sans doute
Ne doit oïr de teil science
— — — — — — — —

Car fine amour veut pais avoir.
Pourtant, se vous voleis savoir
[D'ou] les sept ars d'amours descendent
Et qui les gens d'amours aprendent,
Metés vos cuers en retenir,
Se vous voleis d'amour joïr,
Et si faites pais, si m'öés
Et l'escoutés, se vous volés.

Le premier art qui en descent
L'amant certain esrant aprent
En quel maniere et en quel guise
Devant la femme est de li souprise.
Li autres aprent de l'usaige (Bl. 249vb)
Par coi on connoit au visaige
Se perdu a son puselaige.
— — — — — — — —

Et li tiers ar[s] si nous ensaigne
Quant maladie la mehaigne.
Li quars ars si [li] compte et dit
Se la femme le contredit;
S'amour [a], point ne s'en merveille,
Car après ce li apareille,
Qu'il en puet tout son voloir faire.
Li quins ars si li fait savoir
Coument avenir i porroit
Et sa volenté en feroit,
C'elle s'amour li a donnee.

3 sen tence m. — 11 Et si — 24 Et qui gent amer aprent — 32 *eine Silbe zuviel*

Druck α = Genf.

Les sept arts liberaux d'amours.

Que veult faire paix et entendre
Et les sept ars d'amours comprendre,
Cy veult cy son entente mettre,
Ainsi que devise la lettre,

Car fine amour veult paix avoir.
Pourtant, si vous voulez scavoir
D'ou les sept ars d'amours descendent
Et qui les gens d'aymer apprennent,
Voz cueurs mettez a retenir,
Se vous voulez d'amours jouyr,
Et faictes paix, si m'escoutez
Et entendez, si vous voulez.

Druck β = Rouen 1581. Titel: LES SEPT ARTS Liberaux. 3 Si veux cy — 8 d'amours a.

Li sixtes ars li dit et conte
Quant avec li seus [il] sera,
Confaitement se maintenra.
Li septimes est desr[e]ains
Et de trestous li souverains;
Cis aprent a savoir des cho[s]es
Qui sont et vilainnes et ordes,
Que quant il git avec s'amie,
Il aparsoit, ne doutés mie,
Quant gette sa nature avant.
Et li autre qui vont parlant
De deduit ou d'autre aventure
Et gete[nt] sans homme nature,
Teils choses sont grief a savoir.
Nonpourquant si puet on savoir
La cïense en ceste maniere.
— — — — — — — —

Dou premerain art te dirai,
Et tous te les deviserai(s),
Tout auci vrai com paternostre. (Bl.250ra)
A cellui que Amours demoustre
S'amie en diverse maniere,
T'aconnisse et a la tierce
— — — — — — — —
Soies certains que elle t'ainme:
Droit enmi lyu de sa maicelle
Devient rouge coume flourcelle.
Ja mais n'orras plus voire chose
— — — — — — — —
Quant par devant son ami vient
Et quant felonnie li vient
Ne c'elle t'aimme pour decevoir,
Dont l'esgarde, si pues savoir
S'elle devient ou pale ou noire.
Ja mais n'orras plus choze voire,
Car palours vient d'iniquité,
Rougeurs de debonnaireté.
Se rouge est, amans, bien pues
Adont querre ce que tu vues;
Se noirceit, ne t'adaignera
Ne de riens ne te amera,
Nes que une catte fait ⸗ chien;
Adont ne la proie de rien(s).
Mout a en femme a gaitier
Et la doit on mout ressoignier.
Or as le premier art entier.
— — — — — — — —

Le secunt art te vueil descrire
— — — — — — — —
Qui te fera certain et saige
C'elle a perdu son pucelaige:
Daleis l'ueil l'esga[r]dera[s],
Une vainnete iluec verras:

Le premier art je te diray
Du tout et le deviseray,
Ainsi comme *Ovide* le maistre
Le dist, qui bien en congnoist l'aistre.
Il dit et aprent a scavoir
Et a congnoistre et a avoir
Clerement, sans point de falace,
Quant verras l'amye en la face,
C'elle te hait ou c'elle t'ayme.
Ja n'orras chose plus certaine,
Quant tu la vouldras regarder,
C'elle t'ayme sans nul dangier.
Tu la verras, n'en doubtes pas,
Le vis rougir, regardant bas.
Et c'elle t'ayme pour decepvoir,
Je te vueil bien faire assavoir
Que palle viendra par nature.
Mauvaistié en son cueur endure;
Car palleur vient d'iniquité,
Rougueur de [de]bonnairetté.
Se rouge, amant, ja y peulx
Adonc querre ce que tu veulx,
Car celle tresbien t'entendra.
Se noircist, ne te daignera
Ne qu'une chatte faict ung chien:
Alors n'y demande plus rien.

Et pour entrer en la matiere,
Par cest art congnois la maniere.
La seconde te vueil descripre
Et tout le contenu t'en dire.

Droit a l'oeil la regarderas;
Jllecque une vaine verras:

52 l. des bordes?

16 Le dit qu'un b. c. — 21/22 *fehlen* — 25 doute — 42 c. en d.

Se rouge est, elle est pucelle;
S'elle ne l'est, elle est percete,
Ainsi con s'elle y soit ferue. (Bl. 250rb)
La saras qu'elle est corrumpue,
Amis; et se il avenoit
Que perse et rouge ensamble soit,
Perdut ara virginité,
Mais encore ara chaaté.
Li tiers ars vous devisera.
Quant maladie avera
Dont toutes femmes sont souprises
Souventes fois et mehaignies,
Se le saras a son esgart,
Si con le tesmoignent li ars.
Elle yert de male esgardeüre
Et si ert de plus foible nature,
Tant qu'elle ara la maladie.
Ses mains auci, ne doutés mie,
— — — — — — — —
Car ces ongles palles seront,
Auci come ce fu en fievre,
Se ne puet en nule maniere
Passer que une fois ne l'ait
En un mois ou plus entresait,
Mais qu'el ne cange sa nature.
Et s'il avient qu'elle soit dure,
De ce mout bien puet avenir
Que un mois y puet bien faillir;
Mais a l'autre n'i faurra mie,
Si com *Ovides* dit et afie,
Se donc grosse d'enfant estoit;
Tant com elle grosse seroit,
N'aroit mie dou mal la tache
Qui trestoutes les femmes blesse.

Li quars ars te devisera. [(Bl. 250va)
Quant uns hom une acointe ara,
Qui li requiere soustiument
La soie amour au comencement;
Par bel proier[e], par bel parler
Puet on haute amour conquester;
Et c'elle donques l'escondit,
— — — — — — — —
Pour ce ne la guerpisse mie,
Ains la requier et si li prie
La soie amour plus asprement
Que ne fis au coumencement,
Car la vielle a *Panphilet* dit
Quant elle a amer li aprit,
Une parolle mout legiere:

Se pucelle est, elle est rougette,
Et c'elle ne l'est, elle est percette,
Ainsi comme c'elle fust ferue.
Ja scauras c'elle est corrompue.
Or, amy, si ja advenoit
Que perce et rouge ensemble soit,
Perdu auroit virginité,
Mais encor auroit chasteté.
La tierce est par cy signee,
Quant maladie l'a meshaignee,

Regarder la doibt on au vis
Se palle luy est et noircis,

Ainsi comme c'elle eust la fiebvre.
Femme ne peut estre delivre
Qu'elle une fois au moys ne l'ait
Ou plus, ce sachiez en effect.
Se dont (n')advenoit d'aventure
Qu'elle de cervel fust si dure,
S'elle de cervel dure estoit,
Du dit moys bien faillir pourroit;
Mais en l'autre ne fauldroit mye
Qu'elle n'eust celle maladie,
S'adonc grosse d'enfant n'estoit,
Car tant comme grosse seroit,
N'auroit de ce mal nulle tache
Qui a toutes fames atache.

La quarte, qui nous en appoincte,
Quant ung homme une femme acointe,
Qui luy requiert subtillement
Son amour au commencement.

Et c'elle adonc l'en escondit,
Ovide le aprent, le quel dit:
Pour ce ne la deguerpis mye,
Mais la requiers et si luy prie
La sienne amour plus soubtillement
Que n'as faict au commencement.

Dire ay ouÿ, ainsi qu'on n'erre,

140 escondie.

48 La — 56 noircist — 57 s'el eust — 59 au moins — 60 Ou plus se caches en effait — 61 Si doncques av. — 62 du c. fut — 63 S'el — 66 telle m. — 73 subitement — 81 qu'on erre.

Quant li aigue chieue a,
N'est pas pour force qu'elle y ait,
Mais pour ce que souvent i chait.
Ainci se tu tiens pres t'amie,
Ce saiches de fi, n'i fauras mie:
Li pres tenir le te donra
Et a ton voloir t'amera.
Et s'il avenoit que ta drue
Soit et t'amie devenue,
Or oies que la vieille dit
Quant amer *Panphylet* aprit:
En quelconque(s) lyu que tu soies,
Se mestier en as, boseus soies.
Ce est: quant seule la tenroies
En liu secré, point ne l'espargnes
Que ta besoigne tu ne fasses.
Li quins ars t'aprent: amours [peut]
Maintenir qui joïr en veut,
Car *Ocides* dit en la lettre:
Aucun jouel lidois promettre. (Bl. 250vb)
S'elle te prie et enorte
Que tu le jouel li aportes,
Si li respont et fai dangier;
Et pour toi couvrir et gaitier,
Si li di que tu ne porroies,
Car trop mesdisans douteroies,
— — — — — — — —
Tous jours ne finent de gaitier.
Ta volenté li dois covrir;
Et se trop court te veut tenir,
Qu'elle le velle par estevoir
Et qu'ele te prie d'avoir,
Quant tu la vois si enuieuse
Et de l'avoir si convoiteuse,
Di li qu'ele ne l'avera
De ci adont qu'elle revenra.
La convoitise de l'avoir
La te fera a seule avoir.
Ainsi te dois tous jours pener
Coument la pusse[s] esseuler.

Li sizimes dit en son dit:
Ce celle l'a sans contredit,
Met la a ta volenté faire.
Dont dois faire come deputaire,
Dont la dois penre et abatre.
C'elle veut noisier ne combatre
Et qu'elle forment se deffende,
Li sizimes te veut apenre:
Ce ces jambes li vois ajoindre,
Adont, amans, ne te dois faindre,
Ains li dois les piés desevrer

Que l'eaue perce bien une pierre;
Et n'est pas force vrayement,
Mais pour ce qu'elle chet souvent.
Aussi si te tiens pres t'amye,
S'amour auras, n'en doubtes mye:
Le pres tenir la te donra.

La quinte en oultre te aprendra
Quant son amour t'aura donnee,
Comment tu l'auràs exillee.
Oride te dit en la lettre:
Aucun joyau lui doibs promettre.
S'elle te prie et ennorte
Que tu ce joyau lui apporte,
Si respond: 'ne l'apporteroye
A nul feur; paour en auroye.'

Et luy dy qu'elle ne l'aura
Davant que querre le venra.
La convoitise de l'avoir
La te fera seullette avoir.

La sixiesme après te aprent
Que, s'elle vers toy se deffend
Quant tu seullette la tiendras,
Garde bien que pas n'attendras
Tant qu'elle die: 'Avant venez,
Faictes de moy voz voulentez!'
Car jamais ne le te diroit,
Pour honte qu'elle doubteroit.
Dont la doibs prendre et abbatre.
C'elle veult noyser et combatre,
Lors les jambes luy verras joindre.

196 ces jouvens.

88 en o. prendra — 96 A nulle seur — 98 Devant qui qu. la verra — 111 ses j.

Et si ensamble entrehurter
Les cheviles que la dolour (Bl. 251ra)
Li fas[se] ouvrir sans nul sejour.
Ci fera elle vraiement,
Se li sisimes ars ne ment;
Pour la dolour que sentira,
Sach(i)es tantost les ouvrira.
De ce que li ars t'a aprins
Ne dois, amans, pas estre pris,
Car la vielle a *Pamphilet* dit
Que la femme a asés plus chier
Au despuceler le noizier
Que ce que die 'avant venés,
Mon pucelaige me tolés!'
S'atendoies que te priast,
Pour ce que loiaument t'amast,
Ja mais nul jour ne le diroit,
Pour honte qu'elle cremeroit.
Li septimes e(s)t desreains
E[s]t de trestous li souverains.
Il nous aprent des choses teles
Qui sont enuieuses et fieres.
La premerainne est: quant ou lit
Fait de s'amie son delit,
Li ons puet savoir entresayt
Quant (la) femme sa semense lait.
Il le seit bien, pas n'est doutans,
A ce qu'ele li est joinnant,
Que quant se gerra avecque toi,
Si pres se joindera de toi
Quant elle devera jeter, [(Bl. 251rb)
Come c'elle doie en toi entrer,
Et se t'estraint ande[u]s les naiges
Et se li palist li vizaiges.
A trestout se le pues savoir,
S'il a en toi point de savoir,
Si le saras; s'un peu est pres,
Garde bien soies avisiés
De li esga[r]der seur le vis,
Car lués errans sera noircis,
Car la tantost te persevras
Quant sa semense jetera,
Soit avec houme ou non soit,
Car lués errant sera(s) noirsis
Amont el vis, el soumeron.
Dont l'a trop mal partis li ons:
Quant son cors convient eschaufer
En baisier et en acoler,
La femme refroidier i puet,
Semense jete, s'ele veut
Por le grant delit qu'ele y a.

217 est desirans.

Adonc, amant, ne te doibs faindre,
Ains(i) luy doibs errant desserer
Et si ensemble reheurter
Que des chevilles la douleur
Luy face(s) ouvrir les genoulx.
La septiesme et la derniere
Est des aultres la souveraine,
Amant, qui deux choses t'enseigne.
A ce quant gerras avec soy,
Si tres pres se joindra de toy,
Comme elle doye en toy entrer,
Quant elle te debvra gecter.
Après son nez luy est noircis
Et après gectera souspirs.
Et quant elle aura talent,
Du desduyt d'amours sera parlant,
Devra sans homme gecter,
Verras son nez en noir muër
Tout droit par devers son menton.
Dont l'a trop mal party li hom:
Quant il la convient eschauffer
En baiser et en accoller,
La femme a refroidir se prent
Comme a gecter, c'elle a vent,
Pour le grant desduit qu'elle y a.

113 dois serrant d. — 115 les doulours — 117 et derraine — 119 Avant que — 125 jettera ses s. — 136 gr. desir qu'elle aura.

A ce que t'ai dit le saras.
De ce que *Ovides* t'ensaing[n]e
Te prie, amans, or te souvaigne.
La matere est bonne et fine,
Mais atant se tait et define.

Explicit Ovidius.

Je di: plus a Amour puisance
Assés que n'ait li rois de France
Ne que l'enperere de Roume.
Tout ce est voirs a la parsoume,
Ne que les femmes ensement, (Bl. 251va)
Car de tout fait a son talent.
Certes, se homme bien counississoient
Femme, ja tant ne souffreroient
De mal pour elles, com il font,
Car quanques elles couvent ont,
Faussent ami ligierement
Come quoches qui tourne souvent
Quant est assis sor le moustier.
Mout a en femme de dangier,
Car elles ont plus de talans
Que n'aient enfant de deus ans,
Et si sont femmes plus soutils
D'art que ne soient anemis.
A maistre *Aristothe* [a]prant
Et a celi qui le dessut.

— — — — — — — —

Vi[r]gilles au temps qu'il estoit;
Millours clers au monde n'avoit ...
Au temps que il el ciecle furent;
Nonpourquant femmes les dessurent.
Per *dant Faber* qui cest art fit
A tous amans deprie et dit
Qu'il ne soit hons qui trop se fie
En femme, ce ceroit folie.

Göttingen.

Et ainsi le amant [a]panra
Les sept ars que *Ovide* enseigne.

Il dit: Trop a Amours puissance
Plus assez que le roy de France.
Certes, si hommes congnoissoyent
Femmes, amans ne souffreroyent
Pour elles tant de mal qu'ilz ont,
Car quelques femmes souvent font,
Faulcent aussi legierement
Comme le cochet tourne au vent.
Dieu leur doint bon advisement.

Cy finist Oride de l'Art d'aymer avecques les Sept ars liberaux nouvellement imprimé a Genefve.

143 maux — 144 quantes f. s. sont (l. couvent font) — *Schluß: Fin des sept Arts liberaux.*

Alfons Hilka.

Randnoten zu Emil Levys provenzalischen Wörterbüchern (Nr. 23—46).[1]

23. Das noch nicht belegte *se acompairar ab aleu* 'sich mit jd. zusammentun, gesellen, anvettern' findet sich bei R. d'Aurenga, der gemäß den Hss. *M* (MG. 627) und *D* in dem 1. Geleit von Gr. 389, 22 sagt *Cel qui fal vers s'acompaira* (: *laira* 'er bellt' und *picvaira*, s. Sw. 6, 311b) *Ab leis que ja no n'er qu'iura*, er geselle sich der Dame zu, die auf den Verkehr mit ihm nicht gerade erpicht sein werde ('die in bezug darauf keineswegs sein wird, was eine Berauschte ist'). Die Hss. *I* (MG. 626) und N^2 (Arch. 102, 182) haben *si compaire*.

24. Daß es im Afrz. *aorer a aucun* gebe, bemerkt Levy, Sw. 1, 22b. Auch im Prov. kann *adorar* die Präpos. *a* nach sich haben. So heißt es

[1] Fortsetzung von Bd. 141, S. 144/5.

bei A. de Maruelh, Gr. 30, 2 (MW. 1, 169 IV): *Sopley et azor Al pays on ma don' estai.*

25. Transitives *agradar*, das dann dem afrz. *agreer* mit sächl. Obj. in Toblers Afrz. Wtb. S. 211, 50 gleichkäme, und *se fenher* 'sich bemühen' scheint mir in Betracht zu kommen an der von Levy, Sw. 3, 442b und von Wechßler, Minnesang S. 196 zitierten Stelle aus R. de Miraval, Gr. 406, 33 I. Nach meiner Auffassung werden da die Zuhörer angeredet und ist, nach entsprechender Änderung der Interpunktion, zu übersetzen: 'Da ihr hinsichtlich meines Singens saget, daß ihr ein hübsches neues, lustiges und leichtes Lied äußerst beifallswert findet, so höret, womit diejenigen sich (um eine Dame) werden bemühen können, die frohsinnig (Ztschr. 34, 502) und heiter sind.'

26. Wie aus Schultz-Goras Prov. El.-B.[3] S. 70 zu ersehen ist, ist die weibl. Nominativform *ambas* noch nicht belegt. Ein Beispiel dafür bietet das Partimen Gr. 388, 1, v. 4. Statt der Lesart von *O*: *Et an amdoas prez entier* hat da nämlich a^1 (Nr. 306): *Et ambas an bon pretz entier.*

27. Unter *auzella* fragt Levy, Sw. 1, 107b, ob bei G. de Bergueda, Gr. 210, 13: *Plus tost no vola ysrundella Ni esparviers ni aussella* nicht für *aussella* die Bedeutung 'Vogel' genüge. Eher dürfte damit, wie öfters mit lat. *aucellus, aucella* (s. Georges, s. v.), der 'Sperling' gemeint sein.

28. Neben *brai* 'cri, chant des oiseaux' wird im Pet. Dict. die Form *brait* nicht fehlen dürfen. Am Anfange des Gedichts des R. d'Aurenga, Gr. 389, 21, wo das Wort im acc. plur. steht, schreibt *a*: *brais*, D^c und N^2 aber *braitz* und *A*: *braiz*. Die Hs. *D* hat *brautz*. Vgl. zu *brait* prov. *braidir* und *braidiu* sowie das afrz. Subst. *brait*.

29. In dem 1. Beispiel unter *can* 2, Sw. 1, 196a wird *quan que n'esteya* heißen: 'so sehr sie sich auch davon fernhält'. — Hinzuzufügen wäre da noch *per can que* 'wie sehr auch', das sich Fierabras v. 853 findet: *Non es hom el mon, per can que sia nafrat[z], Qu'en begues un pauquet, c'ades non fos sanat[z].*

30. In dem Zitat unter *cenisa* 'Asche?' ist Levy der Vers *Abanz fos eu crematz soz la cenisa* nicht recht klar. Lat. *cinis* kann nach Georges s. v., I B 2 auch 'der Aschenhaufe, die Trümmer eingeäscherter Städte' bedeuten. Demgemäß ließe sich jener Satz so übersetzen: 'Eher möchte ich, verbrannt, unter den Trümmern liegen'.

31. Um das Verbum *achicar* 'rapetisser, diminuer' (Pet. Dict. S. 4a) dürfte es sich handeln an zwei Stellen, von denen im Sw. 1, 251a unter *checa* die Rede ist. 1) Bei P. Vidal, Gr. 364, 15 (ed. Bartsch 18, Anglade 6), Str. VII, wo wohl der Dichter einen bestimmten Lebemann im Auge hatte, wird mit *c*, Nr. 87 VI zu lesen sein: *c'om tot viu lo rebona En privada, pozaranca Si cun achicha vilana ...*, und zu deuten: 'den muß man, wenn er sich auch (anstatt seine Strafe zu erleiden) auf die Mahlzeit (s. *taulat*, Sw. 5 u. 7) stürzt und strebt, sich voll zu essen, in einer Latrine lebendig begraben, wie man mit einem Wasserrad (si c. p. 'wie ein W.') eine gemeine, feige, dirnenhafte Person erniedrigt (entehrt, dem Spotte preisgibt). Im Sw. 6, 493 unter *pozaranca* wird diese Stelle als 'nicht klar' bezeichnet. 2) In Appels Chrest., St. 95, 58/9 lese ich aus dem, was die Hss. überliefern, heraus: *C'a domna, c'achicaz, coman Gardez anseis* (oder *Anseis gardaz*) *com* (oder *se*) *sos pretz sors* (oder *Anseis si* — oder *i* — *gardaz com ilh sors*) 'so daß ich rate, ihr möchtet vielmehr bei einer Dame,

die sich erniedrigt, beachten, wie (ob nicht) ihr Wert (sie) dadurch gestiegen ist'. Zu dem Sprichwort 'Wer sich erniedrigt, wird erhöht' siehe Cnyrim, Sprichwörter Nr. 708/9 und zu *anseis* 'vielmehr, lieber' afrz. *einceis* in Försters Wtb. S. 119b.

32. Außer den Pet. Dict. S. 94b angegebenen Bedeutungen kann *convenensa* wie nfrz. *convenance* auch den Sinn von 'Wohlanständigkeit, Schicklichkeit' haben. Wenn es bei G. Faidit, Gr. 167, 61 V nach *V* (Archiv 36, 390 unten) heißt: *Car una vetz m'o ac en covinensa Que m'autrejet s'amor e son solatz; Mas era'm di que anc no fo vertatz*, so will doch der Dichter damit sagen: 'Denn einst hielt sie es für (*aver en* = *prendre en*, Sw. 6, 513, 15) schicklich, mir ihre Liebe und Unterhaltung zu gewähren, jetzt aber leugnet sie es.'

33. *Aras* würde ich in *Aras* ändern Crois. Alb. 3614, Sw. 2, 8b, 2, wo Levy schreibt: *Aras pot totz lo mons a dreit meravilhar.*

34. Anders als Levy, Sw. 3, 438b unter *fenhedat* und als Wechßler, Minnesang S. 197 verstehe ich Garin, Ens. 641 *Ni* (l. *N'i*) *poschon feingnedat Dire senz falsetat*: 'und daß sie da nicht ohne Falschheit von Verstellung sprechen können'; d. h. die Fremden müßten lügen, wenn sie sagten, sie hätten bei den Frauen etwas von Verstellung bemerkt. — 'Verstellen' bedeutet *fenher* gewiß an der Levy, Sw. 3, 439b 'unklaren' Stelle Uc Brunenc 2, 40 *Et a l'entenden apres Fenh ab belhs digz son pessatge*; vgl. dazu lat. *fingere vultum* 'seine Miene verstellen' (Georges unter *fingere*).

35. Bei R. de Buvalel 3, 19 (Bertoni 4, 19) — s. Sw. 3, 525/6 — wird es in der einzigen, z. B. auch v. 25 mangelhaften, Hs. *D* statt *Midons qui sobram seignoreja* heißen müssen *quim sobreseignoreja* 'die mich ganz beherrscht'.

36. Nicht ein Adj. *fret* dürfte in Frage kommen im v. 8098 der Crois. Alb. (Sw. 3, 593a unter *freg* und Appel, Chr. 7, 245), wo die Hs. schreibt *Es abaichatz paratges e perilhos e fretz*. Vielmehr wird *e fretz* in *efretz* (*enfretz*, *esfretz* = *esfrei*) zusammenzuziehen sein (vgl. *effredar* und *enfreidar* = *esfredar*, Sw. 3, 220), so daß sich der Sinn ergibt, der Adel sei erniedrigt und es herrsche eine gefährliche Beunruhigung.

37. Die Adj. *maladreg*, *malastruc*, *malginhos* stehen im Pet. Dict., während ich *malfizel* (*malfiel*) 'ungetreu' darin noch vermisse. Dieses ist anzutreffen in dem Gedicht Gr. 392, 5, dessen 4. Strophe nach *C* (MG. 217) bzw. N^2 (Arch. 102, 189a) beginnt: *Qu'ieu sai un trachor malfizel, Que par qu'a mens de sen d'um bou.*

38. Neben *onoriu* 'distingué, remarquable', Pet. Dict. S. 268a, findet sich *onriu* am Anfange des Gedichts Gr. 406, 45 *Trop an chauzit mei oill en loc onriu* (MG. 1122/3).

39. In dem zweiten Beleg unter *perdre* 6 im Sw. 6, 241 wird es sich empfehlen, statt *Tart venran de son repaire*, wo nach Crescini *venir* 'divenire' bedeuten soll, zu lesen: *Tart venrand* (= *venrant*; vgl. *prend* = *prent*) *e* (= *en*) *son repaire* 'so werden sie kaum je in sein Haus kommen'.

40. Wenn im Pet. Dict. S. 296 unter Vorbehalt *plaideja* als Subst. angesehen und durch 'querelle' wiedergegeben wird, so bezieht sich das auf R. de Buvalel, ed. Bertoni, S. 39, Nr. IV 27; vgl. dazu die Anm. S. 63. Eine angemessene Auslegung kann das Wort aber erst erfahren, sobald der in der Ausgabe ausgelassene folgende Vers (28) verständlich und der Zusammenhang erkennbar wird. M. E. ist hinter *see son dan* ein Punkt zu setzen, das zweite *see* in der einzigen, auch sonst (s. Randnote 35) hier

fehlerhaften Hs. *D* durch *se't* zu ersetzen und alsdann zu lesen: *E se't plaideja Amors a dreit, cre(i)s t'en l'auzir? – Oc, quar ...*, was bedeuten würde: 'Und wenn dich die Minne recht besänftigt, glaubst du dann, was du in dieser Hinsicht zu hören bekommst? — Ja, denn ...' Zu *plaidejar* = lat. *mitigare* s. Sw. 6, 342, 7, zu *a dreit* 'in rechter Weise' afrz. *a droit*, Förster, Wtb. S. 118a 2 und zu *l'auzir* Appel, Chr., St. 73, v. 50 *que sol l'auzirs es us grans marrimens.*

41. Ein Subst. *pliu* an der Sw. 6, 391b angeführten Stelle, A. de Maruelh, MW. 1, 180, Z. 2, ist kaum anzunehmen. Mit Mahn schreibt Levy *En aquest cinc, senz pliu, Nais proeza e reviu.* Sollte nicht eher *En a.cinc senz, pliu, Nais* zu schreiben und etwa zu deuten sein: 'Ich versichere, die Tüchtigkeit wächst hervor und belebt sich nach diesen fünf Richtungen hin'? Die von Levy hier nicht benutzte Hs. *G* (Bertoni S. 380) hat weniger gut: *En a.cinc* (5 Eigenschaften) *se pliu* P. ('wird T. gewährleistet') *e reviu.*

42. Das Sw. 6, 586a ohne Bedeutung vermerkte Verbum *prontar*, das doch wohl dem afrz. *prompter* 'emprunter' entspricht, begegnet auch bei L. Cigala, Bertoni, I trov. d'It. 47, 13 (vgl. Arch. 140, 120 oben). Levys Zitat enthält ein Wortspiel mit *se rendre* 'sich weihen' und 'sich zurückgeben': *Far volgra saber mantenen Ma dolor celeis cui mi ren. Era no hai eu dit [molt] be; Que rendre no li puose ieu me, Pos no'ill me tuelc ni me prontei* ('da ich mich ihr nicht entzog noch entlehnte') *Des l'ora en chai que'ill me donei.* Freilich könnte man auch *m'e[n]prontei* schreiben; s. *empruntar* Sw. 2, 406.

43. In dem Beleg aus Gr. 293, 27 (MG. 804/5), Sw. 7, 385b unten, läßt Levy eine Zeile aus. Zenker, P. d'Alv. S. 6 bringt zwar diesen Vers, indes ist ihm die Stelle nicht ganz verständlich. Vielleicht wäre so zu deuten: 'Und ich halte es für sehr wunderlich, wenn (für ausgeschlossen, daß) irgendein falsches (häßliches) Wort darin (in meinem Gesang) ist, so daß ich jetzt ohne Bedenken singe (*si que chant ar en .confes*). Vgl. in Försters Wtb. S. 181 afrz. *me vient à grant merveille* 'es kommt mir sehr wunderlich vor' und bei Georges unter *confiteor* zu *en confes* lat. *in confesso esse* 'unzweifelhaft sein' und *ab alqo pro confesso et indubitato habitum esse.*

44. Die Richtigkeit der Auffassung Zenkers von P. d'Alvernhe 17, 55/6 bezweifelt Levy, Sw. 8, 192, 5. Nach meinem Dafürhalten ist hinter v. 53 'das sollte uns recht im Gedächtnis bleiben' ein Semikolon zu setzen und, unter Zuhilfenahme der Version *a*, so fortzufahren: *Car fort te qui d'autrui terrier Deve ries e del frug melhor N'es escas al don a sobrier* 'denn sehr festhält (wenig freigebig ist), wer von dem Besitztum anderer reich wird und doch beim Schenken mit der besseren Frucht überaus geizig ist'. Vgl. dazu Str. IV und IX. Das *per que* am Anfang von VIII bedeutete dann wohl 'daher'.

45. Afrz. *tristos* 'triste, affligé' ist bei Godefroy verzeichnet. Prov. *tristos*, das im Pet. Dict. noch fehlt, finde ich in a^1, Nr. 317, v. 21: *Voillatz c'ab joi son* (Hs. *lo sen*) *tristos cor s'esclaire.* Die Hs. *O* hat *lo seu trist cor.*

46. In der *tornada* von Gr. 422, 1 sagt R. de Tarasco zu seiner Dame: *quand eu retrai So qu'eu vuoill e que'm platz de vos, Tuich en remanon en verai* (*A* Nr. 478 und Parn. Occ. S. 386) 'so sind fürwahr alle darüber ganz außer sich'. Das da vorkommende *en verai* = *en ver* 'vraiment' wäre im Pet. Dict. noch nachzutragen.

Berlin. Adolf Kolsen.

Noch einmal afrz. *berserez.*

Es sei mir gestattet, auf das im Archiv 135, 415—6 Vorgetragene noch einmal etwas besser ausgerüstet zurückzukommen. Ich hatte mich dort mit der Bedeutung des Substantivs *berserez* beschäftigt, den Sinn 'Jagdhund' für die Vie de S. Gilles 1800 und Berouls Tristan 1441 und 2699 als zweifellos anerkannt, aber für diejenigen Stellen, wo das Verb des Satzes *porter* ist, zu dem *berserez* als Akkusativ gehört — so im Eneas, Guiguemar, Folque de Candie, Godefroi de Bouillon —, jene Bedeutung bestritten und gemeint, daß nach dem Vorgange von Godefroy, Warnke und de Grave mit 'Köcher' zu deuten ist. Die letztere Behauptung will ich nicht mehr aufrechthalten, allein daß *berserez* hier etwas anderes als 'Jagdhund', womit G. Paris und Thomas erklären, heißt, muß ich noch immer als sicher ansehen.

Würde an den zuletzt genannten Stellen im Verlauf der weiteren Erzählung der Ausdruck *berserez* wiederkehren,[1] so wäre wahrscheinlich die Erkenntnis leicht, aber das ist nicht der Fall, und so liegt die Sache auch an einer weiteren Stelle, die ich den bisher beigebrachten hinzufüge und die im Lai de Melion steht (Zs. VI 96 V. 139—140): *un escuier o lui avoit Ki son bercerie portoit;* daß hier *ki son berselet li p.* der anderen Hs. (T) das Ursprüngliche sei (*berselet = berseret*), hat schon der Herausgeber Horak richtig gesehen[2] (siehe S. 104). G. Paris und Thomas sind über die Schwierigkeit, die durch das Verbum *porter* (für sonstiges *mener*) erwächst, hinweggegangen, oder wenn sie etwas davon wußten, daß man etwa kleine Jagdhunde auf den Arm nahm oder in einem Behälter transportierte, so hätten sie etwas Näheres darüber mitteilen sollen.[3] Wir haben allerdings eine merkwürdige, bisher nicht beachtete Stelle im Ipomedon 587—8, auf die ich erst nachträglich gestoßen bin und die vielleicht etwas Licht auf die Frage zu werfen geeignet ist: *detres sei porta un brachet Ne mie granz, mes petitet.* Hier also ist ein kleiner Jagdhund genannt, den Ipomedon 'trug'. Aber Ipomedon war beritten, wie aus V. 639 erhellt, also heißt *porter* hier nur 'mit sich führen', indem eigentlich das Pferd den Bracken trug. Wie aber hat man sich letzteres vorzustellen? Vermochte ein Bracke auf dem Rücken eines trabenden Pferdes hinter dem Sattel stehend sich zu halten?[4] Oder legte man etwa eine Decke unter? Oder aber befand er sich in einem Behälter, der vielleicht hinter dem berittenen Jäger auf irgendeine Weise befestigt war? Gerne hätte man eine andere Stelle zur Hand, an der es sich um die gleiche Situation handelt. Dann wäre wenigstens so viel sicher gestellt, daß man kleine Jagdhunde nicht an der Leine laufen ließ, sondern zu Pferde beförderte. Freilich gibt es noch eine ähnliche Stelle, die heranzuziehen ist und eine nähere Betrachtung erfordert. Sie steht im Gérard de Roussillon und lautet in der Oxforder Hs. V. 8105: *e prist un beseret tres son archon* (Roman. Stud. V, 157),

---

[1] Im Eneas ist V. 3608 von einem *chien a sane* die Rede und im Guiguemar V. 93 von einem *brachet*, vgl. Archiv 135, 416.

[2] Godefroy I, 630b liest mit Michel *sa bercerie* und glossiert auf Grund dieser Stelle *berserie* mit 'carquois', was abzulehnen ist.

[3] Bertoni im Arch. Roman. I, 535 hat nicht erkannt, worauf es überhaupt ankommt.

[4] Daß die Araber Jagdleoparden auf den Rücken ihrer Pferde mitnahmen, ist ja bekannt, aber natürlich haben die Tatzen einer Katzenart ganz andere Adhäsionskraft als die Pfoten von Hunden.

in der Londoner Hs. V. 2757: *et prist un berserez tries son arçon* (Roman. Stud. V, 263 und Michel, Gér. de Rouss. S. 372, der ja neben der Pariser Hs. auch die Londoner bringt), während die Pariser Hs. ed. C. Hofmann V. 7148 liest: *e pres un gran espiot latz son arso.* Thomas, Nouv. ess. S. 101 berührt diese Stelle, aber nur um zu erklären, daß P. Meyer, Gir. de Rouss. S. 257 hier unberechtigterweise *berseret* mit *javelot* übersetze (*et plaça un javelot derrière l'arçon*). Ich habe schon im Archiv a. a. O. bemerkt, daß man diese Übersetzung nicht so entschieden abzulehnen braucht, wohl aber die Bedeutung 'Jagdhund' ausgeschlossen ist, und eine nochmalige Prüfung des Passus selbst und des ganzen Zusammenhangs führt mich dazu, letzteres mit gleicher Bestimmtheit zu wiederholen. Denn Girart reitet gar nicht auf die Jagd;[1] wie sollte also von einem Jagdhund die Rede sein können? Aus gleichem Grunde ist freilich auch 'Köcher' ausgeschlossen. Was also kann *berserez* an unserer Stelle heißen? Und da muß man denn doch sagen, daß Meyers Übersetzung mit 'javelot' viel für sich hat; nur ist sie etwas zu unbestimmt, da eigentlich dem Ausdruck *berserez* gemäß nur ein Wurfspeer, wie er auf der Jagd gebraucht wurde, gemeint sein kann, und aus dem letzteren Grunde dürfte es sich auch erklären, daß der Verfasser der Pariser Version, daran Anstoß nehmend, für das ursprüngliche *berserez* einfach *un gran espiot* einsetzte. Es ist zu berücksichtigen, daß der alte Droon, der den Girart durch den Wald nach Rossilho führen soll, ein *venaire* ist (siehe V. 8086 der Oxf. Hs.), und man hat sich vielleicht zu denken, daß Girart von dem Waffenvorrat des Droon einen Jagdspieß nahm, der ja auch sonst als Waffe dienen konnte, wie z. B. der *venable* im Navarrakrieg 4373 als solche dient, und dessen Befestigung hinten am Sattelbogen wohl vorstellbar ist. Jedenfalls gibt der Umstand, daß die Pariser Hs. *espiot* für *berserez* schreibt, schon allein zu denken und spricht dafür, daß mit *berserez* tatsächlich ein Wurfspeer gemeint war.

Auf Grund von Obigem ist man, wie mir scheint, berechtigt, zu fragen, ob denn nicht an den übrigen Stellen, abgesehen natürlich von der Vie de G. Gilles und Berouls Tristan (s. oben), *berserez* den Sinn von 'Jagdspieß' haben kann, und dem steht, soweit ich sehe, nichts Ernstliches im Wege. Daß der Wurfspieß (*espié, gaverlot,* auch *lance*) die Jagdwaffe *par excellence* war, erhellt schon aus *venabulum* > prov. *venable* (Levy, P. D.) und *venabula* = *espieiet* des Glossars von Tours (Förster-Koschwitz, Altfrz. Übungsbuch[5] Sp. 208). Schon die Römer warfen mit dem Speer nach dem Hirsch, wie das *Jaculari cervos* bei Horaz (s. Georges unter *jaculor*) zeigt, und daß er auch im Mittelalter dazu verwendet wurde, ist verschiedentlich zu erweisen. Alwin Schultz, Höf. Leben I, 450 no. 7 hat schon auf Perceval 1212 (*et de gaverlot bien lancier*) und 1265 (*ses m. gaverlos en sa main*) hingewiesen, vgl. auch V. 1236—7; Bormann, Die Jagd in den afrz. Artus- und Abenteuerromanen S. 32 führt weiter Perceval 7045, 27224 und Fergus 191 an, und dem füge ich noch Fergus S. 5 V. 9—10 (*Erraument a brandi l'espié, Si en cuida le cerf ferir*) und eine Stelle im Biaus desconëus V. 1293 ff. hinzu, wo es, nachdem von einem vorbeieilenden gehetzten Hirsche die Rede war, heißt: *es vos poignant a. veneor ... En sa main a. espiel tenoit.* Es ist also

[1] Wenn V. 8107 der Oxf. Hs. von *fresche venaison* gesprochen wird, so hat man das in übertragenem Sinne zu verstehen, vgl. Stimming, Über den prov. Girart von Rossillon S. 137.

sehr wahrscheinlich, daß der *espié* auch neben dem Bogen auf die Hirschjagd mitgeführt wurde, und so macht *berserez* = *espiez* an unseren fraglichen Stellen keine Schwierigkeit, auch wenn dort vorher nicht gerade ausdrücklich gesagt ist, daß es zur Hirschjagd ging. Das Verbum *porter* ist dann auch durchaus verständlich, da es für den auf die Jagd Ausziehenden eine Bequemlichkeit und Erleichterung sein mußte, wenn der Jagdspieß von einem *vaslet* oder *escuier* getragen wurde, wie dies zweifellos mit dem Bogen und dem Hirschfänger im Eneas und Guiguemar geschieht.

Man wird es nun vielleicht befremdlich finden, daß *berserez* zwei verschiedene Bedeutungen nebeneinander gehabt haben sollte, die von 'Jagdhund' und von 'Jagdspieß', allein, wenn man näher zusieht, ist dies wenig auffallend. Das Wort ist eine Bildung mit *-aricius* vom verbalen Thema aus, wie dies Thomas in seinem schönen Aufsatz über dies Suffix in den Nouv. essais de phil. franç. gezeigt hat.[1] Es ist ursprünglich ein Adjektiv, s. God. I, 630 b, Tobler in den Sitzungsberichten der Berliner Akademie, phil.-hist. Kl., 19. Januar 1893 S. 11. Letzteres heißt, wie *sente berserece* in Berouls Tristan lehrt, 'zur Jagd gehörig', 'zur Jagd dienend', und dies konnte mit gleichem Rechte von einem Hunde wie von einem Spieße gesagt werden. Wahrscheinlich haben anfänglich die Substantiva *chien* und *espié* dabeigestanden; dafür sprechen einerseits die *canes damaricios* des Königs Eduard III. von England = 'Hunde für die Jagd des Damhirsches' (s. Thomas S. 66), sowie afrz. *chiens chaceroix*[2] (s. Thomas S. 95), und anderseits *espiez caserez* im Festländ. Bueve de Hantone F. II, Bd. II ed. Stimming (1918) S. 350 V. 82. Dann wurde mehrfach das Substantiv unterdrückt und das Adjektiv in substantivischem Sinne gebraucht, wie man aus den Zusammenstellungen von Thomas ersieht. Letztere weisen auch einige solcher substantivischen Adjektiva auf, die verschiedene Bedeutung haben, z. B. *baterez* nebst *baterece* (S. 94, 100, 107), *joinderece* (S. 97, 109), auch wohl *botere* (S. 95, 101), und in diese Linie würde dann auch *berserez* gehören, wenn es, wie ich meine, 'Jagdspieß' neben 'Jagdhund' bedeutet.

Jena. O. Schultz-Gora.

Das Imperfekt auf *-or* im lothringischen Französisch.

Im Südlothringischen gilt neben dem gewöhnlichen Imperfekt ein zweites auf *-or*: *šãtor* = chantais, *õ tüor* = on tuait, *on i olor* = on y allait, *žə šãtor bẽ kã žote (žotor) žon* = je chantais bien quand j'étais jeune. Vgl. A. Franz, Zur galloromanischen Syntax S. 22 (Supplementheft X der 'Zeitschrift f. frz. Sprache u. Litt.', Jena und Leipzig 1920). Die Imperfektendung *-or* ist, wie schon G. Paris, Romania 10, 605 erkannt hat, aus dem Zeitadverb *or* = *hora* hervorgegangen. In Texten des 17. Jahrh. wird *or* noch nicht mit dem Verbum zusammengeschweißt. Franz stellt fest, daß zwischen dem gewöhnlichen Imperfekt und dem auf *-or* kein Unterschied in der Temporal-V[illegible]ung besteht. Dagegen läßt sich ein Intensitätsunterschied beobachten:

[2] Godefroy ebene pflegt mit dem einfachen Imperfekt wiedergegeben zu dieser Stelle *berser*[illegible]

[3] Bertoni im Arch. [illegible]ß, wo die Form *berseret* auftritt, hier wie in verhaupt ankommt. [illegible]rmengung mit *-ittu* eingetreten ist.

[4] Daß die Araber Jagdleoparden im dép. Doubs (s. Thomas a. a. O.) und ist ja bekannt, aber natürlich haben [illegible]as dau Luc, s. das Nähere in meinen Adhäsionskraft als die Pfoten von Hunden.

werden, das neu in die Aufmerksamkeit tretende mit dem erweiterten; die hinweisende Kraft der Endung ist nicht verschwunden.'

Der Formenbau des lothringischen Imperfekts auf *-or* zeigt, daß die Sprachform von der Funktion abhängig ist. Die Erscheinung stellt sich den vielen Fällen zur Seite, die ich in meinem Buch über 'Sprachkörper und Sprachfunktion' (Palaestra 135), Berlin, Mayer & Müller, 1921, behandelt habe.

In affektischer Rede wurde dem Imperfekt das Zeitadverb *or* beigefügt: *il chantait or*. In dieser Wortgruppe war nunmehr die Temporalbedeutung übercharakterisiert: sie war gekennzeichnet durch ein altes Mittel, die Imperfektendung, und ein neues Mittel, das Zeitadverb. Das alte Mittel war neben dem neuen funktionslos geworden und konnte schwinden: *il chantait or* > *il chantor*, *je chantais or* > *je chantor* usw. Die völlige Gleichheit der Imperfektendungen durch das ganze Paradigma hindurch ist möglich in einer Zeit, wo das Personalpronomen Träger der Personalfunktion ist.

Diese Auffassung wird aufs schönste gestützt durch die Formen anderer lothringischer Mundarten, die den soeben vorausgesetzten Typus *chantaitor* noch in seiner vollen Gestalt aufweisen. Gewisse Mundarten weisen das folgende Paradigma auf (Romania 10, 605): Sing. *j'avwè — j'avéor, t'avwè — t'avèsor, èl avwi — èl avwitor*, Plur. *j'avwin — j'avwintor, vs avwin — vs avwintor, èl avwinte — èl avwintor*. Der frz. Sprachatlas gibt in ostfrz. Mundarten für *tu avais* (Karte 94) und *il était* (Karte 510) die längeren Formen neben den kürzeren, z. B. nebeneinander *t awèzór* 86 und *t àwór* 87, *il ètór* 87, 88 und *él ètòzó* 150.[1]

Mit dem frz. Präteritalsuffix *-or* läßt sich vergleichen das idg. Präteritalpräfix *e-*, das sog. Augment: griech. *ἔφερον* 'ich trug' neben Homerischem *φέρον*. Das Augment war, ebenso wie *or*, ursprünglich ein temporales Adverb, vgl. K. Brugmann, Kurze vergleichende Grammatik der idg. Sprachen, § 626 ff.

Gießen. Wilhelm Horn.

Zur *Bibliographie des voyages en espagne.*[2]

V.

1494—95. Der Text des bereits von Farinelli verzeichneten *Itinerarium hispanicum Hieronymi Monetarii civis Nurembergensis* (cod. lat. 431 der Münchener Hof- und Staatsbibliothek) ist vor kurzem in der *Revue hispanique* Bd. 48 (1920) erschienen. Vgl. hierzu *Zeitschrift für romanische Philologie* Bd. 38, S. 586 und *Beilage zum Jahresbericht der Oberrealschule Bayreuth* 1915, S. 31—54.

1576. *Relation des Adam Baron Dietrichstein über die Ereignisse am spanischen Hof vom 18. April bis 20. September 1576.* Handschriftlich in Akt 595, Bd. 1, S. 730—747 des k. k. Haus-, Hof- und Staatsarchivs in Wien.

1624—25. Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm von Neuburg, Herzog von Bayern, Jüllich, Kleve und Berg, der von 1614—1653 regierte, war von August 1624 bis März 1625 auf einer Reise nach Spanien begriffen, die vorwiegend po-

[1] Ich verdanke A. Franz diese Hinweise.

[2] Vgl. *Archiv* Bd. 133 S. 413, Bd. 134 S. 143, Bd. 135 S. 175 und Bd. 141 S. 238.

litischen Zwecken diente. Das königlich bayerische Hausarchiv in München enthält in Akt 2521 folgende Briefe des Pfalzgrafen über seinen Aufenthalt in Spanien:

Madrill, 10. Oktober 1624.
Madrill, 17. Dezember 1624.
Madrill, 28. Dezember 1624.
Madrill, 30. Dezember 1624.
Madridt, 28. Februar 1625.
Brastrago, 16. März 1625.

Das Schreiben vom 10. Oktober 1624 meldet unter anderem, daß der Pfalzgraf einige Tage vorher in Madrid angekommen war. Ein Brief von Bordeaux, 26. März 1625, zeigt, daß er sich bereits wieder auf der Rückreise durch Frankreich befand. Der Brief vom 10. Oktober 1624 ist vom Pfalzgrafen eigenhändig geschrieben. Die übrigen sind teils Abschriften, teils Auszüge von gleichzeitiger fremder Hand, die für die pfalzgräfliche Kanzlei angefertigt wurden. Weitere Briefe und Berichte des Pfalzgrafen aus Spanien befinden sich im Kreisarchiv zu Neuburg a. Donau. Zur Schreibung des Namens *Madrid* vgl. man J. Jungfer, *Magerit — Madrid* in *Revue hispanique* Bd. 18 (1908) S. 1; ferner die Form *Maioritum vulgo Madril* ebendort Bd. 48 (1920) S. 122.

1653. *Relazione di Spagna del Pietro Basadonna nel 1653.* Handschriftlich in Akt 847, Heft 17 des k. k. Haus-, Hof- und Staatsarchivs in Wien. Vgl. Barozzi e Berchet, *Relazioni*, Ser. 1, T. 2, S. 191.

1664. *Simon Sagers Reisetagebuch über die Studienreise des Freiherrn Friedrich zu Eulenburg. Teil 7: Italien und Spanien. Februar—Mai 1664.* Gedruckt in *Mitteilungen der Literarischen Gesellschaft Masovia, Jahrgang 22—23. Lötzen 1919.*

1708. *Relacion y solemne casamiento del Rey Carlos, circunstancias que precedieron, viage, embarco, y arribo a Cataluña de la Reyna Doña Isabel Christina, fiestas, y ostentosa y solemne entrada en Barcelona; solemnidad publica del Real desposorio, y gracias que hizo el Rey Carlos en esta festiva ocasion. — Resolucion del Rey Carlos al desembarcar la Reyna en Barcelona, disposiciones y festejos de la Ciudad, marcha y entrada de los Reyes en Barcelona. — Traslacion del cuerpo de Santa Maria de Cervellò ... y sucessos en la Corte de Barcelona hasta la fin del año de 1708.* Handschriftlich in Akt 670, Bl. 15—48 des k. k. Haus-, Hof- und Staatsarchivs in Wien. Alle diese Berichte, ebenso wie der, den wir in *Archiv* Bd. 141, S. 240 auszugsweise veröffentlicht haben, beziehen sich auf das spanische Gegenkönigtum, das Erzherzog Karl von Österreich, der zweite Sohn des Kaisers Leopold, während der Regierung Philipps V. und im Verlaufe des spanischen Erbfolgekrieges als Karl III. von Spanien aufzurichten die Kühnheit hatte. Seine Gemahlin war die Prinzessin Elisabeth Christine von Braunschweig-Wolfenbüttel. Erst im Jahre 1711 vertauschte Erzherzog Karl, infolge des frühen Todes seines Bruders Joseph I., die zu Unrecht getragene spanische Königskrone mit der ihm tatsächlich zustehenden österreichischen Kaiserwürde. Seine Tochter war die große Maria Theresia. Die genannten Berichte sind vielleicht verwertet in dem mir unzugänglichen Buche von J. R. Carreras y Bulbena, *Karl von Österreich und Elisabeth in Barcelona und Girona.* Barcelona 1912.

1715. *Diario della legatione destinata dalla Santità di Nostro Signore*

Papa Clemente XI. alla Principessa Elisabetta Farnese, nuova Regina e Consorte di Filippo V., Re delle Spagne. Handschriftlich in Akt 1001 des genannten Wiener Archivs. 51 Bl. 4°. Der Gesandte war Kardinal Gozzadini.

1807. F.-D. Nr. 232 ist zu ergänzen wie folgt. *Lorenzo's Reisen durch Spanien und Portugal zur Übersicht* (sic) *der vornehmsten Merkwürdigkeiten dieser Länder und ihrer Bewohner. Ein Lesebuch zur nützlichen Unterhaltung für die Jugend. Mit einer illuminierten Karte von Spanien und Portugal. Nürnberg, bei Gustav Philipp Jakob Bieling. 1809.* 2 Teile, 100 S. und 42 S. 12°. Eine Spanienreise in Form einer lehrhaften Erzählung. Die Reise geht nach Burgos, Segovia, Madrid, Escorial, La Mancha, Córdova, Granada, Cartagena, Murcia, Valencia, Barcelona, Mallorca, Cadiz, Lissabon, Porto. Lorenzo ist der Name des angeblichen Kaufmanns, von dem die Erzählung handelt.

Um 1850. Friedrich Gerstäcker, *Reisen um die Welt. Leipzig, Bernhard Schlicke, 1855.* 2 Bände, 8°. Darin Bd. 1, Kap. 4: *Portugal und Oporto* (S. 84—118). Vorwort S. 5: *Die ganze Reise ist novellistisch gehalten und einerseits auf eigene Erlebnisse und Erfahrungen und auf die Mitteilungen von Augenzeugen begründet, andererseits aber, besonders die naturhistorischen, geographischen und geschichtlichen Teile, aus den besten Quellen geschöpft.*

München. Ludwig Pfandl.

Ital. *rappa* 'Büschel' und *grappo, grappolo* 'Traube'.

Diez[5] 392 verknüpfte ital. *rappa* 'Büschel', piem. *rap* 'Kamm der Traube' mit mhd. *rappe* 'Kamm der Traube'. Statt des mhd. Wortes legte Meyer-Lübke, REW. 7058 ein langob. *rappe* dem ital. Worte zugrunde. Beide Romanisten haben nicht beachtet, was die Germanisten seit Lexer wissen, daß das übrigens nur von Diefenbach, Glossarium latino-germanicum angeführte mhd. *rappe* aus frz. *râpe* 'Kamm der Traube' stammt, das mit aprov., sp. *raspa*, ital. *raspo* gleicher Bedeutung eine schon vlt. Benennung des Kammes der Traube als einer Raspel nach der Form wahrscheinlich macht. Man vergleiche noch friaul. *raske* 'Kamm der Traube', das zu ital. *rasco* 'Schabeisen' gehört. Darnach hat ein langob. *rappe*, das merkwürdigerweise Holthausen, *ZrP.* 39, 494 zwischen den von ihm beanstandeten Kopfwörtern der Nummern 7028 und 7068 passieren ließ, nie bestanden. Wie mhd. *rappe* stammt auch piem. *rap* 'Kamm der Traube' aus dem benachbarten frz. *râpe* und ital. *rappa* 'Büsche, Dolde' aus dem nordital. Worte. Friaul. *rap*, triest. *rapo* 'Kamm der Traube', die im REW. noch angeführt werden, können aus mhd. *rappe* entlehnt sein, wenn dieses jemals im Deutschen Kärntens und der Südsteiermark gebraucht wurde.

Frz. *râpe* ist nicht das einzige Wort für den Kamm der Traube, das aus Frankreich in ein anderes roman. Land wanderte. Baist, *GGr.* I[2] 896 hat, wenn auch zweifelnd, sp. *carpa* 'kleinere Weintraube, die man von einer größeren losgemacht hat' aus frz. *grappe* 'Traube' hergeleitet. Statt *grappe* ist dessen Nebenform afrz. *crape* dem sp. *carpa* zugrunde zu legen und *carpa* aus **crapa* + *carpidura* 'Haufen Früchte' zu erklären.

Dies alles macht die frz. Herkunft des ital. *grappo* 'Traube' wahrscheinlich, das nach den Wbb. zuerst im 14. Jahrh. von Franco Sacchetti gebraucht wurde und dessen Weiterbildung *grappolo* noch heute verwendet wird. Das

frz. Wort ist dagegen schon um 1125 von Philipp von Thaon im Bestiaire gebraucht worden. Dies schließt die umgekehrte Entlehnung des frz. Wortes aus dem Ital. aus. Eine zweimalige selbständige Übertragung des germ. Wortes für den Haken auf den Traubenkamm, dessen Hauptstamm mit den im rechten Winkel abzweigenden Nebenästen einen Haken bildet, ist unwahrscheinlich, da die Anschauung nicht gerade selbstverständlich ist. Im Germ. selbst entwickelte das Wort für den Haken die Bedeutung 'Traubenkamm' nicht, da engl. *grape* 'Traube' aus dem Frz. stammt und das von Diez 172 herangezogene ndl. *grappe*, *crappe* bei Kilian ebenso; Kilian legte ja seinem Wb. den Brabanter Dialekt zugrunde (te Winkel, Pauls Gr. I² 795), somit das dem frz. Sprachgebiete naheliegende und dem frz. Einfluß stark ausgesetzte Südndl. Gegenüber dem frz. Lehnwort *grappo* ist *racímolo* das einheimische Wort.

Es fragt sich, warum frz. Bezeichnungen des Kammes der Traube ins Ital. und Span. gedrungen sind. Der Grund liegt wohl darin, daß die Franzosen in der Theorie und Praxis der richtigen Behandlung des Weinstocks und der Weintraube die Lehrmeister der Italiener und der Spanier geworden sind, so wie sie in so vielen anderen Dingen deren Lehrmeister waren. Leider kann ich dies nicht erweisen. Nachrichten über Einwanderung frz. Winzer und Aufseher über Weingärten nach Italien und Spanien können nur durch einen glücklichen Zufall gefunden werden. Ich muß mich begnügen, darauf hinzuweisen, daß das Werk von Charles Estienne, *Vinetum, in quo varia vitia uvarum, vinorum, antiqua latina vulgariaque nomina ... continentur*, das 1536 zu Lyon, 1537 zu Paris erschien, sehr bald von einem L. Pietro ins Ital. übersetzt wurde und unter dem Titel *Vineto di C. Stefano, nel qua le si narrano i nomi latini antichi et volgari delle viti e delle uve ...* zu Venedig 1545 erschien. Da ital. *grappo* schon im 14. Jahrh. bezeugt ist, müßte der frz. Einfluß schon zwei Jahrh. vorher gewirkt haben. Vielleicht können Notizen, die frz. Einfluß in der Behandlung der Weintraube für Italien und Spanien wahrscheinlich machen, von anderer Seite beigebracht werden. Vorläufig ist das eben Gesagte nur eine Vermutung.

Wien. Josef Brüch.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

Schneider, Hermann, Uhlands Gedichte und das deutsche Mittelalter. (Palästra 134.) Berlin, Mayer & Müller, 1920. 150 S.

Das Buch erscheint, wie Sch. selbst betont, als Nachzügler zu seiner großen Uhlandbiographie, zu der es innerlich ein Prolegomenon darstellt. Seine Aufgabe ist es wesentlich, in gründlicher philologischer Kleinuntersuchung die Beweismaterialien beizubringen für die neue Beleuchtung, in die das Hauptwerk Uhlands Balladendichtung in Rücksicht auf ihre altertümlichen Stoff- und Formelemente stellt. So wird, um nur die Hauptpunkte anzudeuten, die große Bedeutung, die Wächters 'Sagen der Vorzeit' für das mittelalterliche Weltbild nicht nur der allerfrühsten Gedichte haben, überzeugend dargetan. Die Fabel von Fouqués Einfluß auf den werdenden Dichter wird zurückgewiesen. Auf sein Verhältnis zum Volkslied fallen neue Lichter; namentlich wird mit Recht betont, daß die Bekanntschaft mit dem 'Wunderhorn' zunächst mehr schädigend als fördernd wirkte, weil sie den nach einem Balladenstil suchenden jungen Dichter zeitweise zu unfreister Manier heruntersinken ließ. Dadurch, daß nicht so sehr nach der absoluten Stärke der altertümlichen Einschläge gefragt wird, als vielmehr nach ihrem wechselnden Zweck und Sinn, nähert sich die Darstellung einer Stilgeschichte der Uhlandschen Balladendichtung, wenigstens soweit sie sich innerhalb deutscher Stoffkreise bewegt. Merkwürdig bleibt ja immer der gegenüber dem Volkslied sehr bescheidene stoffliche und formale Einfluß, den die deutsche Volksepik auf Uhlands Balladendichtung ausgeübt hat. Auch Sch. kann die Tatsache eben nur feststellen, und dabei geht er wohl schon zu weit im Aufspüren von Berührungen mit der epischen Heldendichtung: die stoffliche Entlehnung aus dem Wolfdietrich S. 40 ist mir ebenso fraglich, wie S. 114 ff. die stilistische Abhängigkeit der Ballade 'Des Sängers Fluch' vom Volksepos überschätzt scheint.

Berlin-Schöneberg. A. Hübner.

Neumann, Friedrich, Geschichte des neuhochdeutschen Reimes von Opitz bis Wieland. Studien zur Lautgeschichte der neuhochdeutschen Gemeinsprache. Berlin, Weidmann, 1920. 394 S.

Seit Jahren ist kein Buch erschienen, das in ähnlichem Umfang Licht würfe besonders auf wichtige Gebiete der nhd. Poetik, dann aber auch auf Probleme nhd. Sprachentwicklung. Was bis jetzt an Arbeiten zum nhd. Reim vorlag, beschränkte sich im wesentlichen auf Einzeluntersuchungen, die einen bestimmten Dichter vornahmen. N. hat Hunderttausende von nhd. Reimen seit Opitz durchgesehen, und die vergleichende Zusammenschau solcher Massen hat Ergebnisse geliefert, die unsern Ansichten vom nhd. Reim vielfach ein neues Gesicht geben. N. rückt, wie es sich gebührt, die Schlesier, Meißner und (hochdeutsch schreibenden) Niedersachsen in den Mittelpunkt, zieht aber vergleichend auch die Nürnberger und Preußen heran. Er entwickelt in peinlichen und feinfühligen Untersuchungen, wie die Reimqualität abhängig ist wesentlich von den drei Komponenten der provinziellen Umgangssprache, der stärkeren oder schwächeren Wirkung einer idealen überprovinziellen Sprachnorm und den individuellen Bedingungen (literarische Abhängigkeiten, lokale Verpflanzungen u. a.), und wie die verschiedenartigen Ausgleichungen dieser Kräfte die Geschichte des Reimes ausmachen. Dabei fällt manches herkömmliche Fehl- und Vorurteil, manche falsche Einrangierung; auch im ganzen steht, was den Trieb zur Sauberkeit der Reime und seine Verwirklichung anlangt, die ältere nhd. Dichtung jetzt günstiger da, als man sie ge-

wöhnlich sah. Aber nicht nur die Fülle des Materials ist es, die N.s Betrachtung so fruchtbar macht, sondern auch die Sicherheit der Problemstellung und die Höhe des Standpunkts. Verdienstlich scheint mir besonders, wie N. den Gedanken von den verschiedenen Sprachschichten innerhalb eines Gebietes herausarbeitet, von denen die höchste, das 'provinzielle Nhd.', das etwas sehr anderes ist als der 'Dialekt', das nächste Maß für die Reinheit des Reimes hergibt. Man wird ihm zugeben müssen, daß der Reim oft ein sichreres Mittel ist, diese Sprachschichten zu erfassen, als die theoretischen Darstellungen der Grammatiker. Damit fallen also vom Reim aus auch Lichter auf die Ausgleichung dieser provinzialen Sondersprachen in der nhd. Gemeinsprache. Auch dem Grammatiker hat das Buch sonach manches zu sagen; es rückt — das ist ein Ehrenplatz — neben Jellineks 'Geschichte der nhd. Grammatik', und Jellinek wird es bedauern, diese Arbeit, die seine Aufstellungen des öfteren ergänzt und modifiziert, nicht schon haben benutzen zu können. Natürlich bleibt hie und da einem Einwand Raum. Vor allem will mir scheinen, als wenn N. die Möglichkeit unvollkommner, bewußt unreiner Reime gar zu sehr beschränkt; rechnet er doch selbst bei Lessings wilden Reimen noch damit, daß sie möglicherweise auf seiner Aussprache fußen. Indessen, methodisch ist es gewiß zu begrüßen, wenn er jeden Reim zunächst einmal als 'gehört' zu interpretieren versucht. Überhaupt zeigt das Buch eine für eine Erstlingsarbeit ungewöhnliche Sicherheit des Griffs und Reife der Methode. Die Scherer-Stiftung hat es mit ihrem Preise bedacht, und es ist des Preises würdig.

Berlin-Schöneberg. A. Hübner.

Die deutschen Pergamenthandschriften Nr. 1—200 der Staatsbibliothek in München, beschrieben von Erich Petzet (Catalogus codicum manu scriptorum bibliothecae Monacensis, tomi V pars I). München, Palm, 1920. XX u. 381 S.

Der Katalog beschreibt nicht die Gesamtheit, aber die Hauptgruppe der Münchener deutschen Pergamenthandschriften, und er ist der erste reichsdeutsche Katalog, der sich die Grundsätze der Handschriftenaufnahme zum Muster genommen hat, die die Preußische Akademie der Wissenschaften für ihre Inventarisation der deutschen Handschriften aufgestellt hat. Ihnen folgend liefert P. peinlich genaue Beschreibungen der Handschriften, vielleicht in manchem überflüssig genaue, zumal da, wo es sich um die Beschreibung des Äußeren der Handschriften handelt. Er macht hier zwar schon einige Abstriche von dem, was die Vorschriften der Akademie verlangen, aber vielleicht wären noch weitere ohne Schaden für die Sache möglich. Die stereotype Wendung von den fehlenden Schließen, die sich ständig wiederholenden Angaben über rote Kapitelüberschriften, rote und blaue Initialen, Zierstrichelchen im Text u. dgl. dienen schließlich keinem; denn auch dem buchtechnisch oder paläographisch Interessierten können sie die eigene Schau nicht ersetzen. Eine Fortführung des Katalogs in dieser Ausführlichkeit muß ihn auf eine recht stattliche Anzahl von Bänden bringen: lohnt der Ertrag solcher Breite wirklich die aufgewendete Mühe und die ungeheuren Druckkosten? Auch bei der Beschreibung des Handschrifteninhalts hält P. sich schon in etwas engeren Grenzen, als es die Akademie fordert, und er könnte sie mit vollstem Recht vielleicht noch enger ziehen: die Aufgaben, die ein Katalog zu erfüllen hat, sind eben doch nicht ganz dieselben, die einem Archive gestellt sind; und deshalb können auch die Aufnahmevorschriften der Akademie nicht ohne weiteres maßgebend sein für lokale Kataloge. Damit soll natürlich nichts gesagt sein gegen die genaue und ausführliche Beschreibung dessen, was wirklich von wissenschaftlichem Belang ist, gegen die Angaben über Herkunft

und frühere Signaturen, Schreiber und Schreiberverse, frühere Besitzer und dergl. In alledem ist P.s Darstellung vorbildlich; und nicht minder dankenswert sind die sehr reichhaltigen Angaben von Literatur zu jeder Handschrift. Gerade in diesem Punkte möchte man am meisten wünschen, daß die neue Katalogform Schule mache.

Berlin-Schöneberg. A. Hübner.

Beck, Carl, Gottfried Kellers Sieben Legenden. (Germ. Stud., 2.) Berlin, Ebering, 1919. VIII, 112 S.

Keiner von Gottfrieds Kellers Novellenzyklen hat tieferen Anspruch auf einheitliche Behandlung als die 'Sieben Legenden', denn hier liegt nicht erst in der dichterischen Gestaltung, sondern schon im Rohstoff Einheit; die Legende hat als solche eine Prägung, sie ist nicht wie andere Motive nur bildsames Material für den neueren Dichter.

Ferner lagert auch schon im dichterischen Prozeß das Gemeinschaftliche der einzelnen Stücke eine Schicht tiefer als bei denen der andern Sammlungen; schon im ersten Zusammenprall des schaffenden Geistes mit seinem Gegenstand ist es entstanden. Eben jene innere Bestimmtheit des Stoffes mußte gerade Keller 'reizen', das Wort in seiner doppelten Bedeutung genommen, wie er auf diese Doppelbeziehung ja im Vorwort und in Briefen hinweist. Die Weltabgewandtheit seiner unmittelbaren Vorlage weckte die protestierende Lust zur Parodie, welche nach seiner Art nicht anders sein konnte, als liebreich und humorvoll; was verborgener schimmerte, die geheime Weltlichkeit und profane Erzählerkunst in der Legende, berief die dichterische Intuition, es zu heben, und den bildnerischen Trieb, es im Licht eigener Weltliebe aufglänzen zu lassen. So bieten die Sieben Legenden vermöge ihrer Eigenart auch dem wissenschaftlichen Anfänger mehr Möglichkeiten, als die, das übliche 'specimen eruditionis' liefern zu dürfen. Die vorliegende Dissertation über die Sieben Legenden ist recht verdienstvoll, erreicht aber nicht das Niveau, das für derartige Arbeiten schon geschaffen worden ist, z. B. durch eine Studie, deren kritische Aufgabe ja ähnlich lag, C. F. Meyer und die Renaissance von E. Kalischer.[1] Auch sie hat es zu tun mit dem Zusammentreffen einer Stoffwelt, die als Ganzes schon einen 'Geist' hat — mindestens in der Interpretation bedeutender, sie auffassender Menschen — und eines Dichters, der wie in keinem andern Material gerade in ihren Motiven Eigenstes auszusprechen vermochte. Freilich mehr durch innere Wahlverwandtschaft mit gewissen Seiten als auch durch schöpferisch machenden Gegensatz gereizt. Was diese Arbeit vor allem maßgebend macht für Aufgaben verwandter Art, ist die hier wirklich einmal ganz Praxis gewordene Erkenntnis, daß man das Wesenhafte dichterischer Bildungen in Technik und Stil ergreift. Eine solche stilistische Betrachtung vermissen wir bei Beck, wie überhaupt jedes Eingehen auf die innere Form; er bleibt am Psychologischen und Motivischen haften (ein paar gelegentliche Bemerkungen und Einzelbeobachtungen abgerechnet).[2] Bei Kalischer ist am Schluß der Einzelanalysen ein geschlossenes geistiges Porträt von festester Linienführung da, vermöge der völligen Durchdrungenheit des Autors vom Geist seines Helden, und auch bekannte Züge gewinnen durch seine Behandlung einen völlig neuen Sinn — so etwa der Begriff der 'Gerechtigkeit', der Meyers gesamtes Ethos neu durchleuchtet. Eben diesen restlosen inneren Besitz des ganzen Gegenstandes bleibt uns Becks Arbeit schuldig. — Ein Kapitel 'Gottfried Keller und die Legende'

[1] 'C. F. Meyer in seinem Verhältnis zur italien. Renaissance' von Erwin Kalischer (Palästra LXIV, 1907).

[2] Polheims Legendenstudie (Euphorion 15) stellt wenigstens formale Fragen.

zeugt wohl von der Einsicht, nur ein Standpunkt, der Kellers Gesamtwerk überblicken lasse, gestatte dies auch für die Legenden; Kellers Haltung zur Legende, die spottgütige Schalkheit, die das verstiegen Religiöse weglächelt, die Geschichten zur Feier aller im Stoff schlummernden Menschlichkeiten macht, das zarte warme Erwecken dieser Menschlichkeiten soll als Wirkung jener Kellerschen Religiosität erscheinen, die nicht nur hier, sondern allerwärts bei ihm lebendig ist, des Geistes, dem 'Gott vor Weltlichkeit strahlt'. Nur stützt sich Beck fast einzig auf solche gutgewählten Zitate und auf Züge, die das populäre Bewußtsein von Keller schon mitbringt. Er weiß nicht diesen weltfrommen Sinn uns so aus allen Furchen der Kellerschen Scholle neu entgegenwachsen zu lassen, daß wir die Legenden als organisches Gebilde eines ganzen Lebenswuchses nun auch n e u erfahren. In Kellers Gesamtwerk findet Beck Züge vorgebildet, die ihn zum Schöpfer dieser Legenden vorherbestimmten: eine gewisse Kindernaivität dem lieben Gott gegenüber, ein Wohlgefallen an der Schönheit und dem Seelenvollen des Marienkults, einen glücklichen Sinn für alle weltlich-holden Wirkungen, die katholische Gräber-, Altar-, Heiligen-Pflege mit frischem Blumenschmuck und zierlicher Kleinkunst der Darstellung schenkt, und er sieht das Entscheidende mit Kürnberger in der Fähigkeit Kellers, uns über Menschen lächeln zu machen, ohne ihre Würde zu beschädigen. Da dies in den Legenden sogar bei Heiligen und Göttern gelinge, sei hier ein Höhepunkt einer Kellerschen Kraft. Man sieht, es sind Ansätze da zu dem, was wir forderten. Aber es bleibt dabei, weil der Geist des Autors sich noch nicht frei genug im Element des Kellerschen Geistes bewegt. Es fehlt auch nicht an manchem hübschen Hinweis auf typisch Kellersche Züge des Stils. So auf die altmeisterliche Lust an zierlichem Detail (S. 75, 79, 92). Manche persönliche Motive in den Legenden sind fein erkannt. Bei der Eugenia-Legende sieht Beck sehr richtig, daß der Zusammenhang mit einem Kellerschen Lieblingsthema, der Emanzipation, viel enger ist als mit dem speziell Legendarischen; nur ü b e r sieht er, daß die nächtliche Szene vor der Statue, wenn auch noch ungestaltet und keimhaft, Kellers Umdeutung der Legendentendenz enthält. Er betont, sie sei Kellers Erfindung, vermutet nun aber nicht etwa in dieser Erfindung einen Keimpunkt, der sich erst in andern Geschichten entfaltet, und wenig glücklich charakterisiert er die Haltung dieser Szene als 'romantische Stimmung' (Parallelen aus der Romantik gehören doch nur sehr äußerlich hierher). — Der Abschnitt 'Die humoristische Legendendichtung vor Keller' verrät wieder grundsätzliches Verständnis für die zweite Seite der Aufgabe, die man benennen könnte: der 'Begriff der Legende und der Kellersche Geist', für den Teil, der beim G e g e n s t a n d anhebt. Aber abgesehen davon, daß Goethes Humor in der Legende wohl tiefere Behandlung ermöglichte, vermissen wir gerade hier den innerlich wichtigen Hinweis darauf, wie Keller intuitiv den bisher übersehenen G e i s t d e r W e l t l i c h k e i t i m G e g e n s t a n d s e l b s t erfaßt und belebt hat. Eine Ahnung, deren sachliche Richtigkeit die neuere Forschung so erstaunlich bestätigt hat (nur bei der Vitalis-Legende wird erwähnt, daß die Heiligen der Legende zuweilen umgedeutete antike Gottheiten seien). In den Einzelanalysen geht Beck nach überlieferter Methode immer von der unmittelbaren Vorlage aus und sucht die Abweichungen Kellers im Sinn der früher gekennzeichneten Haltung zu deuten. Andere Bearbeitungen zieht er gelegentlich heran (bei der Vitalisgeschichte und der Beatrix-Legende, hier Watenphuls stoffgeschichtliche Arbeiten nützend und erweiternd), aber es wird nicht klar, aus welchem methodischen Grunde dies gerade hier geschieht und anderwärts die entsprechenden Vergleiche in den Exkurs verwiesen werden; bei der Beatrix-Legende verhilft ihm dieser Vergleich nicht einmal zur Erkenntnis der ganz zentralen Bedeutung dieser Geschichte. — Der Haupteinwand gegen Becks Arbeit ist ihr Mangel an methodischer Freiheit. Jeder Gegenstand verlangt eine Anpassung erlernten Verfahrens an seine

einmalige Forderung. In diesem Sinne ist es wohl berechtigt, eine andere Behandlung des Legendenthemas als Ergänzung und Kritik der Beckschen Studie heranzuziehen, weil ihr Autor diese Freiheit und Reife besaß und auch wo seine Ergebnisse mit denen Becks zusammenfallen, die klare methodische Rechenschaft über jeden Schritt ein Plus bedeutet. Diese ältere, leider bisher nur durch Vorlesung in der 'Gesellschaft für deutsche Literatur' veröffentlichte Arbeit (Sitzung vom 14. November 1917) stammt von dem frühverstorbenen Forscher Siegbert Elkuss. Er hat seine Aufgabe enger eingegrenzt als Beck. Er hat es nur mit Kellers 'Haltung zum Stoff' zu tun. Die unvollendete Studie ist gedacht als ein Kommentar zu den gewichtigen thesenhaften Sätzen, die Keller seinen Legenden voranschickt. E. zeigt, wie von Kellers Worten über sein Werkchen die einen mehr auf diese, die andern mehr auf jene Geschichte zutreffen, und der wichtigste Gewinn dieses Verfahrens ist, daß wir nun wirklich jeder Legende nach ihrem dichterischen Sonderleben inne werden, daß wir weiterhin sehen, wie nah und wie fern jede dem Kern und Herzen von Kellers Gesinnung steht. Außerdem, was jedesmal der Gegenstand für Möglichkeiten bot, die eine oder andere Seite dieser Gesinnung stärker auszuprägen. Gerade die von Beck ganz vernachlässigte Frage der i n n e r e n F o r m fand E. für sein Thema beachtenswert. Von ihr ging er mehr aus, als vom Motiv im engeren Sinne. So erkennt er z. B. die Ferne der Eugeniageschichte vom Mittelpunkt der Gesinnung nicht nur aus ihrem sachlichen Gehalt, sondern daran, daß sie, ohne eigentlichen legendarischen Kern der Fabel, rein novellistisch stilisiert werden mußte und damit schon dem Fein-Parodischen entrückt ist, das sich an der scheinbar gleichen Form am besten bezeugen kann. Anderseits sieht er die in den übrigen Geschichten dichterisch entfaltete Gesinnung keimhaft vorbereitet in zwei inhaltlichen Motiven: in der Statuenszene und in Eugenias selig befriedigtem Entschlummern nach bestandener Gefahr. Wie nun diese Kellersche Haltung durch die Geschichten a n w ä c h s t (ein Punkt, den Beck kaum beachtet), bald mehr in der Betonung und Behandlung des vorgefundenen Stoffes, bald in rein erfundenen Motiven, bald in den darstellenden, bald in den ausdrückenden Kräften der Erzählung bezeugt, das behält Elkuss beständig im Auge. Schon in der Wahl der Motive erkennt er das. So sind ihm die Marienlegenden ein tieferes Zusichselbstkommen jener Gesinnung, denn die Kultur des Hochmittelalters, in der sie spielen, kommt mehr als die der Märtyrerzeiten der Kellerschen Umdeutung entgegen. In diesem milderen Seelenklima gedeiht das Mirakel, und dies hochmittelalterliche Marienwunder, das, aus dem unerschöpflichen Gnadenborn strömend, mit den Kindern der Sünde nicht rechnet, kann auch der neuere Dichter verwenden, der die metaphysischen Voraussetzungen des alten nicht teilt, ohne es rationalistisch-kritisch zu zersetzen, denn es neigt an sich unbefangener weltlicher Deutung zu. An den drei Marienlegenden wird nun wieder differenzierend gezeigt, wie je nach der Struktur der Vorlage mehr die darstellende oder die ausdrückende Energie beansprucht wird. Mit der Hauptszene der Legende 'Die Jungfrau und der Teufel' weiß Beck nichts anzufangen, als daß er eine mit preisenden Ausdrücken eingeleitete Paraphrase gibt. Hier gerade ist Elkuss' Analyse sehr fruchtbar: er findet, daß die gesteigerte Farbigkeit und seelische Intensität der Stelle das Bedürfnis nach dynamischem Gleichgewicht befriedige, nach einem Ausgleich für das dem alten Erzähler und seinen Hörern wichtigste Element: die Hingebung an die Jungfrau, die der moderne Erzähler nicht so betonen darf. Und daß der Teufel, zu luziferischem Glanze erhöht, doch keinen Teil an der Gnade habe, das schaffe die seelische Spannweite, die der Geschlossenheit mittelalterlicher Weltanschauung antworte. In der zweiten Geschichte, deren Vorlage die magerste ist, ersetzt die ausdrückende Energie den frommen Gehalt durch reiche, märchenhafte, oft ins Groteske spielende Gestaltung. Solche Betrachtung der inneren

Formung nun scheint mir ertragreicher als noch so sorgliche Nachweise von Anklängen und Einflüssen, wie Beck sie vornimmt. Am erfolgreichsten ist das von der inneren Form ausgehende Verfahren bei der Beatrixlegende. Was Beck wohl auch sagt, daß nur bei Keller das Wunder nicht Gnade ist, sondern Zustimmung und Rechtfertigung, das bewegt Elkuss, dieser Geschichte zentrale Bedeutung zuzuerkennen. Er sieht erst hier das Wort Kellers ganz erfüllt, er habe das Gesicht der Legenden nach einer andern Himmelsgegend hingewendet. Schon in seiner straffen, jedes Detail symbolisch fühlenden Nacherzählung tritt das zutage. Er sieht der Geschichte schon durch ihre äußere Stellung — sie ist die mittelste der Sammlung — ihren hohen Rang vom Dichter zugewiesen, sieht das Bedeutsame im Motto, dem einzig pathetisch Empfundenen unter all den Vorsprüchen der Legenden, sieht erst hier die ganz zeitlose Humanität entfaltet, die lex naturae gegenüber der lex Christi. Nicht im einzelnen hat Keller die festgefügte Fabel geändert, er hat all und jedem neuen Sinn und Wert gegeben — das beweist auch die stoffgeschichtliche Vergleichung, bei der sich erst jedes Detail Kellers von der überlieferten Gesinnung abhebt. Wo Beck einen Mangel der Komposition erblickt, bei Beatrix' unmotivierter Rückkehr ins Kloster, da empfindet E. Konsequenz: Es sei eine andere Form der Erdentreue, Bewährung der Berufspflicht nach genossenem Leben, das ihr allein den vollen Wuchs eigenen Wesens zu erreichen gönnte. Bleibt hier noch ein gewisser Zweifel, so wird man es vollkommen schön erklärt finden, wenn E. die Sättigung durch das Leben als völlig zureichenden Grund ansieht, daß die ganz in Erinnerung Lebende keiner Beichte mehr bedarf und damit zur Enthüllung des ersten Mirakels ein zweites nötig wird.[1] — Besonders ist auch hier wieder alles an der inneren Form erschaut, so die ganz neue Bedeutung der Naturbilder in dieser Geschichte. Vor allem aber die Monumentalität des Sehens, die biblische Schlichtheit in Geste und Vorgang, die rein epische Haltung gegenüber dem Novellistischen, Märchenhaften, Schwankhaften. Daß es d e u t s c h e Monumentalität sei, Großheit, die Vereinfachung innig durchempfundener Fülle ist, das tut ein sehr kluger, einer Anregung Kalischers folgender Vergleich dar mit C. F. Meyers Plautusnovelle: auch diese das Klosterleben — Weltleben behandelnd, auch diese monumentalen Stil erstrebend. Aber der Stil ist hier v o r der Sache, die Fabel ihm zubereitet, die Monumentalität an Bildeindrücken gewonnen, nicht aus dem Gefühl der Sache erzeugt, zur Erhöhung der Haltung mit kühler Rationalität gebraucht. — Man beklagt es, daß Elkuss nicht alle Keime, die in solchem Vergleich liegen, reifen lassen durfte, nicht alles, was sich über deutsche Monumentalität sagen läßt und ihre Vereinbarkeit mit dem Stil des Details, in seiner tiefdringenden Weise entwickeln konnte. — In der Analyse der 3 letzten Stücke kommt E. nicht so weit über das hinaus, was B. auf seinem Wege gewinnt. — Aus dem synthetischen Teil, der E.s Einzelanalysen folgt, sei noch hervorgehoben, wie die Worte Kellers über seine Legenden 'ironisch', 'protestantisch', 'profan' auf Sinn und Geltung geprüft werden, wie Kellers Weltliebe gegen protestantische Weltlichkeit abgegrenzt und wie beim Begriff des 'Profanen' jener von Beck nicht genügend beachtete Profancharakter alter Heiligenliteratur in seiner Bedeutung für Kellers Intuition hervorgehoben wird. Im bewußten Anthropomorphismus, der ganz darstellerische Rechnung sei, im Genuß der geistigen Freiheit dieser Form wird ein Geheimnis des Stils erkannt. — Man wünschte E.s Arbeit einem größeren Kreis zugänglich: um ihrer Fragestellungen willen, die nie aus der Routine kommen, immer aus der Natur eines hellen, wissenschaftlich suchenden Geistes. Nicht an sorglichen Anwendern der Methode fehlt es uns ja, sondern an Geistern, die jedem Leben-

[1] Dies zweite Mirakel, der frische Eichenkranz auf den Häuptern der Söhne, wird übrigens bei Beck sehr hübsch im Sinne des Ganzen gedeutet.

digen lebendig und eigen zu antworten gedrungen sind. Ein solcher ist in Elkuss zu früh fortgegangen; seine Spur sollte nicht ganz verlöschen.

Berlin. Helene Herrmann.

Cook, Albert St., The possible begetter of the Old English *Beowulf* and *Widsith*. (Transact. of the Connecticut Acad. of arts and sci. XXV, p. 281—346, Apr. 1922.) New Haven, Conn.

Den Beowulf-Dichter am Hofe Aldfrids von Northumbrien (685—705) stellt sich auch mein Versuch über Ort und Zeit der Beowulfdichtung (Gött. Gel. Anz. 1921, S. 255) vor, den Cook noch nicht kennen konnte. Solche völlig unabhängige Bestätigung eines Vorschlages, der nur als vorläufige Arbeitshypothese gelten will, durch den namhaften Erforscher ältester englischer Dichtung besitzt bedeutenden Wert, auch obwohl ich mir seine Beweisgründe nicht aneignen kann. Cook beginnt mit einer nichts Neues bringenden Geschichte Northumbriens bis Aldfrid. Über diesen folgt er, um eigene Chronologie zu gewinnen, Malmesbury, wo dieser dem Beda widerspricht, Huntingdon, der doch vermutlich hier, wie nachweislich oft, eine Charakterschilderung dem Stil zuliebe einfach erfindet (wie C. denn auch dem Hagiographen Folcard Dinge 7. Jh.s glaubt und aus der Literatur Montalembert zum Führer erkiest), und einem irischen Dichter, der zu drei oder vier zeitgenössischen Landsleuten Aldfrids in unlösbarem Gegensatz steht. Beda sagt nämlich an zwei Stellen, der König sei *defunctus*, was er einmal in Gegensatz zu gewaltsamem Tode gebraucht (ed. Plummer I 351 a. 716); Eddi-Stephan kennt Aldfrids Reue in der Todeskrankheit (ed. Levison 253); der Annalist von St. Neots behauptet, derselbe sei als Mönch verstorben (eine vielleicht falsche Folgerung aus der Ehescheidung), und ein angelsächsischer Annalist sagt von ihm: *forðferde* mit dem Orte Driffield und dem Tage des Todes [den er vermutlich einem Klosterkalender entnahm]. Die irische Nachricht, daß A. in der Schlacht fiel, stützt Cook damit, daß Driffield nahe bei uralten Grabhügeln liegt. Diese aber scheinen den Antiquaren britisch, heißen in der Überlieferung dänisch, enthalten Frauenskelette und keine Spur eines Königsgrabes. Der zuerst von Leland erwähnte Grabstein Aldfrids zu Driffield sagte nichts von einer Schlacht, denn sonst würde Leland nicht Aldfrids Fall in der Dänenkatastrophe [!] als bloßes Volksgerücht erwähnen. So wild vermengt diese Überlieferung die Jahrhunderte. Der Ersatzstein, vermutlich doch eine Kopie des alten, enthielt im Königstitel wie im Datum je einen historischen Schnitzer. Vielleicht ging also der Stein nur auf einen späten gelehrten Altertümler des Yorker Doms zurück, dem Driffields Kirche seit etwa 1100 gehört. Daß Aldfrid dort verschied, erklärt sich daraus, daß Driffield vor 1066 Grafengut, also wohl (wie wieder 1086) einst Königs-Herrschaftsgut war (Domesday I 306b. 373; Raine, *Hist. of the abps. of York* III 29).

Mit Aldfrids gelehrtem Sinn für Bücher und Geographie kombiniert Cook die Widsith-Stellen über biblische und orientalische Völker; daß Widsith und Beowulf von einem Dichter herrühren, soll die Gemeinsamkeit von 7 Eigennamen erweisen. — Aldfrid mit Ealhfrid, Aldhelms Korrespondenten, zu identifizieren, wagt Cook ohne jeden plausiblen Grund. — Wilfrid kann nicht allein als keltenfeindlicher Römling Gegnerschaft erregt haben; war doch ihr Führer Theodor Roms Sendling; über Wilfrid sollte Cook Obser und Levison nachlesen! — Das lange irische Gedicht, das Cook Aldfrid zuschreibt und in englischer Übersetzung zitiert, kann nicht dem 7. Jh. entstammen: es erwähnt Schachspieler, Archidiakone und (was aber vielleicht nur ungenau übertragen ist) Gold- und Silbermünze, während die Iren noch in gewogenem Edelmetall, Kühen und Mägden zahlten. — Aldfrids Charakter soll der Beowulfdichter

spiegeln teils in Hrothgar, teils in Offa [hat solche Spaltung einer historischen Person in zwei epische Phantasiegestalten Analogien?]. Offa — hier stimme ich Cook bei — beweist mercischen Ursprung nicht; denn manche Prinzennamen sind den nord- und südhumbrischen Dynastien der Anglen gemeinsam. — Die Thrytho des Gedichts [wiederum vermißt man Benutzung deutscher Literatur zur Offasage] spiegele, gemäß ten Brinks Meinung, Königin Ostryth wider, Grendel die Verwüstung durch Pikten und Scoten, und der Schauplatz des Drachenkampfes, die Nordseeküste des Eastriding Yorkshires mit Sumpfland, Klippen und Höhlen: alles unbewiesen und, glaub' ich, aus triftigen, aber hier nicht kurz anzugebenden Gründen unwahrscheinlich. Sogar aus jenem Driffielder Grabstein soll der Dichter das Beowulf-Grabmal herausphantasieren!

Aus Manitius und Klaeber nimmt Cook den Nachweis der Bekanntschaft mit Virgil für Aldhelm bzw. Beowulf auf; aber eine Beziehung letzterer beider untereinander sollte er nicht aus gemeinsamer Lektüre des allgemein beliebtesten Klassikers folgern. — Cook wittert einen Einfluß Homers, vermittelt durch Aldhelm, auf Beowulf: dieser und Homer nämlich vergleichen das Schiff dem fliegenden Vogel; Aldhelm und Homer brauchen als Bild den von Hunden umstellten Eber; Ilias wie Beowulf schließt mit Verbrennung des Helden; der Hügelort, der Befehl zum Holzsammeln, der Scheiterhaufenbau, die Leichenlage in der Mitte, die Feueranfachung durch den Wind, die Totenklage, die Aufwerfung des Grabhügels und endlich die zehntägige Dauer der Arbeit sind gemeinsame Züge. Gewiß lehrten Scoten des 7. Jh.s (über deren klassische Bildung Traube zu vergleichen war) den Homer-Inhalt, und der Dichter kann recht wohl ihr Schüler sein. Aber einige jener Gleichheiten ergibt der Stoff allein doch jedem Dichter notwendig, und mit ihnen untrennbar verwoben sind germanische Eigentümlichkeiten. — Schimmel und Fuchs als Reittiere der Helden, die Raubvögel als Leichenfresser bedürfen wahrlich keiner Zurückführung auf Homer. Wären z. B. letztere nicht echt germanisch, so würde ich lieber auf die Bibel hinweisen. Cook meint mit Unrecht, sobald jener griechische Leichenbrand sich als Muster des Beowulf erweise, schwinde ein Grund, in Beowulfs Bestattung ein heidnisches Element zu sehen.

Der gelehrte Verf. verwendet, z. B. über irische Metrik, neueste Bücher englischer Sprache, die Deutschen schwerlich bekannt sind. Schon deshalb, aber auch wegen der für Dichtungsgeschichte wertvollen Vergleiche mit Homer, auch wenn diese keine Beeinflussung beweisen, verdient die Abhandlung Dank von Anglisten wie Literarhistorikern allgemein. Wenn es selbst einem Cook mißlang, die Rätsel der Beowulf-Entstehung aus Aldfrids Biographie zu lösen, so braucht kein Zukünftiger sich auf diesem Wege abzumühen.

Berlin. F. Liebermann.

Levy, Hermann, Die englische Wirtschaft. (Handbuch der engl.-amer. Kultur, hg. von W. Dibelius.) Leipzig, Teubner, 1922. 153 S.

Ein Kenner verhilft hier den Lesern und Erklärern der modern-englischen Literatur zu vielen sachlichen Einblicken. In gedrängter, aber plastischer Weise ist die Handelsmacht, der Industriestaat, die Landwirtschaft und die soziale Bewegung des Inselvolkes umrissen, einleitend über die Grundbedingungen gehandelt und in einem Schlußkapitel das Gegenwartsringen charakterisiert. Kein Volk der Erde hat einen solchen Geschäftsaufstieg durch drei Jahrhunderte gehabt und zugleich literarisch so verarbeitet; ist doch der Roman der Großstadtmasse wesentlich von Dickens hochgebracht und dann im Gegensatz dazu auch die Schönheitserziehung der Städter am großzügigsten vom Kreise der Präraffaeliten aus versucht worden. Demgemäß ver-

gißt auch Levy nicht der geistigen Brücken, die zwischen Wirtschaft und Dichtung hinüber- und herüberführen. Mann erkennt aus seinem Eingangskapitel, wie zu Ende des 17. Jahrhunderts die konstitutionelle Revolution und die damit zusammenhängende Ernüchterung aller Schriftsteller einen 'homo oeconomicus' erzeugten, der allmählich ein kapitalistisches Weltsystem aufbaute. Man wird in den folgenden Kapiteln gelegentlich daran erinnert, wie dessen Auswüchse einen Carlyle und Kingsley auf den Plan riefen. Liest man im Kapitel über die Landwirtschaft, wie eine neue Art von Dorfbewohnern entstand, indem selbst der Kleinbauer die Fortschritte der Technik übernahm, so ergießt sich Licht und Leben in Hardys 'Wessex tales'. Die Schilderung des Zögerns, mit dem der englische Arbeiter die von ihm selbst erfundene Waffe des Streiks gebraucht, ist der beste Kommentar zu Galsworthy's 'Strife'. Der stumpfste Lehrer muß durch Levys Darstellung, wenn er sie liest, etwas aufgerüttelt und zu einigermaßen anregendem Unterricht gestachelt werden. Offenbar im Hinblick auf Nichtwirtschaftler hat Levy statt fachlicher Statistik Schritt auf Schritt lieber persönliche Äußerungen führender Männer benutzt, um seine Angaben einleuchtend zu machen; ein Kraftwort von Cobden oder Bischof Gore sagt einem Philologen leicht mehr als ein Bündel Ziffern; gerade diese Methode war in einem Realienwerke, wie Dibelius es wünschte, die geeignetste. Dankbar nimmt man die Bibliographien am Kopfe jedes Kapitels entgegen, um sich selbst weiter zu vertiefen, und eine schöne Zugabe wäre es, bei der nächsten Auflage auch ein Personenregister am Schluß des Buches zu finden; denn eine solche Fundgrube von Wissen ist kaum durch einmalige Durchsicht, vielmehr durch häufig wiederholten Gebrauch auszuschöpfen.

Berlin. A. Brandl.

Otto Baumgarten, Religiöses und kirchliches Leben in England. (Handbuch der englisch-amerikanischen Kultur, hg. von Wilhelm Dibelius.) Leipzig und Berlin, B. G. Teubner, 1922. IV u. 122 S.

Kulturwissenschaft statt bloßer Sprach- und Literaturwissenschaft ist das Schlagwort der Zeit. Seit 1917 von weitblickenden Männern wie Becker und Borbein zur Forderung für den neusprachlichen Unterricht erhoben, ist die Auslandskunde durch den Hallenser Neuphilologentag von 1920 zur Grundthese geworden. Seinem vielbeachteten Vortrag in Halle läßt Dibelius nunmehr die Tat in einem umfassend angelegten Handbuch folgen, das, nach dem Anfang zu urteilen, berufen sein dürfte, die Einwände der um die Wissenschaftlichkeit ihres Faches besorgten Philologen zu entkräften. Wenn der vorliegende erste Teil dem Kieler Theologen Baumgarten anvertraut wurde, so liegt darin die Gewähr, daß wir in dem 'Handbuch' Belehrung durch Fachvertreter der Einzelgebiete erwarten dürfen, die durch frühere Arbeiten ihre Kompetenz für die Aufzeigung der bewegenden Gedanken in der angelsächsischen Kulturwelt erwiesen haben. B. schöpft aus drei Quellen: dem gelehrten Kenner der Geschichte der englischen Kirche kommt eine intime persönliche Vertrautheit mit modernen englischen Verhältnissen und englischem Empfinden zu Hilfe, und die schöne Literatur — namentlich Sir Walter Scott, Dickens, Kingsley, George Eliot, Maclaren, Humphrey Ward — wird reichlich herangezogen und erfährt durch manche Einordnung eine für den Literarhistoriker lehrreiche neue Beleuchtung. In der einleitenden, durch kräftige Hervorhebung der bestimmenden Momente meisterhaften Skizze der Geschichte der Kirche hätte vielleicht ein Hinweis auf die Art der Bekehrung der Angelsachsen, auf die tolerante und psychologisch kluge Anpassung an die Formen des Gefolgschaftswesens ein nicht unwichtiges Schlaglicht auf die Religiosität schon der ältesten Engländer werfen können, wie man auch eine Ausbeutung der Literatur des Mittelalters an vielen

Stellen vermißt. Treffend wird das Puritanertum nach seiner positiven Seite gekennzeichnet, die wichtiger ist als die zumeist übliche Betonung seines durch den Namen nahegelegten negativen Prinzips: sein Hauptmerkmal ist Selbstgerechtigkeit, die, wie man zu B.s Ausführungen hinzufügen möchte, sich aktiv wirksam zeigt in dem Bestreben, anderen den eigenen Willen aufzuzwingen. Zu kurz gekommen sind dagegen die Deisten, deren 'natürliche' Religion, von Tindal, Morgan, Chubb u. a. über Shaftesbury und Pope zu Rousseaus savoyischem Vikar getragen und durch ihn zum Thema der romantischen Sehnsucht gemacht, ein höchst bezeichnender Angelpunkt des englischen Denkens ist. Für das letzte Jahrh. hätte man wohl eine eingehendere Würdigung Benthams und J. St. Mills erwartet. — Nachdem so die geschichtlichen Grundlagen gewonnen sind, stellt der Vf. eine Reihe von Typen der englischen Frömmigkeit auf; nicht eine Aneinanderreihung geschichtlicher religiöser Charaktere mit Maximilian Hardenscher Markierung, sondern Idealtypen nach der früher von Ernst Tröltsch (Soziallehren der christlichen Kirche) und Max Weber (Die protestantische Ethik und der 'Geist' des Kapitalismus) angewandten Methode. Der Schwächen eines solchen Verfahrens, das nicht ohne subjektive Kühnheit und intuitive Kombination abgeht, ist sich der Vf. wohl bewußt, und es wäre nicht schwer, mit ihm über einzelne Konstruktionen zu rechten. Kulturgeschichte als künstlerisch entwickelte Wissenschaftlichkeit ist aber nicht wohl möglich ohne eine mit den Einzeltatsachen frei schaltende Kombination, und wenn sie wie hier stets den Boden des geschichtlich und literarisch Gegebenen unter den Füßen behält, ist eine solche Idealtypik wohl geeignet, uns den letzten Regungen in der Seele eines Volkes näherzubringen. Folgende Typen werden mit einer scharfen Prägnanz umrissen, die natürlich, um überhaupt zum Typus zu gelangen, die Grenzen oft gewaltsam ziehen muß: 1. Der staatskirchliche Typus, die Durchschnittsfrömmigkeit der reichlichen Hälfte aller Engländer, die, mehr durch höfische Zufälle als durch innere Bedürfnisse entstanden, weit mehr Gemeincharakter und Volksstil hat als die deutsche Frömmigkeit und einem selbstgefälligen Traditionalismus huldigt. 2. Der kleinkirchliche Typus der Freikirchen (Presbyterianer, Kongregationalisten, Methodisten, Baptisten), so genannt, weil er im Gegensatz zu der gewaltigen Zentralisation der Established Church seinen Mittelpunkt in der Einzelgemeinde sucht und durch die Durchsetzung der Massen mit Gruppierungen und kleinen Ämtern das Ideal der Volkskirche zu verwirklichen strebt. Höchste christliche Maßstäbe und biblische Urteile wollen das Alltagsleben des Durchschnittsmenschen regeln — die Kehrseite der Medaille ist frommer Selbstbetrug, 'Cant.' 3. Der hochkirchliche Typus mit seinem Historismus und Ritualismus, der der matter-of-fact-Natur des Engländers am meisten entspricht und unter der Gentry am weitesten verbreitet ist. 4. Der evangelikale Typus mit seinem echt englischen biblischen Praktizismus, vertreten durch Fr. W. Robertson, literarisch verherrlicht in dem Modeprediger Dr. Cunning in George Eliots 'Essays'. 5. Der breitkirchliche Typus, Kingsleys 'Muskelchristentum'. 6. Der methodistische Typus, die starke Religiosität des Entweder-Oder. 7. Der puritanische Typus, der in seiner reinen Form eigentlich nur noch in dem stilleren Schottland fortlebt. 8. Der Lebensreformtypus der Baptisten und Quäker, dessen Überschätzung der sozialen Formen viel spleeniges Engländertum, aber noch mehr achtbaren Sinn für soziale Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit enthält; eine treffsichere, meisterhafte Skizze. 9. Der chiliastische Typus der Adventisten, Irvingianer, Plymouthbrüder, der in Carlyle einen Fürsprecher fand. 10. Der christlich-soziale Typus mit den bedenklichen militaristischen Formen der Heilsarmee, die intellektuell unentwickelten Menschen eine intellektuell unentwickelte Lehre zumutet. 11. Der ästhetisch-religiöse Typus eines Ruskin, dessen Mystik zu einem Schleiermacher verwandten Pantheismus gelangt, aber echt englisch

bleibt in dem tragischen Bemühen des Malers und Dichters, die Freude an heiliger Schönheit allem Volk zugänglich zu machen. Ein Schlußkapitel hebt die gemeinsamen Züge der englischen Frömmigkeit heraus: die Gebundenheit an die Bibel, den Zug zum Moralisieren, den utilitaristischen Standpunkt, den ausgebildeten Formensinn. Mit Recht wird es als unzulässig bezeichnet, hinter dem ethischen Idealismus der Carlyle, Kingsley, Robertson, Dickens, George Eliot, Ruskin wesentlich Import aus Deutschland im Gegensatz zu dem typisch englischen Utilitarismus und Evolutionismus der Bentham und Spencer zu suchen. In der überzeugenden, die Zeiten einer Rassentheorie im Sinne Gobineaus und H. St. Chamberlains weit hinter sich lassenden Grundlegung seiner Idealtypen offenbart sich am besten die wissenschaftlich eindringliche, sine ira et studio durchgeführte Eigenart des Buches, das als ein bedeutender Beitrag zu unsrer Kenntnis von englischer Wesensart bezeichnet werden kann.

An Druckversehen ist mir wenig aufgefallen: S. 112, Z. 2 v. u. Gesetzen, S. 114, Z. 17 v. o. Welträtseln (nicht Lebensrätseln).

Berlin-Steglitz. Walter Hübner.

Kurt Schroeder, Platonismus in der englischen Renaissance vor und bei Thomas Eliot nebst Neudruck von Eliots *Disputacion Platonike* 1533. (Palästra 83.) Berlin, Mayer & Müller, 1920. IX, 153 und 106 S. M. 28.

Der starke Einfluß platonischer Denkweise auf die englische Literatur im Zeitalter Elisabeths ist bekannt — fraglich war nur, inwieweit oder ob überhaupt dieser Einfluß auf unmittelbarer Bekanntschaft mit den Werken des Philosophen beruhte. Wenn Lyly, Spenser, Shakespeare u. a. sich aber nicht selbst in das Studium platonischer Dialoge versenkt haben, so blieb aufzuhellen, auf welchen Wegen diese Gedanken Eingang fanden in das geistige Leben Englands. Dazu hat der Verf. mit unverdrossenem Eifer sich durch die Schriften englischer oder in England wie Erasmus zeitweise lebender, lehrender und schreibender Philosophen, Pädagogen, vom humanistischen Geist berührter Theologen und Politiker durchgearbeitet: wo sich Erwähnungen Platos, Anführungen einer seiner Lehren oder ähnliches fanden, hat er geprüft, ob derartiges auf wirklicher Kenntnis beruht oder aus irgendwelchem Kompendium nachgeschrieben ist. Erst seit Grocyn (1446—1519) und Linnacre (1460?—1524), jener ein Gegner, dieser ein Verehrer Platos, in Oxford lehrten, ist die Zeit bloßen Gelehrttuns mit dem hohen Namen vorbei: John Colet (1467?—1519) ist der erste, von dem 'uns Vorlesungen und Schriften mit starkem platonischen Einschlag nicht nur bezeugt, sondern auch erhalten sind'.

Und nun marschiert sie auf, die stattliche Reihe der gelehrten Platoniker: erlauchte Namen wie Erasmus, Thomas More, Roger Ascham — im Mittelpunkt steht Thomas Elyot, der Platoniker aus Grundsatz, der den Philosophen selbst heraufbeschwört und ihn seine Lehren dem Gesprächspartner Aristipp gegenüber in erneuerter, durch Stoizismus und Christentum beeinflußter Form verkünden und vertreten läßt. *Of the knowledg which maketh a wise man* heißt sein 1533 erschienener, hier seit der Ausgabe von 1564 zum erstenmal neugedruckter Dialog: eine typographisch so gut wie genaue Wiedergabe nach einem Exemplar der ersten Auflage im *British Museum*; durch sie erhält der Band seinen besonderen Wert und eine von der literarischen Untersuchung unabhängige dauernde Bedeutung.

Denn diese Untersuchung kann — darüber war der Verf. sich klar — nicht als abschließend gelten: sie bietet vielmehr den Stoff dar, soweit er augenblicklich zugänglich und überschaubar ist. Keine bloße Stoffsammlung:

zwar werden die einzelnen Platoniker in ihrer zeitlichen Reihenfolge aufgezählt und jeder im ganzen nach demselben Schema behandelt (ein Werk nach dem andern, bei jedem a. Zitate, b. äußere Einflüsse oder Entlehnungen, c. innere Einflüsse), aber stets wird kritisch erörtert, welches die besondere Stellung des Behandelten zu Plato ist, inwiefern die antike Lehre einfach übernommen oder umgebildet wird. Gewiß wäre es als Ziel begehrenswerter gewesen, nicht die Geschichte der Platoniker, sondern die der platonischen Ideen zu geben, also zu zeigen, wie sich einzelne charakteristische Gedanken Eingang verschafften, wie sie aufgenommen und weitergegeben wurden, bis sie dann ihren Einzug in die Welt der Dichtung hielten: der Verf. hat davon Abstand genommen, so zu verfahren, weil er sich der Einsicht nicht verschließen konnte, daß er nur einen Teil des Materials übersah. Dabei brauchten zwar die Vorlesungen platonisch gerichteter Professoren, so wichtig sie tatsächlich für die Ausbreitung des Platostudiums gewesen sein müssen, für die Entscheidung über die zu wählende Darstellungsform nicht ins Gewicht zu fallen, denn hier handelt es sich um mündliche Überlieferung, die man der Natur der Sache nach im einzelnen nicht mehr verfolgen kann; wohl aber hat Schroeder, als er in England arbeitete, nicht unbeträchtliches ungedrucktes oder seit dem 16. Jahrh. nicht mehr neugedrucktes Material aus diesem oder jenem Grunde noch beiseite gestellt — er mochte damit rechnen, die Versäumnis nachholen zu können: das Geschick hat es anders gewollt. Dabei wäre freilich Wilsons *Arte of Rhetorique* wohl auch in Deutschland zugänglich gewesen: der Neudruck der Clarendon Press von 1909 (hg. von G. H. Mair) ist freilich auch in den *Englischen Studien* erst in Bd. 54 (411—18) besprochen worden; anderes ist nachträglich zugänglich geworden: eine Schrift Elyots im Shakespeare-Jahrbuch Bd. 51, Thomas Lupsets *Exhortacion* besaß Schroeder selbst in Abschrift (vgl. *Archiv* 142, 55—77). Jedenfalls wird man es danach verstehen können, daß der Verf. vorzog, sich zunächst auf das zu beschränken, was er mit voller Sicherheit geben konnte; er hat auch insofern entsagt, als er den Schlußstrich vor Lyly setzte — damit also den 'Modeplatonismus', d. h. aber doch die literaturgeschichtlich fesselndste Erscheinung des Platonismus, ausschloß. Man spürt das ein wenig am 9. Kapitel *The Courtier*, das Sir Thomas Hobys Übersetzung von Castigliones *Cortegiano* behandelt: die genaue Darlegung der Beziehungen zu Plato fällt hier eigentlich aus dem Rahmen, denn Hoby war ja nur der Übersetzer eines von einem Italiener für die höfischen Gesellschaftskreise seines Landes geschriebenen Buches; es handelt sich also um alles andere als ein englisches Gewächs — der *Hofmann* gehört nur hierher als einer der wichtigsten Väter des 'Modeplatonismus': gerade vor diesem fällt aber der Vorhang, und wir müssen uns mit Andeutungen begnügen.

Den Reiz der weiteren Aufgabe hat niemand lebhafter gespürt als der Verf. Er plante mehr, sammelte eifrig Stoff für eine Darstellung des Platonismus der Dichter, der Gascoigne und Greene, Lyly und Spenser: im September 1914 ist er den Tod für das Vaterland gestorben. Wir wollen uns freuen, daß es wenigstens möglich war, den Teil seiner Arbeiten, den er zu einem gewissen Abschluß gebracht hat, jetzt noch, sieben Jahre nach seinem allzu frühen Hingang, zu veröffentlichen; sein Buch möge seinen Namen erhalten als eines treuen, umsichtigen Arbeiters an den Zielen seiner Wissenschaft.

Berlin-Lichtenberg. Albert Ludwig.

Herford, C. H., Shakespeare's treatment of love and marriage and other essays. London, Fisher Unwin, 1921. 201 S.

Eine Reihe literarischer Frauentypen war vorhanden, als Shakespeare zu schreiben begann, und vielen ist er gefolgt: der Seneca-Virago in Margarete

von Anjou, der Bürgersfrau der alten Komödie in den 'Irrungen', der Sklavenhalterin nach Art des Plutarch und der antiken Wirklichkeit in Kleopatra, der gelehrten Humanistenschülerin in Heinrichs VIII. Katharina u. a.; gemieden hat er, obwohl er Sonette schrieb, die Klasse der Laura, am meisten geliebt aber die reizvollen Adelsgeschöpfe der Novellen und Romane, von denen die Julien der Veroneser und des Romeo am Anfang stehen, Imogen, Perdita und Miranda am Schluß. Das war nach der Entwicklung seiner Dramatik begreiflich; Sidneys 'Arcadia', Spensers Una, auch Marlowes Hero hatten die Romanfrauen zu allgemeinen Lieblingen erhoben; es war der Geschmack der intelligenten Theaterbesucher. Eigenartig für Shakespeare ist wesentlich nur die Feinheit der Empfindung und Rede seiner Heldinnen. Diese Feinheit mengt sich zusammen aus vornehmer Zurückhaltung und natürlicher Aktivität. Herford gebraucht dafür den Ausdruck 'joy in healthy living'. Er stellt fest, daß die Verbindung von 'passion and sense and intellect' die Sympathien des Dramatikers auf sich zieht. Hohe Ideale, wie bei Dante, sind seinen Frauen in der Regel nicht eigen; gern denkt man an Shelleys Wort: 'a wonder of this earth, where there is little of transcendent worth, like one of Shakespeare's women'. Großes Pathos, wie bei den Franzosen, bleibt ihnen erspart. Aber auch ins Niedrige pflegen sie nicht abzufallen; das gewöhnliche Weib wird ihm nur in burlesker Form bühnenfähig. Die Entwicklung in zeitlicher Hinsicht besteht darin, daß er den Heldinnen allmählich mehr Eigenschaften und Konflikte zuschreibt, so wie seine Männer sich geistig auseinanderfalten; bis sie schließlich in den Romanzen wieder einfach, aber zugleich ins Märchenhafte gehoben werden — so wenigstens möchte ich mich ausdrücken. Immer sind sie durch 'humanity' ausgezeichnet; immer richten sie sich zugleich nach den sonstigen Verhältnissen des Stoffes, so daß eine selbständige Reihe von Wachstumsphasen schwer durchzuführen ist. Vielleicht brauchen wir erst eine Verschärfung unserer psychologischen Lupen, bis ein ganz klares und überzeugliches Ergebnis herauskommt.

Zu solch verbesserter Dichterpsychologie will nun Herford durch einige beigefügte Essays anregen. Den schwierigsten Gegenstand berührt der über 'The poetry of Lucretius', denn da geht die Frage auf die Vereinigung von 'science and poetry' (S. 77), die nach Coleridge sich im Wesen gegenüberstehen, nicht bloß, wie Poesie und Prosa, in der Form. Es gäbe eine Verbindungsbrücke, wenn man am Naturwissenschaftler die starke Persönlichkeit betonen wollte; aber Herford geht der dunklen Gestalt des Lucrez aus dem Wege und hält sich an sein System. Als Führer nützt er einige der Poeten, die mehr oder minder mit Lucrez dachten: Wordsworth, Shelley, Goethe. Er macht sich also die Aufgabe nicht leicht und schlägt zugleich den sicheren Weg geschichtlicher Betrachtung ein. Da ergibt sich als seelen- und phantasiebewegliches Element bei Lucrez 'an invisible but potent spirit', wofür wir im Deutschen gern 'Energie' sagen, während Thomson und Wordsworth dafür Ausdrücke wie 'presences of nature' oder 'souls of lonely places' prägten. Herfords Forschung verdiente fortgesetzt zu werden; Spenser übersetzte bekanntlich ein Stück Lucrez, und Shaftesbury war vielleicht sein wirksamster Ausdenker. — Auf einen konkreten Fall geht der Essay 'Mountain scenery in Keats' sehr glücklich ein. Im Frühsommer 1818 sah Keats in Nordschottland zum erstenmal 'grander mountains', fühlte sich dadurch stark zum Epos hingezogen und begann auch alsbald sein Großepos 'Hyperion'. — Wenn der Essay über d'Annunzio minder fruchtbringend ausfiel, so lag dies wohl am Stoff. Desto mehr kommt das innerste Wesen Herfords, der bekanntlich ein überzeugter Positivist und ein feiner Lyriker ist, im Schlußessay heraus: 'Is there a poetic view of the world?' Antwort: Ja, doch nicht im Sinne eines landläufigen 'Idealismus', sondern als 'the spiritual energy transcending itself'; im Schauen des Dichters wird die reale Schaffenskraft der Welt in schöner Symbolik neu geboren; als gelungenste Proben dafür erscheinen Dante und

Shelley, Lukrez und Goethe. Wir haben es also nicht mit einem zufällig zusammengewehten Essaybündel zu tun, sondern mit dem organischen Bekenntnis eines Denkers, der im Schönen die Wahrheit nicht missen will, und in der Weisheit nicht die höchste Kunst.

Berlin. A. Brandl.

Germanic literature and culture, a series of monographs, ed. by Julius Goebel. New York, Oxford University Press, American Branch:

I. Margaret L. Bailey, Milton and Jakob Boehme, a study of German mysticism in 17th century England. 1914. X, 200 S.

II. Christianopolis, an ideal state of the 17th century, translated from the Latin of J. V. Andreae with an historical introduction by F. E. Held. 1916. XI, 287 S.

III. Tannhäuser and the Mount of Venus, a study in the legend of the Germanic paradise by Ph. St. Barto. 1916. XVIII, 258 S.

Prof. Learned, der grundlegende, unermüdliche Erforscher des deutschen Einflusses auf das Geistesleben der Ver. Staaten, ist gramerfüllt ins Grab gesunken (1915). Aber seine Arbeit ruht nicht. Eine neue Reihe Forschungen wurde durch den Germanisten der Universität von Illinois, Professor Goebel, ins Leben gerufen und mit drei beachtenswerten Bänden eröffnet.

Waterhouse in seinen 'Lit. relations of England and Germany in the 17th century' 1914 fand unsere Literatur im Jahrhundert des 30jährigen Krieges 'not worth reading'. Er verzeichnete die Übersetzungen von Jakob Boehmes Werken ins Englische, mutete ihnen aber keinen Einfluß zu. Jetzt stellt sich ein mächtiger Einfluß von dieser Seite heraus; nicht bloß Mystik strahlte davon aus, um den Aufklärungsprozeß von Bacon bis Coleridge als Parallelstrom zu begleiten; auch eine naturwissenschaftliche Tat ist wesentlich durch diese Männer mit erfolgt: die Gründung der Royal Society 1662.

I. Miß Bailey ging aus von der Mystik Goethes, speziell von seinem Augenmerk auf Gottfried Arnolds 'Kirchen- und Ketzerhistorie'; dann wagte sie sich ins weite Nebelland der Neuplatonik, unterstützt von Miß Spurgeons Abhandlung über 'Law and the mystics' (Cambr. hist. of Engl. lit. IX, 12), von R. M. Jones' 'Studies of mystical religion' 1909 und von E. Underhill's 'Mysticism' 1910. Ein ausgedehntes Religionsgebiet tat sich vor ihrem Auge auf, mit Richard Rolles Asketengestalt am Eingang; seine Schüler wandten sich alsbald zu Tauler und Suso; noch 1648 erschien die 'Theologia Germanica' in englischer Übersetzung, und der Führer der 'Cambridge Platonists', Henry More (1614—87), erwies sich darin bewandert. Boehme, vollständig übersetzt zwischen 1644 und 1662, fand daher einen vorbereiteten Boden. Zwar konnte Baileys bester Vergleichungsfleiß keine sicheren Beweise seiner Einwirkung auf Milton hervorzaubern; zu vag war die Ausdrucksweise dieser Sehernaturen überhaupt und zu beschränkt die Prosaworte Miltons über theologische Einzelfragen. Aber die Zeugnisse von Baxter (S. 94 ff.) und Herring (S. 134) sowie die Stimmung des religiösen Kreises, in dem sich Milton gerade während seiner hochepischen Zeit bewegte, lassen nicht zweifeln, daß eifrige Anhänger Boehmes ihn umgaben und auf ihn einredeten. In der Folgezeit wirkte Boehme nachweislich auf Isaak Newton, den Entdecker der Gravitätslehre, auf Jane Lead und ihre 'Philadelphians', auf Wilhelm Law, den Mitbegründer der Methodisten, auf den Reimer John Byrom und die Dichter Blake und Coleridge. Ein lebhaftes, mehr wärmendes als führendes Gottsuchen spielte sich

auf der Grenzscheide von Phantasie und Theologie ab; es war ein Gemütsprotest gegen die Alleinherrschaft des 'common sense'.

II. Nicht ganz ohne Zusammenhang mit dieser frommen Welle strömte zugleich ein politisches Idealistentum über den Kanal. Von Platos 'Republik' ging es aus, in Thomas Mores' 'Utopia' gewann es 1516 eine romanhaft anziehende Form, Patricius folgte 1551 mit der 'Citta felice', dann gab die 'Fama Fraternitatis (in Umlauf seit 1614, gedruckt 1620) den Anstoß zum Rosenkreutzer Orden, Campanella in 'Civitas solis' (gedr. 1623) lenkte ins Klösterliche ab, der Tübinger Andreae dagegen in seiner 'Christianopolis', entworfen schon 1619 unter dem Einfluß des Buches von More und einer Handschrift von Campanella (gedruckt 1649), zeichnete im Hinblick auf Calvins Genf ein weltmännisches Erziehungswerk, das seinen weiten Reisen entsprach und zum erstenmal dem Studium der neueren Sprachen große Aufgaben zuerkannte. Held stellt dem Abdruck eine liebevolle Entstehungsgeschichte voran, die den Kern seiner Leistung bildet. Zugleich beleuchtet er die Möglichkeit, daß Bacon einiges daraus für die Schilderung seiner erfindungsreichen 'Nova Atlantis' 1629 übernahm. Sicherlich hat sich Samuel Gott in seinem Erziehungsepos 'Nova Solyma' 1648 — früher irrtümlich Milton zugeschrieben — eng an Andreae angeschlossen, auch in dem Punkte, daß fremde Sprachen fleißig gelehrt werden sollen. Im Schlußkapitel verfolgt Held noch den Reflex von Andreaes Gedanken in der Gründung der Royal Society. Ein anderer Deutscher, Samuel Hartlib, gebürtig aus Elbing, half dabei mit, brachte zuerst die Schriften des Comenius nach England, empfahl die Einrichtung einer landwirtschaftlichen Hochschule (College of Husbondry) und zeichnete in einer neuen Utopie 'The famous kingdom of Macaria' 1641; ihm widmete Milton 1644 seinen 'Tractate on education'. Mit Hartlib korrespondierte der Chemiker und Naturphilosoph Robert Boyle, der 1645 das 'Invisible College' ins Leben rief, die schlichte Vorstufe der Royal Society. Heinrich Oldenburg, der Sohn eines Gymnasiallehrers in Bremen, wurde dabei der erste Sekretär; der Pfälzer Theodor Haacke aber regte die Versammlungen an und wurde eines der ersten Mitglieder. Deutsche Arbeit, wenn auch oft phantasievoll, trug nicht wenig dazu bei, englischen Naturalismus zu organisieren und philosophisch zu vertiefen.

Es ist bemerkenswert, welch traumhafte Vorstellungen frommer und gesellschaftlicher Art den deutschen Denkexport im traurigen 17. Jahrhundert beherrschten. Natürlich blieb die Gegenwirkung nicht aus. Butler im 'Hudibras' spöttelte über den unverständlichen Boehme, Pope (Dunciad III) und Warburton zogen gegen Schwärmerei zu Felde, Harrington in 'Oceana' 1656 stellte den hochidealen Staatsträumen eine sehr realistische Inselkolonie an die Seite. Die Flut des *common sense*, die nach 1688 in England losbrach, ließ nicht viel deutschen Einfluß übrig. Dennoch ist die Erforschung solcher Geistesströmungen wichtig und dankenswert.

III. Der dritte Band von Goebels Studienreihe gilt poetischer Mystik. Unser Tannhäuserlied, wie es seit 1455 in zahlreichen Fassungen erscheint — Barto zählt deren 48 auf — wird in 32 Fassungen abgedruckt und auf seine Entstehung hin untersucht, in seiner ursprünglichen Form wenigstens in der Hauptsache herausgeschält und hiermit für die Erforschung der Vorstufen ein festerer Boden gewonnen. So ausgerüstet machte sich dann Barto an die festländische Sagenvergleichung, für die besonders Gaston Paris (in den 'Légendes du Moyen Age'3 1908), Heinrich Dübi (Zs. d. Ver. f. Volksk. 1907) und Friedrich Kluge ('Bunte Blätter' 1908) ihm vorgearbeitet hatten. Nach seiner etwas durcheinandergeschobenen Darstellung lassen sich folgende Stufen der Tannhäusersage unterscheiden:

1. Die aus dem Beowulf wohlbekannte Geschichte von Scyld Scefing, der von Gott dem Dänenvolk zum Trost als erster König auf einem Schatz- und Waffenschiff, aber allein zugesendet wird. Barto zitiert sie lediglich nach

der Sceaf-Umformung des Wilhelm von Malmesbury c. 1125, wie Kemble sie 1837 in seiner Beowulfübersetzung abdruckte.

2. Die Geschichte vom Schwanenritter, erweisbar seit Johannes de Alta Silva 1190. In Wolframs 'Parzifal' ist der Wunderheld noch von Gott und dem Gralkönig auf einsamer Barke gesandt, mit Schmuck, Schwert und Horn, um eine Bedrängte zu retten. Sein Name ist jetzt Loherangrin, d. h. Garin, der Lothringer; seine Fürsorge gilt einer Herzogin von Brabant; er ist in Arthurische und westdeutsche Sphäre gerückt. Daß Sceaf, weil er bei Wilhelm v. M. eine Garbe erhielt (gemäß seinem Namen 'Schaube'), dem Ovidischen Triptolemus angeglichen wurde, der als Sendbote der Ceres, der ersten Getreide- und Gesetzgeberin (Met. V 341 ff.), an die Küsten Skythiens gelangte (das. 649 ff.), habe ich bereits *Arch.* 137, 15 gesagt. Nach dieser Ovidstelle wohnte Ceres an einem schwanenreichen See und verwandelte auch noch die Gefährtinnen ihrer von Pluto geraubten Tochter Proserpina in solche Wasservögel; da lag es für einen Weiterbildner Wilhelms v. M. nahe, einen Schwan vor die Barke des Getreidebringers zu spannen, um die göttliche Leitkraft zu versinnlichen. Für die Fortführung des Stoffes nach Wolfram verweist Barto besonders auf Konrad von Würzburg, den 'Wartburgkrieg' und die späten Chronisten der Herrscherhäuser von Cleve, Bouillon und Brabant, in denen immer mehr Fremdelemente anschossen. Bei dem vielfachen Zusammenhang zwischen den späten Angelsachsen und den Flamen braucht man seinen Sceafstammbaum nicht anzufechten.

3. Darf man damit ohne Bedenken zwei Berichte aus dem früh 13. Jahrhundert, bei Gervasius von Tilbury und Caesarius von Heisterbach, über König Arthur im Berg Ätna zusammenbringen? Bei beiden Erzählern fehlt der ausgesandte Held; er ist durch einen einheimischen Diener ersetzt, der zu Lande auf der Suche nach einem verlaufenen Roß ins Innere des Vulkans gerät und dort die Wonnen von Arthurs Hof erschaut. Völlig verschwunden ist die göttliche Hilfsabsicht; auf Arthurs Wohlleben liegt bereits die Feindschaft der Kirche, und bei den Nacherzählern ist diese noch beträchtlich gewachsen.

4. Indem der Italiener Andrea da Barbarino 1391 die Abenteuer eines gewissen Guerino romanhaft schildert, führt er ihn auch in den Berg der Sibylle, läßt ihn den Lockungen dieser Königin widerstehen und gewährt ihm nachträglich noch volle Sündenvergebung durch den Papst. Anders ergeht es dem Besucher des Sibyllenberges bei einem zweiten Italiener, bei Anton de la Sale 1440: er verfällt der Verführung, bekommt keine Absolution und kehrt für immer zur Sünderin zurück. Da haben wir es nicht bloß mit einer örtlichen Übertragung des Stoffes aus Sizilien nach Mittelitalien zu tun, wo man einen Sibyllenberg zeigte, sondern mit einer anderen Herrscherpersönlichkeit im irdischen Paradies, mit einem veränderten, ins Erotische gewendeten Ziel der Handlung und schließlich mit einer neuen Idee: der Selbstüberantwortung an die Hölle. Abermals dürfen wir da nach einem Einfluß von außen fragen, während Barto immer noch fest bei der Annahme der Selbstentwicklung aus Sceaf beharrt.

5. Um 1440 endlich vernehmen wir bei Johannes Nider von einem Venusberg voll schöner Weiber; einige Jahre später gebraucht Hemmerlin diese Bezeichnung neben der des Sibyllenberges; von der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts an ist dann diese Vorstellung in verschiedenen deutschen Gegenden eine landläufige. Als Besucher erscheint zunächst, wie in Italien, ein bedächtiger, bei Hemmerlin ein alter Mann aus England mit seinem Sohn, bei Sachsenheim († 1458) u. a. der alte Eckart als philosophischer Warner mit einem Zwerg; dann ein Liebhaber, der in den Zeugnissen oft Helyas heißt, im Volkslied aber Dan(i)el oder Danhuser, noch später Tannhäuser; und zwar hält Barto die Daniel-Fassung (flämisch), obwohl erst seit 1544 bekannt, für die älteste, weil sie durch wohlproportionierten Bau und zweckgerechten Sinn

sich auszeichnet. Es liegt nahe, einen Namenswandel von Dan (= Dominus) Helyas zu Dan(i)el und dann zum bekannten schwäbischen Geschlecht auf Gut Danhusen (Faber, c. 1483) in Frage zu stellen. Schon Dan(i)el, ähnlich dem Sünder bei Sale, reißt sich von der Teufelin los, bittet in Rom erfolglos um Vergebung für siebenjährige Sünde und kehrt daher in den Venusberg zurück. Fortan waren nur noch einige Äußerlichkeiten der Sage anzugliedern, die nach Barto nicht eine italienische ist, sondern eine deutsche.

Gab es vielleicht noch eine ganz andere Anregungsmöglichkeit?

In Nordengland entstand 1399 das me. Kleinepos 'Thomas of Erceldoune'. Es handelt von einer Parallelgestalt der Tannhäuserischen Venus, von einer dämonischen Liebeskönigin mit Hofstaat in einem Berge, ist aber nicht mehr in Arthurischer Umgebung, sondern an der englisch-schottischen Grenze lokalisiert. Ihr Liebhaber und Gast, Thomas genannt, eine historische Persönlichkeit aus dem Ende des 13. Jahrhunderts, hat nach drei Jahren Abschied von ihr zu nehmen, um nicht dem Teufel zu verfallen, und erhält auf seinen Wunsch eine Reihe politischer Weissagungen mit auf den Weg. — Noch näher zum Tannhäuserlied stimmt die schottische Volksballade 'Thomas Rymer' (bei Child Nr. 37), insofern der Liebhaber hier selbst heimkehren möchte; aber zwischen dem Pfad zum Himmel und dem zur Hölle zeigt ihm die Liebeskönigin seinen Pfad ins Elfenreich; er bekommt einen grünen Rock und grüne Schuhe und bleibt sieben Jahre bei ihr im Berge. Es ist daher wahrscheinlich, daß die Volksballade oder doch ihr Stoff älter war als die Romanze von 1399 und vom Romanzendichter nur zum Zweck politischer Stimmungsmache in den Hauptzügen übernommen wurde. Zu betonen ist dabei, daß Thomas in beiden Dichtungen die Liebeskönigin für die Muttergottes hält; auch dem Tannhäuser fällt Maria ein, allerdings in anderem Sinn, um nämlich durch sie Gnade zu erlangen. — Zur Vorgeschichte der beiden Dichtungen ist zu bemerken, daß die Begegnung des Thomas mit der Liebesdame bereits in einem me. lyrischen Fragment aus oder vor dem Anfang des 14. Jahrhunderts eine Parallele hat ('As I stod on a day', zuletzt gedruckt im Me. Leseb. von Brandl und Zippel, S. 128). — Auf die frappanten Ähnlichkeiten dieser Thomasfabel mit dem Roman von Ogier le Danois, der bei der Fee Morgan in Avalon ein irdisches Paradies findet, sie verläßt und doch zu ihr zurückgeführt wird, hat bereits Child in der Einleitung zu 'Thomas Rymer' aufmerksam gemacht; selbst die Verwechslung der Fee mit Maria ist da vorhanden.

All das macht den Eindruck, als hätte das keltische Avalon-Märchen, verbreitet durch Galfrid von Monmouth (Hist. Brit. IX 4 und XI 2), in England einen Dichter nach dem andern veranlaßt, ein elfisches Liebesparadies unter der Erde auszumalen, dessen untreuer und schließlich doch treuer Gast zunächst King Arthur war, dann ein Dan (H)elias; ob dies in lateinischer, französischer oder englischer Sprache geschah, ist Nebensache, Ausstrahlungen davon gelangten nach Schottland, Flandern, Italien und Oberdeutschland. Zu diesen Ablegern gehören auch unsere Venusberg- und Tannhäusergedichte.[1] Sceaf und Lohengrin stehen auf einem anderen Boden.

Bartos Studie bewährt sich als förderlich. Ich möchte von ihr nicht scheiden, ohne das warme Deutschgefühl zwischen ihren Zeilen zu rühmen. Der ganzen Serie von Professor Goebel gebührt unser Dank und bester Gedeihenswunsch.

Berlin. A. Brandl.

[1] A. Saalbach in der Diss. 'Entstehungsgeschichte der schottischen Volksballade Thomas Rymer', Halle 1913, hält auch die Ballade im Kern für älter als die Romanze 'Thomas of Erc.', leitet sie aber direkt aus keltischen Quellen ab. Dabei wird auch einmal auf S. 28 flüchtig auf die Verwandtschaft des Elfenlandes mit dem Venusberg hingewiesen.

Hans Hecht, Robert Burns, Leben und Wirken des schottischen Volksdichters. Heidelberg, Winter, 1919. 304 S.

Nach eindringlichen Studien über Volkslied und Ballade, über das Schottland des ausgehenden achtzehnten Jahrh.s und seine literarischen Führer hat Hecht trotz aller Ungunst der Verhältnisse sein Burnsbuch fertiggestellt. Es ist eine Biographie geworden, die in knappstem Umfange ein feinumrissenes Bild ihres Helden gibt, die zwar längst nicht alle Fragen der Burnsforschung löst, aber innerhalb ihrer bewußt gezogenen Grenzen mit Geschick lebenskräftig gestaltet, besonnen und geschmackvoll urteilt und ein Bild des Dichters und seiner Umwelt herausarbeitet, wie es so plastisch und klar, dazu so fest wissenschaftlich fundiert bisher noch von keiner anderen Biographie geboten worden ist.

Das biographische Bild, wie es die bisherige Forschung gemalt hat, bleibt auch bei Hecht bestehen. Weder über Jean Armour noch über Clarinda oder Mary Campbell erfahren wir Neues, und H. hält bewußt mit seinem Urteil zurück. Ist doch durch die Forschung der letzten Jahrzehnte der Schleier, der über Burns' Verhalten im Jahre 1786 und über seiner späteren Heirat liegt, nicht durchsichtiger, sondern eher noch dichter geworden. Die letzte wichtige Neuveröffentlichung, Burns' Brief an Robert Ainslie vom 3. März 1788 (ed. Anders, Archiv 119/85), hat auf den Charakter des Dichters ein überaus ungünstiges Licht geworfen. Er zeigt nicht nur, wie Hecht S. 161 sagt, 'eine geradezu elementare, durch nichts zu überbietende Roheit', sondern — was viel schlimmer ist — den offenbaren Versuch, das Mädchen, das ihm Zwillinge geschenkt hatte und dessen erneute Niederkunft bevorsteht, um alle Ansprüche zu betrügen, die es an ihren Verführer etwa haben könnte. Nicht das ist das Wesentlichste bei diesem üblen Handel, daß Burns aufs neue Jeans Liebhaber wird, obgleich er im gleichen Atemzuge sie beredet, allen Rechten auf ihn zu entsagen. Nicht daß der sinnliche Mensch in ihm wieder einmal in elementarer Brunst hervorbricht, ist das eigentlich Schlimme, sondern die abgefeimte Bauernschlauheit, mit der er seine Geliebte ausnutzt. Burns hat Jean Armour eine Privaturkunde gegeben, deren objektive Gültigkeit bestreitbar sein mochte (vgl. Chambers-Wallace I, 313), bei der aber bisher niemand daran gezweifelt hat, daß Burns selbst Jean dadurch zu seinem gesetzlichen Eheweib zu machen glaubte. Aus dem Briefe an Ainslie geht nun aber hervor, daß er selbst Jean von der Haltlosigkeit ihrer Ansprüche zu überzeugen versucht — die sie offenbar auf dieses Dokument stützt, und nicht nur sie, sondern auch ihre Familie. Es sind ihm selbst offenbar Zweifel an der rechtlichen Gültigkeit seines Eheversprechens gekommen, und er sucht das vertrauensvolle ungebildete Weib mit dem Gedanken vertraut zu machen, daß das kostbare Geschenk des Geliebten tatsächlich ein wertloses Stück Papier ist — weniger Ritterlichkeit konnte auch der herzloseste Don Juan nicht zeigen. Oder — und das ist die für Burns' Ruf noch viel schlimmere Möglichkeit — er hat der Geliebten in ihrer Angst ein Heiratsdokument in die Hand gedrückt, an dessen Echtheit er selbst niemals geglaubt hat. Niemand würde es gewagt haben, vor Veröffentlichung jenes häßlichen Briefes Burns etwas Derartiges zuzutrauen. Aber seine auffällige Vernachlässigung der von Jean zu erwartenden Nachkommenschaft (Chamb. Wall. I, 382) im Gegensatz zu seinem anständigen Verhalten bei ähnlichen Gelegenheiten und das widerspruchsvolle Betragen seines Freundes, des Anwalts Aitken, der zwar in Burns' Interesse das verhängnisvolle Dokument vernichtet, ihn offenbar aber dabei eine an Verachtung grenzende Mißbilligung hat fühlen lassen (vgl. Burns' Verteidigung ed. Chamb. Wall. I, 317 unten), machen eine solche Möglichkeit durchaus erwägenswert. Vielleicht hilft noch einmal ein dokumentarischer Fund diese Dinge klären. So wie Anders in den ausgelassenen Stellen eines von Jean

Armour handelnden, im übrigen wohlbekannten Briefes wichtiges Material gefunden hat, so mag sich vielleicht hinter den punktierten Auslassungen anderer Briefe aus gleichem Zusammenhange noch mancherlei verbergen (z. B. Chamb. Wall. I, 320, 368). Mit Recht betont Hecht, daß eine brauchbare und wahrheitsgetreue Ausgabe der Briefe von Burns eine der notwendigsten Arbeiten der Forschung wäre.

Solange über diese wichtigste Geschichte in Burns' Leben etwas Sicheres nicht auszumachen ist, ist es gerechtfertigt, sie, wie Hecht es tut, sehr knapp zu behandeln, und das gleiche gilt von der völlig ungreifbaren Highland Mary, die neuere Forschung — Hecht tritt ihr bei — fast in Nichtigkeit auflösen möchte. Daß 'der Stern, der die Stunde [vor Burns' Edinburgher Reise] beherrschte, Jean hieß, nicht Mary' (S. 81), scheint auch mir festzustehen. Mir ist in diesem Zusammenhange immer aufgefallen die merkwürdige Ähnlichkeit des berühmten Maryliedes (Mary in Heaven) mit der Liebesklage (Lament) über Jean Armour (ed. Chamb. Wall. I, 323): Der Morgenstern in dem späteren, der Mond in dem früheren Gedicht die Szene beherrschend, der gurgelnde Bach in beiden Fällen, das Stöhnen (*groans*) des von der Geliebten getrennten Mannes, der Sonnenuntergang (Lament Str. 7 = Mary Str. 3), der nahezu identische Eingang der Schlußstrophen, das nahezu identische Versmaß — das sind doch recht auffällige Parallelen für den dichterischen Ausdruck zweier um drei Jahre auseinanderliegender Liebessituationen, deren Heldin verschieden, deren Stimmung in einem Falle tragische Verzweiflung, in dem anderen elegische Erinnerung ist. Auch sonst treffen wir, namentlich in seiner Korrespondenz, eine Neigung zu typischen Wendungen, die bisher nicht genügend beachtet worden ist. Immer wieder werden gewisse Lieblingsthemata angeschlagen: der Gegensatz des fröhlichen Dichters und des ernsten, vernünftigen, auf Reichtum bedachten Bürgers — der Stolz und die Unabhängigkeit des Bettlers — die Grausamkeit der Fortuna — das Weib als Meisterstück der Schöpfung. Ganze Sätze wiederholen sich, gerade an Stellen, die als persönlichste Bekenntnisse auftreten. Burns schreibt an Greenfield über den Glanz des plötzlichen Ruhms in der Hauptstadt, der ihn nicht hat blenden können: *I am willing to believe that my abilities deserved a better fate than the veriest shades of life; but to be dragged forth, with all my emperfections on my head, to the full glare of learned and polite observation, is what, I am afraid, I shall have bitter reason to repent* (II, 20; diese und die folgenden Stellen nach Chambers-Wallace zitiert), etwa einen Monat später schreibt er nahezu ganz dasselbe an Mrs. Dunlop (II, 39), teilweise das gleiche vier Monate später an Blair II, 97), und in beiden Briefen folgt die hochpathetische Stelle vom Dichter, der unbewegt und unbeirrt durch den berauschenden Kelch des Ruhmes (so auch II, 43) zusieht, wie die neidische Verleumdung ihm den Becher zu Boden schlägt. Als er von Edinburgh Abschied nimmt, sind ihm seine 'dortigen Freundschaften so zart, daß sie einen Transport von 150 Meilen nicht aushalten' (II, 94, ganz ähnlich II, 97, auch II, 124 sieben Wochen später) — er spricht von der Neuheit seines Auftretens in der Hauptstadt, die ihn zu einer Höhe geführt hat, die seine Fähigkeiten nicht werden halten können (II, 39, 56); die Flut hat ihn heraufgetragen, die Ebbe wird ihn herunterziehen (II, 39, 43) — aus dem einen Zentralereignis seines Lebens, dem Edinburgher Aufenthalt, hat er also ein ganz bestimmtes Formular für den Ausdruck seiner Empfindungen gewonnen. Und das gleiche gilt, noch überraschender, für das zweite Fundamentalereignis, die Heirat mit Jean: *I had a long and much — loved fellow-creature's happiness or misery in my hands* — da konnte die Entscheidung nicht zweifelhaft sein, heißt es am 25. Mai 1788 (II, 338), ähnlich am 14. Juni (II, 343) und 27. Juli (II, 358), *and I could not trifle with such a sacred deposit* fährt er mit einer schon im vorhergehenden Briefe angebahnten Wendung fort, die dann wiederkehrt am 10. August (II, 362) und

16. Sept. (II, 375). Nicht gefunden habe ich einen solchen Hang zum formularmäßigen Ausdruck, wenn Burns von ländlichen Dingen schreibt oder in seiner eigensten, dialektisch gefärbten Sprache übermütig satirisch von Volksgebräuchen handelt oder dem kirchlichen und politischen Gegner eins auswischt. Da ist er ganz er selbst, da nimmt der Gedanke sofort eine individuelle, dem Augenblick eigene Prägung an. Aber überall, wo er pathetisch wird, da spielt der leicht etwas stelzende, formularmäßige Ausdruck eine Rolle — bis in die Darstellung seines persönlichsten Lebens hinein. Hecht spricht einmal von der Unpersönlichkeit seiner Liebeslyrik: in der Tat könnten die Gedichte an Jean, Mary, Clarinda — von den Stilübungen an Chloris und andere ganz zu schweigen — ohne weiteres die Adresse tauschen. Die ausführlichen Quellenuntersuchungen von Molenaar, Meyerfeld, Ritter, Henley und Henderson werden durch diese Abhängigkeit Burns' vom poetischen Stil des 18. Jahrh.s durchaus gerechtfertigt und zeigen, wie Burns für alle höheren, irgendwie ans Pathetische streifenden Empfindungen kaum andere Darstellungsmittel kennt als das klassizistische Formular. Vielleicht erörtert Hecht diesen wichtigen Punkt reichlich knapp. Aber durchaus ist ihm zuzustimmen, wenn er davor warnt, in Ähnlichkeiten mit bestimmten Vorgängern 'Faktoren erkennen zu wollen, wo nur ein unteilbares Produkt dem wahren Sachverhalte gemäß ist' (38). Und seine Einschätzung von Burns' Charakter trifft durchaus das Richtige. Er betont seine geschlechtliche Widerstandslosigkeit, den Mangel an letzter Durchbildung, eine unliebsame Neigung zur Pose, mit der er 'den Inhalt und Ton seiner Briefe mitunter bis zur Unaufrichtigkeit dem Stande und Bildungsgrade seiner Adressaten anpaßte' (88). Ich würde noch viel stärker betonen, daß er — wie der oben zitierte fatale Brief beweist — an gröbster Bauernschlauheit ein vollgerüttelt Maß besaß; Jean Armour behandelt er mit der gleichen Unaufrichtigkeit wie seine vornehmen Korrespondenten, nur äußert sie sich, dem Stand und Bildungsgrade der Adressatin entsprechend, in hahnebüchenen Formen. Aber die innerliche Herzensgüte, das Verständnis für alles Tiefe, Große und Hohe im Menschlichen bricht dabei immer doch wieder mit elementarer Wucht durch; auch in seinem Verhältnis zu Jean hat es sich gezeigt. Hecht führt auch die Legende vom 'Niedergang' des Dichters in seiner Dumfrieser Zeit auf ihr richtiges Maß zurück. Daß alkoholische Exzesse eine gewisse Rolle in seinem Leben spielten, ist nicht zu bestreiten; aber doch nicht in einem Maße, daß seine poetische Kraft darunter gelitten hätte. Daß er bis zuletzt sein Amt gewissenhaft auszufüllen imstande war, was bei einem chronischen Alkoholiker ausgeschlossen gewesen wäre, das ist durchaus glaubwürdig bezeugt.

Mit großer Liebe und Ausführlichkeit behandelt Hecht das Edinburgher Milieu, dem Burns von 1786—88 angehörte. Dieser Teil ist wohl der wichtigste Beitrag dieser Biographie zur Geistesgeschichte des ausgehenden 18. Jahrhunderts. Hecht führt uns zu Männern wie Blair, Blacklock, Moore, durch den Schmutz der übervölkerten Quartiere der Altstadt, in die Winkel der zwölfstöckigen Häuser, in die trinkfesten Klubs und altertümlichen Kneipen, zum Geschäftshause des Verlegers Creech und zum Grabplatze Fergussons. Das alles ist keine bloße Umrahmung der Biographie, sondern führt in das Zentrum. Die Mischung von handfester Trinkfreudigkeit und feiner Sitte im damaligen Edinburgh lehrt uns das Streben des Dichters verstehen und die ständigen Hemmungen, mit denen er zu rechnen hatte. Wir hören von dem Edinburgher Klubleben, dessen Bedeutung bisher noch niemals gewürdigt worden ist, mit seiner zwanglosen Mischung hocharistokratischer und derb demokratischer Elemente. Es sind trinkfrohe gesellige Vereinigungen, in denen auch das nationale Volkslied gepflegt wird und gleichzeitig die klassizistische Ode auf große nationale Festtage; wir sehen, wie hier die Poesie nichts Buchmäßiges ist, sondern wirklicher Lebensinhalt und Kulturgut wie zur Zeit der berufs-

mäßigen Sänger, wie hier die Mischung derbnationaler und vornehm höfischer Elemente an der Tagesordnung ist, die wir im Leben und Dichten von Burns überall wiederfinden. Als Ergänzung zu diesem ungemein lebenswahren und anschaulichen Kapitel wäre zu wünschen gewesen eine gleich eingehende Darstellung der religiösen Streitigkeiten Schottlands zur Zeit von Burns, wie gegen den schroffen, das ganze Leben der Menschen religiös ausfüllenden Kalvinismus der Auld Lights um 1700 die ersten rationalistischen Wellen von Irland her nach Schottland schlagen, ohne jedoch in diesem Lande schärfster Dogmatik die Kirchenlehre ernstlich zu beeinflussen, wie aber seit dem Aufhören der Puritanerverfolgungen die praktische Lebensführung der Schotten deutlich ihre alte Einseitigkeit verliert — Ramsay gründet eine belletristische Leihbibliothek, der Geistliche Home wagt es, ein Theaterstück zu schreiben! Wie sah es in dieser Hinsicht um 1786 in Edinburgh aus? Wie war es in Dumfries? War die Tyrannei der Kirk Session von Mauchline normales schottisches Leben der Zeit, und bot Edinburgh demgegenüber eine freie kulturerfüllte Luft, oder waren es dort auch nur kleinere, im größeren Ort natürlich mehr Menschen zählende freier gesinnte Kreise, in denen Burns sich bewegte?

Die Erörterung literarhistorischer Einzelfragen war durch die Anlage des Buches ausgeschlossen, vielleicht wäre aber doch bei einer neuen Auflage eine gewisse Erweiterung des Rahmens möglich. Nicht nur mancherlei Einzelprobleme laden zum Nachdenken ein, sondern auch für die großen literarischen Verbindungslinien müßte noch etwas mehr Raum zur Verfügung stehen. Hecht verbindet Burns mit seinen schottischen Vorgängern und den englischen Klassizisten; er schließt damit sorgsam und geschmackvoll urteilend eine lange Periode gewissenhafter, oft übertreibender und gewaltsamer Einzelforschung mit durchaus überzeugenden Generalisierungen ab. Er betont, daß 'Burns' bestes Vollbringen sich zum typischen Ausdruck des Höchsten erhebt, was das 18. Jahrhundert zu verkünden hatte' (289), er unterstreicht geflissentlich das 'ausgesprochen Unromantische' seiner Lyrik, der jede Spur des Romantisch-Visionären, jedes mystische Dämmerlicht, alles Phantastische vollkommen fehlt (256). Damit sind die Beziehungen von Burns zur naturbeschreibenden Eklogenpoesie, zu Thomson, Shenstone, Blair' richtig zusammengefaßt. Nicht gewürdigt ist damit jedoch sein befreiender Humor, der ihn zu den großen englischen Humoristen, zu Addison und Steele, zu Goldsmith, Fielding und Sterne in eine Linie rückt, ihn zum Vorgänger von Dickens macht, etwas, was die vielen Einzeluntersuchungen unbeachtet gelassen haben, weil hier kaum Einzelbeziehungen zu werten sind, sondern gleiche Reaktionen der Persönlichkeit auf die gleiche Zeitstimmung, gerade das, wofür sonst Hecht feines Verständnis besitzt. Gerade das scheint mir für Burns' Beziehungen zu seinen Vorgängern so wichtig zu sein, daß er von ihnen nicht nur klassizistisch-preziöse Form entnahm, sondern mit ihnen auch — und sehr viel stärker als sie — die humoristisch verklärende Wirklichkeitsfreude teilte, die in England den Klassizismus nie zur lähmenden Fessel der Persönlichkeit werden ließ. Und das führt dann hinaus zur Bedeutung von Burns für die folgende Generation. Hecht ist sich ihrer, wie kleine Einzelbemerkungen erweisen, völlig klar. Aber es ist doch eine arge Beeinträchtigung des Bildes seines Helden, wenn sie in der Schlußübersicht überhaupt nicht zur Geltung kommt. Ein kurzes Wort hätte doch Burns' Naturlyrik verdient, die gewiß zu neun Zehnteln völlig unromantisch ist, aber doch gelegentlich in ihrem feinen Gefühl für alle momentanen Wirkungen — man denke an das berühmte Momentbildchen: *'like the snow falls in the river, A moment white, then melts for ever'* — Entwicklungen des 19. Jahrhunderts bedeutsam vorausnimmt. Und überhaupt scheint mir das 'Momentane' in der Persönlichkeit von Burns einer der wichtigsten Züge zu sein, vielleicht der Zug, von dem aus eine Erklärung seines gesamten Wesens mög-

lich erscheint. Weil er den eigentlich erst einer späteren Generation angehörigen Blick für das Momentane hat, ist er der glänzende Satiriker, der bei der Holy Fair die recht alltäglich-komischen Flecken auf der heiligen Handlung sieht, hält er die augenblicklichen Auswirkungen bäurischer Daseinsfreude für darstellenswert, gibt er sich den Stimmungen seiner momentanen Liebesregungen hemmungslos hin bis zum begeisterten Preis zweier Schönen in dem gleichen Briefe an Hamilton (Chamb. Wall. II, 33). In all dem steht er in der Entwicklung, die von Sterne zu Byron führt, aber wie es das charakteristische Bild aller Übergangsperioden ist, theoretisch noch vollkommen auf dem Boden des Alten verharrend, in seiner praktischen Lebensgestaltung völlig modern dem Moment hingegeben, in seiner Kunst dem Alten nacheifernd, aber immer wieder und gerade in seinen größten Augenblicken vom neuen Geist mit fortgerissen. Vielleicht entschließt sich Hecht, bei einer neuen Auflage, die diesem anregenden und schönen Buche sicherlich nicht fehlen wird, sich auch mit derartigen Gesichtspunkten auseinanderzusetzen; wer so wie er im Leben der Vorromantik zu Hause ist, wird unschwer Mittel und Wege finden, die literarische Stellung seines Dichters noch genauer zu bestimmen, als es im engbemessenen Rahmen dieses ersten Bildes möglich war.

Bonn. Wilhelm Dibelius.

F. G. Kenyon, International scholarship; presidential address delivered at the annual meeting of the British Academy June 21, 1920. London, Milford. 14 p.

Die deutsche Anglistik hängt vom Verkehr mit Staatsbürgern des Britischen Reiches und britischen Bibliotheken so sehr ab, daß sie, obwohl aller Politik fern, auf die Stimme eines maßgebenden Mannes hören muß, welcher sich, allerdings nur für seine Person, aber bei feierlicher Gelegenheit, zugunsten der Wiederanknüpfung der Beziehungen der englischen mit den deutschen Gelehrten vernehmen läßt. Der Britischen Akademie für Geisteswissenschaften sitzt jetzt jener berühmte Forscher vor, der, dem hellenischen Altertum zugewandt, die Wissenschaft über neuzeitlichen Völkerzwist zu erheben besonders befähigt scheint. Weil er, so sagt Kenyon, die baldige Erneuerung der internationalen Beziehung wünsche, da England nicht etwa deutsche Wissenschaft entbehren könne, so halte er es für nötig, auf das hauptsächliche Hindernis hinzuweisen. Dieses bestehe in jener Erklärung der 93 Deutschen gegen England bei Kriegsbeginn, die von der deutschen Gelehrtenwelt als ganzer Klasse nie abgelehnt oder bedauert wurde. Jene 93 hätten sich schuldig gemacht nicht dadurch, daß sie die Darstellung ihrer gewissenlosen Staatsmänner für wahr hielten, sondern weil sie als Gelehrte sie als wahr bestätigten, obwohl sie die Wahrheit nicht prüfen konnten. Und unter den 93 waren Männer, denen England Gastfreundschaft gewährt, die es geehrt und für ehrliche Freunde gehalten hatte: eine Anstandsverletzung, die nicht einfach ignoriert werden dürfe. Man erwarte jetzt zwar nicht einen ausdrücklichen Widerruf jener Erklärung, wohl aber ein Zeichen seitens der deutschen Gelehrtenwelt, daß sie die Wiederaufnahme der Beziehungen wünsche und das Bestehen jenes Hemmnisses bedauere. Inzwischen halte er den Verkehr mit einigen Beleidigern Englands nicht, mit anderen, die einsehen, daß es sich mit Grund gekränkt fühle, wohl, ja sogar neue Freundschaft für möglich; Austausch von (wissenschaftlichen) Nachrichten und Hilfsdiensten könne hergestellt werden.

Soweit mein mangels Raumes gekürzter Auszug. Zu berichtigen ist K.s Annahme zugunsten der 93, deren manche hätten vielleicht nur unter amtlichem Zwange unterschrieben. Ich weiß vielmehr, daß Herren die Aufforderung zur Zeichnung nicht amtlich erhalten, diese verweigert und keinerlei

Nachteil erlitten haben. Ferner vertraten jene 93 keine Körperschaft oder gar die deutsche Gelehrtenwelt. Mancher stimmte, wie ich, überhaupt keiner öffentlichen Kundgebung zu, hielt aber, zur Vermeidung inneren Zwistes angesichts der Todesgefahr des Vaterlandes, jede Gegenerklärung für unangebracht. Was anderseits Englands Magazine, von ersten Gelehrten, auch langjährigen Gastfreunden Deutscher, geschrieben, nicht bloß Tagesblätter, Gehässiges gegen Deutschlands Volk (nicht etwa bloß Regierung und Heer) berichteten — ich hab' es teilweise fürs Kriegspresseamt schaudernd ausgezogen, wünsche nun aber diesen Fiebertraum Kriegskranker zu vergessen; könnte nicht ebenso der Brite ersehnen, daß die Oxforder Erklärung von 1914 unterblieben wäre? Mir ist (vielleicht nur zufällig) auch nicht bekannt geworden, daß Deutschlands versöhnliche Stimmen in England Beifall fanden, wie doch die Cambridger bei uns. Wenn Kenyon erwähnt, daß die Academy Deutsche nicht aus der Liste der Korrespondenten strich, so behielten doch auch unsere Akademien die Mitglieder aus feindlichen Nationen bei. — Daß Deutschland als Nation unter Billigung seiner Intelligenz im Kriege Frevel verübt habe, zielt vermutlich aufs U-Boot: ob eine altem Völkerrecht unbekannte Waffe sich auswirken durfte, kann nicht der Gegner rechtlich entscheiden wollen, der unter ihr litt und sie nicht anzuwenden vermochte. — Über die Frage, wer Schuld am Kriege trage (die doch unendlich die andere nach der größeren Härte der Kriegführung überwiegt), soweit sie überhaupt menschliche Willen trifft, werden Brite und Deutscher sich nicht einigen; aber das uns Ungünstige allein ist, weil wir besiegt und unsere Geheimakten durch die Feinde der früheren Regierung veröffentlicht sind, bekannt. Welcher Richter kann auf nur einseitige Aussagen unparteiisch urteilen? Diese Fragen müssen also offen und beim Verkehr zwischen den Gelehrten beider Nationen unerörtert bleiben. Das braucht nicht zu hindern, daß man ohne jede feierliche Erklärung, aus der immer neue Mißverständnisse drohen, einander, wie ja auch K. empfiehlt, wissenschaftlich helfe. Und aus solcher zunächst rein geschäftsmäßigen Beziehung, wie sie der Handel und das Gewerbe bereits pflegen, möge ein künftiges Zeitalter menschliche Freundschaft erblühen sehen!

Berlin. F. Liebermann.

G. M. Tucker, American English. New York, Knopf, 1921. 375 S. $3,50.

Seit meinem Artikel über Menckens grundlegende Darstellung der amerikanischen Sprache (Arch. 141, 181—188) ist das Interesse an diesem Gegenstand noch gewachsen. In kurzer Zeit erscheint von jenem Werk eine 2. erweiterte Auflage. Dem Titel nach wurde mir ein Buch von George van Santvoord in der Oxford University Press bekannt: 'American English'. Gleichen Titel trägt das vor mir liegende Werk, und derselbe rührige Verlag Knopf, der jenes von Mencken herausbrachte, hat es auch diesem Pionier (vgl. North Amer. Rev. 1883: 'Our Common Speech', New York 1895) ermöglicht, uns seine wertvollen lexikographischen Sammlungen der letzten vierzig Jahre zugänglich zu machen (Bibliogr. S. 332—347; Wörterindex S. 347 bis 375 f.).

Dem Kernstück, dem lexikographischen Teil, geht eine Abhandlung voran: 'Is our English degenerating?' Um die Durchschnittshaltung des Engländers zu charakterisieren, setzt der Vf. als Motto eine Stelle der Saturday Rev. vom 13. Dez. 1913 an die Spitze: ... 'Their English and their spelling of English ... are most unpleasant. Their twang is sometimes so.' Zu den von Mencken angeführten angriffslustigen Zeitschriften und zu den Ausfällen führender Engländer fügt er noch einige charakteristische Aussprüche. Ruskin, Fors Clavigera 42: 'England taught the Americans all they have of speech,' the words they have not learned from England being 'unseemly words, the vile among them not being able to be humorous parrots, but only

mocking birds.' T. W. H. Crosland in 'The abounding American' 197 sagt: 'The Americans having inherited, borrowed or stolen a beautiful language, wilfully and of set purpose degrade, distort and misspell it.' Im Angriff die beste Verteidigung sehend, wartet Vf. mit einer ansehnlichen Fehlerliste der Kritiker und anderer bedeutender Engländer auf. Galsworthy, Locke, Bennet werden mit genauer, allzu genauer grammatischer Elle gemessen. Vf. beruft sich mit Recht auf einen objektiven Engländer, William Archer (America to-day), 'the idea that the English language is degenerating in America is an absolutely groundless illusion.'

Wohl handelt es sich um Unterschiede, deren hauptsächlichste vier Klassen bilden: 1. Fehlen der Dialekte. 2. Aussprache: größere Konsequenz, trait, lieutenant, almond (l gesprochen), sliver (i), schedule (sk), Warwick, Norwich (in beiden w gesprochen. 3. Schreibung: Vereinfachung: vgl. die ausführliche Liste bei Mencken, aus der einige wie story, peas (Plural von pea), draft, jail (goal) angeführt werden. 4. Erhaltung alten Sprachgutes: sick (= ill). Vf. lehnt mit Recht die willkürliche Einschränkung auf 'übel' ab, kann er sich doch nicht nur auf Bibel, Shakespeare, Prayerbook, sondern auch auf die zahlreichen Zusammensetzungen wie sick-room, -bed, -flag u. a. m. berufen. Bei der nach Halliwell's Dictionary of archaisms and provincialisms gegebenen Liste muß ich nach sorgfältiger Prüfung W. Archer recht geben, der sagt 'most of them are in everyday use'. Es bleiben aus den Listen nur zwei: to age, afterclap.

Im zweiten Kapitel bespricht Vf. zehn wichtige Abhandlungen über den Gegenstand, mit Menckens großem Werk abschließend. Von den Werken stehen in Berlin zur Verfügung: das älteste John Pickering, Vocabulary of words ... peculiar to the U. S., Boston 1816 (Staatsbibliothek); der noch immer unentbehrliche Bartlett, Dictionary of Americanisms, New York, 1877 (Staatsbibliothek und Engl. Seminar); John S. Farmer, Americanisms old and new, London, 1889 (Staatsb.). C. L. Norton, Political Americanisms, New York and London, 1890 (Staatsbibl.); das wissenschaftlichste und modernste Lexikon: Thornton, An American Glossary, Philadelphia and London 1912 (Staatsb.).

Das dritte Kapitel überschreibt sich: Exotic Americanisms, wobei etwa 1100 Wörter aus den obengenannten Wörterbüchern der Amerikanismen als von englischer Herkunft bezeichnet werden. Vf. läßt nur den Ausdruck als Amerikanismus gelten, der in Amerika geprägt worden ist. Daher kommt für ihn ein Wort wie to guess oder baggage, trotz der heutigen Einschränkung auf amerikanisches Sprachgebiet, nicht in Betracht. Das scheint mir nun allerdings eine wenig praktische Einengung des Begriffes. Entscheidend bleibt doch der heutige Sprachgebrauch in England und Amerika. Der Nachweis der Herkunft ist zwar interessant, kommt doch aber erst in zweiter Linie in Betracht. Es wäre höchst dankenswert gewesen, in der Liste die Wörter zu markieren, die auch nach heutigem Sprachgebrauch gut englisch sind, und die wenigen heutigen Amerikanismen auszuscheiden. Für folgende unzweifelhafte Amerikanismen wird der Nachweis englischer Herkunft erbracht, der allerdings meist auch aus dem großen Oxford Dictionary zu führen ist: adulterer, affiliate, cracker, hod carrier, mad (= angry), rooster, switch u. a. m.

Einem englischen Kritiker, der Worte wie locate, operate, antagonize u. a. m. als Amerikanismen kennzeichnet, mißt der Vf. beinah zuviel Wichtigkeit bei, denn jedes größere Wörterbuch verzeichnet deren englischen Gebrauch.

Im vierten Kapitel gibt der Vf. ein alphabetisches Verzeichnis von 1900 Wörtern, die er 'real Americanisms' benennt und die entweder in Amerika entstanden sind und etwas bezeichnen, das in England immer anders benannt worden ist, oder aber Wörter, die für einen Engländer eine ganz andere

Bedeutung haben. Der Vf. gibt die Daten des ersten Vorkommens nach eignen Sammlungen und auf Grund der Lexika. Ausgeschlossen sind indianische Namen, slang-Ausdrücke, die Namen von Amerikanern erfundener Gegenstände (drawing-room car), Composita, die sich von selber erklären (z. B. office-holder, fly-time), ferner technische Ausdrücke wie die des baseball-Spiels. Auch hier bin ich der Meinung, daß gerade Dinge ausgeschlossen sind, die für das amerikanische Idiom außerordentlich charakteristisch sind.

Es mögen hier einige Beispiele folgen, und zwar von Prägungen neueren Datums: to chip in, 1870; co-ed, 1909; to demote, 1909; graft, 1901; husky, 1910; jitney, 1912; to make good, 1911; rake off, 1909. Es ist schade, daß die Ausbeute an Ausdrücken der letzten zehn Jahre so gering ist.

Im fünften Kapitel: Misunderstood Americanisms erbringt Vf. den Beweis, wie notwendig die Hilfsmittel für die amerikanische Sprache sind. Kann er doch zeigen, wie in dem Buch von J. R. Ware: Passing English of the Victorian Era, London, ohne Datum (im Berliner Englischen Seminar), ganz gewöhnliche Amerikanismen mißverstanden werden, z. B. arctics (= Überschuhe), confidence queen (= Hochstaplerin), get the G. B. (= herausgeworfen werden) u. a. m.

Die Bibliographie verzeichnet 1. Wörterbücher, die dem Gegenstand gewidmet sind; 2. Bücher, die teilweise Amerikanismen behandeln; 3. Artikel in fremden Zeitschriften; 4. solche, die in amerikanischen Zeitungen erschienen sind. Die Angaben aus den Zeitungen sind meist ohne Autoren, so daß man sie zusammen mit Menckens Autorenliste brauchen muß. An Nachträgen habe ich, außer den neulich gebrachten, hinzuzufügen: Gustav Krüger, Vermischte Beiträge zur Syntax, Dresden 1919; L. W. Payne, A wordlist from Alabama; Anglia Bbl. Febr. 1920, *pod* und *pesky*.

Höchst dankenswert ist es, daß ein genauer Index aller behandelten Wörter es ermöglicht, das Buch als Lexikon zu benutzen; allerdings muß sich der Benutzer gegenwärtig halten, daß das Werk rein lexikographisch ist, nur die Schriftsprache berücksichtigt und jene oben angeführte, mir unpraktisch erscheinende Definition der Amerikanismen gibt. Im ganzen stellt das Werk eine höchst wertvolle Ergänzung und einen willkommenen kritischen Kommentar zu den bis jetzt vorhandenen Wörterbüchern von Pickering bis Thornton dar.

Berlin. Georg Kartzke.

Aucassin und Nicolete. Kritischer Text mit Paradigmen und Glossar von Hermann Suchier. 9. Aufl. bearb. von Walter Suchier. Paderborn, Schöningh, 1921. LX, 111 S. 8°.

Zum ersten Male nach Hermann Suchiers Tode erscheint das klassisch gewordene Büchlein wieder, bearbeitet von dem Sohne des heimgegangenen ausgezeichneten Romanisten und erfreulicherweise wieder in deutschem Gewande, das es leider seit der 5. Auflage mit dem französischen Kleide vertauscht hatte. Hermann Suchier hätte sich keinen sorgsameren und gewissenhafteren Bearbeiter wünschen können als den neuen Herausgeber, der bei aller Schonung des ihm anvertrauten Erbes in so erfolgreicher Weise bemüht gewesen ist, die bessernde Hand anzulegen, daß die neue Ausgabe zweifellos einen Fortschritt gegen ihre Vorgängerin bedeutet. Ganz neu hinzugekommen ist die literarhistorische Einleitung, die eine kritische Übersicht der bisher über das Gedicht erschienenen umfangreichen Literatur bietet. Wenn wesentlich Neues über die Fragen nach dem Dichter, dem Ursprung und der Form seines Werkes dabei kaum zu sagen war, so ist doch das wenige, was als gesichertes Ergebnis der bisherigen Forschung angesehen werden kann, scharf herausgearbeitet. Ganz neu bearbeitet ist das Glossar;

die Anmerkungen sind ergänzt und vermehrt. Was den Text selbst anbetrifft, so muß man es dem Herausgeber Dank wissen, daß er bemüht gewesen ist, die handschriftliche Überlieferung wieder mehr zu ihrem Rechte kommen zu lassen. Nur hätte er darin noch weiter gehen müssen; die stärksten Eingriffe hat er leider bestehen lassen. Es sind das die Änderungen der viersilbigen Kurzverse am Schluß der 1., 3., 5., 9., 15. und 27. Laisse. Da 15 von den 21 Laissen den Kurzvers mit einem Wort auf *i-e* abschließen, folgerte H. Suchier, daß ursprünglich alle Laissen so ausgingen, und änderte demgemäß in der ersten Laisse *douce* in *rices*, in der dritten *doux* in *fine*, in der neunten *bataille* in *estormie* usf. Daß H. S. dem vielfachen Widerspruch, dem dieses gewaltsame Verfahren begegnete, kein Gehör schenkte, rechtfertigt der neue Herausgeber damit, daß ihm (W. S.) die Gegengründe der durchschlagenden Kraft zu entbehren scheinen (S. XV). Demgegenüber muß doch betont werden, daß die Kritik den gleichen Vorwurf gegen H. S. erheben darf, der in viel höherem Maße verpflichtet war, durchschlagende Gründe für seinen Eingriff vorzubringen, als die Verteidiger des Überlieferten für ihre Ablehnung dieses Eingriffes. Zu den wohlerwogenen Gegengründen, die Piccoli in der *Zeitschr. f. rom. Phil.* XXXII 600–603 vorträgt, füge ich hinzu, daß m. E. die Kraft des Hauptarguments durch die Tatsache sehr gemindert wird, daß von den fünfzehn auf *i-e* ausgehenden Laissen fünf mit dem Wort *amie* schließen, von diesen wieder zwei mit ganz übereinstimmendem Verse: *suer, douce amie*. Dreimal bildet *mie* das Schlußwort. Wenn der Dichter wirklich in dem bei allen Laissen übereinstimmenden *i-e*-Ausgang ein metrisches Kunstmittel gesehen hätte, so hätte er sich vermutlich gescheut, mehrere Kurzverse mit dem nämlichen *i-e*-Wort ausgehen zu lassen, weil damit notwendig der Eindruck einer gewissen Ärmlichkeit erweckt werden mußte. Ferner: der Kurzvers soll sich nach der unverkennbaren Absicht des Dichters nicht nur durch seine Silbenzahl, sondern auch durch seinen Ausgang von den ihm vorangehenden Langversen deutlich abheben. In der Regel assoniert er nicht mit ihnen; in den wenigen Fällen mit Assonanz (Laisse 11, 19, 20 und 41) ist wenigstens das Geschlecht beider Versarten verschieden. Suchiers Änderung aber schafft in Laisse 5 das einzige Beispiel dafür, daß Lang- und Kurzvers in Assonanz und Geschlecht übereinstimmen! Wenn Suchier weiter zugunsten seines Eingriffs die Leichtigkeit anführt, mit der die Änderungen zu bewirken waren, so steht dem die Tatsache entgegen, daß er an zwei Stellen als Abschluß der Kurzverse Wörter einführt, die nicht nur im Aucassin selbst nicht vorkommen, sondern überhaupt in der alten Sprache verhältnismäßig selten begegnen: 9, 19 statt *bataille — estormie*, 15, 10 statt *te gardes — t'abries*. Crestien kennt weder das eine noch das andere Wort; für *abriier* hat Tobler in seinem Wörterbuch zwar acht Belege, von denen aber sieben aus G. Guiart stammen. Auch das Adjektiv *fin*, das Suchier als Schluß der dritten Laisse einsetzt (*tant par est fine*), kommt im Aucassin nicht vor, was doch wohl beweist, daß es dem Dichter nicht geläufig war, denn Gelegenheit es zu verwenden hätte sich ihm bei der Eigenart des Gedichtes reichlich geboten. Ebensowenig begegnet *riche*, das Suchier statt *doux* (*tant par est riche* statt *tant par est douce*) in der ersten Laisse einführt, in der Bedeutung, die der Zusammenhang durchaus erfordert: 'so lieblich, trostreich ist die Erzählung' (daß jeder, sei er auch noch so betrübt oder krank, von Freude erfüllt wird, wenn er sie hört). 'So prächtig (*riche*) ist die Erzählung' gibt keinen Sinn, man mag sagen, was man wolle. Wenn W. S. die Tatsache bemerkenswert findet, daß auch Piccoli a. a. O. die Lesart der Handschrift an den Kurzversen der ersten drei Laissen ändern zu müssen glaubt, so kann man darin eine Stütze für H. Suchiers Standpunkt kaum finden. Zunächst sind die Änderungen in Laisse 3 (aus *douc* in *douce*) und 5 (aus *far* in *faire, fare*)

rein graphischer Art, versäumt es doch der flüchtige Schreiber auch sonst nicht selten, den oder die letzten Buchstaben mitzuschreiben. Bedenklicher ist die Änderung in der ersten Laisse: aus *douce* in *dox*, weil hier der einzige Fall männlichen Schlusses eines Kurzverses vorläge, wogegen auch die Melodie sich sträuben würde. Anderseits geht dem handschriftlichen *douce* kein weibliches Substantivum voran, auf das es sich beziehen könnte, so daß *douce* grammatisch nicht zu halten ist. Es bleibt die Möglichkeit, vor dem Kurzverse eine das fehlende weibliche Substantivum enthaltende Lücke anzunehmen oder, wie H. S. in den ersten vier Auflagen tat und auch Piccoli vorschlägt, zu *tant par est douce* aus dem Zusammenhang ein *estoire, fable* oder *cantefable* als Subjekt zu ergänzen. Jedenfalls entspricht letztere Annahme, der vermutlich auch Tobler und G. Paris beipflichteten, da sie an *douce* keinen Anstoß nahmen, besser dem gebotenen Respekt vor der handschriftlichen Überlieferung als die gewaltsame Änderung von *douce* in *rices*. Und noch eine Überlegung sollte uns vor so starken Eingriffen bewahren: Wenn man aus der Tatsache, daß 15 von 21 Laissen auf *i-e* ausgehen, das Recht herleitet, die 6 anders ausgehenden zu ändern, darf man nicht mit demselben Recht die Echtheit der 4 Laissen anzweifeln, die weibliche Langverse aufweisen gegenüber 17 mit männlichen?

Mehr Achtung vor der handschriftlichen Überlieferung werden hoffentlich spätere Auflagen auch im Text des zweiten Verses des Gedichtes zeigen, der noch immer lautet: *del deport, du duel caitif*, während die Handschrift *del deport du viel antif* liest. Solange man allgemein glaubte, in der Handschrift stehe *viel caitif*, mochte Suchiers Änderung erträglich scheinen, obwohl G. Paris und Tobler sie nicht für erforderlich hielten. Nachdem ich aber in dieser Zeitschrift Bd. 102, S. 224 ff. mitgeteilt hatte, daß in der Handschrift nicht *caitif*, sondern *antif* steht, mußte der Eingriff in die Überlieferung doch zu gewaltsam erscheinen, um noch länger aufrechterhalten zu werden. Wenigstens wäre die unerläßliche Vorbedingung dafür gewesen, daß die Änderung 'durchschlagende Kraft' gehabt hätte. Davon kann aber keine Rede sein. Fast alle Kritiker lehnten sie ab. Daß H. S. gleichwohl bei seiner Änderung blieb, ist um so verwunderlicher, als er selbst einen einleuchtenden Vorschlag zum Verständnis des handschriftlichen *viel antif* gemacht hatte: es könne ein Spielmannsname sein. Diese Auffassung begegnet sich mit der von mir a. a. O. S. 226 geäußerten, daß der Dichter mit *viel antif* sich selbst meine. Schon die Möglichkeit, daß diese Ansicht das Richtige trifft — und das Gegenteil wird sich schwer erweisen lassen —, müßte genügen, die gewaltsame Änderung Suchiers von der Hand zu weisen. Wenn H. S. sein Verfahren damit rechtfertigt, daß er nicht glauben könne, daß der Dichter uns habe ein Rätsel aufgeben wollen, die Stelle habe so, wie sie überliefert sei, nicht ihresgleichen zu Anfang irgendeines altfranzösischen Gedichts, so ist zu erwidern: Wir kennen den Dichter nur aus seinem Gedicht, und gerade aus dieser Kenntnis heraus, die ihn uns immer wieder als durchaus eigenartigen Autor zeigt, dem gelegentlich auch der Schalk im Nacken sitzt, der es jedenfalls nicht liebt, ausgetretene Pfade zu wandeln, kann man sehr wohl für möglich halten, daß er wirklich seinen Lesern ein Rätsel hat aufgeben wollen, besonders wenn hinter des Rätsels Lösung seine eigene Person sich verborgen hielt; daß es ferner ganz in der Ordnung und keineswegs auffällig ist, wenn der Aucassin in seinem Anfang keinem anderen altfranzösischen Gedichte ähnelt, weil ihm ja überhaupt in der ganzen altfranzösischen Literatur nichts an die Seite zu stellen ist. Zur Verteidigung der Konjektur seines Vaters sagt W. S. in der Anmerkung, das Faksimile dieser Stelle zeige deutlich, daß das handschriftlich überlieferte *antif* ohne weiteres aus einem *caitif* der Vorlage verlesen sein könne. Wie kann man das sagen, ohne die Schriftzüge der Vorlage zu kennen, die ja derart gewesen sein mögen, daß ein Verlesen von *antif* zu *caitif* geradezu aus-

geschlossen war? Und das vorangehende *viel* sei 'offenbar' auch entstellt entweder aus *duel* oder aus *mel*. Die eine Behauptung ist so grundlos wie die andere. In der Handschrift steht klar und deutlich *riel antif*, daran ist nicht zu drehen und zu deuteln. Schließlich noch eins: Toblers Zweifel, daß die Verbindung *duel caitif* irgendwo nachweisbar sei, ist bis jetzt nicht widerlegt worden. Auch wenn die Bedeutung 'elend, erbärmlich', die H. S. für *caitif* ansetzt, zutrifft, so ist es kein angemessenes Attribut für *duel*, ergibt vielmehr mit demselben ('elendes, erbärmliches Leid') einen unschönen und der schlichten Sprache des Aucassin wenig anstehenden Pleonasmus, für welchen das einzige von H. S. angeführte Beispiel (*vie cheitive*) keine Stütze bietet. Auch die asyndetische Antithese von *deport* und *duel*, die Morf mit Recht bemängelt (in dieser Zeitschrift Bd. 120, S. 249), spricht sehr gegen Suchier — kurz, es wäre wirklich an der Zeit, diese wenig glückliche Konjektur fallen zu lassen und an ihrer Stelle die Überlieferung einzusetzen, wenngleich letztere nicht eindeutig ist. Einen neuen Versuch zur Erklärung hat V. Crescini in den Francesco Torraca gewidmeten Studi (Napoli 1912) S. 381 ff. gemacht. — 2, 15 *et si estoit enteciés de bones teces qu'en lui n'en avoit nule maureise se bone non.* So die Hs., an der erst die 8. Auflage rüttelte, indem *nule*, *maureise* und *bone* mit dem Plural-s versehen wurden. Die 9. Auflage schlägt einen Mittelweg ein: sie läßt *nule maureise* bestehen, schreibt aber *bones*. Die Logik verlangt ja allerdings *bones*, da es sich nicht um eine einzelne gute Eigenschaft handelt. Anderseits ist aber die Angleichung von *bone(s)* an das unmittelbar vorangehende *maureise* so begreiflich, daß ich nicht ändern würde. Wie viele Fälle unlogischer Ausdrucksweise kann man der alten Sprache nachweisen! Und streng logisch wird ja die hier vorliegende auch durch *bones* (statt *bone*) nicht. Tobler, der V. B. III^2 81 die Stelle anführt, läßt denn auch *bone* bestehen. — 10, 6 *Or ne quidiés vous qu'il pensast n'a bués n'a vaces .. prendre .. Nenil nient!* Wie in der 8. Auflage wird der mit *or* eingeleitete Satz auch jetzt wieder als Frage aufgefaßt, nachdem die 3. bis 7. Auflage allerdings eine Aufforderung, aber mit Änderung von *vous* in *mie*, aufwiesen. Und doch bleibt Toblers Einspruch zu Recht bestehen: es liegt keine Frage, sondern eine Aufforderung vor. Darüber läßt der Zusammenhang und die Übereinstimmung mit 14, 7 (*or ne quidiés mie que j'atendisse ... Naie voir!*) und 24, 2 (*ne quidiés mie ... Nenil nient!*) keinen Zweifel. Der Dichter fordert auf, Gedanken, die zwar nahe liegen, aber doch nicht zutreffen, zurückzuweisen: 'Glaubt nur ja nicht, daß ... Nein, keineswegs!' Dazu kommt aber ein anderes: eine Frage ist auch der Form nach unmöglich, da negative Bestätigungsfragen mit der Fragepartikel *or* bisher nicht nachgewiesen sind (vgl. m. Fragesatz § 94, 3). Bei den mit *or(e)* eingeleiteten Fragen handelt es sich entweder 1. um höfliche, zum Zwecke wirklicher Belehrung gestellte Fragen oder 2. um Fragen, die mit dem Affekt des Unwillens vorgetragen wurden. Beides ist an unserer Stelle unmöglich. Es hätte auch sicherlich niemand daran gedacht, in *or ne quidiés vous* eine Frage zu sehen, wenn nicht *vous* scheinbar gegen eine Aufforderung spräche. Aber eben nur scheinbar, wie Tobler vor langen Jahren (1872) in den *Göttinger gelehrten Anzeigen* nachgewiesen hat. Die gar nicht selten zu beobachtende Tatsache, daß beim Imperativ das pronominale Subjekt ausgesetzt ist, begegnet im Aucassin selbst noch an zwei Stellen, wo sie leider immer noch verkannt wird. Die erste ist 4, 17 *Ce gardés vous.* Hier liest auch die neue Auflage wie ihre Vorgängerin gegen die Hs. statt *ce* — *or g. v.*, während die 3. bis 7. Aufl. die richtige Lesart hatten, die jetzt nicht einmal in der Varia lectio zu finden ist. Ich kann nur wiederholen (vgl. diese Zeitschr. 102, 227), daß das überlieferte *ce gardés vous* ganz korrektes Altfranzösisch ist, während 'Nun, hütet Euch!' nicht *or gardés vous*, sondern *or vous gardés* heißen müßte. Die zweite Stelle, die beim Imperativ aus-

gesetztes pronominales Subjekt zeigt, steht 10, 66, wo Aucassin, nachdem er dem von ihm gefangenen Grafen barsch befohlen hat, ihm die Hand zu geben (*Bailiés ca vostre main!*), demselben das Versprechen abnimmt, seinem (des Auc.) Vater allen nur möglichen Schaden zu tun, indem er sagt: *Ce m'afiés vous que ...* Während die 8. Auflage hinter diese Worte richtig ein ! setzt, faßt W. S. dieselben als Frage auf. Das könnten sie freilich der äußeren Form nach ebensowohl wie eine Aufforderung sein. Aber nach dem Zusammenhang, in dem sie stehen, ist nur letzteres möglich. Wenn Aucassin dem Grafen wenige Zeilen später droht, ihm den Kopf abschlagen zu lassen, falls er das Versprechen nicht abgebe (*se vos ne le m'afiés*), so ist undenkbar, daß er sich unmittelbar vorher durch eine Frage erkundigt, ob er dazu bereit sei, sondern selbstverständlich, daß er in befehlendem Tone fortfährt, wie er mit *bailiés ca vostre main* angefangen hat. Da die Anmerkung zu dieser Stelle sich auf Dockhorn beruft, der in seiner Dissertation 'Zur Textkritik von Aucassin und Nicolete' (Halle 1913) gezeigt habe, daß *ce m'afiés vos* sehr wahrscheinlich als Fragesatz und nicht als Imperativ aufzufassen sei, so sei hier eine Probe Dockhornscher Beweisführung gegeben, auf die ich — sowenig ich im übrigen den Nutzen der Dockhornschen Zusammenstellung verkenne — sonst nicht eingegangen wäre. S. 65 sagt D., Auc 4, 17 müßte statt des handschriftlichen *or gardés vous* (in der Hs. steht ***ce*** *g. v.*!) lauten *or v. g.*; 'jedoch dürfte der Dichter oder der Schreiber in diesem Falle (!) die allgemeine Regel (daß nämlich beim affirmativen Imperativ, der nicht durch eine Partikel eingeleitet ist, das Reflexiv hinter das Verb tritt) auch auf Imperative mit einleitender Partikel ausgedehnt haben'!! Auf gleicher Höhe steht D.s Nachweis, daß 10, 6 in *or ne quidiés vous* und 10, 66 in *ce m'afiés vous* nach den Regeln der Grammatik Fragen vorliegen.

Die Interpunktion läßt hier und da an Gleichmäßigkeit zu wünschen übrig. 14, 17 ist hinter *avoi* mit Recht ein ! gesetzt, 2, 17 dagegen fehlt es. Von den Prosastücken schließen das 12., 24. und 32. mit den Worten *si comença a dire*; beim 24. steht hinter ihnen ein Kolon, bei den beiden anderen nicht. 10, 5 ist auf Morfs Mahnung das Komma hinter *cevaus* getilgt, in der Parallelstelle 10, 23 nicht; wie hinter 11, 11. 13, 5. 15, 4. 17, 4 sollte auch hinter 37, 5 ein Kolon stehen; *certes* hat 24, 31 ein Komma hinter sich, 24, 11 nicht usw. Hinter *mis* 4, 5 (*arcuc la dame s'est mis Dusqu'a l'ostel ne prist fin*) würde ich das Komma streichen und *dusqu'a l'ostel* als *ἀπὸ κοινοῦ* gebraucht auffassen. Denn *soi metre* heißt kaum, wie das Glossar lehrt, 'sich gesellen zu', sondern 'sich begeben'.[1] — Im Glossar wäre *acuser* 12, 9 (*s'ele estoit acusee*) statt mit 'anzeigen, anklagen' besser mit 'verraten' wiederzugeben (s. Toblers Wörterbuch); *aler por a.* 'jemand holen gehen' (40, 38) fehlt; desgl. *aler a fin* 'sterben' (35, 9); *avoir apris* (16, 19) heißt 'gewohnt sein' (Tobler, V. B. I² 220 Anm.); *bien* (24, 29) in *por bien* heißt 'in guter Absicht' (Ebeling, *Zeitschr. frz. Spr.* XXV² 41) wie *por mal* 'in böser Absicht' (Tobler zu Prov. Vilain 63); das substantivisch

[1] Darf man *ἀπὸ κοινοῦ*-Gebrauch auch in den Prosaabschnitten annehmen? Dann wäre es überflüssig, 36, 2 (*La nes u Nicolete estoit,* [*estoit*] *le roi de Carthage*) gegen die Hs. ein zweites *estoit* einzuschieben. Ebenso könnte 28, 3 (*si comencent aler*), wo Dockhorn a. a. O. S. 81 hinter *comencent* ein *a* einschieben will, *aler* als *a aler* und 24, 54 (*de tot l'avoir du monde n'ai je plus vaillant que vos veés sor le cors de mi*) *que* als *que que* (*quam quod*) verstanden werden. Siehe V. B. I² 137 und 227 Anm. Die Anmerkung zu letzterer Stelle sieht in derselben mit Unrecht einen 'ähnlichen Fall von Haplologie' wie 8, 28: *ançois sofferoie jo que je feusse tous desiretés ... que tu ja l'ëuses a mollier*, wo vielmehr das zweite *que* nur scheinbar in doppelter Funktion steht; s. Tobler, V. B. I² 223 ff.

gebrauchte *bon* (*vos bons* 4, 15) heißt 'Belieben' (V. B. I² 198); *croire* (20,19: *se vos me volés croire*) ist 'folgen', nicht 'glauben', wie sehr oft; *destor* (27, 13) ist nicht 'Umweg', sondern 'abgelegener Ort' (wie z. B. Cliges 5555 *Desoz la vile an un destor Avoit Jehanz feite une tor* u. oft); *devoir* heißt 24, 45 (*Mais je doi plorer et dol faire*) weder 'sollen' noch 'müssen', sondern 'berechtigterweise tun'; s. Tobler, V. B. IV 8; *entrepris* heißt 1, 11 und 11, 20 'in böser, schlimmer Lage'; *errer* 20, 30 'reiten', da Aucassin zu Pferde sitzt (ebenso Yvain 4871); *estre* ist 20, 25 (*dont mix vos iert*) mit 'ergehen' wiederzugeben (Tobler, V. B. II² 57); *metre* 34, 14 mit 'zubringen'; *petit* ist 1, 3 in kosendem Sinne gemeint, so daß man dem Dichter nicht mit W. S. (S. XLIII Anm.) vorzuwerfen braucht, der Ausdruck *enfans petis* erwecke eine ganz falsche Vorstellung von dem Alter der beiden Liebenden; *pres a* (16, 28) heißt 'in der Entfernung von' (V. B. V 294). *Faire* heißt m. E. 40, 22 nicht 'lassen', sondern dient mit dem Infinitiv zur Umschreibung des Verbum finitum (*il li fait doner = il li done*); ebenso 20, 28 (*il fait metre le sele = il met le sele*), da beide Male die Tätigkeit Aucassins ohne Zeugen vor sich geht (40, 2: *si le* [viz. Nicolete] *traist d'une part se li demanda*; 20, 26: *il s'enble de la sale*). Siehe V. B. I² 20—24. — Unter *si* (*se*) findet man für 10, 58 (*si m'aït dix*): (m. Konj. u. Inversion) 'so wahr', während *se dix vos aït* (18, 18) ohne Inversion unerklärt bleibt. Eine Anmerkung sollte die Wesensverschiedenheit beider Konstruktionen erläutern. Ebenso ist unzureichend, wenn unter *si* mit Bezug auf *si ferés* (18, 28) gelehrt wird: '(in der Antwort) doch'. Auch 20, 26 (*si ferai jou*) steht *si* in der Antwort, bedeutet aber nicht 'doch'. Vgl. *Zeitschr. f. rom. Philol.* XXX S. 401 f. — Für *tout* 13, 22 (*si recomence a plorer Tout por s'amie*) sucht man im Glossar vergebens nach Belehrung. Es dient vor Adverbien und adverb. Bestimmungen zur Steigerung der Intensität des Ausdrucks (so oft: *tot maintenant, tot ades; tot veant mes iaus*, Yvain 4914) und bietet sich der Wiedergabe im Deutschen oft nur schwer dar. — In den Anmerkungen hätte die Vortragsanweisung *or se cante* eine grammatische Erklärung verdient; vgl. Sneyders de Vogel, Syntaxe historique du français § 166. — Die Auffassung der Verse 10 ff. der ersten Laisse ist unzutreffend. *Ne soit garis* ist kein Nebensatz in doppelter Funktion, sondern ein zweiter Hauptsatz; vgl. Dubislav, 'Satzbeiordnung für Satzunterordnung' S. 6. — Wenn zu 24, 33 (*ba! me conissiés vous?*) unter Berufung auf m. Fragesatz behauptet wird, die Voranstellung des unbetonten Pronomens in der Satzfrage finde sich zuerst in Jean Bodels Nicolas, so habe ich dergleichen nicht behauptet, glaube auch nicht, daß man einen sprachlichen Vorgang mit solcher Bestimmtheit festlegen kann. Jedenfalls trage ich zu meinen a. a. O. für die Voranstellung gegebenen Belegen jetzt einen aus Chrestien nach: Yvain 6681 *Comant? Me queriez vos donques?* So liest wenigstens Foerster, dessen Ausgabe mir seinerzeit noch nicht zur Verfügung stand, während bei Holland (Chlyon 6669) steht: *Comant? Queriez me vos donques?* Vgl. dazu Mussafia im *Literaturbl. f. germ. u. rom. Phil.* 1889, 224. — 24, 41 (*Os! fait cil, por le cuer que cil sires eut en son ventre! que vos plorastes por un cien puant!*) das zweite *que* bleibt unerklärt. Es gehört zu den V. B. I² 58 betrachteten Fällen. — 26, 12 sollte wegen der auffälligen Stellung der Nebensätze auf V. B. I² 128 hingewiesen werden.

Marburg. Alfred Schulze.

Walther de Lerber, L'Influence de Clément Marot au XVIIme et XVIIIme siècles. Lausanne, F. Haeschel-Dufey; Paris, H. Champion, 1920. XV, 128 S.

Man kann aus diesem fleißigen Buche nichts Rechtes lernen, weil es weder gut noch schlecht ist. Es enthält einen Reichtum an Zusammen-

stellungen, die gewiß nicht alle übernommen, sondern zum Teil selber gesammelt worden sind; aber auch das etwa zum erstenmal Gesagte bietet nichts, was nicht einigermaßen selbstverständlich wäre.

Das Gefühl, das den Verfasser bei seiner Untersuchung über Marots Einfluß auf die französischen Dichter der Folgezeit leitet, kommt deutlich im Schlußwort des Buches zum Ausdruck: *Suivant le mot de M. Lanson 'ce gentil poète a eu autant de gloire et d'influence que s'il eut été un grand poète.' Pour notre part, il nous semble plus juste de dire: Marot a eu autant de gloire parce qu'il a été un grand poète.* Die Meinungen über die Größe und die Wirkung Marots sind sehr geteilt. Bei Brunetière (*De Marot à Montaigne,* Bd. 1 der *Hist. de la Litt. Franç. Classique*) fände Lerber ein noch sehr viel einschränkenderes Urteil als bei Lanson. Für Brunetière besteht Marots Bedeutung darin, die Renaissancebewegung, ohne Absicht und Wissen übrigens, aufgehalten zu haben. Sein Bleibendes 'seit drei- oder vierhundert Jahren' ist nichts als *une douzaine d'Épigrammes, cinq ou six Epîtres, — pour demander de l'argent, — et quelques Ballades au Rondeaux.* In Morfs 'Literaturgeschichte der französischen Renaissance' wiederum wird schon 1914 festgestellt, was Lerbers Arbeit im einzelnen nachzuweisen sucht: 'Marot ist der einzige Dichter des 16. Jahrhunderts, der bis auf den heutigen Tag ununterbrochen in Gunst geblieben und nachgeahmt worden ist.' Doch betont auch Morf: 'Um ein großer Poet zu sein, geht Marot tiefe Empfindung ab.'

Wer ein Werturteil über Dichtungen abgeben will, muß sie darstellen, wie das Brunetière, Lanson und Morf, jeder in seiner Art fein und folgerichtig, Marot gegenüber getan haben. Lerber unterläßt diese Darstellung, und er darf sich keineswegs darauf berufen, daß sie nicht zum Thema seiner Arbeit gehörte; im Gegenteil: wenn er den Einfluß der Marotschen Dichtung auf die spätere Zeit untersuchen will, muß er doch vor allem die Eigenart dieser Poesie genau umgrenzen. Es wird sich hier aber merkwürdigerweise zeigen, daß gerade das Fehlen oder doch die Schwäche solchen Umgrenzens dem Buche Lerbers einen — freilich unbeabsichtigten und indirekten — Wert verliehen hat.

Man erhält zuerst bibliographische Angaben über Marot-Drucke des 17. und 18. Jahrhunderts. Die Ausgaben des 18. Jahrhunderts sind zahlreich, und das zeugt für Marots Fortleben. Dagegen beweist die statistische Angabe, daß er in 500 Privatbibliotheken jener Zeit 252 mal anzutreffen sei, weit vor Voltaire und Ronsard und dicht neben Bayle, herzlich wenig, denn leichte Ware findet immer mehr Abnehmer als gewichtige, auch sprechen noch mancherlei andere Punkte beim Bücherabsatz mit, und endlich ist der meistgekaufte Dichter längst nicht immer der meistgelesene. Man erhält dann zustimmende und ablehnende Einzelurteile von Dichtern, Kritikern, Philosophen der beiden Jahrhunderte über Marot, woraus nur hervorgeht, daß sich jene Zeiten mit ihm beschäftigten, daß er ihnen nicht tot war, wie so viele bedeutende Menschen der älteren französischen Literatur. Auf diesen ersten Teil, den Lerber *Histoire de la Réputation de Marot* nennt, läßt er in zwei breiteren, mehrfach gegliederten Abschnitten die Geschichte des eigentlichen Marot-'Einflusses' folgen. Und hier sucht er nun allerdings mit einer Betrachtung seiner *poésie, genres, idées* zu beginnen. Sucht es aber eben nur. Man bekommt eine Aufzählung seiner Dichtgattungen: Ballade, Blason, Épître, Élégie, Épigramme, Coq à l'âne, Rondeau, Égloque, Psaume. Der Bettelbrief wird als Sondergattung herausgehoben. Nach kurzer Skizzierung dieser Arten erklärt Lerber, was Marots Ruhm ausmache, *ce sont moins ses idées que sa forme, ses qualités d'écrivain.* Nun erwartet man eine Formuntersuchung, und nun eben versagt der Verfasser. Er gibt zuerst einige Einzelzüge, die alle auf den *ton enjoué* Marots hinauslaufen. Hielte ich mehr von statistischen Methoden, so würde ich die vielen, vielen

Male zusammenzählen, wo Lerber den Ausdruck *ton enjoué* gebraucht. Ich unterlasse es, weil er sehr häufig mit ähnlichen Ausdrücken das gleiche sagt. Es läuft immer auf eine verschwommene Bezeichnung des munter Spielerischen hinaus, und wo dann der *ton enjoué* in einer jener Dichtungsformen angetroffen wird, da ist auch das Vorhandensein der *influence Marotique* fast ausreichend begründet. Fast ausreichend; denn einige weitere Merkmale stellt Lerber doch fest. Mit dem *élégant badinage* ist es freilich die gleiche etwas schleimige Angelegenheit wie mit dem *ton enjoué*. Doch Lerber geht genauer auf die Sprachform Marots ein, wie er ja auch seine Versformen feststellt. Er bringt Beispiele für die Auslassung des Artikels und des persönlichen Pronomens, für Inversionen, für eigentümlichen Gebrauch der Negation, für veraltete Worte, für alte grammatische Formen, alte Orthographie. Aber — und das ist nun die geradezu kindliche Schwäche dieser Seiten — er kommt gar nicht darauf, sich zu fragen, wie weit Marot in seiner Metrik und ganz besonders auch in seinem Sprachgebrauch sich genau so verhält, wie sein Vater und Großvater und mancher seiner Zeitgenossen das ohne Originalität und ohne Archaismen taten; anders ausgedrückt: wie weit Marots Werk formal nichts anderes bedeutet als die letzte und feinste, nur eben erst vom Renaissance-Neuen leise gestreifte Wort- und Verskunst des ausgehenden französischen Mittelalters. Und von solch einem allgemein gefaßten Marot, von einem Dichter her, der im Grunde gleich den Helden einer mittelalterlichen Moralität *Ballade* oder *Blason* oder *Rondeau* schlechthin heißen könnte, tritt Lerber nun seine warm- und weitherzige Entdeckungsreise an. Das zu Entdeckende war ja im allgemeinen bekannt. Die *Défense* mit ihrem wuchtigen Vorstoß gegen die *Épiceries* mittelalterlicher Verszierlichkeiten tat Marots Schule und Ruhm eine Zeitlang Abbruch. Aber schon gegen Ende des 16. Jahrhunderts macht sich eine *résurrection marotique, le badinage, la poésie familière,* bemerkbar. Und unter Ludwig XIII. und XIV. blüht dann der *marotisme*, ist durch die Klassik nicht zu ersticken, findet durch das ganze 18. Jahrhundert seine kleinen Anhänger, wird aber auch von Voltaire gern verwendet und rettet sich noch ins 19. Jahrhundert hinein. Lerber bringt hierzu viele Einzelheiten, er schreibt eine Art Literaturgeschichte und Anthologie der Kleinen — und ist sehr froh, wenn er einem Großen begegnet. Wenn man die Dinge aus Lerbers Augen ansieht, so ist etwa La Fontaine in erster Linie ein Schüler Marots. Aber La Fontaine hat viel altes Frankreich auf sich wirken lassen, viele Stilarten geübt und in sich vereint! Der *marotisme* allein hat es bei ihm nicht getan. Auch bei Scarron nicht und nicht einmal bei Voiture.

Doch was ist denn nun der *marotisme*, den Lerber eigentlich überall konstatiert, wo eine jener alten Gedichtformen zutage tritt, wo einige jener Archaismen gebraucht werden, wo der *ton enjoué*, wo das elegante *badinage* herrscht? Hier wird zur Wohltat, daß der Verfasser die Eigenart seines Dichters so gar nicht fest umgrenzt hat. Denn nun kann man mit Bestimmtheit antworten: der *marotisme* ist nichts anderes als die Fortsetzung mittelalterlicher Traditionen schlechthin auf dem Gebiete der untragischen Lyrik und der kleinen epischen Gattungen, er ist die Erinnerung an all das wenige, was man von mittelalterlicher Sprachkunst auf diesem Felde noch weiß. Lerber zitiert jedesmal mit Freude als Beweis für das Fortwirken seines Dichters, wenn etwa Chaulieu von *Maitre Clément* spricht oder dem *doux jargon de Muse Marotique*. Er hat damit recht, aber ebenso gewiß auch unrecht. Denn all diese Nachahmer Marots ahmen ihn nur scheinbar oder doch nicht ihn allein nach: vielmehr das ganze alte Frankreich, so viel oder wenig sie von ihm wissen, soll in ihren Liedformen leben. Sie sagen 'Marot' und meinen nicht seine Person und sein Einzelwerk, sondern alles, was sich darin verkörpert, alles, was es mit der mittelalterlichen französischen heiteren Lyrik gemeinsam besitzt. Sie sagen *marotique*, so ähnlich

wie die Romantiker von 1830 *moyen-âgeux* sagten ... Marot ist für die Größe seines Ruhmes gerade seinen Feinden, der Plejade, den höchsten Dank schuldig. Denn indem die Renaissancedichter das gesamte Mittelalter in Verruf zu bringen, in Vergessenheit zu tauchen bemüht waren, erhält das wenige, was diesen Vernichtungsfeldzug überlebte, den erhöhten Wert symbolischen und ausschließlichen Bedeutens. Clément Marots Ruhm ist ein so großer geworden, weil Jahrhunderte hindurch neben seinem Werk kein ähnliches stand, weil Christine de Pisan, weil Charles d'Orléans vergessen waren, weil er sie und all die anderen repräsentierte, weil er das lyrische Mittelalter in gepflegter Eleganz symbolisierte. (Villon ist viel zu genial, zu eigenwillig, zu roh und zu grandios, als daß er diese Rolle übernehmen und Marots repräsentative Stellung beeinträchtigen konnte.)

So ist es doch eigentlich ein verfehltes Unternehmen, den Einfluß Marots nachweisen zu wollen. Es führt, es muß ins Uferlose führen. Aber indem man sich den scheinbar Marotschen Einfluß auf die französische Lyrik klarmacht, sieht man, wie viel oder wie wenig an mittelalterlicher Lyrik fortgewirkt hat. Und das ist aus Lerbers Buch, gerade seiner Weitmaschigkeit halber, zu lernen.

In einem Punkte freilich wären genauere Resultate zu erzielen gewesen: im Punkte der Marotschen Psalmenübertragung. Hier hat sich Lerber mit kürzesten Worten begnügt, indem er auf die Studien Felix Bovets und Douens hinwies (zu denen 1921 Ph. Aug. Beckers eindringende Arbeit 'Clément Marots Psalmenübersetzung' getreten ist). Die Kürze des Hinweises wäre an sich nicht zu tadeln. Aber es ist dem Verfasser offenbar gar nicht klar geworden, daß gerade von den Psalmen die persönliche Wirkung Marots ausgegangen ist. Denn gleich darauf erklärt er im Schlußkapitel zusammenfassend: *l'influence de Cl. Marot a été toute unilatérale; ce sont ses épîtres, ses rondeaux, ses ballades ou ses épigrammes qui servirent de modèle à ses admirateurs ou ses imitateurs du XVII et XVIIIme siècles.* Und er setzt hinzu, durch seine Sprache, genauer: durch die von ihm abgeleitete Sprache des *style marotique* habe er fortgewirkt. Der aber dadurch fortwirkte, ist nicht die anmutige, umgrenzte Persönlichkeit dieses einen weniger hoch- als feingewachsenen Mannes, sondern *Maître Clément*, d. h. eine allegorische Gestalt, die Verkörperung einer mittelalterlichen Dichtart.

Dresden. Victor Klemperer.

Anuari de l'Institut d'Estudis Catalans. Any IV (1911–12), XIX, 773 p. f°. Any V (1913—14), XLIII, 1003 p.

Die ersten drei Bände des Anuari de l'Institut d'Estudis Catalans zu Barcelona hat H. Morf in dieser Zeitschrift 123, 499; 125, 267; 128, 478) angezeigt. Kurz vor dem Kriege ist Bd IV, während desselben Bd. V erschienen. Bezüglich der guten Ausstattung der Bände, die namentlich den Veröffentlichungen der archäologischen Sektion zugute kommt, braucht nicht wiederholt zu werden, was andere schon lobend anerkannt haben. Die katalanische Sprachwissenschaft, die eine Reihe von Jahren im Anuari Gastrecht besaß, hat jetzt ein eigenes Organ: das Butlletí de dialectología catalana (vgl. meine Anzeige der Jahrgänge I (1913) bis VII (1919) in der *Ztschr. f. rom. Phil.* 1921; des Jahrgangs VIII (1920) in *Rev. de filología esp.* 1922). Der durch das Ausfallen der philologischen Berichterstattung gewonnene Raum reichte aber nicht aus, um die Originalarbeiten, die kritischen Besprechungen und die Chroniken der Secció històrica, der Secció arqueològica, der Secció literaria und der Secció jurídica unterzubringen. Mit Bd. V ist deshalb eine Teilung in dem Sinne erfolgt, daß Chronik und Referatenteil in einem besonderen Bande veröffentlicht werden. Der letzte Jahresband umfaßt 1003 Seiten in Folioformat!

Bd. IV enthält überwiegend Beiträge geschichtlichen und archäologischen Inhalts; einen Aufsatz des historiador der Grecia catalana, Rubió y Lluch, über 'Els governs de Matheu de Moncada y Roger de Lluria en la Grecia catalana', einen neuen Beitrag des inzwischen verstorbenen Geschichtsforschers Miret y Sans zur Stellung der Juden im Kgr. Aragón 'El procés de les hosties contra'ls jueus d'Osca en 1377', eine Reisechronik des Königs En Martí (1396—1402) von D. Girona Llagostera, die in Bd. V für die Jahre 1403—10 fortgesetzt ist, 'Notes històriques sobre Catalunya en temps de la revolució francesa' von dem auch verstorbenen Historiker und Literaten M. S. Oliver und eine Reihe von archäologischen und kunsthistorischen Aufsätzen, unter denen die prächtig illustrierte Untersuchung von Eu. Albertini, einem Schüler von P. Paris, über die 'Sculptures antiques du Conventus Tarraconensis' hervorragt. Auch die in der Secció literaria untergebrachten Aufsätze (Z. Garciá Villada, Formularios de las bibliotecas y archivos de Barcelona; Fr. Martorell y Trabal, Inventari dels bens de la cambra reyal en temps de Jaume II) schlagen, von einem kleinen Beitrag zur Volksliteratur abgesehen, stark in das historische Gebiet ein.

In Bd. V veröffentlicht J. Massó Torrents, der verdienstvolle Verfasser der Historiografía de Catalunya (*Rev. hisp.* XV, 487—613) eine *Bibliografía dels antics poetes catalans* (p. 3—276), ein Verzeichnis der Handschriften der mittelalterlichen katalanischen Dichter, der ein 'Repertori' der gesamten altkatalanischen Dichtung folgen soll. Sowohl der Inhalt der provenzalischen Liederhandschriften, in denen Dichtungen von Katalanen enthalten sind, als auch der der eigentlich katalanischen cançoners ist in der Bibliographie zusammengestellt und dem ist ein Verzeichnis der Prosahandschriften, in die Dichtungen eingestreut sind, der Inkunabeln sowie der grammatischen und poetischen Traktate angereiht. Die Verzeichnisse sind von einer ausführlichen Bibliographie begleitet. Die sorgfältige und umfangreiche Arbeit des in den heimischen Archiven so bewanderten Gelehrten verdient unsere uneingeschränkte und dankbare Anerkennung. — Auf die Studie von M. de Montoliu 'La crònica de Marsili i el manuscrit de Poblet. Contribució a l'estudi de la Crónica de Jaume I' werde ich bei Besprechung des Aufsatzes 'Sobre la redacció de la crónica d'En Jaume I' (*Estudis romanics* II p. 25—72) von demselben Verfasser zurückkommen. — J. Rubió Balaguer bringt einen wertvollen Beitrag zur R. Lullkunde 'La lògica del Gazzali, posada en rims per En Ramón Lull', eine volkstümliche Logik in Reimen von dem mallorkinischen doctor illuminatus, die bislang ziemlich unbeachtet geblieben war und die der junge Gelehrte jetzt in den Kreis der Lullschen Werke einfügt und literarhistorisch würdigt. — So wertvoll auch die Arbeiten von G. Ma. de Brocà über die mittelalterlichen Rechtsgebräuche der Katalanen, wie sie in 'Els usatges de Barcelona' niedergelegt sind und dem bereits genannten Geschichts- und Literaturforscher A. Rubió über 'La Grecia catalana desde la mort de Roger de Lluria (dem bekannten kat. Seehelden und Vorkämpfer des Katalanentums im Orient) fins a la de Frederic III de Sicilia (1370—77) sein mögen (die Abhandlung von Br. enthält u. a. eine Bibliographie der Handschriften und Drucke der 'usatges'), so sei hier doch auf sie ihres vorwiegend geschichtlichen Charakters wegen nicht näher eingegangen. Auch die Arbeit des Madrider Arabisten Fr. Codera 'Alusiones a campañas de los musulmanes como elemento de crítica en los documentos latinos de la edad media' sowie die mit wundervollen Bildbeigaben versehenen Veröffentlichungen über die Keramik von Ampurias, der 'Griechenstadt am iberischen Strande', und den Einfluß arabischer Baukunst auf die christliche Architektur in Katalonien an der Hand der 'Banys de Girona' seien nur genannt, um die Inhaltsangabe eines dieser Prachtbände des Institut d'Estudis Catalans zu vervollständigen.

Der Ergänzungsband zu Any V enthält eine ebenso reich wie gediegen

illustrierte Chronik der Ausgrabungen und archäologischen Funde in Katalonien und seinen Nachbargebieten sowie kritische Besprechungen von vorwiegend ausländischen, für die katalanische Wissenschaft bemerkenswerten Neuerscheinungen, u. a von Veröffentlichungen aus dem Gebiete der altprovenzalischen Literatur. An der Spitze der Bände finden wir Berichte über die Fortschritte der Forschungen des Institut d'Estudis Catalans.

Hamburg. F. Krüger.

H. Hatzfeld, Paul Claudel und R. Rolland. (Philos. Reihe Bd. 30.) München, Rösl & Co., 1921. 160 S.

Der Verfasser, der bereits mit ernsthaften sprachlichen und literarhistorischen Arbeiten über ältere Stoffe der Romania hervorgetreten ist, hat sich hier ein bescheiden umgrenztes Ziel gesetzt. Er stellt die beiden modernen Dichter nicht in den Zusammenhung der französischen Literatur-Entwicklung, er vergleicht sie sogar kaum untereinander, sondern geht eng monographisch vor. Er betrachtet Claudel und Rolland als zwei höchst bedeutende Individuen, er nennt sie mit teilweisem Recht die 'Repräsentanten der zwei Hauptströmungen des französischen Geistes, der feudalen und der revolutionären in ihrer neuesten Phase'. Aber wie gesagt: er deutet diese Strömungen selber gar nicht an, er zeigt nicht, wie sie beide aus gleicher Geisteslage, aus der gleichen Sehnsucht nach Glauben und Synthese entstanden sind, ja er geht im Isolieren so weit, von seinen Helden zu erklären, sie seien 'keine Propagatoren der Bergsonschen Philosophie oder Ausläufer der im weitesten Sinne gefaßten Bewegung des Symbolismus' (S. 7). Das ist aber nur im engsten Buchstabensinn richtig und wird falsch, sobald man eben den Blick auf die Zusammenhänge richtet. Hatzfeld selbst sieht sich denn auch zu einigen Einschränkungen gezwungen, wo er die Elemente aus dem Komplex löst. Den Wert seiner Arbeit erblicke ich in den klaren und sachlichen Analysen der Claudelschen und Rollandschen Werke. Besonders für Claudel tat das not. Über Rolland besitzen wir bereits die schöne Arbeit Küchlers und manche andere Studie, über Claudel sind Worte genug geschrieben, aber wenige klare und eindeutige. Es geht wie eine Ansteckung von diesem Dichter aus: wer über ihn schreibt, fühlt sich zum Orakeln verpflichtet. Das böse Vorbild haben hier Curtius' 'Wegbereiter' gegeben, auf die Hatzfeld reichlich oft hinweist — aber noch einmal: ohne in ihre gepflegte Dunkelheit zu verfallen.

Doch wenn der Verfasser die literarhistorischen Zusammenhänge aus seinen zwei gedrängten Studien ausschließt, so beschränkt er sich nicht auf das ihm überall wohlgelungene Zergliedern und Berichten; vielmehr sucht er durchweg entschieden zu werten. Eine gelegentliche Jugendlichkeit der Tonart muß ihm dabei zugute gehalten werden. Aber auf eine Eigentümlichkeit möchte ich eingehen, die nicht ganz unergötzlich, aber auch nicht ganz ungefährlich ist. Scylla und Charybdis des wissenschaftlichen Anfängers bestehen in zu überzeugter Hinnahme gegebener Meinungen und zu schroffer anderer Meinung. Hatzfeld, dessen Herz wärmer für den Dogmatiker Claudel als den Relativisten Rolland schlägt, und der auch Claudel gegenüber die schwerere Arbeit zu leisten hatte, geht hier, bestimmt ohne spöttische Absicht und rein aus der Ehrlichkeit seines Forschungstriebes heraus, einen Weg, der zensurbedrohter Enzyklopädisten würdig gewesen wäre: er läßt auf summarisches Lob Bedenken folgen, versteckte und verstreute, die, zusammengesetzt und konsequent zu Ende gedacht, das Lob vernichten. Höchst charakteristisch hierfür ist seine Stellung zu Claudels fanatischer Deutschfeindlichkeit. Am Kapitelanfang (S. 8) wird betont: 'Objektiv richtig ist, daß man Claudel als ganz eindeutigen katholischen Dichter ansprechen muß, und

daß seine patriotischen Hetzverse durchaus keinen integrierenden Bestandteil seines Werkes bilden'. Und später (S. 46) noch energischer: Wenn Claudel als Patriot 'über das Ziel hinausschießt und Deutschland anrempelt, so tut diese psychologisch bedingte Tendenzdichtung der Qualität seiner großen Werke keinen Abbruch. Es muß auf das entschiedenste abgelehnt werden, daß man, wie es schon geschehen ist, der "Verkündigung" die minderwertige *Nuit de Noël 1914* gegenüberstellt'. Aber nachher (S. 120, 122, 126) weiß doch Hatzfeld sehr wohl, daß es 'in Claudels moralischer Welt ein bißchen alttestamentlich' zugeht, daß bei seiner 'Kriegsphilosophie natürlich auch der Diplomat ein wenig im Spiel' ist — Claudel steht ständig im diplomatischen Dienst und ist, wie Hatzfeld selber betont, stark chauvinistisch gerichtet —, daß man (und hierauf kommt alles an!) 'bei Claudel die innige Verknüpftheit der philosophischen, religiösen, politischen und moralischen Idee nie vergessen darf'. So ist also der politische Sinn, der flammende Haß gegen den Vaterlandsfeind dennoch ein integrierender Bestandteil des Claudelschen Wesens und also auch des Claudelschen Werkes. Wozu es erst ableugnen? Verwischen wir bei Kleist das 'Schlagt sie tot — das Weltgericht fragt auch nach den Gründen nicht!'? Und wie Hatzfeld in diesem einen Punkte allmählich aus eigenem Prüfen zur richtigen Erkenntnis gelangt, ohne deshalb leider die falsche übernommene Ansicht zu streichen, so geht es ihm auch mit dem entscheidenden Kern und Zentrum des Problems Claudel. Hatzfeld führt es in allen Ausstrahlungen deutlich und sachlich durch, daß Claudel als ein Katholik, ein Gläubiger im festen, unverschwommenen, dogmatischen Sinn des Mittelalters, als ein Gesinnungsbruder Dantes verstanden werden muß. Seine absolutistischen politischen, seine hierarchischen Gesellschaftsansichten, seine Ethik, die mit Strafe und Opfer arbeitet und in dogmatischer Gewißheit öfter der Gerechtigkeit zugekehrt ist als der Liebe, seine gesamte Ästhetik: Bau und Motiv, Wort und Bild — alles ist nur dann zu erfassen, wenn man dahinter den unbedingt und wortwörtlich gläubigen Sohn der mittelalterlichen Kirche sieht. Und alles ist nur dann zu genießen, wenn man die Überzeugung gewinnt, daß Claudel in allen Stücken ein durchaus Überzeugter und nicht etwa ein Schauspieler ist, sei es auch nur ein halber, ein halb vor sich selbst Komödie spielender im Sinne etwa Chateaubriands. Sich zu sagen, man habe einen Glaubenssehnsüchtigen vor sich, würde bei Claudel nichts helfen, denn was er gibt, als seine Wahrheit oder seinen Schein gibt, ist immer unbedingte tyrannische Gewißheit. Als 'den ganz eindeutigen katholischen Dichter', wie gesagt, stellt Hatzfeld in Abhängigkeit von Curtius seinen Helden hin, um dann selber an dieser Eindeutigkeit zu rütteln und die Echtheit Claudels so fragwürdig als möglich zu machen. Claudel hat sein metaphysisches Bekenntnis in dem *Art poétique* von 1902 gegeben. Darüber urteilt Hatzfeld ebenso scharf als richtig (nur eben vergessend, daß er seinen Mann vorher 'keinen Propagator der Bergsonschen Philosophie' geheißen sehen wollte): 'Man wird zu diesem ganzen *Art poétique*, zu dem sich obendrein noch ein Kapitel über die Entwicklung der Kirche fügt, sagen müssen, daß er eine sehr geistreiche Spielerei mit Steinchen aus der Bergsonschen Philosophie und aus mystischen Gedankengängen ist, unbeschadet der Tatsache, daß es Claudel ganz ernst damit zu sein scheint' (S. 33). Und wenn es dem Verfasser hier wenigstens noch so 'scheint', als meine Claudel es ernst, und wenn hier noch etwa zu Claudels Gunsten angeführt werden könnte, daß ein Dichter und Gläubiger kein Denker zu sein brauche, es vielleicht nicht einmal sein könne, daß mutatis mutandis die dogmatischen Stücke des *Génie du Christianisme* auch nicht das sind, wonach man Chateaubriand zu werten hat, so zeigt Hatzfeld an einer andern Stelle um so 'eindeutiger', daß sein Dichter gerade als Dichter und als Gläubiger eine Maske trägt, die peinlichste Maske naiver Frömmigkeit bei innerer Raffiniertheit. Er unterschreibt und unterstreicht die Kritik

des Franzosen Tonquédec: Claudel 'möchte ein "Pfarrkind" sein im Sinn des frommen naiven Mannes aus dem Volke; das ist natürlich für den hochgebildeten Diplomaten von einem gewissen Punkt an psychisch und kulturell unmöglich. So mimt er den Primitiven, ist aber in Wirklichkeit ein "Primitivist!" (S. 114). Ein Bergsonianischer Spieler im Metaphysischen, ein 'Mime' im schlichten Gebet — wo bleibt das eindeutig Katholische, wo bleibt die echte Frömmigkeit? ... 'Was ein frommer Dichter ist, das wissen heute nicht viele Gebildete. Jedenfalls können die sogenannten religiösen Dichtungen des neuesten Geschmackes, Mysterienspiele eines Paul Claudel und Ähnlicher ihnen nur einen sehr teilweisen Begriff davon vermitteln'. So schreibt Karl Voßler ins Vorwort seines 'Dante als religiöser Dichter'. Liest man Hatzfelds große Worte am Eingang und Schluß seiner Studie, so möchte man ihm die Sätze seines Lehrers zur Beherzigung zitieren; liest man die innerhalb des Essays verborgenen treffenden Einzelbemerkungen, so meint man, Hatzfeld habe die Unterschiede zwischen Frommsein, Frommscheinen, Frommseinwollen doch schon entdeckt.

Nein — ein großer Gläubiger des Mittelalters ist Claudel nicht; ein großer Künstler, ein Mensch voll starker Phantasie, ein entflammter Patriot; ein Fanatiker harter Ethik: alles das ist er gewiß, aber ebenso gewiß ist er kein französischer Dante. Und deshalb ist es auch nicht ganz richtig, ihn den Repräsentanten des neufranzösischen Katholizismus schlechthin zu nennen. Seine Dichtung ist nur ein Strahl aus der Lichtquelle dieses Katholizismus; vielleicht der blendendste, aber sicherlich nicht der einzige oder allein bedeutende. Ein Werk wie Francis Jammes' Monsieur le Curé d'Ozeron etwa (um nur eines herauszugreifen) ist fraglos künstlerisch nicht minder bedeutend als Claudels Dichtung, ist aus ähnlicher Seelenlage gedanklich wie ästhetisch zu erklären und ist doch weniger maskenhaft, ist wahrer ... Aus einem ganz anderen Grunde würde ich auch Rolland nicht ohne weiteres den Repräsentanten des revolutionären Frankreich genannt haben. Claudel scheint mir zu prunkvoll starr und oft zu verkünstelt, um den ganzen französischen Neukatholizismus zu verkörpern; Rolland wiederum mit seiner sehnsüchtig tastenden Religiosität, zwischen deutschen Idealismus und Bergsonschen Enthusiasmus gestellt, bedeutet nicht den Gegenpol zur Richtung Claudels; vielmehr ist der stärkste Träger des revolutionären Gedankens, der Haupterbe des 18. Jahrhunderts in Frankreich heute sicherlich Barbusse. — Aber dies ist eine Bemerkung, die als Tadel nur die kurze Einleitung Hatzfelds trifft. Sein Buch zeichnet keine 'Repräsentanten neufranzösischer Geistigkeit' (denn dazu hätte es doch diese Geistigkeit auch außerhalb des Claudelschen und Rollandschen Werkes, wenn auch noch so knapp, skizzieren müssen); es analysiert nur das Werk zweier bedeutender Dichter. Diese Analyse ist durchweg geglückt und mit Scharfsinn und Ehrlichkeit unternommen. Und weil sie scharfsinnig und ehrlich ist, so ergibt sie in wesentlichen Punkten wesentlich andere Resultate als jene, die Robert Curtius in unklarer Begeisterung gewann, und die Hatzfeld mehrfach etwas schülerhaft wiederholt, nirgends bewußt angreift und doch eben des öftern ad absurdum führt.

Dresden. Victor Klemperer.

Leo Spitzer, Die Umschreibungen des Begriffs 'Hunger' im Italienischen. Stilistisch-onomasiologische Studie auf Grund von unveröffentlichtem Zensurmaterial. (Beiheft 68 der Zeitschrift für romanische Philologie.) Halle, Max Niemeyer, 1921. 345 S.

Diese merkwürdige, am Rande des Krieges entstandene Arbeit bietet uns einen schätzenswerten, in ihrem Material einzigartigen Beitrag zu dem

Problem 'Der Einzelne und die Sprache'.[1] Spitzer, der drei Jahre hindurch als Zensor die italienischen Kriegsgefangenenbriefe zu überprüfen hatte, hat diese Tätigkeit dazu benutzt, einen Teil des ungeheuren Materials, das auf diese Weise durch seine Hände floß, sprachwissenschaftlichen Studien nutzbar zu machen.

Da es den Gefangenen streng verboten war, sogenannte 'Hungerklagen' in die Heimat zu senden, andererseits die Schilderung der persönlichen und körperlichen Lage mit der damit verbundenen Bitte um Sendung von Lebensmittelpaketen mehr oder weniger den Kernpunkt jedes Gefangenenbriefes bildete, lag es für den Zensor und Sprachforscher Spitzer auf der Hand, der Frage nachzugehen: 'Zu welchen stilistischen Umschreibungen bezw. welchen verschleiernden Mitteln greift der Gefangene, um den Begriff 'Hunger' in seine Briefe hineinzuschmuggeln?'

Das übersichtlich geordnete, in seiner Fülle und Buntheit überwältigende Material offenbart uns die ungeheure Schöpfungskraft des sprachbildenden Menschen in ihrem ersten Auswirken, zeigt uns, wie hier Phantasie und Dichtung, Ironie und Witz, Euphemismus und Verhüllung, Allegorie und Metapher sprachgestaltend zusammenwirken und, so verschieden in ihren Ursachen, doch oft wieder zum gleichen Ergebnis führen. Freilich darf man in unserem Falle dabei nicht vergessen, daß alle diese Ausdrücke zum größten Teile doch unter dem 'militärischen' Zwange aus einer 'détresse sémantique' heraus geboren sind und daß bei vielen der Taufakt doch eben nur eine Nottaufe war.[2] Gewiß hat ein guter Teil all dieser stilistischen Variationen bereits in Berufssprache, Mundart oder Argot der Vorkriegszeit bestanden, gewiß wird ein nicht unbeträchtlicher Teil, von Gefangenenlager und Schützengraben hinübergeschleppt, Leben bekommen für die Regionalsprache. Wie viele aber von diesen Bildungen sind überhaupt nur der kindlich-spielenden Freude an Geheimtuerei entsprossen, wie viele waren nur auf die Familie oder das Individuum beschränkt oder sind nie mehr als Eintagsbildungen gewesen!

So erscheint der Begriff 'Hunger', um hier nur ein paar Bilder aus den verbreitetsten Typen hervorzuheben, ganz abgesehen von den geistlosen Umstellungen (*mefa, maf, mehofa*) und den spekulativen Personifizierungen (Signora *Famel*, Sig. *Famelico*, Signorina *Famma*, l'amico *Sepatislafam*), bald in Dialektwörtern (siz. *dica*, südit. *filippina*, romagn. *sghissa*, pem. *vana* etc.), bald in harmlosen Verkleidungen (*infame, famoso, famiglia, fame sapere* etc.), in Versteckname (*S. Pacchiano* = Santo dei pacchi, *Mastro Giovanni, Santa Miserina*), in Gestalt von 'Hungertieren' (*lupa, volpe, cagna, mula*) oder in halb angstvollen, halb ehrwürdigen Umschreibungen (*La Signora, Vedova, Strega, la Bruna, la Granda, Morosa, Madama Bruta* etc.), die lebhaft an die Taboo-Bezeichnungen der Urvölker erinnern. Man sieht, wie es oft nur einer zufälligen, bald scherzenden, bald kühn jonglierenden Ideen- oder Lautverbindung bedarf, um — wenigstens für das Individuum — ein Wort in eine ganz andere Bedeutungssphäre zu heben.

Was das Material betrifft, so vermißt man kalabr. *'ncamáto* 'affamato',[3] das heute in Kalabrien der verbreitetste Ausdruck ist, und kalabr. *calóma* 'fame eccessiva'. Zum Typus *Boileau* (p. 287) vergleiche man auch ital. *Bevilacqua*, mir als Familienname aus Curinga (Kalabrien) bekannt.

Berlin-Steglitz. Gerhard Rohlfs.

[1] Vgl. Karl Voßler, Logos 1919, S. 266—302.

[2] Aus diesem Grunde vermag ich mich auch Spitzer in seinem Schlußurteil über die Geheimsprachen im allgemeinen, deren Schöpfungskraft er gegen Sainéans Ansicht ('langue spéciale d'un caractère artificiel') zu verteidigen sucht, nicht recht anzuschließen.

[3] Zu kalabr. *cámula*, Bova *cama* 'Hitze', 'Glut' (< gr. *καῦμα*).

Verzeichnis der eingelaufenen Druckschriften.

Allgemeines.

Studies in philology. XVI, 4. October 1919 [J. Q. Adams: The bones of Ben Jonson. — J. Beatty jr.: The political satires of Ch. Churchill. — K. Henry: Roman actors]. — XVII, 1. Jan. 1920 [Ch. Grandgent: Dante's verse. — Ch. R. Baskervill: Dramatic aspects of Medieval folk festivals in England. — E. S. Sheldon: Romance and romanic. — T. P. Cross: A Welsh Tristan episode. — W. Dey: A note on Old French 'por-' in English. — O. Towles: Forms of asseverative and adjurative prepositional phrases in Old French]. — 2. April 1920 [R. Withington: Scott's contribution to pageantic development. — H. D. Gray: The 'Titus Andronicus' problem. — M. Hughes: Spenser and Utopia. — A. Gilbert: Milton and the mysteries. — R. M. Alden: The lyrical conceits of the 'metaphysical poets'. — H. Rollins: W. Elderton: Elizabethan actor and ballad-writer]. — 3. July [A. Thaler: Milton in the theatre. — J. H. Hauford: The date of Milton's 'de doctrina Christiana'. — E. Greenlaw: Spenser's Influence on 'Paradise lost']. — 4. Oct. 1920 [Harrer and Moffatt: A thirteenth-century fragment of Justinian's digest. — Ullman: The present status of the satura question. — J. Rolfe: Marginalia. — G. Howe: An applied literature. — E. Greenlaw: Spenser and Lucretius]. — XVIII, 1. Jan. 1921 [R. Withington: Post-bellum giants. — C. Lancaster: Corneille's 'Illusion comique', Mahelot's 'Mémoire' and Rampalle's 'Bélinde'. — J. E. Wells: The story of Wordsworth's 'Cintra']. — 2. April 1921 [M. Croll: Attic prose in the 17th century. — H. D. Gray: Some indications that 'The tempest' was revised. — Th. Graves: Notes on puritanism and the stage. — E. Thompson: Mysticism in 7th century English literature. — J. H. Hanford: Milton and the art of war]. — 3. July [H. Rollins: A contribution to the history of the English Commonwealth drama. — F. M. Padelford: The virtue of temperance in the 'Faerie Queen'. — Whigam and Emerson: Sonnet structure in Sidney's 'Astrophel and Stella'. — J. Monaghan: Falstaff and his forebears]. — 4. Oct. [Ch. Grandgent: Illumination. — J. Fletcher: The 'Comedy of Dante'. — E. Wilkins: Dante's scheme of human life. — J. Tatlock: The source of the 'Legend', and other Chauceriana. — L. Hotson: The 'Tale of Melibeus' and John of Gaunt. — Bryan: The West Saxon and Kentish first person sgl. pres. indic. ending -e. — M. Rudwin: Bibliografia di demonologia Dantesca].

Ungarische Jahrbücher. I, 2. Mai 1921 [D. von Sebeß: Die Agrarreform in Ungarn. — K. Tagányi: Alte Grenzschutzvorrichtungen und Grenzödland: gyepü und gyepüeloe. — J. von Bajza: Die kroatische Publizistik während des Weltkrieges. — D. Angyal: Neuere Literatur über den ungarischen Freiheitskampf 1848/9. — R. Gragger: Die turanische Bewegung in Ungarn — 'Österreichs Untergang']. — 3. August [L. v. Buday: Landwirtschaftliche Produktion in Ungarn. — Z. Gombocz: Die bulgarische Frage und die ungarische Hunnensage. — A. Takáts: Ungarische und türkische Berufsschreiber im 16. und 17. Jahrh. — A. Bonkalo: Die ungarländischen Ruthenen. — B. Zoluai: Ungarische Literatur 1906/21].

Scripture, E. W., Records of speech in disseminated sclerosis. (Reprinted from 'Brain', vol. 39. October 1916.) London, John Bale, Sons and Danielsson, Ltd. 23 S.

Scripture, E, W., Records of speech in general paralysis. (Quarterly journal of medicine, vol. 10. 1917.) S. 20–28.

Scripture, E. W, Inscriptions of speech in cerebral diplegia, with indications of a new method of treatment. (Reprinted from the proceedings

of the Royal Society of Medicine, 1917, vol. X.) London, John Bale, Sons and Danielsson, Ltd. 1917. 13 S.

Spranger, Eduard, Der gegenwärtige Stand der Geisteswissenschaften und der Schule. (Rede beim Philologentag 1921.) Leipzig, Teubner, 1922. 57 S. [Aufruf an alle Philologen, nicht bloß Wahrheit zu geben, sondern auch Bildung, wie die Wertsehnsucht der Jugend sie verlangt, d. h. zu Bildern von Menschen und Kulturlagen vorzudringen. Bildende Wissenschaft aber führt den Menschen in jene Seelentiefen, 'wo sein begrenztes Dasein in einem Gesamtsinn Erlösung findet'. Es folgen wertvolle Einzelangaben über die einzuschlagenden Wege, während eine vierte Art höherer Schulen abgelehnt wird. Über solch psychologische Pädagogik kann man sich freuen.]

Spranger, E., Lebensformen: geisteswissenschaftliche Psychologie und Ethik der Persönlichkeit. 3. verb. Aufl. Halle, Niemeyer, 1922. XIV, 403 S. [Das Kapitel über den ästhetischen Menschen, S. 149—170, wird jeden Literaturforscher bereichern.]

Wiener, Leo, Contributions towards a history of Arabico-Gothic culture, vol. IV: Physiologus studies. Philadelphia, Innes, 1921. LXXXI, 388 S. [Viel abgelegenes und seltsames Wissen ist hier zusammengetragen, aus dem Hebräischen, Arabischen, Indischen, Griechischen usw., um die mittelalterlichen Physiologus-Vorstellungen zu erklären. Am meisten gilt diese Gelehrsamkeit der Perle, dem Walfisch, Einhorn, Löwen, Wiesel. Aber wir erfahren auch, daß der Hercynische Wald eine Mythe sei, entsprungen aus Verwechslung mit dem Hyrcanischen des Julian. Von griech. *πλωτόν* werden wir zu ahd. 'filz' und ne. 'Buffalo hides' geführt, Wirtschaftliches spielt herein, und in der Einleitung erhalten wir eine Studie über 'German loan-words and the second sound shifting', abgedruckt aus *Mod. Philol.* X. Cooks Untersuchungen zum ags. Physiologus 1919 haben den Verfasser beschäftigt, die altdeutschen Glossen von Sievers und Steinmeyer hat er gewälzt, eine Verwandtschaft von 'scutum' und 'shield' erörtert, die Verwandtschaft der Mutter Gottes mit der Perle auf einen arabischen Text zurückgeführt, Quellen zu Isidor berührt, den Bison durch Venantius Fortunatus und Gregor von Tours verfolgt usw. Leider sind die Aufschlüsse meist sehr kurz formuliert und die Zusammenhänge oft dunkel gelassen.]

Lane, A., Russisches Lehrbuch. Zur ersten Einführung in die russische Sprache, mit besonderer Berücksichtigung der Sprache des täglichen Lebens. Russische Lesestücke mit Wörterverzeichnissen, Übungsaufgaben und Gesprächsbeispielen. 2. Aufl. Berlin, Vereinigung wissensch. Verleger, W. de Gruyter. VI, 87 S. Geh. 11 M., kart. 14 M.

Friedrichs, Ernst, Russische Literaturgeschichte. Gotha, Perthes, 1921. 152 S. 12 M.

Neuere Sprachen.

Literaturblatt für germanische und romanische Philologie. XLII, 7, 8. Juli, August 1921 [Hoops: Müllenhoff, Deutsche Altertumskunde IV. Die Germania des Tacitus. Neuer Abdruck durch M. Rödiger. — Behaghel: Paul, Deutsche Grammatik, V. Wortbildungslehre. — Behaghel: Wahnschaffe, Die syntaktische Bedeutung des mhd. Emjambements. — Leitzmann: Lichtenstein, Gottscheds Ausgabe von Bayles Dictionnaire. — Streuber: Fraude, H. v. Kleists Hermannschlacht auf der deutschen Bühne. — Bach: Frings und v. Ginneken, Zur Geschichte des Niederfränkischen in Limburg. — Golther: Schröder, Hálfdansaga Eysteinssonar. — Horn: Jones, An outline of English phonetics. — Binz: Schöffler, Beiträge zur me. Medizinliteratur. — Horn: Bußmann, Tennysons Dialektdichtungen. — Spitzer: Collin, A bibliographical guide to sematology. — Meyer-Lübke: Scheuermeyer, Einige Bezeichnungen für den Begriff 'Höhle' in den romanischen Alpendialekten. — Lerch: Bartsch-Wiese, Chrestomathie de l'ancien français, 12 éd. — Voßler:

Lerch, Einführung in das Afr. — Lerch: Lommatzsch, Del tumbeor nostre Dame. Afr. Marienlegende. — Voßler: Dantes Paradies, übers. v. A. Bassermann. — Mulertt, Mitteilungen aus Spanien. Zusammengestellt vom Iberoamerikanischen Institut in Hamburg. — Mulertt, Spanien. Zs. f. Auslandskunde, Organ des Verbandes Deutschland-Spanien. — Meyer-Lübke, Regesten von Vorarlberg und Lichtenstein bis 1260]. — 9, 10. September, Oktober [Behaghel: Hoops, Reallexikon der germanischen Altertumskunde 2—4. — Stammler: Oehlke, Geschichte der deutschen Literatur. — Wocke: Verweyen, Vom Geist der deutschen Dichtung. — Wocke: Pfeiffer, Die Meistersingerschule in Augsburg und der Homerübersetzer J. Spreng. — v. Grohnau: Sommerfeld, Fr. Nicolai und der Sturm und Drang. — Sulger-Gebing: Tieck, Das Buch über Shakespeare. — Streuber: Mayne, D. v. Liliencron. — Koch: Wells, A manual of the writings in Middle English. — Binz: Brink, Stab und Wort im Gawain — Spitzer: Ruppert, Die span. Lehn- und Fremdwörter in der frz. Schriftsprache. — Lerch: Loesch, Die impressionistische Syntax der Goncourt. — Lerch: Spitzer, 'Inszenierende' Adverbialbestimmungen im neueren Französisch. — Breuer: Walberg, Etude sur un poème anonyme relatif à un miracle de St. Thomas de Cantorbéry. — Breuer: Walberg, Date et source de la Vie de St. Thomas de Cantorbéry par Benet. — Breuer: Walberg, Sur l'authenticité de deux passages de la Vie de St. Thomas par G. de Point-Sainte Maxence. — Mulertt: F. Villon, Les ballades en jargon du ms. de Stockholm. Essai de restitution par R.-F. Guillon. — Pfandl: Hämel, Beiträge zur Lope de Vega-Bibliographie. — Pfandl: Lope de Vega Carpio, Amar sin saber a quién. Ed. by M. A. Buchanan and B. Franzen-Swedelius. — Meyer-Lübke: Jordan, Diftongarea lui e si o accentuati in pozitille ũ, e].

Publications of the Modern Language Association of America. XXXVI, 2. June 1921 [A. Jenkins, Why did Ganelon hate Roland? — A. H. Krappe, The dreams of Charlemagne in the Chanson de Roland. — K. Campbell, Contemporary opinion of Poe. — St. J. Rypins, A contribution to the study of the Beowulf codex. — F. Tupper, Chaucer's tale of Ireland. — L. A. Hibbard, Athelston; a Westminster legend. — H. Glicksman, The stage history of Colley Cibber's 'The carless husband'. — J. H. Hanford, The chronology of Milton's private studies]. — 3. September [G. R. Elliott, The real tragedy of Keats (a post-centenary view). — N. J. White, Shelley's Swell.-Foot the tyrant in relation to contemporary political satire. — W. E. Peck, Shelley and the Abbé Barruel. — P. F. Baum, 'Samson Agonistes' again. — J. Draper, Aristotelian 'Mimesis' in 18th century England. — J. W. Rankin, Rhythm and rime before the Norman conquest. — J. T. Hatfield, Goethe's poem 'Im ernsten Beinhaus'. — H. C. White, Matthew Arnold and Goethe. — R. Altrocchi, The calumny of Apelles in the literature of the quattrocento. — R. Lansing, The 13th century legal attitude towards woman in Spain]. — 4. Dec. [G. Atkinson: A French desert island novel of 1708. — H. L. Norman: The personality of H. Taine. — Ch. Whitmore: The field of the essay. — Ch. R. Baskervill: English songs on the night visit. — St. Williams: The story of Gebir. — J. Beach: Bowdlerized versions of Hardy. — Cl. Mac Intyre: Were the 'Gothic novels' Gothic?].

Modern language notes. XXXVI, 6. June 1921 [E. Kuhl, Shakspere's purpose in dropping Sly. — E. C. Knowlton, Nature in earlier Italian. — G. Dale, The date of Antonio de Villegas' death. — A. Thaler, Thomas Goffe's Praeludium. — P. Sherwin, Detached similes in Milton's epics. — M. Cobb, Pope's lines on Atticus. — J. de Perott, Welsh bits in the Tudor and Stuart drama. — F. Schoenemann: L. Price, English-German literary influences. — G. Schoepperle: F. Lot, Etude sur le Lancelot en prose. — G. Chinard: A. Smith, L'influence des Lakistes sur les romantiques français. — J. E. Gillett: W. Davids, Verslag van een onderzoek betreffende de be-

trekkingen tusschen de Nederlandsche en de Spaansche letterkunde in de 16e—18e eeuw. — S. Chew: W. Phillips, Dickens, Reade and Collins. Sensation novelists. — W. Peck, A note on Shelley and Peacock. — Smith, Rosencrantz and Guildenstern. — J. Parry, Doctor Johnson's interest in Welsh. — E. Baldwin, The authorized version's influence upon Milton's diction. — A. Benham, A note on the Comedy of errors]. — 7. Nov. [G. Havens: The theory of 'Natural goodness' in Rousseau's 'Nouvelle Héloïse'. — F. Heuser: Personal and literary relations of Hauptmann and Wedekind. — St. Williams: The dramas of R. Cumberland. — O. Campbell: Wordsworth Bandies jests with Matthew. — J. Himes: Further interpretations of Milton. — W. Eddy: A source for 'Gulliver's travels']. — 8. December [R. Williams: Metrical form of the epic, as discussed by 16th century critics. — G. Guillaume: The prologues of the 'Lay le Freine' and 'Sir Orfeo'. — J. Hankiss: Schelandre et Shakespeare. — A. Mac Killop: Some early traces of Rabelais in English literature. — S. Cox: Chaucer's cheerful cynicism].

Schweizerisches Archiv für Volkskunde. XXIII, 3, 4. 1921 [A. Knabenhans, Zur Psychologie des primitiven Menschen. — H. Marzell, Dosten und Dorant. — J. Keller-Ris, Kulturgeschichtliches aus Felben bei Frauenfeld. — Th. Delachaux, Dessins d'enfants. — E. Hoffmann-Krayer, Volkstümliches aus J. Gotthelf. — H. Bächtold-Stäubli, Volkskundliches aus dem Alten Testament. — E. Bernoulli, Neues zum Appenzeller Hierig-Tanz. — A. Jacoby, Volkskundliche Splitter. — E. Hoffmann-Krayer, Geruch der Heiligkeit; Zum frühesten Auftreten des Wortes 'Volkskunde'. — Bolte, J. und P., Anmerkungen zu den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm. — L. Sainéan, Le langage parisien au 19e siècle. — Anneler, H. u. K., Lötschen, das ist: Landes- und Volkskunde des Lötschentales. — M. Fehlinger, Das Geschlechtsleben der Naturvölker. — M. Haberlandt, Völkerkunde. —F. Heeger, Pälzer Kerwe. — A. Heusler: E. Mogk, Germanische Religionsgeschichte und Mythologie. — A. de Cock, Spreekwoorden, Zégswijzen en Uitdrukkingen op Volksgeloof berustend. — C. Lohmeyer, Die Sagen des Saarbrücker und Birkenfelder Landes. — J. Olsvanger, Rosinken mit Mandlen. Aus der Volksliteratur der Ostjuden].

Modern philology. XIX, 1. Aug. 1921 [J. R. Hulbert, The 'West Midland' of the romances. — C. D. Zdanowicz, From 'Le misanthrope' to 'Le malade imaginaire'. — R. V. Merrill, Molière's exposition of a courtly character in 'Don Juan'. — O. H. Moore, The infernal council. — L. F. Mott, Foreign politics in an old play. — E. Buceta, Los Gallegos en las 'Novelas Ejemplares'. — H. E. Rollins, M. Parker, additional notes. — R. S. Crane and H. J. Smith, A French influence on Goldsmith's 'Citizen of the world'. — A. Taylor, The death of Orvar Oddr. — A. H. Nethercot, The relation of Cowley's 'Pindarics' to Pindar's Codes]. — 2. Nov. [M. Schütze, Fundamental idea's in Herder's thought, III. — O. F. Emerson, Imperfect lines in 'Pearl'. — L. Whitneip, Spenser's use of the literature of travel in the 'Faerie Queene'. — A. Schaffer, Corneille's re-working of Molière's 'Don Juan'. — W. Hendrix, Quevedo, Guevara, Le Sage and the 'Tatler'. — M. Romera-Navarro, Observaciones sobre la 'Comedia Tidea'. — W. Diamond, Does Emilia love the prince? — M. Steadman jr., The date of 'Winnere and Wastoure'. — P. Shorey: 'Le double mont' in French Renaissance poetry. — St. W. Cutting, George Hempl].

Leuvensche bijdragen. XIII, 1, 2. 1921 [J. Mansion: Oud-Gentsche Namenkunde. Eene bijdrage tot de kennis van het Oudnederlandsch. — A. J. Carnoy: The semasiology of American and other slangs. — E. Ulrix: Les chansons inédites du ms. f. f. 844 de la Bibliothèque nationale, à Paris. — L. Grootaers: Limburgische Akzentstudien. — Ders., De Dialectgeographie op Duitsch en op Nederlandsch Taalgebied].

Germanisch-romanische Monatsschrift. IX, 7, 8. Juli, August 1921

[F. Dornseiff, Das Zugehörigkeitsadjektiv und das Fremdwort. — O. Walzel, Fritz von Unruh, I. — G. Neckel, Das Gedicht von Waltharius manu fortis, II. — F. Neubert, Studien zur französischen Aufklärungsliteratur, I. — M. Wolff, Italienische Komödiendichter]. — 9, 10. September, Oktober [O. Heuer: Das Frankfurter Goethe-Museum in Not. — R. Blümel: Ist die Grammatik im Recht oder die Sprache? — O. Walzel: F. von Unruh, II. — G. Neckel: Das Gedicht von Waltharius manu fortis, III. — E. Ochs: Rumold. — W. Fischer: Ch. Williams Wynn in ihren Beziehungen zu Varnhagen von Ense und R. Monckton Milnes. — F. Neubert: Studien zur französischen Aufklärungsliteratur, II]. — 11, 12. November, Dezember [H. Schröder: Hyperkorrekte Formen vortoniger Silben im Deutschen und Niederländischen. — Jan de Vries: Die Brautwerbungssagen, I. — W. Horn: Die Wort- und Konstruktionsmischung im Englischen. — A. Eichler: Shakespeares Begriff des Gentleman. — G. V. Amoretti: Alfieris Saul und der Wendepunkt der alfierischen Tragödie].

Neophilologus. VI, 3. 1921 [B. Huet, 'Tartuffe'. — C. Kramer, Les poèmes épiques d'André Chénier. IV. l'Amérique. — A. L. Corin, Über den Ursprung von mhd. *zecke* und dessen Bedeutung bei Tauler. — Th. van Stockum, Schopenhauer und Raabe, Pessimismus und Humor. — W. van Dongen, Almost and nearly. — D. C. Hesseling, spoken. — S. Feist: E. Norden, Die germanische Urgeschichte in Facitus Germania]. — 4 [J. Walch, Een paar opmerkingen over L'école des femmes. — R. Boer, Gotisch rz. — O. Schlutter: Additional remarks on OE. *schœnan* = modern English *sheen*. — O. Schlutter: OE. *cléat* = modern English *cleat*. OE. *(ge)stéapan* = modern English *to steep*. — O. Schlutter: OE. *héolca* 'pruina' : ON. *héla* 'pruina'. Traces of the masculine gender of OE. *eorþe*. OE. **bǽsn, bysn* 'fermentum'. — J. Draper: The theory of translation in the 18th century. — J. van Wageningen: De ontdekking van Barbelenet. — C. Weymann: Lexikalische Notizen. — P. J. Enk: Het woord *saeculum* en't carmen Saliare. — J. Schrijnen: Het vrouwelijk collectivum]. — VII, 1. 1921 [J. W. Marmelstein: De eenheid in het leven van Rimbaud. — J. A. van Praag: Les traductions de *El mayor encanto amor* de Caldéron en néerlandais. — B. Jansen: Über den Okkultismus in G. Meyrinks Roman 'Der Golem'. — J. de Vries: Oudnoorsche sagen op de Færoer. — G. Hübener: Ein Beitrag zu den Quellen des 'Esmoreit'. — W. Kuiper: De gedaante-verwisselingen van Polyphemos]. — 2. 1922 [M. J. Premsela: A propos d'un poème d'Edmond Rostand. — S. Eringa: La proposition infinitive simple en français moderne. — A. C. Bouman: 'Laura, vom Dom umzingelt'. — J. Frantzen: Romantische Erotik, I H. von Kleist. — E. Zuber: George Eliot als Gelehrte, Dichterin und Frau. — H. Wagenvoort jr.: Lat. *quisquam* en *ullus*. — C. Weyman: Zu lateinischen Dichtern, I — J. Gombert: Entlegene Spuren des Tristan im Dekameron?].

Neuphilologische Mitteilungen. 5. Oktober 1921 [W. Söderhjelm: Dante et l'islam. Besprechungen: A. Wallensköld: Chansons satiriques et bachiques du 13me siècle, éd. par A. Jeanroy et A. Långfors. — A. Wallensköld: W. Meyer-Lübke: Historische Grammatik der franz. Sprache, II. — A. Wallensköld: H. Kjellman, Mots abrégés et tendances d'abréviation en français]. — 6—8. Dezember 1921 [J. Brüch: Etymologisches. — Leo Spitzer: Hispanistische Wortmiszellen. — F. Kluge: Got. *gabei* = lat. *côpia*. — E. Ochs: rôrea gafaclita. — G. Rohlfs: Frz. *ainsi*, lomb. *inſi* 'so' — Besprechungen: A. Wallensköld: A. Seidel, Sprachlaut und Schrift. — Ders., Einführung in das Studium der roman. Sprachen. — F. Strohmeyer: Franz Grammatik auf sprachhistorisch-psychologischer Grundlage. — F. Sommer: Vergleichende Syntax der Schulsprachen. — Ph. Aronstein: Methodik des neusprachlichen Unterrichts. — G. Cohen: Ecrivains français en Hollande. — Ders., Mystères et moralités du ms. 617 de Chantilly. — O. Tallgren: F. Krüger, Studien zur

Lautgeschichte westspanischer Mundarten. — E. Gamillscheg und L. Spitzer: Beiträge zur roman. Wortbildungslehre. — L. Spitzer: Lexikalisches aus dem Katalanischen. — E. A. Saarimaa: L. Spitzer, Studien zu H. Barbusse. — Ders., Die Umschreibungen des Begriffes 'Hunger' im Italienischen. — H. Almark: Les langues modernes].

Haak, Paul, Die ersten französischen Shakespeare-Übersetzungen von La Place und Le Tourneur. Berliner Diss. 1922. 94 S. 4°. [Das englische Theater ist oft wildwüchsig, es stellt niedrige Komik neben höchste Tragik, aber es ist niemals langweilig: von diesem Standpunkt aus empfahl La Place sein 'Théâtre Anglais' 1745/8. Er schonte den Unterschied von Vers — bei ihm gereimte Alexandriner — und Prosa, gab aber von Shakespeares komischen Szenen nur einige Proben, überhaupt nur eine Auslese aus neun Dramen und rang schwer mit den ihm ungewohnten unklassischen Bildern. — Tourneur durfte seine Vollübersetzung 1776/82 bereits dem König widmen. Tourneur überträgt alle Stücke und erstrebt Treue, gebraucht daher Prosa. Die Clownszenen hat er beschränkt, sentimentale Episoden beigefügt, in der biographischen Einleitung an Johnson sich gehalten, die Bilder akademisiert, die Wortspiele meist geopfert, Anmerkungen aus Shaftesbury, Hurd, Mrs. Montagu, den englischen Herausgebern Shakespeares und besonders aus dessen deutschem Übersetzer Eschenburg 1775 hereingeholt. Eine gute Arbeit.]

Germanisch.

Wolff, Ludwig, Studien über die Dreikonsonanz in den germanischen Sprachen. (German. Studien, 11.) Berlin, E. Ebering, 1921. 190 S. 24 M.

Schönemann, T., Deutsche und amerikanische Romane. (Westermanns Monatshefte, September 1921, S. 77—81.) [Skizze der amerikanischen Entwicklung, seitdem Hawthorne im 'Scarlet letter' sich vom Puritanismus befreien wollte. Immer wieder schlägt diese Grundstimmung durch, trotz kultureller und politischer, auswärtiger und lokaler Gegenwirkung, während bei uns ein warmer Idealismus vorherrscht.]

Skandinavisch.

Fünf Geschichten von Ächtern und Blutrache, übertragen von A. Heusler und F. Ranke (Thule VIII). Jena, Diederichs, 1922. 353 S. [Die Einbürgerung des altisl. Bauernepos in Prosa geht erfreulich weiter. Es ist Stil und Größe, auch Seelenkunde und manchmal sogar ein Ton überlegenen Humors in diesen Höfegeschichten, die noch in die germanische Heidenzeit reichen und deren Mannesernst uns fühlbar machen. Die geschlossenste und packendste Erzählung in diesem neuen Bande ist die vorangestellte über den Mordbrand, angerichtet an Blundketils Gehöft durch den verletzten Nachbar Thorir, gerächt am Gewalttäter, geschlichtet durch Dingurteil und ausgeglichen durch eine Verlobung. Leicht kann man sich aus dem Beowulfepos die Episode von Hrothgar und Ingeld, von der Vermählung Freawarus und der Niederbrennung Heorots in solche Prosadarstellung umdenken — nur müßte das ganze Fürstenelement wegfallen, das sich hierbei als der besondere Vorzug des ags. Verserzählers herausstellt. Eine wahre Begebenheit liegt zugrunde, ein verläßlicher Chronist erzählt, da kann man die Namenverwechslungen und Ausschmückungen genauer als sonst erkennen, die sich der Dichter gegenüber dem Historischen erlaubt hat. Aber gerade die Hauptbegebenheit, die Verbrennung und Ausraubung von Blundketils Behausung, ist mit auffallender Kürze vorgetragen; ungefähr ein halbes Dutzend Sätze müssen dafür genügen; in Heuslers Übertragung klingen sie desto lapidarer, namentlich der letzte: 'Sie gingen nicht eher von der Stelle, als bis jedes Menschenkind drinnen verbrannt war.' Ein gut Teil der Wirkung beruht dabei auf verhaltener Energie, die an anderen Orten völlig fehlt, z. B. bei der Aus-

malung der Mittel, durch die sich der alleinstehende Sohn des Verbrannten die unentbehrliche Hilfe mächtiger Herren gewinnt. Mit deutlicher Absicht wechseln Kürze und Breite der Rede; diese Bauernerzähler sind Künstler. — Die Schicksale eines Friedlosen berichtet eine zweite Geschichte. Gisli verübt Streiche und wird geächtet. Jahrelang weiß er den Verfolgern zu entrinnen. Als Sänger schildert er seine seltsamen Lagen in eingelegten Strophen. Er ist geschickt und tapfer, und als man ihn endlich mit Übermacht erlegt, büßen es acht mit dem Leben. Der Gebannte, wenn tüchtig, genoß Ehre, unter Umständen sogar Bewunderung; Gefahr und Unglück erheben ihn oft zum Helden; begreiflich, daß Sigeferd im ags. Finnsburglied stolz ist auf sein Bannleben. — Noch zwei Ächtlinge sind so behandelt, Havard und Hörd, worauf die Abenteuer des Totschlag-Styr den gewichtigen Band beschließen. Überall sind wir in einer Sphäre des schier ungehemmten Kraftgebrauchs und der ebenso selbstverständlichen Vergeltung. Als höhere Mächte spielen Schwertzauber und Schicksalsmacht herein; Göttertheologie war hier nicht am Platze; eine gewisse Verträglichkeit beruht auf Rechtssinn, aber noch nicht auf Christentum. Es ist wertvoll, dies Stück altgermanischer Literatur mit Gelehrtentreue verdeutscht zu finden; nicht die Feinheit oder die Schönheit, aber die Echtheit und Kühnheit der Charaktere ziehen an.]

Die Geschichte vom Goden Snorri, übertragen von F. Niedner (Thule 7). Jena, Diederichs, 1920. 167 S. — Fünf Geschichten aus dem östlichen Nordland, übertragen von W. Ranisch und W. Vogt. Mit einer Übersichtskarte. (Thule 11.) 382 S. [Wirklichkeitscharakter ist diesen altn. Geschichten zu eigen; Großbauern sind die Hauptpersonen, und die Kämpfe, die ihnen zugeschrieben werden, mögen sich ereignet haben; das wichtigste Element der Stilisierung besteht in den die Prosa lyrisch unterbrechenden Situationsstrophen. Die Erlebnisse Snorris führen uns ins 10. Jh. zurück; aufgezeichnet hat sie ein Geistlicher, vermutlich in dem Augustinerkloster, das im 12. Jh. zu Heiligenberg in Island gegründet wurde, vielleicht sogar dessen Abt Hall Gizurssohn, der 1221—25 dort wirkte. Die Aufzeichnung hat einen besonderen Reiz wegen der vielen Spuren heidnischen Opferkults und Gespensterglaubens. Ähnlicher Art ist in Bd. 11 die Geschichte vom Hofbesitzer Glum, der um 930 geboren wurde und 1003 starb; sein Gegner schlachtet dem Gott Frey noch einen Ochsen und hat dann Erfolg. Die Geschicke der Svarftaler, die in Bd. 11 folgen, werden sich 1007—10 zugetragen haben. Von den 'Leuten aus Lautersee' ist Thorir, der herausgeforderte Gatte, 1025 verschieden. Der Handel zwischen 'Gudmund und den Rauchtalern spielte sich 1050—60 ab. Dann kommen wir in romanhaftere Zeiten herab. Aber Bauernnatur und Heimatsitte bleiben im Vordergrunde des Interesses; rauhe Raufbrüder mit schwachem Rechtssinn findet das aufdämmernde Christentum vor; Selbstbestimmung ist das leitende Ideal all dieser Menschen, die als eine merkwürdige Welt für sich dastehen.]

Deutsch.

Aschner, S., Geschichte der deutschen Literatur. Bd. I: vom 9. Jh. bis zu den Staufen. (Germ. Stud., 6.) Berlin, Ebering, 1920. 512 S. [Verf. ist nicht ein bloßer Deutschphilologe, sondern ein Germanist, der gelegentlich auch ins Indogermanische, Mittellateinische und Altfranzösische ausgreift, um Dichtung und Leben zusammenzudrängen. Er wagt den Sprung über den Kanal, um den zahlreichen Spuren des Germ. bei den Agss. nachzugehen. Er findet die Lateindichtung der ahd. Mönche reizvoll, preßt aus den Präfationen zum Heliand möglichst viel Sinn heraus, wenn auch vielleicht nicht den ganz richtigen, und schreibt begeistert über Waltharius und Ruodlieb. Sein Streben verdient alle Anerkennung. Sein Leisten ist nicht immer auf der gleichen Höhe. Selbst in der altgerm. Lautlehre, in der ihm am meisten vorgearbeitet war, ist er nicht sicher; ich möchte z. B. nicht sagen, daß sich

im Friesischen *â* aus *an* vor *ht* in *ô* gewandelt hat; *on* ging doch voraus, vgl. S. 28. Betreffs ags. Stammesgeschichte ist es bedenklich, die Angeln zuerst in Norfolk und Suffolk sich ausbreiten zu lassen und erst im 7. Jh. nördlich vom Humber, wie es S. 29 geschieht. Die Metrik des Stabreims war in der Epik grundverschieden von der im Zauberspruch und merklich verschieden von der in der Lyrik; die summarische Zurückführung der Stabzeile auf eine indogerm. Viertaktgruppe ist daher bedenklich. War der Ansc bei den Agss. wirklich, wie es S. 110 heißt, nur als 'Krankheitserreger' bekannt, während doch viele Personennamen seine Macht und Erscheinung ausmalten? Vielseitigkeit birgt Gefahren; rühmlich war es, eine literarische Geschichte der Goten zu versuchen, leider fiel sie recht unvollständig aus; dem tapferen Verf. ist eine glückliche Weiterentwicklung zu wünschen. A. B.]

Lesebuch zur Einführung in die ältere deutsche Dichtung, hg. von E. Schönfelder, R. Knieber und P. Müller. Teil 1: Texte mit 9 Tafeln und 7 Abbildungen, XIII, 364 S. Teil 2: Anmerkungen. 199 S. Frankfurt-Main, Diesterweg, 1920. Geb. M. 19. [Künstlerisch völkischer Wert war für die Auswahl maßgebend. Erst in zweiter Linie wurde literar- und kulturgeschichtliche Bedeutung berücksichtigt. Das Kirchenlied blieb dem Religionsunterricht vorbehalten. Auf Fragmente von Dramen ist mit Recht verzichtet. Die altdeutschen Gedichte erscheinen modernisiert, was sich beim Heliand besser macht als beim Otfried. 'Waltharius' prangt in Scheffels Versen. Reichlich ist der Minnesang vertreten, und zwar im mhd. Original. In der volkstümlichen Epik erscheinen neben 'Nibelungen' und 'Gudrun' auch 'König Rother', 'Reinhard Fuchs', 'Herzog Ernst' und das Heldenbuch. Im höfischen Epos überwiegt mit Recht der Parzival. Das 16. Jh. wird durch starke Auszüge aus dem Faustbuch vergegenwärtigt. Simon Dach, 'Simplizissimus' und Günther bestreiten hauptsächlich das 17. Jh. Von Volksliedern aber wird ein Schatz geboten, nicht weniger als 74 Nummern, darunter die besten unserer Heldenlieder. Die Anmerkungen sind dem Lehrer eine wirkliche, gelehrte Hilfe. Eine systematische Grammatik des Mhd. ist beigegeben. Die mhd. Wörter erklärt ein Glossar. Ein gutes Schulbuch.]

Rühfel, Josef, Die drei Nornen, ein Beitrag zur germ. Mythologie mit besonderer Berücksichtigung süddeutscher Überlieferungen. Dresden-Weinböhla, Aurora-Verlag, 1920. 148 S. [Während des Krieges diente Verf. in Straßburg, wo er in der Alt-St.-Peterskirche die christlich umgeformten Schicksalsschwestern Einbet, Worbet und Wilbet verehrt fand. Das regte ihn an, verwandten Geschichten in Lokaldenkmälern und im Volksmunde nachzuspüren, und hierin besteht der Wert des liebevoll geschriebenen Büchleins. Es ist erstaunlich, wie viele Hellrätinnen in Dreizahl sich nachweisen lassen, bald als Adelsfräulein, bald als Heilige, bald als bescheidene Spinnerinnen und Weberinnen. Ob sie alle auf die Nornen zurückgehen müssen, ist seinem kritischen Sinne selbst nicht sicher. Ob die Germanen etwa ursprünglich nur eine Schicksalsgöttin kannten und erst unter antikem oder anderem Einfluß zur Dreizahl übergingen, lag seinem Interesse offenbar ferne; die ags. *Wyrd* wird nicht erwähnt. Schade, daß ein Register fehlt; es würde zeigen, wie viel und wie buntes Material der fleißige Verf aufgehäuft hat.]

von Diersburg, Elvire Freiin Roeder, Komik und Humor bei Geiler von Kaisersberg. (German. Studien, 9) Berlin, E. Ebering, 1921. VIII, 120 S. 24 M.

Jahresbericht für neuere deutsche Literaturgeschichte, hg. von J. Elias, M. Osborn, W. Tabian, C. Enders, F. Leppmann, R. Schacht. Berlin-Steglitz, Behrs. 24. Bd (1913): Bibliographie, bearb. von O. Arnstein; II. Text und Register. 1915. 855 S. — 25. Bd. (1914): I. Bibliographie von O. Arnstein, II. Text und Register. 1916/18. 864 S. [Jeder Band hat folgenden Inhalt: 1. Allgemeines; 2. Von Mitte 15. bis Anfang 17. Jh.s; 3. Von Anfang 17. bis Mitte 18. Jh.s; 4. Von Mitte 18. Jh s bis zur Gegenwart, wobei stets

wieder geschieden ist zwischen Allgem., Lyrik, Epos, Drama, Didaktik und hervorragenden Einzelautoren wie Luther, Lessing, Herder, Goethe, Schiller, Romantik, Heine. Die allgem. Einleitung berücksichtigt: Literaturgeschichte, von C. Enders; Publizistik, von H. Diez; Literatur in der Schule, von E. Naumann; Geschichte der deutschen Philologie, von W. Golther; Geschichte der nhd. Sprache, von W. v. Unwerth; Metrik, von F. Habermann; Ästhetik und Poetik, von R. Müller-Freienfels; Kulturgeschichte, von C. Gebauer; Stoffgeschichte, von A. L. Stiefel; Erziehungs- und Unterrichtswesen, von R. Galle. An der Umsicht der Redaktion und dem Fleiß der Mitarbeiter sind alle Kriegshemmungen fast spurlos vorübergegangen. Keine Literatur hat, dank ihrer hingebungsvollen Tätigkeit, eine annähernd so gute Berichterstattung wie die unsere; die günstige Wirkung auf die Produktion kann nicht ausbleiben. A. B.]

Fries, A., Zu Klopstocks Stil. (Aus 'Intime Beobachtungen zu Grillparzers Stil und Versbau, mit Exkursen zu Klopstocks, Goethes und Shakespeares Stil'.) Berlin, Ebering, 1922. 22 S.

Brandt, Heinrich, Goethes Faust auf der Kgl. sächsischen Hofbühne zu Dresden. Ein Beitrag zur Theaterwissenschaft. (Germ Studien, 8). Berlin, E. Ebering, 1921. XVI, 274 S. M. 15.

Viëtor, Karl, Die Lyrik Hölderlins. Eine analytische Untersuchung. (Deutsche Forschungen, hg. von F. Panzer und J. Petersen, 3.] Frankfurt a. M., M. Diesterweg, 1921. XVI, 240 S. Geh. M. 35.

Mausolf, Werner, E. T. A. Hoffmanns Stellung zu Drama und Theater. (German. Studien, 7.) Berlin, E. Ebering, 1920. 142 S. M. 15.

Voigt, J. E., The life and works of Mrs. Therese Robinson (Talvj). Chicago, Deutsch-Am. Hist. Gesellschaft von Illinois, 1914; auch Deutsch-Am. Geschichtsblätter, Jahrb. d. D.-A. Hist. Ges. 148. [Eine sorgsame Biographie der geb. Therese Albertine Louise von Jakob, 1830—63 vermählt mit dem amerikanischen Theologen Edward Robinson, der viel tat für die Einbürgerung deutscher Philosophie und die 'Bibliotheca sacra' herausgab. Wie sie dazu kam, 1840 ihre berühmte Schrift über die Unechtheit von Macphersons Ossian zu schreiben, während ihr Gatte in Palästina weilte, und welche Bedeutung diese Schrift hat, wird mit Fleiß und gesunder Kritik dargestellt. Aber auch ihre Gedichte und Geschichten, ihre sonstigen Studien über Volksdichtung und ihre zahlreichen Übersetzungen sind gewürdigt. Prof. Goebel hat das Buch angeregt. Ein Bild der Talvj gereicht ihm zum Schmuck.]

Spindler, G. W., Karl Follen, a biographical study. A thesis. University of Illinois 1916. [Geb. in Gießen 1796 als Sohn eines Richters, wurde F. durch die Ereignisse der Napoleonzeit und durch den Einfluß seines Lehrers Welcker, der ihn für Schiller begeisterte, ein so eifriger Patriot, daß er 1813 unter die Freiheitskämpfer ging. Er las Fichte, aber auch Rousseau, studierte Theologie, trat aber auch in eine Burschenschaft ein und nahm die Lieder, die er sang, sich sehr zu Herzen, dichtete ähnliche Verse, wurde Republikaner, wurde nach der Ermordung Kotzebues in die gerichtliche Untersuchung verwickelt, 1819 von der Universität Jena verwiesen und 1820 zur Flucht ins Ausland veranlaßt. Er ging zuerst nach Paris, dann nach der Schweiz, wo er 1822—24 als Jusprofessor in Basel wirkte, und schließlich durch die hl. Allianz vertrieben nach Amerika, wo ihm Lafayette und Ticknor anfangs halfen. Englisch lernte er erst auf dem Schiff ab Havre. Er lehrte zuerst in Harvard, gab ein deutsches Lesebuch und eine deutsche Grammatik heraus, tat viel für die Aufnahme unserer Klassiker und schrieb u. a. eine Einleitung zu Carlyles Schillerbuch. Später finden wir ihn als freisinnigen Prediger, als Bekämpfer der Sklaverei und als Verfechter des Turnwesens, bis er 1840 starb. Seine liebevolle Lebensbeschreibung macht dem heimatbewußten Verfasser und seiner Universität alle Ehre.]

Kellers Werke, hg. von Max Nußberger. Kritisch-historische und er-

läuternde Ausgabe. Leipzig, Bibliogr. Institut, 1922. 8 Bde. [Gesäuberten Textes und mit reichem Material zur Entstehungsgeschichte ausgestattet liegt jetzt das Lebenswerk des Schweizer Erzählers vor uns, der die heutige, langsam hinschwindende Generation der Deutschen in ihrem Aufwachsen begleitete, durch sein eigenes Entwicklungsbild verinnerlichte, auch mit dem Auge des Bergbeobachters von oben her beobachtete und darstellte. Kellers Geist ist ein lebender geblieben, er schwankte nicht mit der literarischen Mode, und diese Ausgabe wird ihn noch gelesener und einflußreicher machen. Eine Biographie steht voran, die sich nicht mit Urteil oder Verteidigung vordrängt, sondern die Quellen zum Sprechen bringt; das eindringlichste Kapitel ist das über Keller und C. F. Meyer, ihre gegenseitige Annäherung und Verschiedenheit. Den Hauptteil des 1. Bandes machen die Gedichte aus, die Keller selbst seit 1846 herausgab; die Nachlese folgt am Ende des 8. Bandes. Mit Recht bezeichnet der Herausgeber seine Verse als Aufschrei und Programmrede; was er empfand, löste sich nicht in Musik; aber was er wollte, drängte sich mehr oder minder eruptiv an die Oberfläche; das Bekenntnis einer starken Mannesseele ist die Hauptsache. Fließender und freier erschließt er sich in Prosa; 'Der grüne Heinrich' füllt Bd. 2 und 3, die frisch geschaute Romantik von ihm selbst und von seiner Zeit setzt sich darin auseinander mit der zögernd, oft herb erfaßten Wirklichkeit. Aber in realer Umformung und Läuterung erhärtet sie sich in den 'Leuten von Seldwyla', Bd. 4/5; die Perle ist 'Romeo und Julia auf dem Dorfe', wo nicht bloß Einzelnes, wie die Stelle 114 4 ff., an Shakespeare streift, sondern die ganze Gegenüberstellung von innerem Liebesglück und äußerer Unverstandenheit, Hemmung, Selbstvernichtung — eine ergreifende Auferstehung von Psychologie der Hochrenaissance. Als Epiker und Dramatiker bleibt Keller stecken; seine einschlägigen Versuche stehen in Bd. 5 am Ende samt anderer Prosa, die aus Zeitungen noch zu vermehren wäre; es war klug, das minder Gelungene so in den Schatten zu rücken. Desto kräftiger schlagen die 'Züricher Novellen' durch; diese klassischen Leistungen vereint Bd. 6, worauf 'Sinngedicht' und 'Salander' zum Ausgang führen. Der Herausgeber hat nicht zuviel Kommentar geboten; er wollte nicht den noch unmittelbar verständlichen Autor durch unnötige Gelehrsamkeit verbarrikadieren; das Werk ist dabei handlich geblieben. Dafür hat er eine höchst verdienstliche Kleinarbeit darangesetzt, die Schwankungen des Wortlautes aus den Originaldrucken und oft aus den Hss. zusammenzutragen; das erlaubt uns Einblick in Kellers nachfeilenden Künstlerfleiß und verleiht der Ausgabe philologische Exaktheit.

Fries, Albert, Beobachtungen zu Wildenbruchs Stil und Versbau. (Germ. Studien. 10). Berlin, E. Ebering, 1920. 20 S. M. 3.

Kürschners deutscher Literaturkalender auf das Jahr 1922, hg. von G. Lüdtke und E. Neuner. 40. Jg. Berlin, VwV (de Gruyter), 1922. IX, 72*, 1006 S. [Um das wohlbekannte Buch handlich und erreichbar zu halten, ward es geteilt in einen Literatur- und einen Gelehrtenkalender; jener soll außer den schöngeistigen Schriftstellern auch die Literarhistoriker umfassen; die anderen Gelehrten sind zunächst nur noch knapp genannt. Ferner wird betreffs der vor 1917 erschienenen Schriften nur noch summarisch auf den letzten Kürschner verwiesen und auf Autoren, die auf die Frageformulare nicht antworteten, im allgemeinen ganz verzichtet. Desto verläßlicher und wertvoller sind die vorhandenen Paragraphe. Die beiden Hgg. haben solide und geschickte Arbeit geleistet und für eine dauernde Ausstellung deutscher Geistesarbeit vor dem Ausland vorzüglich gesorgt. Möge nun jeder um die Liste seiner Veröffentlichungen angegangene Verfasser durch gewissenhafte Antwort zur Vollständigkeit des unentbehrlichen Nachschlagewerkes beitragen! Außer den Notizen über die lebenden Männer und Frauen der Feder erhalten wir noch ein Verzeichnis der in den letzten Jahren verstorbenen — auf weitere Zutaten mußte verzichtet werden.]

Klaar, Alfred, Probleme der modernen Dramatik (Philos. Reihe, hg. von Werner, 36). München, Rösl, 1922. 203 S. [Beachtenswerte Gedanken eines führenden Theaterkritikers, geschöpft vor den Rampen in täglicher Vermittlung zwischen Bühne und Zuschauern, durchtränkt mit großem literarhistorischen Wissen und gekleidet in feine Essayform. Ausgangspunkt ist die tragische Lage der heutigen Tragödie; die herrschenden Dramentypen und Dramatiker werden mit epigrammatischer Gedrungenheit charakterisiert — besonders Wedekind: im Hinblick auf Shakespeare wird der heutige Verneinungsgeist bekämpft: 'Der künstlerische Altruismus, der sich im Kunstgesetz der Technik betätigt, macht das Drama allein verständlich und genießbar, wie der ethische allein das Leben erträglich macht', S. 58. Die Schwächen des lebenden Geschlechtes werden unter der Überschrift 'Kampf der Sinne gegen den Sinn' aufgedeckt. Sorgsam unterscheidet Klaar zwischen der Schamhaftigkeit im Leben, die auf einer Konvention beruht, und der in der Kunst; wird letztere verletzt, so leidet das Wesen der seelischen Zusammenhänge. Persönlichkeit ist die 'bewußte Befreiung des Unbewußten', S. 127; Goethe erscheint als ihr Meister. Unter 'Freude am Gleichen' wird das Verhältnis von Naturalismus und Stildichtung mit ungewöhnlichem Scharfsinn erläutert. Das Aktuellste aber steht wohl im Schlußessay 'Über das Schlagwort Tendenz': Absicht ist überall und muß überall sein: gebraucht man sie geringschätzig, ja verächtlich, so läßt sich damit 'alles beweisen und alles verurteilen', S. 202. Lebendige Kritik, vereint mit systematischer Denkkraft, ist hier geboten; jeder Forscher von Vergangenheitsliteratur kann aus dem Büchlein viele Beobachtungen und Probleme gewinnen. A. B.]

Böhme, Traugott, Bericht über das 27. Schuljahr (1920) der Schule der Deutschen Kolonie (Colegio Alemán) zu Mexiko. Mexiko, H. Müller, 1921. 77 S.

Englisch.

Englische Studien. LV, 2. Juni 1921 [J. Koch, Alte Chaucerprobleme und neue Lösungsversuche. — E. Eckhardt, Nochmals zur ne. Vokalverkürzung in Ableitungen und Zusammensetzungen. — H. Ullrich, Zum Robinsonproblem. — B. Fehr, Das Gelbe Buch in O. Wilde's Dorian Gray. — S. B. Liljegren: A. W. Ward and A. R. Waller, The Cambridge history of English literature. — F. Klaeber: A. St. Cook, The Old English Elene, Phoenix, and Physiologus. — W. Fischer: H. Schöffer, Beiträge zur me. Medizinliteratur. — R. Petsch: Heinemann, Die tragischen Gestalten der Griechen in der Weltliteratur. — J. Caro: B. Shaw, Androcles and the lion, Overruled, Pygmalion. — B. Shaw, Heartbreak house, Great Catherine, and playlets of the war. — B. Shaw, Haus Herzenstod. Komödie in 3 Akten, berecht. Übertr. von S. Trebitsch. — S. B. Liljegren: A history of American literature, ed. by W. P. Trent, J. Erskine etc., Supplementary to The Cambridge history of English literature]. 3. Okt. [H. Knüpfer, Die Anfänge der periphrastischen Komparation im Englischen. — F. Klaeber, Zu Byrhtnoðs Tod. — E. Ekwall, Some notes on the history of Early English pronunciation. Besprechungen. R. Jordan: Luick, Histor. Grammatik der engl. Sprache. 3. u. 4. Lief. 1920. — W. Franz: G. Krüger, Syntax der engl. Sprache, vom engl. und deutschen Standpunkte, nebst Beiträgen zu Wortbildung, Wortkunde und Wortgebrauch. 2. Aufl. 1914—17. — H. Hecht: Ker, The art of poetry. Inaugural lecture delivered before the University of Oxford, 1920. — F. Klaeber: C. Brown, A register of Middle English religious and didactic verse. Oxford 1920. — G. Binz: Hecht, R. Burns. Heidelberg 1919. — B. Fehr: W. C. Phillips, Dickens, Reade, and Collins sensation novelists. New York 1919. — Liljegren: B. D. Henderson, Swinburne and Landor. London 1918. — E. Gosse, The life of A. Ch. Swinburne. London 1917. — Liljegren: H. Williams, Modern English writers. London 1918. — Outlines of Modern English literature. London 1920. — B. Fehr: B. Shaw,

Back to Methuselah. A metabiological pentateuch. London 1921. — L. C. Wimberly: Mackenzie, The quest of the ballad. Princeton 1919. — F. R. Schröder: Danish ballads, translated by Smith-Dampier. Cambridge 1920. — H. Hecht: Babbitt, Rousseau and romanticism. London 1919. — G. Neckel: G. Schütte, Hjemligt Hedenskab. Kopenhagen 1919. — J Hoops: Muirhead, England. London and its environs. 5. impression. London 1920. — M. Walleser: R. Schmidt, Das alte und moderne Indien].

Anglia XLV. Neue Folge XXXIII, 3. Juli 1921 [Th. Grienberger, Das ags. Runengedicht. — V. Langhans, Der Reimvokal ə bei Chaucer. — G. Dubislav, Studien zur me. Syntax. IV]. 4. Okt. [V. Langhans: Der Reimvokal ə bei Chaucer (Forts. u. Schluß). — Th. Grienberger: Déor. — O. B. Schlutter: Weiteres zu Holthausens kritischer Ausgabe der ae. Leidenglossen].

Beiblatt zur Anglia. XXXII, 6. Juni 1921 [Liljegren: Mutschmann, Der andere Milton. — Jiriczek: van Tieghem, Ossian et l'ossianisme. — Frankenberger: Babbitt, Rousseau and romanticism. — Fischer: Liljegren, American and European in the works of Henry James. — Holthausen: Zu ae. Gedichten. — Mühe: Timerding, Der fremdsprachliche Unterricht und die nationale Erziehung. — Zangenberg, Ästhetische Gesichtspunkte in der englischen Ethik des 18. Jahrhunderts. — Mahir: Brunner, Übungsstücke zur Einführung in die ne. Sprache bei Anfängerkursen an Hochschulen]. 7. Juli [Klaeber: Leonard, Beowulf and the Nibelungen couplet. — Schröder: Phillpotts, The elder Edda and ancient Scandinavian drama. — Ekwall, Notes on the palatalization of k (c) in English]. 8. Okt. [Kaluza: ten Brink, Chaucers Sprache und Verskunst. 3. Aufl., bearb. von Ed. Eckhardt. — Aronstein: Every man in his humor by Ben Jonson. — Fehr: Chevrillon (de l'Académie française); Trois études de littérature anglaise (la poésie de R. Kipling, J. Galsworthy, Shakespeare et l'âme anglaise. — Asanger: Huscher, Studien zu Shelleys Lyrik. — Caro: Kelly, England and the Englishman in German literature of the 18th century. — Mann: Dunstan, Englische Phonetik mit Lesestücken. 2. Aufl. von M. Kalicza. — Mahir: Hannauer, Handbuch zum Studium der englischen Sprache].

English studies. III, 4. August 1921 [E. Kruisinga, Critical contributions to English syntax. — R. W. Zandvoort, The messenger in the Early English drama. — A. Anscombe, Margitunum]. 5. Oktober [W. van Doorn, Mainly about the prose-poem. — L. Snitslaar, Some plays by Barrie. — Notes and news]. 6. Dez. [A. Vechtman-Veth: Lancelot and Guinevere. — W. A. Ovaa: Dekker and *The virgin martyr*. — Critical contributions to English syntax. (XI. Form and function of sentences.) — E. Kruisinga: *Ward* in the *Christmas carol*. — Notes and news]. IV, 1. Febr. 1922 [A. G. van Kranendonck: Notes on methods of narration in some English novels. — P. van Wely: War words and peace pipings. — E. Kruisinga: Contributions to English syntax: XII. The nominative with infinitive and participle. — B. Koster: Lewis Theobald. — Notes and news].

Mawer, Allen, English place-name study, its present condition and future possibilities. (Brit Academy, Proc. X.) London, Milford. 1921. 16 S. [Aufruf zu einem systematischeren Studium der engl. Ortsnamen und Versuch, dessen Nützlichkeit für Engländer darzustellen.]

Mezger, Fritz, Die ags. Völker- und Ländernamen. Diss. Berlin, Mayer u. Müller, 1921. 60 S.

Schreiner, Katharina, Die Sage von Hengest und Horsa. Entwicklung und Nachleben bei den Dichtern und Geschichtschreibern Englands. (German. Studien, 12). 166 S. M. 24.

Stern, Gustaf, *Swift, swiftly* and their synonyms: a contribution to semantic analysis and theory. (Göteborgs högskolas årsskrift 1921, III.) Göteborg, Wettergren, 1921. 295 S. 18 Kronen. [Psychologisch eindringliche Untersuchung auf Grund ausgedehnter Belesenheit. Die primären Aus-

drücke für 'geschwind' wurden vermehrt durch solche für 'stark', also *fæst* und *swiþ*; für 'scharf', also *scearp, smeart, hwæt*; für 'lebendig': *cwic* und *lively*; durch *georne*; für 'geschickt': *geap, spack*; für 'bereit': *gearu, gerædе.* Die Studie verdient näheres Eingehen.]

Holmqvist, Erik, On the history of the English present inflections particularly *-th* and *-s*. Heidelberg, Winter, 1922. 194 S. [Die Schrift enthält vielerlei, was den ae. Forscher lebhaft beschäftigen kann. Gleich zu Anfang wird gezeigt, daß in altangl. Zeit die verbale Flexion *-as, -es* am stärksten, also wohl ursprünglich im Plural, und zwar in der 2. Person auftritt, was an die lateinische Endung in *legitis* erinnere: eine interessante Beobachtung. Dann erhalten wir eine Reihe lautlicher Einzelheiten, um östl. und westl. Stil im 13.—15. Jh. zu sondern; es sind zwar nur Schreibungen, aber vielleicht dienen sie doch dazu, die Schreiber von Lincolnshire, Norfolk, Lancashire herauszuschälen. Hätten wir nur eine Schule von englischen Forschern für solche Lokalprobleme, so kämen wir bald auf dem sicheren archivalischen Wege zu festeren Grundlagen! So gelangt Holmqvist über Einzelheiten, die besonders den westmittell. Denkmälern gelten, noch nicht recht hinaus. Bei seiner Kenntnisfülle und Methodik dürfen wir bald mehr von ihm erwarten.]

Zupitza-Schippers alt- und mittelengl. Übungsbuch. 12. verb. Aufl., hg. von A. Eichler. Wien, Braumüller, 1922. XII, 389 S. [Verbesserter Neudruck, glücklicherweise ohne Auslassungen.]

Wildhagen, Karl, Das Kalendarium der Handschrift Vitellius E XVIII. Ein Beitrag zur Chronologie und Hagiologie Altenglands. (Sonderabdruck aus 'Texte und Forschungen zur englischen Kulturgeschichte. Festgabe für Felix Liebermann'.) Halle a. d. S., M. Niemeyer, 1921. S. 69—118.

Roloff, Hans, Das Praesens historicum im Mittelengl. Gießen, Selbstverlag des Engl. Seminars der Universität, 1922. 38 S.

Lüdeke, Hedwig, Balladen aus alter Zeit, aus dem Altenglischen und Altschottischen übertragen. Mit einem Geleitwort von A. Brandl. Berlin, Grote, 1922. XXXIV, 346 S. [Mit feinem Stilgefühl hat sich die Übersetzerin in die Weise der Volksballade hineingehorcht und eine Anzahl Perlen aus Percys 'Reliques' und den fünf Bänden Childs verdeutscht. Da finden wir 'Edward', 'Sir Patrick Spence' und die 'Cheviot-Jagd', auch einige vom Robin-Hood-Kreis, um mit Schöpfungen der ältesten und besten Zeit zu beginnen; andere neigen zum breiten Romanzengeschmack der Elisabeth-Periode; noch jüngere streifen mehr oder weniger an den Bänkelsang. Die ganze Buntheit der Gattung wird in trefflicher Auswahl an moderne Leser herangetragen, was gewiß nur helfen kann, daß deutsches Poesiegefühl erstarke und die altenglischen Studien volkstümlicher werden. Es ist ein Werk der Liebe, wie auch die Anmerkungen zeigen; Rezitator und Komponist können hier prächtige Ausbeute finden.]

Marquardt, Paul, Das starke Partizipium Praeteriti im Me. Diss. Berlin, Mayer u. Müller, 1922. 71 S. [In ten Brinks Chaucer-Gr. ist es leider verschleiert, welche Gesetze lautlicher und dialektischer Art für Bewahrung und Abfall des *-n* im st. Pzp. Pt. gelten. Aus den sicher datierbaren me. Denkmälern werden sie herausgeschält, als Dialektkriterien auf eine Anzahl zweifelhafter Texte angewendet und dann bis ins moderne Englisch herab verfolgt.]

Flasdieck, H. M., Forschungen zur Frühzeit der ne. Schriftsprache. (Morsbachs Stud. z. engl. Phil. 65.) Halle, Niemeyer, 1922. 44 S.

Oréans, K., Neuere Geschichte Englands; Entwicklung seiner Kultur, Rechts-, Wirtschafts- und Staatengeschichte vom Mittelalter bis zum Weltkrieg, mit besonderer Berücksichtigung englischer Quellen dargestellt. (Bücherei der Kultur und Geschichte, hg. von Hausmann, 13.) Bonn, Schröder, 1921. 3 Teile, 1133 S. [Aus Konstanz und aus Romanistenhand kommt dieser kenntnisreiche Versuch, die englische Geschichte seit der Tudorzeit volkstümlich zu schreiben. Innere Probleme und festländische Beziehungen er-

scheinen als die treibenden Kräfte, mehr als die führenden Männer und deren Pläne. Im Unterschied von den bisherigen wissenschaftlichen Darstellungen sind die moralischen Gebrechen der britischen Regierungen rückhaltlos betont; der Weltkrieg hat hierin unserem Volke offenbar die Augen geöffnet. Es geht nicht mehr mit der alten Schönfärberei; durch zu viele Bruderkämpfe haben unsere Landsleute den Engländern Vasallendienste geleistet: auf diesen Ton ist — nicht ohne Hinblick auf Seeley — das Buch gestimmt. Um die Gründe des englischen Vorgehens tiefer zu erfassen, wäre noch mehr Eingehen auf die Literatur zu wünschen; bei Holinshed, der seine Chronik nicht umsonst mit einem großen Lobe des Grafen Essex sen. beschließt, und bei Spenser, dessen 'Feenkönigin' eine als Märchenepos verkappte Streitschrift gegen Habsburg ist, sind die Gedanken der Londoner Staatsmänner zuerst zu erkennen; durch Dichtung, Heimatsage und Romgeschichte wurden die Gebildeten unter Elisabeth systematisch zur Ausnützung der Insellage erzogen; die geistige Zentralisation an der Themse hat mächtig auf die politische Zucht gewirkt, und zwar im Sinne des damals vielgelesenen Machiavelli, dessen Kenntnis man folgerichtig verhehlte. Es kann jedem Interpreten englischer Literatur nur nützen, wenn er ein lebhaft und umsichtig geschriebenes Geschichtswerk wie das vorliegende liest und durch weiteres Nachforschen ergänzt.]

Shakespeares Werke in Einzelausgaben. Leipzig, Inselverlag, 1920—22. Macbeth, nach der Übersetzung Dorothea Tiecks bearbeitet von Hermann Conrad. 127 S (darunter 4 S. Anm. und 3½ Nachwort). — Othello, auf Grund der Übertragung Ludw. Tiecks übersetzt von Max J. Wolff. 190 S. (181—90 Kommentar). — Ein Sommernachtstraum, auf Grund der Übertragung A. W. Schlegels übersetzt von Max J. Wolff. 117 S. (108—17 Anm. und Nachwort). — Verlorene Liebesmüh, unter Benutzung der Baudissinschen Übertragung übersetzt von Max J. Wolff. 160 S. (von S. 151 ab Erklärung). — Cymbelin, nach der Übertragung Dorothea Tiecks bearbeitet von Max J. Wolff. 190 S. (ab 180 Erläuterung, wobei namentlich auf das Märchen von Sneewittchen als die wichtigste Quelle verwiesen wird. [In allen Bändchen ist bei den Zutaten mehr auf Geschmack als auf Menge geachtet; der Dichter wird vom Einbegleiter nicht in den Winkel gedrängt; manche Notiz, namentlich über italienische Dinge, ist neu und keine überflüssig. Der Text selbst hat eine sehr gründliche Nachprüfung erfahren; fast jeder dritte Vers ist gefeilt. Als Probe lasse ich links den Epilog zum 'Sommernachtstraum' nach Schlegel folgen und rechts die Fassung Wolffs, die hier besonders frei erklingt:

Wenn wir Schatten euch beleidigt,
O, so glaubt — und wohl verteidigt
Sind wir dann —: ihr alle schier
Habet nur geschlummert hier
Und geschaut in Nachtgesichten
Eures eignen Hirnes Dichten.
Wollt ihr diesen Kinderstand,
Der wie leere Träume schwand,
Liebe Herrn, nicht gar verschmähn,
Sollt ihr bald was Beßres sehn.
Wenn wir bösem Schlangenzischen
Unverdienterweis entwischen,
So verheißt auf Ehre Droll
Bald euch unsres Dankes Zoll,
Ist ein Schelm zu heißen willig,
Wenn dies nicht geschieht, wie billig.
Nun gute Nacht! Das Spiel zu enden,
Begrüßt uns mit gewognen Händen!

Wenn wir Schatten euch gekränkt,
Gut wird alles, so ihr denkt,
Daß euch hier, im tiefen Schlaf,
Nur ein Nachtgebilde traf.
Nehmt dies müß'ge Spiel, das kaum
Mehr enthält als einen Traum,
Freunde, hin mit seinen Schwächen,
Da wir Besserung versprechen.
Und so wahr, als Puck ich heiße,
Glückt's uns unverdienterweise,
Schlangenzischen zu entgehn,
Lassen bald wir Beßres sehn.
Scheltet sonst mich Lügenbold!
Gute Nacht! Und seid uns hold.
Rührt als Freunde eure Hände;
Ja, dann kommt's zu gutem Ende.

A. B.]

Shakespeare, Troilus und Cressida. Übersetzung von Hans Rothe. München, Meyer u Jessen (1921). 150 S. — Wie es euch gefällt. 90 S. — Macbeth. 92 S. [Abermals eine gründliche Revision von Schlegel-Tieck, in der selten eine Zeile unverändert blieb. Ernstlich will Rothe die Kraft des Originals bewahren und hat zu diesem Behuf viele Zusammensetzungen eingeführt. Manche Freiheit ist gebraucht, um echtes Deutsch zu erzielen. Wirksamer Vortrag auf der Bühne schwebte dem Übersetzer vor, und bereits konnte er anhangsweise uns künden, daß sein Text des 'Troilus' am 6. Mai 1920, der des 'Macbeth' am 16. Okt. 1921 zu Leipzig öffentlich gespielt wurde. Auch im Verzicht auf Anmerkungen u. dgl. fühlt man die vorherrschende Rücksicht auf das Theater, das mit der Zeit das entscheidende Urteil abgeben wird. Fleiß und mancher Fortschritt sind jedenfalls Rothe nachzurühmen.]

Shakespeare: Macbeth, 1919; Hamlet 1920; with life of W. S.; review of the poetic drama in England, special introduction, and notes explanatory and critical, by an examiner under the Board of Intermed. Educ. (F. D. O'Byrne). Dublin, Gill. XX, 166 S.; XX, 236 S. [Die beiden Ausgaben sind bemerkenswert als eine irische Kundgebung. Das nationale und das katholische Element wird schon in der biographischen Einleitung betont. Als Schriftsteller, die mit der grünen Insel zusammenhingen, treten hervor Spenser, Fynes Morison, P. Campion und Richard Stanihurst, S. 11. Das Gespräch von Portia und Bassanio in Kaufm. III, 2 über das Foltern wird auf die Religionsverfolger bezogen, Macb. S. 13. Anläßlich der Pförtnerrede im selben Drama erfahren wir von Lord Cecils Propaganda mit der Pulververschwörung, S. 12 f. Die politische Verzweiflung von Macduff und Malcolm erinnert den Herausgeber an die Schreckensherrschaft in seiner Heimat um die Entstehungszeit des 'Macb.', S. 18 ff. Unter Berufung auf Sir Plunket Barton, 'Links between Ireland and Sh.', erhalten wir Belege für die Schicksalsschwestern aus gaelischer Volkskunde, S. 121. Zu beachten ist die Erklärung von *kerns* aus ir. *ceithern* 'Menge' und *galloglasses* aus ir. *galloglach* 'Söldner', S. 124, nach David Comyn, 'Irish illustrations to Sh.', Dublin 1897. Das dunkle Wort *aroint* I 3 wird durch gael. *roinnt* 'parting', 'devision' erklärt, S. 127. Der Ausfall gegen den *equivocator* in der Pförtnerrede sei interpoliert, S. 243. *Dunsinane* pflegt Sh. richtig auf der zweiten Silbe zu betonen, denn es bedeutet auf Irisch 'Sionnan's Fort', S. 153. Daß Jakob I. im Zauberbilde der Hexen für Irland zwar ein Zepter, aber keinen Reichsapfel trägt, stimmt zu seinem Besitz der Gerichtsbarkeit, aber nicht der politischen Macht über das Land, S. 157. Der wandernde Wald erscheint in gael. Schlachtenberichten der Wirklichkeit und hängt mit den besonders feuchten Luftverhältnissen der Westküste zusammen, S. 159. — Im Hamletbändchen wird der Name des Helden — nach Gollancz ursprünglich altn. *Amlodhi* — um Jahrhunderte weiter zurückgeleitet auf eine Patriziuslegende, ed. Stokes, 1889, II 309: *Amolngid*, 'madman', S. 20 ff. Fegefeuerseelen haben nach katholischer Lehre keine Rachegedanken, S. 53. Das Subst. *confine* I, 1, 155 sei eine Bildung irischer Art, S. 205. Für die Verwandtschaft des Polonius mit dem Katholikenfeinde Lord Burghley werden Belege aus Victor Hugo angeführt, S. 213. — Diese Proben mögen den durchgehenden Charakter dieser Ausgaben anzeigen. Folgerichtigkeit führt immer auf übersehene Fragen und Antwortsmöglichkeiten. Das dankbarste Gebiet für den Verf. wäre sicher eine Ausgabe von 'Heinr. V.' wo ein Ire in Person auftritt und eine stark politische Rolle spielt.]

Pandora. Leipzig, Insel-Verlag. 1. Shakespeare's Sonnets. 80 S. [Text treu nach der Quarto, selbst mit etwas alter Orthographie. Entstehung 'ab. 1598', Wirklichkeitsauffassung 'without restriction']. — 11. Pope, The rape of the lock. 51 S. ['The poet adorns whatever he encounters with the costly silk and velvet, with the gabot and lacework of the 18th century.'] — 13. Dickens, Christmas carol. With illustrations by John Leech. 104 S.

— 15. Byron, Marino Faliero. 115 S. [Im Anhang die Widmung an Goethe.] — 17. E. Barrett-Browning, Sonnets from the Portuguese. 47 S. — 21. Macaulay, On William Pitt. 95 S. ['With an actor's intensity he re-lives the life of his historical characters.'] — 22. Shelley, The Cenci. 93 S. — Milton, Minor poems. 70 S. [Enthält: 'Comus', 'Penseroso', 'Allegro', 'Lycidas', 5 Sonette und 'Il fior nuovo'.] — 50. The summoning of Everyman. 54 S. [Fein gewählte Büchlein, anlockend ausgestattet, mit einem Minimum von Apparat.]

Lichtenberg, Karl, Der Einfluß des Theophrast auf die englischen Characterwriters des 17. Jahrhunderts. Diss. Berlin, Meyer u. Müller, 1921.

Cooper, James Tennimore, Letters ed. by his grandson. Yale Studies. Jan. 1922, p. 242—268. Yale Publishing Association. [Beachtenswert ist Coopers große, doch unbefangene und nicht ungeteilte Bewunderung für Walter Scott, den er so hoch schätze wie Shakespeare: 21. Mai 1831.]

Fischer, Walter, Die Briefe Richard Monckton Milnes', erster Baron Houghton, an Varnhagen von Ense (1844—54), mit einer lit.-hist. Einl. u. Anm. hg. (Anglist. Forsch., hg. Hoops 57). Heidelberg, Winter, 1922. IX, 178 S. [Einl. 1—94, dann Text der Briefe. Ein viel reicheres Buch als die Habilitationsschrift war.]

Urlau, Kurt, Die Sprache des Dialektdichters W. Barnes (Dorsetshire). Diss. Berlin, Meyer u. Müller, 1921. 54 S.

Viereck, Georg Sylvester, Gedichte. Mit einer Einführung von Eduard Engel. Leipzig, Hesse, 1922. 176 S. [Der tapferste Dichter, den Deutschland zurzeit besitzt, lebt in Neuyork als der Herausgeber des 'American monthly'. Beschimpfungen und Drohungen haben Viereck in und nach dem Weltkrieg nicht von der Verteidigung der deutschen Sache abgehalten; die Ausstoßung aus den Berufsvereinen brach ihm nicht den Mut; der wütende Angriff Roosevelts, des früheren Freundes, beugte ihm nicht den streitbaren Humor. Als Bindestrich-Amerikaner verunglimpft, bewies er durch die Tat, daß er, obwohl kerndeutsch, zugleich der echteste der freien Amerikaner sei. Er scheut sich auch nicht, den schwächlichen Landsleuten drüben die Wahrheit zu sagen. In der Mainummer seiner Monatsschrift setzt er unter dem Titel 'Frenssen pleads for Germany' auseinander, wie die Vorlesungen dieses hervorragenden Romandichters durch Zwiespalt der Neuyorker Deutschen um ihren vollen Erfolg kamen. Dagegen ruft er seinem unerschrockenen Helfer Ferdinand Walther dankbare Worte ins Grab nach: 'In the face of tremendous odds he organised the Buergerbund; his powerful personality kept up our courage in the darkest days of the war, and now that the aftermath of the war has brought in its train so much petty self-seeking, such lack of united effort, he was more needed than ever.' Aber dieser Vorkämpfer ist zugleich ein starker und prächtiger Dichter. Das vorliegende Bändchen macht einige Meisterstücke seiner Lyrik bequem zugänglich, so 'Ninive', 'Hadrian', 'Sphinx', 'Weib', 'Frei', 'Vor dem Kreuz'. Hinter kühnen Sinnenbildern wartet überraschend ein ernstes Religionsbedürfnis. Er würde es in jeder Hinsicht verdienen, daß sich unsere Literaturblätter und namentlich unsere Leser viel lebhafter um ihn bekümmern.]

Steevens, Doris, Jailed for freedom. New York, Boni (1921). XII, 388 S. [Dies ist nicht ein Roman, sondern ein viel interessanterer Bericht über die Erlangung des Frauenstimmrechts in den Vereinigten Staaten. Um die Bewegung zu verstehen, muß man beachten, daß dies im vielgeschmähten Deutschland und Österreich 1918 gewährt wurde, in Holland, Island, Luxemburg, Rhodesia und Schweden 1919, in der großen Republik aber erst 1920. Aus dem Buche ergibt sich, daß die Kriegsparole 'crusade for democracy' mit logischer Folgerichtigkeit dem Stimmrecht der Frauen zugute kam, denn sie antworteten: 'Democracy begins at home', S. 84. Bemerkenswert ist das Fehlen aller Angriffe auf unser Volk und unsere Regierung. Um so mehr sind die Leiden der Vorkämpferinnen betont, namentlich im Arbeits-

hause zu Occoquar neben den schwarzen Weibern. Zahlreiche Bilder und biographische Skizzen der Märtyrerinnen machen die Darstellung anschaulich. Eine Universitätsgraduierte, die alles mitmachte, das Organisieren, die Demonstrationen und die Leiden, hat das Werk dem Engl. Sem. zu Berlin verehrt — nicht in Feindschaft.]

Bendix, Walter, Englische Lautlehre nach Nares (1784). Diss. Gießen. Darmstadt, K. F. Bender, 1921. 74 S.

Tauchnitz Edition:

Vol. 4550. W. E. Norris: Tony, the exceptional.
„ 4551. A. Bennett: The plain man and his wife.
„ 4552. B. Shawe: Misalliance.
„ 4553. O. Henry: Cabbages and kings.
„ 4554. E. R. Burroughs: Tarzan of the apes.
„ 4555. B. Shaw: Fanny's first play.
„ 4556. E. R. Burroughs: The return of Tarzan.
„ 4557. G. Rhys: About many things.
„ 4558. R. Tagore: The home and the world.
„ 4559. R. Tagore: The gardener. Poems of love and life.
„ 4560. R. Tagore: Sadhana.
„ 4561. A. Bennett: Friendship and happiness and other essays.
„ 4562. E. R. Burroughs: Jungle tales of Tarzan.
„ 4563. R. Tagore: The wreck.
„ 4564. B. Shaw: Heartbreak house.

Swoboda, W., Lehrbuch der englischen Sprache für Mädchenlyzeen. III. Teil: A literary reader. 2. Aufl. von A. H. Brandeis und Th. Reitterer. Wien, Deuticke, 1916. Geb. Kr. 6,40. [Shakespeare beginnt. Im 17. und 18. Jahrhundert überwiegen die geschichtlichen Proben. Von Burke, dessen Bedeutung für die Literatur der Napoleonzeit immer stärker sich herausstellt, ist wenigstens eine Stelle aus 'The speech on conciliation with America' 1775 mitgeteilt. Pitt tritt wenig hervor, auch Coleridge und Keats; gute Stücke sind aus Childe Harold abgedruckt, namentlich die großen Stanzen über Rom aus dem 4. Gesang. Die Viktorianische Periode ist bis herab zu Kiplings 'Recessional' 1897 berücksichtigt; in den Anmerkungen wird Kipling als 'aggressive patriot' bezeichnet. Von Seeley ist recht verständig ein Geständnis über russische und indische Politik wiedergegeben — ohne Anmerkungen. Im amerikanischen Teil erfreut die Schilderung eines Ameisenkampfes aus Thoreau's Waldon. Der Verleger war auch nicht zu sparsam mit Abbildungen. Zur Lebensbeschreibung gehört das Porträt, und die Ansichten von W. Scotts Heimat erläutern seine Verse auch innerlich.]

Carlyle, Thomas, A faithful friend of Germany. Eine Auswahl aus C.s Schriften für den Jugendgebrauch, hg. von Johanna Bube. (Frz. und engl. Schulbibl., hg. von Pariselle und Gade. A. 202.) Leipzig, Renger, 1919. X, 79. Geb. M. 1,30. [Bismarcks Glückwunschbrief zu C.s 80. Geburtstag eröffnet die Einleitung. Die Biographie hat einen ähnlich warmen Ton; leider fehlt jeder Hinweis auf C.s Wirken im christlich-sozialen Sinne und Einwirken auf Dickens. Bei der Auslese seiner Schriften sind seine Briefe an Goethe und seine Urteile über Goethe in erster Linie berücksichtigt. Am ausführlichsten sind die Proben aus der Lebensbeschreibung des großen Friedrich; ungern vermißt man dabei das Kapitel über den Deutschorden. Der Brief an die 'Times' 1870 ist mit verdienter Breite wiedergegeben. Die Anmerkungen enthalten sich des Überflüssigen. Glücklicherweise fehlt die gewohnte Eselsbrücke — ein Gesamtwörterbuch des Englischen werden unsere höheren Schüler wohl noch zu gebrauchen lernen. Dem Büchlein ist möglichste Verbreitung zu wünschen.]

Lienig, M., The storyteller, being a collection of 34 serious and merry tales for young folks. Berlin, Flemming, 1921. 112 S. Wörterbuch dazu 43 S.

Romanisch.

Zeitschrift für romanische Philologie, hg. von A. Hilka. XLI, 3. 1921 [G. Rohlfs, Zur Erinnerung an Heinrich Morf. — P. Högberg, Seltene Wörter und Redensarten im Unterengadin. — F. Gennrich, Die beiden neuesten Bibliographien altfranzösischer und altprovenzalischer Lieder. — Vermischtes: H. Schuchardt, Röm. *bafa* = ital. *afa* 'Schwüle' — Frz. *cibaudière* — Südrom. *coca* 'Kuchen' — Lat. *eschăra* — Span. *¡polaina!* — Sard. *tirriolu* — *Tormentum, -turbo.* — L. Spitzer, Frz. *bègue* 'stotternd'. — G. Rohlfs, Frz. *biche*, ital. *biscia.* — L. Spitzer, Zu Kolsen, Dichtungen der Trobadors III, Zwei provenzalische Sirventese, Zu Kolsens 'Altprovenzalisches'. — Besprechungen: W. v. Wartburg, Eug. Lerch, Die Verwendung des romanischen Futurums als Ausdruck des sittlichen Sollens. — G. Gamillscheg, K. Sneyders de Vogel, Syntaxe historique du français]. XLI, 4 [K. Ettmayer, Brief an Karl Jaberg. — Angela Hämel, Der Humor bei José de Espronceda. — St. Hofer, Beiträge zu Kristians Werken. — C. Diculescu, Altgerm. Bestandteile im Rumänischen. — Vermischtes: J. Brüch, Die Entwicklung von *-us*, *-um* im Volkslatein. — D. Ţicèloiu, Zum Rumänischen. — † G. Baist, *Bigre*, *Met* und *Steinmetz.* — Besprechungen: G. Rohlfs, Gamillscheg und Spitzer, Die Bezeichnungen der Klette im Galloromanischen. — Bottigliani, Fonologia del dialetto imolese — Pascale, Il dialetto manfredoniano — Spoeri, Il dialetto della Valsesia. — O. Schultz-Gora, Appel, Provenz. Lautlehre. — A. Klein, Douglas-Bruce, The Composition of the Old French Prose Lancelot. — Fr. Beck, Palacios, La Escatologia Musulmana en la Divina Comedia — G. Boccaccio, Vita di Dante — Fr. di Capua, Note all' Epistola di Dante ai Cardinali italiani — Lora Francesco, Nuova interpretazione della 'Vita Nuova' di Dante — Scherillo, Dante, La Vita Nuova e il Canzoniere — Lambert, Dante Alighieri, Neues Leben. — W. Schulz, Mitteilungen aus Spanien. — H. Breuer, Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen, 139. Band]. XLI, 5 [E. Gamillscheg, Franz. Etymologien (zu S. 529: die Form *estuef* 'Schlagball' begegnet schon im 13. Jahrh., s. das III. von mir im Mussafia-Bande hg. Jeu-parti V. 52). — A. Kolsen, Altprovenzalisches (Nr. 9—13). — W. Meyer-Lübke, Beiträge zur roman. Laut- und Formenlehre. — K. Strecker, Ein neuer Dungal? — J. Brüch, Zur Entwicklung der betonten Vokale im Volkslatein. — Etymologien. — M. L. Wagner, Zu rum. *femeie* 'Frau', 'Gattin'. — V. García de Diego, Etymologiae hispanae notae. — D. Ţiceloiu, Zum Rumänischen. — † G. Baist, *Esligier*, *falca* — *gringoler* — Die Halle. — O. Schultz-Gora, Zur Pastorela des Gui d'Uisel *L'autrier cavalgava.* — Besprechungen: W. Meyer-Lübke, Schopf, Die konsonantischen Fernwirkungen: Fern-Dissimilation, Fern-Assimilation und Metathesis. — Fr. Beck, Barbi, Studi sul canzoniere di Dante — Studi danteschi diretti da Barbi. — J. N. Robinson, Windisch, Das keltische Britannien bis zu Kaiser Arthur. — W. v. Wartburg, Pauli, 'Enfant', garçon, 'fille' dans les langues romanes — Öhmann, Studien über die franz. Worte im Deutschen im 12. und 13. Jahrh. — Spitzer, Lexikalisches aus dem Katalanischen und den übrigen ibero-romanischen Sprachen. — H. Breuer, Ettmayer, Repetitorium zum Studium altfranz. Literaturdenkmäler. — E. Gamillscheg, v. Wartburg, Zur Stellung der Bergeller Mundart zwischen dem Rätischen und dem Lombardischen. — W. Wurzbach, Teatro antiguo español. Textos y estudios. III. Luis Vélez de Guevara, El rey en su imaginacion. — K. Voßler, Rivista di Cultura].

The Romanic Review, ed. by H. A. Todd and R. Weeks. VII, 3 july—september 1915 (s. Archiv 135, 472) [Margaret D. Meredary, Stanza-linking in the middle english verse. — A. C. L. Brown, On the origin of Stanza-linking in english allitterative verse. — P. H. Ureña, El primer libro de Escritor americano. — J. M. Berdan, The influence of the medieval latin rhetorics on the english writers of the early renaissance. — J. P. W. Craw-

ford, Notes on the poetry of Hernando de Acuña. — J. P. W. Crawford, Notes on the sonnets in the spanish Cancionero general de 1554. — Miscellaneous: Katharine W. Parmelee, The mohammedan crescent in the romance countries. — H. R. Lang, A correction. — H. R. Lang, A propos of provençal 'affron' (s. VII 177). — E. H. Tuttle, Etimolojic notes. — Reviews. — Notes and news]. VII, 4, october—december 1916 [J. B. de Forest, Old french borrowed words in the old Spanish of the twelfth and thirteenth centuries with special reference to the 'Cid', Berceo's poems, the 'Alexandre' and Fernan González. — Alma de L. le Duc, Gontier Col and the french Pre-Renaissance. Part first: Official and diplomatic career. — R. E. House, A Study of Encina and the 'Egloga interlocutoria'. — Reviews. — Notes and news. — Obituary]. VIII, 1, january—march 1917 [La vie de Saint Eustache par Pierre de Beauvais ed. J. R. Fischer. — O. F. Emerson, The old french diphtong *ei* (*ey*) and middle english metrics. — S. Gr. Marley, Color symbolism in Tirso de Molina. — Miscellaneous: Aur. M. Espinosa, Synalephe in old spanish poetry. — Reviews. — Notes and news. — Obituaries]. VIII, 2, april—june [R. L. Hawkins, The friendship of Jos. Scaliger and Français Vertunien I—II. — Alma de L. le Duc, Gontier Col and the french Pre-Renaissance II. — A. J. Carnoy, Adjectival nouns in vulgar latin and early romance. — R. Sh. Loomis, The Tristan and Perceval Caskets. — A. St. Cook, Chauceriana I. — Reviews. — Obituary]. VIII, 3, july—september [H. R. Lang, Notes on the metre of the Cid III. — E. H. Strich, Lope de Vega and the praise of the simple life. — Alma de L. le Duc, Gontier Col and the french Pre-Renaissance II. — R. L. Hawkins, The friendship of Jos. Scaliger and François Vertunien IV. — J. L. Gerig, Advanced degrees and doctoral dissertations in the Romance languages at the John Hopkins University. A survey and bibliography. — Reviews. — Obituary]. VIII, 4, october—december [A. St. Cook, Chauceriana II. — J. L. Lowes, Chaucer's Boethius and Jean de Meun. — H. L. Lang, Notes on the metre of the poem of the Cid III, 2. — H. E. Allen, The Manuel des Pechiez and the scholastic prologue. — A. St. Cook, Dante, Purgatorio 22, 67—9. — E. H. Tuttle, Hispanic notes. — Review].

Roethe, G., Gedächtnisrede auf Heinrich Morf. Sitzungsberichte der Preußischen Akademie der Wissenschaften XXXIII, 1921. Sitzung vom 30. Juni. 8 S. [Wir erhalten hier eine sehr treffende Kennzeichnung und wirklich objektive Würdigung der Forschertätigkeit von H. Morf. Aus der Feder eines Germanisten geflossen, setzt sie den Romanisten in nicht geringes Erstaunen durch die gute Orientiertheit auf dem anderen Gebiete und durch die Sicherheit des Urteils. Die letzten beiden Seiten sind dem Verhältnis von M. zur Schweiz und Frankreich und seiner Stellungnahme beim Ausbruch des Krieges sowie den trüben Erfahrungen gewidmet, die er da im Verlaufe desselben machen mußte; wenn sie uns auch nichts Neues sagen, so hat doch der markige und zugleich warme Ton der Darstellung etwas Wohltuendes und Erhebendes. Ein Satz der gediegenen und geistvollen Gedächtnisrede verdient es, besonders herausgehoben und wiedergegeben zu werden (S. 2): 'Daß der rechte Philologe zugleich Linguist und Literarhistoriker sein und daß ein einseitiger Betrieb nur der neueren Literatur zur ästhetischen Verflachung führen müsse, das hat er stets betont, obwohl diese Doppelseitigkeit an den Vertreter aller romanischen Sprachen und Literaturen ganz andere Anforderungen stellt als etwa an den deutschen Philologen, der wahrlich kein Recht hat, sich auf ein paar Jahrzehnte oder auch Jahrhunderte neuerer deutscher Literatur bequem und eng zu beschränken.']

Brüch, J., Die Stämme *barr-*, *bar-* im Romanischen. S.-A. aus 'Wörter und Sachen' VII, 149—171 (1921). [Eine gründliche und lehrreiche Abhandlung, an deren Schluß man nur gern eine kurze, übersichtliche Zusammen-

fassung der Ergebnisse der ganzen vielverschlungenen Untersuchung gefunden hätte. Als besonders interessant sei das über den franz. Ortsnamen 'Bar' (S. 164 f.) Vorgetragene erwähnt. Wenig glaublich erscheint es, daß prov. *bart* eine Rückbildung aus **bardicum* = παρδαχόν 'das Nasse' (S. 169) sein soll (wie ist übrigens prov. *barta* 'Gestrüpp' zu beurteilen?). Afrz. *barisel* kann doch nicht von einem **baric-ellu* kommen (S. 168), sondern wird ein **barilicellum* zur Grundlage haben; s. meine 'Zwei altfrz. Dicht.' zu II 397. S. 164 l. *Rainol d'At* statt *Raynolds d'Apt.*]

Französisch.

Zeitschrift für französische Sprache und Literatur, hg. von D. Behrens, XLVI, 3 u. 4, 1921 (s. Archiv 141, 321, wo XLVI statt XLV zu schreiben ist) [Abhandlungen: A. Streuber, Die griechische und lateinische Sprache und ihr Lehrverfahren im französischen Unterricht des 16. bis 18. Jahrhunderts. — St. Hofer, Der Einfluß des höfischen Epos auf das Volksepos. — E. Gamillscheg, Chrestien li Gois.[1] — W. v. Wurzbach, Studien zu Alexander Dumas fils. — F. Gennrich, Zur Rhythmik des altprovenzalischen und altfranzösischen Liedverses. — W. Meyer-Lübke, Franz. *garant*; prov. *ronsar*. — Referate und Rezensionen: V. Klemperer: H. A. Korff, Voltaire im literarischen Deutschland des 18. Jahrhunderts. — A. Hilka, Le Roman de Renart le Contrefait ed. G. Raynaud et H. Lemaître. — M. v. Wartburg, M. Niedermann, Essais d'étymologie et de critique verbale latines. — A. Schulze, Mitteilungen aus der Königlichen Bibliothek, IV. Kurzes Verzeichnis der romanischen Handschriften].

Zenker, R., Forschungen zur Artusepik. I. Ivainstudien. H. 70 der Beihefte zur Zeitschrift für romanische Philologie. Halle, Niemeyer, 1921. XXVIII, 365 S. M. 60. [Die bedeutsame Publikation zerfällt in zwei Abschnitte: 1. Die sagengeschichtlichen Quellen der Ivaindichtung. 2. Chrétiens Ivain in seinem Verhältnis zu dem kymrischen Mabinogi von Owein und Lunet. Der Anhang 'Zur Komposition des Ivain' bringt eine Kritik des in der Zs. 39 erschienenen Aufsatzes von Elise Richter, 'Die künstlerische Stoffgestaltung in Chrestiens Ivain'. Der Hauptnachdruck liegt auf dem zweiten Abschnitt, und man darf nunmehr auf Grund der sehr eingehenden und fesselnden Untersuchung als gesichert ansehen, daß W. Förster sich geirrt hat, d. h. das Mabinogi beruht nicht auf Crestiens Ivain, sondern beide gehen auf eine gemeinsame Quelle zurück, mithin ist Chrétien nicht der Schöpfer des Artusromans gewesen. Welcher Art jene gemeinsame Quelle gewesen, ist eine andere Frage, die Z. nicht behandelt und deren Lösung der späteren Forschung vorbehalten bleibt. Zu S. 105, A. 3 sei bemerkt, daß ganz mit Recht bei V. 386 die Lesart von V *uns bacins d'or* bevorzugt und das von Förster im kl. Ivain beanstandete *soir ne matin* des voraufgehenden Verses in Schutz genommen wird, nur hat Z. nicht beachtet, daß das gleiche schon Fr. Huck in Zs. XXXVIII, 352 ff. getan hat, der *soir ne matin* als in dem geforderten Sinne häufig begegnend nachweist. Dagegen kann man nicht zustimmen, wenn Z. S. 159, A. 4 meint, daß in dem Gedichte Magrets, das den Golfier de las Tors und seinen Löwen erwähnt (ed. Naudieth S. 118), 'Alles in Ordnung sei, wenn es der *senhor* wäre, der mit dem Löwen verglichen werde, und nicht die Dame', denn dem widerspricht zu sehr der ganze Tenor von Str. 1. S. 158 schreibe *Quan* statt *Qu'anc*.]

Kristian von Troyes, Cligès. Textausgabe mit Variantenauswahl, Einleitung und Anmerkungen hg. von W. Förster (Roman. Bibl. Nr. 1). Vierte verkürzte Auflage besorgt von A. Hilka. Halle, Niemeyer, 1921. LXVIII,

[1] G. hat ganz meine Ausführungen in Zs. f. rom. Phil. XXXVII, 234—6 übersehen; wer diese aufmerksam (vgl. Archiv 133, 254) gelesen, braucht m. E. nicht nach einer neuen Deutung von *li gois* zu suchen.

224 S. M. 22. [Diese verkürzte Neuausgabe ist gewiß dankenswert, nur erscheint es fraglich, ob den Interessen der Studierenden nicht besser gedient worden wäre, wenn H. das Glossar beibehalten hätte, denn es trifft doch kaum zu, was in der Vorrede bemerkt ist, daß sich das Kristian-Wörterbuch 'in aller Händen befindet'. Bedenklich erscheint auch die Unterdrückung von Abschnitt 7 und 8 der Einleitung; eher konnte m. E S. I bis LXXVI fortgelassen werden. Das Ganze wäre bei einem solchen Verfahren nicht umfangreicher ausgefallen. H. sagt, daß er einschneidende Änderungen nicht vorgenommen hat, doch hätte man gern kenntlich gemacht gesehen, wo überhaupt Änderungen vorliegen. Hier und da vermißt man die bessernde und ergänzende Hand, so bei mancher der Anmerkungen, so auch S. IX, A. 1, wo von der 'Philomena' die Rede ist und wo zu berücksichtigen war, was ich in der Besprechung der Ausgabe von de Boer in Zs. 38, 234 ff. gesagt habe; denn wenn Förster, Kristian von Troyes S. 27* bemerkt, es müßte doch *Cr.* [*li*] *Ligois* lauten, so sind ihm die von mir S. 235 beigebrachten, den artikellosen Gebrauch beweisenden Belege entgangen. F. Schulze auf S. LXVIII anstatt A. (= Alfred) Schulze ist stehengeblieben.]

Voretzsch, K., Altfranzösisches Lesebuch zur Erläuterung der altfranz. Literaturgeschichte. Sammlung kurzer Lehrbücher der rom. Sprachen und Literaturen, hg. von K. Voretzsch, Bd. VII. Halle, Niemeyer, 1921. XI, 210 S.

Klemperer, V., Einführung ins Mittelfranzösische (Teubners Philologische Studienbücher). Leipzig und Berlin, Teubner, 1921. M. 24.

Beiträge zur Kenntnis der altfranzösischen hagiographischen Literatur. Band I. Gautier de Coincys Christinenleben nach den beiden Hss. zu Carpentras und Paris zum ersten Male mit Einleitung, dem lateinischen Text der Acta Urbevetana, Anmerkungen und Glossar hg. von A. C. Ott. Erlangen, Junge, 1922. CLXXVI, 350 S. M. 90.

Winkler, E., Nachwort zum Roman von der Rose des Guillaume de Lorris, übersetzt von Fährmann-Gregor. Wien, Missionsdruckerei, 1921. XVI S. 4°. [Eingehende und treffende Charakteristik des ersten Teils des Rosenromans mit kurzer Kennzeichnung auch des zweiten, so grundverschiedenen. Zu der Wiedergabe der Verse 3958—70 konnte bemerkt werden, daß sie nicht nur frei, sondern zum Teil auch unrichtig ist.]

François Villon, Lais, poésies diverses, ballades en jargon, herausg. von W. Mulertt. Leipzig, Insel-Verlag. Pandora Nr. 47 (o. J.). 94 S.

Lorck, E., 'Die erlebte Rede'. Eine sprachliche Untersuchung. Heidelberg, Carl Winters Univers.-Buchhandlung, 1921. 79 S. M. 9. [Die interessante kleine Schrift lehrt, daß sprachpsychologische Untersuchungen, die von einem Philologen mit Umsicht angestellt werden, sehr fruchtbar ausfallen können. Es handelt sich hier nur um eine stilistische Erscheinung, aber sie wird von allen Seiten beleuchtet und erfährt eine durchaus zufriedenstellende Deutung, so daß wir damit wirklich einen sicheren Schritt vorwärts gekommen sind. Ganz richtig wird S. 22 als ältestes Beispiel der 'erlebten Rede' ('vom Schriftsteller als sein Erlebnis vorgeführte Denkakte seiner Personen') V. 16 der Eulalia *Melz sostendreiet les empedementz* ... namhaft gemacht. Als das zeitlich nächste Beispiel stellt L. Karlsreise V. 233 hin; das ist freilich ein kleiner Irrtum, denn das zweitälteste steht in der Passion V. 116: *Per epsa mort nol gurpira.* Weniger erfreulich wirkt ein am Schluß angehängter Brief an einen Kollegen.]

v. Wartburg, W., Französisches Etymologisches Wörterbuch. Eine Darstellung des galloromanischen Sprachschatzes. Lieferung Nr. 1 (*a* — **amaitja*). Bonn und Leipzig, K. Schröder, 1922. XXXI, 80 S. Gr.-8°. M. 30. [Hier liegt ein bedeutendes Unternehmen vor, dem man nur den besten Fortgang wünschen kann. Es soll 'eine Darstellung all des Sprachgutes werden, das seit dem Zerfall des römischen Reiches auf dem Boden

Frankreichs und der angrenzenden Gebiete französischer oder provenzalischer Zunge gelebt hat'. Man muß den Mut bewundern, mit dem v. W. an die gewaltige Aufgabe herangetreten ist; die umfassende Kenntnis des in den Dialekten ruhenden Wortschatzes, die sich schon in der 1. Lieferung kundtut, wird sie gewiß erleichtern, und die Sorgfalt im einzelnen flößt Vertrauen ein, nur bleibt dem Zweifel Raum, ob die Zeit schon gekommen ist, und ob bei den heute zu stellenden Ansprüchen eine Kraft dazu ausreichen kann. Die literarische Sprache erscheint gegenüber den Dialekten etwas stiefmütterlich behandelt. Inwieweit Urkundenmaterial herangezogen ist, ersieht man aus der Einleitung nicht. Schon die genaue Durchprüfung des REW., die Ausfüllung seiner französischen Lücken sowie die sorgsame Berücksichtigung und Erwägung alles dessen, was von vielen Gelehrten zu jenem Wörterbuch beigebracht worden ist, stellt allein eine große Arbeit dar. Diese scheint mir nicht recht geleistet zu sein, wie z. B. einerseits die Artikel *ab, ab hoc, abominari, ad id ipsum, *alixa*, andererseits das Fehlen von apr. *aulanha* (zu **abellanea*), afrz. *ait* (zu *actus*), apr. *aussens* (zu *absinthium*), apr. *acesmar* (zu **accismare*), afrz. *aubain* 'weißes Pferd', **affigicare* > afrz. *affichier*, apr. *acoindamen* (unter *accognitus*), afrz. *asmer* neben *esmer* < *aestimare*, afrz. *alise* (*lise*) beweisen mögen. Es wird **accognitio* angesetzt, das ein afrz. *acoinson* ergeben haben soll, und dabei auf REW. Nr. 78 sowie auf Thomas in Romania 40, 105 verwiesen; nun hat aber am letzten Orte Thomas gerade gefragt, wo *acoinson* belegt sei, und dasselbe hatte ich gleichzeitig in den Indogermanischen Forschungen XXXIII, 5. Heft und Anzeiger S. 41 getan. Ein altprov. *albe* existiert nicht; der Hinweis auf Romania VI, 137 beruht auf einem Mißverständnis dessen, was Chabaneau dort gesagt hat.]

Schurter, H., Die Ausdrücke für den Löwenzahn im Galloromanischen. Mit einer Karte. Sprachgeographische Arbeiten Nr. 2. Halle, Niemeyer, 1921. VIII, 131 S. M. 14.

Stephan, G., Die Bezeichnungen der 'Weide' im Galloromanischen. Mit zwei Karten. Gießen, Selbstverlag des Romanischen Seminars, 1921. 70 S. M. 13.

Kocher, Frieda, Reduplikationsbildungen im Französischen und Italienischen. Aarau, Sauerländer u. Co., 1921. 134 S. Gr.-8°. [Sorgsame und reichhaltige Schrift mit guter Materialanordnung und fast immer zutreffender Beurteilung. Sie zerfällt in zwei Kapitel: I. Kindersprachliche Doppelungen (1. Einleitung; 2. Darstellung des Materials; etymologische Erklärungsversuche; 3. Eigenschaften der kindersprachlichen Reduplikation; 4. Entstehungsbedingungen); II. Erwachsensprachliche Doppelungen (mit ähnlicher Einteilung). Es ist ganz richtig, wenn es S. 57 zur Erklärung der Mehrdeutigkeit bei Kinderwörtern heißt, daß es sich 'dabei um das Zusammenwirken affektiver und assoziativer Faktoren handelt, keineswegs aber um Übertragung und Verallgemeinerung im Sinne bewußter logischer', nur stimmt nicht recht dazu, wenn kurz vorher gesagt wird, 'Sterns vermittelnde Stellungnahme scheint mir den Erscheinungen, insofern sie sich überhaupt beobachten lassen, gerecht zu werden', während doch Meumanns Auffassung zu Recht besteht. Daß für schriftsprachliches *méli-mélo* (Sachs gibt übrigens an erster Stelle *méli-méla*) der Ausgangspunkt afrz. *mélis* sei (S. 109), ist wenig wahrscheinlich, da afrz. *meslis* nur spärlich bezeugt ist und in der Schriftsprache nicht blieb. Verfasserin scheint *cancan* mit Sicherheit als aus der Kindersprache genommen anzusehen, wiewohl sie es nur einmal aus dem Patois der Côte d'or belegt, aber dann war doch ein Wort zu der üblichen Herleitung von *quamquam* (Littré; Dict. gén.; REW. hat es gar nicht) zu sagen. Auch das familiäre Italienisch kennt *uccello* in der Bedeutung des *oiseau* des Pariser Argot (S. 21). S. 18 vermißt man *Pippo* < *Filippo*. S. 2 konnte vermerkt werden, daß Diezens Aufsatz 'Gemination und Ablaut im Romanischen' auch bei Breymann, Kleinere Arbeiten von Diez, zu finden ist.]

Witthoff, Johanna, Das Motiv des Zweikampfes zwischen Vater und Sohn in der französischen Literatur. Bonner Diss., 1921. 68 S.

Le Purgatoire de Saint Patrice du Ms. de la Bibl. nat. f. fr. 25545 p. pour la première fois p. Marianne Mörner. Lund, Gleerup, 1920. Lunds Universitets Årsskrift. N. F. Avd. 1. Bd. 16 No. 4. XXVII, 61 S. Kr. 4. [Die hier dargebotene, aus dem Ende des 13. Jahrhunderts stammende Version ist eine ziemlich freie Übersetzung des 'Tractatus de Purgatorio S. Patricii' des Heinrich von Saltrey (zwischen 1180 und 1190). Der ungenannte Verfasser von sehr mäßiger Begabung stammte aus dem Osten. Die Einleitung der Herausgeberin orientiert gut über alle in Betracht kommenden Fragen. Der Text bietet nur geringe Schwierigkeiten, die in den Anmerkungen zur Besprechung kommen. V. 8 schreibe *qu'oÿ*. Nach *perdus* 283 besser ein Komma als ein Semikolon. Die kühne Wortstellung 175 sowie das nicht häufige *se que* 358 für *si que* (vgl. Auc. 40, 26) konnten angemerkt werden. Das *que* 245 ist doch nicht eigentlich final (s. Anm.), es liegt vielmehr eine Einschärfung vor: er solle das Purgatorium nicht betreten. Eine Wiederholung von *dire* in solchem Falle wie 409—12 (s. Anm.) ist auch in anderen Texten recht gewöhnlich. Bei der an sich richtigen Deutung von 534—7 bleibt immerhin das *au pis* noch erklärungsbedürftig.]

Les Proverbes de bon enseignement de Nicole Bozon p. pour la première fois p. A. Chr. Thorn. Lund, Gleerup, 1921. Lunds Universitets Årsskrift. N. F. Avd. 1. Bd. 17 No. 4. IV, 64 S Kr. 5. [In der gründlichen Einleitung erfahren wir das Nötige über Autorschaft (die des Bozon kann kaum zweifelhaft sein), Abfassungszeit (wahrscheinlich Ende des 13. Jahrhunderts), Herkunft der zugrunde liegenden lateinischen Sprichwörter und die 9 Hss., die uns den französischen Text überliefern, während für Sprache und Metrik auf die Ausgaben anderer Werke Bozons durch P. Meyer und Vising verwiesen wird. Einen kritischen Text der mehr als hundert 'Proverbes', d. h. moralischer Sentenzen, erhalten wir nicht, vielmehr sind 2 Hss. S (Oxford) und R (London) nebeneinander unter Angabe der Varianten der anderen Hss. abgedruckt. Die Folge davon ist mehrfach nicht Verständliches, für dessen Deutung viel mehr geschehen mußte, als es in den äußerst knapp gehaltenen Anmerkungen der Fall ist, s. z. B. Nr. 64, wo der lat. Text offenbar mißverstanden worden und wo nur Hs. H für die beiden ersten Zeilen das Richtige bringt. Ganz eigentümlich und zu tadeln ist die äußere Behandlung des Textes, der einen Zwitter von diplomatischem und zurechtgemachtem Text darstellt. Selbst in der Interpunktion ist keine Gleichmäßigkeit zu erkennen, sonst könnten nicht so viele unerläßliche Zeichen fehlen. Streiche Nr. 46 c, 2—3 Komma nach *eslu* und setze eins nach *prelat*; 47 b, 2—3 Punkt nach *cesser* und Komma statt Punkt nach *charité*; 61 b, 3 Komma statt Punkt; 69, 4 schreibe *Qu'est devenu* statt *Ou est d.* und setze Fragezeichen nach *papelard*; 70 *estoré* statt *estore*; 77, 3 Komma nach *pert* und Komma fort nach *gain*; 78, 2 Punkt nach *hounte*. Zweifellos hat für 24, 3 Hs. S das Richtige (s. S. 55). Auch das Glossaire, das mehrfach ein glossaire-index ist, überrascht durch einiges: es wird *adroit* und *aleger* (s. *leger*) wie im Texte geschrieben, während doch *a dr.* und *a l.* gemeint ist. Bei *deuier* hat man sich *denier* < *denegare* zu denken, bei *ambedeu* ein *amende*. Für *lier*, *desmarier*, *simple* war Bedeutungsangabe nötig, da der Zusammenhang einen anderen Sinn als den gewöhnlichen verlangt. 'Jaloux' für *gelous* 18, 2 paßt nicht; es muß hier 'besorgt' heißen, ebenso wie 51, 1 (R). 'Détester' unter *reveler* ist zu streichen. Schreibe 'seul' unter *soul* für 'seulement', denn letzteres verbietet der Text. *Perçus* 'frappé' ist falsch aufgefaßt; es ist *perçus* = *pereçus* 'träge'. Es fehlt *cost* 39 b, 2.]

Hankiss, J., Philippe Néricault Destouches, l'homme et l'œuvre. Debreczen, Hegedüs et Sándos, 1920. 443 S.

Friedmann, W., Molières Leben und Werke. S.-A. der Einleitung zu Molières sämtlichen Werken, hg. von Neresheimer. Berlin, Propyläen-Verlag, 1921. 118 S.

Burton, J. M., Honoré de Balzac and his figures of speech. Elliott Monographs in the Romance languages and literatures, ed. by E. C. Armstrong, No. 8. Princeton-Paris, 1921. 98 S.

Küchler, W., Ernest Renan der Dichter und Künstler. Brücken Nr. V. Gotha, Perthes, 1921. 213 S. M. 70.

Quiehl, K., Französische Aussprache und Sprachfertigkeit. 6. Auflage. Leipzig und Berlin, Teubner, 1921. 220 S. [Von diesem bewährten Buche ist im Archiv schon wiederholt die Rede gewesen, so Bd. 103, 249; 117, 236; 129, 531; trotzdem werden wir noch in einer besonderen Besprechung auf dasselbe zurückkommen.]

Pauli, J., Contribution à l'étude du vocabulaire d'Alphonse Daudet. Lund, Gleerup, 1921. Lunds Universitets Årsskrift. N. F. Avd. 1. Bd. 16 No. 6. XI, 108 S. Kr. 6. [Vorliegende sorgfältige Arbeit, die sämtliche Werke Daudets ausbeutet, fügt der Liste, welche Frl. Burns, La langue d'Alphonse Daudet (1916) gegeben hat, gegen 700 Wörter hinzu, und zwar nur solche, die sich weder im Akademie-Wörterbuch noch bei Littré oder im Dict. gén. finden. Über *loulou* (S. 27) trägt jetzt Frieda Kocher, Reduplikationsbildungen S. 69 eine andere Ansicht vor. In den ersten beiden zu *plus que ça* beigebrachten Beispielen (S. 50) ist doch der Sinn kein ironischer. Das zu *sprichtaille* (S. 77) Bemerkte ist ohne weiteres nicht verständlich.]

Strohmeyer, Fr., Französische Grammatik auf sprachhistorisch-psychologischer Grundlage. Teubners philologische Studienbücher. Leipzig und Berlin, Teubner, 1921. 298 S. Geb. M. 16.

Strohmeyer, Fr., Französisches Hilfsbuch für Studierende. Aufgaben mit Lösungen zur französischen Grammatik auf sprachhistorisch-psychologischer Grundlage. Leipzig und Berlin, Teubner, 1921. 100 S. M. 12.

Krüger, G., Französische Synonymik Lief. 7—9 (säen — vernünftig). Dresden und Leipzig, C. A. Koch, 1921. S. 625—912 (s. Archiv 142, 316).

Francillon, C., Französisches Übungsbuch (Sammlung Göschen). Berlin und Leipzig, Verein. wiss. Verleger, 1921. 130 S. M. 6.

Otto-Seitz, Französisches Konversations-Lesebuch I. 12. Aufl. Heidelberg, J. Groos, 1921. IX, 344 S.

Englische und französische Schriftsteller der neueren Zeit. Bd. 76: Contes et légendes pour la jeunesse, Ausgabe A, ausgew. und erkl. von R. Neumeister. Berlin, Fleming & Wiskott, 1921. 47 S. Dazu Wörterbuch.

Provenzalisch.

Der Trobador Elias Cairel, hg. von Hilde Jaeschke. Romanische Studien, hg. von Ebering, Heft 20. Berlin, Ebering, 1921. 223 S. [Sorgsame und nutzbringende Ausgabe des Trobadors aus Sarlat, der unter seinen Sangesgenossen eine achtbare Stellung einnimmt, in Form und Stil seiner Lieder manches Eigenartige aufweist und durch die vielen politischen Anspielungen auch den Historiker interessieren muß. Frl. J. hatte schon 1918 einen ersten Teil der Arbeit, der die Lebensnachrichten behandelte, erscheinen lassen; ich habe darüber im Archiv 137, 269 berichtet. Nunmehr erhalten wir den Text der 14 Gedichte nebst eingehenden Anmerkungen. Auf diesen Teil komme ich an anderem Orte zurück und möchte hier nur lobend hervorheben, daß dem Gedankengang innerhalb der einzelnen Strophen sowie der Gedankenverbindung zwischen den Strophen besondere Aufmerksamkeit geschenkt worden ist. In den Anmerkungen hätte mancher Raum durch Nichtberücksichtigung der Publikation von Lavaud gespart werden können.]

Mulertt, W., Über die Frage nach der Herkunft der Trobadorkunst. S.-A. aus den Neuphilologischen Mitteilungen, hg. vom Neuphilol. Verein in Helsingfors, XXII (1921). 25 S. [Nach den Abhandlungen von Burdach und Singer ist es erwünscht, nun auch wieder Stimmen von Romanisten über die so schwierige Frage des Ursprunges der Trobadorlyrik zu vernehmen. Auch Pillet hat in der Neuphilol. Sektion der 53. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner über dasselbe Thema gesprochen; s. den Teubnerschen Druck dieser Verhandlungen von 1922, S. 60. M. findet, daß ein paar sehr bemerkenswerte Übereinstimmungen zwischen der arabischen Dichtung und der Trobadorpoesie unleugbar vorhanden sind, es ihm aber 'trotz allem' ein Zusammenhang zwischen Ost und West nicht wahrscheinlich. Wenn er dann weiter meint, daß Burdach sich mit Voßlers Ansicht hätte auseinandersetzen sollen, so ist zu bemerken, daß, soweit jene Ansicht sich einigermaßen deutlich darstellt, wenigstens ein Punkt darin von vornherein mit Entschiedenheit abzulehnen ist, nämlich daß sich bei Wilhelm IX. noch richtig Volksliedmäßiges finden lasse. S. 14 ist 'Bernart von Ventadorn' statt 'Peire Vidal' einzusetzen, denn letzterer hat zunächst die herrliche Provence überhaupt und nicht eigentlich die Geliebte im Sinne, wenn er sagt, daß er die Luft einsaugt, die er von daher wehen fühlt; s. V. 8—11 von Nr. 17 der Ausgabe von Bartsch.]

Levy, E., Provenzalisches Supplement-Wörterbuch. Berichtigungen und Ergänzungen zu Raynouards Lexique Roman. Fortgesetzt von C. Appel. 37. Heft (*toler — trasfoguier*). Leipzig, Reisland, 1921. S. 257—384. — 38. Heft (*trasforar — trufar*). Leipzig, Reisland, 1922. S. 385—512.

Italienisch.

Wagner, M. L., Das ländliche Leben Sardiniens im Spiegel der Sprache. Kulturhistorisch-sprachliche Untersuchung. 'Wörter und Sachen', Beiheft 4. Heidelberg, Carl Winters Univ.-Buchh., 1921. XVI, 206 S. 4°, mit 110 Abbildungen. M. 80. [Die Gediegenheit des Inhalts ist der Schönheit der Ausstattung dieses Buches würdig, zu dem die Materialien schon seit der ersten Reise des Verfassers in Sardinien (1904) gesammelt wurden, und das mit Unterstützung der Rudolf-Virchow-Stiftung gedruckt worden ist. W., dem wir schon so viele Beiträge zum Sardischen verdanken, erfreut uns hier wieder durch die Gründlichkeit des philologischen Wissens und die Sicherheit der Methode, der sich noch eine umfassende Kenntnis der 'Sachen' zugesellt. Die 'Abstecher ins Volkskundliche und Ethnologische', die ebenfalls auf fester Grundlage ruhen, sind sehr erwünscht und verleihen dem Ganzen einen besonderen Reiz. In 14 Kapiteln wird uns so ziemlich das gesamte ländliche Leben Sardiniens, wie es sich in den betreffenden Ausdrücken der Sprache spiegelt, vorgeführt, wobei naturgemäß das Schwergewicht auf die primitive sardische Kultur gelegt ist. Die zahlreichen Abbildungen tragen zur Belebung und zum Verständnis bei. Nur ganz vereinzelt bleiben trotz Bild oder Beschreibung oder beider kleine Unklarheiten für die Anschauung des Lesers zurück, so hinsichtlich der Flachsbreche (S. 74), des Aufknäuelns der Wolle (S. 130), des sardischen Sattels (S. 96). Bei der Herleitung der Wörter, wo nicht wenig Eigenes geboten wird, geht W. mit löblicher Vorsicht zu Werke. Zu log. *alabares* heißt es S. 96 = *alăpa* ... *ale*; was dies ... *ale* bedeuten soll, erscheint mir auch durch die Hinweise in der Anmerkung nicht geklärt. Überhaupt dürfte diese Etymologie nicht so sicher sein, wie W. sie hinstellt. Prov. *merga* heißt freilich etwas anderes als lat. *melca*, aber bei frz. *mègue* ist das doch nicht der Fall (S. 124, A. 2).]

Dante Alighieri, Lyrische Gedichte. Unter Zugrundelegung von Witte-Kannegießer herausgegeben und mit Einleitung und Anmerkungen versehen von B. Wiese. Leipzig, Reclam, 1921. 69 S. — Ders., Das neue Leben, hg. von B. Wiese. Leipzig, Reclam, 1921. 73 S.

Deutsches Dante-Jahrbuch. VI. Band, herausg. von H. Daffner. Jena, Diederichs, 1921. 148 S. [F. Kampers, Dantes Beziehungen zur Gnosis und Kabbala. — E. Krebs, Die Unentschiedenen (Inf. III, 37—42). — F. Könen, Dante und Pier Damiano. — W. Scherer, Dantes pädagogische Bedeutung. — Johann Georg, König Johann von Sachsen und die Danteforschung seit 100 Jahren. — H. Daffner, Josef Kohler †. — Italienische Gedichte an Dante, deutsch von Bettina Jacobson. — H. Daffner, Dante in der Musik. — Ergänzung zu S. Hellers Paradiesübersetzung. — H. Daffner, Bücherschau].

Friedmann, W., Dante. Gedächtnisrede. Leipzig, Meiner, 1921. 23 S.

Auerbach, E., Zur Technik der Frührenaissance-Novelle in Italien und Frankreich. Heidelberg, Carl Winter, 1921. 66 S.

Olschki-Keins, Elvira, Italienisches Lesebuch. Anthologie der italienischen Prosa vom Mittelalter bis zur Neuzeit. Heidelberg, J. Groos, 1921. VIII, 234 S.

Chroust, Giovanna, Saggi di letteratura italiana moderna. Da G. Carducci al faturismo. Con note biografiche, bibliografiche e dichiarative. Abt. 1. Würzburg, Rabitzsch & Monnich, 1921. 152 S. M. 12. — Abt. 2. 154—280 S. 1921. M. 10.

Spanisch.

Revista de filología española. Directór: Ramón Menéndez Pidal, Paseo de Recoletos 20. VIII, cuaderno 1°, Enero—Marzo 1921 [A. Castro, Unos aranceles de aduanas del siglo XIII. — T. Navarro Tomás, Historia de algunas opiniones sobre la cantitad silábica española. — Miscelánea: L. Spitzer, *Arribata*. — S. Gili, Una nota para las 'Cantigas'. — E. Buceta, Sobre una paronomasia en Gonzalo de Berceo. — Notas bibliográficas. — Bibliografía. — Noticias].

Zauner, A., Altspanisches Elementarbuch. Zweite umgearbeitete Auflage. Heidelberg, Carl Winters Univers.-Buchh., 1921. XII, 192 S. M. 18. [Diese Auflage unterscheidet sich sehr vorteilhaft dadurch von der ersten, daß vom Lateinischen ausgegangen wird, so daß ein für den Anfänger wirklich brauchbares Buch entstanden ist. Auch die Vermehrung der Texte von 11 auf 18 ist zu begrüßen. Überall gewahrt man Sorgfalt, Genauigkeit und Überlegtheit; ingleichen sind die Stoffbeschränkung und die kurze Ausdrucksweise zu loben, doch hätte über *-ito, -ita* etwas gesagt werden sollen, und einfaches *quien sabe* = **quien-t-sabe* (S. 30) ist ohne weiteres nicht verständlich. Im einzelnen bleibt noch für ein paar Wünsche Raum. Die Behandlung der Konsonanten könnte eine übersichtlichere sein. Die Texte sind chronologisch angeordnet; dadurch kommt der schwerste Text, der des 'Mio Cid', an den Anfang, was nicht gerade ermunternd wirkt. Daß auch jetzt ein Gesamtwörterverzeichnis fehlt, ist zu bedauern. Warum soll *fiero* 4a, 34 'stolz', 'erhaben' heißen und nicht vielmehr 'beschwerlich'; vgl. 9, 47. Wie sind die Fragezeichen 2, 30 und 35 zu verstehen? Komma nach *quisiessedes* (4b, 2), nach *huerto* (4b, 15), nach *abenidas* (5b, 21), Semikolon nach *pusto* (2, 110). Schreibe *una* statt *un* 2, 93.]

Tirso de Molina, Comedia del burlador de Sevilla y convidado de piedra, hg. von A. Hämel. Bibliotheca Romanica 272, 273. Straßburg, Heitz [1921]. V, 106 S. [Dankenswerter Neudruck der schwerlich von Tirso herrührenden Komödie, welcher in der Hauptsache der älteste auf der Berliner Bibliothek befindliche Druck von 1630 zugrunde liegt. In der kurzen, aber inhaltreichen Einleitung werden die verschiedenen Ausgaben aufgezählt und die einzelnen zur Anwendung kommenden Metra zusammengestellt. Die wichtigste Literatur zur Don Juan-Legende wird namhaft gemacht und auch der Übersetzungen gedacht.]

Ganivet, A., Spaniens Weltanschauung und Weltstellung. München, Georg Müller, 1921. 156 S. [Die vorliegende Schrift des freiwillig in Riga

aus dem Leben geschiedenen Verfassers enthält in etwas wirrer Anordnung manches, dem man widersprechen muß, aber daneben auch wirklich tiefe Ideen (s. S. 107). Sie muß uns Deutsche besonders sympathisch durch den Grundgedanken berühren, daß der Wiederaufbau Spaniens nur durch Konzentrierung seiner Energien auf das eigene Land und durch die Entwicklung eines selbständigen Geisteslebens erfolgen könne. Spanien, das während des Krieges eine echt neutrale Haltung beobachtet hat, scheint auf dem besten Wege zu sein, dieses Programm zu verwirklichen.]

Methode Gaspey-Otto Sauer. Spanische Gespräche (Diálogos castellanos), ein Hilfsbuch zur Übung in der spanischen Umgangssprache von C. M. Sauer und W. A. Röhrich. Fünfte Auflage, neu bearbeitet von Dr. Richard Ruppert y Ujaravi. Heidelberg, Groos, 1921. 178 S. [Praktisch angelegtes Buch. Besonders geglückt ist die 6. Abteilung, die 27 zum Teil recht unterhaltende Gespräche in der echten Umgangssprache bietet. Die Auswahl der jedem Gespräche vorangestellten Vokabeln hätte hier und da noch mehr erwogen sein können. Stellenweise vermißt man eine kurze erklärende Anmerkung unter dem Text. S. 112 unten schreibe *Pegli* für *Degli*.]

Portugiesisch.

Portugiesisch. Orig.-Meth. Toussaint-Langenscheidt. Unterrichtsbriefe, Kursus I von Luise Ey. [1921.]

Rumänisch.

Dacoromania, Buletinul 'Muzeului limbei române' condus de Sextil Puşcariu. Anul I, 1920/21. Cluj. Edit. Institutului arte grafice 'Ardealul', 1921. 608 S. [Das 'Museum' für rumänische Sprache an der Universität Cluj bietet hiermit den ersten Jahresband einer streng wissenschaftlichen Zeitschrift dar. Die zum Teil recht umfangreichen Artikel sind, wie das bei einem Herausgeber wie Puşcariu nicht anders zu erwarten war, alle gediegen und lehrreich und zeigen auch vollen Kontakt mit der Forschung des Westens, so daß für die Zukunft dieser Zeitschrift das Beste in Aussicht steht. Auffallend groß ist die Zahl der etymologischen Untersuchungen (im Vorbeigehen sei bemerkt, daß die Erklärung Bogreas von span. *ninguno* [S. 293] wenig für sich hat und auch nicht nötig ist, s. Pidal, Manual^2 § 128, 4 und Zauner, Altspan. Elem.-Buch^2 § 82). Unter den besprochenen Büchern finden sich auch solche, die andere romanische Sprachen betreffen, allerdings sind hier nur die von Puşcariu selbst herrührenden Anzeigen beachtenswert. Hoffentlich gelingt es, die äußere Ausstattung der späteren Bände zu verbessern. Der Druckfehler sind es allzu viele.]

Iordan, I., Diftongarea lui *e* şi *a* accentuaţi în poziţiile *ă, e*. Iaşi, 1921. 352 S. Lei 28.

Entgegnung und Antwort.

Auf S. B. Liljegrens Besprechung meiner Schrift '*Milton und das Licht*' (142 147) möchte ich im Interesse einer fördernden Kritik folgendes bemerken:

1. Es wird nicht der geringste Versuch gemacht, meine Theorie, die Beweisführung und die Folgerungen aus meinen Aufstellungen zu verstehen und darzustellen.

2. Sehr gefährlich ist die Lehre von den zwei Wahrheiten, eine für 'Philologen' (oder rechnet sich L. zu den 'Historikern'?) und eine für 'Psychiater' (soll wohl 'Mediziner' heißen). Die Psychiater, sagt L., 'mögen abmachen, ob der Beweis für Miltons Albinismus geleistet ist', für ihn ist die Sache schon im negativen Sinne erledigt. Er 'nimmt Anstoß' daran, und deshalb ist sie

falsch. Was wird nun, wenn die Mediziner tatsächlich den Beweis für erbracht halten? (Vgl. Klin. Monatshefte f. Augenheilkunde 1920, 971—2; Mitt. z. Gesch. d. Medizin u. Naturw. 1921, 90—1) Wird L. weiter 'Anstoß daran nehmen'?

3. Es ist nicht die Hauptaufgabe der Literaturforschung, Gründe zu erfinden, um notorische Geschichtsfälscher wie Macaulay, Carlyle und Masson zu entschuldigen. Es handelt sich nicht darum, Moralpredigten zu halten, sondern die Wahrheit zu ermitteln, selbst wenn diese harmlosen Gemütern unangenehm sein sollte. Ich bewundere die zwei erstgenannten vielleicht mehr als L., und zwar nicht zuletzt wegen der Kühnheit, mit der sie der Welt ihre Geschichtskonstruktion aufzudrängen wußten.

4. Wenn L. über die Porträte Miltons mehr weiß, als ich damals wußte, so kann er nicht behaupten, meine Theorie stünde mit deren Zeugnis in Widerspruch.

Dorpat. H. Mutschmann.

Auf Obiges einzugehen wäre zwecklos, da es auf verkehrter Deutung meiner Worte beruht.

Lund. S. B. Liljegren.

PB
3
A5
Bd.141-143

Archiv für das Studium
der neueren Sprachen

PLEASE DO NOT REMOVE
SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO
LIBRARY